image
not
available

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXIV.

(Januar — Februar — März 1903.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen,** C. Beck. — **Barcelona,** Libreria nacional y extranjera. — **Basel,** Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston,** Castor & Co. — **Budapest,** C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires,** Jacobsen Libreria. — **Bukarest,** Sotschek & Co. — **Chicago,** Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** J. G. Krüger. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania,** Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench. Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern,** Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. Prell & Eberle. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria nacional y extranjera. — **Mailand,** Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo,** Jacobsen Libreria. — **Moskau,** J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel,** Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York,** G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa,** Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** Krahe & Cia. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro,** Laemmert & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. — **San Francisco,** Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm,** C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama,** Winckler & Co. — **Zürich,** C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundvierzehnten Bande (Januar — März 1903).

Seite

I. Refugium peccatorum. Roman von **Ossip Schubin.** Drittes Buch. III./XII. (Schluß) 1

II. Maurice Maeterlinck. Von **A. von Hartmann** . . . 41

III. Die Literatur des alten Indien. Von **H. Oldenberg.** V./X. (Schluß) 57

IV. Aus den Memoiren von August Schneegans. I. Stimmungen und Bestrebungen der Straßburger Bevölkerung während der Belagerung 1870 89

V. Mary Delany. Ein Lebensbild aus dem achtzehnten Jahrhundert. Von **Marie von Bunsen.** IV./VI. (Schluß) . . 112

VI. Der Ausstand der pennsylvanischen Grubenarbeiter und die Trustfrage in den Vereinigten Staaten. Von **M. von Brandt** 131

VII. Noch einmal: Heinrich von Herzogenberg. Von Dr. **Ernst Hauptmann** 144

VIII. Politische Rundschau 147

IX. Zur Religionsphilosophie. Von **M. Scheler** . . . 152

X. Literarische Notizen 155

XI. Literarische Neuigkeiten 157

XII. Ein Idealist. Novelle von **Paul Heyse** 161

XIII. Moltkes Operationsplan zu einem Kriege gegen Frankreich aus dem Jahre 1859. Von **J. von Verdy du Vernois** 199

XIV. Ein unbekannter Brief Goethes aus Rom. Mit Erläuterungen von **Bernhard Suphan** 213

XV. Schumann und Brahms. Von **Max Kalbeck** 231

XVI. Die sittliche Macht des Christentums. Von **Otto Pfleiderer** 259

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVII. Aus der Berliner Hofgesellschaft der Jahre 1805 und 1806. Tagebuch-Aufzeichnungen einer jungen Dame. I. 273
XVIII. Deutsches Bankwesen. Rückblicke und Ausblicke. Von **Richard Ehrenberg** 295
XIX. Politische Rundschau 308
XX. Weltgeschichte in Charakterbildern. Von **Rudolf Eucken** 313
XXI. Die Popularisierung der Naturwissenschaften. Von Dr. **L. Heck** 316
XXII. Literarische Notizen 318
XXIII. Literarische Neuigkeiten 319
XXIV. Auf den Trümmern von Akragas. Eine Mär von **Ernst von Wildenbruch** 321
XXV. Moltkes Operationsplan zu einem Kriege gegen Frankreich aus dem Jahre 1859. Von **J. von Verdy du Vernois.** II. (Schluß) 344
XXVI. Das energetische Weltbild. Von **J. Reinke** 358
XXVII. Aus der Berliner Hofgesellschaft der Jahre 1805 und 1806. Tagebuch-Aufzeichnungen einer jungen Dame. II. (Schluß) 376
XXVIII. Aus den Memoiren von August Schneegans. II. Die Nationalversammlung in Bordeaux und die Abtretung des Elsasses 388
XXIX. Die Witwenverbrennung in Indien. Von **Richard Garbe** 417
XXX. Über die Bedeutung nationaler Seekabel. Von Dr. **Richard Hennig.** I./IV. 437
XXXI. Der Pelz. Von **Hans Hoffmann** 453
XXXII. Politische Rundschau 466
XXXIII. Biographische Denkmale. Von **Erich Schmidt** 471
XXXIV. Graf Keyserling. Von **Arend Buchholtz** 474
XXXV. Literarische Notizen 477
XXXVI. Literarische Neuigkeiten 479

Refugium peccatorum.

Roman
von
Ossip Schubin.

(Schluß.)

III.

Eine schwebende Frage beschäftigte Lukava, beschäftigte zum mindesten seine momentan maßgebendsten Bewohner Edith, Ernst und die liebenswürdige alte Gräfin Lornitz, an dem Abend vor dem von Jaroslav geplanten Fest. Sollte man zu dem Fest mit dem Postzug, d. h. vierspännig fahren oder nur zweispännig?

Gräfin Lornitz, welche noch aus der Zeit stammte, in der die Straßen schlecht und Viererzüge selbstverständlich gewesen waren, stimmte für den Postzug, und zwar nur aus besorgten „alten Damengründen", denen jegliche Ostentation gänzlich fern lag. „Ihr kommt euer Lebtag nicht zweispännig bis zur Burg hinauf," behauptete sie.

Edith neigte auch nach der Seite des Viergespanns, aber nicht aus so anspruchslosen Gründen wie die alte Gräfin. Der Gedanke, mit besonderem Glanz vorzufahren, lockte sie. Ernst stimmte für den einfachen Zweispänner. „Deine Rappen sind sehr stark, Mama," behauptete er, „und der Weg zur Burg ist nicht schlecht. Jaro wird gar nicht wissen, wo die vielen Pferde unterzubringen, und da ohnehin die halbe Nachbarschaft vierspännig angerast kommen wird, so ist es nur billig, daß wir den Wirrwarr nicht unnötig vergrößern."

„Aber eben weil die halbe Gegend gewiß vierspännig einrückt, sehe ich nicht ein, warum wir zurückstehen sollen!" rief Edith.

„Dietzi!" Ernst fing an zu lachen. Er saß rittlings auf einem Sessel, auf dessen Lehne er seine beiden Arme gestützt hielt und den er jetzt mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des männlichen Geschlechts gegen Parkette und Teppiche etwas näher an seine Schwester heranschob — „ist dir wirklich darum zu tun, die Nachbarschaft zu verblüffen? Ich finde, heutzutage sind

Viererzüge Sport — oder ‚Pflanz‘; sie sind lustig, wenn man selber kutschiert, vor einem Mail oder Break, der mit einer möglichst zahlreichen und fröhlichen Gesellschaft besetzt sein muß — nun, ich hoffe, daß ich noch öfters die Gelegenheit haben werde, euch beide“ — er sah von seiner Schwester zu Marinja hinüber — „unter solchen Umständen zu fahren; aber ein Postzug vor einer Viktoria hat keinen Sinn. Mit der Bequemlichkeit geht heutzutage die Anspruchslosigkeit Hand in Hand. Ich bleib beim Zweispänner. Übrigens haben wir Marinja noch nicht um ihre Meinung gefragt. Was denkst du, Schatz? Hast du irgend einen besonderen Wunsch in dieser Sache? Du weißt, Bräuten läßt man auch unvernünftige Wünsche durchgehen, Schwestern gegenüber —“ hier lächelte er Edith gutmütig zu — „Schwestern gegenüber waltet der Verstand nüchterner!“

„Aber Ernst — was sollte ich denn für eine Meinung haben?“ murmelte Marinja. Sie spielte eine Partie Halma mit der alten Gräfin und schien sehr vertieft in diese Beschäftigung. Sie trug ein blaßrotes Foulardkleid, das ihr erst unlängst die Kammerjungfer Ediths gemacht hatte, und dazu ein überaus duftiges, leichtes, über der Brust gekreuztes weißes Tuch. Ein breites, schwarzes Band umschlang ihren leicht entblößten Hals. In ihren feinen rosa Ohrläppchen blitzten zwei sehr große Diamanttropfen, die ihr Ernst geschenkt hatte.

„Sieht sie nicht aus wie ein Bild?“ flüsterte Ernst der Schwester zu; „man möchte Gainsborough aus dem Grabe wecken, damit er sie malt!“

Edith nickte und fing gleich darauf an, mit Ernst weitausgreifende Mutmaßungen in bezug auf die von Jaro geladenen Gäste auszutauschen. Würden die dort sein — und die? —

Nur mit halbem Ohr horchte Marinja, ebenso wie sie nur mit halber Aufmerksamkeit an dem Spiele teilnahm. — Sie war die letzten Tage viel heiterer gewesen, hatte Ernst mit ihren zärtlich mutwilligen Einfällen entzückt; auch in ihrem Innern war sie ruhiger, seitdem sie sich vorgenommen hatte, zu schweigen und glücklich zu sein. Aber jetzt plötzlich hatte sich die, wie sie wähnte, bereits überwundene Qual von neuem gemeldet; ein unbeschreibliches, körperliches Mißbehagen, ein leichter Fieberschauer, das Angstgefühl, das bei einem Epileptiker einem Anfall vorangeht und das bei Marinja immer das peinlich deutliche Auftauchen irgend einer längst vergangenen Episode aus den Tiefen ihres Gedächtnisses einleitete.

Während um sie herum beratschlagt wurde, ob es denn überhaupt möglich sei, zweispännig bis zur Burg Slavin zu gelangen, schwebte ihr plötzlich der heiße, staubige Frühlingstag vor, an dem sie als Kind mit ihrer Mutter zu der Burg hinaufgepilgert war, kurz nachdem ihr die Mutter das Märchen vom klagenden Wasser erzählt hatte. Sie waren zu Fuß gegangen drei volle Stunden, einen heißen, steilen, staubigen Weg, und hatten das große Märchenbuch und einen Korb voll Kuchen mitgeschleppt; aber als sie endlich das Ziel ihrer beschwerlichen Wanderschaft erreicht, waren sie beide viel zu müde gewesen, um noch Märchen oder Kuchen genießen zu können. Beide hatten sie dann da gesessen wie vernichtet in dem Wallgraben, unter einem großen Holunder-

busch. Die Mutter hatte ihren stumpfen, stieren, an allem vorübersehenden Blick. Marinja war jämmerlich zu Mute gewesen, schließlich hatte sie angefangen zu weinen, aus Müdigkeit und aus Enttäuschung. Sie hatte sich auf den Ausflug gefreut und hatte jetzt nichts davon als wunde Füße und einen schmerzenden Kopf. Da hatten sich die stumpfen, leeren Augen der Mutter mit Mitleid gefüllt; sie hatte das Kind an sich gezogen und ihm die Schläfen gestreichelt und den Hals. Dann hatte Marinja den Kopf in den Schoß der Mutter gelegt und war eingeschlafen. Das war das Schönste gewesen von der ganzen Landpartie.

Da rief sie Ernsts Stimme in die Gegenwart zurück. „Aber Marinja," bemerkte er lachend — er war jetzt hinter seine Braut getreten und sah ihrem Spiel zu — „wie kannst du dir denn diesen Zug entgehen lassen, eine so vorzügliche Halmaspielerin wie du?" Er griff über ihre Schulter hinüber, um an einem der kleinen Figürchen zu rücken, dabei streifte seine Hand leicht ihre Wangen. „Was ist dir denn — du fieberst ja, Marinja!" rief er besorgt. Sie lächelte zu ihm empor; — „es ist nichts, Ernst," murmelte sie, „ein wenig Lampenfieber, Angst vor dem morgigen Fest. Ich bitte dich, es ist doch keine Kleinigkeit für mich, so zum ersten Male deinem weitesten und engsten Bekanntenkreis vor die Augen zu treten!" Dann, da die alte Gräfin mit feierlicher Siegermiene einen letzten Zug machte, fügte Marinja hinzu: „Ich glaube aber doch, es ist das beste, ich lege mich heute etwas früher zu Bett, um morgen so recht auf dem Posten zu sein!" Damit erhob sie sich, küßte ihre liebenswürdige, alte Freundin auf die Stirn und reichte Edith die Hand.

„Ich will dir deinen Leuchter hinauftragen," rief Ernst, indem er sich anschickte, mit ihr das Zimmer zu verlassen.

„Ist nicht nötig, es brennt ja immer eine Lampe in meinem Zimmer," wehrte sie ihm schalkhaft.

„Aber ich darf dich doch begleiten, Marinja — nur bis an deine Tür!"

„Soll ich mitgehen," fragte, wie gewöhnlich eine verheerende Bereitwilligkeit an den Tag legend, Edith.

Gräfin Ida hielt sie zurück; „laß sie," flüsterte sie ihr zu, als sich das Brautpaar entfernt hatte, „er will ihr ja doch nur ungestört einen Kuß geben! Gönn ihnen die paar beseligenden Torheiten. So schön wie jetzt wird ihnen das Leben kein zweites Mal lachen. Wer weiß, was die Zukunft für sie in Bereitschaft hält. So sehr sich mein unvernünftiges Herz auch an der Liebe dieser zwei herrlichen, jungen Menschen freut, kann ich mir's doch nicht verhehlen, daß diese Heirat ein fürchterliches Wagestück ist."

IV.

Die einschmeichelnde Wärme des letzten Kusses, mit dem ihr Ernst gute Nacht gewünscht hatte, noch auf den Lippen, schritt Marinja über die Schwelle ihres Stübchens und schloß die Türe hinter sich zu. Aus dem Korridor tönte seine Stimme: „Gute Nacht, Geliebte!" Dann verhallte sein Schritt.

Sie wußte, daß er jetzt hinunter in den Garten eilen würde, um noch vor ihren Fenstern auf- und abzuwandern und, wenn er sie erblickte, Liebesworte

zu flüstern und Blumen hinaufzuwerfen. Sie schleppte sich an die Fenster und beeilte sich, sie zu schließen. Als sie in das Zimmer zurücktrat, zitterte sie dermaßen, daß sie sich an einer Stuhllehne festhalten mußte, um nicht umzusinken; dabei hefteten sich ihre Augen auf etwas Weißes, Duftiges, das einladend auf einem Sofa ausgebreitet lag — das weiße Batistkleid, das die Gräfin Lornitz ihr für das morgige Fest geschenkt hatte und das von Edith brieflich bei der Spitzer in Wien bestellt worden war. Es mußte erst spät am Tage angelangt sein, und die liebenswürdige alte Frau hatte es heimlich hier ausbreiten lassen, um sie mit einer kleinen Überraschung zu erfreuen.

Marinja trat näher, betastete das Kleid — ein Wunder von einem Kleid, ein Traum, ein Gedicht. Schon wandelte sie die Lust an, hinein zu schlüpfen und in der duftigen Pracht vor den Spiegel zu treten. — Da — ein heftiger Schmerz in der Herzgegend, und dann ein Strom von Tränen, begleitet von einem krampfhaften Schluchzen, das ihr die Brust wund stieß und sich nicht stillen lassen wollte. Sie haßte das schöne Kleid. Jedes armselige, kleine Fähnchen, das ihre Mutter in den alten, traurigen Zeiten für sie zusammengeschneidert hatte, jedes mühsam zusammengesparte, dürftige Geschenk, jede schwermütig innige Liebkosung der Mutter fiel ihr ein.

Die Schuld der Mutter war plötzlich vergessen. Sie sah nicht mehr die Sünde der Mutter neben ihrer eigenen Reinheit — nein, nur das unsägliche Leid der Mutter sah sie neben ihrem Glück.

„Es ist umsonst — umsonst," schluchzte sie vor sich hin, „alles ist umsonst; ich kann nicht vergessen und ich kann nicht fertig werden mit mir!"

Die ganze Woche hatte sie gegen ihre edlen Triebe mit aller Gewalt gekämpft, die sie in sich aufbringen konnte, mit viel zäherer Beharrlichkeit, als sie je einer Versuchung zum Bösen Widerstand geboten. Wenn ihr die bevorstehende Begegnung mit dem Abbé Lornitz eingefallen war, hatte sie die Zähne aufeinander gebissen und sich feindselig gegen seinen Einfluß gerüstet, fest entschlossen, ihm ihr Geheimnis nicht preiszugeben.

Sie hatte nicht mehr gebetet, sie hatte sich von dem Gedanken an Gott abgekehrt wie vor etwas zugleich Leerem und Feindseligem; ihrem Gewissen, wenn es sich melden wollte, hatte sie schroff geboten zu schweigen, wie einem unberufenen und aufdringlichen Ruhestörer, und wenn das Mitleid in ihr erwachte, hatte sie es mit Sophismen zu betäuben versucht. Die Welt könne ja doch nicht bestehen, wenn man allen mitleidigen Regungen Rechnung tragen würde, hatte sie sich gesagt. Die Menschheit ist darauf angewiesen, zu töten, zu zerstören, um sich zu erhalten. Das Mürbe, Häßliche, Faule muß fallen, um dem Starken, Schönen, Gesunden Platz zu gönnen, sich zu entfalten. Sie hatte alles Gute und Weiche, das sich immer wieder in ihr regen wollte, als Schwäche verdammt. Aber zu was hatte das alles geführt als zu dieser gänzlichen qualvollen Niederlage — zu dem Zusammenbruch jeder Widerstandskraft!

Endlich legte sie sich nieder und schluchzte verzweifelnd in ihr Kopfpolster hinein aus Angst, jemand könne sie hören; sie schluchzte, bis sich ihre Gedanken

verwirrten und ein unruhiger Schlaf über sie gekommen war, der Schlaf, den sie so gut kannte, der anstatt Linderung und Stärkung zu bringen, nur das Bewußtsein ablöste durch einen Fiebertraum.

Im Einschlafen hörte sie wieder das Rauschen, das schon so oft ihre Nächte beunruhigt hatte, das Rauschen rasch hinfließenden Wassers; dann sah sie einen breiten, blauglänzenden Strom. An dem einen Ufer des Stromes war es kahl und kalt, dort lag grauer, schmutziger Schnee, der im Sumpf zerfloß, und mattes, durch Nebel sickerndes Winterlicht. Auf dem anderen Ufer blühte der Frühling. Durch die rosigen Zweige eines Apfelbaumes, den der April geschmückt hatte, schimmerte eine märchenblaue Ferne. Auf taugetränktem, smaragdgrünem Rasen lagen noch die Goldschleier, welche die aufgehende Sonne von sich hatte niedergleiten lassen, ehe sie am Himmel emporstieg. Auf dem traurigen, kahlen Ufer stand Marinja, die Füße im Schnee. Drüben stand Ernst und winkte ihr. Ein schwanker Brettersteg spannte sich über den Strom zwischen beiden. Marinja betrat ihn. Sie hatte es sehr eilig, zu Ernst zu gelangen; aber wie sie sich auch mühte, einen Fuß vor den anderen zu setzen, kam sie doch nicht von der Stelle. Ihr war's, als schleppe sie etwas Heißes, Schweres in ihrer Brust mit sich fort; es war ihr eigenes Herz. Es wurde schwerer, schwerer. Wie schwer! Und wie weh es tat! Sie konnte nicht mehr weiter und hatte doch erst die Mitte des Steges erreicht. Die Bretter gaben nach — die Last war zu groß — Marinja hatte Angst, die Brücke würde zusammenbrechen unter ihr. Es war das Mitleid, welches ihr Herz so schwer machte. Sie fühlte es deutlich. Sie haßte das Mitleid. Aus der Tiefe rief eine Stimme: „Reiß dein Herz aus der Brust — wirf's fort, sonst bist du verloren!“ Und sie griff nach ihrem Herzen, um es aus ihrer Brust herauszureißen. Aber sie konnte nicht.

Und wieder drohte und forderte die geheimnisvolle Stimme.

Aber sie griff nicht mehr nach ihrer Brust — sie konnte das Herz nicht hergeben und sie wollte auch nicht. Denn ihr Glück wohnte darin beisammen mit ihrem Leid; und wenn sie ihr Herz hergab, gab sie beides.

So stand sie auf dem schwankenden Steg über dem schwarzen, zornigen Wasser, gerade in der Mitte des Stromes. Drüben blühte der Frühling.

Noch einen Schritt tat sie vorwärts, unsäglich mühsam. Da brach der Steg unter ihr. Sie sank . . . sank . . . das grausame Wasser umrauschte sie. Krampfhaft nach Atem ringend, war sie erwacht.

V.

„Was macht der Barometer, Mama? Weißt du's zufällig?“ fragt Ernst seine Stiefmutter.

„Steigt!“

„Schade!“ murmelt Ernst.

„Warum?“

„Da wird uns schließlich doch nichts übrig bleiben als zu fahren. Als es jetzt noch einmal zu regnen anfing, hoffte ich schon, endlich definitiv zu Hause bleiben zu können.“

Bereits zu dem Ausflug gerüstet, befindet sich Ernst mit seiner Stiefmutter in dem Billardzimmer, einem ziemlich finsteren, mit imponierend ernsten Bücherschränken verkleideten Raum, und erprobt seine Geschicklichkeit an den roten und weißen Elfenbeinbällen. Eigentlich läßt er nur seine schlechte Laune an den Bällen aus. Denn schlecht gelaunt ist er, und zwar so schlecht, als es nur ein von Glück und Entzücken reizbar gemachter Bräutigam sein kann. In der letzten Viertelstunde hat er dreimal sein Monocle eingesetzt, was bei ihm den Höhepunkt von Nervosität und Verdrießlichkeit verrät. Dann fährt er fort, die Bälle auf dem grünen Tuch herumzujagen.

„Aber Ernst," ruft lachend die alte Gräfin, „was hat dir denn das arme Billard getan! Du stößt nächstens Löcher hinein."

„Verzeih, Mama!" murmelt er und stellt sein Queue gegen die Wand. Dann sich in einem amerikanischen Schaukelstuhl ausstreckend, klagt er: „Wenn's nur keine Unterhaltungen gäbe! Vier Meilen fahren, um des erhabenen Vergnügens willen, sich von den versammelten Eingeborenen anstarren und durchhecheln zu lassen! Tierquälerei das ganze Fest. Begreife nicht, daß es mir an Energie gefehlt hat, Jaro seinen Einfall auszureden."

„Jaro hat's sehr gut gemeint," versichert Gräfin Lornitz etwas aufgebracht und sofort in die Schranken tretend für ihren Neffen.

„Das wissen wir, Mama," erklärt Ernst gutmütig, „wir kennen und schätzen das Slavinsche Blut; und ich war ja auch ganz und gar in mein Schicksal ergeben — nur als es heute vormittag so wunderschön regnete, fing ich an zu hoffen, daß ich durchschlüpfen könne, ohne Jaro zu verletzen. Unglücklicherweise heitert sich's auf. Nun, mein Trost ist, daß wir in jedem Fall die Hälfte des Festes geschwänzt haben, den feierlichen Empfang der Gäste und die Besichtigung der Burg. Wir kommen knapp vor dem Souper. Nachher soll noch getanzt werden — nicht, Mama? . . . Kann Marinja tanzen?"

„Marinja — ausgezeichnet! Ich habe sie immer zu den Tanzstunden meiner Mädchen zugezogen in Wien, sie wurde den anderen Schülerinnen oft als Beispiel hingestellt. Freilich mag sie seit der Zeit etwas aus der Übung gekommen sein."

„Armer Narr," murmelt Ernst, „ich begreife nicht, daß ich sie so lange im Schatten stehen ließ. Eigentlich war ich schon in sie verliebt, als ich sie nach Lukava brachte!"

„Mein lieber Ernst, das bildest du dir nachträglich ein!" entgegnet ihm, nachsichtig lächelnd, die alte Frau. Er aber besteht auf seiner Behauptung. Dann ungeduldig nach der Tür sehend, fragt er: „Wo ist denn Marinja?"

„Sie ist sich ankleiden gegangen!"

„So — schon," murmelt Ernst.

„Nun, du hast ja selber entschieden, daß es besser wäre, sich auf alle Fälle zu rüsten," erwidert ihm die alte Dame.

„Und Edith, wo ist die?"

„Steht dabei, während Marinja sich ankleidet und dirigiert die Kammerjunger, segnet die Veranstaltung," scherzt die Gräfin; „da sie es war, die das

Kleid für Marinja bestellt hat, fühlt sie sich verantwortlich für den Eindruck, den Marinja darin machen wird."

„So!" Ernst streckt die Hand aus nach einer Zigarette, die er von einem neben ihm stehenden kleinen Rauchtisch nimmt. „Edith ist von einer erstaunlichen Dienst- und Opferbereitschaft. Ich rechne ihr das ja hoch an. Wenn sie nur nicht so ganz und gar davon überzeugt wäre, daß nie irgend etwas zu stande kommen könnte ohne sie. Ich möchte wissen, ob sie sich schon die beiden Gängelbänder angeschafft hat, mit denen sie Marinja und mich gehen lehren wird, bis wir verheiratet sind."

Da öffnet sich die Tür — zwei helle Frauengestalten treten in das braunvertäfelte Zimmer, und mit dem feierlichen Stolz eines Künstlers, der ein von ihm gefertigtes Meisterwerk präsentiert, nimmt Edith das junge Mädchen bei der Hand und ruft: „Bist du zufrieden, Ernst?"

Ernst blickt auf. Daß seine Braut schön ist, weiß er; aber daß ihre Schönheit durch Toilettenkünste noch gewinnen könnte, hat er bis jetzt nicht geglaubt. Er muß selbst eingestehen, daß er sich hierin geirrt hat. So schön wie heute hat er sie noch nie gesehen. Wie ein duftiger Schleier fließt der reich von Spitzeneinsätzen durchbrochene, durchsichtige indische Mousselin über das seidene, blaßrosa Unterkleid. Ein weißer Gürtel, von einer diskret altmodischen Diamantschnalle gehalten, umfaßt die Taille. Marinjas Augen leuchten aus dem Schatten eines großen, malerischen, schwarzen Federhutes heraus.

„Alle Achtung, Edith — ist das dein Werk?" ruft Ernst, dem der Anblick seiner Braut geradezu den Atem benommen hat.

„Bis zu einem gewissen Grade," erwidert Edith; „doch muß ich gestehen, daß Marinja viel persönlichen Geschmack beweist. Den Hut hat sie sich selber so kleidsam zurechtgebogen, und im allerletzten Moment hat sie die Ärmel geändert."

„Selbst?" fragt Ernst.

„Ja, selbst," sagt Marinja; „wundert dich's, daß ich dazu im stande bin?"

„Von dir wundert mich nichts," versichert er ihr. Er hält sie jetzt bei beiden Händen und betrachtet sie mit gerührter Bewunderung. „Aber was ist das? Tränen? . . . Marinja, mein Engel! Ich dachte, du freust dich auf das Fest!"

„Gewiß freut sie sich, sie ist nur ein wenig eingeschüchtert!" versichert die Gräfin Lornitz.

„Lampenfieber, Unsinn!" verweist ihr Ernst; „was brauchst du dich eingeschüchtert zu fühlen, meine Königin!"

„Es ist nur . . . ihr werdet ja doch Mühe haben, meine Anwesenheit bei dem Fest zu erklären," stammelt Marinja. Worauf Ernst mit seiner wohltuenden, sympathischen Schroffheit erwidert: „Wir werden gar nichts erklären, wir werden den Menschen, ohne viele Worte darüber zu machen, beweisen, wie wir dich lieben und achten — den Vers zu der Situation können sie sich dann selber schmieden!" Noch einmal nimmt er ihre Hände, die sie ihm indessen entzogen hatte. „Wie trocken deine Hände sind und wie sie glühen —" ruft er besorgt.

„Bräutliche Aufregungen," scherzt Edith; „sie magert ja ab, daß man besorgt werden könnte. Das Kleid, welches die Spitzer nach einer noch vor zehn Tagen vorzüglich sitzenden Taille angefertigt hat, schlottert an ihr. Bei der losen Machart merkt man es nicht — gottlob sieht sie sehr gut aus trotzdem!"

„Sie sieht nicht gut aus, nur sehr schön —," bemerkt Ernst, der jetzt mit einem tiefen, besorgten Blick das schmale Gesicht seiner Braut durchforscht. „Und immer noch die Traurigkeit in den Augen, mein Herz? Soll mir's denn nicht gegeben sein, den Schatten zu verscheuchen?"

Rasche Räder rollen unten über den Kies und halten vor dem Schloßportal.

„Der Josef ist schon vorgefahren!" meldet Edith, indem sie anfängt, ihre Handschuhe anzustreifen, während Ernst, noch immer in den Anblick seiner Braut vertieft, ihre Hände in den seinen hält.

„Meine lieben Kinder, wenn ihr schon einmal der Versuchung nicht widerstehen könnt, euch einen Kuß zu geben, so macht schnell," ruft die alte Gräfin, „aber wegschauen werde ich nicht, das sage ich euch im voraus. Ich sehe auf der ganzen Welt nichts lieber als zwei schöne, junge Menschen, die sich küssen!"

Gleich darauf gehen sie die Treppe hinab.

Vor dem Schloß steht, mit zwei feurigen Rappen bespannt, ein leichtgebauter, gelber Viktoria. Der Kutscher auf dem Bock in einfacher, aber vorzüglich sitzender dunkelblauer Livree, neben dem Wagen mit hilfsbereit ernstem Anstand, die Wagendecke über dem Arm, der Diener. Sie steigen ein. Der Diener schwingt sich auf den Bock. Die Pferde traben an, plötzlich hält der Kutscher: „Für den Herrn Grafen?" fragt er.

Ein Telegraphenbote tritt an den Wagen.

„Vielleicht wird das Fest abgesagt," mutmaßt Edith.

Doch schon hat Ernst seinen Namen auf den grünen Empfangsschein gekritzelt und das Telegramm erbrochen: „Kinder, eine gute Nachricht!" ruft er aus, „Alexander kommt morgen! Ah —" er schöpft einen tiefen Atemzug; dann läßt er den Blick träumerisch über seine Umgebung schweifen, über die tiefgrünen Rasenplätze und die alten Linden, die ihre Schatten darüber werfen.

Der Regen hat aufgehört, aber alles trieft vor Nässe, an jedem Blatt, an jedem Grashalm hängt ein Tropfen. Ein feuchter Duft, viel zu durchsichtig, um ein Nebel genannt zu werden, schwebt in der weichen, warmen Luft, alle Umrisse verwischend. Und durch den Duft, mitten zwischen die nassen Lindenzweige, sendet die Septembersonne ihre Strahlen. Aber unter den goldenen Sonnenstrahlen liegen die ersten trockenen Blätter, und irgend etwas Müdes, Unelastisches in dem leisen Rauschen der alten Linden verrät, daß die Natur, keines neuen Aufschwunges fähig, sich inmitten all der Pracht zum Sterben rüstet. Und wie Ernst mit jener Begeisterung, zu der Verliebte neigen, ausruft: „Herr Gott, ist das ein schöner Tag!" entgegnet ihm Edith: „Ja, aber ich fürchte, es ist der letzte!" Sie deutet auf den Telegraphendraht, der das Schloß mit dem etwas abseits liegenden Stall-

gebäude verbindet und auf dem sich eine lange Reihe aufgeregt zwitschernder Schwalben zusammengedrängt hat; und Marinja, die sehr blaß geworden ist, wiederholt halblaut: „Ja — der letzte!“

VI.

Alle guten Familien, selbst aus der entferntesten Nachbarschaft, hatten sich eingefunden. Über die polnische und ungarische Grenze waren sie herübergekommen, um an dem fröhlichen Fest teilzunehmen, das der übermütige, junge Graf Slavin veranstaltet hat. Seltsam genug war der Ort, den Jaroslav gewählt, um seine glänzende Gastfreundschaft darin zu entfalten: die finstere Burg, zu deren Füßen sich die sauberen und alltäglichen Gebäude der neueingerichteten Bierwirtschaft ausbreiteten. Zwischen dem alten Gemäuer und den neuen Baulichkeiten standen unter mächtigen Vogelbeerbäumen zahllose Tische, die sonst dicht von durstigen Ausflüglern besetzt zu sein pflegten, die aber heute alle von Jaroslav für seine Gäste reserviert worden waren.

Der Schenke gegenüber, mitten aus dem amethystfarbenen Heidekraut, erhob sich etwas Langes, mit Schindeln gedecktes, das wie eine Art Schuppen aussah und eigentlich ein Tanzsaal war. Einer bizarren Laune folgend, hatte Jaroslav den absonderlichen Raum nicht nur mit dem Slavinschen Wappen, sondern mit den Wappen aller derjenigen Damen, die in die Slavinsche Familie hineingeheiratet hatten, schmücken lassen. Alle diese Wappen liefen oben unter dem Dachbalken an der Bretterwand entlang, wo sie eine Art Fries bildeten. Das Slavinsche Wappen unterschied sich von den anderen durch seine imposante Größe und war der Tür gegenüber an der rückwärtigen Längswand angebracht. In allen vier Ecken befanden sich Bündel verschiedenfarbiger Fahnen. Die Vorderlängswand war von Fensteröffnungen unterbrochen, durch die die Luft frei hereinstrich. Fensterscheiben gab es nicht. Manchmal wurde der Saal von reicheren oder ärmeren Ausflüglern aus der weiteren oder näheren Umgebung gemietet zu irgend einem Tanzfest, ein anderes Mal von einem Gymnastik treibenden Verein, der in der hölzernen Halle ein Bankett veranstaltete. Heute aber war von etwas Derartigem keine Rede. Graf Jaroslav hatte das Fest aus eigener Machtvollkommenheit in Szene gesetzt, darum war es auch so glänzend ausgefallen wie noch nie ein Fest zu Füßen der alten Ruine, ja wie seit Menschengedenken kein Fest in der Umgegend überhaupt ausgefallen war.

Die Schatten der alten Buchen fielen bereits lang über das Heidekraut des Hochplateaus, von dem die Burg Slavin aufragte, als der Wagen aus Lukava endlich vorfuhr.

Jaroslav kam seinen Gästen mit einem zugleich angenehm überraschten und vorwurfsvollen Gesicht entgegen: „So spät! Ich hatte bereits ganz und gar das Kreuz über euch gemacht,“ rief er aus — „da ist die Freude, euch zu sehen, um so größer!“

„Das schlechte Wetter hatte uns aufgehalten,“ entschuldigte sich Ernst.

„Ich hatte mir's gedacht, drum freute ich mich sehr, als sich die Wolken in eurer Gegend lichteten. — Ça,“ seine Augen hefteten sich jetzt mit staunender

Bewunderung auf Marinja, die er bereits, ebenso wie Edith, mit einem flüchtigen Handkuß begrüßt hatte: „Mais c'est une révélation, Marinja — daß du so schön aussehen kannst, hätte ich nicht einmal von dir geglaubt!"

„Rühret, rühret nicht daran," wehrte Ernst der stürmischen Bewunderung des Vetters, „wir sind heute gar nicht beisammen, müssen geschont werden. Sage, Jaro, könnte Marinja nicht irgendwo ganz still ein halbes Stündchen ausruhen, before she faces the enemy?"

„Gewiß," rief Jaro, „der Fall ist vorgesehen, und da momentan alle meine Gäste in der Burg versammelt sind, wo ich eben im Begriffe stand, ihnen die schauerlichen Erlebnisse meines berühmten Namensvetters zu schildern, braucht sie sich vor dem Souper gar nicht zu zeigen. Ich bitte dich, Felix," wendete er sich an den kleinen Blinsky, der mit ihm gekommen war, die Ankömmlinge zu begrüßen, und der ganz im Gegensatz zu dem kümmerlichen Aussehen, mit dem er bei seinem letzten Besuch in Lukava allgemeine Besorgnis erweckt hatte, heute einen sehr frischen und vergnügten Eindruck machte; „ich bitte dich, sage meiner Schwester, aber ganz diskret, damit es die anderen nicht merken, daß das Detachement aus Lukava eingetroffen ist — sie wird die Damen in ihre Zimmer führen," und während der junge Mann dienstfertig davoneilte, erklärte Jaroslav seinen Gästen: „Meine Schwester Zdenka ist nämlich speziell von Belowka gekommen, um mir die Honneurs machen zu helfen und ihre Bekanntschaft mit Marinja zu erneuern. Sie behauptet, sich ihrer noch sehr gut zu erinnern, da sie Marinja ehemals öfters in Lukava getroffen hat."

Kurz darauf erschien Jaroslavs Schwester Zdenka, für die Allgemeinheit Gräfin Monzizka, da sie bereits seit mehreren Jahren den Namen eines reichbegüterten polnischen Edelmannes trug.

Sie war eine sehr schöne, etwas zu starke Frau mit ausgeprägtem Slavinschen Familientypus. Die Verwandtschaft mit Marinja war unverkennbar. Es war Marinja in gesicherter Vornehmheit und blühender Gesundheit — Marinja ohne Romantik, ohne den traurigen Hintergrund ihrer Vergangenheit, ohne die Verklärung ihres großen, mit einem tiefen Schmerz ruhelos kämpfenden Glücks. Sie begrüßte die schöne, blasse Braut auf das herzlichste, umarmte sie und sprach sie sofort mit „du" an. Man konnte nicht freundlicher sein. Dann führte sie sie in eines der Zimmer des sauberen Wirtshauses, das ebenso wie draußen die Tische von Jaroslav reserviert worden war.

„Da, meine Liebe," rief die Gräfin, „leg' dich ruhig nieder. Wir wollen dich allein lassen, Edith und ich — nur ein Glas Sherry und ein Sandwich will ich dir heraufschicken. — Schau, wie reizend die Aussicht ist! Soll ich das Fenster schließen?" Zdenka Monzizka gehörte zur neuen Generation, welche stolz darauf ist, unter Umständen Türen und Fenster selbst schließen zu können. — „Nein? Du willst nicht — du hast recht, hereinsehen kann niemand, und die Luft ist köstlich. Ich ruf dich zu rechter Zeit zum Souper."

Marinja freute sich, wenigstens ein Weilchen allein bleiben zu können. Nur mit widerstrebender Angst gedachte sie des Augenblicks, wo sie sich unter die Gäste würde mischen müssen.

Das Zimmerchen mit seinen weißgestrichenen Wänden und einfach gewaschenen Dielen roch nach Kalk und Fichtenholz und heimelte sie an. In seiner einfachen Kahlheit und Sauberkeit erinnerte es sie an eine Klosterzelle; ein Gefühl der Beruhigung, der Geborgenheit überkam sie. Aber von draußen drangen die Stimmen des Lebens, die Stimmen der Freude, des Übermuts, des herzlosen, herausfordernden Spotts, die Stimmen der Jugend, die, noch nie von einem großen Leid, von einer herben Entbehrung getroffen, die Heiligkeit des Schmerzes, der Armut und der Gebrechlichkeit nicht erkannt hat.

Marinja trat etwas näher an eines der Fenster und sah hinab.

Sie kamen aus der Burg, ein fröhlich hin und her flatternder Schwarm, junge Mädchen und junge Frauen in hellen, duftigen Kleidern, dazwischen junge Männer, viele von ihnen in der hellblauen Uniform des in der Nähe garnisonierenden Dragonerregiments. Jeder hatte einen anderen Scherz auf den Lippen, man bombardierte sich gegenseitig mit Witzen über die verstoßene Scharka und den treulosen Jaroslav. Ein Paar gesetztere Persönlichkeiten trachteten hie und da, Einhalt zu tun, aber der Übermut herrschte vor. Es war, als ob es auf der ganzen Welt keine komischere Geschichte gegeben hätte, als die Sage vom klagenden Wasser. Endlich wurde das Gesumme schwächer und schwächer, verlor sich schließlich draußen ganz. Eine Weile hörte man dann Hin- und Herhuschen im Gang, Herren und Damen suchten ihre Zimmer auf, um sich für den Abend vorzubereiten.

Dann war alles still. Marinja schöpfte einen tiefen Atemzug. Immer noch stand sie an dem Fenster und, von den gesteiften, weißen Mullgardinen versteckt, blickte sie hinaus.

Die Farben waren alle gestorben, alles erschien schwarz, grau oder matt weißlich, als hätte die Erde plötzlich Trauer angelegt. Die Überreste der Burg Slavin ragten dunkel in den blassen Himmel hinein und fast ebenso dunkel, nur weniger starr, zeichneten sich die mächtigen Umrisse der das Hochplateau umgrenzenden Wälder.

Nach und nach verlor der Himmel seine sanfte, kränkliche Bläße. Sein an matten Perlenschimmer erinnerndes Weiß verwandelte sich in ein tiefes, sammetweiches Blau, aus dem tausend Sterne hervorglänzten. Die Luft war kühl und unaussprechlich süß, von all den schwermütig einschmeichelnden Düften geschwängert, mit denen der September den müden Sommer betäubt; der Duft des kleinblütigen Herbstginsters herrschte vor, jener wundersame Duft, in dem sich der wehmütige Hauch des absterbenden Laubes mit der Erinnerung an ins Leben stürmende Frühlingsblüten mischt.

Über das Rauschen der Wälder herüber tönten die Kirchenglocken, die das Aveläuten anstimmten. Marinja hatte sich immer seltsam berührt gefühlt durch den Klang der Glocken, schon als Kind, besonders als Kind. Sie hatte ihn erst für eine einfache Naturerscheinung gehalten, wie das Rauschen der Wälder, Donner oder Sturm. Ihre Mutter hatte sie eines Besseren belehrt,

hatte ihr gesagt, die Glocken seien die Stimme Gottes. Auf Marinja, welche das im wörtlichen Sinne aufgefaßt, hatte das einen tiefen Eindruck gemacht, und sie hatte gefragt, wann sie denn im stande sein würde, die Sprache Gottes zu verstehen? Worauf die Mutter ihr die Antwort gegeben, die man allen Kindern auf unbequeme Fragen erteilt: „Bis du groß bist!"

Marinja lächelte bitter. Je größer, je älter, je gedankenreifer sie geworden war, um so weniger hatte sie es vermocht, die Sprache Gottes zu verstehen. Jetzt versuchte sie es gar nicht mehr. Der ganze Gottbegriff schien in unendliche Fernen gerückt, und doch sehnte sie sich gerade danach, wie nach nichts anderem.

Da hörte sie unten Schritte — mitten durch ihre Müdigkeit schoß es wie ein elektrischer Strom. Das war sein Schritt — jetzt vernahm sie auch seine Stimme.

„Der Felix scheint wieder ganz und gar auf dem Posten," bemerkte er.

„Ja, Gott sei Dank, nächstens werde ich ihn, als ‚geheilt entlassen', dem Regiment zurückstellen," erwiderte die Stimme Jaroslav Slavins. Hinter dem Vorhang versteckt, erblickte Marinja jetzt die beiden Männer. Ernst hatte sich seitwärts auf einen Stuhl niedergelassen, die verschränkten Arme auf die Lehne stützend. Jaroslav saß halb auf der Kante eines der in die Erde gerammelten Tische.

Die Dämmerung verdichtete sich immer stärker. Aber aus den großen, unverglasten Fensterlöchern des ländlichen Speisesaales, in dem die Vorbereitungen für den Abend getroffen wurden, drang Licht und malte viereckige, gelbe Flecke auf den roten Kies.

„Was hat denn die schreckliche Person dazu bewogen, dem armen Buben Ruhe zu geben?" fragte Ernst. „Eine genügende Abfertigung oder ein neues Engagement?" Er hatte sich eine Zigarette angezündet. Der feine, aromatische, weltliche Duft schwebte über den schwermütigen Ginster- und Waldgeruch hin. Marinja haßte in diesem Moment den feinen Duft, sie haßte Ernst wegen seiner leichtfertigen Frage. Jaro zögerte ein wenig mit der Antwort. Endlich erwiderte er: „Aufrichtig gesagt, als gar kein Absehen von der Geschichte war, hab ich die Person einmal ins Gebet genommen. Ich hab's mit der Abfertigung versucht, natürlich; aber kaum, daß ich zwei Worte mit ihr gewechselt hatte, wußte ich, daß es damit nicht getan war. Die Sentimentalität gehört ja nicht zu meinen hervorragendsten Eigenschaften. Aber die Person dauerte mich. Die Zudringlichkeit, mit der sie den armen Felix behelligt hatte, entstammte offenbar weder habgierigen noch erotischen Gründen. Mit all dem ist sie fertig — sie ist ja elend zum Umsinken. Sie hatte ihn wirklich gern gehabt, war ihm dankbar, weil — wie soll ich dir das klar machen — weil er, jung und unerfahren, ihr nicht mit dem Cynismus begegnet war, mit dem sich solche Kreaturen endlich abfinden müssen, bei dem sich die meisten von ihnen wohl fühlen. Die war eben anders. Die Zartheit, die kindischen, kleinen Rücksichten, die ihr der arme Bub bewiesen, hatten sie gerührt. Sie hätte sich vierteilen lassen für ihn, ihm die Hände und Füße küssen mögen, nur weil er sie wie eine Frau behandelt hatte, und nicht — wie das erste

beste Mittel zum Zweck. Als ich das merkte, lag ja alles weitere auf der Hand. Ich brauchte ihr nur klar zu machen, daß sie den Felix durch ihr Vorgehen zur Verzweiflung treibe, als sie mir schluchzend schwor, von ihren Verfolgungen ablassen zu wollen. Sie hat ihr Wort gehalten. Mir ist aufrichtig leid um sie."

Ernst räusperte sich. Seine Zigarette war ausgegangen. „Armes Ding! Es ist schrecklich, so angewiesen zu sein, von der Liebe zu leben, und auf alles eher Anspruch erheben zu dürfen, als auf ein wenig Teilnahme," murmelte er. „Es erinnert an die Matrosen auf den Segelschiffen, die bei Windstille verdursten müssen mitten im Meer ..." und nach einer Weile fügte er hinzu: „Und was ist aus ihr geworden — wohin ist sie?"

„Sie treibt sich noch immer in der Gegend herum, aber still, harmlos."

„Und von was lebt sie?"

Jaro zuckte die Achseln. „Wir haben natürlich versucht, sie zu unterstützen, aber das nützt nichts, — sobald sie eine größere Summe in die Hand bekommt, wird sie in einer Nacht damit fertig. Diese Art Geschöpfe tun's nun einmal nicht anders. Um sich zu bessern, müßte sich jemand finden, der sich ihr ganz widmet; dazu — fühle ich mich schließlich nicht berufen."

„Wie kämst denn du dazu," rief Ernst. „Aber hm . . . es ist doch ein ganz schauderhaftes Gefühl, das in einem zurückbleibt, wenn einem das Elend einmal so grade ins Gesicht gestarrt hat."

„Ja, solche Sachen sind zuwider," gestand Jaro; „aber man muß damit fertig werden; es geht nicht anders. Es ist die einzige Art, das Leben erträglich zu finden. Ich habe die Welt nicht gemacht und das Elend darauf nicht verschuldet; man kann billigerweise nicht von mir erwarten, daß ich's wegräumen soll. Alles, wozu ich mich verpflichtet fühle, ist: es nicht zu vermehren."

„Das ist schon etwas!" versicherte Ernst trocken.

„Ach, ich weiß ganz gut, daß meine Lebensauffassung schäbig ist, aber was willst du — von dem Sohn meines Vaters kann man nicht mehr verlangen." Dann nach einer Pause: „Siehst du, wenn ich meiner Phantasie die Zügel schießen ließe ... ich könnt's mit mir selber nicht mehr aushalten. Eines schönen Tages bin ich in eins von unseren Bergwerken hineingekrochen, in Galizien drüben, ganz tief hinunter, wo ich kaum mehr schnaufen konnte. Da ich nun einmal A gesagt, wollte ich nicht nur B, sondern auch Z sagen. Tagelang hab ich den Eindruck nicht loswerden können. Allerhand Narreteien hab ich in Szene setzen wollen, um das Los der Leute zu lindern. Unser alter Direktor ist mir schließlich in die Zügel gefallen. ‚Ich bitt Herr Graf, nur nicht zu viel G'schichten machen mit den Leuten, die Leut sind verloren, wenn sie's zu deutlich spüren, daß man Mitleid mit ihnen hat, wenn sie aufhören, ihr Los als unvermeidlich anzusehen', hat er mir versichert und hinzugesetzt: ‚Übrigens sind sie ja gar nicht so bedauerungswürdig, sie sind's gewöhnt'!"

„Und darauf hast du natürlich jeden Versuch aufgegeben, das Los der Bergleute zu erleichtern," bemerkte Ernst, der seinen Vetter genau kannte.

„Nun" — Slavin kraute sich hinter den Ohren — „ganz beschwichtigt hat der Ausspruch des alten Strelež meine Nerven nicht. Ich hab ja doch trachten müssen, etwas zu tun, soweit sich's mit meinem gesunden Menschenverstande und meinem noch gesünderen Egoismus vereinigen ließ. Wie weit reicht das alles! Meine altruistischen Gefühle spielen mir immer noch manchmal auf, aber jetzt mach ich kurzen Prozeß und sag mir: die Leut sind's gewöhnt. Und bis jetzt hab ich auch solche Kreaturen, wie die, von der gerade die Rede war, mit dem Trost abgefunden, daß sie's gewöhnt sind ... ihr spezifisches Gewerbeelend mein ich. Aber die scheint sich leider nicht ganz daran gewöhnt zu haben."

„Hast du eine Ahnung, woher sie ist?" fragte nach einer Weile Ernst.

Einen Moment stockte Jaro, dann: „Felix gegenüber behauptete sie einmal, aus guter Familie zu stammen," sagte er langsam; „aber als ich davon anfing, verredete sie die Sache, wollte um keinen Preis etwas über ihre Herkunft verraten. Ich habe nicht in sie gedrungen. Eigentlich hat sie recht."

„Sollte man nicht trachten, sie in einer Anstalt unterzubringen?" fragte Ernst unruhig und offenbar sehr stark ergriffen.

„Die hält's in keiner Anstalt aus," erwiderte Jaro, „übrigens beruhige dich; es wird nicht lange dauern. Ein paar Tage, ein paar Wochen — und dann, da sie offenbar den Weg ins Wasser nicht finden kann, wird man eines Morgens, vielleicht vor der Tür einer Kirche, vielleicht auf der Schwelle eines unaussprechlichen Hauses, eine armselige Leiche finden. Der Unrat wird weggeschafft ... und die Welt geht weiter. Aber jetzt kann ich leider nicht mehr mit dir über dieses anregende Thema weiterreden. Ich muß doch nachsehen, wie der Wodjicka mit seinen Vorbereitungen fertig geworden ist. Er kündigt mir sonst, wenn ich so wenig Interesse an seinen wertvollen Leistungen nehme."

Jetzt hörte Marinja nur noch einen leichten Schritt über den Kies knirschen, und durch die kühle, duftige Abendluft tönten, auf eine zugleich kecke und einschmeichelnde Melodie leicht gesummt, die Worte:

Un peu de rêve,
Un peu d'amour,
Un peu de larmes
Et puis bon jour.

VII.

Ein Surren von neugierig fragenden Stimmen, ein Blitzen von staunend musternden Augen begrüßte Marinja in dem sonderbaren Festsaal, in dem der größte Teil der Gesellschaft bei ihrem Eintritt bereits versammelt war. Die Gräfin Monzizka stellte die junge Schönheit einfach als „Fräulein von Zewuska" vor, ohne irgend eine Erläuterung hinzuzufügen. Auf das Adelsprädikat hatte Marinja ein Recht, da der Förster Zewusky polnischer Ritter gewesen war.

Die Ruhe, mit welcher die Slavins Marinjas Einführung in diesen exklusiven Kreis als etwas Selbstverständliches behandelten, ebenso wie der Umstand, daß sie sich mit allen anwesenden Mitgliedern der Familien Lornitz

und Slavin geschwisterlich duzte, verlieh ihrer Persönlichkeit sofort ein soziales Gewicht. Dennoch wirkte ihre Erscheinung beunruhigend, spannend, aufregend, besonders auf die Mütter zahlreicher, nicht reich mit äußeren Reizen begabter Töchter; man erkundigte sich nach rechts und links, aber ehe man noch Auskünfte erlangt hatte, setzte man sich zu Tisch.

Der ganze Raum bot ein eigentümliches und fesselndes Bild. Hunderte von Kerzen brannten in den altväterischen, alten eisernen Wandleuchtern, die in dem grauen Gebälk angebracht waren, und an den vielen, kleinen und großen Tischen, um die man sich versammelt hatte, fehlte es weder an silbernem Gerät noch an Champagnerkelchen und dem auserlesensten Blumenschmuck.

Marinja saß an einem Tisch, an dem die Gräfin Monzizka präsidierte, an ihrer Linken Ernst, an ihrer Rechten ein ungarischer Magnat, der, ganz berückt von ihrer Schönheit, ihr eine Artigkeit nach der anderen sagte. Ernst hingegen war verträumt und schweigsam, sehr verliebt. Er hatte Mühe, seine Blicke zu zügeln, ihr nicht Zärtlichkeiten in die kleinen rosa Ohren zu flüstern. Ein- oder zweimal drückte er ihr die Hand unter dem Tisch, wie ein Gymnasiast, und schämte sich dafür. Sie hatte ihre ganze Selbstbeherrschung daran gesetzt, sich zu überwinden, und sie hatte sich überwunden. Niemand, nicht einmal Ernst, ahnte, daß es das Fieber war, welches ihre Wangen so rosig färbte und aus ihren großen, dunklen Augen strahlte; daß es die Verzweiflung war, welche ihr die vielen amüsanten Paradoxen auf die Lippen trieb, mit welchen sie ihre Konversation würzte. Jaroslav, der an einem der Nachbartische saß, blinzelte ihr von Zeit zu Zeit beifällig zu. Es freute und ergötzte ihn zugleich, daß es ihm gelungen war, ihr so im Sturm eine gefeierte Stellung zu erobern.

Ringsum tönte das Geplauder höflich abgedämpfter Stimmen, glockenreines, übermütiges Lachen oder das fröhliche Duett eines komisch auf die Spitze getriebenen Streites, bei dem die männliche und die weibliche Stimme abwechselten. Von draußen strich die Nachtluft kühl, fast herb herein, nach Waldmoder, Harz, geschältem Holz, feuchtem Laub und Ginster duftend. Manchmal war der Luftzug so stark, daß die Flammen der Kerzen unstet hin und her flackerten; dann zog's wie eine düstere Wolke über die lachende, plaudernde Fröhlichkeit hin — aber nur ganz kurz, gleich darauf brannten die Kerzen von neuem hell. Die Speisen waren ebenso vorzüglich zubereitet als spitzfindig ausgedacht. Den materiellsten Dingen war eine ästhetische Seite abgewonnen worden. Gewandte Lakaien glitten fast lautlos zwischen den Gästen hin.

Es war ja alles unendlich reizvoll, aber Marinja freute sich an nichts. Das Gefühl der Wundheit, der inneren Zerrissenheit verließ sie keinen Augenblick mehr. Dennoch interessierte sie das Schauspiel, das ihr neu war und in dem sie eine Rolle spielte. Wenn sie auch von früher Jugend an mit diesen vornehmen, genußgewohnten Menschen verkehrt, so hatte sie doch nie so viele von ihnen unter so glänzenden Bedingungen vereinigt gesehen. Ganz plötzlich kam ihr der Gedanke, wie rasend bevorzugt diese Menschen gegen andere Menschen waren.

Sie sollte auch zu den Bevorzugten zählen, es hing nur von ihr ab. Sie hatte sich immer danach gesehnt — bis zur Verzweiflung und bis zur Albernheit danach gesehnt, zu ihnen, ganz zu ihnen zu gehören. Sie hatte sonst sehr stark das Gefühl einer heimlichen Zugehörigkeit zu ihnen gehabt. Heute aber fühlte sie sich unter ihnen fremd, ja sie empfand geradezu eine Art feindseliger Bitterkeit gegen diese schönen, heiteren Menschen, die noch nie vor dem großen Jammer des Lebens erschrocken waren.

Ihre Erregung wuchs von Minute zu Minute. Nicht einen Augenblick durfte sie sich nachgeben. Sonst wäre sie sofort gänzlich zusammengebrochen. Wenn nur die Musik nicht gewesen wäre! Die ungarischen Zigeuner, welche Jaro herbeigerufen hatte, um das Fest zu beleben, spielten zu wundervoll und zu wild. Einen ungarischen Nationaltanz spielten sie jetzt, und wie sie so atemlos die Bogen über die Geigen jagten, klang es, als ob sie der Natur ihre erschütterndsten Schmerzenslaute abgelauscht hätten, und immer wieder aus der herbsten Verzweiflung heraus lockte eine schmeichelnde, aber hoffnungslose Süßigkeit, wie ein verzücktes Sterben.

Als der letzte Ton verhallt war, klatschten alle anwesenden Ungarn Beifall; dann sich Jaroslav zuwendend, bemerkte der von Marinja bezauberte Magnat: „Du bist der liebenswürdigste Hausherr von der Welt. Für jeden deiner Gäste hast du eine spezielle Freundlichkeit. Aber jetzt sag mir eins — daß man für Geld und gute Worte ein solches Märchenfest zu den Füßen der Slavinschen Burg hervorzaubern kann, nun das begreif ich allenfalls; aber wie hast du's angefangen, daß keine Gassenbuben zu den Fenstern hereingaffen? Cela me passe."

„Das ist mein Geheimnis," rief ernsthaft Jaroslav aus einem sehr animierten Gespräch mit einer bildschönen, jungen Witwe heraus, die ihm verjährte Höflichkeitssünden vorwarf. Seine Schwester Zdenka aber meinte: „Die Sache ist nicht so künstlich, wie sie aussieht. Mein Bruder hat für das Volk draußen ein sehr ausgiebiges Abendbrot anrichten lassen, und da die Leute doch noch lieber selber essen, als fremde Menschen essen sehen, so haben wir Ruhe."

„Famose Idee," rief der Ungar, und dann setzte er hinzu: „Willst du vielleicht für den Reichstag kandidieren, Slavin, daß du dich so populär machst?"

„Ist ihm leider unmöglich, da er bereits im Herrenhause thront!" entgegnete einer der polnischen Vettern Slavins, und dieser selbst bemerkte, scheinheilig seufzend: „Recht schade, seitdem ich weiß, daß es genügt, mit Virtuosität die Mundharmonika und Kindertrompete zu spielen, um sich im Tempel volksvertretender Weisheit mit Ruhm zu bedecken, hätte ich mich recht gerne um ein Mandat beworben. Früher hätte mich meine angeborene Bescheidenheit daran verhindert."

Die Stimmung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Jugend neckte und zankte sich, es klang wie das Gezwitscher einer aufgeregten Vogelschar in einem großen Käfig. An einem der Tische bombardierten sich vier junge Menschen mit Blumen. Der Primgeiger hatte sich von seiner Gruppe losgelöst, er wanderte anscheinend ganz willkürlich durch den Saal, und hielt sich bald

hinter diesem, bald hinter jenem Pärchen auf, um in langgedehnten Tönen irgend eine Melodie von besonders schmachtendem Liebreiz zu spielen.

Jetzt war er hinter Marinja und Ernst Lornitz stehen geblieben; die schönste Nummer seines Repertoirs hatte er für die beiden aufgehoben; ein slovakisches Liebeslied voll Leidenschaft, Sehnsucht und müden, schwermütigen Glücks. Ernst Lornitz wurde blaß vor Erregung, wieder suchte er die Hand Marinjas.

„Jaro," rief jetzt munter Marinjas ungarischer Tischnachbar, „ein Patent auf dein Mittel gegen volkstümliche Neugier darfst du dir doch nicht ausstellen lassen, als ganz unfehlbar hat sich's nicht erwiesen. Wenn mich nicht alles täuscht, hält sich dort drüben eine recht aufmerksame Lauscherin versteckt, — dort unter dem Vogelbeerbaum —"

Jaroslav wendete den Kopf. In der von dem Ungarn angedeuteten Richtung erblickte man eine ärmliche, abgesetzte Gestalt. Zwei dunkle Augen blickten stier aus einem fahlen Gesicht. Sie waren leer, fast ausdruckslos, als sie sich plötzlich auf Marinja hefteten. Jaro war aufgesprungen. Seine Brauen zuckten zornig, — doch ehe er noch Zeit gehabt, einen zurechtweisenden Befehl zu erteilen, war die Bettlerin verschwunden.

Marinjas Hand war kalt geworden. Schwer wie Blei lag sie in der des Geliebten.

Eugen Blinsky goß einen Champagnerkelch auf einen Zug hinab.

Totenstille herrschte in dem improvisierten Speisesaal, das Plaudern der älteren, das Lachen und Treiben der jüngeren Menschen war plötzlich verstummt, man hörte nichts mehr als das Liebeslied, das schwüler und trauriger denn je von der Zaubergeige des Zigeuners floß, und das Knistern einer Motte, die in der Flamme einer der Kerzen verbrannte.

Draußen schauerte der Wald.

VIII.

Es war nicht, um dem jungen Freund nachzustellen, daß Jadviga Mičinska zu der Burg Slavin hinaufgekrochen war; nein, sie war gekommen, weil sie nichts Besseres zu tun hatte, weil sie gehört hatte, daß dort oben ein Fest stattfinden, vielleicht auch, weil man ihr gesagt hatte, daß das Volk dort frei gespeist werden würde; aus Schaulust war sie heraufgeschlichen — und aus Hunger. Jene gänzliche Stumpfheit hatte sich ihrer bemächtigt, die der Trost schweren Siechtums und bitteren Elends ist. Sie kannte keine Scham mehr und keine Eitelkeit und keinen Ekel. Sie stand schon zu tief, um sich noch über etwas anderes zu kränken als Hunger, Durst oder irgend ein körperliches Unbehagen. Es war rasch bergab gegangen mit ihr. Ihr Gefühl für Eugen Blinsky war die letzte menschenwürdige Regung in ihr gewesen, und sie hatte sie nur überwinden können dadurch, daß sie alles in sich getötet, was je nach dem Edleren, Besseren in ihr verlangt hatte.

Es war wie der Wendepunkt einer Krankheit gewesen, die, nachdem sie lange im selben Stadium gezögert hat, sich plötzlich mit erschreckender Raschheit verschlimmert. Die ziemlich große Abfertigungssumme, welche Slavin ihr

übermittelt, hatte sie verjubelt und verschenkt. Sie wußte, daß es nun mit ihr vorbei war, daß es nach keiner Richtung mehr einen Aufschwung für sie gab; und es war ihr von nun an ganz gleichgültig, auf welche Art sie dazu kam, die paar Bedürfnisse, die ihr noch übrig geblieben waren, zu befriedigen. Ohne jegliche Überwindung hatte sie sich heute an die Tafel gesetzt, die da draußen im Schatten der alten Ruine für das Volk gedeckt worden war. Aber die Musik, die aus dem Speisesaal drang, hatte ihre stumpfen Sinne belebt, der grelle Schein, der aus den Fenstern leuchtete, sie angelockt. Sie war aufgestanden, um das glänzende Bild genauer zu betrachten. Als sie plötzlich im Mittelpunkt der vornehmen Gesellschaft Marinja erblickte, war sie heftig erschrocken und, so rasch sie nur konnte, zurückgesprungen in das erste beste Fleckchen schützender Finsternis. Ein brennendes Schamgefühl hatte sich ihrer bemächtigt. Sie hatte mit beiden Händen nach dem Dunkel gegriffen, wie nach einem schützenden Mantel. Wie vor den Kopf geschlagen war sie an den Armentisch zurückgekehrt, aber sie hatte nichts mehr genießen können. Um ihr Herz war ein unruhiges, quälendes, nicht genau bestimmbares Gefühl; ihr Kopf war dumpf, der nächstliegenden Dinge vermochte sie sich nicht mehr genau zu erinnern, ihre Erinnerungen waren wie ein verworrenes Knäuel, in dem sie sich nicht zurechtfand, in dem sie keine Zeitordnung herstellen konnte. Ein Tag floß in den anderen, ebenso wie ein Gesicht das andere verwischte. Sie war nicht imstande, Eugen Blinsky von Stanislaus Wranitzky zu unterscheiden; aber hinter all der widerwärtigen und beschmutzten Verworrenheit tauchte eine Erinnerung in ganz deutlichen Umrissen auf; die Erinnerung an ihre erste Liebe, an die eine große Leidenschaft ihres Lebens.

Sie sah sich selbst, ein noch junges, unschuldiges Mädchen, eine breite Fahrstraße entlang gehen neben einem schönen, dunkeläugigen Mann, der sein Pferd am Zügel führte. Die Straße zog sich durch die Birkenwälder vor Grodno, und der Mann neben ihr war Zdenko Slavin.

Er klagte — andeutungsweise, geheimnisvoll über sein freudloses Leben, über den Mangel an Verständnis und Teilnahme, welche ihm diejenigen entgegenbrachten, die ihm am nächsten hätten stehen sollen. Er ließ Worte darüber fallen, was für ein ganz anderer, edlerer, weicherer Mensch aus ihm geworden, wenn früher eine so liebliche Lichterscheinung in sein Leben getreten wäre, wie seine reizende Base Jadviga Mičinska.

Es war Frühling. Die weißen Stämme der Birken ragten wie aus einem goldenen Teppich aus dem vorjährigen trockenen Laub, und um ihre schlanken Äste schmiegten sich die ersten grünen Schleier; der Duft des mächtig ans Licht drängenden neuen Lebens mußte sich noch durchkämpfen durch die Überbleibsel herbstlicher Verwesung. Ein Wind so feucht und lind, als ob er soeben die Freudentränen der neuerwachenden jungen Erde getrocknet, bewegte flüsternd die biegsamen Birkenäste und trug das verliebte Gezwitscher der Singvögel auf seinen weichen Schwingen.

Zdenko Slavin erzählte der kleinen Base, die er nach Grodno berufen hatte, damit sie den Klavierunterricht seiner Kinder übernähme, daß sie schön wie eine Prinzessin sei und daß ein König stolz sein müsse, sie in die Arme

schließen zu dürfen. Und über den blassen Frühlingshimmel verbreitete die sinkende Sonne ein zartes Rot.

Dann kam der Sommer mit seiner wundervollen Rosenblüte. Alle Tage stand in dem Zimmer der schönen Jadviga ein großer Strauß dunkelroter Rosen — Zdenko Slavin verschmähte es nicht, sich der Blumensprache zu bedienen, um der armen Jadviga von seiner Liebe zu erzählen. Die Rosen dufteten süß, sie dufteten die ganze Nacht, neben dem weißen Bettchen, in dem Jadviga Mičinska mit hochklopfendem Herzen, vor Sehnsucht fiebernd, wach lag.

Draußen schlief die Erde wonneschauernd unter duftgesättigten, durchsichtigen Dämmerschleiern, während der dunkelblaue Sommerhimmel aus tausend goldenen Augen über ihr wachte.

Die Luft wurde schwül, schwere Gewitterwolken stiegen an dem Himmel empor und löschten die Sterne aus . . .

Sie liebte ihn bis zur Raserei, bis zum Heldenmut, bis zur Selbstvernichtung. Sie konnte die finstere Trauer nicht mehr mit ansehen in seinen Augen, — das, was sie für Trauer hielt; sie hätte sterben mögen, um nur für eine Stunde das Feuer in seinen Adern zu kühlen, die Sehnsucht in seinem Herzen zu stillen.

Sie starb nicht — sie lebte für ihn; eine kurze Zeit lebte sie mit jedem Blutstropfen, mit jeder Fiber lebte sie, verklärt von dem Bewußtsein seiner Liebe.

„Verworfen! Egmonts Geliebte verworfen!“ — Jetzt noch inmitten all ihrer stumpfen Verkommenheit erinnerte sie sich, wie oft sie, in einer Art ekstatischen Übermuts, die Worte vor sich hingesprochen.

Einmal hatte sie diese Worte vor ihm ausgerufen, er aber hatte, zum ersten Male, unzufrieden mit den Augenbrauen gezuckt; ein paar Tage später hatte er ihr unnötige Überspanntheit vorgeworfen; und dann . . .

Die kalte, lähmende Angst, die sich in ihr glühendes Glück geschlichen hatte! Die alles überwältigende Scham, das nicht mehr Aus- und Einwissen . . . dazu eine rasche Abkühlung seinerseits, Ungeduld, Schroffheit — die letzte, mühsam erzwungene Auseinandersetzung — das peinliche Geständnis! Sie hatte ihm aufgelauert dort in dem hellen Birkenwald, in dem er ihr den ersten Kuß gegeben, in dem er ihr, auf das Knie sinkend, ein Büschel blauen Enzians gereicht . . .

Sie war seinem Pferd in die Zügel gefallen, um ihn aufzuhalten; und er war achselzuckend abgesprungen.

Sie hatte ihm ihr ganzes Herz bloßgelegt. Ihre grenzenlose Liebe — und ihre trostlose Scham und Verzweiflung . . . und er . . .

In seinem dunkeln Gesicht war ein ärgerlicher Schrecken aufgezuckt, ein ungeduldiger Fluch war ihm von den Lippen gefallen; dann . . . nicht ein zärtliches Wort, nicht ein Beweis wirklicher Teilnahme; er hatte sie einfach aufgefordert, sich zu beruhigen und hinzugefügt, sie brauche keine Angst zu haben, er würde darauf sehen, sie zu versorgen. — Dann hatte er sich wieder auf sein Pferd schwingen und fortreiten wollen; aber sie hatte sich an ihn festgeklammert, hatte geschrieen. Er war zornig geworden, hatte ihr erklärt,

daß er keine Szenen dulde; wenn sie es so toll treiben wolle, hätte sie sich die Sache früher überlegen können. Was hatte sie sich zu beklagen, wie konnte sie sich unterstehen, so viel Aufhebens von der Geschichte zu machen. Das, was ihr geschehen, war weiter nichts Merkwürdiges, sondern etwas Urgewöhnliches; zu Dutzenden, zu Tausenden liefen Mädchen auf der Welt herum, die sich genau in derselben Lage befanden wie sie selbst.

Als sie trotzdem nicht aufhören wollte, sich verzweifelnd an ihn zu klammern, und ihm die Geschichte zu lange zu dauern anfing, hatte er sie mit Gewalt von sich losgerissen, ja unbewußt in seiner maßlosen Heftigkeit mit der Reitgerte nach ihr geschlagen, dann sich aufs Pferd geschwungen, ohne sich nach ihr umzusehen.

Ehe sie sich dessen versah, war sie allein.

Es war spät im November gewesen, die Erde aufgelöst in Schlamm, der nicht zufrieren wollte, die Luft kalt voll stürmischer Unruhe, die Sonne am Himmel ausgelöscht, über den sich rastlos hin und her zerrenden Birkenästen lange, schwarze Züge von laut krächzenden Raben.

Den Schlag mit der Gerte hatte sie kaum gefühlt; was sie fühlte, was ihr ganzes Wesen erfüllte, war das Bewußtsein, daß ihre wunderschöne Liebe etwas ganz Gewöhnliches, fast Triviales gewesen, und sie nur ein gefallenes Mädchen wie hundert andere war. Das Bewußtsein brannte in ihr wie Feuer und klebte an ihr wie Schmutz. Es lag auf ihr schwer wie eine Last, unter der sie sich nicht mehr aufrichten konnte, eine Last, die sie langsam, aber unerbittlich immer tiefer hineindrückte in den Schlamm. — Alles andere hatte sie vergessen — daran erinnerte sie sich genau, und als sie soeben Marinja neben dem schönen, blonden Menschen gesehen hatte, der ihre Hand in der seinen hielt, da war ihr plötzlich ein Frösteln gekommen, als ob die alte, begrabene Geschichte neu auferstehen sollte.

So saß sie da, den Kopf in der Hand, vor ihrem Teller, auf dem die Speisen auskühlten, traurig in sich versunken, bis auf einmal ein Summen um den Armentisch ging: „Sie kommen, sie kommen" hieß es. Alle Hälse reckten sich vor. Die Türen des Speisesaales drüben öffneten sich, die Zigeuner spielten einen Marsch, im munter durcheinander plaudernden Zuge traten die Gäste Jaroslav Slavins auf den Platz draußen, um den Dienern Zeit zu gönnen, den Speisesaal in einen Tanzsaal zu verwandeln.

Jadviga Mičinska fuhr ängstlich zusammen. Sie drückte sich in den Schatten, so tief sie konnte, und schlich sich fort. Im Wallgraben hinter der Burg setzte sie sich unter einen mächtigen, alten Holunderbusch und ließ den müden Kopf auf ihre Kniee sinken; eine namenlose Angst lähmte und beunruhigte sie zugleich, die Ahnung von einem trostlosen Leide, das sich knapp neben ihr vorbereitete und dem sie nicht vorbeugen konnte, lag ihr heiß und schwer wie eine körperliche Krankheit in den Gliedern. Da drang eine eigentümlich heisere Stimme an ihr Ohr. „Mutter!" rief die Stimme. Sie sah auf. Marinja stand vor ihr.

Die Verlorene richtete sich mühsam auf — „ich geh schon," rief sie furchtsam. „Du brauchst wirklich keine Angst zu haben, daß ich dir Schande mach

— daß ich mich zu erkennen gebe.“ Sie wollte sich fortschleichen, aber Marinja hielt sie mit beiden Händen am Kleide fest. Sie war überwältigt von Mitleid. Die Elende, die, an allen Gliedern zitternd, vor ihr stand, erinnerte kaum mehr an die geschminkte Person, die ihr in Prag vor die Augen getreten war. Von der schönen Jadviga war nichts mehr übrig geblieben als eine fast greisenhafte Bettlerin.

„Ach, Mutter, das weiß ich, daß du dich nicht zu erkennen geben, daß du mir nie wissentlich schaden würdest,“ rief sie, „und ich bin auch nicht gekommen, um dich zu verscheuchen. Ich bin gekommen, dir zu sagen, daß mir leid ist um dich und daß ich tun will, was ich kann, dir zu helfen.“

Die Bettlerin fuhr zusammen, dann stand sie da wie erstarrt, mit weit aufgerissenen Augen.

Der Holunderbusch ragte schwarz in die durchsichtige Dämmerung empor. Mitten in ihrer Aufregung kam Marinja der Gedanke, ob es nicht derselbe Holunderbusch sei, unter dem sie damals als kleines Kind den Kopf in den Schoß der Mutter gelegt hatte und eingeschlafen war. — Das war die Mutter! das hatte das Leben aus der schönen Jadviga gemacht!

Aus naher Ferne hörte man die Jugend lachen und schäkern. Hoch über den leise rauschenden Wäldern blinkten zahllose Sterne aus dem feierlichen, dunkelblauen Himmel. Der Umriß der Wälder zeigte einfache, großartige Linien. Der dunkle, die Hauptsachen zusammenfassende, die Einzelheiten verwischende Ernst der Nacht ruhte über allem.

„Mutter, meine arme Mutter!“ schluchzte Marinja.

Die Geächtete zitterte am ganzen Leibe. „Arme Marinja,“ flüsterte sie mit eigentümlicher Betonung. Sie war jetzt ganz nahe an die Tochter herangetreten und legte ihr die Hand auf den Arm; ihr verfallenes Gesicht drückte Furcht, Schrecken und eine grenzenlose Teilnahme aus.

„Warum bedauerst du mich?“ rief Marinja zurückbebend — „du? mich?“

„Warum? Weil ich errate, was dich weich macht ... mit mir ist's vorbei, ich fühle kaum mehr irgend etwas, aber du — du — vor dir liegt's noch — mein armes Kind, was du noch leiden wirst!“

Die magere Hand der Mutter war heiß, aber leicht wie Flaum; langsam, mit unendlicher Zartheit, zögerte sie über Marinjas Arm hin, als ob sie etwas Krankes, Empfindliches berühre, dann kaum hörbar: „Es ist Ernst Lornitz, mit dem du's hältst —“ hauchte sie.

Erst hatte Marinja nicht begriffen — jetzt begriff sie; ihr ganzes Sein bäumte sich auf gegen die entwürdigende Vermutung.

„Ernst Lornitz hat sich mit mir verlobt, in wenigen Wochen soll unsere Trauung sein,“ sagte sie, und ihre empörten Augen flammten wieder stolz.

Aber diesmal schien die Mutter den sittlichen Hochmut der Tochter nicht als etwas Verletzendes zu empfinden; wenn die Tochter sie geschlagen hätte, wäre es ihr gleichgültig gewesen, sie hätte es vielleicht gar nicht gespürt. „Marinja!“ rief sie hastig, „wirklich, er meint's ernst mit dir — es gibt einen auf der Welt, der das imstande ist? ... Marinja“ — sie fing an, krampfhaft zu schluchzen, „dann ist ja alles gut, dann brauche ich nichts mehr zu

bereuen." Und als Marinja sie nur in sprachlosem Staunen anblickte, fuhr die Unglückliche fort: „Siehst du, aus allem, was früher war und was später kam, hab ich mir weiter kein Gewissen gemacht — es ist eben so gekommen, eins ist aus dem anderen gekommen. Aber daß ich dich damals allein gelassen habe bei den abscheulichen Menschen in dem traurigen Haus, das hat mich gequält; und jetzt ... jetzt war es doch gut, daß ich dich allein gelassen habe."

„Nein, Mutter," entgegnete Marinja dumpf.

„Aber ... Marinja ..."

„Daß du's nicht aushalten konntest auf der Försterei, das hab ich längst begriffen," rief Marinja leidenschaftlich aus. „Gehen mußtest du, aber du hättest mich mitnehmen sollen. Ja, bei der Hand hättest du mich nehmen sollen und mich hinführen an einen großen Strom, und dort, wo das Wasser am tiefsten war, da hättest du hineinspringen sollen mit mir — es wäre die einzige Rettung gewesen für uns beide."

„Aber wie so denn, da dir doch ein so großes, herrliches Glück blüht?" Die Gefallene war zugleich verwirrt und erschüttert.

„Glück!" Marinja sprach das Wort trostlos — „Glück! ..."

„Liebst du ihn nicht?" die Stimme der Mutter klang schwach, fast stammelnd.

„Ich — ihn! ... ach Mutter!"

„Nun denn ... bist du seiner Treue nicht sicher, ist er nicht zuverlässig?"

„Er! — der beste, treueste, edelste Mensch von der ganzen Welt — und fest wie ein Felsen!"

„Also!"

Marinja brach in Tränen aus; „aber ... es ... es kann ja doch nicht sein."

Als sie wieder aufsah, bereute sie, daß sie sich zu dem Wort hatte hinreißen lassen. Ein so unruhiger, zugleich suchender und ausweichender Blick trat in die Augen der Unglücklichen.

„Ist es ...", die schmale, schwarze Gestalt fing an zu zittern, „wegen mir ... hast du ihm gesagt ..."

„Bis jetzt noch nicht ... aber — ich muß doch ..."

„Zu was denn? Laß mich tot und gestorben sein, mein Leben dauert ohnehin nicht mehr lange, dein's liegt vor dir; ich bitte dich, mein Kind, mein armes, versprich mir, daß du nichts verrätst — ich müßte ja — mein Gott! wenn ich auch daran schuld sein sollte!"

Übermütiges Lachen klang durch die Nacht; einige von den fröhlichen, jungen Menschen waren in die Burg getreten. Sie waren sehr nahe; Marinja erschrak. Die Mutter merkte es, aber sie war nicht böse. „Sei ganz ruhig, meine arme Marinja — meine liebe, kleine Marinja," flüsterte sie, „es wird noch alles gut, du wirst sehen."

Da schämte sich Marinja ihrer kleinlichen Angst. Sie wollte die Mutter in die Arme schließen, aber die Mutter selbst streckte abwehrend die Hände vor. „Nein, mein Kind, nein! Denk nur, dein hübsches, weißes Kleid — und dann auch" — Die Stimme der Gefallenen brach. Halb weinend, aber

doch mit freundlicher Ermunterung fuhr sie fort: „Leb wohl. Übereil nichts, mein Engel. Gott behüte dich! Es wird noch alles gut, arme, kleine Marinja!“ Die Bettlerin war verschwunden.

Marinja wollte schreien — „Mutter, wo bist du — wohin willst du?“ Aber der Schrei blieb ihr in der Kehle stecken. Zu diesem Heroismus konnte sie sich nicht aufschwingen. Sie stand stumm, unbeweglich. Die Welt schwankte unter ihr, während aus dem Himmel eine große Kälte auf sie niederzusinken schien.

IX.

Ernst war von einer alten Dame festgehalten worden, die ihn um biographische Auskünfte in bezug auf Marinja anging. Da hatte Marinja sich wegschleichen, der Mutter nacheilen können, deren kümmerliche Gestalt sie hinter der Burg hatte verschwinden sehen.

Unbemerkt, wie sie entwichen, trat sie in den glänzenden Reigen zurück. Aus dem improvisierten Tanzsaal tönte ein Czardas. Zwei ungarische Pärchen, die den anderen vorausgeeilt waren, tanzten bereits. Die Hände einander auf die Schultern gelegt, die Köpfe vorgebeugt, bewegten sie sich ziemlich eintönig, dann ließen sie einander los, und jeder tanzte für sich, oder sie faßten einander um die Taille und wirbelten also weiter.

Die patriotischen Ungarn waren begeistert, die objektiveren Beobachter zeigten sich weniger entzückt; sie fanden den Tanz ungraziös, fast grotesk, besonders die Bewegungen der Männer, das beständige Zusammenschlagen der Hacken und Einknicken der Kniee. Die Damen nähmen sich besser aus im Czardas als die Herren, gab Slavin zu; aber wann hätte denn eine achtzehnjährige Ungarin nicht hübsch ausgesehen? Zum Schluß versicherte Jaroslav, der mit seinen ungarischen Verwandten immer eine neckende Fehde unterhielt, für ihn sei das Schönste beim Czardas die Musik. Er wolle den Ungarn gern alle möglichen Vorzüge zugestehen, aber was ihren vielgerühmten Nationaltanz anlange, so sei derselbe weder mit dem spanischen Fandango zu vergleichen, was Temperamentsäußerungen betreffe, noch in bezug auf Vornehmheit und Anmut der Gebärde einer polnischen Mazurka. Übrigens könne man es ja auf eine allgemeine Abstimmung ankommen lassen; diejenigen Paare, die die Mazurka zu tanzen verstünden, sollten die Freundlichkeit haben, vorzutreten, er wolle sich erlauben, ihnen mit gutem oder schlechtem Beispiel voranzugehen; und sich vor Marinja verbeugend, sagte er: „Ich bin überzeugt, daß du vorzüglich Mazurka tanzest, Marinja!“

„Ob vorzüglich, wollen wir dahingestellt sein lassen,“ erwiderte sie, „immerhin tanze ich Mazurka.“

Er trat mit ihr an.

Erst dachte sie, sie könne es nicht aushalten, sie müsse fort von den fröhlichen Menschen, um ungestört zu weinen und der Unglücklichen nachzulaufen, der Verstoßenen, die draußen in den Wäldern herumirrte; aber als sie merkte, wie gespannt alle Blicke sich auf sie richteten, regte sich eine Art Ehrgeiz in ihr.

Wie von den Tönen getragen, schwebte sie dahin, immer eigentümlicher, bestechender entfaltete sich ihre Anmut — von Zeit zu Zeit glitt Jaroslavs Blick an ihr herab. Die anderen Paare folgten den Vortanzenden nur wie der Schatten dem Licht, alles Interesse konzentrierte sich auf die beiden. „Wer ist sie? wie kommt's, daß man sie zum ersten Male sieht?" fragten von neuem die älteren Damen, die, das Lorgnon an den Augen, gegen die bretternen Wände saßen und zusahen.

„Ich weiß nicht . . . eine Slavin!"

„Nein, Zewuska heißt sie . . ."

„Eine von den Prebislawer Zewuskys?"

„Nein — c'est un mystère," kommt es flüsternd zurück.

„Ach — ich versteh — sie ist Jaros Schwester — jetzt begreif ich — sieht ihm sehr ähnlich."

„Geradezu unanständig!"

„Eine Schönheit . . . und diese Grazie! Wer war die Mutter?"

„Man spricht nicht davon, es muß irgend etwas sehr Vornehmes gewesen sein; sonst würde sich ihrer die Familie nicht so annehmen. Bei Lornitz ist sie aufgewachsen, wie das Kind im Haus."

Wieder Flüstern.

Als die Mazurka zu Ende war, verbeugte sich Jaro sehr tief vor seiner Partnerin und versicherte, er zweifle keinen Augenblick, daß die Mazurka gesiegt habe. Aber es sei nicht nur die Mazurka, Marinja habe mit gesiegt. Nun folgte eine Auszeichnung der anderen. Die jungen Herren losten, wer zuerst mit ihr tanzen dürfe, und dabei blieb Marinjas Haltung so unanfechtbar, so bescheiden, daß selbst die Damen, besonders die ganz alten, die keinen Neid mehr kannten und sich an Schönheit und Jugend wie an einer lieben Erinnerung freuten, ihr mit großer Freundlichkeit entgegenkamen.

Die Stimmung stieg von Minute zu Minute; man erinnerte sich keines fröhlicheren Festes.

Gegen Mitternacht begann der „improvisierte" Kotillon mit einem Überfluß von Blumen und geschmackvollen Geschenken, mit phantastischen Figuren, die für Jaroslavs Erfindungsgabe sprachen.

Jaroslav führte den Reigen mit einer seiner ungarischen Cousinen, Ernst tanzte den Kotillon mit Marinja. „Endlich," sagte er, da er sich in einem lauschigen Plätzchen, das er für sie und sich erobert hatte, mit ihr niederließ. „Ich dachte schon, daß ich heute ganz auf dich würde verzichten müssen."

„Wär's dir recht gewesen, wenn ich den ganzen Abend nicht von deiner Seite gewichen wäre?"

„Recht?" er zuckte lächelnd mit einem Mundwinkel, „was mir recht und lieb gewesen wäre, das wollen wir nicht näher erörtern; aber nicht ausführbar wär's gewesen."

„Leider", sagte Marinja, und mit einer großen, traurigen Schroffheit fügte sie hinzu: „Mir war's um jede verlorene Minute leid . . ."

„Mein Schatz, wir wollen's einbringen, wir wollen das unzertrennlichste Ehepaar sein." Er legte die Hand auf ihre Stuhllehne und blickte ihr in die Augen.

„Ernst, sie sehen uns alle an!“

„Laß sie, die meisten wissen ohnehin schon, wie's mit uns steht. Am liebsten möchte ich's der ganzen Welt ins Gesicht schreien, wie glücklich ich bin, aber dies ist nicht gerade der Ort dazu!“

„Nein,“ murmelte Marinja.

„Anfangs hatte ich keine rechte Lust, herzukommen,“ sagte Ernst, „aber jetzt habe ich mich doch gefreut. Und wenn es nur gewesen wäre, um dich mit Jaro die Mazurka tanzen zu sehen — den anderen gönnte ich dich eigentlich nicht, aber neben ihm sah ich dich gern, ihr waret so aus einem Guß!“

Marinja lächelte unendlich schwermütig, den Blick nach innen gekehrt.

„Weißt du, woran ich dachte in den verlorenen Viertelstunden, während deren ich dich heute abend entbehren mußte? An unsere Hochzeitsreise.“

„An unsere Hochzeitsreise . . .“ Sie hauchte es nur.

„Ja, wohin möchtest du?“

„Ich, Ernst —“ sie hob den Blick zu ihm und ließ ihn dann wieder sinken; „wo du bist, ist die Welt schön für mich, und ohne dich wird sie mir überall gleich traurig sein,“ sagte sie.

Sein Herz pochte stark, und seine Pulse flogen. Wenn sie ihm so aus ihrer üblichen Zurückhaltung heraus in wenigen, kurzen Worten ihre ganze Seele preisgab, war's ihm stets, als habe er auf einen Zug einen großen Becher edlen, schweren Weins geleert. Er war wie trunken davon.

„Mein Kleinod,“ murmelte er; „nein, sieh mich nicht so an, ich verlier ja den Kopf ganz und gar, — wir wollen vernünftig sein, d. h. ich, denn du bist es ja immer, — ich will dir erzählen, was ich mir ausgedacht habe für unsere Hochzeitsreise, nichts Anstrengendes, du bist nicht wohl genug dazu. Erst führ ich dich an die Riviera, wo die Rosen jahraus jahrein zu Füßen von schwarzen Zypressen blühen, und unten rauscht das Meer, saphirblau, aber gewaltig und unruhig, wie ein Stück auf die Erde verirrten Himmels, der seinen Frieden noch nicht finden kann. Und dann ziehen wir von einer der stimmungsvollen italienischen Städte zur anderen, — die großen und die kleinen, alle sehen wir uns an. In Rom wollen wir unser Winterquartier aufschlagen, dort, wo sich das moderne Treiben so anmutig abhebt gegen den grandiosen historischen Hintergrund; wo das kleine Leben sich so freundlich verträgt mit dem großen Tod; — wo der Genuß ganz unbehindert sein wohliges Plätzchen findet zwischen den feierlichen Spuren der gewaltigsten Erfahrungen, welche je die Menschheit geläutert oder vernichtet und die Weltgeschichte erschüttert haben. Der Genuß in Rom ist so schön und selbstverständlich, er fängt bei dem Edelsten an und findet selbst bei dem Dürftigsten seine Rechnung! Aber was hast du nur, mein Lieb? Du bist plötzlich so blaß geworden!“

Ein junger Ungar trat an Marinja heran und überreichte ihr mit tiefer Verbeugung ein Kotillonbukett — sie lächelte, wollte sich erheben, um mit ihm zu tanzen, aber sie schwankte.

„Laß sie, — sie ist müd,“ bat Ernst. Der junge Mensch verneigte sich noch einmal und verschwand.

Die Zigeuner spielten einen Walzer von Waldteufel, einen jener eigentümlichen Walzer, in denen die ergreifendsten, traurigsten Liebeslieder mitten aus der gewöhnlichsten Zirkusmusik aufklingen. Stumm hörte Marinja zu; ihr war's, als höre sie die Musik durch das Rauschen eines breiten Stroms. Sie blickte auf die hellen, fröhlichen Paare; ihr war's, als sehe sie dieselben durch einen weißen Nebel hindurch. Der Nebel wurde dichter, der Strom rauschte lauter, — die ganze fröhlich glänzende Welt verschwand, war gar nicht mehr für sie da. Es kostete sie kein Opfer, sie aufzugeben. — Aber Ernst war noch da . . .

Er fing an, sehr besorgt zu werden; ihre auffällige Blässe ängstigte ihn. „Möchtest du nicht nach Haus?“ drang er in sie.

Sie entgegnete fast flehend: „Nein . . . nein . . . noch nicht . . . laß mich ganz still sitzen neben dir, nur ein Weilchen — nur noch ein kleines Weilchen — — ganz still . . . neben dir!“

Indessen ging Jadviga Mičinska ihren einsamen Weg durch die leise rauschenden und knisternden Wälder, in welche jetzt der spät aufgegangene Mond sein bleiches Licht streute. Sie ging leicht und gleichmäßig, ohne zu zögern, nach einer bestimmten Richtung. Offenbar hatte die Schwankende endlich einen Halt gewonnen; die planlos Herumirrende hatte endlich ein Ziel vor sich. „Marinja, arme, kleine Marinja, . . . warum sollte es nicht sein können?“ murmelte sie vor sich hin.

Es war still ringsum, kaum ein Hauch bewegte die Luft, nur wie eine leise, liebkosende Hand strich es über die düsternden Fichtenwipfel, und aus dem grauen Dunst, der den Himmel verschleierte, lösten sich langsam große, schwere Tropfen. Lau und weich sanken sie auf die Stirn der Sünderin, wie Tränen einer allumfassenden, allbegreifenden Barmherzigkeit.

X.

Sie saßen zusammen in einem hübschen, gewölbten Zimmer ebener Erde, in dem sie mit Vorliebe zu frühstücken pflegten, wenn irgend ein Gast sich in Lukava aufhielt. Von dem freskenbemalten Plafond hing ein altväterischer venezianischer Glaslüster herab, und an den Wänden waren Wandleuchter angebracht, alle mit geschliffenen Glastropfen reich verziert, und wenn jemand durch das Zimmer ging, machten sie kling, kling.

Die Luft hatte sich stark abgekühlt, ein prasselndes Holzfeuer mit hochaufstrebender Flamme flackerte im Kamin, aber eine der drei Türen, die in den Park hinausgingen, stand offen und ließ den süßen, wehmütigen Herbstduft ein.

Nur vier Personen hatten sich versammelt in bequemen Lehnstühlen um einen runden, mit warmen und kalten Gerichten aufs einladendste besetzten Tisch: Edith, die Gräfin Ida, Ernst und Jaroslav, der mit Felix Blinsky nach dem Fest gekommen war, um ein paar Tage in Lukava zu verbringen. Es war fast zehn Uhr; sie hatten alle ziemlich tief in den Tag hineingeschlafen.

„Hm, man muß gestehen, daß es uns gut geht,“ sagte Jaroslav, den reizenden Raum und den gemütlichen Frühstückstisch mit sachlicher, künstlerisch abwägender Anerkennung betrachtend.

„Wie du das sagst!“ rief Edith; „gerade als ob du uns allen einen Vorwurf daraus machen wolltest.“

„‚Vorwurf‘ ist nicht das Wort,“ entgegnete, immer in seiner trocknen, persiflierenden Art, Jaroslav; „aber der Umstand beschäftigt mich wieder einmal unangenehm stark.“

„Er hat Katzenjammer,“ meinte die Gräfin Ida, die sonst immer in ihrem Zimmer zu frühstücken pflegte, heute aber heruntergekommen war, um sich von dem Fest erzählen zu lassen; „Jaro hat entschieden Katzenjammer.“

„Den hab ich immer nach einem Fest,“ erwiderte Jaroslav.

„Wie ich durch meine Betty erfuhr, ist heute Ball in der Cavalierka für die Heger und die sämtliche gestern um die Burg versammelte Dienerschaft,“ bemerkte Edith.

„Jaro gibt jedesmal ein Fest für das Volk nach irgend einer von ihm veranstalteten Fête,“ sagte Ernst.

„Wie rührend; nicht wahr?“ spöttelte Jaroslav, den es immer aufrichtig verdroß, wenn jemand von seiner Großmut Aufhebens machen wollte; ihm selber kam diese Großmut jedesmal um so oberflächlicher und bettelhafter vor, je mehr anerkennendes Licht darauf ausgegossen wurde.

„Es ist wirklich rührend,“ bestätigte die alte Gräfin Ida ruhig.

„Rührend ist es, daß sich das Volk mit solchen Dummheiten beschwichtigen läßt,“ versetzte Jaroslav. „Die zwei Dinge, die ich nicht begreife, sind die Geduld des Volkes und die Geduld des Pferdes. Daß uns, irgend einen von uns, auch den Geschicktesten, ein Pferd auf seinem Rücken sitzen läßt, das begreif ich nicht!“

„Man muß annehmen, daß es dem Pferd Vergnügen macht, den Menschen auf seinem Rücken zu fühlen,“ meinte phlegmatisch die Gräfin Ida; „es kommt auf den Reiter an.“

„Das ist ein Trost,“ sagte zustimmend Jaro, indem er sein Ei mit dem Löffel aufklopfte.

„Der Ball auf der Cavalierka ist übrigens verschoben,“ warf Ernst ein, der sich bis jetzt noch nicht in das Gespräch gemischt hatte und beständig nach der Tür sah, durch die Marinja hätte eintreten sollen.

Jaro nickte.

„Aber jetzt erzähl mir doch endlich, wie's war,“ drängte, bereits ungeduldig werdend, die Gräfin Lornitz.

„Gestern? Ganz, ganz ungewöhnlich reizend war's,“ erwiderte Ernst, „und wenn ich es sage, muß es wahr sein, denn du weißt, daß ich Feste nicht leiden kann.“

„Ja, ich weiß,“ entgegnete Gräfin Lornitz lachend; dann setzte sie erläuternd für Jaroslav hinzu: „Ernst gehört bekanntlich zu den Menschen, welche finden, daß die Welt eigentlich nur erträglich wäre, wenn's keine Unterhaltungen gäbe.“

„Es war wirklich entzückend," bestätigte die in Beziehung auf festliche Veranstaltungen als kritisch bekannte Edith; „denke dir nur, eine Unmenge Silber, nicht nur Bestecke — cela va sans dire —, aber Leuchter, Schüsseln, Frucht- und Blumenkörbe hatte Jaro von Grodnow hinaufbringen lassen. Gedeckt war, als ob ein gekröntes Haupt gefeiert werden sollte, — nichts fehlte."

„Es war wirklich in seiner Art das hübscheste Fest, das ich je gesehen habe; übrigens war es von gar keiner Art. Es war ganz für sich," sagte Ernst.

„Freut mich, daß du zufrieden warst," sagte Jaro; „das kleine Fest ist dir zu Ehren gegeben worden, d. h. zu Ehren deiner lieben Braut."

„Jaro!" Gräfin Ida strahlte, und Ernst meinte: „Nicht wahr, Mama, wir können nur sagen: hoch lebe das Slavinsche Blut!"

„Ganz richtig," versicherte die alte Dame ernsthaft; dann, etwas zögernd, fuhr sie fort: „Und wie . . . wie hat sich's denn gestern bewährt . . .?"

„Das Slavinsche Blut?" Jaro lächelte gutmütig aus seiner unabweisbaren Verstimmung heraus, während Ernst ein klein wenig zusammenzuckte. „Großartig," versicherte Jaroslav, „ein durchschlagender Erfolg, Sieg auf der ganzen Linie. Das hab ich vorausgesehen. Sie ist aber auch ausgestattet von der Natur! Eine Schönheit, eine Rasse und dabei ein Takt, eine Haltung, — ich konnte nur bewundern. Nun, kleine Schwierigkeiten wirst du immer noch zu überwinden haben, Ernst; aber jedenfalls hat Marinja einen superben Staat gemacht!"

Ein Schatten legte sich über Ernsts Stirn. „Ach, was das anbelangt, ob Marinja von ein paar steifen, alten Damen ein wenig früher oder später empfangen wird, — wenn du wüßtest, wie wenig mich das beschäftigt! Momentan habe ich keine Zeit, an die Welt zu denken. Marinja ist krank, — ich weiß nicht, was sie hat; gestern umringt, gefeiert, wie sie es war, haben ihre Nerven dermaßen nachgegeben, daß ich jeden Augenblick fürchten mußte, sie werde in Tränen ausbrechen."

„Die unheimliche Erscheinung bei dem Fest hat sie erschreckt," sagte Jaro.

„Was für eine Erscheinung?" erkundigte sich Gräfin Lornitz.

„Die Donna, die der arme Felix sich damals aus dem Variététheater mitgebracht hat, ist plötzlich wieder aufgetaucht und hat uns während des Soupers in die Fenster gestarrt. Ich habe mich fürchterlich geärgert. Jetzt dauert sie mich doch. Heute früh haben sie die Heger gefunden in der kleinen Waldkapelle, die zwischen den Totenschädeln und den Engeln steht. Den Kopf auf den Altarstufen lag sie da, — der alte Doktor Havelka sagt, daß sie einer starken Dosis Morphium erlegen ist. Offenbar hat sie sich umgebracht. Vor einer Stunde war ein Bote da von der Cavalierka, um mir's zu melden. Hier im Schloß wußte es die Dienerschaft schon früher, das hat mir mein Jäger verraten, — der Postwagen fuhr gerade vorbei, als sie die Leiche in die Cavalierka schleppten."

„Gräßlich," sagte Ernst.

„Ja, gräßlich," murmelte Jaroslav; „um die Person ist mir nicht leid, der konnte man schließlich nichts Besseres wünschen, — aber wie soll ich mit dem armen Buben fertig werden?"

„Muß es denn ein Selbstmord gewesen sein?" fragte die Tante Ida, die sich von der Sache nicht sehr ergriffen fühlte.

„Der Havelka behauptet, die Dosis sei so ungeschickt übertrieben, daß man über die Absicht nicht im Zweifel bleiben könne. Hm, und ich war so stolz darauf, die Sache so schön geebnet zu haben!" Er schob mit einer kurzen, ungeduldigen Bewegung seinen Teller etwas von sich weg. — „Ich glaube, ich muß noch einmal in das Bergwerk kriechen, um mich zu orientieren. Mein alter Direktor könnte sich am Ende doch geirrt und mir die Sache zu leicht gemacht haben!"

Diese nur Ernst verständliche Bemerkung verlief spurlos. Eine unbehagliche Stimmung hatte sich auf die kleine Gesellschaft herabgesenkt.

Ernst blickte noch immer unruhig nach der Tür. „Ich begreife Marinja nicht," begann er endlich; „ich möchte sie doch noch sehen, ehe ich Alexander entgegenfahre, wenigstens wissen, wie's ihr geht. Ich bitte dich, Edith, sieh nach, ob . . ."

Aber Gräfin Lornitz hielt die sich bereitwillig erhebende junge Frau zurück, „laß mich gehen, Ditzi," bat sie.

„Mama, zu was sollst du dich bemühen; die Stiege . . ."

„Wegen der paar Stufen, ich bitte dich!"

Die alte Frau verschwand. Es dauerte längere Zeit, ehe sie zurückkehrte. Ernst wurde erst ungeduldig, dann unruhig. Er stand vom Frühstückstisch auf, trat an eines der Fenster, blickte hinaus, blickte dann wieder nach der Tür. Die Tür öffnete sich, Gräfin Lornitz trat herein, — das heißt: sie trat nicht herein; an der Tür blieb sie stehen, totenblaß, an allen Gliedern zitternd, etwas Weißes, Viereckiges in der Hand. „Ernst," stammelte sie, „Ernst —"

„Um Gottes willen, Mama, was — was ist geschehen? — —"

„Marinja . . . ist fort, — da — da ist ein Brief für dich, den hat sie zurückgelassen."

Er riß den Brief auf, sein Blick wuchs förmlich fest an der Schrift. Er stand da wie versteinert, das Gesicht verfallen, der Blick leer, ausdruckslos, wie der eines Toten.

„Was gibt's um Gottes willen, was schreibt sie?" fragte die alte Dame.

Ohne ein Wort der Erläuterung reichte ihr Ernst das Blatt.

Dann setzte er sich abseits mit dem Rücken gegen die anderen; kein Laut kam von seinen Lippen, aber von Zeit zu Zeit sah man, wie sein ganzer Körper zuckte. —

„Lieber Ernst!

Ich scheide aus Deinem Leben. Die Unglückliche, vor der Ihr gestern erschrocken seid, war meine Mutter. Heute nacht hat sie sich den Tod gegeben, — ich weiß, daß sie sich ihn gegeben hat um meinetwillen, — um sich mir aus dem Weg zu räumen. Schon seit Anfang Juni weiß ich, daß sie lebt. Sie hatte sich an mich gewendet um Teilnahme, in ihrer großen Not, — und ich gab ihr Geld . . . und wies ihr die Tür. Was die Folgen waren, weißt Du! — Ich hatte es mir fest vorgenommen, Dir die Wahrheit zu sagen,

gleich als Du mir Deine liebe Hand botest, — aber ich konnte nicht. Und dann . . . dann nahm ich mir vor, Dir die Wahrheit zu verschweigen, — und das konnt ich auch nicht.

Es war schließlich alles so zerrissen und verworren in mir, daß ich mich selber nicht auskannte. Gestern war ich so müde, daß ich wußte, es geht zu Ende, und als die Nachricht von Alexanders für heute bevorstehender Ankunft kam, da erschrak ich erst, — und dann wieder war ich froh, ich sagte mir, daß er Dir mein Geständnis vermitteln würde.

Aber ich kann ihn nicht abwarten, — ich kann Dich nicht mehr sehen; nichts, nichts, was mich an das Glück erinnert, das sie mir hat mit ihrem Tod erkaufen wollen. Leb wohl!

Tante Ida habe ich belogen. Sie wird sich erinnern, wann es war, — sie wird mir verzeihen, — eine Frau verzeiht der anderen immer, wenn sie sich in eine Sünde hineingeschämt hat. Ich küss ihr die Hände und die Füße.

Aber Du? — wirst Du es lernen, mich milde zu beurteilen? Ich habe das Licht und die Schönheit sehr und Dich grenzenlos geliebt, das ist meine einzige Entschuldigung.

Gott segne Dich tausendmal. Marinja.

P. S. Danke Jaro für seine Güte gegen mich und verschweige ihm nichts. Er wollte Dir treu zur Seite stehen in Deinem Glück; möge er Dir nun zur Seite stehen in Deinem Schmerz; denn ich weiß, daß Du namenlos leiden wirst. Das Bewußtsein ist meine härteste Strafe. Auch an Edith noch einen Gruß; aber die wird mich verabscheuen, das weiß ich. Noch eins! Jaro soll dem armen Felix sagen, daß sie um meinetwillen gestorben ist. Er soll nicht unschuldig leiden."

Die Gräfin Ida hatte den Brief halblaut vorgelesen, — als sie geendigt, herrschte lautloses Schweigen.

Dann erhob sich Jaroslav, trat auf Ernst zu, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Die Ärmste!" sagte er leise. Mit einem Blick voll unaussprechlicher Dankbarkeit sah Ernst zu ihm auf. Soweit ihm in seiner Verzweiflung irgend etwas Trost bieten konnte, war es der Umstand, daß ein Mensch, den er so hochschätzte wie Jaroslav, kein Wort der Verurteilung für Marinja fand, nur ein Wort des Mitleids.

Dann verbreitete sich von neuem die lautlose, drückende Stille durch den kleinen Raum; nur die Flammen im Kamin hörte man an den Holzklötzen lecken. Nach einer Weile bemerkte, mit ernsten, traurigen Augen von dem Brief aufsehend, die Gräfin Lornitz: „Wohin sie nur sein kann?"

Da sah Ernst sich um — „Wohin . . . dort, wohin sie die Leiche der Unglücklichen gebracht haben, dort wird sie sein." Seine Stimme war heiser und klanglos, und die Worte fielen ohne Ausdruck und ohne Rhythmus von seinen Lippen. Plötzlich legte er die Hand an die Stirn, und wie aus einer Betäubung erwachend fragte er rasch: „Jaro, hast du nicht soeben erzählt, daß man den Leichnam auf die Cavalierka geschleppt habe, als der Postwagen vorüberfuhr?"

„Ja."

„Nun, dann wird sie dorthin sein!“ rief Ernst.

Dabei sprang er auf, ging quer durch das Zimmer und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel; als der Diener erschien, befahl er kurz: „Der Johann soll einspannen — sofort, schnell — die Schimmel!“

„Du hast noch Zeit, Alexander abzuholen,“ bemerkte etwas beunruhigt Edith; aber Ernst entgegnete: „Ich kann Alexander nicht abholen, ich muß Jaro bitten, das für mich zu tun,“ und da Jaroslav sich sofort zu seiner Verfügung stellte, fuhr er rasch wie im Fieber sprechend fort: „Bis zur Cavalierka könnten wir zusammen fahren, Jaro —“

„Bis zur Cavalierka, — ja, was willst du dort!“ rief Edith außer sich.

Ernst sah sich ungeduldig nach ihr um — „Nun — sie muß dort sein,“ erwiderte er kurz.

„Und was willst du noch mit ihr!“ Rote Flecken brannten auf Ediths Wangen, aus ihren Augen sprühte zornige Empörung.

„Was ich will?“ — seine Stimme klang scharf, und er sprach die Worte herausfordernd deutlich — „ihr sagen, daß mir das alles gar keinen Unterschied macht, daß sie für mich bleibt, was sie war.“

„Ernst, um Gottes willen, — du begreifst doch . . .“

„Ich begreife nur eins,“ entgegnete er, „daß sie entsetzlich leidet, daß sie noch mehr leidet als ich.“ Damit verließ er das Zimmer, böse und zornig, offenbar unfähig, diesen unerträglichen Erörterungen noch weiterhin standzuhalten.

Jetzt wendete sich Edith an ihren Vetter. „Jaroslav, das läßt du zu?“ rief sie. Wenn sie sehr aufgeregt war, gönnte sie dem Vetter immer die vollen drei Silben seines Namen. „Das läßt du zu?“

„Ich kann's nicht ändern,“ erwiderte Jaroslav trocken.

„Du gibst ihm vielleicht noch Recht!“

„Von Recht kann in dieser Sache keine Rede sein; das ist Gefühls- und nicht Rechtssache,“ entgegnete Jaroslav.

„Ein Mädchen dieser Abstammung, ein Mädchen, das gelogen, betrogen hat,“ rief Edith.

„Edith!“ Gräfin Ida mischte sich zum erstenmal ins Gespräch; ihre Stimme klang ganz dünn und zitterte; „sei nicht so hart, — sie — sie war in einer sehr schwierigen Lage.“

„Und sie hat die Wahrheit gesagt, als jede Gefahr vorüber war, daß die Wahrheit ohne ihr Geständnis entdeckt werden könnte!“ bemerkte Jaroslav.

Edith schwieg einen Moment. Sie war beschämt; aber ihre Aufregung hatte nicht nachgelassen. Nach einer kurzen Pause begann sie von neuem: „Also meinst du, daß diese Heirat jetzt auch noch möglich wäre?“

Jaroslav hielt seine beiden schmalen, muskulösen Hände geballt an den straff niederhängenden Armen. Offenbar kostete es ihm fast eine ebenso große Überwindung, mit seiner Ungeduld fertig zu werden, wie Ernst. „Nein,“ sagte er endlich sehr entschieden; „ich glaube, daß unter den Umständen diese Heirat ein unermeßliches Unglück für ihn wäre . . .“

„Nun, denn —“

„Aber hindern wollte ich ihn nicht, der Unglücklichen dort den einzigen Trost zu bieten, den sie noch in sich aufnehmen kann, — seine Verzeihung.“

„Verzeihung! Darum handelt es sich nicht.“

Da hob die alte Frau, deren Tränen indes dicht auf den noch immer vor ihr ausgebreiteten Briefbogen gefallen waren, den Kopf und sagte traurig „Beruhige Dich, Ditzi, Du hast nichts zu fürchten, — sie wird nicht wollen.“

Die Tür öffnete sich. „Jaro,“ rief Ernst, „der Wagen ist vorgefahren. Komm!“

XI.

In der Cavalierka kniete Marinja neben dem Bett, auf dem die Tote lag. Sie lag in demselben Zimmer, in dem sie Marinja die Sage von der armen Scharka erzählt, in derselben Stube, in der sich Marinja so oft vor dem Waldgeist gefürchtet hatte.

Der Waldgeist! Ihr war zu Mute, als ob er sie eingeholt habe, der Waldgeist, das Unentrinnbare — das Schicksal.

Es war alles wie sonst: dieselben drückend niedrigen Zimmerdecken, dieselbe dumpfe Luft, draußen das leise Murmeln des schwarzen Teiches, über den dichte weiße Dünste schlichen.

Lukava war weit, selbst Ernst in den Hintergrund getreten. Marinja sehnte sich nicht nach Lukava zurück, sie dachte kaum mehr an Ernst. Weder Lukava und alles, was es verkörperte, noch Ernst und alles, was er ihr gewesen war und zu werden versprach, konnten ihr das Einzige wiedergeben, wonach sie sich sehnte, — den inneren Frieden.

Sie war mit dem Postwagen nach der Cavalierka gefahren, mitten zwischen den Leuten aus dem Volk. In der Cavalierka hatte sie sofort nach der Leiche der Selbstmörderin gefragt. Dann, als man sie zu derselben hingeführt, hatte sie ruhig und schlicht erklärt: „Es ist meine Mutter,“ und hatte gebeten, man möge sie mit der Toten allein lassen. Sie hatte sich eingeschlossen mit der Leiche, jeden letzten Liebesdienst hatte sie dem abgezehrten Körper erwiesen. Keine fremde Hand hatte diese armen, mageren Glieder berühren dürfen.

Jetzt war ihre Arbeit getan, der Kopf ruhte in den Kissen, zwischen den Händen lag ein Kreuz. Sie hatte alles vertilgt, was an die Gefallene erinnerte. Es war nichts mehr übrig, als die Leiche einer Mutter, die für ihr Kind gestorben war.

Marinja kniete am Fußende des Bettes, die Stirn in den Bettrand gedrückt, ohne Tränen finden zu können. Sie dachte nicht in Worten, sie fühlte nur, und zugleich durchklang ihre Seele eintönig immer derselbe Vers: „Sie starb, damit wir uns freuten, — sie starb, damit wir uns freuten!“

Alles in ihr war Schmerz, Mitleid, Selbstanklage, rastlos mit sich ringende Verzweiflung. Sie fing an zu beten; sie hatte die letzte Zeit nicht mehr gebetet, nicht mehr beten wollen; jetzt, da sie nicht weinen konnte, mußte sie beten. Aber durch die erhabenen Worte des Vaterunser hörte sie noch immer: „Sie starb, damit wir uns freuten.“

Draußen schauderte der Wind über die Heide, und in den düsteren Wäldern rauschte es traurig.

Da — Pferdegetrappel — ein Wagen . . . Stimmen — ein Schritt, der die alte, knarrende Treppe heraufeilt, eine Hand, die sich auf die Klinke der Tür legt.

„Marinja," rief es leise, „Marinja!"

Sie blieb regungslos, keiner Bewegung fähig.

„Marinja," — diesmal klang's lauter, dringender; schwer sank die Hand auf die Klinke — „Marinja!"

Da erhob sie sich; ganz ruhig schritt sie auf die Tür zu, öffnete sie und trat zu Ernst hinaus in den öden Flur, in den das Licht durch ein von Staub und Spinnweben erblindetes Fenster brach.

„Ernst, — du hier? . . . Ernst . . ." Sie sprach's halblaut, stammelnd, sie trat näher, jetzt sah sie ihn deutlicher und auch die Spuren tiefer Erschütterung auf seinem Gesicht. „Armer Ernst," hauchte sie dann, „hast du meinen Brief bekommen?"

„Ja," sagte er, als ob es sich um etwas ganz Gleichgültiges, zum wenigsten Abgetanes handle; es war ja weder gleichgültig noch abgetan für ihn, Marinja wußte es; aber sie fühlte auch, wie großmütig es von ihm war, den Schein auf sich zu nehmen. „Sie liegt dort," sagte er mit einem Blick auf die Tür, aus der Marinja getreten war; „darf ich einen Augenblick hinein?" Er sagte es mit der Ehrfurcht, die das Leben dem Tode schuldig ist.

Marinja verstand. Er wollte alles mit ihr teilen, ihr ganzes Leid und ihre ganze Schmach.

„Nein," sagte sie entschieden; „zu was? Es soll sie keiner mehr sehen als ich; sie gehört nur noch mir."

„Nun so komm mit mir, einen Augenblick, ich muß mit Dir reden."

Sie zögerte. Dann ging sie mit ihm in die große Stube, in der noch immer das schwarze Sofa stand, auf dem sie so oft ihre Mutter hatte kauern sehen. Die ganze Stube war voll Erinnerungen, aber die Erinnerung, die am deutlichsten auftauchte in Marinja, war doch die an ihre erste Unterredung mit Ernst Lornitz.

„Weißt du noch, wie du mir damals meine Befreiung angekündigt hast, Ernst?" fragte sie. „Du bist unendlich gut gegen mich gewesen, damals und immer. Ich dank dir für alles — am herzlichsten dafür, daß du heute gekommen bist. Und nun lebe wohl, verlaß mich."

„Ich dich verlassen?" rief er; „ich bin gekommen, dir beizustehen in deinem Leid und es dir tragen zu helfen, — bis . . . die Ärmste . . ." er konnte sich nicht entschließen zu sagen, deine Mutter — „begraben ist; dann lassen wir uns trauen."

„Und du glaubst wirklich, daß ich das Opfer annehmen werde."

„Es ist kein Opfer," erwiderte er, „ich kann nicht ohne dich sein."

Sie sah ihn trostlos an. „Und selbst, wenn es kein Opfer wäre," murmelte sie, „ich könnte doch nicht —"

„Was?"

„Deine Frau werden.“

„Und warum nicht?“

„Weil . . . weil . . . ich habe dir's ja geschrieben. Sie ist gestorben, um sich aus dem Weg zu räumen, damit . . . damit wir uns freuen könnten!“

„Und selbst, wenn es so wäre, was kannst denn du dafür?“

„Ich kann dafür, das ist es ja, Ernst —“ Sie wurde aschfahl, sie zuckte zusammen, als habe er unvorsichtig eine schmerzhafte Wunde berührt. Er drang in sie, sie möge ihm alles erzählen; er war überzeugt, daß sie sich ganz grundlos selbst martere.

Sie hielt sich nicht mehr auf den Füßen, sie mußte sich niedersetzen. Dann stückweise, ruckweise, fahrig und hastig erzählte sie ihm alles, was auf ihrem Herzen lastete, von ihrer ersten Begegnung mit der Mutter bis zu ihrer letzten. Aber auch jetzt gab er nicht nach, nein, — die Lage war eine verzweifelte gewesen, Marinjas Fehler ihrem Unglück gegenüber sehr klein. Er wollte sie in seine Arme schließen, aber sie fuhr vor ihm zurück. Dann nach Atem ringend sagte sie: „Ernst, wie schrecklich wäre die Versuchung gewesen, wenn . . . wenn ich sie überhaupt noch empfinden könnte, — aber — ich kann nicht, — es ist vorbei.“

„Marinja, ich versteh dich nicht —“ und wieder streckte er die Arme nach ihr aus, und noch einmal wich sie zurück.

„Laß mich, Ernst,“ bat sie; „siehst du, es ist so: das Glück, wenn einmal der gekommen ist, der's in uns zu wecken versteht, klingt's aus unserer Seele heraus wie eine himmlische Musik. Aber“ — sie legte die Hand auf die Brust; ihr Blick nahm einen vagen, abschweifenden Ausdruck an, „wenn das Instrument gebrochen ist, da klingt die Musik nicht mehr, — keiner kann sie mehr wecken, keiner. Es ist, wie wenn du eine wunderschöne Melodie auf zerrissenen Saiten spielen wolltest . . . In mir ist alles zerrissen, die Musik ist verklungen, und wenn du sie wecken wolltest, so käme doch nur ein schrecklicher Mißklang heraus. Dir würde er das Leben verderben, und ich, wenn ich noch versuchen wollte, glücklich zu sein, — dann — dann würde ich einfach irrsinnig.“

„Marinja, mein armes Kind, ich will dich ja schonen, pflegen, wir wollen ganz zurückgezogen, wollen nur der Wohltätigkeit leben!“

Aber sie hielt sich beide Hände an die Schläfen. „Ich kann nicht,“ rief sie fast schreiend vor Verzweiflung, „ich kann nicht — das Elend lindern aus meinem Überfluß — nein, Ernst — nein, ich muß mitleiden, um das Leben ertragen zu können!“

Da wendete sie den Kopf, die Tür hatte sich geöffnet, in das Zimmer trat eine hohe, schwarze Gestalt, ein Priester in der Soutane.

Mit einem halberstickten Schrei stürzte sie zu seinen Füßen und schlang beide Arme um seine Kniee.

„Laß mich mit ihr allein,“ bat der Priester; „ich weiß, um was es sich handelt, Jaroslav hat mir's gesagt.“

Er strich ihr leise mit der Hand über den Scheitel. Mit einem tiefen Seufzer verließ Ernst das Zimmer.

Ängstlich, flehend sah Marinja zu dem Priester auf. Ihr wurde seltsam. Sein Antlitz hatte sich noch veredelt, noch durchgeistigt. Die Augen waren schöner denn je; der Blick schien noch weiter zu reichen. Aber die Wangen waren eingefallen, die Züge geschärft. Es war nichts Menschliches in ihm mehr übrig geblieben als das Verständnis für menschliche Leiden. Seine ganze Erscheinung war nur noch die Verkörperung einer unendlich feinfühlenden Teilnahme mit dem großen Schmerz der Welt, von dem jede Fiber in ihm mitlitt.

Marinja war's, als wäre ein heiliger Schleier niedergesunken zwischen ihr und dem Leben — ein Schleier, der sich lindernd und kühl um ihre zerrissene Seele legte — ein Schleier, in den sie sich ganz einhüllte mit geschlossenen Augen, fester und fester, in einem Gefühl unaussprechlich beschwichtigenden und befreienden Geborgenseins.

~~~~~~~~~~

„Und du glaubst wirklich, daß nichts mehr zu machen ist?“ Die Worte fielen angstvoll von Ernsts Lippen. Beklommen sah er zu dem Bruder empor, der mit Marinja in dem Zimmer der Toten eine volle Stunde verbracht hatte.

„O — doch, gottlob!“ sagte Alexander mit seiner sanft zu Herzen dringenden Stimme.

Ernst saß wie gebrochen neben dem plumpen Tisch vor dem schwarzen Sofa.

Der Abbé ging im Zimmer auf und nieder; sein Schritt war leicht wie der eines Menschen, der sich gewöhnt hat, leise zu gehen, um keinen Schmerz zu stören und keinen Schlaf zu wecken.

„O ja,“ wiederholte er, „aber deine Rolle in ihrem Leben ist ausgespielt.“

„Warum denn, um Gottes willen, Alexander? Ihre Schuld ist ja doch nicht so groß, daß sie ausgestoßen werden sollte vom Leben!“

„So, wie sie nun einmal beschaffen ist, hat ihre Schuld sie fürs Leben untauglich gemacht,“ entgegnete der Abbé.

„Ihre Schuld! — Ich kann das Wort nicht hören,“ rief Ernst. „Bedenke nur ihre fürchterliche Lage, so stolz und rein, wie sie war! Wie mußte ihr grauen vor einer solchen Mutter, wie hat sie sich ihrer schämen müssen! Daß diese —“ Ernst ballte die Faust und grub die Zähne in seine Lippen, ehe er weiter sprach: „daß diese Unglückselige sich umgebracht hat,“ stieß er dann hervor, „das ist hundert anderen Gründen beizumessen als dem einen unbedachten Wort Marinjas. Mein Gott, Alexander, die katholische Religion ist ja so milde — kannst du denn kein Mittel finden, den Druck von ihrer Seele zu nehmen? Kannst du sie nicht beruhigen durch . . . durch die Absolution?“

Jetzt blieb der Priester stehen; sein Blick war streng, und seine Stimme klang plötzlich ganz voll. „Ernst,“ rief er aus, „begreifst du denn nicht, was du mir zumutest?“

Ernst zog nur finster die Brauen zusammen und machte eine kurze, ungeduldige Handbewegung.
~~~~~~~~~~

„Nein, Ernst, die katholische Religion ist milde — dem Tiefstgesunkensten versagt sie weder ihre Verzeihung noch ihren Trost. Aber weh dem Priester, der ihre Macht dazu mißbraucht, die Reue einer Seele, die der Läuterung entgegenstrebt, durch verlogene Beschwichtigungen zu betäuben!"

Ernst senkte den Kopf — er schien beschämt.

Alexander betrachtete den Bruder aufmerksam und mitleidig; er fuhr fort, auf und ab zu gehen und im Gehen zu reden. „Und siehst du, selbst wenn ein anderer Priester — einer, der die Sache anders auffaßt als ich, infolgedessen das Recht hätte, ihr anders gegenüber zu treten, die Absolution, die unbedingte, weiter keine Forderungen an sie stellende Absolution erteilen wollte, er würde ihr nichts nützen damit. Vielleicht würde er Marinja für eine Zeit beruhigen, aber der Rückschlag wäre fürchterlich. Sie ist zu klug, zu feinfühlig, als daß ihr eine Verzeihung helfen könnte, die nicht mit ihrem innersten Wesen, mit ihren unausgesprochenen, ja vielleicht unbewußt empfundenen Überzeugungen im Einklang stände. Deine Frau kann sie nicht werden; wenn du sie dazu zwingst, wenn sie durch ein Aufflammen ihrer Leidenschaft sich dazu hinreißen ließe, so sehe ich nur zwei Dinge vor mir: entweder — und das ist das wahrscheinlichere — sie wird irrsinnig, oder ihr ganzes Wesen vergröbert sich in einer Weise, daß nichts von dem übrig bleibt, was sie würdig gemacht hätte, an deiner Seite durchs Leben zu gehen."

Ernst schwieg. In seiner starken Natur bäumte sich alles gegen die Entsagung. Der Abbé beugte sich jetzt über ihn und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Es war etwas so Seltsames um diese leichte, warme Berührung, etwas fast Immaterielles und doch Zwingendes, wie ein unsichtbarer Einfluß. „Du hast dich schon einmal an ihr versündigt," sagte er.

„Ich?" — Ernst fuhr befremdet auf.

„Ja, indem du an ihrem Glauben gerüttelt hast!"

„Aber Alexander — ich habe doch nicht an ihrem Glauben gerüttelt, ich habe nur . . ."

Der Abbé fiel ihm ins Wort. „Du hast ihr nur alles von dem Glauben genommen, was ihr ihn lieb und tröstlich gemacht — das Wunderbare. Und woher nahmst du das Recht, ihr zu sagen, daß ich nicht daran glaube?"

„Alexander . . . ich . . ."

Wieder unterbrach ihn der Abbé. „Vielleicht glaube ich nicht daran in derselben Form wie sie; es widerstrebt mir überhaupt, unsere Zukunft über den Tod hinaus in feste Umrisse einzuklammern. Mich dünkt, was ich glaube, viel schöner und großartiger als das, was sie hofft. Aber zu was sie stören, ehe sie zu ernsterer Auffassung gereift ist! Siehst du, Ernst, wir stehen einander so nah, und doch hab ich dich nie gestört in deinem Unglauben, obwohl er mir manchmal in seiner eigensinnigen Endgültigkeit noch enger, noch beschränkter als Marinjas Glaube vorgekommen ist!"

„Eng — beschränkt," murmelte Ernst.

„Ja," sagte der Abbé; „die menschliche Natur mit ihren unendlichen Widersprüchen ist so unbegreiflich, daß sie nur einem Wunder entstammen kann — warum sollte ihr Lauf nicht in einem letzten, größten Wunder

abschließen? Wenigstens den Zweifel an der Unfehlbarkeit deiner Auffassung hättest du in dir aufkommen lassen sollen, und der Zweifel hätte dich davor bewahrt, rücksichtslos in fremdes Seelenleben einzugreifen!"

Alle anklagende Gewalt war längst aus der Stimme Alexanders verschwunden, sie war wieder leise, manchmal nur ein Flüstern, und manchmal klang sie wie aus der Ferne herübergrüßende Kirchenglocken.

Eine Weile war alles still, dann sagte Ernst: „Du hast recht," und er legte die Hand in die des Bruders, und diese von Fieber glühende Hand in der seinen haltend fuhr der Abbé fort: „Du brauchst dich nicht zu fürchten — Bekehrungsversuche im kleinen, engen Sinne des Wortes werde ich nicht an dir machen, selbst in dieser Stunde nicht; nur an eins will ich dich erinnern: daran, was über alle Verschiedenheiten unserer Lebensanschauungen hinüber wir beide glauben, an die Läuterungsfähigkeit der menschlichen Natur, und auch daran möcht ich dich erinnern, daß du, so gut wie ich, diese Läuterungsfähigkeit, diese Veredlung zu fördern hast, welchem Ziel auch immer sie zustreben mag — ob es ein sehr nahes oder ein fernes, ein verhältnismäßig bescheidenes oder ein unermeßlich großes ist. Die Menschheit hat den Trieb nach diesem Ziel, und wir alle müssen einander beistehen, ihm Rechnung zu tragen. In diesem Fall ist unsere beiderseitige Pflicht nicht schwer zu bestimmen. Hilf du Marinja dadurch, daß du sie aufgibst; laß mich versuchen, ihr zu helfen dadurch, daß ich ihr den Weg zeige."

XII.

Jahre waren vergangen, seit Ernst sich von Marinja getrennt hatte. In der ersten Zeit war der Schmerz so heftig gewesen, daß man um seine Gesundheit gefürchtet hatte, fast um sein Leben. Die Sehnsucht nach der ihm für immer Verlorenen hatte an ihm gezehrt, Tag und Nacht, mit einer Heftigkeit, wie sie nur an einem Manne zehrt, der bereits in reiferen Jahren zum erstenmal leidenschaftlich liebt. Lange, sehr lange hatte er sich ganz unzugänglich gezeigt gegen jede Art von ablenkender Zerstreuung. Musik, die er sonst so geliebt, war jetzt für ihn eine Qual; das Reisen war für ihn nur noch eine jeglichen geistigen Interesses bare körperliche Anstrengung, — er vergaß von einer Woche zur anderen, welche Länder er durchquert, von einer Stunde zur anderen, welche Kunstwerke er gesehen hatte.

Jaroslav Slavin ließ ihn nicht aus den Augen, widmete dem Freund in jenen ersten, schweren Zeiten ausschließlich seine ganze Existenz. Er bewachte ihn, reiste mit ihm und hatte eine unbeschreibliche Geduld mit ihm. Nach und nach, ganz allmählich müdete der Schmerz sich ab, trat in ein neues Stadium. Der Gedanke an Marinja hörte auf, einzig und allein folternde, ausdauernde Sehnsucht in Ernst zu wecken. Er wich der Erinnerung an sie nicht mehr aus, sondern rief sich's willkürlich, oft in seine Seele zurück, wie sie dieses liebe Wort zu ihm gesprochen hatte und dann jenes, wie sie damals ausgesehen hatte und damals — er fühlte wieder ihren Kuß auf seinen Lippen und ihre weiche Stimme in seinem Ohr.

Alles in seinem Leben bezog sich auf sie. Wenn er ein schönes Geschmeide sah, so dachte er: Wie sie das geschmückt hätte, und wenn er ein Kunstwerk

betrachtete, so sagte er sich: Wie hätte sie sich daran gefreut; wenn er ein fesselndes Buch las, so dachte er: Wie gern hätte ich mit ihr darüber geplaudert, und wenn er ein sehr hübsches Kind sah, dachte er: Wie hätte Marinja das geliebkost, — dann wurde sein Herz immer am schwersten, so schwer, als ob es noch einmal brechen sollte.

Aber die Heilung schritt doch vorwärts, und immer mehr webte sich die Erinnerung in sein Leben hinein. Es war wie ein unirdischer, aber nichtsdestoweniger tröstender Verkehr mit der Entschwundenen. Das Stadium dauerte lange; es sollte nie ganz aufhören. Die Erinnerung umschwebte ihn wie ein liebevoller, zärtlicher Schutz.

Wenn er etwas tat, so ging's ihm unwillkürlich durch den Sinn: Vielleicht hätte es Marinja gefreut; und manchmal, wenn ihm ein böses oder gar bitteres Wort, ein zu herbes Urteil auf den Lippen schwebte, so ließ er es unausgesprochen, — der Gedanke war ihm gekommen: „Das hätte Marinja geschmerzt." Er begann, sich der Wohltätigkeit zu widmen, einer erschütternden, angreifenden, vor nichts zurückschreckenden Wohltätigkeit.

Über Marinja erhielt er manchmal Nachricht durch Alexander, der in schönen, ernsten Worten von der edlen Entfaltung ihres Wesens sprach.

Ernst wußte, daß sie in ein Kloster getreten war; wo sie sich aufhielt, wußte er nicht. Sie selbst hatte gebeten, daß man es ihm verschweigen möge. „Er würde doch zu mir wollen; und ich würde seinen Schritt hören durch die stärksten Klostermauern hindurch," hatte sie gesagt; „ich segne ihn tausendmal, aber es ist besser, wenn er nicht weiß, wo ich bin." —

Jetzt hatten die Nachrichten aufgehört, seit mehreren Jahren schon. Alexander war tot.

Sein Tod hatte Ernst sehr tief erschüttert, jetzt war auch das vorbei.

Jaroslav Slavin hatte geheiratet und eine vernünftige, ihn und seine Umgebung befriedigende Wahl getroffen. Seinem Wesen entsprechend stand er zu seiner Frau in einem etwas konventionellen, zu seinen Kindern in einem leidenschaftlich zärtlichen Verhältnis. Seine Freundschaft mit Ernst war dieselbe geblieben, und Ernst war ein oft und gern gesehener Gast in seinem Hause. Er war gesund geworden, er konnte wieder Musik genießen und konnte sich an Jaros Kindern freuen. Aber eine sein ganzes Wesen mildernde Wehmut durchschwebte ihn noch immer. Die, welche ihn gut kannten, behaupteten, das würde wohl so bleiben bis zu seinem Tode.

Der zehnte Frühling seit seiner Trennung von Marinja blühte über die Welt.

Es war die Zeit, um welche er, als Alexander noch lebte, alle Jahre nach Rom gereist war. Seit dem Tode des Abbés war er nicht mehr dort gewesen; aber in diesem Frühjahr hatte es ihn unabweisbar hinuntergelockt.

Heute war er angekommen. Das erste, was er getan, war, Alexanders Grab aufzusuchen. Dann ging er durch die Straßen, ziel- und planlos.

Die Erinnerung an Marinja regte sich in ihm besonders deutlich und schmiegte sich an seine Seele wie liebkosende Wehmut. Er wäre ganz ergeben gewesen in sein Schicksal, wenn ihn nicht immer noch die Frage gequält hätte: „Wo ist sie, was ist aus ihr geworden?“ Manchmal kam ihm die Angst, sie könne nach dem Tode Alexanders dem Einfluß eines engsinnigen Fanatikers zum Opfer gefallen sein und in irgend einer gänzlich von jeglichem Verkehr mit der Welt abgeschlossenen Klosterhaft zwischen peinigenden Bußübungen zu Grunde gehen.

Wenn ihm der Gedanke kam, faßte es ihn eiskalt, und das Sonnenlicht verlöschte vor seinen Augen. „Wenn ich wüßte, — wenn ich nur wüßte!“ murmelte er vor sich hin.

Er ging und ging und fast ohne es zu wissen, lenkte er seine Schritte in die Villa Corsini. Lange durchwanderte er den sich terrassenförmig hinaufstufenden Garten. Sein Blick schweifte über die mächtigen, altväterisch verschnittenen Steineichen, an deren Stämmen sich blühende Rosen hinaufrankten bis in die grünen Kronen hinein, — über die seltsam ausgeschweiften Becken, aus denen der sprühende, schäumende Unfug launisch in ihrem Lauf gehemmter Kaskaden unbändig zum Himmel aufsprang, um in tausend glitzernden Tropfen, wie in unzählige Tränen aufgelöst, müde und schwermütig zurückzusinken.

Der Himmel wölbte sich blau über den dunkelgrünen, glänzenden Bäumen. Ein Duft von Taxus, Rosen, Veilchen und Weihrauch, der ureigentümliche Frühlingsduft von Rom, erfüllte die Luft. Die Sonne stand bereits tief. Aus der stillen Villa Corsini hinaus ging Ernst, ein kleines Wäldchen der anstoßenden Villa Lante durchkreuzend, bis nach San Onofrio hinauf. Vor der Kirche blieb er stehen und blickte hinunter auf Rom.

Um die Peterskuppel flammte der Sonnenuntergang; die ganze übrige Stadt lag in eine weiche, himmelblaue Dämmerung eingehüllt. Und aus der Dämmerung heraus tönte hundertstimmig der Choral der Kirchenglocken.

Ganz in den eigentümlichen Eindruck versunken stand er neben der Treppe, die hinunterführt in das Herz von Rom.

Plötzlich hörte er etwas Sonderbares. Ein Gezwitscher wie von Frühlingsvögeln, ein Rauschen wie von Engelsflügeln.

„Es sind die Nonnen, die die Kinder aus dem Kloster übertragen in das neuerbaute Spital,“ sagte ein Mann aus dem Volk, der neben ihn getreten war.

Aus dem Dunkel des Steineichenwaldes zu Füßen der Villa Lante waren sie herausgetreten, ein heller Zug in den weißwollenen Gewändern der Dominikanerinnen, jede von ihnen ein krankes Kind im Arm, in schützende Decken eingehüllt. Einige der Kinder hatten verbundene Glieder, andere verbundene Köpfchen, einige sahen elend aus, aber fast alle hatten fröhliche Augen. Die Nonnen hielten sie umfaßt, zärtlich, mütterlich; sie flüsterten und lachten ihnen Mut zu, und die Kinder lachten zurück.

Jetzt kam eine, die größer war als die anderen. Sie trug ein fast halbwüchsiges Mädchen im Arm, aber mit einer Leichtigkeit, als ob sie die Last nicht empfände. Ihre Haltung war frei, königlich, ihr Schritt hatte etwas Schwebendes.

Sie kam näher; unter dem weißen Stirnband leuchtete ein Paar wundersamer blauer Augen.

Ernsts Herz stand still.

Es war Marinja.

Er nahm den Hut ab.

Sie mußte ganz knapp an ihm vorüber. Würde sie ihn erkennen?

Ja, sie erkannte ihn.

Einen kurzen Moment kreuzten sich ihre Blicke, ihr Fuß zögerte, — ein freundlich grüßendes, segnendes Lächeln umzog ihren Mund. Dann faßte sie das Kind fester in ihren Arm und schwebte den anderen nach in den sammetblauen Duft, aus dem die Stimmen der Glocken hervortönten.

Ehe er sich's versah, war sie verschwunden; aber sein Herz war merkwürdig leicht geworden, fast als hätte Marinja die Last davongenommen, die es jahrelang bedrückt.

Nicht ein Schatten mehr lag auf ihrem Gesicht. Es strahlte von inniger, selbstloser Heiterkeit und hatte die ruhige Schönheit eines tiefen Seelenfriedens.

Die Dämmerung wurde dichter und dichter, aber heller als je glänzte die Kuppel des Petersdoms.

Er stand noch immer da, barhäuptig, in eine Art dankbarer Andacht versunken. Die Glocken tönten, tönten, wiegten den Tag und die ganze Welt ein mit ihrem beschwichtigenden, verheißungsvollen Zauber.

Und plötzlich gedachte Ernst jenes Nachmittags im Garten von Lukava, da er unvorsichtig und rücksichtslos an Marinjas Glauben gerüttelt hatte. Zum Trost hatte er ihr damals gesagt, die katholische Religion sei das großartigste und rührendste Gedicht, das je der menschlichen Phantasie entsprossen.

Der menschlichen Phantasie!

Ja, ein Werk der Phantasie! Aber was bedeutete das! Hatte die Natur, als sie trotz aller gewaltigen Ansätze ihr Werk nicht zu einer harmonischen Vollendung bringen konnte, dem Menschen die Phantasie geschenkt, um ihn über die klaffenden Risse in ihrer Schöpfung, über die kurze Zeitdauer seines Daseins und so vieles andere unversöhnbare Leid hinüberzutrösten, — oder hatte ein großer, bewußter Gott dem armen Erdenpilger die Phantasie mitgegeben, damit ihr wechselvoll schillerndes Licht, Ahnungen und Hoffnungen anregend, ihm den Weg zurückfinden helfe in die Ewigkeit?

Das war die große Frage; für Alexander war es keine gewesen, und auch für Marinja war es offenbar längst keine mehr.

Noch einmal neigte er das Haupt vor der verklärten Kuppel der Peterskirche; dann, mit festem, ruhigem Schritt, stieg er hinab in die glockendurchtönte, blaue Dämmerung.

Maurice Maeterlinck.

Von

A. von Hartmann.

Nichts ist für den aufmerksamen Betrachter der Welt tröstlicher als die Beobachtung, daß sich die großen Gedanken der Denker, selbst wenn sie zuerst mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Exklusivität auftreten, mit der Zeit in immer größere Kreise verbreiten, bis sie ein Gemeingut aller Gebildeten werden und auf die Handlungen großer Massen beeinflussende Wirkungen ausüben. Wenn man den Spuren eines Begriffes nachgeht, so findet man schon Fingerzeige darauf bei Männern, deren Gedankenarbeit viele Generationen weit zurückliegt. Die Probleme sind eben immer dieselben geblieben, aber die Problemstellung ist eine andere geworden und wird im Laufe der geistigen Entwicklung noch rascher als jetzt ihre Form wechseln. Während es früher Jahrhunderte dauerte, ehe ein Gedanke von der ganzen gebildeten Menschheit Besitz genommen hatte, braucht es heute nur kurze Zeit zur Verständigung oder Abwehr desselben, und im Kampfe der Meinungen klärt sich je nach der Bedeutung des auftauchenden Gedankens sehr bald das Urteil über seine Bedeutung und Tragfähigkeit.

Man kann die Streitfrage aufwerfen, und sie ist von dem kritischen Verstande oft genug aufgeworfen worden, ob es die Dichter und Künstler oder die Männer der Wissenschaft sind, denen die Palme gebührt in dem Wettstreit der Konzeption von Ideen. Da es sich dabei um das mehr oder weniger tief eingreifende Walten des Unbewußten, also um das, was man ganz besonders die geniale Veranlagung nennt, handelt, so geht man wohl nicht fehl, wenn man auch den Forschern eine sozusagen schöpferische Tätigkeit, in der sie die neue Wahrheit schauend erblicken, zuschreibt. Nur die Weise der Bearbeitung des unbewußt empfangenen Stoffes zeigt die verschiedenartige Befähigung an. Der Künstler, der es mit der Wiedergabe der Idee im sinnlichen Schein zu tun hat, darf und muß die Abstraktion beiseite lassen oder muß sie so zu veranschaulichen suchen, daß man darüber den Ursprung vergißt, denn alle Kunst wendet sich an den sinnlich empfindenden, nicht an den kritisch reflek-

tierenden Menschen; der Forscher muß dagegen die Phantasie beiseite schieben und sich ganz der Tätigkeit seines Verstandes überlassen, um die einmal erfaßte Wahrheit nun auch für andere beweiskräftig hinzustellen. Wie aber alles in der Welt in fließendem Übergange ist, so ist auch das Schaffen der Forscher und das der Künstler nicht haarscharf zu trennen. Von dem Forscher im eigentlichen Sinne zweigen sich die Mystiker ab, die im Überwiegen des freien Spieles der Phantasie einen Übergang zu den Künstlern bilden und sehr oft die dichterische Form und Ausdrucksweise bevorzugen, um ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen. Von den Dichtern sind es wieder die Vertreter der sogenannten Reflexionslyrik und die Problemschriftsteller und psychologischen Analytiker unter den Dramatikern, die es unternehmen, ihre abstrakte Gedankenwelt poetisch zu veranschaulichen und damit den Philosophen näher treten.

In dem Belgier Maurice Maeterlinck treffen wir einen solchen Mystiker, der sich teilweise der dichterischen Form bedient, um das, was seine Seele bewegt und sein Verstand zu erkennen sich müht, weiteren Kreisen zu enthüllen. Man kann ihn in der Kunst zu den Symbolisten zählen, die dazu bestimmt sind, den Naturalismus abzulösen. Anders als in ganz extremer Fassung scheint das heute nicht zu gehen, wenn irgend eine Richtung sich Beachtung erzwingen will. Nur das Absonderliche reizt und gefällt. Da Maeterlinck sich als Dramatiker zuerst Beifall errungen hat, muß man auch seine Dramen der Betrachtung unterziehen, obgleich seine Bedeutung weit mehr in den prosaischen Schriften zu suchen ist.

I.

Maeterlincks Dramen haben fast alle nur denselben Inhalt, das Grauen vor dem Tode als der Personifikation des unerbittlichen Verhängnisses. Die darin auftretenden Personen fühlen sich von vornherein unter dem Bann einer ungeheuren Schicksalsmacht, der zu entrinnen unmöglich ist. Nichts kommt ihnen weniger in den Sinn, als handelnd einzugreifen, um das Verhängnis abzuwenden. Nur in seinem letzten, soeben im „Deutschen Theater" in Berlin erfolgreich aufgeführten Drama „Monna Vanna" und in „Blaubart und Ariane", einem Singspiel, das Maeterlinck selbst mit „Schwester Beatrix" „die ersten tastenden Schritte zu einer Schaubühne des Friedens, des Glückes und der Schönheit ohne Tränen" nennt, ist die Heldin voll des tatkräftigsten Handelns. Sonst überwiegt überall das lyrische Element. Von der Natursymbolik macht Maeterlinck den ausgiebigsten Gebrauch. Aber immer sind es unheimliche Erscheinungen, die er heranzieht, weil er nur Entsetzen hervorrufen will. Ohne Gewitter, Hagel, Sternschnuppenfall, böse Vorzeichen, schwüle, unheimliche Stille, dunkle Forsten, finstere Schlösser, unterirdische Gewölbe geht es selten ab. Der Dialog bewegt sich viel in abgebrochenen Sätzen, die durch die Wiederholung ein und derselben Wahrnehmung den Eindruck verstärken sollen und das auch wirklich tun. Man kommt zu keinem Aufatmen. Dazwischen verlieren sich die Personen in Reflexionen über die Unergründlichkeit der menschlichen, namentlich der weiblichen Seele. Die „vollkommene Einfalt einer hohen Seele", wie es in „Alladine und Palomides" heißt, erfaßt den daneben

stehenden Betrachter immer wieder mit so hoher Bewunderung, daß er zwar nicht wortlos, aber doch tatenlos zuschaut, wie das Schicksal seinen Gang nimmt.

In der bemerkenswerten Vorrede zur Gesamtausgabe seiner Dramen sagt Maeterlinck:

Die unendliche finstere, heimtückische Gegenwart des Todes erfüllt alle diese dramatischen Gedichte. Das Rätsel des Daseins wird nur durch das Rätsel seiner Vernichtung beantwortet. Und obendrein ist dieser Tod eine gleichgültige und unerbittliche, blindlings darauf lostappende Macht, die mit Vorliebe die Jüngsten und am wenigsten Unglücklichen dahinrafft, nur weil sie etwas weniger tatlos sind als die übrigen.

In dieser Periode seines Denkens ist ihm das Dasein, das er als die Offenbarung einer dunklen, aber schrecklichen Macht auffaßt, so furchtbar, daß ihm Lebensmut und Lebenswillen dabei erstarrt. Es ist erklärlich, daß sich eine Kritik, wenn sie sich, wie die sozialdemokratische, die alles von ihrem Parteistandpunkte aus betrachtet, auf diese Stellen stützt, in Maeterlinck nur den Dichter der sterbenden Bourgeoisie sieht. Sie beachtet klüglicherweise nicht, daß Maeterlinck nicht auf diesem Standpunkt der hoffnungslosen Verzweiflung stehen bleibt, sondern eine Entwicklung durchmacht. Sonst verlohnte es sich kaum, einer Persönlichkeit Beachtung zu schenken, welche von dem Elend des Daseins so gefangen genommen ist, daß sie wie hypnotisiert auf das unergründliche Dunkel eines nie zu lösenden traurigen Geheimnisses starrt. Die Philosophie bedarf eines mutigen Geistes und eines starken Herzens, um bei aller Grübelei über die Tiefen des Lebens nicht im Skeptizismus oder in der Verzweiflung zu enden. Wer sich ihr weiht, darf bei den Schrecknissen des Weges nicht zaudern oder umkehren, sondern muß festen Entschlusses weiter vordringen, bis er den Punkt erreicht hat, wo neue Lebenshoffnung die müden Glieder belebt. Es kann sich auch nicht darum handeln, Hoffnungen anzufachen, die bald wieder verlöschen und die schon mit dem halben Bewußtsein des Ungenügens ausgesprochen werden, sondern einzig und allein darum, dem Rätsel des Seins und Daseins auf die Spur zu kommen. Maeterlinck, der so weit geht zu sagen: „Die letzten Wahrheiten des Nichts, des Todes und der Vergeblichkeit unseres Daseins, bei denen wir jedesmal enden, sobald wir unsere Forschungen bis zur äußersten Grenze fortsetzen, sind schließlich doch nichts als der Endpunkt unseres heutigen Wissens," sieht sich genötigt, hinzuzufügen:

Sie scheinen die Gewißheit selbst; und dennoch ist, wenn man auf den Grund sieht, an ihnen nichts gewiß als unsere Unwissenheit. Ehe wir gehalten sind, sie als unwiderruflich anzuerkennen, werden wir noch lange mit aller Inbrunst danach trachten müssen, diese Unwissenheit zu beseitigen und alles Denkbare zu versuchen, um zu erfahren, ob wir kein Licht finden können. Dann kommt auch in den großen Kreis all der Pflichten, die vor dieser allzu voreiligen, todbringenden Wahrheit liegen, wieder Bewegung, und das Menschenleben beginnt von neuem mit seinen Leidenschaften, die nicht mehr so eitel erscheinen, seinen Freuden und Trübsalen und seinen Pflichten, die wieder an Bedeutung gewinnen, weil sie uns helfen können, die Finsternis zu überwinden oder sie mindestens freudigen Herzens hinzunehmen.

Damit tritt Maeterlinck von dem Standpunkt der Verzweiflung am Leben auf den Standpunkt des nach Erkenntnis Strebenden hinüber, obgleich seine Dramen noch wenig von dieser Wandelung verraten. Wenn man die Schillersche Unterscheidung des Tragischen (in der Rezension des Goetheschen „Egmont") zu Grunde legt, wonach es entweder außerordentliche Handlungen und Situationen, oder Leidenschaften oder Charaktere sind, die dem tragischen Dichter als Stoff dienen, so findet man, daß Maeterlincks Dramen in keine dieser Kategorien hineinpassen. Auch die Willensnatur des Menschen, die Übermacht des Willens über den Verstand als weiteren Grund des tragischen Schicksals, berücksichtigt Maeterlinck nicht, dem vielmehr das reale Element, das im Willen liegt, unsympathisch ist. Ihm kommt es nur darauf an, Ahnungen eines Unergründlichen zu erwecken, meistens nicht durch unnatürliche Verbrechen — die giftmischerische Königin Anna in der „Prinzeß Maleine" ist eine Ausnahme —, sondern durch das tatenlose Hindämmern in den von vornherein an einem glücklichen Ausgang verzweifelnden Seelen, die nachtwandlerisch am Abgrund des Verderbens entlang schreiten. Maeterlinck steht ja nicht allein mit dieser Richtung. Ibsen, Tolstoi, Björnson haben alle Dramen geschrieben, die von Anfang an die Schwüle des herannahenden Unwetters verraten, ohne nach dem Ausbruch eine Reinigung und Erfrischung der umgebenden Atmosphäre hoffen zu lassen. Maeterlinck hat von allen am wenigsten das sexuelle Element betont. Nur in „Monna Vanna" spielt es eine große Rolle, und in der „Prinzeß Maleine" ist die Leidenschaft der schönen Königin Anna zu dem Sohne ihres Liebhabers der Grund ihrer verbrecherischen Handlungen. Sonst führen alle Personen der Dramen ein viel zu blumenhaftes Dasein, um sich zu der Stärke einer Leidenschaft zu erheben. So weiß der alte König in „Prinzeß Maleine", daß er von seiner Geliebten allmählich vergiftet wird, er weiß, daß sie Gleiches vor hat mit der Prinzeß Maleine; die treue Amme, Prinz Hjalmar, ja das ganze Schloß ist von den bösesten Ahnungen erfüllt, aber niemand rüstet sich zur Abwehr. Der alte König muß sogar bei der Erdrosselung Maleines selbst Hand anlegen, da das Gift der fremden Königin nicht rasch genug wirkt. Freilich wird er wahnsinnig darüber, während Hjalmar bei dem Anblick der toten Braut erst die Königin, dann sich selbst ermordet. Die einzigen Taten, die in dem Stück geschehen, führen also zum Tode. Ebenso ist es in „Aglavaine und Selysette", wo Selysette sich den Tod gibt, um ihrem Verlobten die Möglichkeit zu geben, einer anderen Neigung zu folgen, wenngleich sie freilich die selbstmörderische Absicht ableugnet, um in den Zurückbleibenden keine Gewissenszweifel aufkommen zu lassen.

In den drei Einaktern: „Der Eindringling", „Die Blinden" und „Zu Hause" ist es der Tod selbst, der auf die Bühne tritt, freilich nicht als Person, aber doch in fühlbarer Annäherung. Man hört in dem „Eindringling" eine Sense dengeln, die den alten Großvater zittern macht, die Gartentür läßt sich nicht schließen, man hört jemanden ins Haus treten, die Lampe geht aus, und das Sterben der kranken Frau im Nebenzimmer und ihres Kindes wird als das Eingreifen einer körperlich wirksamen Macht aufgefaßt. In den

„Blinden“ sitzen die Einwohner einer Blindenanstalt im Walde um ihren toten Führer geschart, ohne zu wissen, daß er als Toter noch in ihrer Mitte weilt. Der ganze Dialog bewegt sich in Klagen der Blinden über das Verlassen ihres Führers, in Vermutungen über sein Ausbleiben, in bösen Ahnungen, die durch ihnen zu Gebote stehende Wahrnehmungen gesteigert werden, bis dann ein hinzukommender Hund die Entdeckung bringt, daß der herbeigesehnte alte Führer tot unter ihnen sitzt. Psychologisch ist das alles nicht richtig, denn die Blinden wissen sich viel besser zu helfen, als Maeterlinck annimmt; es ist ihm aber garnicht darum zu tun, Naturwahrheit zu liefern, sondern Stimmung, die schwüle Stimmung der Beängstigung vor einem ungeheueren Geschick zu erzeugen.

In „Zu Hause“ handelt es sich um eine Todesnachricht, die einer friedlich ahnungslosen Familie überbracht werden muß. Der Vorgang selbst spielt sich nur pantomimisch hinter den erleuchteten Fenstern eines Gartensaales ab, den die aufgeregten und teilnehmenden Dorfgenossen von außen überschauen können. Man sieht, daß in all diesen Dramen die Handlung ganz in den Hintergrund tritt. In „Pelleas und Melisande“ beruht die ganze Verwicklung auf dem trügerischen Glauben des ältlichen Prinzen Goland, der im Walde am Brunnen ein weinendes Mädchen gefunden und sich vermählt hat, daß seine Gemahlin in verbrecherischer Liebe zu seinem jüngeren Bruder Pelleas entbrannt sei. Die beiden Liebenden sind aber nie über ein ganz platonisches Zwiegespräch ihrer Seelen hinaus gekommen, und der Tod ereilt sie ganz unverdient, als Pelleas eben im Begriff ist, Abschied zu nehmen. Ganz im Maeterlinckschen Sinn ist die Art des Todes der Melisande, die infolge der von ihrem Gatten erhaltenen Wunde langsam dahinsiecht; ihr Sterben wird von den Mägden des Schlosses voraus gewußt, die sich alle ungerufen im Sterbezimmer aufstellen und durch ihr plötzliches Niederknien verraten, daß der Tod eingetreten ist.

Der „Tod des Tintageles“ zeigt wieder das unheimliche Walten des Schicksals, den drohenden Tod, vor dem die sorglichen Schwestern den jungen Tintageles vergeblich zu schützen suchen. Die Fabel hat nur eine ganz untergeordnete Bedeutung. Von den übrigen kleinen Dramen verdient eigentlich nur noch „Blaubart und Ariane“ Erwähnung, weil darin die Heldin, die sechs Schwestern befreit, zum erstenmal eine Tatkraft zeigt, die bei einem Dichter wie Maeterlinck überraschen muß. Symbolisch genommen, könnte man darin die Befreiung der Seele aus den Banden der Knechtschaft sehen. Aber die Frauen Blaubarts, die alle sechs die Namen früherer Heldinnen tragen, verschmähen die angebotene Freiheit und ziehen es vor, in der Gewalt des grausamen Gemahls zu bleiben. Wie leicht könnte man in diesem Ausgang eine Wendung zum Humor erblicken! Aber Maeterlinck liegt der Humor ebenso ferne wie die Ironie oder die Satire. Ihm ist die Mystik des unbewußten Seelenlebens ein heiliges Geheimnis, dem man fast schon mit Worten zu nahe tritt. Neben dem gesprochenen Dialog soll vielmehr ein zweiter, direkt von Seele zu Seele gehender, treten, und der Ermöglichung dieses Vorganges widmet er alle seine Kräfte.

Er ist sich seiner von den klassischen Mustern abweichenden Stellung auch wohl bewußt. In dem „Schatz des Armen" sagt er einmal:

Unsere tragischen Dichter legen gleich den mittelmäßigen Malern, die in der Historienmalerei stecken geblieben sind, alle Anziehungskraft ihrer Werke in die Gewalt der dargestellten Fabel. Und sie meinen, uns mit derselben Art von Handlung zu unterhalten, welche die Barbaren erfreuten, denen Attentate, Mord und Verrat, die sie darstellen, geläufig waren, während doch der größte Teil unseres Lebens sich ohne Blut, Geschrei und Schwerter abspielt, und die Tränen der Menschen still geworden sind, unsichtbar, fast geistig. — Es liegt mir näher zu glauben, daß ein Greis, der im Lehnstuhl sitzt und beim Lampenschein verharrt, der, ohne zu begreifen, alle die ewigen Gesetze belauscht, die rings um sein Haus walten, und unbewußt sich deutet, was im Schweigen von Tür und Fenster, im Summen des Lichts liegt, der sich der Gegenwart seiner Seele und seines Schicksals unterwirft und ein wenig den Kopf neigt, ohne zu ahnen, daß alle Kräfte dieser Welt sich darein mischen — es liegt mir nahe zu glauben, daß dieser unbewegliche Greis in Wahrheit ein tieferes, menschlicheres und allgemeineres Leben lebt als der Liebhaber, der seine Geliebte erdrosselt, der Führer, der einen Sieg erringt, der Gatte, der seine Ehre rächt.

Maeterlinck ist der Ansicht, daß die Alten solche Dramen „ohne Bewegung", d. h. ohne stoffliche Handlung geschrieben hätten, und führt Beispiele und auch Racines Zeugnis dafür an; aber er vergißt, daß die Alten, wenn sie gelegentlich die als bekannt vorausgesetzte Fabel zurücktreten ließen und eine an Situation arme Handlung darstellten, doch immer irgend eine große Leidenschaft als Kern der Dichtung hinstellten, was Maeterlinck mit vollem Bewußtsein verschmäht. Wohl ist es wahr, daß es „tausend und abertausend mächtigere und verehrungswürdigere Gesetze als die Gesetze der Leidenschaften" gibt, aber sie sind dann nicht Inhalt von Dramen, und der Dichter hat daran zu denken, den Gesetzen seiner Kunst gerecht zu werden, um die höchsten ästhetischen Wirkungen zu erzielen. Aber Maeterlinck ist zu sehr Lyriker, um als Dramatiker groß zu sein, trotzdem er diese Form bevorzugt. Wenn er über die Dramatiker und die Bedeutung des Tragischen schreibt, findet er, sowie er sich an die Erfahrung anlehnt, die feinsten Bemerkungen, während er sich als ausübender Künstler auf den unglaublichsten Irrwegen verliert. Er befindet sich in diesem Punkte im geraden Gegensatze zu Schiller, der bei seinem Raisonnement sich leicht so sehr ins Abstrakte verlor, daß man bei einiger Kenntnis Kants zwar seine Absichten wohl begreifen (wenn auch nicht immer teilen) kann, aber doch klar sieht, daß er als schaffender Dichter, wo er sich nach den Gesetzen seines Genius richtete, die von dem ausgeklügelten Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit im Reich des Schönen nichts wissen, höheres leistet.

Die Vernichtung, der Untergang, die seltsame Verkettung von Glück und Unglück ist es, das Maeterlincks Phantasie gefangen nimmt. Aber er kämpft mit diesem Gedanken. So sagt er in der schon genannten Vorrede:

Was mich selbst betrifft, so schien es mir nach den kleinen Dramen weiser und redlicher, den Tod von diesem Throne, der ihm vielleicht nicht gebührt, zu verweisen. In „Aglavaine und Selysette" wollte ich, daß er der Liebe, der Weisheit und dem Glück einen Teil seiner Macht abtrete. Er hat mir nicht gehorcht, und ich warte mit der Mehrzahl der Dichter meiner Zeit darauf, daß eine andere Gewalt sich offenbare.

Diese andere Gewalt scheint er in der Liebe gefunden zu haben, die er in „Monna Vanna“ verherrlicht. Die Heldin ist die Gemahlin des Anführers der pisanischen Besatzung, berühmt wegen ihrer Schönheit und Keuschheit. Die von den Florentinern belagerte Stadt kann sich nicht länger halten. Da bringt Marco, der Vater des pisanischen Generals, von dem feindlichen Feldherrn das Anerbieten, die Stadt mit allem Nötigen zu versorgen; aber er fordert als Zeichen der Unterwerfung, daß Vanna, nur mit einem Mantel bekleidet, für die folgende Nacht zu ihm komme. Natürlich empört sich der Gemahl gegen diese Forderung, aber Vanna liefert sich mit Zustimmung des alten Marco, der deshalb von seinem Sohne verflucht wird, aus und erkennt in Principalle einen Jugendgespielen, der es nur wegen seiner niedrigen Geburt nicht gewagt hat, seine Liebe zu erkennen zu geben, was Vanna nicht begreift. Die Begegnung verläuft ohne Schaden für Vanna, die den Freund, als ihm wegen seines Verrats von der florentinischen Regierungspartei im eigenen Lager Gefahr droht, vermummt mit nach Pisa nimmt, wo sie von der Bevölkerung mit Begeisterung empfangen wird. Ihr Gemahl schenkt ihrem Bericht keinen Glauben und will Principalle töten lassen, als Vanna sich dazwischen wirft und mit dem scheinbaren Eingeständnis, daß sie gelogen habe, den Gefangenen für sich und ihre Rache beansprucht, ihn Marco anvertrauend, der sie allein begreift. Der letzte Rest Liebe zu ihrem Gemahl, dem sie sich als schutzlose Waise zumeist aus Dankbarkeit vermählt hat, schwindet aus ihrem Herzen, als sie sein Verhalten mit dem edelmütigen Principalles vergleicht. „Die Männer lieben die Lüge; wenn man ihnen das Leben zeigt, glauben sie, daß es der Tod sei! Wenn man ihnen den Tod reicht, halten sie ihn für das Leben.“ Und mit den Worten Vannas: „Nun beginnt das Schöne!“ fällt der Vorhang.

Es bleibt unklar, ob Maeterlinck mit diesen Schlußworten die bevorstehende glückliche Vereinigung der Liebenden andeuten will, nachdem ihre Seelen sich gefunden haben, oder einen gemeinschaftlichen Tod. An Ibsens „Nora“ erinnert Vannas plötzliches Aufgeben des Gatten, als dieser sich in der Prüfung nicht bewährt. Jedenfalls liegt in diesem Drama der unleugbare Fortschritt zu einer Versinnlichung der Idee, wie man sie vorher bei Maeterlinck vergebens gesucht hat. Scharf umrissen treten die einzelnen Gestalten: der rachsüchtige Gemahl, der edelmütige Principalle und sein Gegenpart, der nur auf den Vorteil seiner Vaterstadt bedachte florentinische Staatsmann Trivulzio, der in antiker Schönheit und seelischer Größe schwelgende alte Marco, die durch und durch wahrhaftige Vanna, deren reine Seele von der Größe ihres Opfers kaum eine Ahnung hat, vor uns, und für eben diese Idee der Wahrhaftigkeit und Reinheit findet Maeterlinck in der Handlung eine echt dichterische Verkörperung. Aber wo bleibt die Theorie über das Fehlen der Leidenschaft? In diesem Drama fehlt es weder an politischer noch an erotischer Leidenschaft, und die „Stille der Seele“ fällt nebst der ganzen Natursymbolik dahin. Um so besser für das Kunstwerk, das dieser Kulissen nicht bedarf. In dem Reiche der Schönheit gibt es gar verschiedene Provinzen. Die von der dramatischen Kunst eingenommene muß uns den vollen Anblick aller menschlichen Seelenregungen

geben, durch den Zauber der Dichtung zwar zum ästhetischen Schein verklärt, aber nicht, um den Kampf der Leidenschaften zu unterdrücken, sondern um ihn zur vollen Entfaltung zu bringen, freilich auch, um der Idee, die hinter allen Erscheinungen steht, siegreich zum schönen Ausdruck zu verhelfen.

II.

Maeterlincks Gedankenwelt findet in vier Prosawerken ihren Ausdruck, die in den Jahren von 1896—1902 erschienen sind, nachdem einzelne Kapitel schon vorher veröffentlicht waren: „Der Schatz des Armen", „Weisheit und Schicksal", „Die Bienen" und „Der begrabene Tempel".

Seine Prosa ist darin der Sprache der Dramen ähnlich, daß er sich in unzähligen Wiederholungen gefällt, um den Eindruck zu verstärken. Aber während er merkwürdigerweise in den Dramen jeden Schwung der Sprache vermeidet, wendet er in den philosophischen Büchern eine Fülle von Bildern an. Es ist, als ob er sich in einem Rausche befände, der ihn zwänge, dasselbe in immer neuen Wendungen zu sagen. Die Trunkenheit der dichterischen Phantasie macht seine Schriften wenig übersichtlich. Die Überschriften lassen nie erraten, was der Inhalt bedeuten wird. Immer sind es eine Reihe mehr oder weniger zusammenhängender Betrachtungen, die mit der vollen Freiheit eines sich an keine Gesetze bindenden Dichters und Mystikers hingeschrieben sind. Im „Schatz des Armen" handelt es sich zuerst um eine Verherrlichung des Schweigens, das Maeterlinck viel erhabener dünkt als das Reden.

Die Worte gehen zwischen den Menschen vorüber, aber wenn das Schweigen nur einen Augenblick Gelegenheit gehabt hat, sich zu betätigen, dann ist es unauslöschlich, und das wahre Leben, das einzige, das eine Spur zurückläßt, ist nur aus Schweigen gemacht. — Erinnert Euch des Tages, wo Ihr ohne Schaudern Euerem ersten Schweigen gegenübertratet. Die schreckliche Stunde hatte geschlagen, und es trat vor Euere Seele. Ihr sahet es die Abgründe des Lebens überschreiten, von denen man nicht spricht, und die Tiefen des inneren Schönheits- oder Schreckensmeeres und seid nicht geflohen.

In dieser Weise geht es seitenlang in der schönsten dichterischen Sprache weiter. Man merkt an den Wendungen, daß Maeterlinck französisch schreibt, aber er denkt deutsch. Dann widmet er den „Todgeweihten", d. h. den früh Sterbenden, die ihm mit den Geheimnissen des Todes besser vertraut zu sein scheinen als wir anderen, eine längere Betrachtung. Sehr schöne Worte findet er für die „Tragik des Alltags." Ihm sind es nicht die großen Ereignisse, die die Tragik des Lebens enthüllen. Sie sind ja auch nur wenigen beschieden.

Die Seele des Menschen eröffnet sich nicht nur im Gewittersturm, sondern auch im ruhigen Schweigen der Nacht. Da vielleicht am reizvollsten und wahrsten. Klar in Worte fassen läßt sich nicht, was die Seele uns mitteilt, weil sie sich auf das Erwecken von Gefühlen und Stimmungen beschränkt. Aber die Furcht vor dem Göttlichen in uns ist so groß, daß wir der inneren Stimme ungern lauschen und durch das Geräusch des Lebens gern unsere Sinne wieder betäuben lassen. Und doch „gibt es nichts auf Erden, das nach Schönheit begieriger wäre und sich leichter verschönte als eine Seele".

Warum spricht sie dann aber so selten zu uns in einer Weise, die dem Bewußtsein klar verständlich bleibt? Weil ihr Schweigen beredter ist als irgend eine Sprache zu sein vermöchte, würde Maeterlinck antworten. Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß er, der das Schweigen so verherrlicht, sich in so ausgedehnten Betrachtungen über Schönheit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Weisheit und Schicksal ergeht, daß man ihm die Worte Dantes zurufen möchte:

Denn sprudeln die Gedanken allzusehr,
Wird einem von dem andern Kraft benommen,
Und von dem Ziel ab kommt man mehr und mehr.

Irgend eine positive Belehrung kann man aus diesen Schriften nicht schöpfen. Maeterlinck bindet sich an keine Regel, auch nicht in der Einteilung des Stoffes. So findet sich im „Schatz des Armen" plötzlich ein kleiner Essay über den alten flamändischen Mystiker Johannes Ruysbroeck bei dem ihm die merkwürdige Übereinstimmung einzelner Gedankengänge mit Platon, Plotin, dem Zend-Avesta, den Gnostikern und der Kabbala, die der unwissende Mönch nicht gekannt haben kann, auffällt. Auch Novalis, von dem er die „Lehrlinge von Sais" und „Fragmente" übersetzt hat, Emerson und Carlyle werden Betrachtungen unterzogen. Aber diese Betrachtungen enthalten schließlich immer nur Hymnen auf das Anschauen des Göttlichen, das Schweigen der Seele, die Kraft und die Schätze oder die Tücke und Bosheit des Unbewußten, die Sehnsucht nach der Wahrheit, das Dürsten nach der Schönheit.

Es ist sehr schwer, Maeterlincks Gedankengänge zu ordnen. Sie zu einem System zusammenfassen zu wollen, ist einfach unmöglich. Aber sie auch nur nach Gruppen zu ordnen, scheint aussichtslos, weil Maeterlinck sich an Widersprüche nicht kehrt. Wenn er im „Schatze des Armen" einen Abschnitt „Über die Weiber" betitelt, so erhält man nur den Ausdruck der Überzeugung, daß man nur das Weib wähle, das „von dem unabänderlichen Gestirn komme". Als echter Mystiker, der in dem Seelenleben besser Bescheid weiß als in dem Gewühl des praktischen Lebens, erscheinen ihm die Frauen als Wesen, die „Dinge wissen, die wir nicht wissen, und eine Leuchte haben sie, die wir verloren haben". Alle diese „Gewißheiten" werden aber nicht dem logisch prüfenden Geiste offenbar, sondern viel eher dem Kinde, das lächelnd die Weisheit seines Inneren, andeutungsweise wenigstens, enthüllt.

In Wahrheit ist es sehr schwer, seine Seele zu befragen und ihre schwache Kinderstimme inmitten der unnützen Schreier zu vernehmen, die sie umgeben. Und doch wie wenig machen die anderen Bestrebungen des Geistes aus, wenn man darüber nachdenkt, und wie weit von uns geht unser gewöhnliches Leben vor sich. Man könnte sagen, dort unten erschienen nur die Ebenbilder unserer öden, zerstreuten und unfruchtbaren Stunden, aber hier ist der einzige feste Pol unseres Wesens und der Ort des Lebens selbst.

Man sieht, daß Maeterlinck den scharf prüfenden Verstand nicht als Bestandteil der Seele gelten lassen würde. Wenn er auch von Plato und Plotin sagt, daß sie Fürsten der Dialektik seien und Gebrauch von ihrer wortstreitenden Seele machten, so ist er doch der Ansicht, daß die verschwiegenen Geheimnisse der Seele, die sich nur in der Stille offenbaren, von ebenso hohem

Werte sind. Der Unterschied zwischen bewußtem Geist und unbewußtem Vorstellungsleben ist ihm noch nicht aufgegangen, ebensowenig der zwischen relativ Unbewußtem und absolut Unbewußtem. So weist er dem „Unbewußten" Beweggründe zu, die nur der bewußtgeistigen Sphäre angehören, wenigstens in der früheren Periode seines Schaffens, während in der letzten Zeit deutlich das Bestreben hervortritt, den Inspirationen des Unbewußten eine geringere Tragweite in bezug auf das Glück und Unglück des einzelnen zuzuschreiben.

Ebenso schwer wie im „Schatze des Armen" ist es, in „Weisheit und Schicksal" einen festen Kern herauszufinden. Das Problem der Gerechtigkeit beschäftigt Maeterlinck unablässig. Er ist ein so starker Situationspessimist, daß es ihm fast wie Hohn dünkt, inmitten der Widerwärtigkeiten des Lebens überhaupt dem Glücke nachzuspüren. Die dringendste Stimme unseres Gewissens müsse uns veranlassen, soviel Leiden als möglich zu lindern. Aber er ist Philosoph genug, um zu wissen, daß das Bessere des Guten darin besteht, nachzudenken, und daß die reine Barmherzigkeit, wenn sie allgemein würde, den Fortschritt der Welt nicht so weit fördern würde wie die Denkarbeit des Weisen. Darin spricht sich eine deutliche Hinneigung zu einer aristokratischen Weltauffassung aus. Man soll den Elenden und Unglücklichen vom Glück als etwas Erreichbaren sprechen und sie auf die Quellen des Glücks im eigenen Herzen hinweisen. Das Schicksal ist nur das, was der Mensch aus ihm macht.

In Wahrheit ist das, was wir Verhängnis nennen müßten, das fast immer bestehende Mißverhältnis zwischen der Kraft der Wünsche und der Kraft der Tat, zwischen der Anfangsenergie und der erforderlichen Gesamtenergie, zwischen dem Beispiel, das wir dem Schicksal gegeben haben, und unserer Haltung in der Entscheidungsstunde.

Ludwig XVI. und Napoleon werden gern zu Vergleichen herangezogen. Merkwürdig kontrastiert mit dieser Betonung der Willenskraft als dem ausschlaggebenden Moment im Leben die Tatlosigkeit seiner Helden in den Dramen. Maeterlinck wird von zwei Strömungen hin und her gezerrt. Die eine feiert die Aktivität des rüstig darauflos Handelnden, die andere möchte sich ganz in die Beschaulichkeit versenken und den „Gewißheiten" des Daseins näher kommen durch ein Untertauchen in die unergründlichen Tiefen des eigenen Inneren. Dann ist ihm das Verlangen nach außergewöhnlichen Ereignissen nur das Kennzeichen gewöhnlicher Naturen, die noch nicht gelernt haben, das Hohe in den alltäglichen Vorkommnissen des Lebens um uns und in uns zu erblicken.

Es ist gut, sich davon zu überzeugen, daß das Beneidenswerte am menschlichen Glücke die einfachsten Augenblicke sind. Die Stunde ist ein zögernder und ängstlicher Wanderer, der sich freut oder grämt, je nach dem Lächeln oder trüben Blick des Wirtes, der ihn empfängt. Nicht sie soll unser Glück bringen; unsere Sache ist es, die Stunde, die in unserer Seele Zuflucht sucht, glücklich zu gestalten.

Entschieden das anziehendste Buch Maeterlincks ist „Die Bienen", wie alle anderen in der trefflichen Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski erschienen. Natürlich hat man kein wissenschaftliches Werk zu

erwarten; aber die Darstellung des Bienenstaates, seiner offenkundigen und seiner noch verborgenen Geheimnisse, ist eine so anmutende, daß man das Buch immer wieder mit dem größten Vergnügen zur Hand nimmt. Was Maeterlinck von vornherein feststeht, ist die Existenz eines Gesamtgeistes, der dem Bienenstock zu Grunde liegt, und den er „den Geist des Bienenstocks" nennt. Wäre er in der modernen philosophischen Ausdrucksweise bewanderter, so würde er den Bienenstock eine Individualität höherer Ordnung nennen. Er sagt über diesen, nach unbewußten höheren Zwecken handelnden Geist:

Er verfügt ohne Rücksicht, aber gewissenhaft, als wäre ihm eine große Pflicht auferlegt, über Wohlstand und Glück, Leben und Freiheit dieses geflügelten Völkchens. Er bestimmt Tag für Tag die Zahl der Geburten und zwar genau nach der Blumenzahl, die auf den Fluren blüht. Er sagt der Königin, daß sie verbraucht ist, oder daß sie ausschwärmen muß, er zwingt sie, ihren Nebenbuhlerinnen das Leben zu geben, erhebt diese zu Königinnen, schirmt sie vor dem politischen Haß ihrer Mutter und veranlaßt oder verhindert, daß die erstgeborene unter den jungfräulichen Prinzessinnen ihre jüngeren Schwestern in der Wiege tötet. Er ist ein Geist der Vorsicht und Sparsamkeit, aber nicht des Geizes. Er bestimmt die Stunde, wo dem Genius der Art das große Opfer gebracht wird, ich meine das Schwärmen, wo das ganze Volk, auf dem Gipfel seiner Macht und seines Gedeihens angelangt, der nächsten Generation plötzlich alles überläßt, um fern im Ungewissen und Öden eine neue Heimat zu suchen. Es ist dies ein Akt, der — bewußt oder unbewußt — über die menschliche Moral hinausgeht.

Wie alle Naturforscher, die sich mit liebevoller Anteilnahme in das Walten der Natur versenken, kommt er dazu, nach Zwecken zu fragen, wenn er einen kunstvollen Organismus vor sich sieht, der aus lebendiger, aber nicht auf die nächste Gegenwart allein hinweisender Arbeit aufgebaut ist. Die bloße Tatsachenbetrachtung genügt ihm nicht. Der „Geist des Bienenstocks" scheint ihm das Walten einer nach unbewußten Gesetzen sich vollziehenden Macht zu sein, der sich alle an der Verwirklichung dieser Weisheit beteiligenden Einzelindividuen mit der größten Selbstlosigkeit unterordnen. Maeterlinck wird nicht müde, die Hingebung der kleinen geflügelten Geschöpfe an ihren harten Beruf zu preisen, die Art der so zweckvoll wechselnden Arbeitsteilung, die Klugheit, mit der sie sich den von den Menschen diktierten Umständen anzupassen wissen, ihre mathematische Veranlagung beim Bau der Zellen, ihre Mitteilungsfähigkeit, ihre weitausschauende Fürsorge in den glänzendsten Farben zu schildern. Der Hochzeitsausflug der jungen Königin in den reinsten, höchsten Himmelsäther, wohin ihr nur der kräftigste Bewerber nachfolgen kann, wird in geradezu poetischer Sprache verherrlicht. Wenn er die Glut des lebenspendenden Sommers, die berauschenden Düfte der Bäume und Pflanzen, die Trunkenheit der schwärmenden Bienen, das fröhliche und doch so geheimnisvolle Summen der eintragenden Arbeiterinnen beschreibt, so vernimmt man ebenfalls den Dichter, der seine Beobachtungen durch die Phantasie des Künstlers verschönt. Nichts von der Trockenheit des Akademikers, der Nüchternheit des exakten Naturforschers. Und doch ist keine dieser Beobachtungen ohne unsäglichen Aufwand von Zeit zustande gekommen. Aber die Beobachtungen gehen von der philosophischen Betrachtung aus und führen auch wieder zu ihr zurück.

Und nun vergleiche man die Fehler des Bienenstaates mit denen unserer menschlichen Gesellschaft. Wenn wir Bienen wären, welche die Menschen beobachteten, so würde unser Erstaunen groß sein, wenn wir z. B. die unlogische und ungerechte Verteilung der Arbeit bei einem Geschlechte beobachteten, das im übrigen mit hervorragendem Verstande ausgerüstet scheint. Wir sehen die Oberfläche der Erde, die einzige Stätte alles gemeinsamen Lebens, von 2—3 Zehnteln der Gesamtbevölkerung mühsam und unzureichend bebaut; ein anderes Zehntel zehrt in absolutem Müßiggange den besten Teil der Produkte jener Arbeit auf, und die sieben übrigen Zehntel sind zu ewigem Halbverhungern verdammt und erschöpfen sich unaufhörlich in seltsamen und unfruchtbaren Anstrengungen, von denen sie nie etwas haben werden, und die nur den Zweck zu haben scheinen, das Dasein der Müßiggänger noch komplizierter und unerklärlicher zu machen. Wir würden daraus folgern, daß Vernunft und Moralbegriffe dieser Wesen einer Welt angehören, die von der unseren gänzlich verschieden ist, und daß sie Prinzipien gehorchen, die zu begreifen wir nicht hoffen dürfen.

Der überall siegreich durchgeführte Vergleich des Gattungsprinzips der Bienen mit dem Gattungsprinzip des Menschen ist nicht allein eine glänzende schriftstellerische Leistung, sondern ihm liegt die Erkenntnis zu grunde, daß in allem natürlichen Leben Gesetze walten, die wir nach den Grundsätzen der ländläufigen Moral nicht beurteilen dürfen. Aber wenn auch die Bienen nicht imstande sind, die Fragen nach dem Warum? und Wozu? aufzuwerfen, geschweige zu beantworten, so ist der Menschengeist doch dazu nicht allein imstande, sondern auch genötigt vermöge der ihm innewohnenden logischen Veranlagung, die ihn erst zum Staunen, dann zum Nachdenken und Forschen treibt. Wenn man die Stufenleitern des Lebens betrachtet, so ist es vor allem das reichhaltigere Empfindungsleben, das die höheren Stufen vor den niederen auszeichnet. Die Bienen mögen für gewisse Seiten der Naturbeobachtung Empfindungen besitzen, die wir in dieser Feinheit nicht kennen, ihr seelisches Empfinden reicht doch nicht hin, geistige Dispositionen daraus zu erbauen, die sich über die Beschränkung auf den Gattungstypus erheben. Der Bienenstock ist, wie Maeterlinck ganz richtig betont, die Verkörperung des Prinzips der Gattung, das sich in der größten Tyrannei auf Kosten des Glückes der einzelnen Individuen durchsetzt; das Dasein des Menschen weist aber so viele Variationen auf, daß das Gattungsprinzip nicht als das alleinige Regulativ alles Geschehens anerkannt werden kann. Es ist nicht bloß die Feinfühligkeit gegen physikalische Reize, die eine höhere Lebensstufe bedingt, sondern die Feinfühligkeit auf seelischem Gebiete, die einen Fortschritt herbeiführt. Das Leben der Tiere ist intensiv in bezug auf einzelne physische Wahrnehmungen, es fehlt jedoch die Verknüpfungsfähigkeit, die aus der größeren Anzahl der auf verschiedenen Gebieten gemachten Wahrnehmungen entspringt. Auf dem Orientierungsvermögen beruht aber ein großer Teil des Kulturfortschritts, der sich dann durch die größere Bewegungsfähigkeit durchsetzt, die sich schließlich auch der künstlichen Mittel bedient. Die Bienenkönigin würde keinen zu ihrer Verfügung gestellten Luftballon zu ihrer Brautfahrt benutzen, während der Mensch sich immer neue Werkzeuge zu seiner Fortbewegung ersinnt. Die Bienen werden also ebensowenig einen neuen Kulturfortschritt für sich und andere einleiten, wie die anderen Tiergattungen, und wenn wir die Weisheit des un-

bewußten Prinzips bewundern, das im Bienenstock sich auf eine so komplizierte Art in Szene setzt, so sollen wir darüber nicht vergessen, daß ein einziger seelischer Akt, der mit Bewußtsein dem menschlichen Fortschritt dient, die Arbeit aller Bienenstöcke um ein Unendliches überragt.

Maeterlinck verschließt sich dieser Ansicht auch keineswegs und sagt:

Und ebenso, wie es auf der Zunge, dem Munde und Magen der Bienen geschrieben steht, daß sie Honig hervorbringen müssen, ebenso steht es in unseren Augen, unseren Ohren, unserem Mark und allen Fibern unseres Kopfes, im ganzen Nervensystem unseres Körpers geschrieben, daß wir dazu geschaffen sind, alles Irdische, was wir in uns aufnehmen, in eine besondere Kraft von einer auf diesem Erdball einzigen Art umzusetzen.

Und weil dem so ist, können wir hinzufügen, ist der Bienenstaat, so lehrreich und so beschämend sein Beispiel für die Menschen sein mag, doch kein Vorbild für eine höhere Intelligenz. Die Bienen bleiben im Kreislauf ihres Prinzips, der Mensch kann sich darüber erheben und ein Prinzip aufstellen, das das Gattungsprinzip trotz aller Anerkennung seiner fundamentalen Wichtigkeit nur als Mittel zu einem höheren Zweck betrachtet.

In dem „Begrabenen Tempel“ gewinnt die Apotheose des Unbewußten deutlichste Gestalt. Der ältere Teil trägt den Titel „Das Mysterium der Gerechtigkeit“; die anderen Kapitel lauten: „Die Vergangenheit“, „Das Glück“ und „Die Zukunft“.

Maeterlinck wirft die Frage auf: Ist die Weltgeschichte das Weltgericht und haben wir nichts weiter zu fürchten, oder gibt es noch eine tiefere und dem Irrtum minder unterworfene Gerechtigkeit? Er unterscheidet zwischen einer psychologischen und einer mystischen Gerechtigkeit und gelangt zu dem Resultat, daß die Natur keine Moral in unserem Sinne kennt.

Zwischen der äußeren Welt und unseren Handlungen gibt es nur einfache Beziehungen von Ursache und Wirkung, die völlig außermoralisch sind, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Begehe ich die und die Unklugheit, den und den Exzeß, so laufe ich die und die Gefahr und bezahle der Natur die und die Schuld. Und da Exzeß und Unbesonnenheit meist einen moralischen — oder besser unmoralischen — Grund haben, so können wir es nicht lassen, zwischen der unmoralischen Ursache und der uns drohenden Gefahr oder der zu büßenden Schuld einen Zusammenhang anzusetzen und jenes Vertrauen in der Gerechtigkeit des Weltalls, welches das am tiefsten wurzelnde Vorurteil des menschlichen Herzens ist, aufs neue zu bestärken.

Diesen wahren Gedanken, daß es ein Vorurteil des Herzens sei, Gerechtigkeit im irdischen Sinne von der Weltleitung zu verlangen, verfolgt Maeterlinck auf den verschiedensten Pfaden. Vor allem ist es die Erblichkeit, die er durchaus nicht als Ausgleich der göttlichen Gerechtigkeit angesehen wissen will. Er findet für die Vererbung die feierlichsten Worte:

Wir wissen, daß die Toten nicht sterben, daß sie zwar nicht um unsere Kirchen herum, wohl aber in unseren Häusern, in allen unseren Gepflogenheiten leben, daß es keine Gebärde, keinen Gedanken, keine Sünde, keine Träne, kein Atom des erlangten Bewußtseins gibt, das sich im Erdschoße verlöre, und daß bei unseren nebensächlichsten Handlungen unsere Vorfahren auferstehen, nicht zwar aus ihren Gräbern, wo sie sich nicht mehr rühren, wohl aber im Grunde unseres Wesens, wo sie ewig leben.

Die schwere Verantwortung, die das Fortpflanzungsgesetz dem einzelnen auferlegt, findet hier einen beredten Mahner. Aber die Natur, wenn sie die Unsterblichkeit der Zelle proklamiert, wird dabei nicht von dem Prinzip der Gerechtigkeit geleitet. Die logische Gesetzmäßigkeit verfährt nach den Gesetzen der Kausalität und Finalität, während die irdische Gerechtigkeit eine Forderung der Moral ist und sich nur auf die Sphäre des menschlichen Daseins bezieht. Maeterlinck gibt diese Verwechselung als „eine Quelle der meisten Irrtümer" auch zu, indem er sie durch das leidenschaftliche Verlangen des Menschen nach Gerechtigkeit erklärt, und wenn er sagt: „Wir tun unrecht, der Natur moralische Absichten unterzuschieben und im Banne der Furcht vor Strafe und der Hoffnung auf Lohn zu leben, die sie für uns bereit hält," so fügt er beschwichtigend hinzu: „Aber damit ist nicht gesagt, daß es — selbst im materiellen Sinne — keinen Lohn für das Gute und keine Strafe für das Böse gäbe," freilich nicht in den äußeren Ereignissen, sondern in dem Herzen der Menschen. Auf die Gerechtigkeit in unseren Beziehungen zu anderen geht er nicht näher ein, und doch wäre das gerade ein Punkt, der in den Kern sittlicher Weltbetrachtung führt, weil von hier aus nur noch ein Schritt zur Erfassung der in allen geistigen Beziehungen waltenden logischen Idee ist.

Ist Maeterlinck ein Pessimist oder Optimist? Man gewinnt darüber nur schwer ein Urteil, selbst wenn man von der trivialen Auffassung absieht, wonach ein Pessimist alles schwarz, ein Optimist alles rosig erblickt. Zu den Pessimisten möchte man ihn zählen, wenn man ihn sagen hört:

> Das menschliche Leben als ganzes ist etwas recht trauriges, und es ist leichter, ich möchte fast sagen, angenehmer, von seinen Trübsalen zu sprechen und sie hervorzukehren, als seine Tröstungen zu suchen und sie zur Geltung zu bringen. Die Trübsale sind zahlreich, augenscheinlich und untrüglich, aber die Tröstungen oder vielmehr die Gründe, aus denen wir die Pflicht zu leben mit gewisser Heiterkeit annehmen, scheinen selten, wenig sichtbar und zweifelhaft.

Und dann wieder drängt sich der Gedanke des Optimismus auf, wenn man die Worte liest:

> Wir müssen augenscheinlich durch eine gefährliche Enge. Aber trotz der Schrecknisse dieses Engpasses sagen uns die sich erweiternden und ebnenden Wege, sagen uns die Bäume mit ihren volleren, blütengeschmückten Wipfeln, sagt uns das Schweigen der beruhigten und sich trennenden Wasser, daß wir uns der größten Ebene nähern, welche die Menschheit von den gewundenen Pfaden herab, auf denen sie seit ihrem Ursprung klimmt, bis heute begrüßt hat.

Man wird indessen nicht fehlgehen, wenn man den Optimismus Maeterlincks dahin einschränkt, daß man ihn nicht auf den gegenwärtigen Zustand der Welt bezieht, sondern auf einen zukünftigen, in dem die größere Muße für alle bessere Zeiten gewährleistet ist. Über die Benutzung der Muße spricht er beherzigenswerte Worte für die Berater des Volkes, die hoffentlich nicht so verloren gehen, wie die Gedanken der Philosophen, deren wissenschaftliche Aufgabe darin besteht, zu diesen Ansichten eine widerspruchslose Beweisführung zu liefern.

Wenn man Maeterlinck eine scharf umrissene Stellung in der Geschichte der Mystik und Popularphilosophie anweisen wollte, so könnte man vielleicht

geneigt sein, ihn zu der Gruppe der transzendentalen Individualisten zu zählen, die auf eine Steigerung des transzendentalen Bewußtseins hinaus wollen. Er sagt im „Schatz des Armen“:

Es wird vielleicht eine Zeit kommen, und es sind viele Anzeichen vorhanden, daß sie nahe ist, wo unsere Seelen sich ohne Vermittlung der Sinne erblicken werden. Es steht fest, daß sich das Reich der Seele täglich mehr verbreitet. Sie ist unserem sichtbaren Wesen viel näher und nimmt an unseren Handlungen viel mehr teil als vor zwei oder drei Jahrhunderten. Die Menschen sind sich selbst und ihren Brüdern näher; sie sehen einander an und lieben einander viel ernstlicher und inniger. Und später: Unser Bewußtsein hat mehr als eine Stufe, und die Weisesten bekümmern sich nur um unser fast unbewußtes Bewußtsein, weil es im Begriff ist, göttlich zu werden. Dieses transzendentale Bewußtsein zu mehren, scheint immer der unbekannte höchste Wunsch des Menschen gewesen zu sein.

Indessen geht es doch so einfach nicht an, Maeterlinck an die Seite Hellenbachs und Du Prels zu stellen, von deren Schriften er ersichtlich nicht die geringste Kenntnis hat. Ein „fast unbewußtes“ Bewußtsein ist nicht das „transzendentale Bewußtsein“ der Theosophen, die eine Wiederverkörperung in verschiedenen Stufen annehmen, sondern viel eher das Unbewußte selbst, das um so göttlicher ist, je mehr es die Form des Bewußtseins von sich abgestreift hat. Ähnlich wie Schelling ringt er mit dem Ausdruck, um eine passende Bezeichnung für die unbewußte Vorstellungs- und Willenswelt im Menschen und im Daseinsgrund überhaupt zu finden. Er wünscht einen Ausdruck zu haben, um den allem „wirklichen“ Bewußtsein vorangehenden Zustand zu bezeichnen, nennt ihn „rein substantielles Bewußtsein, Sein in Gott“ u. s. w., weil er noch nicht den Mut hat, den Begriff des Unbewußten rückhaltlos zu proklamieren. Wenn Schelling „Urbewußtsein“, Schopenhauer „besseres Bewußtsein“ sagt, so meinen beide damit das absolut Unbewußte. Bei Schelling ist das Absolute das leere Wesen des Bewußtseins, aus dem das absolute Subjekt und das Denken (die Intelligenz) sich erst während des Prozesses ausscheidet. In seiner zweiten Periode verlegte er die „intellektuelle Anschauung“ ganz in den Menschen, weil er die menschliche Individualität aufzuheben fürchtete, wenn er die intellektuelle Anschauung mit dem absoluten Erkennen identifizierte. Diesem Standpunkt nähert sich Maeterlinck. Er kennt Schelling und die neueste deutsche Philosophie und Psychologie nicht, aber kommt auf den ihm zugänglichen Pfaden dem wahren Begriff des Unbewußten so nahe, daß man darüber erstaunen muß. Es ist nur als ein Zurückgleiten in überkommene Ansichten zu betrachten, wenn er die Form des Bewußtseins manchmal zu hoch schätzt: Der tiefste Gedanke, von dem er beherrscht wird, ist der Begriff des Unbewußten, dem er in seinen geheimnisvollen Verwicklungen nachzuspüren nicht müde wird. Die „göttliche Geschichte“, wir würden sagen: die Geschichte der Entwicklung des Gottesbegriffs, ist auch ihm das Wichtigste auf Erden. Die Zeiten, welche sich nicht an dieser Aufgabe versucht haben, scheinen ihm weder starkes noch tiefes Leben zu besitzen. „Das Lauterste in der Seele der Völker findet sich vielleicht in der Tiefe ihrer Vorstellung, die sie sich von dieser (d. h. der urreinen göttlichen) Macht gemacht haben.“ Und diese Macht ist das namenlose Schicksal, die Moira, das Fatum, das auch die

griechischen und germanischen Götter als übergeordnet erkannt haben, und das man sich weder als Person noch als Bewußtsein vorstellen kann. Freilich gibt sich Maeterlinck mit einer Polemik gegen diese Vorurteile nicht weiter ab; dazu hat sein Begriff des Unbewußten noch eine viel zu verschwommene und unbestimmte Bedeutung. Inspirationen, die im Tone eines Sehers vorgetragen werden, sind die Offenbarungen seiner schauenden Seele, und wenn er auch nicht umhin kann, hinter der individuellen Sphäre, die zunächst erkannt wird, eine allgemein verbindende Sphäre anzunehmen, also neben dem individuell Unbewußten ein universell Unbewußtes, von dem die Teilseelen nur ein Ausschnitt sind, so steht ihm doch das individuelle Seelenleben so viel näher, daß ihn deshalb schon manche zu den subjektiven Idealisten gezählt haben.

Maeterlinck will eine Vereinigung der „einfältigen" Seelen, die den vom Schutt des Alltags begrabenen Tempel in langsamer Arbeit wieder an das helle Licht bringen, damit seine Schönheit den Armen und Elenden das Dasein ertragen hilft. Der Pessimismus, den Maeterlinck kennt, hat ihm keine genügende Erklärung der Trübsal gegeben. Er ahnt, daß wir „am Rande eines neuen geheimnisvollen und sehr reinen Pessimismus stehen", der uns über die Leidenschaften, in denen man früher die Ursache so vieler menschlicher Trübsal erblickte, erhebt und andere Ziele, andere Ursachen des Elends aufstellt. Aber auch dieser Gedanke kommt nicht über die Ahnung hinaus. Maeterlinck erschöpft sich in Fragen und frageweisen Andeutungen, wo andere nach einer kurz gefaßten These suchen. Indes gerade diese an die Romantik erinnernde Art, den Geheimnissen des Seelenlebens auf die Spur zu kommen, wird sensitiv veranlagten Gemütern viel sympathischer sein, als die nüchtern abwägende Forschung der systematischen Philosophen. Die Grenzgebiete zwischen Philosophie und Literatur sind es gerade, die vielen anziehender dünken, als die Domäne der Männer der Wissenschaft, die ein Studium bieten, wo man nur eine Anregung haben wollte. Und Anregungen bietet Maeterlinck im hohen Grade. Darum ist seine Bundesgenossenschaft nicht gering zu schätzen im Kampf gegen den nüchternen Realismus und den Utilitarismus, der alles auf die Wage des praktischen Nutzens abwägen und nur das gelten lassen will, was den Bedürfnissen des Verstandes tauglich ist. Maeterlinck befriedigt für viele Menschen Gemüt und Empfinden, und wenn er energischen Willensnaturen mit den auch gesunden, robusten Instinkten nach praktischer Arbeit verzärtelt und verblaßt erscheint, so soll man nicht vergessen, daß es andere Menschen gibt, zu denen aus diesen Schriften ein verwandter Geist spricht, und denen die Beschaulichkeit zu Zeiten eine Abwechslung gewährt, die sie dann wieder zu neuer Arbeit geschickt und tüchtig macht.

Die Literatur des alten Indien.

Von

H. Oldenberg.

V.

Das **Drama**[1]) hat sich unter den großen Dichtungsgattungen wie in Griechenland so auch in Indien am spätesten entwickelt. Dramen, welche auf die Nachwelt gelangt sind, hat erst das Zeitalter der klassischen Kunstpoesie hervorgebracht. Die ältesten von ihnen mögen etwa dem fünften oder sechsten Jahrhundert n. Chr. angehören. Die dramatische Dichtung erscheint hier sogleich auf ihrer vollen Höhe; man kann sagen, daß sie sich auf dieser durch das siebente Jahrhundert gehalten hat. Im Eingang ihrer Blütezeit steht Kalidasa mit seiner „Sakuntala"; neben ihm, der Zeit nach vielleicht nicht weit von ihm entfernt, jener unbekannte Meister des bürgerlichen Dramas, der das „Tonwägelchen" geschaffen hat, die farbenreiche, seelenvolle Dichtung von der Liebe Vasantasenas, der edlen Hetäre, zum Kaufmann Tscharudatta[2]). Das Ende jener Blüteperiode bezeichnet die große Gestalt Bhavabhutis, des künstlichen, grüblerisch-ernsten, zum Düsteren und Gewaltsamen neigenden Schöpfers des indischen Romeo- und Julien-Dramas „Malati und Madhava" und des rührenden Schauspiels von der Verstoßung und Wiederkehr Sitas, der treuen Gattin des Rama.

---

[1]) Ich weise hier auf das vortreffliche Werk **Sylvain Lévis** hin: „Le théâtre indien" (Paris 1890), dem die folgenden Ausführungen durchweg zum größten Dank verpflichtet sind. Die Behandlung des indischen Dramas im dritten Bande von **Kleins** „Geschichte des Dramas" (1866) ist nicht frei von zahlreichen Mißverständnissen und durch den raschen Fortschritt der Indologie natürlich auf Schritt und Tritt überholt. Wie viel doch dem weiten und tiefen Blick des Literarhistorikers zu erkennen gelungen ist, kann man nur mit Bewunderung betrachten. — Von den zahlreichen Übersetzungen indischer Dramen seien neben E. Meiers „Sakuntala" diejenigen L. Fritzes hervorgehoben.

[2]) Seinen Namen „Tonwägelchen" hat das Stück von einem Spielzeug des kleinen Sohnes Tscharudattas, das durch eigentümliche Zufälle für die Verwicklungen der dramatischen Handlung Bedeutung erlangt.

Daß die Anfänge der dramatischen Poesie einem viel früheren Zeitalter als dem Kalidasas angehören, würde die komplizierte Vollendung der Dramen dieses Meisters schon für sich allein beweisen, und mannigfache ausdrückliche Zeugnisse bestätigen es. Über die Sphäre, aus welcher jene Anfänge hervorgegangen sind, läßt die indische Benennung des Dramas, Nataka, keinen Zweifel. Das Wort bedeutet ursprünglich „Ballett“: Tanzaufführungen müssen es gewesen sein, die in allmählichen Wandlungen, im schrittweisen Hinzutreten neuer Elemente in dramatische Aufführungen übergegangen sind: wie denn auch noch dem vollentwickelten Drama in seiner leichten, luftigen Anmut die Spur des Ursprungs aus dem Tanzpoem deutlich anhaftet. Und zwar, ähnlich wie wir in den ältesten Denkmälern epischer Erzählungskunst ein religiöses oder auf Zauberwesen deutendes Element fanden, ist auch das Drama mit größter Wahrscheinlichkeit auf religiöse Tänze zurückzuführen. Schon der Veda schreibt für eine Reihe von Gelegenheiten Tänze vor, denen offenbar zauberhafte Wirkungen beigelegt werden. Bei der Sonnwendfeier führen die Mägde singend einen Tanz um das Feuer auf, der Regen und Gedeihen der Herden bringt. Vor der Hochzeit findet ein Tanz von Frauen statt, deren Gatten am Leben sind, — ein Ritus, Glück und Dauer der neuen Ehe zu sichern. Wenn nach einem Todesfall bei der Beisetzung der Asche die Leidtragenden den Aschenkrug umschreiten, tanzen Tänzerinnen ihnen nach; Lauten, Muscheltrompeten und Flöten ertönen. In der Folgezeit wird das „Fest des Indrabanners“ erwähnt, bei welchem spezielle Anzeichen auf Zusammenhang mit den Anfängen dramatischer Aufführungen zu deuten scheinen: der Sieg Indras und der Götter über die Dämonen wird gefeiert; vermutlich spielen dabei pantomimische Tänze eine Hauptrolle. Offenbar noch stärker aber als durch die Indraverehrung wird die Entwicklung der religiösen Tanzpantomime durch den Kultus des Vishnu-Krishna und Shiva befördert, welcher mit seinen orgiastischen Erregungen die Scharen der Frommen in unmittelbarste, sinnlichste Beziehung zu den Taten und Leiden des Gottes setzt. Die Geschmeidigkeit des indischen Körpers und seiner glatten Bewegungen verleiht diesen Tänzen hohe Ausdrucksfähigkeit; sie wiederholen das eigene Tun des Gottes und leiten so seine Seligkeit, ja sein ganzes Wesen in den von mystischer Leidenschaft durchloderten Frommen hinüber.

Tanz, „das liebe Opfer für der Götter Auge“, feiert den Gott um so mehr, als der Gott selbst Tänzer ist.

Auf riesigen Gipfeln des Hochgebirges tanzt schlangenumwunden in rasender Extase Shiva, — leicht tretend, um nicht die Erde umzustürzen, ins Leere starrend, damit die Flammen seines Blickes nicht, was er anschaut, verzehren. Man feiert ihn als den „König der Mimen“, als den „großen Mimen“; so pflegen in den Dramen ihm die eröffnenden Gebetsstrophen geweiht zu werden, welche oft mit wundervollem Schwung seine wilde Herrlichkeit preisen. Auch Shivas göttliche Gemahlin ist eine Patronin der Tanzkunst; sie hat den sanfteren Tanz Lasya erfunden, der als ein wichtiges Element der dramatischen Aufführungen in den alten Handbüchern der Poetik beschrieben wird.

Keine geringere Rolle aber als im shivaitischen Kultus kommt dem Tanz, der Pantomime, dem Schauspiel im Religionswesen des Vishnu-Krishna zu. Ein grammatischer Text, wohl dem zweiten Jahrhundert v. Chr. angehörig, spricht von „leibhaftigen Darstellungen" der Tötung Kansas und der Bindung Balis, — jener der feindliche Oheim Krishnas, den der jugendliche Gott erschlägt, dieser ein von Vishnu bezwungener tyrannischer Dämon. Daß schon in dieser alten Zeit die Aufführungen über bloße pantomimische Tänze hinausgingen und direkt theatralischen Charakter trugen, ist kaum zweifelhaft; jenes grammatische Werk redet davon, daß die „Nata" — die Schauspieler, ursprünglich die Tänzer — sangen, daß man ging, sie zu hören[1]). Neben den Heldentaten Krishnas stehen seine Liebesabenteuer; untrennbar gehören zu ihnen eigenartige Tänze. Er selbst, der göttliche Hirt, tanzt in mondbeglänzter, lotosduftender Herbstnacht mit den verliebten Hirtinnen den Tanz Rasa. Die Glöckchen am Armschmuck der Hirtinnen klingen; der Tanzenden Gesang preist den Herbstmond und Krishnas Herrlichkeit. Dies selige Schwärmen wiederholt noch jetzt das herbstliche Rasafest mit seinen nächtlichen Tänzen, mit Musik, Gesang und Mimik. In Bengalen haben sich bis zur Gegenwart, wohl von fernem Altertum her, die Yatras erhalten, volkstümliche religiöse Aufführungen, welche meist die Erlebnisse Krishnas behandeln. Man hat sie treffend den Mysterien des christlichen Mittelalters verglichen. Krishna selbst und Radha, seine Geliebte, sind die Hauptpersonen; neben ihnen treten Freundinnen, Rivalinnen, Feindinnen Radhas auf. Arien überwiegen den Dialog, der oft überhaupt nicht Werk des Dichters ist, sondern von den Schauspielern improvisiert wird. Musik und Tanz stehen überall im Vordergrunde[2]).

Unter den Elementen, die zur Bildung des klassischen Dramas beigetragen haben, scheint ferner auch der in Indien eifrig geübten Kunst des Puppenspiels eine Stelle zu gebühren[3]). Besonders aber dürfen die Belustigungen clownhafter Possenreißerei hier nicht vergessen werden. In den Yatras unterbrechen komische Auftritte die lyrisch-sentimentalen; die Schönen, welche Krishna umscherzen, üben ihren Witz an der armen buckligen legitimen Ehefrau des Gottes. Und schon eines der ältesten Zeugnisse, die wir über theatralische Aufführungen besitzen, versäumt nicht, ein burleskes Intermezzo zu erwähnen. Ein erzählendes Gedicht, das einen Anhang zum Mahabharata bildet, schildert eine Vorstellung, welche die Nymphen vor Krishna selbst und seinem Hofstaate geben. Die lieblichen Göttinnen haben getanzt und gesungen, die Tötung

---

[1]) Beiläufig möge hier auch erwähnt werden, daß der in Rede stehende grammatische Text von Männern, die in Frauenrollen auftreten, spricht; sie staffierten sich mit falschem Haar und künstlichem Busen aus.

[2]) Eine wertvolle Beschreibung der Yatras verdankt man dem gelehrten Inder Nisikanta Chattopadhyaya („Indische Essays" Zürich 1883). Das Singspiel Gitagovinda, von welchem am Ende dieses Aufsatzes gesprochen werden soll (12. Jahrhundert n. Chr.), freilich auf dem höchsten Niveau der Sanskrit-Kunstpoesie sich bewegend, steht doch im übrigen dem Typus der Yatras nicht fern.

[3]) Hierauf legt R. Pischel in seiner interessanten Schrift „Die Heimat des Puppenspiels" (1900) besonderes, vielleicht allzu großes Gewicht.

Kansas und andere Taten des Gottes aufgeführt, — da fängt Narada der Weise, der Gast der Götter, mitten unter den Zuschauern zu tanzen an; sein Haargeflecht, das Abzeichen seiner geistlichen Würde, hat sich aufgelöst, und mit possenhaften Gebärden ahmt er Krishna und alle höchsten Persönlichkeiten der Versammlung, Männer wie Frauen, ihre Bewegungen, ihr Lachen nach; so erregt er allgemeine stürmische Heiterkeit.

Von solchen alten, offenbar nicht des Sanskrit, sondern der volkstümlichen Dialekte sich bedienenden Anfängen des Dramas, von den geistlichen Tanz- und Singspielen und den burlesken Szenen ist natürlich bis zu Kunstwerken, wie dem „Tonwägelchen" oder der „Sakuntala", ein weiter Weg, dessen einzelne Stationen festzustellen der Forschung schwerlich je gelingen wird. So viel ist wahrscheinlich, daß am Fortschritt von der dürftigen Einfachheit der Handlung, welche jenen primitiven Aufführungen eigen gewesen sein wird, bis zu der späteren, komplizierte Vorgänge vergegenwärtigenden Kunst des Dramas,

das des dreigestalt'gen Weltlaufs buntes Spiel dem Auge zeigt[1],

die Einwirkungen der erzählenden Literatur bedeutenden Anteil gehabt haben. Wir schilderten früher den alten, aus Prosa und Versen gemischten Erzählungsstil der Inder; wenn das klassische Drama in prosaischem Dialog mit Mengen eingelegter Verse verläuft, werden wir hierin wohl eine Nachbildung jener Erzählungsform sehen dürfen. Der Hergang mag etwa der gewesen sein, daß zu einer ursprünglich allein oder ganz überwiegend in pantomimischen Tänzen und dem Gesang einzelner Verse sich bewegenden Darstellung nach jenem Vorbild ein anfangs vielleicht improvisierter[2] Prosadialog gefügt wurde; durch ihn erhielt die Handlung festeren und vollständigeren Zusammenhang; feinere Ausgestaltung aller Einzelheiten, schärfere Motivierung wurde möglich[3]).

Die Frage ist aufgeworfen worden, ob bei dieser Entwicklung des indischen Dramas auch Einflüsse des griechischen Theaters im Spiel gewesen sind. Natürlich könnte es nicht die griechische Tragödie großen Stiles gewesen sein, welche dazu beigetragen hätte, ein Werk wie das „Tonwägelchen" möglich zu machen, sondern es ließe sich allein an das neuere attische Lustspiel denken, an die geistreiche und elegante Komödie des athenischen häuslichen Lebens und der Gesellschaft mit ihren verliebten Jünglingen und zierlichen Dirnchen, ihren verschmitzten Sklaven, ihren Parasiten und bramarbasierenden Militärs. Wir wissen, daß griechische Schauspieler Alexander durch Asien hindurch folgten, ihm aus dem Heimatlande in großen Massen nachkamen, überall seine Siege durch festliche Vorstellungen feierten. Die Kinder der Perser, der Gedrosier[4]), so wird berichtet, sangen die Tragödien der großen attischen Dichter. Ist es

---

[1]) Worte des Tanzmeisters Ganadasa in einem Drama Kalidasas.

[2]) So hatten ja auch, wie früher ausgeführt worden ist, in den alten Erzählungen allein die Verse ihren festen Wortlaut; die Prosa wurde vom jedesmaligen Erzähler improvisiert.

[3]) Ähnlich Pischel in der eben angeführten Schrift. Man könnte dieser Vermutung auch die Gestalt geben, daß die Prosa zunächst in den Possenszenen, welche die ernste Handlung unterbrachen, zu Hause gewesen und von hier aus, unter Einwirkung des Vorbildes der prosaisch-poetischen Erzählungen, in die Gesangszenen eingedrungen sei.

[4]) D. h. die Bewohner des heutigen Belutschistan.

da nicht denkbar, daß auch in Indien die jahrhundertelange Herrschaft von Nachfolgern Alexanders, dazu der rege Handelsverkehr der Westküste mit Alexandria, diesem glänzenden Mittelpunkt literarischen und künstlerischen Lebens, Einflüssen der griechischen Bühne die Wege öffnete, so wie die griechische Plastik, die griechische Astronomie unzweifelhaft folgenreiche Einwirkungen auf die indische Kunst und Wissenschaft hat üben können? In der Tat ist der Versuch gemacht worden[1]), in den typischen Charakteren, in den Motiven der dramatischen Handlung, in den äußeren Einrichtungen des Theaters und der Aufführung Einflüsse griechischer Vorbilder auf die Bühne der Inder nachzuweisen. Daß diese Hypothese direkt widerlegt werden kann, glaube ich nicht; wie ein Beweis aussehen sollte, welcher die Unmöglichkeit derartiger Zusammenhänge dartäte, wird sich schwer vorstellen lassen. Aber ich halte doch dafür, daß nicht nur kein wirklicher Beweis für jene Theorie erbracht ist, sondern daß wir auch das Recht haben, sie eher unwahrscheinlich als wahrscheinlich zu finden. Gewisse Übereinstimmungen zwischen Drama und Theater verschiedener Völker können, auch ohne allen historischen Zusammenhang, der Natur der Sache nach kaum fehlen. Im übrigen aber ist das ganze Aussehen des indischen Dramas ein durchaus nationales. Wir sehen, wie seine Ursprünge auf Tanz, Pantomimen, volkstümliche Belustigungen zurückgehen, wie von Anfang an in ihm die Luft der Krishna- und Shiva-Verehrung weht. Die Stoffe sind zum einen Teil der alten Heldensage, den großen epischen Gedichten entnommen; wo sie sich zum anderen Teil in der Sphäre des realen höfischen oder bürgerlichen Daseins bewegen, liefert die Wirklichkeit des indischen Lebens und ihr Abbild, die Literatur der Erzählungen, überall für die auftretenden Personen wie für die Begebenheiten die Voraussetzungen und Vorbilder in solcher Vollständigkeit, daß die Annahme einer Entlehnung aus fremdem Kulturbesitz nirgends herausgefordert wird. Die Mischung prosaischer und poetischer Form, welche im Drama herrscht, ist national-indisch, — kurz, von welcher Seite man auch an das indische Drama, nach seinem Inhalt wie nach seiner Form, herantritt, überall erscheint selbständige, von der Fremde unbeeinflußte Entwicklung als durchaus wahrscheinlich. Man halte damit das Aussehen jener eben von uns berührten künstlerischen und wissenschaftlichen Hervorbringungen zusammen, in denen eine Einwirkung der griechisch-römischen Kultur auf Indien in der Tat feststeht. Welcher Kontrast zwischen der naiven Unbeholfenheit der alten nationalen Skulptur Indiens und der freien Schönheit, die in den Funden des indischen Nordwestens, in diesen Athene- und Silensgestalten, in dem apollinischen Buddhatypus den Beschauer überrascht! Wie erscheint gegenüber der Roheit und den Phantasmen der alten indischen Himmelskunde das jüngere astronomische System mit seinem weiten und klaren Gesichtskreis, seiner mathematischen Bestimmtheit, seiner ausgesprochenen Bewunderung für die Yavana (Griechen) und dem Hinblick auf die Stadt Romaka, mit seinen Kunstausdrücken, wie kendra (centrum), als etwas

[1]) Vornehmlich von E. Windisch in einem auf dem Berliner Orientalistenkongreß (1881) gehaltenen Vortrag.

Unvermitteltes, Neues, Fremdes! Ähnliche Spuren einer von außen her bewirkten Umwälzung weist das indische Theater nirgends auf. Und ist es nicht auch begreiflich, daß die in alten, geheiligten Formen erwachsene theatralische Kunst, den nationalen Geschmack auf das vollste befriedigend, sich fremder Einwirkung nicht so leicht eröffnete wie die Plastik oder die Astronomie, in denen sich selbst jener Beschränktheit des Gesichtskreises, jener hochmütigen Geringschätzung alles Fremden, die ein scharfblickender arabischer Schriftsteller an den Indern tadelt, die Überlegenheit des Griechentums unvermeidlich aufdrängen mußte? Für den Erforscher der in der Entfaltung der Literatur wirkenden Kräfte wie für den Genießenden, welcher sich neuer, fremdartiger Schönheiten zu erfreuen hofft, wird das indische Drama um so höheren Wert haben, je gewisser und je vollständiger es rein indisch ist; ich glaube, daß eine Prüfung des Sachverhalts, die sich natürlich von Neigungen nicht leiten lassen darf, doch hier nur zu eben den Ergebnissen führen kann, welche wir, dürften Wünsche entscheiden, herbeiwünschen müßten.

VI.

Stellen wir uns nun, ehe wir in das Innere des indischen Dramas einzudringen versuchen, das Aussehen einer Vorstellung, etwa der „Sakuntala" oder des „Tonwägelchens", vor Augen.

Es ist ein festlicher Tag, vielleicht das mit anmutigster Fröhlichkeit gefeierte Frühlingsfest, das Gott Kama heilig ist, dem Liebesgott, „des Liebeswonnendramas Schauspieldirektor", wie ein Lustspiel ihn nennt. Oder die Weihe eines zur Regierung gelangten Königs, eine Hochzeit in einem reichen Hause oder eine ähnliche Feier; sie soll durch die Aufführung eines Dramas verherrlicht werden. Auch dem Alltagsleben ist solche Lustbarkeit nicht fremd; vor allem aber kommt sie den Festen zu.

Wie wir finden werden, daß im Drama selbst sich der höchste Reichtum poetischen Schmuckes mit Schwächlichkeit des eigentlich dramatischen Lebens verbindet, so treten ähnlich in der Aufführung zwei herrschende Charakterzüge hervor: die Entfaltung blendender äußerlicher Pracht und zugleich die primitive Unentwickeltheit aller Künste der theatralischen Ausstattung und Maschinerie.

Ein Theatergebäude, das ein für allemal diesem Zweck zur Verfügung stände, gibt es nicht. Ein nur auf kurzes Dasein berechneter Bau wird nach vorangegangenem Fasten mit Segenssprüchen aufgeschlagen und ihm für seine vornehme Bestimmung die wirksamste Weihe erteilt: sieben Tage lang

Sollen verweilen drin Kühe samt gelehrter Brahmanenschar.

Gern trifft man auch die nötigen Veranstaltungen im Palast des Festgebers, in dem prachtvollen, von edlem Gestein glänzenden, mit Guirlanden behangenen Konzertsaal, der sonst für die Musik- und Tanzübungen der Damen des Hauses und für ihre Aufführungen vor dem Gebieter benutzt wird. Damit verschließt sich die Veranstaltung der höheren dramatischen Kunst[1]) von vorn-

[1]) Nur von dieser, der Kunst Kalidasas oder Bhavabhutis, sprechen wir hier. Daß es in Indien volksmäßigere theatralische Belustigungen (vgl. oben S. 59) vor und gewiß auch neben dem kunstgerechten Bühnenwesen gegeben hat, soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden.

herein dem Volk, das die antiken Theater mit seinem Leben füllte, oder den „Gründlingen im Parterre“, wie sie im Theater Shakespeares ein kräftiges Wort mitzureden wußten; alles bewegt sich in der Atmosphäre der vornehmen, höflichen, eleganten Welt.

Man hat den Bühnenbau mit Statuen, Fahnen, Guirlanden geschmückt. Einen Vorhang zwischen Bühne und Zuschauerraum gibt es nicht. Wohl aber verbirgt ein solcher das hinter der Bühne gelegene Toilettenzimmer der Schauspieler. Die Farbe dieses Vorhanges richtet sich nach der Stimmung des Dramas: ein tragisches Stück verlangt einen schwarzen, ein komisches einen bunten; herrscht in der Handlung die Liebe vor, soll der Vorhang weiß, herrschen Gewalttätigkeiten, soll er rot sein. Zwei schöne Mädchen stehen bei ihm, die ihn aufschlagen, wenn eine Person die Bühne betritt. Eigentliche Dekorationen fehlen im ganzen wohl; die Wälder, Parks, königlichen Säle, in denen das Stück spielt, muß die Phantasie des Zuschauers ihm vor Augen zaubern, unterstützt durch die Fingerzeige, welche der Text des Dramas gibt, — „dort links steht sein Haus“ und dergleichen. Die Phantasie muß auch den häufigen Szenenwechsel vollziehen. Von Requisiten ist nur ein dürftiger Apparat — aus Bambusrohr gefertigte Felsen, Wagen und Ähnliches – vorhanden.

Es ist Morgen. In den Zuschauerraum tritt, prunkvoll geschmückt, der Festgeber — etwa der Fürst selbst — mit seinen Gästen ein. Er setzt sich auf dem Thron nieder. Auf die Plätze zur Linken begeben sich, mit ihrem Schmuck klingelnd, seine Frauen; zur Rechten sitzen die Großen seiner Umgebung. Besondere Plätze gehören den hohen Staatsbeamten, andere den Gelehrten und Poeten. Die Dienerschaft, die anmutigen Erscheinungen des weiblichen Personals umgeben die Gäste. Schöne Mädchen mit Fliegenwedeln stehen hinter dem Thron; Leibwächter wachen mit gezogenem Schwert über des Fürsten Sicherheit.

Nun kündigt Trommelschlag den Beginn der Vorstellung an. Der Chor singt, das Orchester mit seinen Zymbeln, Saiten- und Blasinstrumenten spielt eine Ouvertüre; Tänze werden aufgeführt. Der Schauspieldirektor trägt den Segensspruch vor und streut Blumen aus. Mit dem Segensspruch hält die Poesie des Dichters, der das Drama geschaffen hat, ihren Einzug: so mit dem prachtvollen Doppelspruch an Shiva, welcher die Tonwägelchenkomödie eröffnet, die Meditation des Gott-Asketen feiernd und die an seinem Halse hängenden weißen Arme der Göttin:

> Dessen, der beingekreuzten Sitzes thront,
> Mit Schlangendoppelschlinge knieumschürzt,
> Dem Atemhemmungszaubermacht erzwingt
> Bewußtseinsschwinden, Sinnesunterdrückung —
> Dessen, der mit der Wahrheit Aug' in sich
> Den tatentnommen ruh'nden Allgeist schaut:
> Shivas ins Leere starrende, in Brahma
> Hinfließende Versenkung mög euch schützen!
>
> Euch beschütze des blauhals'gen Gebieters wolkendunkler Hals,
> Daran gleich weißem Blitz funkelt die Schlingpflanze von Gauris Arm.

An den Segensspruch schließt sich der Prolog, ein kleines Drama vor dem Drama. Er führt in die Mitte des Komödiantenvolkes, das eben im Begriff steht, sich zu zeigen. Ganz wie in jener Nachbildung des indischen Musters, dem Vorspiel des Faust, tritt der Theaterdirektor auf. „Er zeigt energisches Wesen und versteht es, die Herzen der Zuschauer zu gewinnen" [1]). Der Direktor unterhält sich mit einem Schauspieler oder einer Schauspielerin. Die Bühnenleute haben sich mancherlei zu sagen, über Persönliches, über große und kleine häusliche Nöte, über Theaterangelegenheiten. Von der Premiere ist die Rede, welche eben stattfinden soll. Der Verfasser wird genannt und dem Wohlwollen eines verehrungswürdigen und hochgebildeten, allein aus Kennern bestehenden Publikums empfohlen. Ein noch unberühmter Dichter bringt sein Erstlingsdrama auf die Bühne: der Theaterdirektor wendet sich gegen das Vorurteil, welches dem jungen Anfänger entgegenstehen könnte. Man weiß, was man tut, wenn man diesmal kein Schauspiel eines der altbeliebten Dichter aufführt; nicht alles Alte ist gut und nicht alles Neue schlecht; der Verständige prüft selbst [2]). Oder ästhetische Glaubensbekenntnisse werden abgelegt; dem Publikum wird zu verstehen gegeben, wie hoch sich der Dichter seine Ziele gesteckt hat. Der Direktor sagt zum Regisseur: „Nun, Freund, was ist es, das die Edlen und Kenner, die Gelehrten, Ehrwürdigen, Brahmanen in einem Drama zu finden verlangen?" Und der andere erwidert:

> Reicher Gefühle tiefe Ausgestaltung,
> Der Freundschaft treues, herzerfreu'ndes Walten,
> Stolze Gesinnung, zarte Liebeskünste,
> Der Reden Buntheit, feinste Sprachvollendung [3]).

Derartige Betrachtungen vermischen sich dann mit versteckteren und deutlicheren Anspielungen auf Handlung und dominierende Empfindung des Stückes, in dessen Fabelwelt der Prolog den Beschauer hinüberleiten will: und endlich wird, oft mit künstlich berechneter Bewegung, die Umschleierung abgeworfen. Ein Wort des Theaterdirektors ist von einer Person hinter der Bühne gehört und auf sich bezogen worden. Während die Akteurs des Vorspiels verschwinden, tritt jene Person antwortend hervor. Oder der Direktor, mitten im Gespräch des Prologs, sieht die Personen der Handlung kommen und erklärt dem Publikum, wer sie sind. Die Künstlerin, mit welcher er redet, hat eben die Herrlichkeit der Sommerszeit besungen; der Direktor sagt:

> Es hat deines Gesangs Schönheit mich hingerissen mit Gewalt,
> Wie den Duhshanta hier fortreißt der eilenden Gazelle Flucht —

und es erscheint der königliche Jäger, die Gazelle verfolgend und der Einsiedelei nahend, in welcher sein und der Sakuntala Schicksal sich erfüllen wird.

Das Drama ist wie bei uns in Akte geteilt. Ihre Zahl schwankt: es gibt Einakter; es können etwa vier oder fünf Akte da sein; oft führt die Fülle der Erfindung, die Verschlungenheit der Handlung und der Neben-

---

[1]) Worte der interessanten Beschreibung einer Aufführung der „Ratnavali", die S. Lévi aus einem Text des achten Jahrhunderts ans Licht gezogen hat.

[2]) Kalidasa in seinem ersten Drama „Malavika und Agnimitra".

[3]) Bhavabhuti im Prolog von „Malati und Madhava".

handlungen zu einer größeren Zahl; sieben Akte, wie in der „Sakuntala“, sind häufig; auch ein Drama von zehn Akten wird nicht zu lang gefunden.

Und so geht durch viele Stunden die Aufführung ihren Gang. Es erscheinen alle die feinen, graziösen Gestalten: der Liebhaber und die Liebhaberin, Helden von fürstlichem Anstand, „nach des Lehrers Unterweisung sich stolz benehmend, so wie es nach seiner eigenen Natur der König tut“, daneben in lustigem Kontrast die groteske Figur des Komikers, des zwerghaften Monstrums von Häßlichkeit. Der „Poesie des Kostüms“ hat man besondere Sorgfalt zugewandt. Götter, Könige, Verliebte kleiden sich bunt, Wanderer, Wahnsinnige, Unglückliche dunkel; farbenreicher Schmuck wird nicht gespart. Alle sind mit Schminke, welche man mit einem frommen Segensspruch zubereitet hat, geschminkt, heller oder dunkler, je nach dem Volksstamm, dem die Rolle angehört. Die Mimik gehorcht strengen Regeln. Man neigt dazu, das Bild der Leidenschaften und Charaktere zu outrieren, die bezeichnenden Züge im Übermaß anzuhäufen und zu steigern. Oft verliert man sich in ein Spiel mit Signalen einer spitzfindigen Zeichensprache. In langen Reihen minutiöser Paragraphen hat die Theorie jede Bewegung von Augen, Nase, Wangen, Mund vorgeschrieben; sie hat festgestellt, wann die Hände die Figur des Halbmondes, des Papageienschnabels, des Schlangenkopfes bilden sollen, welcher Gang für den Liebenden, welcher für den schöngeistigen Parasiten, welcher für den Hanswurst charakteristisch ist. Der Ausdruck der Liebesqual verlangt unstete Bewegungen des Hauptes, zielloses Umherirren des Blickes nach allen Seiten, mattes Herabhängen der Arme und Hände von den schlaffen Schultern. Bei heftigen Gemütsbewegungen geht es nicht leicht ohne eine Ohnmacht oder womöglich eine ganze Reihe von Ohnmachten ab. Aber in der indischen Neigung zum konventionellen Stilisieren lebt doch auch die indische Feinheit und anmutige Bewegtheit; so darf sich die Kunst des Mimen an schwere Aufgaben wagen — die Schauspielerin wird gerühmt, welche die Mischung zweier Empfindungen, von Schmerz und Liebe, zu verkörpern weiß —; das Streben danach, die einzelnen Elemente des Ausdrucks zu schöner und reicher Einheit zu verschmelzen, ist dieser Kunst, so manchen Verirrungen sie verfallen ist, doch nicht verloren gegangen. Neben den seelischen Zuständen und Vorgängen hat die Mimik übrigens auch eine Menge von Äußerlichkeiten anzuzeigen. Daß man Löwen, Bären, Affen sieht, wird durch eine Handstellung, der Anblick von Papageien und dergleichen Vögeln durch eine andere ausgedrückt; wer hohe Bäume sieht, breitet die Arme aus und hebt sie in die Höhe; ob es heiß oder kalt, Morgen oder Abend ist, wird ähnlich durch Gesten angezeigt. Ein ganzes System solcher Symbole, dem Zuschauer wohlbekannt, muß nach Möglichkeit die Lücken ausfüllen, welche bei der Unvollkommenheit der Bühnentechnik unvermeidlich sind; diese Ausdrucksmittel sind ein für allemal durch geheiligte Tradition festgestellt; man versucht nicht, über sie hinauszukommen. Dem Sanskrit der höherstehenden Persönlichkeiten mischen sich die vokalreichen Volksdialekte der Frauen, der Ungebildeten, der komischen Personen; gegenüber dem männlicheren Ton des Sanskrit zeigen diese Dialekte, wie ein Dramatiker bemerkt, weiblichen Charakter. Mit der gesprochenen Rede wechseln Musik,

Gesang, Tanz. Wohl tritt hier und da in der Darstellung von Szenen des niederen Lebens, der Straße ein derb-vergnüglicher Realismus hervor, aber solcher Kontrast hebt doch nur die weiche Schönheit des Ganzen, dieser von der Wirklichkeit und ihrem Ernst losgelösten, in Blumendüfte getauchten Scheinwelt.

Die Zuschauer genießen den ganzen Zauber dieser Welt. Mit Kennerblicken betrachten sie die Schauspielerinnen — nicht umsonst hat für deren Würdigung eine geschickte Reklame sie im voraus günstig disponiert —; sie rühmen an ihnen die sprechenden Bewegungen, die Versenktheit in die Stimmung, die Zartheit der Mimik, die Grazie des ganzen Wesens:

Auf ihrer schwellenden Hüfte ruht armbandgeschmückt die Linke;
Gleich zarter Ranke läßt sie frei herab die Rechte hangen.
Zum Boden, dessen Blumenschmuck ihr Fuß zerstreut hat, senkt sie
Den Blick: noch schöner als ihr Tanz ist ihres Dastehns Anmut [1]).

Ob es jedem Einzelnen im Publikum gelingt, der komplizierten Sprache der Dichtung zu folgen, die versteckten Andeutungen zu enträtseln, alle kunstvoll verborgenen Schönheiten zu erfassen, darf bezweifelt werden; nicht jeder hat in vergangenen Stadien der Seelenwanderung jene guten Werke angesammelt, als deren Lohn dem Menschen das volle Verständnis der Poesie zu teil wird. Aber Spannung, Furcht, Rührung, Heiterkeit faßt doch nicht allein diese Bevorzugten. Einer schönen Arie lauscht „mit entzückter Seele, unbeweglich wie gemalt das ganze Publikum" [2]); dann wieder springt man von den Sitzen auf, schnalzt mit den Fingern, begleitet die Späße der komischen Person mit Lachsalven, traurige Stellen mit Wehrufen; lautes Bravo klingt durch den Saal.

Ein Segensspruch hat die Zuschauer in die Welt der Poesie eingeführt; ein Segensspruch entläßt sie:

Es walte zu des Volkes Heil der Fürst.
In Ehren steh' des Wissens hohe Göttin.
Doch mich erlöse von der Seele Wand'rung
Der Ew'ge, der blaurote Herrscher, Shiva!

VII.

„Die Handlung ist des Dramas Körper," lehrt die indische Theorie. Wir haben das Kleid, das dieser Körper trägt, beschrieben. Wir betrachten nun ihn selbst. Wird nicht der zierliche, schwächliche Bau seiner Glieder mit der blumengeschmückten Buntheit jenes losen Gewandes harmonieren?

Den Stoff entnimmt der indische Dramatiker gern der Sagenwelt — natürlich nicht dem Veda mit seinen uralten, zum Spielwerk antiquarischer Gelehrsamkeit herabgesunkenen Mythen [3]), sondern vor allem den beiden Epen,

---

[1]) So feiert in Kalidasas Drama „Malavika und Agnimitra" ein Zuschauer die Erscheinung einer Schauspielerin.

[2]) Prolog der „Sakuntala".

[3]) Man darf nicht ein Drama wie die „Urvasi" Kalidasas, deren Stoff schon ein Hymnus des Rigveda behandelt, entgegenhalten. Jener Hymnus ist es nicht, auf dem das Drama beruht, sondern eine oder mehrere Darstellungen derselben Sage aus später Zeit.

dem Mahabharata und Ramayana, welche jetzt über die Phantasie des Volkes allmächtige Herrschaft erworben haben[1]). Wie hätte das Drama darauf verzichten können, sich die Gestalten und Begebenheiten dieser idealen Welt anzueignen, die alle Erhabenheit und Herrlichkeit der Vorzeit umschloß? Unter jenen beiden Gedichten aber steht das Rama-Epos dem Herzen der Dramatiker näher. Es ist gewiß nicht nur seine reinere, modernere Kunstform, welche ihm die Sympathien zuwendet. Sondern vornehmlich die ideale Gestalt Ramas, des Helden und Dulders ohnegleichen, Sitas Schönheit und Treue, die phantastisch-bunten Geschicke beider, ihre rührenden Leiden. „Soll man," heißt es im Prolog eines Schauspiels, „der Geschichte Ramas den Rücken kehren, als sei der Stoff abgenutzt? Aber wo ist ein Anderer in der Welt, der durch solche Tugenden den Sieg gewinnt? Dieser Tugenden Größe verleiht dem Dichterwort Tiefe, Süßigkeit und Glanz."

An die heroischen Stoffe schließen sich die, welche der irdischen Wirklichkeit angehören. Hier bot sich als reiche Fundgrube die Novellenliteratur dar; auch eigene Erfindung der Dichter wagte sich, freilich meist nur ziemlich schüchtern, hervor. Was wir früher an den buddhistischen Erzählungen beobachtet haben[2]), wiederholt sich natürlich auch hier: vor allem liebt die Phantasie der indischen Poeten die Sphäre des Hoflebens. Hier kann es — wie in dem Schauspiel „Das Siegel des Ministers" — die politische Intrigue sein, um welche sich das Drama bewegt, das subtile, in indischer Künstlichkeit sich verschlingende Spiel der mit Listen und Gegenlisten einander bekämpfenden Hof- und Staatsmänner. Häufiger aber greifen die Bühnendichter nach den Liebesaffären des Hofs. Wer könnte für ein Liebesdrama dem indischen Geschmack als ein so glänzender Held erscheinen wie ein königlicher Liebhaber? Wo ließen sich in die Geschichte der Neigung zweier Herzen so viel Fäden voll goldener Pracht einweben wie bei einer Handlung, die sich im Königspalast bewegt? Die indischen Theoretiker stellten bis in alle Details fest, was in einem solchen höfischen Liebeslustspiel passieren muß. Der Held muß ein berühmter König, die Heldin, in Liebessachen noch unerfahren, eine Prinzessin von königlichem Geblüt sein. Sie hält sich am Hof inkognito, etwa als Dienerin oder musikalische Künstlerin, auf. Die Königin, von stolzem und heftigem Temperament, verfolgt die Liebe ihres Gatten mit Eifersucht. Die Dramaturgen, die das alles vorschreiben, hätten noch hinzufügen können: zum Schluß wird durch einen freundlichen Zufall die Abkunft der Prinzessin enthüllt, die Königin versöhnt, das glückliche Paar vereint. Seit Kalidasa, wenn nicht seit noch älterer Zeit, hat man diese Haremskomödie, die offenbar dem Geschmack der Dichter wie des Publikums ganz besonders zusagte, unermüdlich und meist mit dem Verzicht auf jede Eigenmächtigkeit gegenüber einem so altbewährten Rezept in einem Exemplar nach dem anderen wiederholt.

Seltener als im Königspalast spielt das Drama im bürgerlichen Leben. Auch hier bevorzugt man die höheren Gesellschaftskreise. Die Theoretiker geben

[1]) Ich verweise auf meine Ausführungen über diese Epen, „Deutsche Rundschau", 1901, Bd. CIX, S. 364 ff.; 1902, Bd. CX, S. 94 ff.

[2]) Deutsche Rundschau, 1900, Bd. CV, S. 406.

die Regel, daß der Held des bürgerlichen Dramas ein Brahmane, ein Kaufherr oder ein Minister sein soll. Aber nichts hindert den Dichter, die Liebesgeschichte etwa eines Brahmanen von einem Hintergrund des Treibens der gemischtesten Kreise sich abheben zu lassen. Das „Tonwägelchen" durchschweift alle Regionen der großstädtischen Welt, Halbwelt, Straße; es wirrt die Sphären der Hochgebildeten, fein Empfindenden mit denen des vornehmen und unvornehmen Pöbels, vom königlichen Schwager bis zum Spielhausunternehmer, Masseur, Einbrecher, zusammen. Eine so bunte Handlung hat freilich ein indischer Theaterdichter nicht zum zweitenmal erfunden.

Neben den bezeichneten Gattungen dramatischer Stoffe stehen andere: die Unflätigkeiten burlesker Schuften- und Schelmenabenteuer sind so gut dramatisiert worden wie die abstrakten Finessen der Philosophie, der Krieg, den gleich dem Kampf der Kurus und Pandus die feindlichen Dynastien des Königs Verstand und des Königs Irrtum gegeneinander führen. Uns darf genügen, auf diese Mannigfaltigkeit von Stoffen kurz hinzudeuten; im Vordergrund stehen doch durchaus die heroischen, höfischen, bürgerlichen Begebenheiten. Allzuviel kommt übrigens nicht darauf an, ob der Held Sagenheros oder moderner König oder etwa Kaufmann ist. Das regierende Motiv bleibt doch in den allermeisten Fällen die Liebe — dieselbe Liebe bei dem einen wie dem anderen. Wie könnte für das Drama eines Volkes, dessen Phantasie und Leben so im Element des Erotischen schwimmt, ein anderes Motiv diesem an Anziehungskraft gleichkommen? —

Ein Intriguenstück vergleicht einmal die Arbeit seines Helden, welcher mit scharfsinniger Berechnung auf verwickelten Umwegen seine Sache zum Ziel zu führen strebt, mit dem mühevollen Geschäft des Dramendichters, „der das erwünschte Geschehen erst leise sich ankündigen läßt, um es dann weit zu entfalten, der schwellender Keime tief verborgene Frucht ans Licht führt, der mit weiser Absicht zögernde Überlegung den Gang der Ereignisse hemmen läßt, der die sich ausbreitende Handlung am Zielpunkt wieder zusammenschließt". Diese Kunst, die dem Stolz der indischen Dichter als eine so hohe und feine erschien, wie stand es mit ihr in Wahrheit? Nach welchen ästhetischen und ethischen Normen, mit welchen technischen Mitteln bildete man den dramatischen Stoff zur dramatischen Handlung?

Der tiefe Blick griechischer und englischer Dichter hat im Drama die wundervolle Möglichkeit entdeckt, das Bild menschlichen Wollens und Handelns, des Kampfes mit widerstrebender Menschenmacht und Schicksal, der inneren Notwendigkeit, die diesem Kampf Lauf und Ausgang vorzeichnet, mit einem Nachdruck und einer Lebensfülle ohnegleichen zum Kunstwerk zu gestalten. War es denkbar, daß der indische Dramatiker sich die Aufgabe so stellte, wie Sophokles oder Shakespeare sie sich gestellt hat?

In der müden, schwächlichen, der Erschöpfung entgegengehenden Welt Indiens, die von Despoten und Priestern, von der Tyrannei der Kaste beherrscht wurde — wie andere Züge zeigte hier das Bild des handelnden Menschen als bei den Siegern von Marathon oder unter dem starken Volk auf der nördlichen Insel! Hieß doch hier aller Weisheit letzter Schluß: sich dem Schicksal

beugen, die Blindheit des Blinderen klug benutzen, sich keine Blöße geben, leise beizeiten den Hals aus der Schlinge ziehen. Hier ist der Zufall mächtiger als der Wille; ein Glück, daß er sich oft als kein unfreundlicher Herrscher zeigt. Der Seelenwanderungsglaube hat die Gewohnheit groß gezogen, die Folgen des Tuns in künftige Existenzen hinüberzuschieben, in deren weiten, leeren Räumen die poetische Gerechtigkeit ungehindert walten kann: wie sollte da das Denken in ernster Anspannung dem, was den Geschicken dieser Welt von innerer Notwendigkeit beiwohnt, nachzugehen wissen? Wenn solche geschichtliche und ethische Potenzen auf die Gestaltung des indischen Dramas notwendig ihren Einfluß übten, so verbündeten sich mit ihnen Faktoren, die auf ästhetischem Gebiet lagen und die im Grunde kaum etwas anderes waren als der ästhetische Ausdruck eben jener selben Züge des indischen Charakters. Immer wieder hat uns bisher die Betrachtung der indischen Poesie und Poetik gezeigt, wie fern man hier dem Verständnis jener tiefsten, organischen Schönheiten des Dichtwerkes stand, welche im Hinwirken jeder Bewegung auf ein Ziel liegen. Man dichtete, wie wenn man bauen wollte und sich daran genügen ließe, die Stimmung etwa der Fröhlichkeit in seinem Bauwerk zu verkörpern und vor allem die Fassade mit Ornamenten zu bedecken, unbekümmert darum, was für Verhältnisse oder Mißverhältnisse der Grundriß des Gebäudes aufweist. Von solchen Schwächen aller indischen Poesie konnte das Drama nicht frei bleiben — das Drama vielleicht weniger als irgend ein anderer Zweig der Dichtung, denn die in ihm sich beständig in den Vordergrund drängenden Elemente von Musik und Ballett mußten das ohnehin schwache Gefühl für den harmonischen Bau der Handlung noch weiter schwächen. Sie mußten das Ihre dazu beitragen, das Ganze in eine Atmosphäre zu versetzen, in welcher nicht die klare Sonne der Wirklichkeit scheint, sondern bunte Beleuchtungen die Reize einer anmutig opernhaften, zuweilen auch operettenhaften, von zartem und zierlichem Empfinden durchhauchten Scheinwelt umspielen. Mit einem Wort: dramatische Handlung, die sich mit den Maßstäben der antiken oder der Shakespeareschen Dichtung bemessen ließe, kann es im indischen Drama so wenig geben, wie die Regungen indischer Seelen dieselben Linien beschreiben können, in denen unser Seelenleben sich bewegt.

Was ist nun also die Handlung eines indischen Dramas? Sie ist überhaupt nicht eigentliche Handlung, sondern Begebenheit oder ein unsicher abgegrenzter Kreis von verwickelten, aufregenden, Stimmung erzeugenden Begebenheiten, ganz wie das Epos, die Novelle, das Märchen sie erzählt. Man hat das Vergnügen an diesen Begebenheiten zur Höhe „des wonnetriefenden Dramas“[1]) erheben wollen, indem man Auge und Ohr durch anmutige und geschmückte Gestalten, bunte Verkleidungen, Mimik, Musik, Tanz unterhielt. Daher hat man die Erzählung in dialogische Form gebracht. Man

---

[1]) Diesen Ausdruck braucht ein Vers des dramaturgischen Werkes „Daśarupa“; dort werden der Genügsamkeit der guten Leute, welche den allein dem Drama innewohnenden süßen Reiz nicht zu würdigen wissen, ironische Komplimente gemacht.

hat sie auch von Elementen reingehalten, welche gegen gewisse Forderungen der Moral und der Schicklichkeit [1]) oder einer recht weitgehenden physischen, wohl auch abergläubischen Empfindlichkeit verstoßen: z. B. hat man es vermieden, Tod oder Mord auf die Bühne zu bringen. Aber von der Beobachtung solcher konventioneller, im Grunde nebensächlicher Gebote abgesehen hat man die Handlung prinzipiell nicht anders gestaltet, als die erzählende Dichtung sie auch hätte gestalten können und in vielen Fällen tatsächlich gestaltet hat [2]).

Das indische Drama erzählt von Wünschen — meist sind es Wünsche der Liebe oder der Verliebtheit —, denen sich böser Wille, Schlauheit, Zauberkraft, Gewalttätigkeit von Menschen, zuweilen von bösen Geistern, vor allem auch die Tücke des Zufalls in den Weg stellt. Aber gute Freunde wissen Rat und helfen vorwärts; nach schlimmen Zufällen ereignen sich auch günstige; allwissende Weise oder gnädige Gottheiten greifen ein, und die Sache nimmt ein gutes Ende.

Der Held, mit dem indischen Ausdruck der „Führer" der Begebenheiten, verdient diesen Namen nur ziemlich unvollkommen. Er sehnt sich, härmt sich recht ernstlich ab, wird von den Umständen hin und her geschoben, und wenn er sich im letzten Akt unversehens am Ziel seiner Wünsche findet, ist das ganz gewiß nicht sein Verdienst. Beruhen die Schwierigkeiten, die gehoben werden müssen — ohne solche Schwierigkeiten fiele ja die ganze Geschichte fort —, auf dem Widerstand eines Gegners, so pflegt dessen Aktion womöglich noch schattenhafter zu sein als das eigene Tun des Helden; das Bild des Willens, der gegen den Willen steht, der gekreuzten Degenklingen zweier Kämpfer ist dem indischen Dramatiker zwar selten mißlungen, aber nur deshalb, weil er ebenso selten es zu zeichnen versucht hat. Die Mittel, mit denen die Gegner gegeneinander operieren, beschränken sich meist auf Flunkereien und sonstige mehr oder minder kurzatmige Listen. Da ist der gefälschte Brief, das Horchen an der Wand, der fingierte Schlangenbiß, die Vermummung in ihren verschiedenen Formen bis hinauf zur Komödie der Hochzeitsfeier mit einer verkleideten Braut männlichen Geschlechts, die dem armen Bräutigam gegenüber natürlich recht handfest auftritt. Meist aber ist es überhaupt nicht menschliches Tun, das die Verwicklungen regiert. Zufälle wie Verwechslungen oder Wiedererkennungen Unerkannter sind an der Tagesordnung. Eine besondere Vorliebe zeigen die Affen, Tiger, Elefanten dafür, sich im entscheidenden

---

[1]) „Vater und Sohn, Schwiegertochter und Schwiegermutter sollen das Stück sehen; darum muß man alle solche Dinge sorgfältig vermeiden." (Bharata.)

[2]) Man lasse sich hier durch Mißverständnisse, wie sie allzu gläubigen Bewunderern des indischen Dramas begegnen, nicht täuschen. Klein (Geschichte des Dramas, Bd. III, S. 201) teilt Schlußworte eines Dramas des Bhavabhuti mit, welche nach ihm „die ganze Poetik der Aristotelese aller Zeiten in der Nuß" enthalten, und in denen der Dichter „mit der feinsten Kunst und dem grundinnersten Verständnis das gegenseitige Verhalten und Wechselbewandtnis von Epos und Drama" angedeutet haben soll. Mit so merkwürdigen Dingen kann es in der Tat nicht seine Richtigkeit haben. Kleins Beweisstück nun ist eine Übersetzung der Übersetzung Wilsons. Geht man auf den Grundtext zurück und versteht diesen, wie ihn der mit der indischen Vorstellungswelt Vertraute verstehen muß, so löst sich die Fata Morgana der indisch-aristotelischen Poetik alsbald in nichts auf.

Augenblick loszureißen und unglückliche oder auch glückliche Verwirrung anzurichten. Der gelbe Affe hat die kleine Prinzessin so im rechten Augenblick erschreckt, daß es dem König möglich wird, sich aus der peinlichsten Klemme zu ziehen. „Bravo, gelber Affe, bravo!“ ruft der Spaßmacher. Kein Wunder, daß ein so erfolgreicher Affe Nachahmung findet. In einem anderen Stück reißt sich, als die im Geheimen Liebende gerade im Garten an dem unvermeidlichen Requisit des indischen Liebesdramas, dem Porträt des geliebten Wesens, malt, der Hofaffe los; die Diener jagen hinter ihm her, die Eunuchen laufen davon, der Zwerg schlüpft in die weiten Kleider des Kämmerlings; natürlich wird in der allgemeinen Verwirrung das Bild liegen gelassen, und obendrein ist der Star entwischt, der allerlei verfängliche Reden gehört hat und sie am unrechten Ort wiedererzählt. So trifft Zufall auf Zufall, Intrigue auf Intrigue. Nebenhandlungen, in deren Mittelpunkt ein eigener Held zweiten Ranges stehen kann, greifen in die Haupthandlung ein. Die unerwartetsten und seltsamsten Seitenrichtungen, durch irgend ein vom Himmel gefallenes Motiv bestimmt, werden plötzlich eingeschlagen und ebenso plötzlich wieder verlassen. Dieselbe Kompliziertheit, derselbe Mangel an klarer Durchsichtigkeit wie in den wissenschaftlichen Gedankengängen indischer Gelehrter pflegt auch im Drama zu herrschen.

Einem Werk wie der „Sakuntala“ freilich hat der Dichter jene heroisch-idyllische Einfachheit der Handlung, welche dem ehrwürdigen Sagenstoff gebührt, glücklich zu bewahren gewußt. Aber eben darum fällt vielleicht gerade hier die indische Schwächlichkeit der Schürzung und Lösung des Knotens, die Willkür, mit welcher die Grundlinien der in so lieblichen Blumenschmuck gekleideten Handlung gezogen sind, besonders sichtbar in die Augen.

König Duhshanta hat auf der Jagd in einer Waldeinsiedelei Sakuntala, die schöne Nymphentochter, erblickt. Er liebt sie und vermählt sich mit ihr. Scheidend verheißt er ihr, in wenigen Tagen sie durch einen Boten in seinen Palast holen zu lassen. Da besucht die Einsiedelei ein Büßer von furchtbarer Zaubermacht. In Liebesträume versunken bemerkt Sakuntala sein Kommen nicht und versäumt die Pflicht der Gastlichkeit. Er stößt den Fluch gegen sie aus: „An wen du denkst, daß du mein nicht achtest, der soll deiner nicht gedenken, wie der Trunkene sein eigenes Wort vergißt.“ Sakuntalas Freundin wirft sich dem Weisen zu Füßen und bittet um Gnade. Widerrufen kann der Fluch nicht werden, aber er soll sich lösen, wenn der König den Ring, den er scheidend der Gattin an den Finger gesteckt, wiedersieht. Sakuntala selbst ahnt von all dem nichts. Der erwartete Bote bleibt aus; so wird sie, geleitet von Einsiedlern, zum königlichen Gatten gehen. Sie nimmt rührenden Abschied vom geliebten Walde, von ihrer Schwester, der Waldmondscheinblume, ihrem Pflegekind, der jungen Gazelle. Wie sie vor den König tritt, erkennt er sie nicht. Sie will ihm den Ring zeigen; der Ring ist verschwunden. Der König empfindet die Unschuld und Wahrhaftigkeit ihres Wesens wohl, aber die Erinnerung an sie ist aus seinem Gedächtnis gelöscht; nähme er sie zu sich, müßte er fürchten, die Sünde der Berührung eines fremden Weibes auf sich zu laden. Weinend, ihr Schicksal anklagend, streckt sie die Arme zum

Himmel. Da erscheint ein wunderbarer Lichtglanz und entrückt sie den Blicken. Wie sie verschwunden ist, wird der Ring, den sie beim heiligen Teiche verloren hatte, im Magen eines Fisches gefunden. Der König sieht ihn; die Erinnerung kehrt wieder und mit ihr Liebe, Sehnsucht, Verzweiflung über sein Vergessen. Nach Zeiten bitteren Leides vereint ihn endlich göttliche Fügung mit der Verschwundenen und dem Sohn, den sie ihm geboren hat, und der zum Weltherrscher heranwachsen wird.

Dies ist die Handlung des Sakuntaladramas. Was ist es also, das hier die Liebenden in alles Leid gestürzt? Eine Schuld Sakuntalas, welche über der Liebe die Pflicht vergessen hat? Die leise Andeutung einer solchen Schuld ist wohl da; der Dichter wiederholt eben, ohne es zu vertiefen, das alte, zu zahllosen Malen von der epischen Poesie angewandte Motiv: der zum Leiden Auserkorene hat sich eine verschwindend geringe Blöße gegeben, und der Fluch des erzürnten Weisen trifft ihn. Dieser Weise nun steht ganz außerhalb des Dramas. Er kommt — man weiß nicht, woher. Er verschwindet — man weiß nicht, wohin. Auch auf Duhshanta, den Schuldlosen und Ahnungslosen, senkt sich die Wirkung des Fluches; was er tut, ist nicht mehr sein Tun, kommt nicht aus seiner Seele. Zum Fluch tritt dann der blinde Zufall. Der Ring wird verloren und das Unglück geht seinen Gang; der Ring wird wiedergefunden und das Ende der Leiden naht. Aus unerforschlichen Höhen herabkommend flicht sich göttliches Walten tröstend und rettend in die Geschicke der Menschen ein. Aber die Menschen selbst sind erstarrt, zu Puppen geworden, die sich willenlos bewegen, wie die Fäden gezogen werden. Das anmutigste Märchen schmeichelt der Phantasie des Hörers. Ist dies aber eines jener Märchen, aus deren duftiger Hülle der tiefe Lichtglanz mächtiger Wirklichkeiten hervorblickt? Solche Märchen hat Kalidasa nie, der indische Geist nur in seltenen Augenblicken des höchsten Gelingens geschaffen[1]. —

Die Versuche indischer Theoretiker, die formlose, zur Verwirrtheit neigende dramatische Handlung auf feste Schemata zurückzuführen, sind mehr wohlgemeint als erfolgreich. Sie stellen eine Lehre von den fünf „Gelenken" der Handlung auf: ihre Namen lassen sich etwa wiedergeben als Anfang, zweiter Anfang, Keimen, Zögern, Ausgang. Zu jedem dieser „Gelenke" gehört eine Reihe von „Gelenkteilen" — im ganzen zählt man deren 64 —: untergeordnetere Figuren oder Motive, welche die Bewegung des „Gelenkes" unterstützen, präzisieren, ausschmücken. Die ganze recht willkürliche und eigensinnige Theorie hat es doch mehr mit Äußerlichkeiten zu tun als mit wirklich in das Wesen der Sache dringender Erkenntnis über den Bau der Handlung. Die Dichter pflegen vor solchen Vorschriften der Dramaturgie ihre Verbeugung zu machen, im Grunde aber in bezug auf die Anlage der Handlung ihre eigenen kapriziösen

---

[1]) Es darf daran erinnert werden, daß Fragen über den Bau der „Sakuntala", wie sie hier berührt wurden, schon vor einem Jahrhundert Herder sehr ernstlich beschäftigt haben („Über ein morgenländisches Drama. Einige Briefe"). Wie er das Drama „im indischen, nicht europäischen Geist" zu lesen sucht, wird man bewundern und sich dessen erfreuen, auch wenn man entschiedener als er bestrebt sein möchte, mit der Kunst des Lesens im indischen Geist das Bewußtsein von den Schranken jenes Geistes zu verbinden. Vortrefflich sind die Bemerkungen Kleins (Geschichte des Dramas) über Herders Schrift.

Wege zu gehen oder auch den breitgetretenen Wegen ihrer Vorgänger nachzuwandeln.

In einem Hauptpunkt aber stehen Theorie und Praxis in vollkommenem Einklang: das Stück muß unter allen Umständen glücklich enden. Zuversichtlicher Optimismus ist ein sehr wesentlicher Charakterzug der dramatischen Handlung. Ein Trauerspiel gibt es nicht; man weiß ja nichts vom Sichausweiten der Seele im Sturmwind des Tragischen. Die wechselvoll schillernde Handlung zeigt neben hellen Farben auch dunkle; dauernder Sieg kann dem düsteren Ernst nie zu teil werden. Wenn das „Tonwägelchen" mit der Betrachtung schließt, daß das Schicksal die Menschen erhebt und sinken läßt wie das Brunnenrad die Eimer, so liegt in Wirklichkeit doch über diesem Drama und dem indischen Drama überhaupt ein viel rosigeres Licht. Ernstlich schlecht geht es nur den Bösewichtern. Die Guten und Edlen gelangen schließlich zum Ziel aller ihrer Wünsche. Die vom Schicksal Getrennten werden vereinigt. Nicht nur entpuppt sich die wunderschöne Haremsdienerin, die der König liebt, als Prinzessin, sondern um die Freude vollzumachen, schickt auch ein General eine Siegesbotschaft: ein gefährlicher Krieg hatte zwar mit der Handlung des Stückes in keinerlei Zusammenhang gestanden, ist aber dafür um so glänzender beendet. Der fälschlich beschuldigte tugendhafte Brahmane wird als unschuldig erkannt, und obendrein wird der schönen und edlen Hetäre, welche er liebt, von dem gerade im rechten Augenblick zur Gewalt gelangenden neuen König der Charakter einer ehrlichen Frau verliehen. Auch die Nebenpersonen, wenn sie sich gut geführt haben, werden beglückt. Der Bettelmönch, für den sich schwer etwas tun läßt, da der Anblick aller Schicksalswandlungen ihn nur in der Neigung zum geistlichen Stande bestärkt hat, wird wenigstens zum Vorsteher aller Klöster im Reich ernannt. Kurz, überall herrscht eitel Freude und Wonne. Wohin ist der banalen Heiterkeit dieser Weltanschauung der tiefe Ernst des alten indischen Pessimismus entschwunden, jene Wertung des Lebens, wie Buddha sie lehrte, die in den Leiden von Geburt, Alter, Tod, im Vereintsein mit Unliebem und dem Getrenntsein von Liebem die Summe alles Daseins erkannte! Gewiß darf nicht vergessen werden, daß sich das Drama an andere Hörer wandte als die Predigt Buddhas. Wer sich dem Gedanken an das große Daseinsleiden hingab, dichtete keine Dramen, ging auch nicht ins Theater, sondern wurde Mönch. Aber trotzdem bleibt es doch wohl bestehen, daß in einem Zeitalter, in welchem jener Pessimismus noch eine lebendige Großmacht gewesen wäre, die Schöpfungen ernster Poeten, wie Kalidasa oder der Dichter des „Tonwägelchens" war, tiefer von ihm hätten berührt sein müssen. So vollständig, wie es in der Tat der Fall ist, hätte aller leidvolle Inhalt des Menschendaseins nicht zu einem behaglichen Unterhaltungsobjekt herabsinken können, zum Werkzeug eines gelinden Schauers, welcher sein baldiges eigenes Ende durch die vorschriftsmäßige Konstruktion der poetischen Maschinerie verbürgt weiß. Das Drama ist ein vielsagendes Zeugnis dafür, welchem Frieden und welcher Vergnüglichkeit der Sturm und Drang der alten Kämpfe, die einst den indischen Geist erschütterten, Platz gemacht hat.

VIII.

Man hat bemerkt, daß im Schauspiel gewisser Völker das Interesse an der Handlung, bei anderen das Interesse an den Charakteren voransteht. Die Inder — wenn man davon absieht, daß bei ihnen das eine wie das andere schließlich von der Lust am Sichausbreiten von Stimmungen und am Reichtum der poetischen Ausschmückung überwogen wird — müssen offenbar der ersten jener beiden Gruppen zugezählt werden. Für ihre Dramatiker ist die Zusammenfügung verwickelter, rührender Begebenheiten, schwerer Bedrängnisse und glänzender Errettungen die dringendere Sorge; in der Zeichnung der Menschenseele, ihres ruhenden Daseins wie ihrer Bewegung im Affekt, lassen sie sich, wenig geschickt zu feinerer Beobachtung und leicht zum Glauben an Formeln bereit, meist an der Wiederholung konventioneller Züge, der ein für allemal von der Poetik vorgeschriebenen Äußerlichkeiten genügen. Über die primitive Psychologie der alten buddhistischen Erzähler, die wir früher geschildert haben[1]), ist man hier in der Tat, im ganzen wenigstens, nicht allzuweit hinausgekommen. Wie sollte auch bei einem Volk, das starke Individualitäten hervorzubringen selbst nicht die Kraft hat, das Drama in die Tiefen der individuellen Seele hinabzusteigen wissen? Und wie konnte die Gewöhnung der Dramatiker daran, dem Zufall oder übernatürlichen Mächten die Herrschaft über die Ereignisse anzuvertrauen, den Gedanken zur Reife kommen lassen, daß die Handlung der Charaktere und ihres Innenlebens bedarf, aus ihnen entspringt, mit ihnen durch die Klammer strenger Notwendigkeit verbunden ist? Charaktere und Handlung werden hier voneinander isoliert und dadurch die ohnehin ernstlich genug gefährdete Kraft der Charakterzeichnung noch weiter beeinträchtigt. Insonderheit da, wo die Dichtung sich in den Höhen idealen Heldentums und reiner Tugendlichkeit bewegt, pflegt die allein aus sich selbst und aus dem theoretischen Formelschatz schöpfende Phantasie vielmehr Luftgebilde als wirkliche Gestalten hervorzubringen. Nicht ganz das Gleiche allerdings gilt dort, wo das Drama zur Alltagswelt herabsteigt. Hier drängt die Wirklichkeit den Poeten schließlich doch ihre Modelle auf, und so gelingt ihnen hier in der Tat, wenn auch nur selten ein wahrhaft tiefes Charakterbild, doch manche flott gezeichnete Figur, oft Karikatur, in welcher die Lustigkeit und Gemeinheit, Verschlagenheit und Dummheit, wie sie in den Hauptstädten und an den Höfen Indiens ihr Wesen treiben, treu und ergötzlich verewigt sind.

Für den Charakter des dramatischen Haupthelden verfügt man über wenige, bestimmte Typen. Die Lehrbücher der Poetik geben ihre Liste. Unabänderlich jung, schön, vornehm, redegewandt, freigebig und mit einer langen Reihe ähnlicher, von jenen Texten sorgfältig aufgezählter Tugenden geschmückt, ist der Held in der technischen Sprache entweder „fest und erhaben“ oder „fest und hochfahrend“, oder „fest und guter Dinge“, oder „fest und voll Ruhe“.

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1900, Bd. CV, S. 409 ff.

Der Held aller Helden, welchen die Dichter so oft in die Mitte ihrer Schauspiele gestellt haben, Rama, gehört zur ersten dieser vier Klassen; er ist „fest und erhaben". Keine Vollkommenheit, die er nicht besitzt; keine Heldentat, die er nicht vollbringt; kein Dunkel, durch das er nicht den rechten Weg findet. Er ist „jeglichen Trostes, jeglicher Liebe, jeglicher Frömmigkeit einziger großer Halt, alles edlen Wesens fleischgewordene Vollendung" (Bhavabhuti). Man sieht: das ist nicht mehr Charakterzeichnung, sondern Aufstellung eines Tugendspiegels.

An der wenig wichtigen Kategorie der „festen und hochfahrenden" Helden gehen wir vorüber; für den Typus „fest und guter Dinge" gibt das höfische Leben Vorbilder her, nach denen die Dichter Lustspielhelden zwar von etwas trivialem Schlag, aber doch nicht von der absoluten Blutleere Ramas schaffen. „Fest und guter Dinge" — nach unseren Maßstäben vielleicht mehr guter Dinge als fest — sind die königlichen Liebhaber in der früher beschriebenen Hof- und Haremskomödie. Sie wissen jeden Lebensgenuß zu schätzen, sind warme Freunde der schönen Künste, insonderheit des Balletts, sind verliebt, sobald sie eine neue Schönheit erspäht haben, deren

Volle Hüften, schlanke Taille, üpp'gen Busen, Äuglein lang

sie als Kenner zu schätzen wissen, und lassen sich im übrigen von Regierungssorgen wenig anfechten; dafür sind Freunde und Minister da.

Für das bürgerliche Schauspiel wird dieser Typus des Helden von der Dramaturgie nicht zugelassen; so munter darf nur ein König sein. Den Brahmanen, Kaufherren und dergl. kommt die „feste und ruhevolle" Seele zu. Dieses Charakters schönstes Meisterstück besitzt die indische Bühne im Helden des „Tonwägelchens". Der Kaufmann Tscharudatta, einst der Reichste der Reichen, jetzt durch seine Freigebigkeit verarmt, geht mit vornehmem Gleichmut durchs Leben. Wenn ein Schatten von Melancholie auf ihm liegt, so ist es nicht der Verlust der Schätze, der ihm wehtut, sondern daß er sieht, wie mit dem Reichtum auch die Freunde hingeschwunden sind. Niedertracht bringt falsche Anklage und ungerechte Verurteilung über ihn. Schon wird er zum Tode geführt. Als Dulder hält er allem still; nur daß sein Name durch die schimpfliche Beschuldigung befleckt ist, schmerzt ihn. Wie alles plötzlich sich zum Guten wendet und das freundlichste Glück sich ihm bietet, nimmt er mit leise-fröhlicher Gelassenheit das Unerwartete hin. Eine der edelsten Gestalten des indischen Dramas, wohl würdig, dem königlichen Kaufmann Shakespeares verglichen zu werden. Aber fehlt nicht doch auch Tscharudatta ein letztes Etwas zum vollen, atmenden Leben? Bleibt nicht eine gewisse Blässe und Starrheit übrig, die den Betrachter, wenn auch vielleicht nur in einzelnen Momenten, glauben läßt, keinen Menschen von Fleisch und Blut vor Augen zu sehen, sondern das wandelnde Ideal der „festen und ruhevollen" Seele?

An der Seite solcher Helden steht ein Geschlecht von Frauen, welche diese Poesie, selbst in ihrem innersten Wesen weiblich, mit allem Duft holdester Lieblichkeit umwoben hat. Man meint zu empfinden, wie das eigene Herz der Dichter von ihnen gefangen genommen ist, von diesen zartesten Seelen,

die in zartesten Körpern wohnen. Bald sind es tiefere, innerlichere Züge, mit welchen ihr Zauber gemalt wird, so bei Sakuntala, der Nymphentochter, deren Unschuld und Jugend der stille, heilige Frieden der Waldeinsiedelei umgibt. Bald bleibt die Dichtung mehr auf der Außenseite, wie bei Malavika, der Prinzessin, die Kalidasa aus dem Inkognito des schönen, kunstbegabten Hoffräuleins sich entpuppen läßt. Meist waltet rührende, keines Gedankens an eigenes Handeln fähige Jungfräulichkeit; zuweilen fehlt nicht ein Zug selbständiger Kraft, wie bei der welterfahrenen Vasantasena. Im Grunde aber sind sie alle einander schwesterlich ähnlich, diese Frauen, ganz und gar hingegeben an ihre Liebe, von ihr durchleuchtet, krank vor Sehnsucht, solange die Geschicke ihrer Neigung abhold sind, den Tod herbeiwünschend, wenn die Hoffnung zu schwinden scheint, sich dem Geliebten in schweigend-demütiger Seligkeit entgegenneigend, wenn er die Arme nach ihnen ausbreitet, in Herzeleid sich verzehrend, wenn er mit schicksalsumnachtetem Geist sie von sich stößt: aber immer, ob blühend, ob hinwelkend, von derselben blumengleichen Anmut.

Dem Helden, der Heldin widmen kluge, hingebende Freunde und Freundinnen ihre Dienste. Bald hält der Minister, der alles Versteckspiel des Schicksals durchschaut, die Fäden in sicherer Hand; bald weiß die alte, brave, vielerfahrene Buddhapriesterin mit unerschöpflicher Güte und Geschicklichkeit die Liebenden durch alle Gefahren hindurchzusteuern. Die Gegner andrerseits, die Hindernden, die Bösewichter werden meist recht flüchtig behandelt. Das Prachtstück unter ihnen gehört wieder dem „Tonwägelchen" an: der Bruder einer königlichen Favorite, ein gemeiner, roher und feiger Parvenu vom reinsten Wasser. Über diese niedere Sphäre die Bösen zur Höhe des Dämonischen — eines Richard III., eines Jago — zu erheben hat man nicht versucht und hätte man nicht verstanden; die Freiheit und Genialität der Weltbetrachtung, der allein solche Behandlung des Bösen möglich gewesen wäre, konnte auf dem Boden Indiens nicht erwachsen.

Das Heer der Nebenpersonen, die der Charakterzeichnung kaum ernstliche Aufgaben stellen, und für die meist ein Strich genügen muß, läßt sich natürlich nicht aufzählen. Da ist der ehrwürdige, weltentrückte Einsiedler und der schimpfende Polizist, das Kind mit seinem Spielzeug, der unglückliche Spieler, der in sich geht und Bettelmönch wird, anmutig-zarte Wald- und Flußnymphen, die sich der traurigen Menschen mit liebreicher Sorgfalt annehmen. Von größerer Bedeutung aber sind zwei stehende Figuren, an denen wir hier nicht vorübergehen dürfen: der Vita und der Vidushaka.

Den Vita[1]) beschreiben die Theoretiker als einen Mann, der sich in den Kreisen der Lebewelt bewegt, ohne selbst Viveur zu sein; der letztere Zug weniger auf der Strenge seiner Grundsätze als auf der Ruiniertheit seiner Finanzen beruhend. Er ist geschickter Redner, Schöngeist, ja Poet, entfaltet in Welt und Halbwelt die gleiche Gewandtheit, und indem er sich glücklicher

---

[1]) Nicht vollkommen treffend figuriert der Vita in Fritzes Übersetzung des „Tonwägelchens" als „Höfling". Auch S. Lévis „bel esprit" drückt nur eine Seite des Begriffes aus. Will man für die indische Wesenheit eine europäische Bezeichnung nicht entbehren, dürfte „Parasit" immer noch das beste Wort sein.

situierten Gönnern sowie schönen Gönnerinnen nützlich und angenehm macht, fristet er durch solche Talente schlecht und recht sein Leben. Ist nun, wie man danach erwarten wird, für das Drama der Vita mit dem Makel der Verächtlichkeit behaftet? Keineswegs. Im „Tonwägelchen" tritt ein sehr sorgfältig gezeichneter Vita auf; entschieden ist es nicht des Dichters Absicht, ihn in jenes Licht zu setzen. Er ist Gefolgsmann bald Vasantasenas, der tugendlichen Hetäre, bald jenes vorher erwähnten grotesken Königsschwagers; aber er verspottet nicht nur diesen rohen Gesellen bei jeder Gelegenheit, sondern er zeigt gegen sein wüstes Treiben den aufrichtigen Widerwillen des anständigen Mannes; er tritt ihm mit entrüstetem Tadel, mit geschickter Gegenaktion, ja schließlich mit offenen Tätlichkeiten entgegen. Wegwerfende Worte über den edlen Tscharudatta duldet er nicht; warm und fein rühmt er vor dem gemeinen Hörer, bei dem er dadurch nichts zu gewinnen hoffen darf, den vornehmen Sinn des seltenen Mannes, der arm geworden ist, wie der wasserreiche Teich versiegt, weil er in heißer Zeit Durstenden Erquickung gebracht hat. Im Leben wie im Drama hat es ja geistreiche Parasiten, elegante Maîtres de plaisir, geschickte Gelegenheitsmacher zu vielen Zeiten und an vielen Orten gegeben, aber eine Gestalt zu schaffen, die das alles ist und obendrein — wenigstens nach den landesüblichen Maßstäben — Gentleman, war allein den Jongleurkünsten des indischen Lebens und Dramas vorbehalten.

Der Wirklichkeit hat dies Drama auch die derbe, mit handfester Komik ausstaffierte Figur des Vidushaka [1]), der lustigen Person, entnommen. In die Welt der blumenreichen Redepracht, der ätherischen Empfindungen, der Lotosdüfte poltert hier die alte volksmäßige Spaßhaftigkeit des Hanswurstes herein und vollführt inmitten aller pomphaften und rührenden Aktionen sehr ungeniert ihre Clownsprünge. Der Vidushaka soll, so schreibt die Theorie vor, durch die dreifache Komik der Gestalt, des Kostüms und der Rede wirken. Er ist ein buckliger, kahlköpfiger Zwerg von stolperigem Gang. Zwar ist er Brahmane — diesen Zug hat der boshafte Humor sich nicht entgehen lassen — aber er spricht doch kein Sanskrit, sondern den bequemen Volksdialekt. Trotz seiner Tölpelhaftigkeit ist er Genosse und Freund des Königs oder sonstigen Helden und dessen Vertrauter in seinen Herzensangelegenheiten. Aber der Zartheit jener Empfindungen steht er als unerbittlicher Realist gegenüber, der von Idealen nur die der Küche gelten läßt. Wenn er übrigens viel zu tadeln und zu klagen findet, ist das begreiflich, denn auf Rosen gebettet ist er durchaus nicht. König Duhshanta ist auf der Jagd in die Einsiedelei gekommen und hat dort die schöne Sakuntala gesehen; man höre, was dabei der arme Vidushaka auszustehen hat.

Der Vidushaka (seufzend). Ach, die vermaledeite Bescherung! Ich bin mehr tot als lebendig! Dieser König mit seinem Gejage! Von der Freundschaft mit dem habe ich nächstens genug! „Hei, ein Rehbock! Hei, ein Keiler!" — mitten im Sommer, zur heißen Mittagszeit, wenn die Schatten so klein wie möglich sind, muß man herumpürschen. Aus den schmutzigen, warmen, bittern Gebirgsbächen muß man trinken, in denen Haufen von Blättern schwimmen. Wann wird je die Essenszeit eingehalten? Schließlich gibt es dann ein Stück Fleisch, das sich

[1]) Die Wortbedeutung scheint zu sein „Schimpfredner".

nicht genießen läßt, so brennend heiß ist es. Und Nachts vollführen die Pferde, die Elefanten einen Lärm, daß kein Mensch an Schlafen denken kann. Dann wecken einen vor Tage diese verdammten Kerle von Vogeljägern mit ihrem betäubenden Gebrüll, wenn sie in den Wald ziehen. Und als ob damit das Unglück zu Ende wäre! Aber auf die Beule hat sich eine neue Beule gesetzt. Als er hinter dem Reh her uns allen davongefahren ist, gerät der liebe Herr in eine fromme Einsiedelei, und da muß unser böses Geschick ihm so ein Einsiedlermädchen über den Weg führen, Sakuntala heißt sie: seit er die gesehen hat, ist nicht mehr die Rede davon, daß man zur Stadt zurückfahren könnte. Die ganze Nacht bis zum hellen Morgen hab ich kein Auge zugetan, so mußte ich an die Geschichte denken.

Natürlich erhebt sich die Komik des Vidushaka von Reden auch zu Tätlichkeiten, zum practical joke, genauer gesagt zur passiven Rolle dabei. Aber nicht immer ist diese Figur auf dem Niveau niedriger Lächerlichkeit belassen worden. Der Dichter des „Tonwägelchens", unter den indischen Dramatikern der größte Meister in der Gestaltung edler Realität, fand im Vidushakatypus das Material, aus welchem er des Tscharudatta Freund Maitreya gebildet hat. Für gutes Essen fehlt auch diesem Maitreya das Organ nicht; dafür ist er Vidushaka. Mit Sehnsucht denkt er an die schöne Zeit zurück, wo sein Freund noch der reiche Mann war und er selbst, behaglich Süßigkeiten essend, in der Haustür saß: „Um mich herum standen hundert Kristallschälchen wie um einen Maler; da tauchte ich die Finger hier ein und dort ein und schob dann alles fort und verdaute, wie auf einem Platz ein Stier steht und wiederkäut." Als man ihm ausnahmsweise einmal die dem Brahmanen zukommenden Ehren erweisen will, bemerkt er offenherzig: „Wie sich die Eidechse ohne Füße unter den Schlangen ausnimmt, so nehme ich mich unter den Brahmanen aus." Aber unter der armseligen Figur, die er mit seinen Schwächen macht, steckt ein das Leben klar betrachtender Philosoph und obendrein ein Mensch von goldener Freundestreue. Alle haben den verarmten Tscharudatta verlassen, nur er nicht. Wie der Freund sich in melancholische Betrachtungen einspinnt, weiß er ihm auf das herzlichste und tröstlichste zuzureden. Vor Gericht findet er Worte voll entrüsteter Beredsamkeit, die Unschuld des Freundes zu beteuern. Als Tscharudatta zum Tode geführt werden soll, bietet er den Henkersknechten für ihn sich selbst: „Ich kann nicht leben ohne meinen lieben Freund!" Eine Figur wie die des Maitreya lehrt, daß dem indischen Drama doch nicht überall die Fähigkeit gefehlt hat, ganze Menschen zu bilden, Menschen, die mehr sind als eine verkörperte Eigenschaft. Aber freilich ist solches Gelingen selten, und es scheint kaum außerhalb der Sphäre denkbar, in welcher ein Beisatz niederer Eigenschaften, ein Anflug von Komik die Charaktere davor bewahrt, sich in Luft und Erhabenheit aufzulösen.

IX.

Es bleibt uns übrig, die Technik zu betrachten, mit welcher man Akte und Szenen baute, den Dialog führte.

Wie wir schon erwähnten, folgt auf das Vorspiel, in dessen Mitte der Schauspieldirektor steht, eine wechselnde Zahl von Akten — etwa vier, fünf, sieben, zehn. Der einzelne Akt soll ein in sich relativ abgeschlossenes Stück der Gesamthandlung umfassen — so verlangt es die Theorie, und wenigstens im

ganzen hat die Praxis, wie sich auch ohne viel Kunst von selbst ergab, dies Gesetz befolgt. Innerhalb des Aktes herrscht Einheit der Zeit; ein Vorgang reiht sich unmittelbar an den anderen; es gilt für unzulässig, dem Akt einen Inhalt zu geben, der die Dauer eines Tages überschreitet. Zwischen zwei Akten aber darf das Verstreichen einer Zwischenzeit angenommen werden, so daß die Handlung des ganzen Dramas sich über einen größeren Zeitraum erstrecken kann — eine Freiheit, die sich bei der Neigung der Inder, lang hingezogene epische Handlungen zu dramatisieren, nicht entbehren ließ. Über die Ereignisse, welche zwischen zwei Akten liegen, kann der Zuschauer durch ein Zwischenspiel orientiert werden; dies dient zugleich dazu, ihn mit Vorgängen bekannt zu machen, deren szenische Darstellung kein Interesse bieten oder gegen Sitte und Geschmack verstoßen würde. Jene Steigerung der Spannung, die wir im Aktschluß gewohnt sind, ist dem indischen Drama fremd.

Der Akt kann eine einzige große Szene bilden; er kann auch eine Aufeinanderfolge von Szenen enthalten[1]). Personen kommen und gehen; der Ort wechselt; ernste und komische Auftritte können einander ablösen. Die Dialogszenen bringen immer nur eine beschränkte Zahl von Personen miteinander in Berührung; größere Massen auftreten zu lassen und in Bewegung zu halten fehlt es an Mut und an Geschicklichkeit. Monologe werden nicht ungern verwandt. Die Fiktionen und Aushilfen, deren der theatralische Dialog bedarf, um das Publikum über alles Nötige zu orientieren, haben ihre festen Formen. Man kann „für sich" sprechen, nur dem Publikum, aber nicht den anderen Personen der Szenen hörbar; mehrere können untereinander von den übrigen ungehört reden: dann strecken sie gegen die, welche nichts hören sollen, die „dreifahnige Hand" aus, d. h. die Hand mit drei erhobenen Fingern, das Symbol dafür, daß jene von der Unterredung abgeschnitten sind. Auch „in die Luft" kann gesprochen werden, d. h. zu einer nicht sichtbaren Person, deren Antwort der Redende selbst dann widergibt. So im „Tonwägelchen":

Der Masseur (hinhorchend). Nun, was gibt's da? He, was sagt ihr? Vasantasenas böser Elefant läuft herum, den man den Pfostenbrecher heißt?

Hat eine Person einer anderen Dinge zu sagen, die dem Zuhörer schon bekannt sind, so wendet man, um die Wiederholung zu vermeiden, das einfachste Mittel an: der eine sagt es dem anderen ins Ohr.

Dies sind die Äußerlichkeiten der Dialogführung; das innere Wesen des Dialogs folgt mit Notwendigkeit aus dem Wesen des indischen Dramas.

Treu seiner Natur, nicht als wahres „Drama", d. h. Handlung, sondern als „Nataka", d. h. Tanzpoem, will dies Drama Stimmungen ausbreiten und ihr Bild mit dichterischem Schmuck zieren. So muß sich hier ein Dialog bilden, der ein Werkzeug eben für diese Aufgaben ist, der aber seiner Natur nach nicht darauf angelegt sein kann, Handlung in sich zu schließen oder den Kontrast aufeinander prallender Charaktere zu entwickeln.

---

[1]) Der Begriff der Szene wird zwar von den Indern nicht ausdrücklich formuliert, ist aber der Sache nach doch selbstverständlich vorhanden.

Wovon dieser Dialog nichts weiß, ist der eilende Schritt der zum Ziel, zur Tat drängenden Gedanken, alle Atemlosigkeit, Stoß und Gegenstoß im Nu aufeinander folgend. Man hat immer Zeit; man kehrt in endlosen Wiederholungen immer auf denselben Punkt zurück. Fremd ist dem Dialog auch ein solches Hervorkehren der Individualität der Redenden, daß aus ihren Worten nicht beständig dieselbe Stimme des Dichters herausgehört würde. Versuche, die einzelnen Personen in ihrer Redeweise ein Bild ihrer selbst geben zu lassen, sind nicht über schwächliche, meist konventionelle Anfänge hinaus gediehen. Das soziale und Bildungsniveau kommt freilich in gewisser Weise im Wechsel des Sanskrit und verschiedener höherer und niederer Prakrits zum Ausdruck. Die Komik des Vidushaka — man erinnere sich etwa an den Unglücklichen, der Duhshanta auf der Jagd begleiten muß —, die Schimpfereien des vulgären Straßenpublikums haben ihre eigene derbe Tonart. Aber sobald das Drama zu den erhabeneren Regionen aufsteigt, wird wie die Charaktere so auch die Rede unpersönlich. Sie ist immer gleich fein, kompliziert, geistreich, von immer derselben sentimentalen Weichheit oder demselben volltönenden Pathos. Alle Personen sind unermüdlich in Komplimenten, in den vorgeschriebenen farblosen und inhaltsleeren Äußerungen der indischen Höflichkeit. Oft neigen sie zu philosophisch angehauchter Redeweise oder zu doppelsinnigem Ausdruck, aus welchem der Kenner die Hindeutung auf Kommendes heraushört. Auch sind sie gern darauf bedacht, an bestimmten Stellen des Stückes jene bestimmten Figuren oder Ornamente anzubringen, welche das Gutdünken der dramaturgischen Gesetzgeber für den betreffenden Ort empfohlen hat (oben S. 72) — beispielsweise nahe dem Eingang des Stückes eine Äußerung von Glücksempfindung, eine Äußerung der Neugier und Überraschung; im dritten der fünf Teile, welche man unterscheidet, die Erwägung einer zweifelhaften Eventualität, aufgeregte Sprache — und so fort die langen Listen hindurch, welche die Theorie in ihrer Neigung, dem Dichter seine Bewegungen vorzuzeichnen, aufgestellt hat.

Das schwerste Hindernis aber für die Entwicklung eines wirklich dramatischen Dialogs liegt darin, daß, wie schon früher berührt worden ist, die Prosa beständig mit Versen wechselt; nicht mit fortlaufenden Abschnitten in poetischer Form, sondern mit einzelnen Strophen oder hier und da mit Reihen aufeinander folgender Strophen, von denen jede, in ihren eigenen Rahmen gefaßt, ein Ganzes für sich bildet. Daß es der dramatischen Dichtung — vielleicht infolge ihres engen Bündnisses mit Musik und Tanz — nicht wie der Epik des Mahabharata gelungen ist, die alte unbehilfliche Mischung von Prosa und Poesie[1]) zu überwinden, war in der Tat verhängnisvoll. Wie kann die Szene frei vorwärts schreiten, wenn fortwährend die Bewegung unterbrochen wird, um für selbständige kleine Poeme Raum zu schaffen?[2]).

---

[1]) Wir erinnern hier an das, was über das ältere Erscheinen dieses Gemisches gesagt worden ist: oben 1899, Bd. CI, S. 332 f.; 1900, Bd. CV, S. 412 f.; 1901, Bd. CIX, S. 368.

[2]) Moderne Übersetzungen haben vielfach die Unebenheit beseitigt und durchgehend den uns geläufigen Jambenvers durchgeführt. Die Form mag dadurch an Schönheit gewinnen; ihre Echtheit geht durchaus verloren.

Man halte diese Szenen neben die der griechischen Tragödie: dieselbe Verschiedenheit wie zwischen den Bauwerken Indiens, die von oben bis unten mit plastischem Schmuck bedeckt sind, und den griechischen Tempeln, welche diesen Schmuck auf wenige, feste Stellen beschränken, um im übrigen allein die großen, nackten Linien der architektonischen Struktur mit ihrer vollen Wucht wirken zu lassen. Die Verse des indischen Dramas ergießen beständig das Spiel von tausend bunten Lichtern um die Handlung. Bewegt sich der Held inmitten großartiger oder schöner Natur, wie könnte man dem widerstehen, über deren Schilderung für eine Weile alles andere zu vergessen? Müssen nicht die Tiefen des Bergwaldes, welche Rama durchwandert, mit ihrer unergründlichen, schweigenden Einsamkeit und dem waldverlorenen Sichregen alles Getiers in einem Wortdickicht von Strophen gefeiert werden, deren gleichen nur Bhavabhutis grandiose Phantasie ersinnen kann? Hier heben sich aus dem Prosadialog Sentenzen über Tugend und Lebensglück heraus. Dort wird das anmutige Gebahren einer Schönen gefeiert. Oder der Stundenansager meldet die Tageszeit: zum Untergang sinkt der Herrscher der Pflanzen, der Mond, während drüben, vom Morgenrot angekündigt, die Sonne emporsteigt. Oft bildet die Prosa nur den Faden, an welchem solche poetische Perlen aufgezogen sind. Kein Zweifel, daß Dichter und Publikum vielmehr in diesen als in jener das sehen, worin sich die Seele des Werkes am vollsten offenbart. Über der Freude aber an solchem Auffliegen zu lyrischen Höhen bemerkt man nicht, daß das eigene Leben, welches diese kleinen Kunstwerke im Kunstwerk entfalten, das Leben des Ganzen, dem sie angehören, schwächt, die Wirkung der diesem innewohnenden Kräfte in falsche Richtungen drängt.

Doch man vergesse für einen Augenblick dies Ganze und vertiefe sich in die einzelne Situation. Welche Fülle von Anmut, von glänzenden, schillernden Farben, von verschwenderischem Pomp! Wie weiß man mit der Pracht kühner, himmelhoch übereinander getürmter Bilder die Phantasie zu berauschen! Wie dem leisen Hin- und Herwogen zartester Empfindung Worte voll Wohllaut zu leihen!

Der Gewitterabend im „Tonwägelchen": im Blitzesschein, unter dem Aufruhr der Elemente, umtönt von den Liebesschreien der Pfauen, schreitet Vasantasena, das wundervolle Weib, dem Hause des Geliebten zu.

Vasantasena (zu ihrem Begleiter)[1]:

> Die zorn'ge Nebenbuhlerin
> Hemmt mir den Pfad, die Nacht.
> Donnernd und wieder donnernd zu mir spricht sie:
> Törin, wohin der Weg?
> Wenn sich an meines wolkenschweren Busens Prangen
> Der Liebste freut, was geht's dich an?

Der Begleiter. Wohl, Herrin, so antworte du der Nacht und schilt sie.

Vasantasena. Was hilft es, Freund, sie zu schelten? Sie ist ein Weib und so hat sie törichten Sinn. Aber bedenke, Freund:

> Mag die Wolke den Blitz senden, Regengüsse und Donnerschall,
> Ob kalt der Tag, ob heiß, fragt nicht das Weib, das dem Geliebten naht.

[1]) Wir übersetzen nur einen Teil der Reden. Der Begleiter ist der oben (S. 76) besprochene „Vita".

Der Begleiter. Vasantasena, sieh, sieh, diese andre Wolke —
Sturmbeschwingt in raschem Drang mit des Regens Pfeilen,
Mit des Donners Paukenton, heller Blitzesfahne
Greift den Mond sie an und raubt seiner Strahlen Fülle,
Wie des schwachen Feindes Stadt mächt'ger Sieger plündert.

Vasantasena. So ist es, Lieber. Schau hin:
Es schwand der Sterne Leuchten wie der Dank
Für Wohltat, die man schlechtem Mann erwies.
Glanzlos liegt Nord und Süd und Ost und West,
Gleich Frauen, die vom Liebsten sind getrennt.
Sieh, ist es nicht, als hätte durch und durch
Des Götterkönigs flammendes Geschoß
Das Himmelszelt durchglüht, daß es zerschmelzend
Zum Erdreich sich ergießt in Tropfenmeeren?

Der Begleiter. Herrin, klage nicht darüber. Ist doch der Blitz dir dienstbar:
Wie auf des Götterelefanten Brust die schwanke Goldschnur,
Wie weißes Banner aufgepflanzt auf höchstem Bergesgipfel,
Erhellt er, in des Himmelsherrn Palast als Fackel leuchtend,
Dir durch die Nacht den dunkeln Weg zu des Geliebten Hause.

Vasantasena. Lieber, hier ist das Haus.

Der Begleiter. In jeglicher Kunst bist du erfahren und bedarfst des Rats nicht. Aber doch heißt Freundschaft mich reden. Bist du in dies Haus eingetreten, hüte dich vor allzu starkem Zürnen —
Denn wo Zorn ist, wo gäb's da Liebe? Doch wo gäb's Liebe ohne Zorn?
Zürn und mache den Liebsten zürnen. Verzeih und laß auch ihn verzeihn.
Doch genug davon! He, ihr Leute, meldet dem edlen Tscharudatta:
In blütenduftdurchhauchter, wolkenprangender Stunde
Naht deinem Haus die Schönste, liebend, fröhlichen Herzens,
Mit regentriefenden Locken.
Erschreckt vom Wettertoben, deinen Anblick ersehnend,
Vom feuchten Schlamm sich rein'gend, der an dem Fußreif haftet,
Steht sie vor deiner Tür.

Wie flutet in diesen Reden der Strom mächtiger Bilder! Wie leuchtet, den Blitzen des Tropengewitters ähnlich, Vergleich über Vergleich immer funkelnder, immer siegreicher auf! Himmel und Finsternis, Wolken und Blitze sind belebt. Der nächtliche Sturm vermischt sich dem Atem der Leidenschaft. Alle Kräfte des Universums verherrlichen mit ihrem Toben den Weg der Liebe, den das Weib in seiner stolzen Schönheit wandelt.

Eine andere Szene, gleich der vorigen von Liebe und Sehnsucht durchweht, aber wie verschieden von jener. Sie gehört dem Schauspiel Bhavabhutis von Sitas Verstoßung und Wiederkehr an. Rama, kaum nach unermeßlichen Leiden mit der geraubten Gattin, der treuesten ohnegleichen, wieder vereinigt, hat seinem Volk, welches ungerecht an ihrer Reinheit zweifelt, das übermenschliche Opfer bringen müssen, sie von sich zu stoßen. Die Gangesgöttin hat sich ihrer erbarmt und sie menschlichen Blicken entrückt; die beiden Söhne, denen sie das Leben gab, hat die Göttin der Obhut des besten Pflegers in heiliger Waldeinsiedelei anvertraut. Lange Jahre sind darüber hingegangen; mit gramverzehrtem Herzen hat Rama seines königlichen Amtes gewaltet. Jetzt führt ihn sein Weg in jene Wälder, in welchen er einst mit Sita selige Zeiten verlebt hat. Die Erinnerungen wecken ihm überwältigenden Schmerz.

Da bereitet die Göttin Ganga ihm geheimnisvolle Linderung. Sie fügt es, daß Sita, wenn auch unsichtbar, ihm nahen darf, durch den Zauber ihrer Gegenwart Trost in seine Seele zu ergießen. Aus den Fluten der Godavari steigt die Entschwundene zur Menschenwelt empor:

Lieblichen Angesichts, ob auch Blässe die Wangen,
Die abgehärmten,
Und Verwirrung des Haares Pracht umfängt,
Des Leidens leibhaftes Bild, erfüllt von den Schmerzen
Getrennter Liebe:
So geht Dschanakas Tochter ein in den Wald.

Von einer Flußnymphe begleitet, tritt sie zu Rama, ungesehen von ihm und von seiner Begleiterin, einer Waldgöttin, einst der Freundin Sitas, als sie noch diese Wälder bewohnte. Rama bricht unter den Qualen der Erinnerung zusammen.

Rama. Grausame Tochter Dschanakas! Wohin ich blicke, glaube ich dich zu sehen. Du aber erbarmst dich meiner nicht.

Wehe, Herrin, mein Herze bricht; kraftlos sink' ich zu Boden.
Leer, ach, ist mir das weite All; flammende Glut verzehrt mich.
Abgrund finsterer Nacht umfängt mir die verwaiste Seele.
Schon entschwinden die Sinne mir. Wie soll ich Armer enden?
(Er wird ohnmächtig.)

Sita (unsichtbar). O Kummer, o Kummer! Ohnmacht hat ihn erfaßt, den Edeln!

Die Waldgöttin. König, komm zu dir, komm zu dir!

Sita. Wehe, du Edler! Um mich Arme versinkst du, der du aller Kreaturen Heil in dir trägst, immer wieder und wieder in dies tödliche, schreckensreiche Leid. Wehe, mein Leben schwindet. (Sie wird ohnmächtig.)

Die Flußnymphe. Liebe, komm zu dir, komm zu dir! Laß deiner Hand Berührung Rama den Hohen dem Leben wiedergeben.

Die Waldgöttin. Wie, kommt er noch nicht wieder zu sich? O Sita, du liebe Freundin, wo bist du? Ruf ihn zum Bewußtsein zurück, den Herrn deines Lebens. (Sita, heftig bewegt, naht ihm und berührt ihn an Herz und Stirn.)

Die Waldgöttin. O Glück! Rama ist wieder erwacht.

Rama. Welch ambrosischer Duft durchströmt mir plötzlich
Innen, außen den Leib und alle Glieder?
Wes Berührung gibt mir das Leben wieder,
Bringt mir selige Lust, bringt mir Betörung?
(Wonnevoll die Augen schließend.) Freundin Waldnymphe! Welches Glück!

Die Waldgöttin. Was ist geschehen, mein König?

Rama. Was anders, Freundin, als daß Dschanakas Tochter mir genaht ist?

Die Waldgöttin. O, wo ist sie, Rama, hoher König?

Rama (die Wonne der Berührung durch Gebärden ausdrückend). Sieh, steht sie denn nicht vor mir?

Die Waldgöttin. Ach, quält mich Arme der Schmerz um die geliebte Freundin noch nicht genug, daß du mit so herzzerreißenden, grausamen Wahnreden meine Qual noch mehren mußt?

Sita. Ich sollte weggehen. Aber des Edlen Berührung ergießt in mich durch treuer Liebe Kraft freundliche Kühlung. Im Nu besänftigt sie das alte, schwere Leid. So fesselt sie mit unbezwingbarer Gewalt meine Hand, die schweißbedeckt, gelähmt, ohnmächtig zittert.

Rama (zur Waldgöttin). Freundin, das sind nicht Wahnreden.

Die Hand, die bei der Vermählung Fest ich erfaßte, die geschmückte,
Die so oft mich beseligt mit lieblicher, ambrosisch linder Berührung —

Sita. Ach, deine Liebe, du Edler, ist ja noch die alte!

Rama.

Die gleich leisem Wehen kühlen Schnees mir erfrischt die Stirn, die heiße,
Die jasmingleich knospenzarte Hand, die teure, ich hab sie ergriffen!

(Es ist ihm gelungen, ihre Hand zu fassen.)

Sita. Ach, ich vergesse mich! Seine Berührung verwirrt mein Herz.

Rama (zur Waldgöttin). Freundin, die Wonne macht mir die Sinne schwinden. Ich bin mein selbst nicht Herr vor Erregung. Halte du sie fest!

Die Waldgöttin. Ach, das ist Wahnsinn! (Sita, in höchster Bewegung, reißt ihre Hand los und zieht sich von ihm zurück.)

Rama. O Jammer, ich habe sie mir entschwinden lassen!

Ihrer Hand Blume zart — ach, sie ist meiner Hand, kraftlos der kraftlosen,
Zitternd der bebenden, glühend der glühenden jählings entsunken.

Sita. O Jammer! O Jammer! Bald irrt sein wirrer Blick unstet umher, bald ist er erstarrt. Noch immer kann er sich nicht fassen.

Die Flußnymphe (Sita aufmerksam mit liebevollem Lächeln betrachtend).

Erschauernd zittert unter der Berührung
Des liebsten Manns die Teure, Schweiß bedeckt sie,
Wie des Kadambabaumes Blütenzweige
Vom Regenguß beströmt im Sturme schwanken.

Sita (für sich). Fürwahr, ich muß mich vor der göttlichen Flußnymphe schämen, daß ich mich nicht beherrschen kann. Was wird sie davon denken, daß an ihm, der mich verlassen hat, so mein Herz hängt!

Rama (nach allen Seiten blickend). Ach, wie konntest du mir entschwinden? Hast du denn kein Erbarmen mit mir?

Sita. Ja, wirklich, ich bin erbarmungslos, daß ich es trage, zu leben, wenn ich dich so leiden sehe. —

Wir brechen hier ab. Die Längen und Wiederholungen, von denen jedes indische Drama Szene für Szene voll ist, werden schon in dem von uns ausgehobenen Stück fühlbar, und würden es noch viel mehr werden, dürften wir den ganzen Auftritt geben. Aber wie verschwinden solche Schwächen vor der Innigkeit, der rührenden Schönheit dieser Poesie! Vom Geheimnis jenseitiger Geisterwelt durchhaucht, in zarter Mitte zwischen Traum und Wirklichkeit schwebt die Szene, gewebt aus Liebe, Leiden, zauberhaftem Trost. Sie ist würdig, den Weg zu der Schlußszene desselben Dramas zu bereiten, die dem Leiden Ramas und Sitas das gottgeschaffene Ende bringt. Ein Schauspiel im Schauspiel baut sich auf; mehr als einmal haben indische Dramen dies Motiv des Hamlet vorweggenommen. In der Waldeinsiedelei am Ganges erhebt sich die Bühne, auf welcher Nymphen dem zuschauenden Rama seine eigene und Sitas Geschichte vor Augen stellen, ihm offenbaren, wie über der Verstoßenen göttliche Huld gewaltet hat, wie die Zwillingsknaben, die sie geboren, von Gottheiten und Weisen großen Geschicken entgegengeleitet werden. Und als am Ende des Stückes die Sita des Schauspiels verschwindet und Rama in altem, neuem Schmerz zu Boden sinkt, rauschen die Gangeswellen auf; geleitet von schützenden Göttinnen entsteigt ihnen die wahre Sita, um zu unaussprechlicher Seligkeit sich dem Gatten zu vereinen.

X.

Bhavabhutis Hingang machte, scheint es, der Blüte des indischen Dramas ein Ende, und so unsicher die uns erreichbaren Zeitbestimmungen teilweise sind, läßt sich doch annehmen, daß die Blüte der Kunstpoesie überhaupt die des Dramas kaum lange überdauert hat. Die Steigerung aller Künsteleien der Form zu immer extravaganterer Überladung hielt gleichen Schritt mit dem raschen, hoffnungslosen Verarmen des inneren Gehalts. In einem Augenblick spurlos ins Nichts versinken konnten die großen Traditionen einer Kunst, wie der Kalidasas und Bhavabhutis, selbstverständlich nicht; es war nicht anders denkbar, als daß sich aus der allgemeinen Zerrüttung noch durch Jahrhunderte hier und dort Dichter und Dichtungen heraushoben, in denen sich etwas von dem alten Leben unerloschen bewahrte. Solchen Nachklängen der vergangenen Zeit darf vielleicht das schöne Drama „Des Ministers Siegel" mit seiner vornehmen Charakterzeichnung und seinem höchst kunstvollen Intriguenbau zugerechnet werden[1]). Auch das seltsame philosophische Schauspiel „Der Mondaufgang der Erkenntnis" (wohl 11. Jahrhundert n. Chr.) verdient hier Erwähnung: der an sich, gelinde ausgedrückt, verkehrte Versuch, das Thema der Vereinigung von Philosophie und Vishnuglauben in das Prokrustesbett eines allegorischen Dramas zu zwängen, in welchem der edle König Verstand den König Irrtum glänzend überwindet und sich mit Frau Offenbarung zu glücklichem Ehebunde vereinigt. So flach und abgeschmackt aber — wie das bei solchem Mißverhältnis von Stoff und Form nicht anders denkbar ist — die eigentliche philosophisch-religiöse Aktion ausfällt, so lustig, wenn auch stellenweise mehr als derb, ist der Humor, mit dem verschiedene Typen geistlicher Herren und Damen gezeichnet werden: der Buddhist, bei welchem selige Worte von weltentnommener Freiheit mit noch seligeren Gedanken an gefällige Kaufmannsfrauen, vorzügliche Mahlzeiten und Orgien in heller Mondnacht abwechseln — der astrologisierende Dschainamönch, der wilde, aus Schädeln essende shivaitische Wundermann samt zugehöriger Frau, deren freche, schnapsduftende Reize die erfolgreichste Propaganda für den Shivaglauben machen.

Eine einzige unter den Schöpfungen dieser späten Zeit verdient es, als letztes Glied zur Reihe jener Werke gestellt zu werden, welche die der indischen Poesie innewohnenden Kräfte in aller schönheitsreichen Entfaltung erscheinen lassen, freilich auch den Zug von Verhängnis, der dieser Dichtung und dieser Volksseele anhaftet. Ich spreche von dem geistlich-erotischen Singspiel Gitagovinda, das der bengalische Dichter Dschayadeva — die Inder erzählen, unter Krishnas eigener göttlicher Mitarbeiterschaft — im 12. Jahrhundert n. Chr. verfaßt hat.

Die Handlung ist die einfachste. Krishna, der menschgewordene Gott, mit den Scharen der Hirtinnen an Tanz und Liebeslust sich ergötzend, ist Radha, seiner Geliebten, entfremdet. Leiden und Klagen der Radha, wiedererwachende Sehnsucht des Gottes, Suchen, Warten, Grollen, trunkenes Glück

[1]) In vollkommen sicherem Ton läßt sich hier nicht sprechen; es ist nicht ausgeschlossen, daß jenes Stück noch der Blüteperiode des Dramas selbst zugehört.

der Vereinigung. Den drei Personen, welche auftreten — den Liebenden und einer Gefährtin Radhas — werden abwechselnd Arien in den Mund gelegt; vor einer jeden erklären einleitende Verse die Situation; nachfolgende Gebetssprüche preisen Krishna. Das ist der Rahmen, den Dschayadeva mit seinen Versguirlanden umwoben hat.

In seine Liebesmelodien tönen leise Klänge aus jenseitigen, mystischen Welten hinein. Die Züge des schönsten, wollustatmenden Jünglings verschlingen sich mit denen des Gottes, welchen die Geheimnisse des Universums, der Befreiung vom Daseinsleid, umweben:

Aus lotosgleichem, liebreich-weichem
Auge blickender,
Weltleidentrückender!

Und die menschliche, sinnenheiße Wirklichkeit dieser Liebesspiele scheint sich — oder täuschen wir uns? — wenn auch nur für Momente, in eine Schattenwelt von Symbolen zu verwandeln, hinter deren Schleier wenige Worte des Gedichts einen Blick tun lassen: Symbole des Sichverlierens des Geistes im Taumel der bunten Erscheinungswelt und wiederum seines Sichrettens in die stille Lichtwelt der Ewigkeit. Wir können hier nur vermuten, nicht behaupten. Aber der Art indischer Dichtung würde wohl ein solches Doppelgesicht poetischer Gedankengebilde entsprechen, ein solches Spiel, das nach launenhafter Lust Sinnlichstes und Übersinnlichstes aus unergründlichen Fernen einen Augenblick ineinander scheinen läßt. Und dann, so plötzlich wie dieser Schein aufleuchtet, ist er verschwunden, von den Wellen der Poesie überflutet; Krishna ist nichts mehr als der Buhle üppiger Frauen, das Liebeslied nichts mehr als ein Liebeslied.

Und was für ein Liebeslied! Wie schwanken glitzernde Lichter spielend über Unendlichkeiten bunter Farbenpracht! Vom walddurchleuchtenden Mondschein der Frühlingsnacht singt das Lied, von duftreichen Winden und vom Gesang der Vogelscharen, welcher die allbezwingende Herrschaft des Gottes mit den Blumenpfeilen preist. Es singt von berückender Frauenschönheit, von müde-liebestrunkenen Augen, von heißen Lippen, von Körpern, in denen die Kunde und Kunst aller Entzückungen wohnt. Es erzählt von dämmernder, träumender, klagender, zitternder, fiebernder Sehnsucht, vom leisen Klang des Murmelns, das den Namen des Geliebten wie einen Zauberspruch wiederholt. Aus der Gefährtin Munde vernimmt Radha, wie Krishna ihrer wartet:

Von seinem Hauch beschwingt
Flötenton leis erklingt,
Ruft dich mit sanften Weisen.
Den Staub, vom Wind entführt,
Der deinen Leib berührt,
Selig möcht' er ihn preisen.
An luftkühlem Strome
Im Waldesdome
Waldblumenumwunden weilt er.

Wenn sich ein Vogel regt,
Raschelndes Laub bewegt,

Meint er, er hört dich kommen,
Schmücket die Lagerstatt,
Schaut hin auf deinen Pfad
Mit Blicken furchtbeklommen.
An luftkühlem Strome
Im Waldesdome
Waldblumenumwunden weilt er.

Und endlich löst sich Leid und Sehnsucht in Seligkeit auf. Krishna zieht die Geliebte in seine Arme:

Deines Busens Kelch, den die Liebeslust durchschäumt in mächtigen Fluten,
Neig in heißer Umarmung auf meine Brust, o stille des Herzens Gluten.
Nur einen Augenblick nahe dem Nahenden, nahe dem Gott, o Radha!
Laß mich trinken den Nektar der Lippen dein, vom Tod erweck mich zum Leben,
Deinen Knecht, den mit bittrer Flammenqual die Trennungsschmerzen durchbeben.
Nur einen Augenblick nahe dem Nahenden, nahe dem Gott, o Radha!

Gesang für Gesang in immer wechselnden Rhythmen fließt die quellende Fülle duftgesättigter Worte, bald kurz, rasch, hüpfend, bald in langen, kunstvoll verschlungenen Zusammensetzungen sich wiegend und wogend. Weiche Klänge, Häufungen sanfter, leise gleitender Laute, zierliche Alliterationen, Reimgebilde, sonst von den Indern selten und sehr sparsam verwandt, hier im Übermaß verschwendet, umschmeicheln das Ohr und überströmen es mit Wohllaut. Refrains, zu denen ein Vers nach dem andern zurücklenkt, sammeln die Stimmung der Lieder in sich, bald klagend, bald lockend, bald in Bildern voll heißer Glut schwelgend, bald den Gott in bacchantischem Aufschrei rufend.

Der Hörer gibt sich dem Zauber des Liedes hin und fragt nicht, ob der Kunst und Überfülle dieser Töne nicht eins fehlt: die aus Herzenstiefen kommende Wahrheit. Er vergißt, danach zu forschen, ob die gestaltende Kunst Dschayadevas einen Wesensunterschied zwischen des Gottes Spiel unter den buhlenden Hirtinnen und seinem Liebesbund mit Radha geschaffen, ob der Dichter in das Bild solches Kontrastes Ernst und Kraft der Seele hineinzulegen gewußt hat. Wie vor dem benebelten Blick des indischen Vornehmen der Tanz der Bajaderen hin und her wogt, wie das Gefunkel der Edelsteine, die sie bedecken, immer wieder aufblitzt und immer wieder erlischt, so umspielt die Sinne die Poesie dieses Liedes, in dessen schmuckbeladenen Versen die von schwülen Gluten durchwallte indische Phantasie ihren zugleich vielgestalten und einförmigen Tanz aufführt.

Wir haben den weiten Weg vom Rigveda bis zum Gitagovinda zurückgelegt. Es mögen drei Jahrtausende sein, deren Dichtung an uns vorübergegangen ist. Welche Wandlungen von jenen kindlichen Künsten, mit denen die Opferer der noch kaum in Indien heimisch gewordenen arischen Hirtenstämme ihren alten Göttern Herdensegen und Kriegserfolge abschmeichelten, bis zur überreichen, überreifen Pracht des bengalischen Hohenliedes! In allem üppiges Wachstum, dem das Gleichgewicht fehlt. Wie ein Körper, von dessen Organen die einen verkümmert, die anderen in krankhaftem Übermaß entwickelt

sind, so erscheint diese Literatur der unermeßlichen Epen und Märchensammlungen, der Romane, deren doppeldeutige Sprache zwei Begebenheiten zugleich erzählt, der haarspaltenden Grammatiken und Poetiken, der Gesetzbücher in dichterischer Form und mit jeder dichterischen Freiheit gegenüber der Wirklichkeit, der gigantischen Weltbilder voll kindischer Unkenntnis der Natur, voll Gedächtnislosigkeit und Verständnislosigkeit für Vergangenheit und Geschichte. Allzu kurz waren die Tage jener tiefen und wahren Lyrik altbuddhistischer Mönche und der ihr verschwisterten weltlichen Lyrik desselben Zeitalters, deren Untergang für uns einen schwersten Verlust bedeutet. Wie bald entschwand solche Poesie, die aus dem Drange bewegter Seele kam, und richtete statt ihrer die konventionelle Dichtkunst, die aus den Lehrbüchern gelernt wird, ihr Panier auf: diese poetische Kunst, die zwischen zart anmutigem Spiel, zwischen vornehmer Feinheit und dem Taumel entnervter Decadence hin und her schwankt, bald die Züge eines Hetärengesichts, bald eines klugen, müden Greisenantlitzes zu zeigen scheint, hier die Wahrheit und Natur in verschmitztem Versteckspiel überlistet, dort sie unter Blumenlasten verschüttet. Eine Kunst, über deren reichen Schätzen im Kleinen Überspannung der Form, im Großen Formlosigkeit, nirgends das Maß waltet. Die Kunst eines aus der natürlichen Bahn seines Lebens herausgeratenen Volkes, des Verwandten von Griechen und von asiatischen Wilden, erliegend unter der Aufgabe, welche die Grausamkeit der Weltgeschichte ihm gestellt hat, Unvereinbares zu vereinen.

Aus den Memoiren von August Schneegans[1]).

I. Stimmungen und Bestrebungen der Straßburger Bevölkerung während der Belagerung 1870.

In meiner „Geschichte des Krieges im Elsaß" habe ich versucht, ein Bild der Stimmung in Straßburg vor und während der Belagerung zu entwerfen. In diesem Buche habe ich jedoch meine Beobachtungen nicht vollständig wiedergegeben. Politische Erwägungen haben mich daran gehindert. Diese Geschichte erschien als Feuilleton in der „Helvétie" noch während des Krieges. Ich durfte nicht, der ich damals Franzose war, Deutschland dadurch Waffen gegen Frankreich liefern, daß ich alles berichtete, was ich gesehen hatte. Heute fallen diese Rücksichten weg. Die Geschichte verlangt ihr Recht. Und es ist auch gut, daß man die ganze Wahrheit erfahre. Wenn man immer die Geschichte allein von diesem Gesichtspunkte aus geschrieben hätte, würde unser Urteil nicht durch die unsinnigen Legenden gefälscht worden sein, welche die Parteiverblendung aufeinander gehäuft hat, und unter denen der gesunde Menschenverstand des französischen Volkes erstickt worden ist.

Als die deutschen Zeitungen bei Beginn des Krieges von einer „deutschen Partei" in Straßburg sprachen, verkannten sie die Sachlage im Innern der

---

[1]) Diese für die Geschichte des Elsasses hochwichtigen Memoiren werden demnächst vom Sohne des Verfassers, dem Würzburger Universitätsprofessor Heinrich Schneegans, herausgegeben werden. August Schneegans (geb. 1835 in Straßburg) hat bekanntlich im politischen Leben seiner Heimat eine bedeutende Rolle gespielt. Er ist der Begründer der sog. autonomistischen Partei gewesen, welche bei loyalem Anschluß an Deutschland die Selbstverwaltung für Elsaß-Lothringen und seine Gleichstellung als Bundesstaat erstrebte. Daß bereits im Jahre 1870 in der Straßburger Bevölkerung derartige autonomistische Bestrebungen vorhanden waren, wird aus obigen Seiten hervorgehen, welche zum größten Teil, freilich in französischer Sprache, im Jahre 1873 nach der Rückkehr August Schneegans' aus Frankreich in seine Heimat geschrieben worden sind. — Nachdem August Schneegans im Reichstage für die Einsetzung der Statthalterschaft im Elsaß eingetreten war, wurde er 1879 Ministerialrat in Straßburg, nahm aber, da er von seinen Landsleuten wegen seiner deutschen Gesinnung unaufhörlich bekämpft und in der schnödesten Weise angegriffen wurde, seinen Abschied und trat 1880 als Konsul in Messina in den auswärtigen Reichsdienst ein. August Schneegans, der 1898 als Generalkonsul in Genua starb, ist auch in dieser Zeitschrift und sonst literarisch sehr tätig gewesen.

Stadt vollständig. Es gab wohl in Straßburg einige Männer, drei oder vier, welche zu jeder Zeit ihre Vorliebe für Deutschland kundgegeben hatten, aber sie spielten keine politische Rolle bei uns, sie übten keinen Einfluß aus und traten während der Belagerung nicht hervor. Dagegen brach sich seit den ersten Tagen der Belagerung — wie ich des näheren noch ausführen werde — der speziell elsässisch-partikularistische Geist Bahn, der in vollem Gegensatze stand zum „welschen Geist", d. h. zum Geist der französischen Behörden und der „Kolonie".

Wenn die Deutschen nicht den Fehler begangen hätten, unsere Stadt zu beschießen, und auf die speziell elsässischen Anschauungen gleich von vornherein mehr Rücksicht genommen hätten, würde diese partikularistische Stimmung bei uns sehr bald vorgeherrscht haben; denn die Elemente derselben lagen alle vor und harrten nur der Entfaltung.

Die letzten Jahre des Kaiserreiches hatten unsere Anhänglichkeit an Frankreich sehr geschwächt; sie hatten in unseren Herzen alte elsässische Klänge, die lang verstummt waren, wieder zum Leben erweckt. Schon im Jahre 1865 konnte man Straßburger Politiker sich bereits die Frage vorlegen hören, ob nicht die Zukunft dem Elsaß eine internationale Neutralität bringen werde, ähnlich derjenigen der helvetischen Republik. Als nach der Schlacht bei Wörth eine französische Zeitung die Nachricht brachte, daß der König von Preußen die Niederlegung der Festung und Neutralisierung des Elsasses verlangte, stieß diese Meldung nicht auf Gleichgültigkeit bei der Bevölkerung, noch weniger auf feindlichen Widerstand — ich meine natürlich die eingeborene Bevölkerung, nicht die französischen Eingewanderten. — Später, als am Tage nach der Kapitulation dasselbe Gerücht sich verbreitete, nahm es die Bevölkerung mit derselben Freude entgegen wie Schiffbrüchige, die am Horizonte ein Segel auftauchen sehen.

Das betrübende Schauspiel, welches uns seit dem Anfang des Krieges das französische Heer geboten hatte, war weit entfernt, in uns die erloschene Begeisterung wieder zum Aufflammen zu bringen. Wir waren entschlossen, unsere Pflicht als Franzosen zu erfüllen, aber erfüllten sie resignierten Herzens. Das Heer sahen wir heranrücken ohne Ordnung, ohne Disziplin, alles dessen beraubt, was den Sieg vorbereitet oder zu ihm berechtigt. Die Offiziere frivol, unwissend, prahlerisch — die Soldaten in kleidsamer Uniform, lustig, stets zum Lachen aufgelegt, reizend anzuschauen — aber es waren andere Tugenden nötig, um ein Volk zu besiegen, das man auf so gehässige Weise herausgefordert und welches sich einmütig erhoben hatte, um Haus und Herd gegen die Invasion zu schützen. Wer aufrichtig war, mußte bei Beginn dieses Krieges die Empfindung der Ungerechtigkeit unserer Sache haben.

Der „Courrier du Bas-Rhin", in dessen Redaktion ich tätig war, hatte sich seit Anfang des Krieges und auf meine Initiative gegen die kaiserliche, zum Kriege hetzende Politik ausgesprochen. Ich hatte schon seit Jahren den Gang der Politik auf beiden Ufern des Rheins aufmerksam verfolgt; ich kannte die Empfindungen Deutschlands, seine Friedensliebe, seine Furcht vor einem Angriffe seitens Frankreichs; ich wußte auch, daß man in Berlin und

anderswo auf einen Angriff früher oder später gefaßt war und sich vorbereitete, ihm zu begegnen. Ich hatte besonders bei Anlaß des Luther-Festes in Worms Gelegenheit gehabt, die Stimmung in Deutschland zu beobachten. Ich sah sehr klar das Ende des Krieges voraus, die unvermeidliche Niederlage Frankreichs und als Folge davon für uns, die wir die ersten Opfer des Krieges sein würden, die Annexion. Ich war entrüstet, außer mir über die französische Politik, diese infame, perfide Politik von Schülern Loyolas. Ich sagte mir immer wieder und glaube es auch in meiner Zeitung ausgesprochen zu haben, daß, wenn es einen Gott im Himmel gibt, Frankreich aus diesem Kriege geschlagen und zerschmettert hervorgehen würde. Bei diesem Widerstand gegen den Krieg blieb der „Courrier“ bis zum letzten Augenblick, d. h. bis zum Tage nach der Erklärung des Krieges.

Es fehlte nicht an Manifestationen der „jeunesse dorée“ gegen mich; eine Schar junger Herren, die aus dem Café du Broglie, dem Rendezvous der jungen „haute volée“, kamen, begab sich eines Abends unter meine Fenster und schrie: „Es lebe Frankreich! Nieder mit Preußen!“ Wir erhielten Drohbriefe auf der Redaktion, welche uns fragten, ob wir denn nicht mit ganz Frankreich zur „Eroberung unserer natürlichen Grenzen“ marschieren wollten. Allmählich hatte sich die Kriegswut aller Köpfe bemächtigt, oder vielmehr — es begannen allmählich die einen nach den anderen zu fürchten, nicht „patriotisch“ genug zu sein, und die einen lauter als die anderen ins Kriegshorn zu stoßen.

Es ist falsch, zu sagen, daß die „Imperialisten“ allein den Krieg mit Begeisterung begrüßten! Nein! eine große, sehr große Anzahl von Liberalen hatte sich mitreißen lassen; und, was noch seltsamer ist, die trotzigsten Radikalen und Republikaner wurden plötzlich die wütendsten „Patrioten“. — „Patriotisch“ wurde identisch mit „kriegerisch“. Die einen ließen sich zu einer unbedachten, instinktmäßigen Heftigkeit hinreißen; andere hofften geradezu, daß das französische Heer geschlagen werden würde, daß das Kaiserreich gestürzt, und die Republik, ihr einziges Ideal, aus dem nationalen Ruin hervorgehen würde. Ebenso logisch wie wenig skrupulös und patriotisch im ernsten und heiligen Sinne des Wortes verweigerten sie dem Kaiserreich die Mittel zur Führung des Krieges, zu welchem sie mit allen Mitteln hetzten. Sie hüteten sich wohl, sich in die Reihen der Nationalgarde aufnehmen zu lassen, sie schrieen gegen die Bildung der Franktireurkorps — solange das Kaiserreich bestand. Am Tage nach seinem Sturze dagegen stellten sie sich an die Spitze einer neuen militärischen Bewegung.

Ich bin Zeuge der recht seltsamen Bewegung gewesen, die sich in der Masse der Bürgerschaft am Anfang des Krieges vollzog. Zuerst billigte uns alles in unserem antikriegerischen Feldzug; dann fielen die einen nach den anderen ab; man begann im Kasino oder auf der Straße weniger laut über dergleichen Dinge zu reden; man schaute um sich, bevor man darüber sprach; man flüsterte, man schwieg — um plötzlich wieder sehr laut — aber im entgegengesetzten Sinne zu reden.

Man hat in Frankreich um Straßburgs Haupt den Lorbeerkranz des Heroismus gewunden, wie man gewisse Persönlichkeiten an den Pranger des

Verrats gestellt hat. Das ist ebenso unberechtigt als ungerecht. Ich habe die ganze Periode der Belagerung in meiner Heimatstadt verbracht; mein Amt als Beigeordneter des Bürgermeisters ebenso wie meine Tätigkeit als Journalist haben mich in die Möglichkeit versetzt, von etwas höherem Standpunkte als viele anderen alles, was man während dieser sechs Wochen in Straßburg gedacht und getan hat, zu überschauen. Nun, ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich in der Bevölkerung weder Heldentum noch Verrat entdeckt habe; die Art, wie der Krieg erklärt worden war, und wie er geführt wurde, war nicht geeignet, Heldentum hervorzurufen, und niemand hat andererseits jemals daran gedacht, das Vaterland, welches uns im Stiche gelassen, zu verraten. Man hatte den Krieg leichten Herzens erklärt, und leichten Herzens hatte man das Elsaß preisgegeben — die Elsässer fühlten sich (damals waren sie alle darüber einig) tief gekränkt durch diese Handlungsweise, aber sie haben nichtsdestoweniger ihre Pflicht als Franzosen, ehrlich und brav, ohne Prahlerei und Heroismus, aber vor allem ohne verräterische Hintergedanken, erfüllt. Dagegen haben sich einige Eingewanderte (aus der „welschen Kolonie", wie man sie nannte) ihren Pflichten durch die Flucht während der ersten Tage der Belagerung entzogen.

Am Anfang, als die Beschießung begann, war die Bevölkerung wie von Schrecken gelähmt. Der erste Gedanke aller war, sich im Keller zu verstecken; die Straßen, Plätze waren öde und leer. Nach einigen Tagen begann man aber wieder auszugehen; man gewöhnte sich; gegen Ende der Belagerung scherzte man; man lief von Tür zu Tür und lachte über die Schornsteine, die von den Dächern fielen. Heroismus war es aber nicht; man war in sein Schicksal ergeben und fügte sich ins Unabänderliche.

Der Gemeinderat, dem ich angehörte, hielt seine Sitzungen anfangs im Rathaus ab, auf dem Broglieplatz. Man versammelte sich im gewöhnlichen Sitzungssaale des Gemeinderates im Erdgeschoß. Als die Beschießung begann, fielen die Granaten auf den Platz, auf den sich unsere Fenster öffneten. Eines Morgens war eine Granate gerade oberhalb vom Sitzungssaale gegen die Wand geplatzt. Ein Gemeinderatsmitglied schlug vor, sich in einen anderen Saal zu begeben, nach der Straßenseite. Der Bürgermeister, Herr Hümann, antwortete ihm: „Haben Sie Angst, zu sterben? Laßt uns auf unseren kurulischen Stühlen den Tod erwarten!" Er hatte es in dem ihm eigenen scherzhaften Tone gesagt. In diesem Augenblick krachte eine Granate auf dem Platz. Alles stand auf und räumte den Saal. Einige Minuten darauf drang eine andere Granate in den Saal, den wir eben verlassen, und vernichtete die Möbel, die sich darin befanden. Wir hielten von der Zeit ab unsere Sitzungen in einem Zimmerchen ab, das man mit Weizensäcken ausgepolstert hatte nach der Straßenseite. Um ins Rathaus zu gehen, mußte ich über den Thomasplatz, durch die Schlossergasse, den Gutenbergplatz, über den fortwährend die Granaten hin und her flogen, durch die Spießgasse und endlich die Zimmerleutgasse. Ich traf auf dem Wege die Gemeinderäte Küß, Klein, manchmal Clog-Martian. Der Gutenbergplatz war ganz besonders gefährlich. Fortwährend pfiff es über unseren Köpfen; ein Mann wurde

eines Tages getötet, während ich über den Platz eilte. In der Spießgasse war man geschützt wie in einem Laufgraben. Desto größer war dann die Gefahr in der Zimmerleutgasse. Dort liefen wir von einem Tor zum anderen, zwischen dem einen und dem anderen Schuß und schützten uns gegen die Schornsteine und Ziegelsteine, welche von den Dächern herunterstürzten. In der Spießgasse wartete gewöhnlich ein mir bekannter, biederer Notar unter seiner Haustür auf mich; er hielt mich an und sprach in den schärfsten Ausdrücken seine Entrüstung über die Feigheit (sic) des Gemeinderates aus, weil er vom General nicht verlange, so schnell als möglich zu kapitulieren. Nach der Kapitulation war derselbe Notar einer der wütendsten Chauvinisten, der überall Verräter witterte. Er wanderte nach Frankreich aus.

Heroisch waren unsere biederen Spießbürger nicht. Und wenn der eine oder andere es sein wollte, entbehrte es nicht eines komischen Beigeschmackes. So will ich nicht verfehlen, auf folgende „heroische" Demonstration aufmerksam zu machen, zu welcher am Tage nach dem Brande der Bibliothek der Schneider B. die Initiative ergriff. Er versammelte auf dem Broglie etwa hundert seiner Mitbürger um sich und bat mich, der ich gerade des Weges vorbeikam, mit ihm an der Spitze des Zuges einherzugehen, welcher sich aufs Generalkommando begeben sollte, um Waffen zu einem Ausfall zu verlangen. Ich tat ihm den Gefallen; im Innern meines Herzens sagte ich mir aber: „Welch törichter Gedanke! Und wenn der General uns Waffen gibt, was werden wir damit anfangen?" Als wir auf dem Generalkommando in der Brandgasse ankamen, waren wir von hundert, die wir auf dem Broglie gewesen, gewiß noch über zwanzig; als wir die Treppe zum General aufstiegen, vielleicht noch fünfzehn. — Der General dankte uns für unsere gute Absicht und schickte uns nach Hause, mit der Bemerkung, er habe seine Soldaten und wolle uns nicht unnützerweise der Gefahr der Verkrüppelung aussetzen. Ich denke, daß beim Verlassen des Generalkommandos alle diese fünfzehn braven Spießbürger sich recht erleichtert gefühlt haben werden. Am Tage darauf rühmten sich aber alle Hundert vom Broglie und noch etliche andere mehr, daß sie den General um Waffen angegangen seien, und überschütteten ihn mit Schimpfreden, weil er sie ihnen verweigert hatte.

Der Geist, welcher im Heere herrschte, scheint auch nicht enthusiastischer gewesen zu sein als der unsrige. Ich entnehme es einigen Vorfällen, deren Zeuge ich gewesen bin. Zunächst am Anfang des Krieges die Reden der Soldaten und ihrer Unteroffiziere: „Man führt uns ins Schlachthaus (on nous mène à la boucherie!)," sagte mir auf dem Walle des Spitaltores ein Sergeant der Vincennesjäger vor seiner ganzen Kompagnie mit lauter Stimme, mit drohender und zugleich wütender Gebärde.

Ein bei Wörth verwundeter Hauptmann Caillard vom 2. Zuavenregiment, welchen wir in unser Haus aufgenommen hatten, sagte mir eines Morgens: „Wir sind verloren! Unsere Soldaten wollen sich nicht schlagen." — Und er erzählte mir die Haltung seiner Zuaven bei Fröschweiler. Ein Drittel nur marschierte vor, als die Trompete das Signal „Schützen vor!" gab. Die anderen verkrochen sich hinter die Hecken, in die Löcher. Der Hauptmann

mußte zu Pferd hinter ihnen hereilen und stieß sie, um sie zum Vormarschieren anzutreiben.

Später, in Bern, sagte mir der Bataillonschef Couard, ein Freund meines Schwagers, mit dem ich in Begleitung seines Obersten zusammen speiste, indem er von der armée de l'Est sprach: „Nous avons été plongés dans un bain de lâcheté!" Und der Oberst gab ihm recht. Wenige Tage vor dem Schlusse der Belagerung begegnete mein Schwiegervater unter seiner Haustür zwei Infanteristen, welche Pakete unter dem Arme trugen: „Was tut Ihr hier?" fragte er sie. — „Wir kennen eines Ihrer Dienstmädchen, das in Ihrem Keller ist, und möchten Zivilkleider bei Ihnen niederlegen." — „Wozu das?" — „Nun, wenn dieser Tage wird gestürmt werden, dann kommen wir hierher, um unsere Zivilkleider anzuziehen." Mein Schwiegervater wies ihnen entrüstet die Tür, indem er ihnen sagte: „Wenn Ihr Zivilkleider anziehen wollt, statt Euch zu schlagen, tut es, wo Ihr wollt, das ist Eure Sache, aber niemals bei mir!"

Ich will damit nun durchaus nicht sagen, daß das französische Heer sich im allgemeinen schlecht geschlagen habe. Es sind ja glorreiche Taten auch ausgeführt worden. Aber der Geist war im allgemeinen nicht der, welcher zum Siege führt. Man wird begreifen, daß wir, die wir von Anfang an derartige Dinge sahen und hörten, kein Vertrauen in das Endresultat hatten.

Es brach sich allmählich eine ganz eigentümliche Stimmung Bahn im Gemeinderat und in der Bürgerschaft — ich meine dabei ganz besonders die protestantische Bürgerschaft — die Welschen und alle die, welche sie umgaben, alle katholisch, zeigten diese Empfindungen nicht; sie waren denen eigentümlich, welche die alte protestantische freie Reichsstadt repräsentierten. Wir sagten unter uns, in unseren Versammlungen im Hôtel du Commerce und im Bierhaus, in der Schuhmachergasse: „Frankreich hat uns vollständig im Stich gelassen; es liegt gar keine Hoffnung vor, daß man uns zu Hilfe komme; alle Gerüchte, welche der Präfekt umlaufen läßt, über heranrückende Verstärkungen, über Heere, die uns aus der Not befreien werden, sind nichts als Schwindel; wir können nur auf uns allein bauen. Wir, der Gemeinderat, sind unter diesen Umständen die einzige Behörde, welche die Stadt vertritt; wir sind die ‚souveräne Macht' in Straßburg. Ist doch diese Stadt von dem Lande, welchem sie angehörte, abgeschnitten; ist sie doch preisgegeben, wie zur ‚unabhängigen Monade' geworden. Nun wohl, als souveräne Macht dieser im Stich gelassenen Stadt haben wir die Pflicht, sie aus dem vollständigen Ruin zu erretten!"

Wir waren — ich erkenne es jetzt — auf dem besten Wege, die Kommune in Straßburg zu konstituieren, wie Paris sich später als Kommune konstituierte. Zur selben Zeit träumte der Süden Frankreichs von autonomen Föderationen. Es machte sich eine recht seltsame Bewegung geltend, die sich im Norden, im Zentrum, im Süden kundgab. Ein Verwittern, ein Zerbröckeln! Später wurde ich durch die Übereinstimmung dieser verschiedenen Bewegungen sehr überrascht; eine ganz symptomatische Übereinstimmung, denn es bestand natürlich gar kein Einvernehmen irgend welcher Art zwischen dem blockierten

Straßburg und den anderen Teilen Frankreichs, in denen sich dieselbe Erscheinung zeigte.

Der Unterschied zwischen der alteingeborenen protestantischen Bevölkerung und den Eingewanderten und Katholiken, die stets mit ihnen gingen, zeigte sich deutlich bei all diesen speziell elsässischen Bewegungen. Das erste Mal, wo sich der Unterschied dieser Auffassung in diesen verschiedenen Schichten der Bevölkerung bemerkbar machte, war der Tag, an welchem beim Heranrücken des Feindes der letzte Eisenbahnzug Straßburg verließ, in dem die Flüchtlinge Platz nahmen. Dieser Zug bestand aus etwa vierzig Wagen. Er wurde förmlich gestürmt. Beamte, Offiziere außer Dienst, Advokaten, Justizbeamte, Professoren drängten sich in den Zug hinein. Als er sich in Bewegung setzte, erhoben sich halb freudige, halb schüchterne Rufe aus den gefüllten Wagen, wie von Leuten, die im Begriffe sind, einer großen Gefahr zu entrinnen. „Lebe wohl, Straßburg!" riefen diese spöttischen Stimmen. Wir aber, die wir diese Rufe hörten, waren entrüstet. „Das sind die Welschen, die uns im Stiche lassen!" sagte man abends in den Bierhäusern, im Kasino, und wo man sich sonst traf. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gehörten alle diese Flüchtlinge in der Tat zur Kolonie. — „Wie," sagten sich die alteingesessenen Straßburger, „ist das die Anhänglichkeit, die man unserer Stadt bewahrt? Beim ersten Anzeichen nahender Gefahr verläßt man uns. Und wir, die wir uns nicht retten können, gibt man allein mit Frau und Kind preis, und man hat nichts Eiligeres zu tun als sich ein Plätzchen im Trocknen zu suchen!" An diesem Abend fühlte sich die autochthone Bevölkerung erst recht auf sich allein angewiesen, sie schloß sich enger zusammen, sie fühlte besser ihre Zusammengehörigkeit; es brach sich plötzlich eine Strömung elsässischen Geistes Bahn, deren Möglichkeit noch am Tage vorher gar mancher nicht geahnt hatte. Die zurückbleibenden Beamten taten nichts, um den beklagenswerten Eindruck zu verwischen, den die Haltung dieser ihrer Kollegen und Landsleute auf die Bevölkerung ausübte.

Ich habe in meiner „Geschichte des Krieges im Elsaß" vom Lug- und Trugsystem gesprochen, das vom ersten Tage der Belagerung an als Regierungsprinzip angenommen wurde. Die Verwaltung log bewußt, log mit Absicht, log mit Frechheit, und wenn sie der Lüge überführt wurde, fühlte sie deshalb nicht etwa, daß sie etwas von ihrer Ehrbarkeit eingebüßt habe. In den ersten Wochen hatten wir der kaiserlichen Verwaltung das ekelhafte Monopol dieses Verfahrens zugeschrieben; indem sie sich gegen den Präfekten erhob, wandte sich die Gemeindevertretung vor allem gegen den Beamten, der angeklagt war, durch Lügen den Geist der Öffentlichkeit zu vergiften; der Zentralkommissar mußte infolge dieser Anklage vor der Entrüstung der ganzen Stadt zurücktreten. Später entdeckten wir mit Schmerz, daß das System, dessen wir das Kaiserreich für schuldig erachteten, Frankreich selbst aufs Konto geschrieben werden mußte. Als Valentin, der republikanische Präfekt, in die Stadt gedrungen war, schlug die oberste Verwaltungsbehörde ihren früheren Weg wieder ein. Während einiger Tage hatten wir ein normales Leben geführt; wir erhielten die Nachrichten, welche der General sich verschaffte; wir

konnten uns über unsere Lage klar werden, und aus dieser Kenntnis schöpften wir ein männliches Vertrauen zu uns; wir handelten wie Männer, welche klar sehen, und welche den Horizont beherrschen. Plötzlich schlug das Dunkel wieder über uns zusammen; man teilte uns nur sorgsam ausgesuchte Nachrichten mit; man fabrizierte solche; man schlug groteske Telegramme aus Schlettstadt an, welche ankündigten, daß ein „energischer General" in Belfort erwartet werde, daß Trochu in Paris eine Parade über 500000 Mann abgenommen, und daß jedermann wieder Hoffnung schöpfte. Es ist möglich, daß diese Art und Weise, wieder Mut einzuflößen, in Marseille oder Bordeaux zum Ziele führen kann; sicher ist aber, daß sie nicht in Straßburg von Erfolg gekrönt sein kann. Unser Temperament verträgt diese Prahlereien und derartige Behandlung nicht. In diesem Punkte unterscheidet sich der Elsässer vom Franzosen sofort; und bei diesen Gelegenheiten konnte der Elsässer ganz deutlich den Unterschied fühlen, der ihn moralisch von seinen Landsleuten jenseits der Vogesen trennte. Diese brauchen vor allen Dingen Hoffnung; jene müssen klar sehen können. Ein Franzose, der die Hoffnung verloren hat, ist ein fertiger, toter Mann; er wird sich nie in sein Schicksal ergeben. In seinen Augen ist die Ergebung eine Feigheit und der Beginn des Verrats. Der Elsässer wird dagegen nicht mehr Mühe empfinden, für eine Sache zu kämpfen, die er verloren weiß, als für eine andere; er wird seine Pflicht bis zuletzt erfüllen, ohne Prahlerei, ohne Großtuerei, einfach, weil es seine Pflicht ist; und wenn er sehen wird, daß alles verloren ist, so wird er die Waffen strecken und sich in das Schicksal fügen, das er nicht hat verhindern können.

Während der Belagerung wurden bald von den einen, bald von den anderen die verschiedensten Vorschläge gemacht, um das Ende der Beschießung herbeizuführen. Eines Tages fand im Hôtel „Zum roten Haus" eine Versammlung statt, welche Herr Boersch, der Chefredakteur des „Courrier du Bas-Rhin", einberufen hatte. Man sprach davon, dem General von Werder eine Art Lösegeld anzubieten; man wollte sich verpflichten, mehrere Millionen zu zahlen, damit das Belagerungsheer die Beschießung in eine gewöhnliche Blockade verwandle, bis das Schicksal Frankreichs anderwärts entschieden sei. „Wir im Elsaß sind der Preis des Kampfes; wir können uns für den Sieger aufsparen; Deutschland hat alles Interesse daran, uns intakt zu erhalten." Diese Phantasien führten natürlich zu keinem praktischen Ergebnis.

Ein anderer Vorschlag wurde von Kablé[1]) vorbereitet. Es war dies während der letzten vierzehn Tage der Belagerung. In jeder Sitzung des Gemeinderates kündigte mir Kablé an, daß er sich vorbehalte, „seinen" Vorschlag zur Sprache zu bringen; er formulierte ihn niemals öffentlich, aber er teilte ihn mir persönlich mit, und ich bat ihn, er möge ihn — in seinem Interesse — für sich behalten, da er die schwersten Folgen für ihn hätte haben können. Er hatte im Sinne gehabt, ganz einfach zu verlangen, daß Straßburg, durch die Vermittlung seines Gemeinderates, seine Loslösung von

---

[1]) Wie haben sich später die Zeiten geändert! Kablé wurde bekanntlich — unter dem Einfluß Gambettas — der Sache der Autonomie untreu und der eifrigste Verfechter des französischen Protestlertums.

Frankreich proklamiere und sich wieder als freie Stadt, wie vor der Einverleibung durch Frankreich im Jahre 1681, konstituiere; auf dieser Basis sollte die Stadt mit Deutschland in Verhandlungen eintreten, um sich eine Art neutraler Autonomie zu gründen. Kablé, wie gar viele in dieser Zeit, war der Ansicht, daß Straßburg, da es von Frankreich preisgegeben worden war, in der Tat seine Unabhängigkeit wieder erlangt hatte, daß wir uns als Staat für sich betrachten durften, daß unsere einzige legitime Behörde der „souveräne" Gemeinderat sei. Dieses Wort „souverän" wurde sehr häufig gebraucht. Der Gemeinderat war in seiner großen Mehrheit dieser Ansicht. Eines Tages fand eine heftige Diskussion zwischen Herrn Flach — der später ein wütender Chauvinist wurde — und einem anderen, der welschen Partei angehörenden Gemeinderatsmitgliede, ich glaube, Herr Saglio, statt. Als derselbe gesagt hatte, man möge auf die Verstärkungen Frankreichs warten, rief Herr Flach aus: „Was wollt ihr denn mit eurem Frankreich? Es existiert nicht mehr; es liegt zerschmettert am Boden, und wir müssen vor allem an uns denken." Er fuhr in diesem Tone fort, mit sehr starken Ausdrücken, wie es seine Gewohnheit war, indem er sagte, Frankreich habe uns nur Niederlagen, Schande und schließlich Granaten ins Haus gebracht. Einige andere Gemeinderatsmitglieder, so Herr Mallarmé, widersprachen ihm sehr heftig.

In dieser Zeit teilte sich der Gemeinderat in zwei sehr scharf voneinander getrennte Lager: die eingewanderten „Welschen" und die Katholiken auf der einen Seite und die Vertreter der alten, elsässischen, protestantischen Bevölkerung auf der anderen. Die ersteren hielten vor allen Dingen an Frankreich, die anderen dachten zunächst an Straßburg. Man kümmerte sich in diesem zweiten Lager nicht mehr um die französischen Behörden; es gab seit dem 4. September keinen Präfekten mehr, und man wußte, daß der General Mittel und Wege suchte, um zu kapitulieren, da die Stadt sich nicht mehr halten konnte. Die Ankunft des neuen republikanischen Präfekten Valentin änderte die Sachlage nur oberflächlich. Man hatte die ganz deutliche Empfindung, daß das Elsaß preisgegeben und für Frankreich verloren war, und daß der Gemeinderat sich eigentlich um die Zukunft Straßburgs bekümmern müsse. In der Tat gab es zwei Mächte in Straßburg, den General und den Gemeinderat; beide hielten sich für ebenbürtig. Das Heer und die Offiziere nahm man nicht mehr ernst; man zuckte die Achseln, wenn man von ihnen sprach. Niemand, absolut niemand hatte mehr Vertrauen zu ihnen; die einen suchten ihre Zukunft in Paris, in Frankreich, wohin sie auszuwandern gedachten, die anderen erblickten sie in Straßburg; sie wollten die alten Traditionen von der Zeit vor der französischen Eroberung wieder aufleben lassen. Auch der Chefredakteur des „Courrier du Bas-Rhin", Boersch, wie der Buchdruckereibesitzer Silbermann hatten diese Ansicht. Boersch wollte sogar später, in Bordeaux, auf der Nationalversammlung, eine Rede in diesem Sinne halten; er tat es aber nicht, weil er die Wirkung, die sie auf die Majorität ausgeübt hätte, fürchtete.

In diesen Gedankengang reiht sich auch folgende charakteristische Episode, die ich nicht verschweigen möchte. Zwei Tage nach der Kapitulation befand

ich mich mit Herrn Gelly, dem Direktor einer industriellen Anstalt, bei Kablé; wir frühstückten zusammen. Auf einmal hörten wir, wie draußen auf der Straße, in der Meisengasse, Reiter vorbeizogen. Wir schauten zum Fenster hinaus. Es war der Großherzog von Baden, der an der Spitze seines Generalstabes vorbeikam. In diesem Augenblick sagte mir Kablé: „Wenn wir im Elsaß etwas werden könnten, das dem Großherzogtum Baden gliche! Das wäre ein Glück, in jeder Hinsicht." — Wir waren ganz seiner Ansicht, und während die Generäle und Offiziere auf der Straße vorbeizogen, tranken wir auf die künftige Autonomie des Elsasses. Es war das erste Mal, denke ich, daß dieses Wort Autonomie ausgesprochen wurde, und Kablé sprach es aus, und zwar, wie ich ausdrücklich bemerken möchte, in einem ganz deutschen Sinne; wir fügten uns in die neue Sachlage, welche alle voraussahen, und die keinem angst machte. Ich kann, ohne irgendwie zu fürchten, mich zu irren, behaupten, daß diese Empfindungen damals in der Straßburger Bürgerschaft außerordentlich verbreitet waren; nur die Eingewanderten, die Welschen, Männer wie Mallarmé, Saglio u. a., alle Söhne von Franzosen aus dem Innern, teilten sie nicht.

Die Lage änderte sich erst, als Paris wieder seine Tore öffnete und uns seine Sendlinge schickte. Da vollzog sich eine Reaktion; man wurde ängstlich; die, welche autonomistische Ideen hatten, und welche es für das natürlichste gehalten hatten, solche zu haben, sahen sich plötzlich als Verräter, als Renegaten gebrandmarkt. Da tauchten all die großen rauschenden Worte der Revolution wieder auf. In Paris druckte man Pamphlete gegen uns; man begann das Elsaß zu terrorisieren. An der Spitze dieser Bewegung standen ausgewanderte Elsässer, Flüchtlinge, wie Engelhardt, oder solche, die zu dem Pariser Leben viel engere Beziehungen hatten als zum elsässischen, wie Scheurer-Kestner.

Die Bestrebungen und Stimmungen innerhalb des Gemeinderates, die ich vorhin skizzierte, führten zu keinem praktischen Ergebnis. Sie hatten höchstens zur Folge, daß wir in direkte Beziehungen zum General traten, um ihn zur Kapitulation zu bringen. Wir sagten uns damals — und ich war es, der in Gegenwart des Generals das Wort führte —, daß wir ihn durch unsere Abstimmung decken mußten. „Wenn der General kapituliert" — das war der Gedanke, den ich ausführte —, „so wird er dem Kriegsgericht überwiesen werden; da wir aber nun seine Meinung, daß eine Kapitulation unausbleiblich ist, teilen, so müssen wir irgend eine Manifestation veranstalten, welche ihn gegebenenfalls decken kann." Der General ging nach der Sitzung auf mich zu und drückte mir dankend die Hand.

Die Manifestation fand statt, aber zu unserer großen Überraschung antwortete der General durch die Weigerung, zu kapitulieren. Unsere Abstimmung war also unnütz gewesen; ja, der General konnte sich ihrer gegebenenfalls sogar bedienen, nicht mehr um sich zu decken, wohl aber um uns zu verderben. Er tat es aber nicht. Er war zu loyal dazu. Er hatte im Gegenteil nach der Belagerung die sehr ungerechten Angriffe des ehemaligen kaiserlichen Bürgermeisters, Herrn Hümann, zu erdulden, welcher ihn auf dem Grabe des

späteren Bürgermeisters Küß anklagte, kapituliert zu haben, — und dies, trotzdem er, Hümann, wie wir alle, überzeugt war, daß der General kapitulieren mußte.

Ich habe im Vorhergehenden schon öfters auf den Unterschied in der Auffassung der Lage bei den Eingeborenen und bei den Eingewanderten hingewiesen, — ein Unterschied, der außerordentlich wichtig ist für die Beurteilung der Verhältnisse zwischen Elsässern und Franzosen. Dieser Unterschied im Charakter und Temperament trat mir besonders entgegen am Tage, wo die Schweizer Abordnung, welche die Frauen und Kinder aus der belagerten Stadt führen wollte, in Straßburg eindrang. Dieser Tag war für mich eine wahre Offenbarung, die ich nie vergessen werde.

Der Gemeinderat hatte sich in Corpore, von einer Menge von Bürgern begleitet, zum Weißturmtor begeben. Abgesehen von den Soldaten der Wache waren wir unter uns, nur Elsässer. Als der Zug mit den Schweizern in die Weißturmstraße einbog, erhob sich von allen Seiten lauter, begeisterter Zuruf. Mir kam es vor, als ob das alte Straßburg seine früheren Alliierten von der helvetischen Republik begrüßte; die alte Reichsstadt streckte den Schwesterrepubliken von Basel, Zürich, Bern die Arme entgegen. Wir alle, Männer, Frauen, Kinder, weinten. Es schien, als ob über die Jahrhunderte hinweg die Stimme der alten Reichsstadt zu uns dränge, um den Nachkommen der Stettmeister und Ammeister zu sagen, daß in ihren Adern noch dasselbe Blut ihrer Väter flösse.

Die Schweizer Abgeordneten erzählten uns die Niederlage unserer Heere, die Gefangennahme des Kaisers, die Vernichtung Frankreichs, die Ausrufung der Republik. Wir begaben uns ins Rathaus, um mit den Herren die endgültigen Bestimmungen hinsichtlich der Abreise unserer Frauen und Kinder zu treffen. Eine aufgeregte Menge füllte den Hof. Es waren Beamte, Offiziere, Militärärzte; der Präfekt in Galauniform hielt große Reden. Man schien eifrig über wichtige Dinge zu disputieren. Die Gesichter flammten in leidenschaftlicher Erregung auf. Wie groß war aber unser Staunen, als wir merkten, worum es sich handelte! Die Nachrichten, welche die Abgeordneten gebracht hatten, riefen diese Erregung hervor; sie wirkten aber ganz anders auf die Herzen der Beamten als auf die der eingeborenen Bevölkerung. Diese Nachrichten waren schlimm für Frankreich; sie waren also falsch, und die, welche sie gebracht hatten, konnten nur Verräter, nur Spione sein. Die Gemeinderäte wurden sofort von den Beamten in die Diskussion hineingezogen. Wie durch einen Zauberschlag traten deutlich die zwei Lager, in die sich die Bevölkerung teilte, hervor. Küß stritt sich mit dem Präfekten, dem Baron Pron; der Professor der Chemie und Kommandant der Franktireurs Lees Bodard mit dem Bierbrauer Schott; der Militärarzt Bouchard mit dem Schlossermeister Lichtenfelder; der Direktor des Zollamtes, Mascotte, mit mir. Sie alle, die Franzosen, behaupteten, daß die Abgeordneten falsche Delegierte seien, daß wir es mit Spionen von Werder zu tun hätten, daß ihre Nachrichten falsch seien. Der Streit wurde immer heftiger. — „Wer sind Sie," rief der Präfekt Herrn Küß an, „wer sind Sie, der Sie wagen, mit mir in diesem Tone zu reden?"

Küß hatte gerade behauptet, daß, wenn Frankreich verloren sei, wenn das Elsaß deutsch würde, das Kaiserreich und seine Agenten verantwortlich gemacht werden müßten für diese Katastrophen. „Wer ich bin?“ antwortete Küß; „ich bin, was Sie nicht sind, Herr Präfekt, ein Ehrenmann!“ — Bouchard forderte Lichtenfelder; Lees Bodard nannte Schott einen Verräter. Mascotte stürzte sich auf mich, — ich sollte, wenn ich es wagte, beweisen, daß diese Delegierten keine Spione seien. Ich antwortete ihm, daß Herr von Büren ein persönlicher Bekannter von mir sei, ein Freund meiner Berner Verwandten. Erst bei dieser ganz kategorischen Versicherung gab er sich für überzeugt und versuchte, die übrigen zu beruhigen.

Ich stand auf dem Vorplatz vor dem Bureau des Zentralkommissariats, neben der Portierwohnung. Ich überschaute die wogende Menge. Traurige Gedanken bestürmten mich. Ich fragte mich, was aus uns werden, was die nächsten Tage bringen würden. Zu deutlich trat mir vor die Augen die doppelte Strömung, der Ausbruch dieser entgegengesetzten Tendenzen, der Zusammenstoß der Straßburger und der welschen Empfindung, und ich sagte mir, daß, mochten wir wollen oder nicht, der Augenblick sicher kommen würde, wo wir Straßburger, die wir ebenso gute Franzosen waren als die anderen, unsere Pflichten anders auffassen würden, wo wir uns um unsere speziell elsässischen Interessen würden bekümmern müssen, und wo die Kolonie, welche diese Empfindungen nicht kannte und diese Pflichten nicht verstehen konnte, uns Verräter und schlechte Franzosen nennen würde.

All das Leiden, durch welches die Elsässer seitdem hindurchgegangen sind, sah ich in diesem Augenblick voraus. Ich fühlte, daß der Tag nicht weit war, wo Frankreich uns als seine Feinde oder wenigstens als wenig zuverlässige Freunde ansehen würde. Frankreich hat seit der Revolution von 1793 und besonders seit dem zweiten Kaiserreich diesen partikularistischen Zug, die Liebe zur engeren Heimat und Gemeinde verloren, welche den Herzen der Elsässer noch innewohnt. Es versteht nur noch den französischen Patriotismus. Die Nivellierungssucht der Jakobiner hat die kleinen Wurzeln, welche früher jeden Franzosen mit seiner engeren Heimat, mit seiner Provinz, mit seiner Vaterstadt verbanden, herausgerissen. Es hat den provinziellen Geist vernichtet, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß es einem Volke nicht möglich ist zu leben auf der Grundlage des allgemeinen Patriotismus allein. Benjamin Constant verstand den Fehler, der damals begangen wurde und nicht wieder gutzumachen ist, als er sagte: „Der Patriotismus kann nicht bestehen ohne die Anhänglichkeit an die Sitten, an die Interessen, an die Gewohnheiten der engeren Heimat — alles Dinge, welche allein edle und uneigennützige Empfindungen hervorzurufen imstande sind.“ Einer meiner Landsleute, Laurent Rapp, Redakteur des „Siècle“, zitierte einst diese Worte, indem er hinzufügte: „Die Liebe zum kleinen Vaterlande beweist nur besser, wie sehr man das große Vaterland liebt, und wer die Seinen liebt, den Namen seines Vaters und den Ruhm seiner Provinz, der ist schon ein guter Bürger.“ Nach der Kapitulation hatte ich noch klarere Einsicht in diesen Grundunterschied zwischen uns und den Franzosen jenseits der Vogesen. So schrieb ich denn in meiner Zeitung unter dem Datum des 26. Oktobers 1870 die Worte:

Die Straßburger werden sich an Deutschland gewöhnen. Man hindert sie, Franzosen zu sein. Das empört sie, aber sie bleiben Straßburger. Sie werden sich gewissermaßen in ihre „Schale" zurückziehen. Diese wird allmählich ganz deutsch werden, und eines schönen Tages werden die Straßburger selbst Deutsche sein, durch ihre „Schale". Die im Elsaß angesiedelten Welschen sind nicht so geartet. Nimmt man ihnen den Franzosen weg, so entzieht man ihnen alles. Sie haben keinerlei Anhänglichkeit an ihre Stadt, an ihre Gemeinde. Das unterscheidet sie von den Deutschen. Darin liegt auch der Hauptberührungspunkt zwischen Deutschland und dem Elsaß. Die eingewanderte französische Bevölkerung wird das Land verlassen, weil sie durch den Verlust Frankreichs alles, ihr eigenes Selbst verlieren würde, während der autochthone Elsässer im Lande bleiben wird.

Ich habe seitdem häufig an diese Worte zurückgedacht. Ich werde später erzählen, wie es kam, daß ich gegen meine bessere Einsicht nicht als Elsässer, sondern als Franzose handelte, als ich nach Frankreich auswanderte. Es war dies ein schwerer Fehler, und ich beging ihn mehr aus Schwäche denn aus Patriotismus. Ich bebte plötzlich zurück vor den Anklagen des Verrates, die sich allerorten gegen die Elsässer erhoben, und ich glaubte, es sei meine Pflicht, den Beweis zu liefern, daß die elsässischen Protestanten ebenso gute Franzosen seien als die andern. Ich berücksichtigte die Verblendung und die mala fides meiner Feinde aus Frankreich nicht und sah erst später ein, daß es unnütz sei, den Leuten Beweise zu liefern, welche keine haben wollen. Ich hätte nichts als mein Gewissen befragen und danach handeln sollen. Das tat ich später, als ich einige Jahre darauf nach dem Elsaß zurückkehrte. Ich wußte zum voraus, daß dieser Schritt mir viele Feinde zuziehen würde, daß man mich nicht würde verstehen wollen, daß man mich mit Beschimpfungen überschütten würde. Aber ich wußte auch, daß es die gebieterische Pflicht der Elsässer ist, ins Elsaß zurückzukehren, wenn sie sich in Frankreich unnütz und ohnmächtig fühlen, und ich kehrte zurück, um dieser meiner Pflicht zu genügen.

Diese ganze Zukunft voll banger Sorgen und Befürchtungen zog an mir vorüber an diesem denkwürdigen Nachmittag des 13. Septembers, als im Hofe des Rathauses sich Drohungen auf Drohungen gegen uns erhoben. Die Schweizer Delegierten hatten uns noch mehr gebracht als Nachrichten aus Frankreich; ihre Ankunft hatte plötzlich die verschiedenen Elemente, aus denen unsere Bevölkerung bestand, geschieden; es hatte sich wie ein chemischer Prozeß vollzogen, der die einzelnen, in der Auflösung begriffenen Elemente teils trennte, teils vereinigte, je nachdem sie innerlich zusammenhingen oder nicht. Ich weiß nicht, ob diese Tatsache vielen in Straßburg auffiel, aber Küß, Klein, Kablé wurden, wie ich, davon überrascht. Sollten Franzosen diese Zeilen lesen, so werden sie sagen, daß es eben die deutsche Partei war, die im Entstehen begriffen war; sie würden sich aber täuschen. Meines Erachtens sind sie nicht fähig, die Lage, die ich beschreibe, zu verstehen. Wir, denen sich die Existenz unserer engeren Straßburger Heimat wie durch einen elektrischen Schlag geoffenbart hatte, waren ebenso gute Franzosen wie die anderen, und wir sollten es zur Genüge beweisen. Aber wir waren zugleich auch Straßburger und Elsässer, und durch das Dunkel der Zukunft sahen wir schon den Tag heraufsteigen, an welchem uns das Schicksal, welches stärker war als wir alle, von Frankreich losreißen und uns zwingen würde, uns vorläufig auf unsere engere Heimat zu besinnen.

Es ist aber sehr eigentümlich, daß diese speziell elsässische partikularistische Tendenz sich namentlich, ja fast ausschließlich in der protestantischen Bevölkerung kundgab. Es wird dies wohl dadurch zu erklären sein, daß das Frankreich des Kaiserreichs in den letzten Jahren immer mehr die Protestanten vor den Kopf gestoßen hatte. Die kaiserlichen Behörden beargwöhnten alles, was nicht katholisch war. Der Präfekt Baron Pron ebensowohl als der Marschall Mac Mahon ließen sehr wohl durchblicken, daß sie die Protestanten der Konnivenz mit dem Feinde für fähig hielten. Ich wurde eines Tages ins Schloß gerufen, um nähere Angaben über einen Herrn zu machen, welcher als Spion verhaftet worden war, und welcher behauptete, er sei mir bekannt. Es war der schon lange in Straßburg ansässige deutsche Professor Grün. Ein Ordonnanzoffizier empfing mich und fragte mich, ob ich Herrn Grün kenne. Er sei ein Deutscher, und als solcher verhandle er mit dem Feind. Ich erwiderte, daß ich ihn sehr wohl kenne; er sei zwar ein Deutscher, aber sicher kein Spion. „Aber er ist Protestant, — und Sie sind auch Protestant," fügte der Offizier hinzu. — „Gewiß, aber ich sehe nicht ein, was Sie damit sagen wollen!" — „O, gar nichts," — und er drehte mir den Rücken. Es war dies das erste Mal, wo ich diesen auf französischer Seite so sehr verbreiteten Argwohn gegen die Protestanten kennen lernte. Diese Seite des siebziger Krieges ist wenig bekannt und doch von großer Wichtigkeit gewesen. Deshalb will ich näher darauf eingehen.

Bei ihrer Ankunft am Bahnhof erhielten unsere Soldaten geweihte Rosenkränze, Medaillen mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, Münzen, welche sie vor den Kugeln schützen sollten. Der General hatte im Blockhaus am Kleinen Rhein oberhalb des Tores ein Standbild der heiligen Jungfrau aufstellen lassen, in Gips, ein merkwürdiger Schmuck für eine Redoute. Der Präfekt schickte der Kaiserin Telegramme, welche die Protestanten anklagten, den Preußen die Hand zu reichen. Später, während der Belagerung, führte die Behörde genau Buch über die protestantischen Gebäude, welche die Granaten nicht erreichten, und schloß daraus auf Einverständnis der Protestanten mit dem Feinde. Das Buch, welches der frühere Generalsekretär des Niederrheins, Herr von Malartic, über die Beschießung Straßburgs veröffentlichte, wirft auf die Hintergedanken der Regierung und der Verwaltung hinsichtlich der Protestanten ein seltsames Licht. Aber auch wenn wir dieses Buch nicht hätten, könnten uns doch unsere eigenen Erfahrungen belehren, daß religiöse Motive eine sehr ausschlaggebende Rolle in diesem verhängnisvollen Kriege spielten. Es war nicht bloß Frankreich, welches Deutschland den Krieg erklärte, — es war der Katholizismus, der eine Ära neuer blutiger Kämpfe gegen den Protestantismus eröffnete.

In den ersten Tagen des Krieges erhielt der Generalrat Kratz, der frühere Bürgermeister von Straßburg und Mitglied des Direktoriums der Augsburger Konfession, Briefe von mehreren Pfarrern, welche ihm ankündigten, daß die Priester den heiligen Krieg gegen die elsässischen Protestanten predigten. Er begab sich zum Präfekten, um ihn davon in Kenntnis zu setzen. Der Präfekt lachte ihn aus. Am selben Tage telegraphierte er aber der Kaiserin, daß die Protestanten mit den Preußen gemeinsame Sache machten.

Auch während der Belagerung machten sich deutliche Anzeichen geltend, daß unsere katholischen Mitbürger in scharfer Opposition gegen uns verharrten. Es schwirrten allerhand Gerüchte durch die Luft, die das Schlimmste befürchten ließen.

Nach der Aufhebung der Belagerung begab sich Herr Hümann nach Basel. Dort besuchte er meinen Freund, den Staatsrat Bischoff, einen der drei Schweizer Delegierten in Straßburg. Sie unterhielten sich über die politische Lage und das Unglück, welches das Elsaß treffen würde. Herr Hümann bemerkte dann zu Bischoff: „Was wollen Sie? Unter allen Umständen wäre das Elsaß unglücklich geworden. Denn wenn Mac Mahon bei Wörth gesiegt hätte, würden alle Protestanten aus dem Lande vertrieben worden sein.“ Und er fügte hinzu, daß, wenn die Belagerung noch zwei Tage länger gedauert hätte, es zu einer Erhebung der Katholiken gegen die Protestanten gekommen wäre. Bischoff traute seinen Ohren nicht, als er diesen alten kaiserlichen Beamten, den ersten Mann der Stadt, einen der Chefs der katholischen Partei in Straßburg, so reden hörte. Er ließ ihn seine Worte wiederholen und hörte ihn geradezu verblüfft an. Er zeigte mir nachher in Basel den Ort, wo sie sich befanden, als Hümann ihm dieses offenbarte, und ermächtigte mich zu sagen und zu schreiben, daß er, Bischoff, Staatsrat in Basel, aus dem Munde Hümanns, des früheren Straßburger Bürgermeisters, wenige Tage nach der Kapitulation der Stadt derartige Äußerungen gehört habe.

So war also unter dem Einfluß des Jesuitismus, der das ganze Land verderbt hatte, der Patriotismus in Frankreich erloschen; so war jeder Sinn für die Gemeinschaft der Interessen verschwunden, um dafür dem Haß der Parteien Tür und Tor zu öffnen. Man ging diesem Kriege entgegen, indem man sich im Innern zersplitterte; man verabscheute ebensosehr die Protestanten als die Preußen und bereitete sich vor, die Siege, die man sich rühmte über die Deutschen davon tragen zu wollen, gegen uns Franzosen auszubeuten. Mochte Frankreich siegen oder besiegt werden, — wir Protestanten waren jedenfalls Besiegte, und am Tage, wo wir uns über einen Erfolg der französischen Waffen gefreut haben würden, hätte uns Frankreich selbst den Mund zugehalten, indem es uns denen, deren Niederlage wir feierten, gleichgestellt und uns in das Lager der Feinde getrieben hätte.

Doch kehren wir zur Belagerung zurück! Man hat zu verschiedenen Malen in den radikalen französischen Zeitungen die Behauptung ausgesprochen, daß die Ankunft des republikanischen Präfekten Valentin in Straßburg die Kapitulation um acht Tage verschoben habe. Die Stadt hätte sich am Abend des Tages ergeben sollen, an welchem es dem neuen Präfekten gelang, in sie einzudringen. Darüber hat freilich Sicheres nicht verlautet. Was ich weiß, was wir wissen, ist, daß der General Uhrich, als er sich in direkte Beziehungen zur Gemeinderatskommission setzte, es in der offenbaren Absicht tat, sich gegebenenfalls zu decken.

Der General, der durch die Ereignisse überrascht worden war, hatte seit dem ersten Tage eingesehen, daß Straßburg keine lange Belagerung aushalten würde. Seine Gegner klagen ihn an, er habe bereits im August die

Tore öffnen wollen; sie fügen hinzu, daß der Oberst Blot mit dem Konteradmiral Excelmans ihn hinderten, diesen Plan auszuführen. Ich habe allen Grund, zu glauben, daß diese Behauptungen zuerst ausgesprochen und in Umlauf gesetzt wurden durch den Präfekten, den Baron Pron, durch Herrn Hümann und den Konteradmiral, welche alle drei nach persönlichem Ruhme und Auszeichnungen irgend welcher Art strebten. Der größte Vorwurf aller kaiserlichen Beamten gegen General Uhrich war dessen stillschweigende Zustimmung zur Ausrufung der Republik. Er handelte bei dieser Gelegenheit als Soldat, der nur sein Land kennt; man verzieh ihm aber nicht, daß er nicht als Parteimann gehandelt hatte, und wenn der Kriegsrat ihn allein von allen Generälen, die während des Krieges eine Belagerung ausgestanden, tadelte, so ist die Ursache dieser Handlungsweise in diesem Motive zu suchen. Aus demselben Grund schleuderte der Kriegsrat gegen unsere Bevölkerung jene Anklage der Feigheit, welche für mich den ersten Schlag bedeutete, den Frankreich meiner Anhänglichkeit zu ihm zufügte. Ein Land, welches imstande ist, durch den Mund einer seiner höchsten Behörden eine Bevölkerung, die sich für sein Wohl aufgeopfert hat, so zu behandeln, ist nicht würdig, daß man sich dafür hingäbe; Frankreich gab sich aber keine Rechenschaft darüber, daß es durch sein fortwährendes Tadeln, Beargwöhnen, Anklagen mit eigenen Händen die Bande lockerte, welche uns noch an unser früheres Vaterland knüpften.

Wir wußten in Straßburg, daß der General und der Präfekt seit den ersten vierzehn Tagen der Einschließung nicht in gutem Einverständnis lebten. Der General, welcher von Verwaltungsdingen nichts verstand, hatte es vernachlässigt, die durch die Bestimmungen über den Belagerungszustand vorgeschriebenen Maßregeln zu ergreifen. Er hatte den Präfekten handeln lassen. Dieser machte sich diese Untätigkeit zu nutze. Als der General zu reagieren versuchte, war es zu spät. Er konnte nicht mehr die Maschen des Netzes, welches die kaiserliche Polizei um ihn geworfen, durchreißen. Die Ankunft der Schweizer Abgeordneten war für ihn wie für uns eine Befreiung. Wie kommt es, daß man die merkwürdige Unregelmäßigkeit beim Empfang der Schweizer Delegierten nicht weiter beachtet hat? Sie drangen in eine belagerte Stadt ein; sie hatten den Gouverneur um Einlaß gebeten; er kannte sie aber nicht; ihre Beglaubigungsschreiben konnten falsch sein; nichts hinderte, daß sie in der Tat, wie die Behörden argwöhnten, wirklich deutsche Spione seien. Es wäre angezeigt gewesen, daß der General sie zuerst vor sich hätte erscheinen lassen, bevor er sie zu der Bevölkerung in Beziehungen treten ließ; er hätte sich mit ihnen verständigen müssen über das, was sie erzählen würden; er mußte ihnen, wenn er es für notwendig hielt, absolutes Stillschweigen auferlegen. Nichts dergleichen geschah. Die Delegierten wurden vom Gemeinderat empfangen und durften mit ihm verhandeln, ehe sie den Gouverneur überhaupt noch gesehen hatten. Diesem war es sicher nicht unrecht, daß die Nachrichten über die Niederlage von Sedan sich in der Bevölkerung verbreiteten; er hoffte gewiß auf die Wirkung, die sie hervorrufen und deren Folgen sich bald fühlbar machen würden, auf die Ausrufung der Republik und den Rücktritt der kaiserlichen Verwaltungsbehörden. Der General hatte übrigens nicht auf die Ankunft

der Schweizer gewartet, um uns, zwar sehr indirekt, in Kenntnis der Nachrichten zu setzen. Einer seiner Adjutanten, mein Vetter Schneegans, Hauptmann im Generalstabe, brachte mir eines Tages einen Stoß deutscher Zeitungen, in denen die Ereignisse erzählt wurden; diese Zeitungen wurden uns von den Parlamentärs von den Vorposten hergebracht. Ich hätte dem „Impartial", der Zeitung der Präfektur und Polizei, welche uns anklagte, alarmierende Nachrichten zu bringen, siegreich den Mund schließen können, und ich weiß nicht, was er geantwortet, wenn ich ihm gesagt hätte, daß ich diese Nachrichten vom Generalstab erhielt. Ich tat es nicht, da ich der Ansicht war, es sei jetzt nicht der Moment, Politik zu treiben. Die Verleumdungen des „Impartial" machten aber Glück; gar viele verschrieen uns als Preußen. Ich sah später in Bern einen aus Rastatt entsprungenen Kürassieroffizier, welcher sich in diesem Sinne äußerte und, da er mich nicht kannte, offen von diesen Angriffen sprach. Er war sehr überrascht, in seinem Unterredner gerade einen der „Verräter" zu finden, von denen es in seiner Einbildungskraft spukte, — und brachte mir, ziemlich verlegen, so daß ich merkte, daß er keineswegs überzeugt war, seine Entschuldigungen entgegen. Die Wahrheit sagen oder sie auch nur als solche annehmen, wenn sie unangenehm ist, das ist der erste Schritt zum Verrat.

In den letzten acht Tagen, als die Züge der Auswanderer die Stadt verließen, war die Haltung des Generals noch deutlicher. Eines Tages wohnte ich der Rückkehr der am Tage vorher abgefahrenen Kutscher bei; einer von ihnen, der ein verkleideter Bürger war, erzählte mir, was er die Deutschen hatte sagen hören: Frankreich habe keine Regierung mehr; Lyon pflanze die rote Fahne auf und weigere sich, der Regierung der nationalen Verteidigung zu gehorchen; der ganze Süden sei in einer Bewegung begriffen, welche föderative Regierungsform anstrebe; Frankreich gehe einer merkwürdigen Zerbröckelung entgegen. Der Platzkommandant, Oberst Ducasse, ging gerade vor der Metzgertorkaserne auf und ab; ich ging auf ihn zu, brachte ihm diese Worte wieder und fragte ihn, ob man etwas Derartiges im Generalstab erfahren habe. Er antwortete mir im bejahenden Sinne, — alles sei verloren. Am Abend hatte der Gemeinderat Sitzung. Der General sollte ihr beiwohnen. Ich erhob mich und fragte ihn, ob unsere Lage wirklich so verzweifelt sei. Er antwortete, die Nachrichten seien unglücklicherweise nur zu wahr. Und infolgedessen begann man über die Kapitulation zu verhandeln. Der General forderte uns gewissermaßen auf, einen Beschluß zu fassen, der ihn decken solle, oder in dem wir wenigstens die Verantwortung der folgenschweren Entscheidung mit ihm teilen würden. War der General damals über den Geist der Garnison und über gewisse Bewegungen unterrichtet, die sich in ihrem Schoße kundgaben? Ich weiß es nicht; ich sprach ihm später davon, in einer unserer Unterredungen. In der Garnison machte sich ein sonderbarer Geist geltend; ich habe nicht erfahren können, woher die Provokationen kamen; ich habe den Konteradmiral in Verdacht gehabt, den Präfekten, — aber ich habe keine Beweise. Tatsache ist aber, daß eines Tages Kablé mich aufsuchte und mir sagte, daß man ihn gefragt habe, ob er sich mit mir an die Spitze einer Bewegung stellen würde, die

den General seines Amtes entheben wolle. Zu welchem Zweck? habe er gefragt. Man hätte ihm geantwortet, man habe kein Vertrauen, man wolle das Kommando dem Obersten Blot übertragen; in seinem Regimente seien bereits alle Unteroffiziere gewonnen; die Gemeinen würden schon folgen. Kablé weigerte sich, ebenso wie ich selber; wir fragten uns aber, was sich unter diesem seltsamen Vorschlag verbarg, und ob wir es nicht mit einem Manöver der Polizei zu tun hätten. Indessen ließ der Geist, der in unseren Truppen herrschte, einen solchen Plan nicht unmöglich erscheinen. Die Demoralisation war vollständig. Diese Garnison hätte niemals einer Bestürmung der Stadt standhalten können; man hätte auch nicht an eine Verteidigung innerhalb der Stadt denken können.

Auch die Bevölkerung war rasch demoralisiert. Die, welche später behauptet haben, sie hätten nie die Hoffnung auf Frankreich verloren, und welche sagten, man müsse immer noch weiter hoffen, waren die ersten damals, welche sich zu der größten Entmutigung hinreißen ließen. Gar viele von ihnen hielten Reden, die sie heute als Verräterworte brandmarken würden. Später, als die Tore geöffnet wurden, änderte sich ihre Haltung unter dem Einfluß, der von Paris ausging. Sie wurden die wütendsten Chauvinisten und suchten überall selber nach Verrätern. Allmählich bin ich dazu gekommen, zu lächeln, wenn ich jemanden des Verrats anklagen höre, denn ich denke mir sofort, daß der Ankläger selber irgend eine Schwäche zu verbergen hat, die ihn eben dazu bringt, sich zum Ankläger aufzuwerfen.

Schon als die feindlichen Kanonen zu donnern aufhörten, machte sich innerhalb der Bevölkerung eine Bewegung in dem eben geschilderten Sinne geltend. Jeder verstand, daß das Schweigen der Geschütze die Kapitulation bedeutete, aber wehe dem, der es bekannt hätte! Diejenigen, welche Adressen zu Gunsten der Kapitulation unterschrieben hatten, liefen durch die Straßen und predigten den Krieg bis aufs Äußerste. Als einige von uns Gemeinderäten versuchten, die Stadt über unsere Lage aufzuklären, liefen sie ernstlich Gefahr, mißhandelt zu werden. So wurde Küß in der Nähe des Hôtel du Commerce bedroht; wir kehrten nach Hause zurück, um unsere Revolver mitzunehmen. Man hätte diese plötzlichen Schreier in große Verlegenheit gebracht, wenn man sie beim Worte genommen, wenn die Beschießung wieder begonnen und der General für die Nacht die Bestürmung angekündigt hätte. Aber in diesem Augenblicke offenbarte sich jene merkwürdige Heuchelei der Leute sich selber gegenüber, welche Frankreich so sehr schadete und im Elsaß das politische Leben vergiftete. Heute noch hört man nicht wenig Leute, welche, wenn man sie im Verlauf einer Diskussion über Frankreich und über unsere Zukunft in die Enge treibt, schließlich sagen: „Sie haben recht; ich bin im Grunde Ihrer Ansicht. Wir sind für Frankreich verloren, wir müssen uns ins Unvermeindliche schicken, — aber wir dürfen es nicht sagen." Und sie sagen es nicht, sie gestehen es nicht offen ein; im Gegenteil, sie erfüllen den Geist der Bevölkerung mit Lügen, diese Lügen verbreiten sich, und sie wissen, daß es Lügen sind, aber sie haben nicht den Mut, dagegen zu reagieren. Je älter ich werde, desto mehr wundere ich mich, zu sehen, wie dünn gesät die Leute sind, die den Mut einer persön-

lichen, eigenen Meinung haben, welche sie verfechten, und die sich stark genug fühlen, um sich über die Anklagen und Beschimpfungen ihrer Mitbürger zu erheben.

Diese Feigheit zeigte sich auch anläßlich der Vorgänge bei der Kapitulation, namentlich hinsichtlich der Haltung der Truppen beim Verlassen der Stadt. Ganz Straßburg war Zeuge der geradezu schändlichen Szenen gewesen, zu denen die Garnison Anlaß gab, als sie Straßburg verließ. Finis Poloniae, sagte sich ganz Straßburg, als es diesen furchtbaren Zusammenbruch mit ansah, — und am Tage darauf hatte ganz Straßburg vergessen, was es gesehen hatte, und nannte die Verräter, die es daran erinnerten.

Der Abgang der Garnison aus Straßburg war ein Skandal. Ich verstehe nur zu gut, daß Empfindungen tiefer Trauer sich der Männer bemächtigen, die sich dem Feinde ergeben müssen; aber das Unglück hat seine Würde, und besonders dann, wenn es nicht unverdient ist; dann trägt man es mit stoischer Ergebung. Was aber Straßburg verließ, das war kein Heer. Es war eine in Auflösung begriffene Bande von Landsknechten; trunken, in zerlumpten Uniformen, ihre Offiziere, ihre Fahne, den Sieger beschimpfend zogen sie einher. Zusammenbrechende Nationen haben derartige Heere. In diesem Augenblicke wurden wir dessen gewahr, daß nicht das Kaiserreich allein, sondern ganz Frankreich vor unsern Augen zusammenstürzte. Das Frankreich, welches uns so verließ, war nicht das Frankreich, welches wir zu lieben und zu achten gelernt hatten. Mögen meine Landsleute in sich gehen! Mögen sie sich erinnern an das, was sie damals empfanden! Auch die, welche die übertriebensten Verteidiger Frankreichs geworden sind, sprachen damals laut diese Gefühle aus.

Wo waren aber die Offiziere während des Abgangs der Truppen? Man sah sie nirgends. Die Soldaten waren sich selber überlassen, ohne Führung, ohne Zügel! Später, als ich die Armee Bourbakis in die Schweiz einrücken sah, bot sich mir dasselbe Schauspiel. Die Soldaten wankten trunken durch die Straßen, in langen Zügen, ihre Waffen zerbrechend, auf ihre abwesenden Führer schimpfend, der Regierung Verrat vorwerfend. Als ich, von einem unüberwindlichen Ekel erfaßt, mich abwandte und in eine entlegene Gasse einbog, um nichts mehr zu sehen und zu hören, gewahrte ich am Fenster einiger öffentlicher Häuser Zuavenunteroffiziere mit Dirnen im Arme. Ihre Leute lieferten sich gefangen dem Feinde aus, die Preußen hielten die Wälle besetzt, und *sie* vertrieben sich mit Dirnen die Zeit; ich rief ihnen zu, daß die Preußen einrückten; sie lachten mir höhnisch ins Gesicht.

Am selben Abend, als ein Bataillon Preußen den Finkweiler besetzte, wurde ich von den Offizieren gerufen, um ihnen über dies und jenes Aufschluß zu geben. Zwei Soldaten führten mich über die Brücke; während ich mit den deutschen Offizieren sprach, trat ein Zuave auf sie zu, seinen Fez in der Hand und bat die deutschen Soldaten um ein Almosen. Man warf ihm einige Sous, die er vom Boden auflas, zu. Die Offiziere aber wandten sich nach mir um, und ein hochmütiges Lächeln auf den Lippen sagte mir der eine: „Wir hielten das französische Heer für stolzer.“ Ich konnte nicht antworten. Ich erstickte.

Einer meiner alten Freunde, Piton, der Verfasser des „Strasbourg illustré“, der kurze Zeit darauf starb, war Zeuge ähnlicher Szenen gewesen. Er weinte eines Tages darüber und sagte mir: „Das ist nicht mehr unser Frankreich! Wenn wir wieder Franzosen werden sollen, muß sich dieses Land bis ins Mark verjüngen. Von einem solchen Frankreich will ich aber nichts mehr wissen.“

Nach Öffnung der Tore war aber die Stimmung in Straßburg eine ganz sonderbare. Zuerst hatte man nach dem Ende der Beschießung erleichtert aufgeatmet. Dann hatte aber der Anblick der deutschen Uniformen und ganz besonders die Überflutung der Stadt durch die deutsche Zivilbevölkerung die durch eine sechswöchentliche Belagerung geschwächten Geister ganz außer sich gebracht. Man begann dann, sich den merkwürdigsten und törichtsten Chimären hinzugeben. Es machte sich eine der seltsamsten pathologischen Erscheinungen geltend; während der Belagerung hatte das fiebernde Hirn der Bevölkerung nur einen Gedanken erfaßt: den Schrecken der Beschießung und die Hoffnung auf Befreiung. Nach Aufhebung der Belagerung dauerte die Krankheit fort; der Traum oder vielmehr der Alp, der auf der ganzen Bevölkerung gelastet, hielt sie noch weiter umfangen, nachdem der Schlaf aufgehört hatte. So konnte man zu verschiedenen Malen die seltsame Tatsache konstatieren, daß sonst ganz vernünftige Leute einem im Vertrauen mitteilten, der General Dumont sei mit 50 000 Mann vor Schlettstadt, gerade wie während der Belagerung; eines Tages lief das Gerücht um, daß Garibaldi auf Schiltigheim marschiere, und man sah Familien, die sich eiligst in ihre Keller flüchteten, indem sie die Befürchtung aussprachen, nun würden wohl die Franzosen die Stadt bombardieren.

Um diese Zeit, d. h. in den ersten Tagen des November, begann die öffentliche Meinung vollständig zu verwildern. Bis dahin hatten wir unter uns gelebt; die Eindrücke, die wir am Anfang des Krieges empfangen hatten, waren wach geblieben. Wir hegten die souveränste Verachtung für unsere Generäle, wir mißtrauten allem, was uns befehlen, regieren, retten sollte oder wollte; wir hatten die Empfindung, daß wir verloren seien, daß wir uns mit dieser Tatsache abfinden und wenigstens versuchen mußten, unsere elsässische Individualität zu retten. Diese Stimmung war so lange die maßgebende geblieben, als wir uns dem Einfluß der Nachrichten und der Gerüchte aus dem Innern Frankreichs entziehen konnten. Allmählich kamen aber Reisende durch das Großherzogtum Baden oder auf einem langen Umwege zu uns; sie brachten Zeitungen mit, und, was noch viel mehr sagen will, sie waren alle vom heißen Fieber erfaßt, das damals in Frankreich wütete. Man möge sich den Eindruck vergegenwärtigen, den diese Epidemie auf die durch die Beschießung geschwächten Geister ausüben mußte. Der sehr gediegene und würdige Patriotismus unserer Bevölkerung wurde plötzlich zu einem ganz wahnsinnigen Chauvinismus. Es war verboten, nur zu vermuten, daß ein Gamaschenknopf unseren republikanischen Heeren fehlte; es war verboten, die Ansicht auszusprechen, daß Frankreich verloren sein könnte, und daß der Krieg bis aufs Messer eine verbrecherische Tollheit sei; wollte man nicht als Ver-

räter gelten, so mußte man proklamieren, daß unsere Niederlagen nur durch Verrat verursacht seien, daß wir 200 000 Mann ausgezeichneter Soldaten an der Loire hätten, daß der Untergang des Feindes mathematisch sicher sei, daß Gambetta der Retter Frankreichs sein und bis Ende des Jahres die Preußen auf die rechte Seite des Rheines zurückgeworfen werden würden. Die öffentliche Meinung war vollständig tyrannisiert. Küß, Kablé, Klein, Eissen und einige andere Gemeinderäte und Beigeordnete versuchten mit mir, diesen Torheiten entgegenzutreten. Wir wurden sofort als Preußen verschrieen. Damals geschah es, daß der „Siècle“ gegen Küß einen Schmähartikel veröffentlichte unter dem Titel „Un cas de forfaiture“ (ein Fall von Pflichtvergessenheit). Ganze Stöße von Zeitungen mit diesem Artikel wurden nach Straßburg gesandt und in der Stadt verbreitet. Küß litt sehr unter diesem vergifteten Angriff, wenn er ihn auch verachtete, wie sein großer Charakter sich auch stets über derartige Gemeinheiten zu erheben wußte. Das war also der Dank Frankreichs! Unsere Häuser waren verbrannt, unser Hab und Gut dahin. In unseren Wohnungen waren preußische Soldaten einquartiert, während dort drüben in Frankreich die Bürger sich ganz ruhig am Kamin wärmten. Wir hatten unsere Pflicht als wackere Franzosen erfüllt, wir stritten dem Feinde jeden Fuß elsässischen Bodens ab, — und das war der Dank. So wurde unser Bürgermeister Küß von seinen Landsleuten jenseits der Vogesen behandelt.

Meines Wissens war dies das erste Mal, wo Frankreich gegen die Elsässer eine jener Anklagen schleuderte, welche sich später in so großer Anzahl wiederholen sollten. Ich gab mir damals noch nicht Rechenschaft über das Motiv dieses Angriffs; ich schrieb es dem persönlichen Hasse Engelhardts gegen Küß zu. Ich sah später ein, daß der nervösen Haltung Frankreichs uns gegenüber noch etwas anderes zu Grunde lag. Frankreich war durch den Verlust des Elsasses viel mehr in seiner Eigenliebe als in seinem Herzen verletzt. Es empfand die Annexion als ein seiner Würde zugefügtes bitteres Unrecht; zugleich hatte es wohl das Gefühl, uns gegenüber seine Pflicht nicht ganz erfüllt zu haben; und die Gewissensbisse ließen ihm keine Ruhe. Nun liegt es aber in der menschlichen Natur, sich gegen die Gewissensbisse aufzulehnen und namentlich gegen das, was die Gewissensbisse verursacht. Wie viel schöner, mochte Frankreich denken, würde sein Ruf sein, wenn es die Fiktion aufrechterhielt, daß es verraten sei! Da konnte es seine Hände in Unschuld waschen. Gerade so wie in Metz Bazaine die ganze Schuld zugeschoben wurde, konnte man ja auch in Straßburg Verräter suchen; es gibt nichts Bequemeres als einen Sündenbock.

Die krankhafte Stimmung Straßburgs im Spätherbst wurde nur noch schlimmer in den folgenden Monaten. Die ganze Politik löste sich in sentimentalen oder leidenschaftlichen Aufwallungen auf. Man liebte Frankreich, man haßte die Annexion; also waren die, welche sie für unvermeidlich hielten, Preußen. Wer den Glauben an Frankreichs Unbesiegbarkeit nicht hatte, war verloren. Und wenn wir von den Pflichten unserem kleinen Elsaß gegenüber sprachen, hieß es sofort: Es gibt kein Elsaß! Es gibt nur Frankreich! — Nun wohl! Aber wenn nun Frankreich verloren ist? — Es kann nicht verloren

sein! — Und wenn wir annektiert werden? — Wir werden es nicht! — So leugnete man frischweg alles Unangenehme, so wahrscheinlich es auch war.

Ich versuchte zu verschiedenen Malen, gegen diese Strömung anzukämpfen. Ich tat es namentlich in den Feuilletons, die ich an den „Nord" schickte, und in denen der „elsässische" Gedanke, die Notwendigkeit, für unsere elsässische Zukunft zu sorgen, besonders scharf zum Ausdruck kam. Küß, Kablé, Klein und noch viele andere teilten meine Ansicht. Als diese Feuilletons nach Straßburg gelangten, verursachten sie einen Sturm der Entrüstung unter allen denen, die später die chauvinistische Partei bildeten. Auch ich wurde ein Verräter genannt; und der Sturm wurde so heftig, daß ich an mir zu zweifeln begann und mir vornahm, mich für einige Zeit dieser Wahnsinnsatmosphäre zu entziehen. Ich fühlte, daß ich den Kopf verlieren würde, wenn ich da bliebe. Ich wandte mich nach Basel und nach Neuchâtel. Ich suchte meinen Freund Jean Macé auf, welcher sich nach Neuveville am Bieler See zurückgezogen hatte. Wir sprachen von unseren Pflichten. Er sagte mir, ihm schiene es, daß ich unter allen Umständen im Elsaß bleiben müsse. Ich antwortete ihm, daß wir dann auf unsere Pariser Freunde würden rechnen müssen, um uns gegen die zu verteidigen, die uns Verräter nennen würden. Er schwieg. Er fühlte instinktiv, wie schwer die Sache sei, und wie sehr die Verteidiger der „Renegaten" Gefahr laufen würden, selbst als Verräter zu gelten. Wir stiegen gerade den Abhang des Jura hinunter. Die untergehende Sonne vergoldete in der Ferne die Alpen, die Glocken läuteten im Tale. Macé war stehen geblieben und schaute auf die Ebene hinunter. Ich dachte an die Zukunft und sagte mir, daß sie voller Schmerzen sein würde. — „Das alles ist sehr schwer," sagte Macé, indem er sich umdrehte; „man muß aber der Stimme des Gewissens folgen — und in seiner Heimat, dem Elsaß, bleiben."

In Bern trat mir dieselbe Empfindung entgegen. Mein alter Freund vom „Bund", Tscharner, hatte in mir den Verfasser der Feuilletons des „Nord" erkannt. Er beglückwünschte mich deshalb. „Vergessen Sie aber niemals," sagte er, „daß Sie den Ausgang der Truppen aus Straßburg geschildert und gesagt haben, das Frankreich, welches Sie verließ, sei nicht mehr das Frankreich, welches Sie einst zu lieben gelernt hätten. Das wird Ihnen nie verziehen werden."

Als ich nach Straßburg zurückkehrte, war ich entschlossen, da zu bleiben. Ich hatte Zeit gehabt, mich zu sammeln. Ich sah klar meine Pflicht vor mir. Ich schrieb dann in mein Tagebuch die Zeilen, die ich später törichterweise vergaß: „Ich kehre beruhigt zurück. Macé ist vollständig meiner Ansicht. Unsere Pflicht ist in Straßburg. Wir müssen kämpfen pro aris et focis. Wir dürfen nicht unsere Mitbürger verlassen. Es ist zu bequem, zu fliehen und sich ins Trockene zu setzen, während die anderen, die es nicht können, den Preußen anheimgegeben sind. Ich bleibe!"

O hätte ich diese Worte nie, nie vergessen! — Aber in Straßburg fand ich leider wieder dieselbe Wahnsinnsatmosphäre, welche mich aus der Stadt getrieben hatte. Der Unverstand hielt die Geister vollständig umfangen. Man erzählte sich die törichtsten Dinge und glaubte fest daran. Wer darüber

lächelte, wurde exkommuniziert. Man sprach von den großartigen Ausfällen Trochus, von der Gefangennahme des Königs von Preußen, gerade wie ehedem von der Gefangennahme des Kronprinzen bei Wörth im Hagenauer Forst. Es waren dieselben Märchen, welche wieder auftauchten; nur die Personen hatten gewechselt. Man hätte denken sollen, daß die Armseligkeit der Erfindung schon allein hätte imstande sein können, den Leuten die Augen zu öffnen. Nein, sie glaubten daran, wie am Anfang des Krieges. Die ernste Lehre, welche die Beschießung mit sich gebracht, war dahin, ohne irgend welche Wirkung hinter sich gelassen zu haben. Man hörte am 15. November den Kanonendonner einer Schlacht bei Dorlisheim, wie man während der Belagerung die Geschütze des Generals Dumont bei Erstein hatte hören wollen. Man erzählte sich, die Preußen seien des Kampfes müde, die Truppen verlangten zurückzukehren, der König Wilhelm würde froh sein können, wenn er noch mit heiler Haut nach Berlin entkäme; wir würden Franzosen bleiben. Die Bierpolitik mit ihren Räubergeschichten, die man sich am Stammtisch mit gewichtiger Miene zuflüsterte, nahm in erschreckender Weise überhand. Man war wie trunken. Und wer nicht mittrinken wollte, der war verfemt.

Ich beging die Torheit, mich durch diesen wachsenden Chauvinismus einschüchtern zu lassen. Küß mahnte mich, ein Lächeln auf den Lippen, auszuharren und diesen Stürmen Trotz zu bieten. Wenn ich so alt gewesen wäre wie er, hätte ich der Stimme der Vernunft gehorcht; aber ich war jung. Der Gedanke, ich könnte als Verräter an meinem Vaterlande gelten, wurde mir unerträglich. Und doch fühlte ich, daß Küß recht hatte. Um allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, entschloß ich mich, in die Schweiz auszuwandern und für immer den großen, militärischen Nationen den Rücken zu kehren. Ich träumte von einer Neutralisierung meiner Tätigkeit, meiner Intelligenz, meiner Feder. Im Grunde folgte ich dem Triebe eines latenten Egoismus; ich opferte meine Pflichten Straßburg und dem Elsaß gegenüber meiner persönlichen Sicherheit und Ruhe. — Ich sollte im Jahre 1873 den Fehler, den ich 1870 begangen, schwer büßen. Solange noch der Krieg wütete, während der stürmischen Tage in Bordeaux auf der Nationalversammlung, in die ich dann gewählt wurde, während der ersten Zeit, die ich als Journalist in Lyon verbrachte — denn von der Schweiz war ich nach Frankreich zurückgerufen worden —, konnte ich den stillen Vorwurf, der mir am Herzen nagte, überhören. Aber als die Ruhe wiederkehrte, wurde die Stimme meines Gewissens immer lauter; sie ließ mir keine Ruhe, bis ich endlich in meine Heimatstadt zurückkehrte, zu meinen Verwandten, zu meinen Freunden, zur heiligen Stätte meiner Erinnerungen, zur Heimat, in der ich doch so fest wurzelte, wo ich allein leben konnte und leben mußte, und an welche mich die wirkliche Pflicht fesselte. Es waren schwere Jahre, die ich da durchmachte, Jahre furchtbarer innerer Kämpfe, aber auch heilsamer Lehren. Hätte ich mich nicht so schwer durchgerungen, würde ich nicht so ruhigen Gewissens und so sicher meiner selbst und meiner Pflicht in meine Heimat zurückgekehrt sein.

Mary Delany.

Ein Lebensbild aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Von

Marie von Bunsen.

IV. Delanys Gattin.

Fünfundzwanzig Jahre dauerte diese Ehe; so unerquicklich die erste war, so befriedigend verlief die zweite. Als sie dieselbe einging, wurde Mary noch zu den anziehenden, tonangebenden jungen Frauen gerechnet; als sie den Witwenschleier wieder anlegte, stand sie an des Greisenalters Schwelle.

Wie so oft bei Landschaften erscheint auch der mittlere Plan des Lebens leicht nüchtern und reizlos. Es fehlen die lebhaften Farben, die prickelnden Lichter des Vordergrundes, es fehlt die großartige Ruhe der Ferne. Mary Delanys mittlere Jahre waren nicht aufregend, wohl aber beglückend und nützlich für sie wie für andere. Delanys Besitzung, Delville, lag und liegt noch immer in hübscher Gegend unweit von Dublin. Stolz schilderte Mrs. Delany in ihren Briefen die Verschönerungen, welche unter ihrer Aufsicht in Haus und Garten vorgenommen wurden, zog ihr Heim „allen Palästen der Erde" vor. Meistens hatte sie Hausbesuch, denn ihr reges Freundschafts-bedürfnis überdauerte selbst den „Egoismus zu zweien" einer glücklichen Ehe. Den Verwandten ihres Mannes, den teilweise recht schlichten Nachbarn erwies sie dieselbe heitere Freundlichkeit als ehemals ihrem vornehmen Londoner Kreis. Oft beschreibt sie kleine Feste, bei denen sie noch mittanzte und der Dekan befriedigt zusah. Fein und richtig bemerkt sie: „Ich werde stets, wo es irgend möglich ist, gesellig leben und halte dies sogar für eine Pflicht. Man muß die Liebenswürdigkeit und gute Laune in regem Gebrauch halten, sonst verkümmern die guten Eigenschaften des Herzens, wie unbenutzte Glied-maßen." In Dublin besuchten sie Gesellschaften, Theater und Konzerte, sowie die damals aufkommenden philosophischen Vorträge. Trotz aller gelehrten und schöngeistigen Interessen unterschied der Dekan sich auch als Seelsorger vorteilhaft von den übrigen anglikanischen Geistlichen, besuchte fleißig seine Pfarrkinder, eine Ehre, welche diesen früher nie zu teil geworden war. Auch seine Frau bemühte sich, das Ihrige zur Linderung des chronischen „irischen

Notstandes" zu tun. Am Hof des Lord-Lieutnants erschien sie in irischem Seidenpoplin mit irischen Spitzen, ein Beispiel, das sofort nachgeahmt wurde und noch heutzutage am Dubliner Hof vielfach befolgt wird.

Der vor allem durch die Briefe an seinen Sohn bekannte Lord Chesterfield war damals Lord-Lieutnant. „Gestern," so schreibt Mrs. Delany ihrer Schwester, „wurden wir aufs Schloß befohlen und sehr freundlich und zuvorkommend empfangen. Sonst war niemand geladen, da, wie die Chesterfields meinten, sie uns allein und ungestört genießen wollten. Der Lord-Lieutnant war äußerst angeregt; nach dem Mittagsessen, welches kurz, aber vorzüglich war, wurde der Kaffee auf den Tisch gesetzt, und mein Dekan und Lord Chesterfield begannen ein höchst interessantes Gespräch über Dichter und über Literatur. Es gibt doch keinen größeren Genuß, als der Unterhaltung zweier hochbegabter Männer über anziehende Gegenstände zuhören zu dürfen."

Wer von uns wäre nicht auch gern dabei gewesen, wer von uns hätte nicht gern Chesterfields vollendete Formen bewundert! Beim Empfang wohl die üblichen Worte; doch, wie er einmal bemerkt, „alle sagen bei dergleichen Gelegenheiten ziemlich dasselbe, aber die Art und Weise macht den Unterschied aus, und dieser Unterschied ist groß". Er wird den „vernünftigen, gutgelaunten Ausdruck" aufgesetzt haben, den er als den einzig höflichen bezeichnet, „während Narren albern und süßlich lächeln", wenn sie in Gesellschaft erscheinen. Wie aufmerksam wird er, anscheinend, den Auseinandersetzungen des guten Dekan gefolgt sein, denn „nichts ist so roh verletzend und wird so schwer verziehen als Unaufmerksamkeit beim Gespräch". Mit bewußter Absichtlichkeit hat er sich diese berühmte tadellose Höflichkeit erworben: „Die kleine Rolle, welche ich in der Welt gespielt habe, verdanke ich weit mehr meinem leidenschaftlichen Wunsch, zu gefallen, als wirklichem Verdienst oder wirklicher Befähigung." Doch hatte er, einer der geistvollsten Köpfe seiner Zeit, „in der Jugend jene Kenntnisse gepflanzt, welche mir jetzt Zuflucht und Schutz gewähren". Nur trug er diese Kenntnisse „wie eine Uhr in einer verborgenen Tasche, zog sie nicht hervor und ließ sie nicht anschlagen, bloß um mit ihrem Besitz zu prahlen". Ein andermal sagt er: „Es ist weit richtiger, den Ton einer Gesellschaft anzunehmen als anzugeben;" so wird er gewiß bald mit dem sichersten Takt die Interessen des ihm noch unbekannten Delany herausgefühlt haben. Einigten sie sich innerlich über Literatur? Schwerlich pries Chesterfield bei dieser Gelegenheit Herrn von Voltaires Henriade als „das größte Epos der Welt," sprach vielleicht ein klein wenig anerkennender als sonst über Dante und Milton.

Chesterfield war einer der wenigen erfolgreichen Lord-Lieutnants von Irland, bezwang auch während seiner Amtsdauer die verhängnisvolle Leidenschaft zum Spiel. Einzelne Sitten dieses sonst äußerst zeremoniellen Dubliner Hofes muten uns sonderbar an. So wurde der „Jahrestag des irländischen Aufstandes" immer festlich begangen. „An diesem Tag," so schreibt Mary ihrer Schwester, „ist offenes Haus. Nachdem das Bankett vorüber ist, darf das Volk hereinströmen und alle Überreste der Mahlzeit wie des Nachtisches plündern. Du kannst dir den Tumult und das Gedränge vorstellen!"

Im Jahre 1745 erwähnen fast alle Briefe in besorgtester Weise die Schilderhebung des Stuartschen Prätendenten, die gefürchtete Landung der Franzosen, den drohenden Aufstand im eigenen Land. Aber obwohl die niederen englischen Klassen eine erstaunliche Gleichgültigkeit an den Tag legten und eher noch ein sentimentales Vorurteil für das alte Königsgeschlecht bekundeten, hatten in den oberen Klassen selbst die legitimistischen Tories sich in den neuen Kurs gefunden. Jedoch Marys Onkel, der extrem hochkirchliche Dekan von Durham, Denis Granville, „übertraf", wie von ihnen gesagt wird, „alle seine Zeitgenossen im bigotten Glauben an Jakob den Zweiten, und als der König von Gottes Gnaden entfloh, folgte er ihm nach St. Germain". Aber bei seiner Nichte waren diese Theorien einer schlichten Loyalität für die herrschenden Hannoveraner gewichen. Die Regierung unterdrückte mit brutaler Entschlossenheit die von vornherein keineswegs aussichtslose Empörung. Die Gefahr zog vorüber; den Tausenden von begeisterten, opferfreudigen Hochländern gereichte „45" zum äußeren Schaden und zum ewigen Ruhm.

Zwei Jahre später starb plötzlich Mary Delanys geliebte Mutter. Der Tod ereilte sie, während sie vor dem Schlafengehen betend am Lager kniete; mehr als einmal hatte sie den Wunsch geäußert, gerade in solchem Augenblick abgerufen zu werden. Mary schildert sie uns als „liebenswürdig, verständig, weltgewandt und durchaus vornehm. Die Schönheit ihres Antlitzes, die Würde und Grazie ihrer Erscheinung mußten in allen, die sie kannten, Achtung und Neigung erwecken." Eine stille Frau, verlebte sie ihre langen Witwenjahre in tiefer Zurückgezogenheit, spann kunstvolle, noch erhaltene Leinentücher und wurde zärtlich von ihren Kindern geliebt. Inniger als je schloß sich Mary Delany an ihre weit jüngere, seit kurzem verheiratete Schwester, Anne Dewes; deren Töchterchen Mary sollte ihre „Enkelin" sein, sollte in ihrem Leben die Stelle von Frau von Sévignés Pauline ausfüllen. Obgleich eine überaus treue Mutter, gab Anne Dewes, wie damals gebräuchlich, ihre Kinder in ein Bauernhaus zur Pflege, und von den damaligen diätetischen Ansichten gibt das erwähnte, aus „weißen Rüben und Buttersauce" bestehende Mittagsessen des ganz kleinen Kindes eine nicht allzu günstige Meinung.

Einzelne modernere Krankheitserscheinungen, wie Nervenzustände und Bleichsucht, kommen in diesen Briefen zwar weniger vor, wohl aber alle anderen erdenkbaren Übel, besonders häufig Wechselfieber, Pocken und Zahnschmerzen. In einem gleichzeitigen Brief an einen kräftigen jungen Mann werden Fieberanfälle als etwas in seinen Jahren ganz Selbstverständliches erwähnt. Daß barbarisches Aderlassen, die unglaublichsten Arzneien und zum Teil höchst unappetitliche Hausmittel dringend empfohlen werden, versteht sich von selbst.

Auf Schritt und Tritt erkennen wir den Unterschied zwischen damals und heute, und das Heute erscheint eher eine normale Entwicklung als eine Entartung. Allerdings klagte man damals nicht über Emanzipationsgelüste der jungen Mädchen, die Eltern befürchteten keinen plötzlichen Wunsch ihrer Töchter, „einen Beruf zu ergreifen", dafür ließen sich dieselben recht häufig von sittenlosen Männern entführen. Weit über ein Dutzend solcher Fälle, aus Mary Delanys eigenen Kreisen, beleben diese Seiten. Man war

nur dankbar, wenn sich alles durch eine erzwungene Heirat wieder „gut machen" ließ. „Die jüngste Tochter von Kaptän Johnstone," so schreibt Mrs. Delany um diese Zeit, „ein hübsches, erst sechzehnjähriges Mädchen, entfloh Freitag Nacht mit Sir Robert King, einem verderbten jungen Lebemann, der hier ansehnliche Güter besitzt. Am Sonnabendmorgen verfolgte sie ihr Vater, hielt eine Pistole an den Kopf des Kavaliers und schwor, ihn zu erschießen, wenn er nicht augenblicklich die Tochter heiratete, wozu sich der Betreffende, um nur mit dem Leben davonzukommen, hergab. Ein bereitgehaltener Geistlicher wurde gerufen, aber Sir Roberts Diener stürzten gleichzeitig herein, gaben ihrem Herrn Waffen und die Gelegenheit zur Flucht, welche er spornstreichs ergriff. Das verlassene Mädchen mußte mit dem Vater nach Dublin zurückkehren; am Sonntagmorgen ging sie, wie immer, mit den anderen zur Kirche und zeigte sich bei allen Gelegenheiten mit der größten Unverfrorenheit, als hätte sie sich auf das musterhafteste betragen."

Mit der größten Leichtigkeit wurden Heiraten vollzogen; die bequemste Gelegenheit boten die wegen Schulden eingesteckten Pfarrer im Londoner Fleet-Gefängnis. Ein Zeitgenosse schreibt: „Oft kam ich dort vorbei, an den Wänden klebte ein Plakat: ‚Hier wird man verheiratet,' und ein schmutziger Kerl belästigte mich mit der Frage, ob ich nicht hereintreten wolle, um mich zu vermählen. Da wartete auch der Pfaff, ein verkommen und verworfen aussehendes Subjekt, in zerfetzten Kleidern, mit hochrotem Gesicht, gern erbötig, einen jeden für Schnaps oder Tabak zu kopulieren." — „Im Fleet- und Marshalsea-Gefängnis," schreibt ein anderer, „wurden Daumschrauben und andere Foltern benutzt; die Lage der unbemittelten Eingekerkerten war namenlos entsetzlich. Vierzig bis fünfzig wurden nachts in einer nicht siebzehn Fuß langen und breiten Zelle zusammengepfercht. Fieber und Hunger verheerten die Reihen, so daß in einem Gefängnis oft acht bis zehn Todesfälle täglich vorkamen."

Was männlich sein wollende Frauen anbetrifft, ging man auch damals schon weit. In kürzlich veröffentlichten Papieren schreibt eine vornehme Dame aus London: „Lady Sussex und Madame de Mazarin haben insgeheim Fechtunterricht genommen und gingen neulich nach St. James Park mit Rapieren unter ihren Gesellschaftskleidern versteckt. Darauf machten sie einige schöne Gänge zur Bewunderung mehrerer zuschauenden Herren." „Fin de siècle", um das unhistorische Wort zu gebrauchen, war doch auch der berüchtigte „Höllenfeuer-Klub" unter dem Vorsitz des Herzogs von Wharton, oder die wo möglich noch anstößigere und gotteslästerlichere Vereinigung der „Franziskaner" unter der Leitung des Lord Sandwich. Zu dieser gehörte auch der durch seinen politischen Prozeß so bekannt gewordene Schmähschriftsteller Wilkes.

Im Verhältnis zum damaligen Hazardspiel verblassen selbst unsere schlimmsten Spielprozesse. Lord Laudersdale erwähnt den wahnsinnigen Einsatz von 5000 Pfund Sterling auf einer Karte; unmittelbar vor der versuchten Widerrufung der anti-katholischen Testakte einer parlamentarischen Haupt- und Staatsaktion, spielte Charles Fox, der politische Führer, zweiundzwanzig Stunden hintereinander und verlor 11000 Pfund. So konnte er allerdings einige Jahre später, als die Lotterien aufgehoben werden sollten,

im House of Commons überzeugungsvoll das Spiellaster bekämpfen. Öfters erwähnt Mrs. Delany ähnliche Verluste und nennt Whites, den noch heute bestehenden berühmten Klub, eine Höhle der Verderbtheit. Es wäre überflüssig, auf die bekannte durchgängige politische Korruption hinzuweisen. In diesen Briefen und Aufzeichnungen wird die Politik auffallend selten erwähnt, obgleich sie leidenschaftlich, ja sportsmäßig betrieben wurde. „Ein reges Parteigefühl," so sagt ein Geschichtschreiber, bemächtigte sich aller Stände. Alte und Junge, Arme und Reiche, Männer wie Frauen verwandelten sich in Politiker. Erörterungen über Staatsangelegenheiten fand man in Literatur und Religion, in Kaffeehäusern und Kirchen, in öffentlichen Vergnügungslokalen und selbst in den Straßenbelustigungen des Pöbels." Von all diesem Treiben tönt kein Ausklang herüber in die still=heiteren Delviller Tage. Die Frau Dekanin okulierte Rosen und Orangenbäume, beaufsichtigte und belehrte ihre Haushälterin, verschickte und erbat sich Rezepte. Wie sie in einem Brief an ihre Nichte bemerkt, sind „wirtschaftliche Kenntnisse für jede Frau, in jeder Stellung notwendig". Meistens war irgend eine Freundin bei ihr zu Besuch, öfters eine weit jüngere, denn, um wieder ihre Worte anzuführen: „Frauen sollten sich nicht im zunehmenden Alter von der Gesellschaft junger Leute zurückziehen; nur müssen sie natürlich ihre Würde bewahren, damit das junge Volk zu ihnen hinaufsieht und ihren Umgang sucht und pflegt." Oft erwähnt sie die harmlose jugendliche Geselligkeit in ihrem Haus, berichtet ausführlich über ein kleines Tanzfest, welches sie einigen Nachbarskindern gab. „Es waren sieben Paare, und ich habe niemals vergnügtere Tänzer gesehen. Zwei waren schon erwachsen, und um denen Gesellschaft zu leisten, wie zum eigenen Vergnügen, tanzten Mrs. Ham und ich über die Hälfte aller Tänze." Die Gäste waren um elf Uhr vormittags gekommen und tanzten mit kleinen Unterbrechungen bis sieben Uhr abends. „Dann mußten sie aufhören, und während sie sich abkühlten, spielte ich ihnen auf der Harfe vor."

Meistens teilten die Freundinnen ihre Interessen; gemeinsam zeichneten sie und malten, stickten und verwandten unendlich viel Geschmack und Geschick auf die damals so beliebten, uns kaltlassenden Muschelarbeiten. In Delville und anderswo legte Mrs. Delany kunstvolle Grotten an, schmückte Gartenhäuschen und beklebte Kandelaber mit meistenteils selbst gesuchten, sorgfältig zusammengestellten Muscheln. Oft las der würdige Hausherr den Freundinnen vor; eine ganze Reihe von Büchern, darunter ernste Geschichtswerke, werden erwähnt. Die Krone war ihnen Richardsons damals alle Herzen erschütternden, uns ungeniesbare Romane. „Nichts kann je sich mit Clarissa messen", schreibt Mrs. Delany in einem begeisterten Erguß, und dann wieder: ‚Sir Charles Grandison' ist eins der herrlichsten Bücher, das ich jemals gelesen. Leider gibt es nur sechs Bände; ich wollte, es wären mehr." Von Fielding, dem unsterblichen Verfasser des noch heute gelesenen, derb naturalistischen „Tom Jones" meint sie: „Miß Donellan und ich mögen ihn gar nicht. Delany will ihn nicht hören. Wenn nur Richardson wieder etwas veröffentlichen würde, um all diese Schriftsteller zu verdrängen." Man meint heutige Urteile zu vernehmen!

Wie begreiflich, teilte sie auch in der Malerei doch mehr oder minder den Geschmack ihrer Zeit, kopierte späte Raffaels, Correggios, Morattis, Carlo Dolces und Sir Peter Lelys süßlich-sinnliche Porträts. In der langatmigen Biographie[1]), auf der diese Skizze hauptsächlich beruht, verherrlicht die Herausgeberin, Lady Llanover (Marys Urgroßnichte und meine Großtante), das malerische „Genie" ihrer Ahnin. Diese Ansicht ist verblendet, Mary Delany war eine fleißige, begabte Dilettantin. Ihre Porträts zeigen eine geschmackvolle Auffassung, ihre Kopien waren musterhaft treu; ja, nach Ansicht ihrer Freunde „übertraf sie bei weitem die Originale", in den Landschaften gefällt die topographische Richtigkeit, und ihre Lieblingstiere, die Katzen, sind gar nicht übel gezeichnet. Am eigenartigsten und bedeutendsten ist sie aber, von den später zu erwähnenden Blumen abgesehen, in den noch zum Teil erhaltenen Stickereien. Mit hervorragendem stilistischen Gefühl und feiner Naturbeobachtung entworfen, führten ihre emsigen Hände sie mit der tadellosesten Sorgfalt aus. Ihrer Ansicht nach mußte die Stickerei einer wirklichen Dame unendlich geschmackvoller und eigenartiger sein als irgend eine gekaufte Aufzeichnung und ihre Säume und Nähte noch korrekter als die ihrer Jungfer. So wenig die Kunst, selbst durch den begabtesten Dilettantismus, gefördert wird, so wenig darf man den ethischen Nutzen verkennen. Mary Delany spricht bescheiden von ihrer Ausübung der Künste, aber sie selber wußte wohl am besten, wie viele trübe Stunden diese erleichtert, wie sie ihr häusliches und freundschaftliches Leben verschönert, ihren Gedankenkreis erweitert und veredelt hatten.

Auch ihre Lebenseinschnitte wurden, wie in jedem ausgedehnten Dasein, durch Grabsteine der Liebsten gebildet. 1761 starb die „Schwester ihres Herzens", Anne Dewes. Wir besitzen ihr von Mary gemaltes Bild; die lieblichen, etwas schwärmerischen Züge passen zu ihrem feinen Gemüt. In Wellsborne, der anziehenden, altmodischen Warwickshire-Besitzung, welche noch jetzt ihren Nachkommen, die deren Mädchennamen Granville führen, gehört, verbrachte sie ein ruhiges Leben. Nicht ohne Rührung lesen wir den unorthographischen Kondolenzbrief ihres Sohnes an seine jüngere Schwester. „Ich bin jetzt wieder auf der Schule und Du kannst Dir denken, daß ich meine Zeit in großem Unbehagen verbringe. Ich versuche gegen mein Unglück anzukämpfen und hoffe, daß Du dieses auch tust, denn dies wird unseren Papa freuen . . . Einer Deiner lieben Briefe würde mich sehr freuen; ich hoffte schon lange auf einen und hoffte, daß Du manchmal an mich denken würdest, da ich dieses auch tue . . . Ich bekam die Kiste, welche unsere geliebte Mutter kurz vor ihrem Tod für mich packte; alles kam richtig an. Wie gut sie war! Es war schrecklich, als der Leichenzug ankam. Der Sarg blieb einen Tag in der Halle stehen, wo ich den Mut hatte hinzugehen, um Abschied zu nehmen. Ich küßte die geliebte Leiche mehrere Male und wünschte ihr Segen. Ich hoffe, bald mit Papa nach Calwich (dem Landsitz seines Onkels Bernard Granville, dessen Erbe er war) zu

[1]) Autobiography and Correspondence of Mary Granville, Mrs. Delany. By Lady Llanover. London, Bentley. Six vols. — Mrs. Delany, A memoir by George Paston. London, Grant Richards. 1900.

kommen; es wird mir eine große Freude sein und meine große Trauer erleichtern. Bitte, antworte mir bald."

Mit der größten Liebe nahm sich die alte Mrs. Delany ihrer mutterlosen Nichte, Mary, an, stand ihr mit Rat und Tat zur Seite und führte sie nach einigen Jahren selbst in die Welt, da sie und der Dekan jetzt öfters nach London kamen. Bei dem Onkel in Calwich, in Derbyshire, machte das junge Mädchen Jean Jacques Rousseaus Bekanntschaft. Über ein Jahr, von 1766 bis 1767, lebte dieser auf dem Davenportschen Nachbargut Wootton, bis er sich mit dem Hausherrn überwarf und wieder nach Frankreich zog. Sonderbar scheinen seine dort geschriebenen „Confessions" in diese friedliche englische Landschaft zu passen, in die vornehme Ruhe des altmodischen Landhauses mit seinen Terrassen und alten Räumen, mit den Alleen und Brunnen im Park, von denen noch jetzt einige nach ihm genannt werden. Bernard Granville kam dieser anregende Verkehr sehr gelegen; er war ein gebildeter Weltmann und recht musikalisch. Eng mit Händel befreundet, verschaffte dieser ihm die noch jetzt bei seinen Erben befindliche Orgel; auf deren Tasten erging sich der gefühlvolle, unverheiratete Schloßherr in schwärmerischen Phantasien, oder, wie eine treue Haushälterin besorglich schrieb: „da sitzt er den lieben langen Tag und klimpert auf dem Dings herum." Viele von Rousseaus nachbarlichen Briefen und Billetts sind auf uns gekommen, doch, wie mindestens neun Zehntel aller Briefe, interessieren sie Außenstehende wenig.

Nur hin und wieder erhalten wir neben der wohlgesetztesten Artigkeit Einblicke in sein damaliges Leben: „Vous savez, Monsieur, que rien de ce que vous touche ne peut m'être indifférent; l'attachement que je vous ai voué s'est formé des liens qui sont votre ouvrage; vous vous êtes acquis trop de droits sur moi pour n'en avoir pas un peu donné sur vous, et il n'est pas juste que j'ignore ce qui vous intéresse si véritablement. Je devrais aussi vous parler de moi parcequ'il faut vous rendre compte de votre bien; mais je ne vous dirais toujours que les mêmes choses. Paisible, oisif, souffrant, prenant patience, pestant quelquefois contre le mauvais temps qui m'empêche d'aller autour des roches furetant les mousses et contre l'hiver qui retient Calwich désert si longtemps." Der jungen Mary Dewes, deren Augen aus einem verblaßten Miniaturbild noch heute frisch und lustig in die Welt schauen, zollte der „vieux berger", wie er sich nennt, Bewunderung und Phrasen: „Pour moi, je me souviendrai toujours d'elle, — cette manière pleine de grâce, dont elle accompagnait l'accueil caressant qui me faisait son cher oncle, et je conserve précieusement un joli travail de ses mains." Aber Mrs. Delany hielt „den Rousseau" für einen zweifelhaften, unheimlichen Menschen. Vor allem warnt sie ihre junge Nichte vor dem verfeinerten Gift seiner Ansichten. „Ich mißtraue der Vergötterung eines allgemeinen Tugendbegriffes, welches der Stütze einer Religion entbehrt . . . die einschmeichelnde Beredsamkeit, die Pracht der Sprache sind irreleitend, nur sehr klar mitteilende Menschen vermögen sich dem Zauber zu entziehen." Doch erkennt sie das altfränkische dieser Ansichten und entschuldigt sich bei einer Freundin wegen ihres eingerosteten Geistes, welcher all diese neuen Moden nicht mehr mitmachen könne.

Ein Jahr darauf, 1768, starb ihr Mann, endete das ruhige Glück dieser auf gegenseitiger Achtung und Sympathie beruhenden Ehe. Anerkennenswert, wenn auch zopfgeistlich erscheint uns die selbstverfaßte Inschrift auf seinem Grab: „Hier ruht der Körper eines orthodoxen christlichen Bekenners; er war ein früher und ernster Verteidiger der Offenbarung, soweit es in seinen von Gott verliehenen Kräften lag, ein beständiger und eifernder Verkündiger der göttlichen Gesetze, ein demütiger, unwürdiger Sünder."

V. Zwei Freundinnen.

Im achtundsechzigsten Jahr mußte Mary Delany einen neuen Lebensabschnitt beginnen. Scheinbar zu alt, um noch eine glückliche Zukunft vor sich zu sehen, trug sie dennoch ihr Leid in der einfachsten, ansprechendsten Weise.

Die verwitwete Herzogin von Portland, ihre intime Jugendfreundin, bei der sie oft zum Besuch war, mit der sie stets im lebhaften Briefwechsel gestanden hatte, lud sie jetzt zu längerem Aufenthalt nach Bulstrode ein. Dorthin brachte sie ihr frisches Leid und zog sich natürlich von jeder größeren Geselligkeit zurück; als es aber darauf ankam, ihrer spät aufstehenden Freundin eine Gefälligkeit zu erweisen, vertrat sie dieselbe jeden Morgen zum Frühstück und empfing mit der ihr eigenen formgewandten Liebenswürdigkeit die übrigen Gäste des Hauses. Die jetzt angelegte Witwentracht, ebenso einfach wie würdig, behielt sie bis an ihr Ende: ein weißes Häubchen mit schwarzem Schleier.

Die echteste Freundschaft verband die beiden Frauen; all die Jahre hindurch hatten sie Freuden und Sorgen geteilt, trotz anregender Charakterverschiedenheit hatten sie dieselben Interessen und verstanden sich beim halben Wort. Die Herzogin war eine leidenschaftliche Botanikerin; J. J. Rousseau hatte ihr in Wootton Moose gesucht und nannte sich „l'herbaliste de la Duchesse"; ihr Hauskaplan gab bekannte botanische Werke heraus, und auch von Mary Delanys siebzigjähriger Hand geschrieben finden sich lange Auszüge und Listen von Pflanzen. Im großen Park hausten die verschiedensten seltenen Tiere, und große Summen wurden auf wertvolle Versteinerungen, Kristalle und Mineralien verwandt. Jetzt ist diese ausgesprochene Beschäftigung mit der Natur einer der verbreitetsten und sympathischesten Züge des englischen Lebens; damals beschränkte es sich anscheinend nur auf die oberen Kreise. Lord Bute, der bekannte Staatsminister, Schwiegersohn der Briefschreiberin Lady Mary Wortley Montagu, war ein naher Freund des Hauses. Er veröffentlichte ein botanisches Werk in einer Auflage von zwölf Exemplaren; die Kosten beliefen sich auf 10000 Pfund. Auch damals bestrebten sich Engländer, das warme Naturinteresse mit religiösen Gründen gleichsam zu entschuldigen. „Man kann nicht die Mechanik des geringsten Wurmes betrachten, ohne den großen Schöpfer besser zu preisen und zu bewundern," — diese und ähnliche Wendungen finden sich oft. Hiermit waren aber keineswegs die Interessen der Hausfrau erschöpft; das Wohl und Wehe ihrer verheirateten Kinder wie ihrer Enkel nahm viel Zeit und Herzblut in Anspruch. Dann las sie eifrig philosophische Werke, besaß vorzügliche, teils ererbte, teils angeschaffte Bilder und Kunstschätze, kaufte

sich später die berühmte, jetzt im British Museum befindliche, nach ihr genannte „Portland-Vase“ und erfreute sich einer ausgesuchten Sammlung von altem Porzellan. Sie war eine berühmte Spinnerin, während sie — ein weißer Rabe der damaligen Gesellschaft — nie eine Spielkarte berührte.

Noch bis an den heutigen Tag haben sich die meisten jener großen Landhäuser, in denen Mary Delany so viel verkehrte, erhalten. Die Parkanlagen, die mit Familienbildern geschmückten Hallen, die reich und behaglich eingerichteten Schlafzimmer mit dazugehörenden Ankleide- und Dienstbotenräumen sind wenig verändert. Weniger als die noch jetzt dort wohnenden Nachkommen von Marys Verwandten und Freunden. Rasch, mit jedem Eisenbahnzug wechseln heute die damals so gemächlich sich einnistenden Besucher. Jetzt hat man auch weder Zeit noch Lust, sich um drei Uhr in vollem Staat zum feierlichen Mittagessen zu setzen. Sowieso reicht der Tag kaum für die an Damen wie an Herren gestellten mannigfachen Anforderungen. Da gibt es Armenpflege, Schulkommissionen, Volkskonzerte, Blumenausstellungen, Bazare, Temperenzvereinigungen und politische Versammlungen. Dann, neben der viel weitläufigeren Geselligkeit, Spazierengehen, Reiten, Radfahren, das Golf- und Tennisspiel. Fast all dieses fiel damals aus; auf dem Lande hatte man Ruhe und Zeit. Sie kam den Briefen zu gut, und wir haben ausgiebige Familienberichte. Mary Delanys Nichte verlobte sich mit einem Mr. Port, dessen schöne, malerische Besitzung Ilam nicht weit von der Besitzung des Bernard Granville lag. Es ist das Jahr 1770, die Zeit der Werther-Generation. Während Mary Delany die Gewähr ehelichen Glückes in „vernünftigen und passenden Anschauungen“ erblickte und es für wünschenswerter hielt, über als unter dem dreißigsten Jahre zu heiraten, schwärmt die kleine Mary Dewes in einem Briefe an ihren Bräutigam über den Mondschein, in welchem ververabredeterweise sie und ihr John zur selben Stunde schwelgen, bis die Stunde schlägt, in der sie dessen „erhabene Schönheit gemeinsam genießen“. Doch führte die von Mondstrahlen verklärte Verlobung zu keiner ungetrübten Ehe. John Port, sonst ein Durchschnittslandjunker, war den Karten ergeben; in einer Nacht verspielte er, einer Familientradition zufolge, sein Haus und Heim. Es ist längst in andere Hände gelangt; an der Stelle des vornehmen, weißen Landhauses erhebt sich ein getürmtes, neugotisches Fabrikantenschloß.

Doch die Zukunft sah keiner, und in Bulstrode richtete der jungen Braut die Herzogin eine fröhliche Hochzeit aus. Im Laufe der Zeit erschien das erste Kind, Georgina (meine Urgroßmutter, spätere Mrs. Waddington), und wieder umschloß das große, warme Gemüt der Mary Delany diese neue Generation, wieder übte sie den nachhaltigsten Einfluß auf eine so weit jüngere Verwandte.

In St. James's Place, dem auch heute recht unveränderten Mittelpunkte des damaligen vornehmen Londons, kaufte sie sich ein Haus, und während sie im Sommer nach Bulstrode zog, verlebte sie die Winterzeit hier. Noch steht das altmodische, backsteinerne Haus mit den steinernen Stufen, über welche so viele bekannte Menschen traten. Vielleicht im selben Kleid, in welchem Sir Joshua Reynolds sie in jenem berühmten Bild verewigte, erschien die schöne, tempera-

mentvolle Herzogin von Devonshire, deren Besuche Mary Delany manchmal erwähnt. Würdig saß diese an ihrem Kamin und betrachtete kopfschüttelnd den riesigen Federschmuck, die gewaltigen Reifröcke ihrer jungen Cousine; noch bedenklicher stimmten sie aber die Gerüchte ihrer Exzentrizität. Bei einer erbitterten Parlamentswahl hatte sie einen jungen Schlächtermeister durch einen Kuß ihrer roten Lippen zu Whig-Grundsätzen bekehrt, vielleicht wie die auch von Mary Delany mißbilligend erwähnte Herzogin von Northumberland von einem Fenster aus zu der Menge gesprochen. Allabendlich empfing die Hausfrau ihre Freunde und Bekannten. Es war kein Salon im klassischen Sinne, aber ein Kreis gebildeter, liebenswürdiger Menschen. Zwar werden die persönlichen und gesellschaftlichen kleinen Ereignisse, wie begreiflich, auf das eingehendste beleuchtet, nie jedoch stoßen wir auf böswillige Äußerungen, niemals auf Klatsch. Durch den Briefwechsel kennen wir die Gäste genau. Neben der intimsten Freundin, der Herzogin von Portland, erscheint die energische Gräfin Gower, welche erst mit zweiundsiebzig Jahren auf das Reiten verzichtete; unverkennbar ist ihr kurzer, nerviger Stil, ihre etwas drastische Sprache. Dann war die Honourable Mrs. Boscawen eine der getreuesten Korrespondentinnen; sie schrieb etwas weitspurig und liebte französische Brocken. Die Besuche des Malerfürsten, Sir Joshua Reynolds, werden öfters erwähnt. In früheren Jahren verkehrte Mrs. Delany mit Lady Mary Wortley Montagu, mit den Schöngeistern Mrs. Barbauld, Miß Chapone und Miß Carter, damals lauter bekannte Schriftstellerinnen, und jetzt war auch die plötzlich durch ihren Roman „Evelina" berühmt gewordene junge Miß Burney viel im Haus. Sie hat uns in ihren Aufzeichnungen manche interessanten, wenn auch nicht immer zuverlässigen Einzelheiten über diese letzten Jahre der Mrs. Delany hinterlassen. Ihren ersten Besuch in St. James's Place beschreibt sie folgendermaßen: „Mrs. Delany war allein in ihrem Wohnzimmer, welches ganz und gar mit selbstgemalten Bildern und selbstentworfenen Dekorationen geschmückt ist. Sie kam uns zur Tür entgegen. Sie ist immer noch hochgewachsen ... und hält sich sehr gerade." Dann kommt, wie fast täglich, die Herzogin von Portland. „Diese ist sehr liebenswürdig, vornehm, höflich, vernünftig und lebhaft. Nicht nur ohne Hochmut, sondern auch ohne übertriebene Zuvorkommenheit, dessen demütigenden Ersatz ..." Ein andermal erzählt ihr Tagebuch: „Abends kam Mr. (Horace) Walpole lustig, aber scharf, höflich, aber höhnisch und witzig-epigrammatisch ... Ich habe ihn niemals so fesselnd gesehen, denn er strengte sich bis auf das äußerste an, um meine liebe Freundin zu unterhalten, und sie nahm seine Versuche mit einer Anmut und Freundlichkeit entgegen, welche seinen Anekdoten doppeltes Salz verliehen ... Mrs. Delany war lebhaft, lustig, gutmütig und angeregt, als wäre sie erst achtzehn Jahre alt." — „Ihre frohe Laune erheiterte die ganze Umgebung," heißt es an einer anderen Stelle.

Eigentümlich berührt im Laufe jener Bände manche zufällige Erwähnung gleichzeitiger Ereignisse. Von Friedrich d. Gr. wird einmal gesagt: „Alle Welt bekommt den König von Preußen und all das Unheil, welches er bereitet hat, satt." Des öfteren wird bedauert, daß die aufständischen ameri-

kanischen Provinzen durchaus nicht einsehen wollen, wie weit besser sie daran täten, als ruhige Untertanen sich ihres Wohlstandes zu erfreuen. In knappen Worten wird das Struensee-Trauerspiel berichtet: „Man sagt, daß dem König Gift gegeben ist, welches seinen Verstand vernichtet . . . Beide sind gefangen; wer weiß, ob sie noch leben . . . Wenn ich noch etwas Gewisseres oder Näheres erfahre, will ich es noch hinzufügen . . . Heute früh kamen Besuche. Jetzt heißt es, daß der Arzt enthauptet ist, und daß man die Königin auf ein Schloß geschleppt hat und dort gefangen hält." Großes Aufsehen erregte der Bigamie-Prozeß, welcher in Westminster Hall gegen die Herzogin von Kingston geführt wurde. „Die Besorgnis, keine Eintrittskarten zu erhalten, der Jammer über das frühe Aufstehen, die Schwierigkeit, sich der abgehetzten Friseurinnen zu bemächtigen, der Ärger über das Verbot, bei dieser Gelegenheit hohen Feder- oder anderen Kopfputz zu tragen, all diese Staatsangelegenheiten wurden gestern in meinem kleinen Kreis lebhaft erörtert . . . Bernard (ihr Neffe) und Mrs. Boscawen trafen sich hier um sieben Uhr früh und fuhren zusammen nach Westminster. Kein Mensch ahnt, wie lange es dauern wird. Ich war standhaft und schlug einen Sitz in der Loge der Königin, wohin ich mit der Herzogin von Portland gehen sollte, aus. So begnüge ich mich mit meiner Ecke am Kamin." . . . (Am folgenden Tage.) „Alles dreht sich um den Prozeß der Herzogin von Kingston, — denn so muß man sie vorläufig noch nennen. Erst um sieben Uhr kehrten meine verhungerten Gäste nach zwölfstündigem Fasten zurück. Die Verhandlung war im höchsten Grad eindrucksvoll, und alle erdenkliche Pracht wurde entfaltet. Die Gefangene trat dezent und einfach auf, trug schwarze Seide und war von ihren zwei in Trauer gekleideten Damen begleitet." . . . (Später.) „Nach vieler Aufregung und den lebhaftesten Meinungsverschiedenheiten ist der große Prozeß beendet worden. Zur allgemeinen Befriedigung ist die schamlose Herzogin zu einer ebenso schamlosen Gräfin erniedrigt worden. Nie gab es eine meisterhaftere Schauspielerin! Garrick sagt, sie wäre ihm so weit über, daß er am liebsten ganz von der Bühne zurückträte. Als Pairin bleibt ihr die Brandmarkung der Hand erspart; ihr Gewissen muß sie strafen. Es war erstaunlich, wie sie es gestern zustande brachte, drei Viertelstunden zu reden, — aber die Mühe war vergebens."

Den berühmten Garrick kannte Mary gut und beschreibt, wie sie und die Herzogin von Portland ihn auf seiner Besitzung an der Themse besuchten. Das Haus nennt sie „ebenso originell wie geschmackvoll; . . . es sah aus, als müsse es einem Genius gehören." Nach Tisch gingen sie durch den Garten an den Fluß und tranken Kaffee im „Shakespeare Tempel", wo eine marmorne Statue des Lieblingsdichters und dessen authentischer Lehnsessel standen. Mary rühmt den weltmännischen Takt des Wirtes (ein andermal hatte sie ihn den elegantesten Tänzer genannt, den sie jemals gesehen). Seine Unterhaltung war sprudelnd und lebhaft; als die Enkelkinder der Herzogin herzukamen, gab er sich ebensoviel Mühe mit ihnen, entzückte die kleinen Gäste ebenso wie die Erwachsenen. Obgleich wohl zweifellos einer der größten Schauspieler aller Zeiten, wurde er, wie auch Mary erwähnt, sehr verschiedentlich beurteilt; manch weise Kritik fand vieles zu mäkeln, und gewisse Aussprüche über Eleonora Duse fallen einem unwillkürlich ein.

Oft und lange ist die Georgina Port bei ihr zu Besuch; stolz berichtet die Großtante, wie „rehgleich sie tanzt". . . . „Abends sitzt mein kleines Mädchen auf ihrem Stühlchen neben mir und arbeitet an ihrer Stickerei; um neun Uhr küßt sie mich, macht der Gesellschaft eine tiefe Verbeugung und verschwindet." Die Verbeugungen jener Zeit erscheinen uns umständlich und zeitraubend. Lady Llanover berichtet hierüber aus mündlicher Überlieferung: „Man betrat das Zimmer in streng aufrechter Haltung, mit eingedrücktem Kinn, machte an der Tür eine Verbeugung, näherte sich dann der vornehmsten Persönlichkeit, verneigte sich tief und allmählich und erhob sich langsam und graziös." So hört man gern, daß die Kleine in ihren Mußestunden auch mal mit der vertrauten Jungfer „herumraste"; wie das damals öfter vorkam, war diese eine Pfarrerstochter.

Marys erziehliche Talente wurden wohl allgemein geschätzt; auf den Wunsch der Herzogin von Portland schrieb sie deren ältestem Sohn, als er nach Oxford ging, einen pädagogischen Brief. Etwas verschnörkelt in der Form, führt sie ansprechend aus, wieviel „Ehrenschulden" ihn bereits beladen, Schulden, die er den Eltern, der Universität, den Untergebenen, dem Vaterland und dem Schöpfer im Laufe seines Lebens noch abtragen müsse. Daß die gute Dame nicht asketisch war, wußten ihre zahlreichen jungen Freunde am besten. Ausdrücklich schreibt sie ihrer Großnichte: „Man kann nicht zu viel harmlose Zerstreuungen und Vergnügungen haben, solange sie einen nicht von den übernommenen Pflichten abspenstig machen." „Ein Zügel muß sein," rät sie einer Mutter, „aber einer aus Seide." Für den Gebrauch der Georgina verfaßt sie ein Schreiben, in welchem sie ihr eine Freundin warm empfiehlt. „Diese Freundin heißt Anstand. Sie ist bescheiden und natürlich, immer bereit, auf alles zu achten, wodurch die Formen geschliffen werden. Anstand wird Dich lehren, wie, falls Du in der großen Welt leben solltest, Du Dich schön und ausgesucht kleidest, wenn aber Sparsamkeit geboten wird, wie Du diese mit Geschmack verbindest. Durch jene Freundin erreicht Dein Benehmen die vollkommene Anmut und Leichtigkeit, welche sich weit von jeder Unnatur und Geziertheit entfernt." Alle Rokokoverbeugungen und -Förmlichkeiten waren ihr, deren Benehmen so berühmt war, nur der selbstverständliche, geschmackvolle Einband, welcher den allein wesentlichen Inhalt zweckmäßig beschützte und erhielt. Weder früher noch später sind Freundschaften und freundschaftliche Briefe so gepflegt worden wie in dieser Zeit; aber wie sorgfältig werden die konventionellen Formen in Briefen bewahrt! Selbst an die kleine Georgina unterschreibt sich die Großtante „Deine ergebene Dienerin". Wir können die allmähliche Vereinfachung des Briefstils leicht in diesen Bänden verfolgen. Im Jahre 1723 schrieb der Onkel Lansdowne an Mary Pendarves „Madam" und „Your most obedient and humble servant". (Beiläufig gesagt, ist diese Floskel noch heute die der Königin seitens aller Untertanen zukommende Form, wie auch die von Dienstboten ihrer Herrschaft gegenüber allein gebräuchliche.) Im Jahre 1786 erscheint zum erstenmal die von einer weit jüngeren Frau angewandte, noch heute, nach über einem Jahrhundert, üblichste Briefform: „Dear Mrs. Delany . . . Believe sure, dear Mrs. Delany, most affectionately Yours N. N."

In ihrem vierundsiebzigsten Jahr begann Mary eine neue künstlerische Arbeit. Zufällig lag vor ihr auf dem Tisch ein rotes chinesisches Stück Papier neben einer roten Geraniumblüte. Immer eine geschickte Silhouettenschneiderin, nahm sie eine Schere, schnitt die einzelnen Blumenblätter aus, darauf den Kelch, die Staubfäden und Blätter in verschiedenfarbigem Papier und klebte alles sorgfältig auf einen schwarzen Grund. Als ihre Freundin dazukam, glaubte diese eine zweite wirkliche Blume daliegen zu sehen, und nun begann die alte Dame wohlgemut alle erreichbaren Blumen wiederzugeben. Man muß die als kostbare Familienreliquien aufbewahrten jetzt dem Britischen Museum vermachten Blätter gesehen haben, um es zu glauben. Aber diese aus freier Hand geschnittenen Blumen und Blätter sind nicht nur, wie Sir Horace Walpole in seinen „Anecdotes of Painters" sagt, „beispiellos genau und treu", so daß bekannte Botaniker sie für maßgebend richtig erklärten, sondern auch vermöge ihrer feinen Modellierung, ihres empfundenen Umrisses, ihrer tadellosen Verkürzungen und mannigfaltigen Licht- und Schattenwirkungen eine wirklich künstlerische Leistung. Mrs. Delany verschaffte sich eine unbegrenzte Menge der verschiedensten Töne, benutzte verschossene chinesische Papiere, ausgeblichene Tapeten, um die feinen Übergänge zu erzielen, und erreichte oft, so unwahrscheinlich es klingen mag, den Glanz der Natur. Eifrigst vollendete sie Blatt auf Blatt, ordnete sie und schrieb auf die erste Seite der Sammlung einige Strophen. In diesen preist sie die Stunde, welche ihr eingab, auf diesem blumigen Pfade andachtsvoll die Schöpferkraft zu betrachten und dankbar die göttliche Hand zu preisen. Im Jahre 1782 hatte sie beinahe das tausendste Blatt vollendet, als ihre Augen nicht mehr den rastlosen Feenhänden zu gehorchen vermochten. Sie schloß mit einem Gedicht. Die Zeit ist gekommen, nicht länger kann sie mit den herrlichen Blumenformen ihre Stunden beglücken. Sie bittet um Segen und Hilfe, um die Niederlegung dieser so liebgewordenen Arbeit mit Ergebung zu tragen. Begreiflicherweise erregte diese Blumensammlung allgemeines Aufsehen. Wenn Georg III. mit der Königin Charlotte, allen Prinzen und Prinzessinnen und großem Gefolge von dem unweit gelegenen Windsor in Bulstrode vorsprach, mußten die letzten Blätter hervorgeholt werden. Aus den schon damals berühmten königlichen Kew Gardens, dem jetzigen botanischen Garten, wurden ihr alle neuen oder seltenen Pflanzen geschickt.

Immer häufiger wurden diese nachbarlichen Besuche der königlichen Familie. Schließlich beliebte diese, die Herzogin zu überraschen, unangemeldet und ohne Begleitung bei ihr zu erscheinen und erließ der würdigen Dame die sonst unausbleibliche Förmlichkeit, sich am nächsten Morgen nach dem Befinden der Herrschaften persönlich zu erkundigen.

Einen hübschen Einblick in das Leben in Bulstrode gewährt das Tagebuch einer frischen, jungen Hofdame. Sie hieß Miß Hamilton und war die Nichte des mit Goethe und Winckelmann befreundeten Gesandten in Neapel Sir William Hamilton, dessen berühmt schöne spätere Gattin Lady Hamilton nur zu unlöslich sich mit Nelsons Namen verknüpft. Miß Hamilton war im Jahre 1784 bei der Herzogin zu Besuch. Mit kindlich warmer Begeisterung

nennt sie Mary Delany „diese ehrwürdigste und angenehmste aller Frauen“ und bittet dieselbe, sie auf Mängel in ihrem Betragen, ihren Ausdrücken und ihren Formen aufmerksam zu machen. Augenscheinlich wollte die alte Dame dies anziehende junge Mädchen gern an ihren Neffen verheiraten, und harmlos plaudern die Tagebuchseiten dies aus. „Während unseres Spazierganges sprach Mrs. Delany nur von Mr. Dewes, nannte mir sein Einkommen, beschrieb sein Haus, seine Lebensgewohnheiten und seinen Charakter.“ Ein anderes Mal heißt es: „Ich beantwortete in ihrem Namen einen Brief an Mr. Dewes. Dieses verursachte viele Heiterkeit, da ich mir die Freiheit nahm, in übermütigem und neckendem Ton zu schreiben.“ Dann wieder: „Sie sagte mir ihre Ansicht über meinen Charakter. Ach, wenn ich diese Meinung nur verwirklichen könnte und so wäre, wie sie mich wähnt! Dann sprach sie von meiner Zukunft und von der nötigen Versorgung und erzählte mir, wie mein künftiger Gatte sein müßte, und sehr deutlich erkannte ich das Bild, welches ihr vorschwebte.“ — Wir wissen nicht, weshalb dieser Plan sich zerschlug; das Jahr darauf heiratete Miß Hamilton einen anderen. — Weiter heißt es: „Die Herzogin schickte, wie gewöhnlich, um anzufragen, ob ich reiten wolle. Der Morgen war himmlisch, die Sonne schien, und ich hatte einen herrlichen Ritt.“ Darauf liest sie im Modebuch des Jahres „Evelina“ von der bereits erwähnten Miß Burney und läßt sich zu dem um vier Uhr stattfindenden Mittagsessen frisieren. Mit Ausnahme des Kaplans sind nur die unzertrennlichen alten Freundinnen zugegen, und mit Vergnügen lauscht sie den Geschichten aus vergangener Zeit. „Das Gespräch kam auf die berühmte Herzogin von Marlborough; obgleich der Verlust ihrer Enkelin, der Herzogin von Bedford, sie zerschmetternd traf, schickte sie am Tag nach deren Tod, um alle die von ihr geschenkten Juwelen zurückzuverlangen, sie wären ihr ja nur geliehen gewesen. Hierauf erinnerte man sie an ihre eigenen Worte, sie würde den Schmuck niemals zurückfordern, falls sie nicht noch einmal bei Hofe tanzen wolle. Worauf ihre Antwort: ‚Gott verdamme mich, wenn ich das nicht auch zu tun gedenke!‘ Dann aber ergab sie sich wieder dem leidenschaftlichsten Schmerz. Oft lag sie lang auf den Boden hingestreckt, sodaß eine sie besuchende Dame, welche es der Herzogin von Portland erzählte, im dunkeln Zimmer fast über sie stolperte. Sie sagte, sie bete und läge auf dem Boden, da sie zu sündhaft sei, um zu knieen. — Als ihr Sohn, ein vielversprechender junger Mann, plötzlich starb, war ihre Verzweiflung grenzenlos; ihre Eitelkeit war verletzt, alle ihre ehrgeizigen Zukunftspläne zerstört. Zur Buße und zum Zeichen der Trauer verkleidete sie sich als Bettlerin und saß so unter dem Bettlervolk in den (noch heute sich grau und morsch erstreckenden) Klostergängen der Westminster-Abtei. Die Herzogin von Portland erzählte, daß ihr eigener Mann, der damals die Westminster-Schule besuchte, sie öfters in diesem Zustand gesehen hätte. Sie (die Marlborough) sagte, in den Himmel würde sie ganz gewiß kommen, und da ihr Ehrgeiz sie nicht jenseits vom Grab verlassen würde, werde sie auch sicherlich dort einen Ehrenplatz erlangen. Viele andere Anekdoten wurden erzählt, und die Herzogin zeigte uns einige Briefe aus der Zeit der Königin Anna, welche Marlborough und Bolingbroke

an ihren Großvater gerichtet hatten. Die von Lord Bolingbroke waren geistreich und zynisch und voller Schmeicheleien. Mrs. Delany sagte, sie erinnere sich seiner deutlich. Er wäre sehr schön, stattlich und gewandt gewesen." — Darauf zog man sich in seine Zimmer zurück, bis gegen acht der oberste Haushofmeister den Tee meldete und nach diesem ein jeder am eigenen Tischchen beim Schein der Wachskerzen sich mit Sticken und Zeichnen beschäftigte oder die kostbaren Sammlungen besah. Ganz modern oder von unserem heutigen Standpunkt aus „altmodisch"-sentimental sitzt dann ein anderes Mal die junge Hofdame in der von Mrs. Delany angefertigten Muschelgrotte. „Ich genoß die friedliche Ruhe der Umgebung und dachte an alle, die ich liebe, und an alle, deren Freundschaft mir so wert ist." — Dann holt die vierundachtzigjährige Greisin sie, geht längere Zeit mit ihr im Park, freut sich an allen seltenen Tieren und Pflanzen, erzählt aus ihrer Jugend, über Swift und Vanessa und Stella, gibt ihr Ermahnungen und Ratschläge, welche Miß Hamilton gewissenhaft in ihr Tagebuch einträgt.

VI. Ausklingen in Windsor.

Im Jahre 1785 starb die Herzogin von Portland, löste der Tod die innige Freundschaft. Das Greisenalter lastete auf Mary, umschleierte ihre Augen, hemmte ihren Schritt; trotz alledem waren die ebbenden Jahre reich und keineswegs freudlos. Die von Augenzeugen „engelhaft schön" genannte Georgina Port lebte fast immer bei ihrer vergötterten Großtante, schmückte deren Dasein und Haus mit ihrer erblühenden Jugend. Fünfundachtzig Jahre alt, erfreute Mary Delany sich noch bei der großen Händelfeier in Westminster-Abbey an der herrlichen Musik wie an der Apotheose des lieben, vorangegangenen Freundes; noch spannen ihre welken, aber unermüdlichen Hände, noch wurde sie in St. James's Place nicht nur von alten, sondern auch von neuen Freunden allabendlich besucht, noch schrieb oder diktierte sie zahllose Briefe.

Schon seit mehreren Jahren war sie der königlichen Familie näher getreten; da nach dem Tode der Herzogin die quasi nachbarlichen Besuche in Bulstrode aufhörten, wollten die Majestäten den ihnen liebgewordenen Verkehr mit dieser anziehenden Greisin nicht missen. Sie überwiesen ihr ein Haus in Windsor und baten sie, dort während des königlichen Aufenthalts, also während mehrerer Monate im Jahr, zu wohnen. Da die Kosten einer zweiten Haushaltung etwas schwer auf Mrs. Delany gelastet hätten, ließen sie ihr in der taktvollsten Weise eine Entschädigung zukommen; um jeden Schein einer Unterstützung zu vermeiden, brachte Königin Charlotte halbjährlich, bei Gelegenheit eines freundschaftlichen Besuches, die Banknoten in ihrem Taschenbuch mit. Der König überwachte selber die Instandsetzung des stattlichen Hauses, welches vollständig eingerichtet und mit Vorräten versehen wurde. Ihre Ankunft in Windsor beschreibt sie in einem Brief: „Etwa acht Uhr abends kam ich hier an; Seine Majestät war im Haus, um mich willkommen zu heißen. Ich sank ihm zu Füßen, unfähig, ein Wort zu reden." — Etwas byzantinisch

erscheint dies uns, keineswegs jener Generation. Selbst Königin Charlotte, selbst ihre unglückliche Nachfolgerin, die Prinzessin Karoline, knieten bei der ersten Begegnung vor ihrem erlauchten Gemahl. — „Er richtete mich auf, begrüßte mich und sagte, er wolle mich nur bitten, alles zu verlangen, was noch irgendwo fehle, um das Haus so bequem und angenehm wie möglich zu machen, worauf er dann ging. In der Tat fehlte nichts; alles ist hübsch und geräumig und der Garten grenzt an den Ihrer Majestät. Diese kam am nächsten Tag; ich lahmte etwas und konnte nicht zur Haustür hinunter, aber die Königin kam herauf. Die Begegnung ergriff uns beide; sie weiß ja, was ich verloren habe." — Seit dem Tode der Herzogin hatten sie sich nicht gesehen, und wie Miß Burney schreibt, meinte Mary Delany: „Man versichert mir immer, ich würde mit zunehmendem Alter weniger empfinden, aber das ist bei mir nicht der Fall." — „Nachdem wir uns gesetzt hatten, denn darauf besteht sie immer, dauerte es einige Zeit, ehe wir reden konnten. In der wärmsten Weise wiederholte sie ihren wie des Königs Wunsch, alles zu tun, um mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten; alle Förmlichkeit sollte beiseite gelassen werden; sie erhofften einen ganz freundschaftlichen Verkehr." Eine ihrer Korrespondentinnen neckte Mary Delany mit den früher so ausgeprägt legitimistisch-jakobitischen Neigungen der Granvilleschen Familie; sie bezweifelt lebhaft und wohl mit Recht, ob irgend ein Stuart sich so gütig und taktvoll benommen hätte.

Wie auch auf dem Festland wehte am englischen Hofe ein neuer Geist; statt der früheren, selbstverständlich erscheinenden Sittenlosigkeit gab Georg III. das Beispiel einer musterhaften Ehe. Königin Charlotte war eine Mecklenburg-Strelitzer Prinzessin, und der Gegensatz zwischen ihrem stillen Strelitz, ihrem rührenden Mirow und dem gewaltigen London und prachtvollen Windsor fällt dem, welcher diese so verschiedenen Stätten besucht hat, ein. Sie war gar nicht hübsch, aber freundlich und gefühlvoll. Der Brief, welchen die junge Prinzessin an Friedrich den Großen zu Gunsten des Friedens schrieb, soll Georg III. bei der Brautwahl beeinflußt haben. Winckelmann nennt sie „eine Dame von erhabenen Eigenschaften, die beständig liest und eine wahre Patriotin ist"; Kästner machte auf sie die Verse:

Stolz fühlt Germanien bei ihr:
Der Brite hat sie doch von mir.

In Wirklichkeit war sie wohl herzensgut, aber unbedeutend, äußerlich wie innerlich ein häufiger Typus der deutschen Frau. Eigentümlich berührt uns ein Kunsturteil aus einem Gespräch mit Mary Delany, welches Miß Burney weihevoll überliefert: „Mögen Sie ‚Werthers Leiden'?" fragte die Königin. „Es ist recht schön geschrieben, aber ich kann es nicht ausstehen . . . ein schlechter Mensch hat es aus Rache verfaßt."

In ihren Briefen beschreibt Mary oft die gemütlichen Abende, welche sie im engsten Kreis der königlichen Familie verbrachte. Da saßen sie alle um einen großen Tisch, beschäftigten sich mit Zeichnen und Handarbeiten. War die jüngste Babyprinzeß nicht auf dem Schoß einer der älteren Schwestern, so schäkerte der Vater mit ihr auf dem Teppich. Im Nebenzimmer spielte

eine Kapelle; der König, welcher, sonst ein recht nüchterner Mensch, Musik verstand und liebte, bestimmte die Auswahl der Stücke. Mehrmals wöchentlich trank die königliche Familie den Tee bei Mary Delany, und Miß Burney beschreibt einen solchen „formlosen" Besuch des Königs. „Die Etikette verlangt, daß bei seinem Eintreten alle zufällig Anwesenden sich in die äußersten Zimmerecken zurückziehen. Dann geht Miß Port rückwärts hinaus, um mehr Wachskerzen zu holen und stellt diese auf Tische und Klavier, geht wieder hinaus und holt den Tee, welchen sie dem König reicht. Während Majestät diesen zu sich nimmt, wartet sie in ihrer Ecke, nimmt darauf seine Tasse und holt eine frische Portion." Mit Ausnahme der alten Dame stehen alle die ganze Zeit über, haben aber, falls sie angeredet werden, das Recht, die Majestät nach dem Wagen zu begleiten. Oft kommen die Prinzessinnen und spielen Mrs. Delany vor; die Königin überrascht sie wohl mal beim Mittagessen, setzt sich zu ihr und erbittet sich das Rezept der eben aufgetragenen Apfelsinenspeise. Der Brief einer gleichzeitigen Dame meldet, da es den Anschein hätte, als könnten die Majestäten nicht einen Tag ohne Mrs. Delany existieren, wäre sie eingeladen worden, dem Hofe nach Kew zu folgen.

Aber Entzückungen über königliche Gnade langweilen bekanntlich alle Nichtbetroffenen, und die etwas ekstatische Bewunderung der Allerhöchsten Gespräche, die schwärmerische Dankbarkeit, mit welcher sie jede geringste Allerhöchste Freundlichkeit erwähnt, berühren etwas seltsam bei einer Mary Delany. Doch lag diese hochgradige Loyalität in der damals schon von Revolutionsbangen erschütterten Luft, wurde durch die schlichte Herzensgüte des königlichen Ehepaares ergiebig genährt. Noch ganz andere Verhimmelungen der „Herrschaften" erscheinen in gleichzeitigen Briefen. So schreibt ein intelligentes, junges Mädchen aus vornehmer Familie ihrer intimen Freundin, der Georgina Port . . . „Nein, daß die Königin wirklich vor hat, dir eine Häkelnadel zu schenken! Von Herzen teile ich deine Freude und bin großmütig genug, mich ebenso darüber zu freuen, als ob ich selber so ausgezeichnet worden wäre. Sage, bitte, der lieben Mrs. Delany, daß, als Mama neulich in der Kapelle vom König angeredet wurde, er noch einmal zurückkehrte, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Ich glaube, das war die Arznei, welche meinen Husten heilte! . . . Eine meiner größten Freuden sind die Bilder des Königs und der Königin, vor denen ich täglich stehe. Ich glaube wirklich, es macht einen besser, auch nur die äußere Hülle solcher Seele zu betrachten. Ach, was sehne ich mich danach, sie selber wiederzusehen! Fast beneide ich dich um dieses Glück."

Weder früher noch später hat sich der freiheitsstolze John Bull so frenetisch für das Herrscherhaus begeistert. Immer von neuem wurden die Windsorbürger vom Schauspiel, welches sich täglich auf der Schloßterrasse abspielte, ergriffen; zu den Klängen der Musik ging dort die ganze königliche Familie langsam auf und ab, erst die Prinzessinnen, je zwei und zwei nach dem Alter, dann das freundlich strahlende Elternpaar. Als der Hof nach Weymouth zog, um die damals eben aufkommenden Seebäder zu benutzen, trug jeder Arbeiter, jeder Fischer, jedes Kind einen Zettel mit „God save the King" auf der Mütze.

Der König konnte sich nicht sehen lassen, ohne mit lauten Hochrufen begrüßt zu werden, und als er zum erstenmal seiner Badekarre entstieg und den umfangreichen königlichen Körper in das Wasser tauchte, erschollen aus der benachbarten Karre die Klänge einer versteckten Kapelle, welche mit betäubender Begeisterung die Nationalhymne spielte.

Sehr charakteristisch ist der guten Mary Delany Herzensfreude über die Ernennung der Miß Burney zur Kammerfrau der Königin. Einige Leser werden sich vielleicht erinnern, mit welchem Hohn Macaulay in seinem Aufsatz „The Diary of Madame d'Arblay" diesen ihm unbegreiflichen Schritt der Fanny Burney, späteren Madame d'Arblay, geißelt. Ihr Roman „Evelina" hatte sie über Nacht zur beliebtesten, gelesensten Schriftstellerin ihrer Zeit erhoben. Verleger wollten ihr zwei- bis dreitausend Pfund für einen neuen Roman zahlen. Johnson verzog sie und stellte sie über Fielding! Burke versäumte eine ganze Nachtruhe, um „Evelina" zu lesen; die berühmtesten, geistvollsten Männer suchten Miß Burneys Verkehr. Alles das gab sie auf, um pünktlich um halb acht ihrer Herrin beim Anziehen zu helfen, den Tag über sich um deren Kleider zu kümmern, in der Gesellschaft einer zweiten, rohen und heftigen Kammerfrau ihre freie Zeit zubringen zu müssen und erst nach Mitternacht ihrer Pflichten entbunden zu werden. Zusehends litt ihre Gesundheit unter dem angreifenden Dienst; die „engelhafte Königin" nahm keine Rücksicht auf ihre immer blasser werdende Jungfer. Fanny Burney vertauschte ihre geistige und körperliche Freiheit für ein Gefängnis, für die Stellung einer schlecht besoldeten Magd. So etwa schildert im neunzehnten Jahrhundert ein Historiker diese Ernennung. Anders Mary Delany. Sie hatte das junge Mädchen nach Windsor geladen, Fanny absichtlich mit den Majestäten zusammengeführt, sie absichtlich gelobt. Nun waren ihre wohlwollenden Pläne gelungen und in einem Brief jubiliert sie gerührt: „Ein kürzlich vollzogenes Ereignis hat mir eine große Freude bereitet. Da eine der königlichen Kammerfrauen wegen ihrer Gesundheit den ehrenhaften und beglückenden Beruf, um eine solche Königin zu sein, aufgeben mußte, ist Miß Burney zu ihrer beneidenswerten Nachfolgerin ernannt worden." Mrs. Chapone, die bekannte Verfasserin der moralpredigenden „Essays on the Improvement of the Mind", bittet Mary Delany, die liebe Miß Burney zu beglückwünschen. „Ich freue mich so über ihren guten Stern, da er sie in die unmittelbare Nähe der liebenswürdigen Herrin führt. Allerdings bedaure ich aus selbstsüchtigen Gründen, daß die Kreise, denen Miß Burney so zum Schmuck gereicht, sie jetzt werden entbehren müssen. Was mag es Ihnen aber zur Freude gereicht haben, ihr diese so wohlverdiente Ehre verschafft zu haben!"

Begreiflicherweise wurde Mary Delanys Einfluß sehr oft in Anspruch genommen; die jungen Maler Opie, Lawrence und manch andere aufstrebende Talente verdankten ihr viel. Diese Vermittlungen und Gesuche erklären vielleicht den so bedauerlichen Befehl, nach ihrem Tod, mit Ausnahme ihrer intimen Korrespondenz, alle Papiere zu verbrennen. Hunderte von Briefen der berühmtesten Personen sind uns hierdurch verloren gegangen, und wir können uns ihren Verkehr mit so vielen politischen und geistigen Größen nur

durch kleine Andeutungen ergänzen. Sie hatte einen sorgfältigen Stil, schrieb gut, aber ihre Briefe allein vermögen uns kein rechtes Bild ihrer eigentlichen Bedeutung zu geben. Diese lag wohl vor allem in ihrer harmonischen, starken, weiblichen Natur.

Voll nutzte sie die jeweilige Lage aus, entwickelte alle Fähigkeiten, alle Begabungen. Sie sammelte geistige Schätze, um viel geben zu können, um anderen vieles zu sein. Gerade vermittelst ihrer reichen Persönlichkeit konnte sie andere in hervorragendem Maße beeinflussen und verstehen.

Kurz vor ihrem Tode wurde sie zweimal von Opie gemalt; das für der Königin Zimmer bestimmte Bild mit dem feinen, geistvollen Kopf blickt noch heute in Hampton Court auf den Zuschauer herab; das andere hängt in der National Portrait Gallery. Noch im letzten Jahr beschreibt ein Brief ihre aufrechte Haltung, ihren leichten Schritt. „Ihr Geist hat noch seine ursprüngliche Kraft" sagt Miß Burney und nennt sie ein anderes Mal „vielleicht die allervollkommenste Frau". Bis zuletzt bewahrte sie die Befähigung, alles Schöne zu genießen, wie sie selbst schrieb, „dankbar sich am Übriggebliebenen zu erfreuen". Lichtete auch der Tod ihren Kreis, so fesselten doch neue Bekannte ihr warmes Herz, ihr weiter Verstand.

Das Ende war würdig und sanft. Die achtundachtzigjährige Greisin hinterließ eine schwer schließende Lücke. Trotz Eltern und Geschwistern war Georgina in fassungsloser Verzweiflung. Eigentümlich berührte mich ein Brief, den sie um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an ihren Enkel, meinen Vater, schrieb, in welchem sie über den Verlust der fast noch im siebzehnten Jahrhundert Geborenen klagt. An ein trauriges Ereignis knüpfend gedenkt sie „der Qualen, welche ich mit sechzehn Jahren erduldete, als jene geliebte Großtante starb, bei der ich lebte, welche mir unendlich mehr war als Vater und Mutter".

Mit ungewöhnlicher Treue hingen Verwandte und Bekannte an ihrem Gedächtnis; noch lange hat sich die mündliche Überlieferung erhalten. Warum sollten aber nicht noch andere sich an einem schön beanlagten, schön entwickelten, schön ausklingenden Leben erfreuen?

Der Ausstand der pennsylvanischen Grubenarbeiter und die Trustfrage in den Vereinigten Staaten.

Von
M. von Brandt.

Der große Ausstand der Kohlengrubenarbeiter im Anthracitgebiet in Pennsylvanien, der während fünf Monate die Arbeit in diesen Gruben fast vollständig brachgelegt und beinahe 150000 Arbeiter in direkte Mitleidenschaft gezogen, hat die Aufmerksamkeit — man darf wohl sagen der Welt — auf den Kampf gelenkt, der sich dort zwischen zwei der maßgebendsten Faktoren der neuesten industriellen Entwicklung, den Trusts, Ringen, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, abspielt. Wie die meisten Schauspiele, welche die Vereinigten Staaten bieten, ist auch dieser von überwältigender Größe, und der Schauplatz des Kampfes entspricht der Bedeutung der streitenden Interessen. Im östlichen Teile des auch an Eisen, Erdöl und natürlichem Gas reichen Pennsylvaniens befindet sich in den Alleghanybergen, am Lehigh und Schuylkill, zweien Nebenflüssen des Delaware, und am Susquehanna das Anthracitgebiet, mit den Hauptplätzen Mauch Chunk, Pottsville und Wilkesbarre, in dem jährlich einige 30 Millionen Tonnen harter Kohle gefördert werden, während im Westen am Alleghany und Monongahela, den Quellenflüssen des Ohio, das Gebiet der weichen, bituminösen Kohle mit Pittsburg liegt, das im Jahre ebenfalls über 25 Millionen Tonnen liefert. Beide Gebiete werden von zahlreichen Eisenbahnen durchkreuzt, die entweder dem Lauf der Ströme in vielfach sehr engen Tälern folgen oder die hohen Päße auf kunstvollen Bauten überschreiten.

Pennsylvanien ist die erste und hauptsächlichste Heimat der ältesten deutschen Einwanderer nach den Vereinigten Staaten gewesen, und der Anwesenheit dieses Elements ist wohl auch, wenigstens zum Teil, die frühe Gründung von Schulen und die spätere günstige Entwicklung des öffentlichen

Schulsystems im Staate zuzuschreiben[1]). Aber nicht alle fremden Einwanderer haben sich in derselben Weise um die Wohlfahrt ihres neuen Vaterlandes verdient gemacht; die zahlreichen Irländer, Ungarn, Italiener und Slaven, welche sich unter den späteren Einwanderern befanden, haben vielmehr wiederholt zu den ernstesten Besorgnissen und Unruhen Veranlassung gegeben. So haben z. B. die Molly Maguires, eine irländische geheime Gesellschaft, von 1867 bis 1877 die Kohlendistrikte Pennsylvaniens vollständig tyrannisiert und zahlreiche Mordtaten verübt, bis es in dem letzteren Jahre gelang, sie durch die Verhaftung und Hinrichtung ihrer Führer unschädlich zu machen. Der Zweck der Gesellschaft war, sich im östlichen Teil des Staates der politischen Macht und der sich daraus ergebenden materiellen Vorteile zu bemächtigen. Die jüngsten Ereignisse tragen einen wesentlich anderen Charakter, aber auch bei ihnen ist es ein Kampf um die Herrschaft, und wenngleich die Führer der Arbeiter, auch in diesem Falle meistens Irländer, wenigstens nach ihren öffentlichen Äußerungen der Anwendung von Gewalt abgeneigt gewesen sein mögen, hat ihre Gefolgschaft es an Drohungen und Gewalttätigkeiten nicht fehlen lassen.

Der Kampf, der sich seit dem Mai d. J. in dem Anthracitgebiet von Pennsylvanien abspielt, wird zwischen den Vereinigten Bergwerksarbeitern Amerikas (United Mine Workers of America), kürzer der Union, und ihrem Präsidenten John Mitchell einer- und den Besitzern der in dem Gebiet gelegenen Gruben, den Operators, andererseits geführt, als deren hauptsächlichster Vertreter der Präsident der Philadelphia und Reading Kohlen- und Eisengesellschaft, George F. Baer, erscheint. Ein Teil der Grubenbesitzer ist zu einem Syndikat vereinigt, dem sich aber in der Frage dieses Ausstandes auch die unabhängigen Grubenbesitzer angeschlossen haben. Erschwert wird die Lage dadurch, daß auch die Eisenbahngesellschaften in dem Gebiete in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Verfassung des Staates Pennsylvanien enthält nämlich die Bestimmung, daß keine mit Korporationsrechten für die Betreibung des Fuhrgeschäfts eingetragene Gesellschaft sich weder direkt noch indirekt mit Grubenarbeiten oder der Anfertigung von Artikeln zum Transport über ihre Anlagen befassen, noch sich direkt oder indirekt auf irgend ein anderes Geschäft als das des Fuhrmanns einlassen, auch weder direkt noch indirekt Land erwerben oder pachten dürfe, mit Ausnahme von dem, was zur Ausübung ihres Geschäfts erforderlich sei; Bergwerks- oder Fabrikgesellschaften dürfen dagegen die Erzeugnisse ihrer Betriebe auf eigenen Eisenbahnen und Kanälen befördern, vorausgesetzt, daß dieselben nicht länger als 50 Meilen (80 Kilometer) seien. Daß die Bestimmung im höchsten Grade unpraktisch und leicht zu umgehen ist, liegt auf der Hand; sie hat aber mit zu der im Verlauf des Ausstandes von demokratischer Seite aufgestellten Forderung der Verstaatlichung der Kohlengruben beigetragen.

Der Ausstand vorigen Jahres ist nicht der erste im Anthracitgebiet, die Geschichte seiner Vorgänger ist aber schwer zu schreiben, da es sich vielfach

---

[1]) Man vergl. hierzu den Artikel „Die Deutschen in Pennsylvanien", Deutsche Rundschau, 1902, Bd. CXII, S. 462 ff.

um kleinere, lokale, aus verschiedenen Gründen entstandene und auf ebenso verschiedene Weise beigelegte Ausstände gehandelt hat. Die ersten gewerbsmäßigen Agitatoren, damals den „Rittern der Arbeit" (Knights of labor) angehörig, scheinen 1887 in das Lehighgebiet gekommen zu sein und dort einen Ausstand hervorgerufen zu haben, indem sie die Arbeiter verschiedener Betriebe veranlaßten, ihre Kontrakte zu brechen, obgleich dieselben die Bestimmung enthielten, daß bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern dieselben einem von beiden Teilen zu wählenden Schiedsgericht unterbreitet werden sollten. Der Ausstand verlief für die Arbeiter ergebnislos, und bei der Wiederaufnahme der Arbeit im Frühjahr 1888 wurde in den Betrieben, in denen dies früher der Fall gewesen, die Schiedsgerichtbestimmung in die neuen Kontrakte wieder aufgenommen. Von 1888—1897 hat dann, von kleineren lokalen Ausständen abgesehen, Ruhe in dem Gebiete geherrscht, bis in dem letzteren Jahre die bis dahin nur im Gebiete der weichen Kohle tätige Union auch auf das des Anthracits ihre Tätigkeit übertrug; auch dieser erste Sturm wurde abgeschlagen, aber bei einem zweiten Versuch 1900 gelang es der Vermittlung des Senators Hanna, für die Arbeiter das Mitchellsche Verlangen einer Lohnerhöhung von 10 Prozent durchzusetzen. Damit war der Erfolg des Mitchellismus auch in diesem Gebiete gesichert, und der Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern wurde ein fast ununterbrochener, wiewohl die Lohnverhältnisse günstige waren. Der jährliche Lohn betrug unter Grund schon vor dem Zuschlag: für die Aufseher und Vorarbeiter, bei 291 Arbeitstagen, 887 Dollars; für die Häuer, bei 179 Tagen, 427 Dollars; für die Arbeiter, bei 184 Tagen, 301 Dollars und für die Jungen, bei 180 Tagen, 158 Dollars, d. h. er bewegte sich zwischen 3725 und 664 Mark. — Dennoch haben im letzten Jahre über tausend lokale Ausstände stattgefunden, meistenteils wegen der nichtigsten Vorwände und durch die jüngsten und schlechtesten Elemente veranlaßt. Wenn nur die Hälfte der von den Grubenbesitzern gemachten Angaben Glauben verdienen, so muß die Disziplin in den Gruben ganz zerrüttet und die Lage der Leute, die Autorität beanspruchen dürfen und besitzen müssen, eine wenig beneidenswerte gewesen sein.

Trotzdem kam der allgemeine Ausstand überraschend. Noch in den ersten Tagen des Mai wurde in der Tagespresse mit besonderer Befriedigung darauf hingewiesen, daß der Erste des Monats in diesem Jahre vorübergegangen sei, ohne, wie das früher meistens der Fall gewesen, eine größere Anzahl von Ausständen zu bringen, und in der New Yorker „Evening Post" veröffentlichte einer der Gründer der „American Federation of Labor", Herman Robinson, einen Artikel, in dem er darauf hinwies, daß das Prinzip der Verständigung bei dem Arbeiter den Sieg gewonnen habe. Früher sei es Gebrauch gewesen, dem Arbeitgeber zwölf Stunden für seine Entschließung zu bewilligen, und der Ausstand sei gewöhnlich am nächsten Tage erfolgt; jetzt werde ihm drei bis sechs Monate Zeit gegeben, wenn eine Lohnerhöhung oder eine Abkürzung der Arbeitszeit verlangt würden, was ihm gestatte, seine Angelegenheiten danach einzurichten und sich die Forderungen der Arbeiter länger zu überlegen. Trotz alledem brach am 12. Mai in dem Anthracitgebiet

der allgemeine Ausstand aus, bei dem 147000 Arbeiter die Arbeit niederlegten und über 400 Gruben zum Stillstand gebracht wurden. Der Ausstand war kurz vorher in einer Versammlung zu Hazleton mit 461¹/₄ Stimmen gegen 394³/₄ beschlossen worden; Präsident Mitchell soll dabei auf der Seite der Minderheit gestanden haben und der gefaßte Beschluß wesentlich durch eine Rede eines der Distriktvorsteher der Union, Nichols, veranlaßt worden sein, dem Mitchell erklärt habe, daß er ihm die Verantwortung für den Ausstand lassen müsse. Neben Mitchell, der Irländer ist und an der Spitze der alle Bergwerksgebiete der Vereinigten Staaten umfassenden Union steht, sind die einflußreichsten Persönlichkeiten die Häupter der drei Distrikte, in welche das Anthracitgebiet eingeteilt ist, Duffy und Fahy, ebenfalls Irländer, und der Engländer Nichols. Duffy wird als ein unwissender Mann geschildert, aber unter den Arbeitern, mit denen er auf du und du stehe, von großem Einfluß; Fahy soll früher die Rechte studiert, damit aber keinen Erfolg erzielt haben; er kam 1897 als Delegierter und organisierte zuerst in Pottsville eine lokale Union, der später die in Mount Carmel und Shamokin folgten; er gilt als ein kluger, berechnender Kopf, der sich seiner Verantwortlichkeit wohl bewußt sein soll. Nichols war ein guter Häuer, vermochte aber den Posten als Grubenaufseher-Assistent, der ihm übertragen wurde, nicht auszufüllen; er ist ein Durchgänger, was ihm unter den Arbeitern stets eine große Gefolgschaft sichert.

Die Forderungen, welche Mitchell im Namen der Union stellte, waren im wesentlichen die folgenden: ein Zuschlag von 20 Prozent zu den seit 1901 gezahlten Löhnen derjenigen Arbeiter, die Kontrakt- oder Stückarbeit leisten; eine Herabsetzung der Arbeitszeit um 20 Prozent unter Beibehalt desselben Lohnes für alle diejenigen, welche per Stunde, Tag oder Woche arbeiten; die Annahme eines Systems, demgemäß die geförderte Kohle nach Gewicht berechnet und als geringster Lohn für die Beförderung einer Tonne aus der Grube 60 Cents bezahlt werden sollte; endlich die Aufnahme des zu zahlenden Lohns und der Bedingungen der Beschäftigung nebst einer Verständigung in betreff des bei Streitigkeiten zu beobachtenden Verfahrens in ein zwischen den Vereinigten Bergwerksarbeitern Amerikas und den Anthracitgesellschaften zu treffendes Abkommen. Um diese Forderungen zu verstehen, muß man die Art und Weise der Arbeit in den Anthracitgruben kennen. Während in den Gruben der weichen Kohlen zwei Mann zusammen arbeiten und den gleichen Lohn erhalten, arbeitet in den Anthracitgruben ein gelernter, patentierter Bergmann mit einem Gehilfen. Der erstere sprengt die Kohle ab; er arbeitet kürzere Zeit, durchschnittlich vier bis sechs Stunden, und erhält zwei Drittel des für die Herstellung einer Kammer gezahlten Lohnes, durchschnittlich 6 Dollars, von denen er Sprengstoff, Lunte u. s. w. bezahlen muß; der Gehilfe lädt die Kohle in die Hunde, arbeitet oft zehn bis elf Stunden und erhält dafür ein Drittel des Lohnes. Wie weit die Besorgnis vor erhöhten Ansprüchen und einem teilweisen Ausstande dieser Leute, die von den Häuern bezahlt werden und meistens aus ungebildeten, kaum des Englischen mächtigen Slaven und ähnlichen Fremden bestehen, zu dem allgemeinen Ausstande

geführt haben mag, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls ist dies vielfach angegeben worden.

Die Grubenbesitzer haben die Forderungen abgelehnt, weniger vielleicht weil sie den ersten derselben absolut feindlich gegenüber standen, oder weil sie sich weigerten, mit der Union und ihrem Vertreter zu verhandeln und sie dadurch gewissermaßen anzuerkennen. Ihre Gründe dafür waren zwiefacher Art. Die meisten Mitglieder der Union gehören dem Gebiete der weichen Kohle an, aus dem auch Mitchell hervorgegangen ist; von den Besitzern der Anthracitgruben ist aber kaum zu verlangen, daß sie ihr Schicksal in die Hände einer Gesellschaft legen sollten, deren Mehrzahl aus Arbeitern von Konkurrenzunternehmungen besteht, denn als solche müssen die Gruben weicher Kohle unzweifelhaft angesehen werden. Durchschlagender noch war der zweite Grund. Bei einer in der Zeit vom 18. bis 24. März v. J. in Shamokin abgehaltenen Versammlung der Delegierten der Arbeiter in den Anthracitgruben war der Beschluß gefaßt worden, daß die Mitglieder der Union in irgend einer Grube wenn Arbeiter in derselben es ablehnten, Mitglieder der Union zu werden und das Abzeichen derselben zu tragen, das Recht haben sollten, nachdem sie alle Überredung versucht hätten, um solche Arbeiter zum Beitritt zu bewegen und damit erfolglos geblieben seien, die Arbeit in der Grube einzustellen, bis solche Arbeiter Mitglieder der Organisation geworden, und es ist klar, daß die Grubenbesitzer eine Gesellschaft, welche solche Regeln aufstellte, nicht anerkennen konnten, ohne die Herrschaft und damit die Disziplin in den Gruben ganz aus der Hand zu geben. Sie haben daher auch konsequent die Anerkennung der Union als in den Streit einzugreifen berechtigt abgelehnt, zuerst den Arbeitern und der Union, dann dem Präsidenten gegenüber bei dessen Vermittlungsbemühungen. Schließlich haben sie in der Beantwortung der an das Schiedsgericht eingereichten Klageschrift der Anthracitgrubenarbeiter, welche von Mitchell nicht als Präsident der Union, sondern nur als Vertreter dieser Arbeiter unterzeichnet ist, erklärt, daß das Schiedsgericht sich nicht mit der Frage der Vereinigten Bergwerksarbeiter Amerikas zu befassen habe und jede Anerkennung derselben in ihren Verhandlungen, Empfehlungen und Beschlüssen unzulässig sei. Dagegen haben die Grubenbesitzer in demselben Schriftstücke den Abschluß von Arbeitskontrakten mit einer nur aus Arbeitern in den Anthracitgruben bestehenden Organisation als möglich bezeichnet, vorausgesetzt, daß sie die Gesetze beobachte, das Recht jedes Mannes zur Arbeit, ob er einer Union oder nicht angehöre, anerkenne und die Besitzer in ihren Bemühungen für gute Arbeit, ehrliche Produktion und notwendige Disziplin unterstütze. Mitglieder der Vereinigten Bergwerksarbeiter von Amerika oder irgend einer anderen Union würden sie nicht ausschließen, solange sie ordentlich arbeiteten und den Gesetzen gehorchten; aber sie behielten sich das Recht vor, jeden zu beschäftigen, den sie wollten, und würden nie die Berechtigung einer Arbeiterorganisation anerkennen, das Recht auf Beschäftigung auf die Mitglieder einer solchen Organisation zu beschränken. — Eine Auffassung, deren Richtigkeit und Zweckmäßigkeit sich nicht bestreiten läßt.

Der Ausstand wurde von seiten der Union mit großer Energie und Rücksichtslosigkeit ins Werk gesetzt. Am 12. Mai wurde er verkündet, und 140 000 Leute legten die Arbeit nieder; am 21. Mai wurde auf Befehl der Union der Ausstand auf die Heizer, die Arbeiter an den Pumpen und die Ingenieure an den Maschinen und etwas später auf die Stallleute und Hausverwalter ausgedehnt. Wenn es den Grubenbesitzern nicht gelungen wäre, die Pumpen im Gange zu halten, so würden durch das Ertrinken der Gruben nicht allein Hunderte von Millionen an Kapital verloren gegangen, sondern auch im Falle einer späteren Beilegung des Ausstandes während einer langen Reihe von Monaten keine Beschäftigung für die Arbeiter vorhanden gewesen sein. Um nur ein Beispiel anzuführen, so wurde die Lytle-Grube auch von den Pumpenleuten verlassen. Dieselbe stellt einen Kapitalwert von 750 000 Dollars dar und beschäftigte über 800 Arbeiter; die jährliche Förderung betrug circa 271 000 Tonnen. Seit dem 2. Juni läuft sie voll Wasser, und es wird vier bis fünf Monate dauern, bis sie nach Aufnahme der Arbeit wieder ertragsfähig sein wird, wenn die Besitzer sie überhaupt in den Stand setzen lassen. Wären die Stallleute dem Befehl zum Ausstande gefolgt, so würden die zahlreichen, in den Gruben verwendeten Maultiere alle umgekommen sein, was, wie einer der Leiter des Ausstandes erklärte, ihm sehr gleichgültig gewesen sein würde, wenn damit nur der Zweck, die Niederzwingung der Grubenbesitzer, erreicht worden wäre. Diese Rücksichtslosigkeit des Vorgehens, welche zu Anfang auf viele Kreise und während der Dauer des Ausstandes auf die Ungebildeten unter den Arbeitern ihre Wirkung nicht verfehlte, hat schließlich zu einer Reaktion geführt, die sich in der Presse und auf andere Weise gegen das Mißverhältnis zwischen den angewendeten Mitteln und dem angestrebten Zweck ausgesprochen hat. Auch in anderer Beziehung hat sich ein solches Gefühl gezeigt. Mitchell war von seinen Freunden und Bewunderern als Präsident der „American Federation of labor“ an Stelle des bisherigen, Gompers, in Vorschlag gebracht worden; nach längerem Schweigen hat er seine Kandidatur zurückgezogen, wohl in der Überzeugung, daß dieselbe den besonneneren Elementen gegenüber aussichtslos sei.

Schließlich gelang es dem persönlichen Einflusse des Präsidenten Roosevelt, der in der öffentlichen Meinung und bei vielen politischen Persönlichkeiten starke Unterstützung fand, die streitenden Parteien dazu zu bewegen, die strittigen Lohn-, Zeit- und Gewichtsfragen einer von ihm ernannten, aus sechs unbeteiligten Personen bestehenden schiedsrichterlichen Kommission zu unterwerfen, deren Entscheidung anzuerkennen sie sich verpflichteten; gleichzeitig nahmen die Arbeiter im Anthracitgebiet die Arbeit wieder auf.

Der durch den Ausstand verursachte Schaden wird an Verlusten der Grubenbesitzer am Kohlenpreise, der Streikenden an Löhnen, der Eisenbahnen an Frachten und der Geschäftsleute innerhalb und außerhalb der Ausstandsgebiete, an Kosten für die Unterhaltung der Grubenpolizei und der Miliz und an Schäden an Gruben und Maschinen auf ungefähr 147 Millionen Dollars, d. h. über 615 Millionen Mark, wahrscheinlich viel zu niedrig, veranschlagt, da in der Berechnung sowohl die von den Ausständischen ihren Ersparnissen

zum Lebensunterhalt entnommenen Beträge und die Beischüsse anderer Organisationen, die sich z. B. von den Arbeitern in den Gruben der weichen Kohle auf 1 1/2 Millionen Dollars beliefen, als auch die unvermeidlichen Mindereinnahmen der Grubenbesitzer wie der Arbeiter in der ersten Zeit nach der Wiederaufnahme der Arbeit fehlen. Aber diese materiellen Verluste stehen in keinem Verhältnis zu dem moralischen Schaden, der im Ausstandsgebiet und in weitem Umkreise um dasselbe durch die Erbitterung angerichtet worden ist, die zwischen den ausständischen Anhängern der Union und den „Scabs," d. h. den Streikbrechern, besteht. Die letzteren und ihre Familien sind mit dem wütendsten Hasse verfolgt, ihre Kinder aus den Schulen vertrieben und ihren Angehörigen jede Möglichkeit zum Erwerb des Lebensunterhalts abgeschnitten worden. So sind in einer Mullgardinenfabrik in Wilkesbarre elfhundert Arbeiter, meistens Mädchen, in den Ausstand getreten, weil der Leiter der Fabrik es abgelehnt hatte, fünf Arbeiterinnen zu entlassen, deren Väter und Brüder fortgefahren hatten, in den Gruben zu arbeiten. Die Kirchen, protestantische wie katholische, sind von den Besuchern verlassen worden, wenn sich Streikbrecher unter der versammelten Gemeinde befanden, die Leichen der Ermordeten — es sollen gegen zwanzig Mordtaten vorgekommen sein, die Präsident Mitchell allerdings auf Nichtmitglieder der Union zu schieben sucht — haben unter dem Schutze der Polizei begraben werden müssen, und jeder Streikbrecher, der die Einzäunung verließ, mit der die Gruben umgeben worden waren, trug sein Leben in seiner Hand. Aus dem sicheren Schutz der von Polizei und Militär bewachten Gruben konnte er eine Puppe, der ein Zettel mit seinem Namen an die Brust geheftet war, an einem Telegraphenpfahl hängen sehen, und ganze Wagenladungen solcher Puppen sind von den Behörden aufgelesen und fortgeschafft worden. Mit der Beendigung des Ausstandes ist in diesen Gefühlen keine Änderung eingetreten. Zahlreiche Prozesse schweben vor den Gerichten wegen körperlicher und sachlicher Beschädigungen und Beleidigungen aller Art, die Streikbrechern von Mitgliedern der Union zugefügt worden sind, und in den nicht dem Syndikat angeschlossenen Gruben feiern noch 15000 Arbeiter, weil die Besitzer derselben von ihnen das schriftliche Versprechen verlangt haben, mit den Streikbrechern in Frieden zusammen arbeiten zu wollen. Von den Streikbrechern hat sich der Haß auf die Grubenpolizei und die Miliz übertragen; die aus dem Streikgebiet zurückkehrenden Milizregimenter sind in mehr als einer Stadt von Arbeitern, nicht der Union, sondern anderer Gewerkschaften, mit Schimpfreden und Steinwürfen empfangen worden, und in einer ganzen Anzahl von Gewerkschaften, die mit dem Ausstand weder örtlich noch sonst in Beziehung standen, sind Beschlüsse gefaßt worden, um ihre Mitglieder, die der Miliz angehören oder ihr später beitreten würden, auszustoßen und zu boykottieren. Nach dem Urteil gutunterrichteter Personen werden Jahre und Jahrzehnte vergehen, bis der innere Frieden in den Kohlengebieten wieder hergestellt sein dürfte.

Die Tatsache, daß durch die fast ganz unterbrochene Förderung von Anthracit nicht allein die Preise desselben sehr erhöht wurden, sondern daß auch der für viele nur für diese Art von Feuerung eingerichteten Fabrikbetriebe

wie für die Bedürfnisse des großen Publikums erforderliche Vorrat ganz auszugehen drohte, und vielleicht nicht weniger die, daß die größte Kohlennot mit den Vorbereitungen für die am 5. November in den meisten Staaten vorzunehmenden Wahlen von Beamten und Mitgliedern der staatlichen Legislativen zusammenfiel, veranlaßte eine Einmischung der politischen Parteien in die Frage. Für die Republikaner war es Präsident Roosevelt, der die Angelegenheit in der bereits angegebenen Weise in die Hand nahm, die Demokraten dagegen benutzten den Ausstand, um ihren Ansturm gegen die Trusts und den Zolltarif, den sie für das Zunehmen der ersteren an Zahl und Macht verantwortlich machen, zu verdoppeln; ja, an einzelnen Plätzen, so in New York, wurde die Forderung der Verstaatlichung der Anthracitgruben in das demokratische Parteiprogramm aufgenommen. Dort wird dieser Forderung freilich auch die Schuld daran gegeben, daß es den Demokraten nicht gelungen sei, den Staat von den Republikanern zurückzuerobern. Die beste Kritik dieses Verlangens, das unter dem Vorwande, es handle sich bei Anthracitkohlen um ein Lebensbedürfnis des Volkes, und auf Grund der in der Verfassung von Pennsylvanien Art. XVI. 3 enthaltenen Bestimmung gestellt wurde: daß der Staat jederzeit berechtigt sein solle, das Eigentum und die Gerechtsame eingetragener Korporationen in Besitz zu nehmen und sie wie das von Privatpersonen für den öffentlichen Nutzen zu verwenden, hat wohl der Staatssekretär des Krieges, Root, gegeben, der in einer in New York gehaltenen Rede darauf hinwies, daß, wenn die Begründung zutreffe, auch die Gruben von weicher Kohle, die Weizenfelder des Westens, die Baumwollenfelder des Südens und schließlich auch die mit dem Transport dieser Lebensbedürfnisse beschäftigten Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften verstaatlicht werden müßten und damit ein Reich des krassesten Sozialismus inauguriert werden würde, das jedem individuellen Unternehmungsgeist, durch den die Vereinigten Staaten groß geworden, ein Ende bereiten dürfte.

Mr. Root's Rede muß nach mehr als einer Richtung hin als eine programmatische angesehen werden. Er gab zu, daß es Trusts geben könne, die schädlich, weil drückend seien, und zu deren Bezwingung die Revision einzelner Tarifsätze notwendig werden könne; aber er bezeichnete die Trusts im allgemeinen als die Verbindungen, durch welche es den Vereinigten Staaten möglich gewesen sei, die Fortschritte zu machen, welche sie an die Spitze der industriellen Entwicklung der Welt gestellt hätten. Ohne den entsprechenden Zollschutz hätte die Industrie der Vereinigten Staaten aber nie den Aufschwung nehmen können, der sie zur Erlangung einer solchen Stellung befähigt habe. Die Klagen über die Monopolisierung des Vermögens in einzelnen Händen seien unberechtigt. Wenn man die Zahl der Arbeiter und den Betrag ihres Lohnes im Jahre 1850 mit denen im Jahre 1901 vergleiche, so werde man finden, daß die Zahl der Arbeiter sich verzehnfacht und trotzdem der Betrag des Lohns sich verdoppelt habe, obgleich Maschinen vorhanden seien, deren tägliche Arbeitsleistung der von 110 Millionen Arbeitern gleichkomme. Die in Sparkassen, Lebensversicherungs-, Unterstützungs- und Baugesellschaften angelegten Beträge, die alle aus den Ersparnissen der ärmeren Klassen stammten,

gingen weit über das hinaus, was sich in den Händen einzelner Individuen befinde, und von den Millionen von Landgütern würden die meisten von ihren Besitzern selbst bewirtschaftet und nur etwas über 1 Prozent von Inspektoren verwaltet.

So könne kein Zweifel darüber bestehen, daß der Gesamtbetrag der vielen kleinen Vermögen den der wenigen großen weit übersteige. Auch die Beschuldigung, daß die Trusts vielfach das Geschäft monopolisierten, sei unbegründet. Wenn man die bedeutendsten unter denselben nähme, so wären diese nie imstande gewesen, auf die Dauer die Konkurrenz zu unterdrücken; z. B. würden trotz des Zuckertrusts 40 Prozent des in den Vereinigten Staaten zur Verwendung gelangenden Zuckers von nicht zu dem Trust gehörenden Fabriken hergestellt. Ähnlich verhalte es sich mit der mächtigsten dieser Verbindungen, dem Stahltrust, von dem man in der Tat geglaubt und gefürchtet hatte, daß er ein Monopol erwerben werde; auch von Eisen- und Stahlfabrikanten stammten 30—40 Prozent von unabhängigen Fabriken, und neue Werke der Art würden noch täglich errichtet. Es könne allerdings nicht in Abrede gestellt werden, daß die Trusts zu Anfang häufig große Gewinne abwürfen, wie z. B. der Öltrust; aber man dürfe gerade bei diesem nicht vergessen, daß der ärmste Bauer in den Vereinigten Staaten heute seine Hütte glänzender und billiger erleuchten könne, als dies vor hundert Jahren in den Palästen der Fall gewesen sei. Bei allen großen Unternehmungen seien vier Faktoren beteiligt: die Köpfe, die sie ersännen und ausführten, das Kapital, das die Ausführung ermögliche und die Kosten sowie das Risiko des Unternehmens trage, die Arbeiter, die ihren Lohn erhielten, und die Konsumenten, die in der Verbilligung der Waren ihren Vorteil fänden. Daß Köpfe und Kapital zu Anfang den größten Vorteil zögen, sei natürlich und billig, aber auf die Dauer seien es doch der Arbeiter und der Konsument, welche am meisten gewönnen. Das gehe auch schon aus dem immer zunehmenden Wohlstande dieser Klassen der Bevölkerung hervor.

Dieser republikanischen Apologie der Trusts steht das demokratische Anathema gegenüber, das in ihnen nur ungesunde, auf dem Boden des Zolltarifs entstandene Auswüchse sehen will. Der letztere gestatte den Fabrikanten, ihre Preise bis zur Grenze des Zollsatzes zu erhöhen, und wenn für einzelne der Industrien auch früher ein gewisser Zollschutz nötig gewesen sein möge, so sei ein solcher jetzt für die meisten derselben nicht mehr erforderlich. Bereits 1887 habe die damalige demokratische Verwaltung auf die Ungerechtigkeit aufmerksam gemacht, die darin läge, daß höhere Zölle erhoben würden, als für die Unterhaltung der Regierung erforderlich seien. Diese Auffassung habe die demokratische Partei vielen Anfeindungen und Verleumdungen ausgesetzt und zu ihrer Niederlage bei der nächsten Präsidentenwahl, 1888, geführt, aber unter der republikanischen Verwaltung sei die ungeheuerliche Mac Kinley-Bill Gesetz geworden, was sofort einen solchen Umschwung zu Gunsten der Demokraten hervorgerufen habe, daß bei der nächsten Wahl, 1892, ihr Kandidat gesiegt habe. Dann hätten das Aufwerfen der Silberfrage und der Bryanismus 1896 zu einer neuen Niederlage der Partei geführt, die von den Siegern zu

einer weiteren Verschärfung der Schutzzollpolitik benutzt worden sei. Dabei sei sogar den Leuten, die am meisten durch die Erhöhung der Zollsätze zu gewinnen gehabt hätten, gestattet worden, die Zollisten selbst aufzustellen. Infolge davon sei die früher geringe Anzahl der Trusts ins unendliche gewachsen, und sie übten jetzt eine vollständige Tyrannei aus, die nur durch eine umfassende, wenn auch verständige Revision des Tarifs gebrochen werden könne. Falsch sei jedenfalls, wenn behauptet werde, daß der industrielle Aufschwung der Vereinigten Staaten den Trusts zugeschrieben werden müsse; derselbe sei vielmehr durch die unbegrenzten Hilfsmittel des Landes und den Unternehmungsgeist seiner Bewohner hervorgerufen worden.

Es kann nach der Lage der Dinge keinem Zweifel unterliegen, daß es sich bei der nächsten, für 1904 bevorstehenden Präsidentenwahl im wesentlichen um die Frage der Revision des Tarifs und im Zusammenhange damit um die der Trusts handeln wird und bei dieser Gelegenheit eine nicht unerhebliche Anzahl von Republikanern die demokratische Forderung auch zu der ihrigen machen werden. Schon bei den Wahlen im November 1902 sind die republikanischen Stimmen nicht unerheblich zurückgegangen; der republikanische Gouverneur des Staates New York, der vor ein paar Jahren mit 110000 Stimmen Mehrheit gewählt worden war, hat diesmal mit knapper Mühe 10000 Stimmen Mehrheit erhalten, und neben dem damals mit großer Majorität gewählten fusionistischen Bürgermeister Low von New York, dem Kandidaten der ehrlichen Leute, ist diesmal aus der Wahlurne ein demokratischer, tammanytischer Stadtrat (board of aldermen) hervorgegangen. Trotz der um ungefähr ein Fünftel geringeren Beteiligung der Wähler an den diesmaligen Wahlen ist die republikanische Mehrheit in dem neuen, im März 1903 zusammentretenden 58. Kongreß von 43 auf 24 Stimmen heruntergegangen, 205 Republikaner gegen 181 Demokraten, während auch im Senat ein Verlust von vier Stimmen für die Republikaner angenommen wird, 52 Republikaner gegen 34 Demokraten. Die Wahlprüfungen können hierin noch Änderungen hervorrufen, da einzelne der Mehrheiten sehr gering sind, aber seit der Fahnenflucht einer so großen Anzahl von Republikanern wie bei der Frage des Reziprozitäts-Vertrags mit Cuba ist das Verhältnis der Stimmen der beiden Parteien zueinander weniger wichtig, als dies früher bei straffererer Parteiorganisation der Fall war.

Wenn so alles dafür spricht, daß nicht allein die nächste Präsidentschaftskampagne, sondern auch der Ausfall der Wahl, welcher Seite er auch den Sieg bringen möge, eine mehr oder weniger umfassende Tarifrevision zur Folge haben dürfte, so wird man gut tun, auch andere Zeichen der Zeit nicht zu übersehen, die hier und da die Aufmerksamkeit einsichtiger Beobachter auf sich ziehen, wenn sie auch an der großen Menge, häufig selbst an einem Teil der Presse spurlos vorübergehen. So kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß der unsauberen Herrschaft der Bosse und Maschinen und wie man alle die Machenschaften nennen mag, welche die Wähler an der Nase herumführen und sie zum eigenen Nutzen ausbeuten, immer mehr Feinde erwachsen. Zwar hat die Tammany-Organisation in der Stadt New York soeben erst wieder ihre Vortrefflichkeit bewiesen, und es ist nur den Abstimmungen im Staat zu

verdanken gewesen, daß die kolossale demokratische Mehrheit in der Stadt sich bei dem Gesamtergebnis in eine Minderheit verwandelte; zwar ist der demokratische Verfechter in Ohio, Tom L. Johnson, der Millionär, der dieselbe Besteuerung für Korporationen wie für Individuen und die Freiheit für Munizipalitäten, Konzessionen zu kontrollieren, verlangte, durch die vereinigten Bemühungen der von solchen Maßregeln bedrohten Persönlichkeiten mit beinahe 80000 Stimmen Mehrheit geschlagen worden. Aber trotzdem sind Anzeichen vorhanden, daß es sich im Volke zu regen beginnt. So sind in Illinois auf das Verlangen von hunderttausend Wählern drei wichtige Fragen zur Abstimmung gebracht worden; dieselben bezogen sich auf die direkte Gesetzgebung durch das Volk (Referendum) in staatlichen und in lokalen Angelegenheiten und die direkte Wahl der Senatoren der Vereinigten Staaten, und alle drei sind in Chicago durch Mehrheiten von 136802 Stimmen für den ersten, 131760 für den zweiten und 137034 für den dritten Vorschlag bei Minderheiten, die in keinem Falle 25900 Stimmen überschritten, bejahend entschieden worden. Die Wahlen in den anderen Distrikten haben ähnliche Mehrheiten für die Vorschläge ergeben. Ebenso ist in Oregon ein die direkte Gesetzgebung in die Verfassung einfügendes Amendement mit großer Stimmenmehrheit angenommen worden.

Wichtiger vielleicht, wenn auch nach einer anderen Richtung hin, sind ältere Entscheidungen, die in der vorletzten Maiwoche 1902 im Kongreß in Washington gefaßt worden und fast ganz unbeachtet geblieben sind. Die erste derselben bezog sich auf ein Gesetz, daß alle zukünftigen Regierungskontrakte auf der Grundlage des Achtstundensystems abgeschlossen werden sollten; der Ausschuß des Hauses für Arbeit empfahl die Annahme, und sie erfolgte ohne Abstimmung. Die zweite war ein Amendement zu der Flottenvorlage, nach dem ein Schiff jeder Klasse auf den Regierungswerften statt auf den Privatwerften gebaut werden solle, was von vornherein die Anwendung des Achtstundentages einschließt. Der Vorsitzende des Ausschusses für Flottenangelegenheiten widersprach auf das lebhafteste, aber es wurde trotzdem durch alle Demokraten und eine genügende Anzahl republikanischer Überläufer angenommen. Die dritte Maßregel war ein Amendement des demokratischen Abgeordneten für Alabama, Mr. Underwood, zu Abschnitt 3 des Einwanderungsgesetzes, daß die Zulassung verweigert werden solle allen Personen, die, im Alter von über 15 Jahren und körperlich fähig zum Lesen, weder die englische noch eine andere Sprache lesen könnten. Das Amendement erhielt starke Unterstützung von der republikanischen Seite, die darauf aufmerksam machte, daß dieselbe Forderung schon in dem republikanischen Programm von 1896 enthalten gewesen sei, und wurde trotz des heftigsten Widerspruchs des Vorsitzenden des Ausschusses für Einwanderung mit 86 gegen 7 Stimmen, bei 16 Stimmenthaltungen, angenommen. Wenn es nun auch wahrscheinlich ist, daß eins oder das andere dieser Gesetze vom Senat nicht angenommen werden wird, und wenn es auch kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß diese arbeiterfreundlichen und einwanderungsfeindlichen Vorschläge hauptsächlich auf Stimmenfang unter den Arbeitern abzielen, so ist doch das Zusammengehen

von Republikanern mit der demokratischen Minorität in diesen Fragen sehr bezeichnend und wird es noch mehr so durch die Tatsache, daß weder die republikanischen noch die demokratischen Wortführer in der Trustfrage, welche bei den letzten Wahlen eine so hervorragende Rolle gespielt hat, es gewagt haben, der Arbeitertrusts zu gedenken, noch viel weniger dieselben zu verurteilen. An redaktionellen und sonstigen Stimmen in der Presse über die Bedeutung und Gefahr derselben hat es nicht gefehlt, und niemand, der den Vorgängen während des letzten Ausstandes mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird daran zweifeln, daß von seiten der Ausständischen zur Bezwingung ihrer Gegner, der Grubenbesitzer und der Streikbrecher, Methoden in Anwendung gebracht worden sind, von Ganz- oder Halbtodprügeln bis zum Ohrenabschneiden, die der modernen Zivilisation wenig zur Ehre gereichen. Das verhindert aber nicht, daß Mr. Samuel Gompers, der schon früher erwähnte Präsident der „American Federation of labor“, einen jeden, der das Recht zur freien Arbeit verteidigt, einen Judas Ischariot nennt und zugleich für jeden Arbeiter über sechzig Jahren, dessen jährliches Einkommen weniger als 1000 Dollars (4200 Mark) betrage, eine Pension von monatlich 12 Dollar (50 Mark) fordert.

Präsident Roosevelt hat sich in seiner Beurteilung der Trustfrage nicht über die Gemeinplätze hinausgewagt, daß jeder, reich oder arm, Individuum oder Gesellschaft, den Gesetzen unterworfen sein und daß die größte Korporation wie der einfachste Bürger zum strikten Gehorsam mit dem Willen des Volkes gezwungen werden müsse, wie derselbe in den Grundgesetzen ausgedrückt sei. Von anderer Seite aber („The Outlook“, 25. Oktober d. J.) ist die Frage so formuliert worden, daß, wann immer ein privates Monopol von Kapitalisten oder Arbeitern eine für das öffentliche Wohl nötige Ware oder Bedürfnis kontroliere, das Volk ein solches Monopol entweder durch Wiederherstellung der Konkurrenz zerstören oder dasselbe unter die Aufsicht der Regierung stellen oder von ihm Besitz ergreifen müsse, um es für den Vorteil des Volkes zu verwalten. Unzweifelhaft entspricht diese Formulierung der Anschauung sehr vieler, die, weil sie nicht wissen, wie den Trusts, besonders der Arbeiter, zu Leibe zu gehen, und weil sie vor einer Verstaatlichung gewisser Erwerbszweige zurückschrecken, für eine Überwachung dieser Erwerbszweige durch den Staat sprechen und stimmen werden. Damit ist der Anfang zum Staatssozialismus gegeben, der sich in den Vereinigten Staaten vielleicht schneller entwickeln könnte, als dies z. B. in Deutschland der Fall gewesen ist. Man muß eben immer mit der emotionellen Natur des amerikanischen Volkes rechnen. Freilich stellt sich einer solchen Entwicklung eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Schwierigkeiten in den Weg. Einmal die Eifersucht zwischen den Staaten und der Zentralregierung, dann die Tatsache, daß selten oder fast nie die Zusammensetzung des Senats und des Repräsentantenhauses des Kongresses mit der politischen Parteirichtung des Präsidenten während der ganzen Zeit seiner Amtsdauer übereinstimmt, und daß, selbst wenn dies der Fall ist, nicht oft eine vollständige Übereinstimmung der drei Faktoren zu erzielen ist. Darin liegt unzweifelhaft ein großes Hemmnis für eine ein-

heitliche konsequente Gesetzgebung und Verwaltung in inneren Fragen, aber auch zugleich eine nicht zu unterschätzende Sicherheit gegen übereilte Entschließungen und Maßregeln. Außerdem nimmt das Sicherheitsventil der oft wiederkehrenden Wahlen einer politischen Lage viel von ihrer Schärfe, und die Ablösung der am Ruder befindlichen Partei auf gesetzlichem Wege durch die andere tritt an die Stelle gewaltsamerer Lösungen, wie die Geschichte sie in manchen Monarchien nur zu häufig zu verzeichnen gehabt hat. Es ist daher zu erwarten, daß auch die augenblicklich in vielen Beziehungen recht schwierige Lage in den Vereinigten Staaten sich in friedlicher Weise oder, wenn die Lösung durch Mangel an Übereinstimmung in den gesetzgebenden und ausführenden Faktoren auch hinausgeschoben werden sollte, doch so entwickeln werde, daß das Ausland nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Zu lernen wird dasselbe jedenfalls viel haben; denn in den Vereinigten Staaten spielen sich die Ereignisse auf einer größeren Bühne und darum sichtbarer ab, als dies in kleineren Verhältnissen der Fall zu sein pflegt.

Noch einmal: Heinrich von Herzogenberg.

In der Reiseerinnerung „Das tote Haus am Bodensee" (Oktoberheft 1902 der „Deutschen Rundschau") hat Ernst von Wildenbruch dem vor zwei Jahren verstorbenen Tondichter Heinrich von Herzogenberg Worte der Erinnerung gewidmet, eingegeben von so warmer Empfindung, daß jeder Leser von der ergreifenden Schilderung gefesselt werden mußte. Der hochverehrte Verfasser wird es gewiß billigen, wenn einer, der dem Verewigten im Leben nahe gestanden hat, noch einmal dazu das Wort ergreift und, hie und da ergänzend, das Bild eines Mannes von der Bedeutung Herzogenbergs vervollständigen hilft, auch wenn in einzelnen Punkten die Darstellung von der seinigen abweichen sollte.

Vor allem möchte ich zeigen, daß Herzogenbergs Leben, wenn es ihm auch harte Schicksalsschläge brachte, keine „Tragödie" gewesen ist. — Als Sprößling eines freiherrlichen Geschlechts, das einst von Frankreich nach Österreich verzogen (es führt jetzt noch den Doppelnamen Herzogenberg-Peccaduc), wurde Heinrich von Herzogenberg 1842 zu Graz geboren und verlebte, von einer genial veranlagten, klugen Mutter geleitet, eine frohe Kindheit. Zu Feldkirch in Vorarlberg von Vätern der Gesellschaft Jesu und dann auf dem Vitzthumschen Gymnasium zu Dresden humanistisch vorgebildet und damit den Grund legend zu einer Allgemeinbildung, die später die Bewunderung eines jeden erregte, der ihm näher trat, zog er nach Wien, wo er auf dem dortigen Konservatorium seine musikalische Ausbildung erhielt. Sein Name war bereits in Fachkreisen durch mehrere Kompositionen bekannt geworden, als er sich 1872 in Leipzig niederließ, begleitet von seiner Gattin Elisabeth, geb. von Stockhausen, von der Wildenbruch in wenigen Zeilen eine Schilderung gibt, die den Leser den wunderbaren Liebreiz und das geistig hohe Wesen dieser seltenen Frau erkennen läßt. Hinzufügen möchte ich nur die gelegentlich gefallene Äußerung Brahms', daß sie nächst Clara Schumann die musikalischste Frau gewesen, die ihm im Leben begegnet sei. — In Leipzig fand Herzogenberg seinen ersten Wirkungskreis, indem er 1875 die Leitung des von ihm mit Philipp Spitta, Franz von Holstein und Alfred Volkland gegründeten Bach-Vereins übernahm und in zehnjähriger, erfolgreichster Tätigkeit sich um das Leipziger Musikleben und um die Verbreitung des allgemeineren Verständnisses für die Werke des großen Thomaskantors unvergessene Verdienste erwarb. Sein Ansehen als Komponist wuchs von Jahr zu Jahr und damit die Zahl treuer Verehrer seiner Person und seines Kunstschaffens. Das Haus Herzogenberg wurde der Mittelpunkt eines auserlesenen geselligen Verkehrs. In durch nichts getrübtem Glücke waren so zwölf Jahre dahingegangen, als 1885 seine Berufung nach Berlin erfolgte: zum Professor ernannt, übernahm er die Direktion der Abteilung für Komposition an der Königl. Hochschule für Musik und trat als Mitglied in den Senat der Königl. Akademie der Künste ein. Diese ihm gebührende Stellung bot ihm zugleich Gelegenheit,

seine außerordentliche Begabung als Lehrer öffentlich geltend zu machen. Da, im Frühjahr 1887, erkrankte er an einem Gelenkleiden und war genötigt, seine akademische Tätigkeit aufzugeben. Durch eine glücklich überstandene Kniegelenksoperation wiederhergestellt, wurde ihm 1889 das ehrenvolle Amt des Vorstehers einer Meisterschule für musikalische Komposition an der Königl. Akademie der Künste übertragen. Aber nicht lange sollte er es verwalten. Ein seit längerer Zeit schon bestehendes Herzleiden seiner Frau nötigte ihn, Berlin zu verlassen und mit ihr das mildere Klima der Riviera aufzusuchen. Dort wurde die herrliche Frau von ihrem schweren, zwei Jahre hindurch getragenen Leiden im Januar 1892 erlöst.

In rastloser Arbeit, mit gesteigerter schöpferischer Kraft suchte er den unersetzbaren Verlust zu überwinden. Noch im selben Jahre trat er seine früheren akademischen Ämter in Berlin wieder an und widmete sich ihnen mit voller und erfolgreicher Hingabe. Die von Arbeit freien Sommermonate verbrachte er in dem nun „toten Haus am Bodensee". Aber nicht als kranker Mann zog er dort ein; war auch das rechte Bein für immer steif geworden, so sind wir doch manches Mal stundenweit mit ihm auf die Appenzeller Höhen gestiegen und hinab ins Rheintal gewandert; er genoß sein geliebtes Heiden mit wahrer Herzensfreudigkeit. Und gerade diese Sommermonde zeitigten die schönsten und reifsten Früchte seiner künstlerischen Tätigkeit. Intime Geselligkeit war ihm Freude und Bedürfnis; und so fanden sich alljährlich ausgezeichnete Gelehrte, Künstler und Frauen in seinem gastlichen Hause „Abendrot" zusammen: sie alle standen unter dem Zauber seiner charaktervollen Persönlichkeit, in der sich echtestes Künstlertum, umfassendes Wissen, Herzensgüte und Vornehmheit der Gesinnung vereinten.

Erst die letzten zwei Jahre seines Lebens wurden seine eigentliche schwere Leidenszeit. Mit wahrer Seelengröße hat er sie ertragen, wie ein Held ankämpfend gegen qualvolle Schmerzen, dabei geistig tätig so lange, als nur möglich, und seinen Humor behaltend bis in die letzten Tage. Im Frühjahr 1900 gab er seine Ämter endgültig auf und zog sich, von seinem Leiden, das die Form einer allgemeinen Gelenksentzündung angenommen hatte, Besserung suchend, nach Wiesbaden zurück, wo ihn am 9. Oktober 1900 der Tod ereilte. — Gütig war das Geschick mit ihm verfahren, als es ihm eine Freundin zuführte, die, selbst musikalisch gründlich gebildet, seine geistigen Interessen teilend, acht Jahre sorgend und helfend ihm treu zur Seite gestanden hat — bis zum Scheiden.

Über Herzogenbergs Bedeutung als schaffenden Künstler haben sich andere eingehend ausgesprochen, vor allem Philipp Spitta in einem gewichtigen Aufsatze: „Musikalische Seelenmessen"[1]), Julius Spengel in „Heinrich von Herzogenberg in seinen Vokalwerken"[2]) und Karl Krebs in der „Deutschen Rundschau", Dezemberheft 1900.

„Ob er dahingegangen ist mit Hinterlassung eines ihn und die Zeiten überlebenden Werkes?" frägt Wildenbruch. Wir glauben und hoffen, daß es nicht nur e i n s sein werde, wenn wir der vielen herrlichen Gaben gedenken, mit denen sein schöpferischer Geist uns beschenkt hat. Auf a l l e n Gebieten der Tonkunst (die Oper ausgenommen) hatte Herzogenberg Bedeutendes geschaffen, bis er schließlich darin die Hauptaufgabe seines künstlerischen Wirkens fand, den Kultus der evangelischen Kirche durch die Tonkunst neu zu beleben und zu vertiefen. Friedrich Spitta, der Straßburger Theolog, hat dies in seiner Schrift: „Heinrich von Herzogenberg und die evangelische Kirchenmusik"[3]) näher dargelegt[4]). So entstanden, um nur der größeren

---

[1]) In „Zur Musik". Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.
[2]) Leipzig, J. Rieter-Biedermann. 1893.
[3]) Leipzig, J. Rieter-Biedermann. 1900.
[4]) Anmerken möchte ich hier, daß Herzogenberg, ohne aus der katholischen Kirche äußerlich ausgetreten zu sein, sich ihr innerlich so weit entfremdet hatte, daß er sich ganz als Protestant fühlte, darin an Adelbert von Chamisso, den Dichter, und, in eingeschränkterem Sinne, an Ludwig Richter, den Maler, erinnernd — er, der Musiker.

Werke zu gedenken, die Kantate „Totenfeier“ und die Kirchenoratorien „Die Geburt Christi“, die „Passion“ und — als das bedeutendste unter allen seinen Tondichtungen — die „Erntefeier“. Von letzterer sagte Karl Krebs nach der Berliner Aufführung unter Joachims Leitung: „Das Ganze scheint mir nicht allein unter Herzogenbergs Kompositionen die erste Stelle einzunehmen; ich wüßte auch in der ganzen modernen Kirchenmusik-Literatur nichts, das ich ihm an die Seite stellen könnte. Welch köstlicher Schlußstein einer Lebensarbeit!“

Sein Schöpfer war sich des Wertes dieses seines letzten großen Werkes, „in dem er alles, was er auf dem Herzen hatte, sagen wollte“, wohl bewußt. In so klarer, eindringlicher Tonsprache kommen in dieser, wie überhaupt in den Kompositionen seiner letzten Schaffensperiode die musikalischen Gedanken zum Ausdruck; sein außerordentliches technisches Können vereint sich darin derart mit tiefgehender Erfindung; der Aufbau und die Ausgestaltung sind so eigen- und großartig, daß der Gedanke an „ein Mißverhältnis zwischen künstlerischem Empfindungs- und Gestaltungsvermögen, zwischen künstlerischem Wollen und Vollbringen“ ganz ferne liegt. Im Gegenteil: beides findet sich hier in seltener Weise vereint.

Ich kann es mir nicht versagen, hier die Stelle aus einem Briefe einzuschalten, in der Herzogenberg selbst ausspricht, wie beglückt er von seinem Schaffen war. Es war im Winter 1891, als er in der Thomaskirche zu Leipzig die Probe zu seinem „Requiem“ geleitet hatte, demselben herrlichen Werke, das Philipp Spitta zu der oben erwähnten bedeutungsvollen Arbeit veranlaßt hatte. Er schrieb damals: „Von $^{1}/_{2}10$ bis 1 Uhr mit $3^{1}/_{2}$ Extremitäten gearbeitet. Wie schön das Stück ist, kann ich Dir gar nicht sagen; alles viel schöner und wärmer als ich dachte. Manche Momente habe ich gar nicht selber gemacht, sondern hörte bloß zu mit offenem Munde, so das Ende des ‚Dies‘, das ganze $^{6}/_{8}$-As-dur und vieles Überraschende.“ — Solche Worte kommen nicht aus „einer verlangenden, nie erlangenden, gequälten Seele“.

Blieb auch, wenn wir von dem vielaufgeführten Weihnachtsoratorium „Die Geburt Christi“ absehen, der großen Menge die Bedeutung seines Gesamtwirkens bisher noch verschlossen (bisher; denn auch seine Zeit wird kommen): die Berufensten seiner Kunst wissen ihn in seiner Eigenart und Größe zu schätzen als einen der Besten seiner Zeit, und mit ihnen die kleinen, aber getreuen Gemeinden, die sich in der Pflege seiner Kunstschöpfungen betätigen. Ein schönes Zeichen ihrer Verehrung und Treue erhebt sich seit wenigen Monaten über dem Grabe des Verewigten: ein Denkmal, hervorgegangen aus der Meisterhand Adolf Hildebrands, dem es zu danken ist, daß das edle Antlitz Heinrichs von Herzogenberg in ehernem Bildnis lebenswarm der Nachwelt erhalten bleibt.

Cassel. Dr. Ernst Hauptmann.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Dezember.

Der deutsche Kaiser hat der Trauerfeier für den jäh vom Tode hingerafften größten Industriellen Deutschlands, Friedrich Krupp, beigewohnt und durch seine Teilnahme die Wertschätzung bezeugt, die er diesem nicht bloß um die Entwicklung der deutschen Industrie, sondern auch um die Wohlfahrtseinrichtungen seiner Tausende von Arbeitern hochverdienten Manne angedeihen läßt. Wie die Befreiung von einem Alpdrucke, wie eine echt königliche Tat mußte es empfunden werden, daß der Kaiser durch sein mannhaftes Eintreten für den wenige Tage vor seinem Tode schwer angegriffenen Mann die Verdächtigungen und Verleumdungen zu nichte machte, sowie die vergifteten Pfeile abwehrte, die gerade aus dem Lager geschleudert worden waren, in dem Friedrich Krupp am ehesten auf unvergängliche Dankbarkeit hätte rechnen dürfen.

Ehe der Kaiser die Stadt Essen verließ, richtete er an die Mitglieder des Direktoriums und die Vertreter der Arbeiterschaft der Kruppschen Werke eine Ansprache, in der er zunächst seinen freundschaftlichen Gefühlen für den Hingeschiedenen ergreifenden Ausdruck verlieh und dann fortfuhr: „Aus diesem Grunde habe ich es mir nicht versagen wollen, zu der heutigen Trauerfeier zu erscheinen, indem ich es für meine Pflicht gehalten, der Witwe und den Töchtern meines Freundes zur Seite zu stehen. Die besonderen Umstände, welche das traurige Ereignis begleiteten, sind mir zugleich Veranlassung gewesen, mich als Oberhaupt des Deutschen Reiches hier einzufinden, um den Schild des deutschen Kaisers über dem Hause und dem Andenken des Verstorbenen zu halten."

Temperamentvoll und zugleich rein menschlich war die Rede des Kaisers, der sich dann unmittelbar an die Arbeiter selbst wendete und, nachdem er an ihre Dankbarkeit für den jäh Hinweggerafften appelliert, sowie hervorgehoben hatte, wie er mit Stolz im Auslande überall durch das Werk der Kruppschen Arbeiter den Namen des deutschen Vaterlandes verherrlicht gesehen habe, ausführte: „An euch ist es, die Ehre eures Herrn zu schirmen und zu wahren und sein Andenken vor Verunglimpfungen zu schützen. Ich vertraue darauf, daß ihr die rechten Wege finden werdet, der deutschen Arbeiterschaft fühlbar und klar zu machen, daß weiterhin eine Gemeinschaft oder Beziehungen zu den Urhebern dieser schändlichen Tat für brave und ehrliebende deutsche Arbeiter, deren Ehrenschild befleckt worden ist, ausgeschlossen sind."

In Breslau hat Kaiser Wilhelm dann am 5. Dezember eine Arbeiterdeputation empfangen, die im Namen von mehreren Tausenden Arbeitern der Breslauer Waggonfabriken und Maschinenbauanstalten für das in der Essener Rede den deutschen Arbeitern bekundete Vertrauen dankten und ihn ihrer unwandelbaren Treue versicherten. Der Kaiser nahm darauf Veranlassung, auf die hohe Bedeutung der sozialpolitischen Gesetzgebung in Deutschland hinzuweisen, indem er an die

Botschaft Kaiser Wilhelms I. anknüpfte, deren Reformen unter der gegenwärtigen Regierung fortentwickelt worden sind. Von neuem wurden die Arbeiter in der Breslauer Rede ermahnt, sich nicht von den Agitatoren gegen ihre Arbeitgeber aufhetzen zu lassen. „Mit solchen Menschen könnt und dürft ihr als ehrliebende Männer nichts mehr zu tun haben und nicht mehr von ihnen euch leiten lassen." Der Kaiser forderte die Arbeiter auf, in Zukunft aus ihrer Mitte Freunde und Kameraden, die ihr Vertrauen besitzen, in den Reichstag zu senden, die dort als wirkliche Vertreter des deutschen Arbeiterstandes, nicht als Sozialdemokraten, willkommen geheißen werden würden.

Diese bedeutsamen Kundgebungen, nach denen abgewartet werden muß, ob sie auch unmittelbare praktische Folgen haben werden, enthalten zugleich den bemerkenswerten Hinweis auf die Tragweite der sozialpolitischen Reformen in Deutschland. In dieser Beziehung sind in der Tat, wenn auch nicht vollkommene, doch für das Ausland vielfach mustergültige Einrichtungen getroffen worden. Charakteristisch ist, daß in der französischen Republik selbst unter einer Regierung, die sozialistische Mitglieder, wie den Handelsminister Millerand, aufwies, die Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter nicht durchgeführt werden konnte, wie denn auch das ganze Problem in Frankreich, im Gegensatze zu Deutschland, heute noch seiner Lösung harrt. Auf diesem Gebiete weiter schöpferisch und fortbildend zu wirken, muß eine der hauptsächlichen Aufgaben des deutschen Reichstages sein, dessen Ansehen auf solche Weise im In- und Auslande besser gewahrt werden würde als durch unfruchtbare Zänkereien, wie sie leider bei den Verhandlungen aus Anlaß des Zolltarifes zum Ausdrucke gelangt sind.

Das Einvernehmen, das zwischen der Reichsregierung und einer Mehrheit im Reichstage über den Zolltarif erzielt worden ist, hatte zur unmittelbaren Folge, daß die Sozialdemokraten ihre Taktik, die parlamentarischen Debatten durch lange Reden, durch namentliche Abstimmungen und auf andere Weise in die Länge zu ziehen, in noch höherem Maße als früher durchführen wollten. Zweifelhaft erscheinen muß, ob diese Taktik von ihrem eigenen Standpunkte aus geschickt war. Jedenfalls ist die Verständigung der Reichsregierung mit denjenigen Elementen der konservativen Partei dadurch erleichtert worden, die früher mit den extremen Agrariern über die im Regierungsentwurfe vorgeschlagenen Zollsätze für Getreide hinaus gemeinschaftliche Sache machen zu müssen glaubten. Nun ist das Einvernehmen der verbündeten Regierungen mit der überwiegenden Mehrheit der Nationalliberalen, mit der Reichspartei, einem großen Teile der Konservativen und dem Zentrum auf der Grundlage erfolgt, daß, gemäß den früheren Erklärungen des deutschen Reichskanzlers, Grafen von Bülow, und des Staatssekretärs im Reichsamt des Inneren, Grafen von Posadowsky, die Minimalzölle auf Getreide mit einer einzigen Beschränkung nicht erhöht, auch Minimalzölle auf Vieh und Fleisch nicht festgesetzt werden sollen. Was die erwähnte Ausnahme betrifft, so bezieht sie sich auf die Braugerste, hinsichtlich deren der vorgeschlagene Minimalzoll, gemäß den Wünschen der bayrischen Bauern, erhöht werden soll. Dagegen wird von dem Minimalzolle auf Futtergerste Abstand genommen. So wird in Bezug auf diese Getreideart ein Ausgleich geschaffen, der sowohl im Einklange mit den Wünschen der landwirtschaftlichen Bevölkerung Bayerns steht als auch die zukünftigen Handelsvertragsverhandlungen mit Rußland erleichtert, das eines der hauptsächlichen Ausfuhrländer für Futtergerste ist.

Durch die Verständigung der Reichsregierung mit der Reichstagsmehrheit war der neue Zolltarif seiner Annahme wesentlich näher geführt worden. Nur blieb die Frage, ob und wie die parlamentarischen Hindernisse zu überwinden waren, die von den Mehrheitsparteien als die „Obstruktion" der Sozialisten bezeichnet, von diesen jedoch als ein berechtigtes Vorgehen auf der Grundlage der parlamentarischen Geschäftsordnung angesehen wurden. Von seiten der Minorität wurde geltend gemacht, daß die Anhänger des neuen Zolltarifs nicht bloß in genügender Zahl

an den Sitzungen teilnehmen, sondern auch eingehende Erörterungen über die vielen Hunderte der Zollsätze zulassen müßten. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, wie schwierig es ist, einen beschlußfähigen Reichstag längere Zeit zusammenzuhalten, wenn die Minorität oder auch nur die sozialdemokratische Partei bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den Sitzungssaal verläßt, nachdem die namentliche Abstimmung beantragt worden ist.

Hier setzte nun der von den Mehrheitsparteien unterstützte Antrag des Mitgliedes der Reichspartei von Kardorff ein, wonach der Zolltarif im ganzen, ohne Beratungen der einzelnen Positionen nach den Anträgen der Kommission angenommen werden sollte. Dieser Antrag bedeutete eine große Überraschung für die Minorität, die gerade darauf gerechnet hatte, daß die gründliche Erörterung der zahlreichen Zollsätze der Opposition wesentlichen Vorschub leisten würde. Diese Überraschung mußte andererseits um so mehr als eine Überrumpelung erscheinen, als die Mehrheitsparteien unmittelbar nach der Einbringung des Antrages von Kardorff der Minderheit nicht einmal eine vierundzwanzigstündige Frist gewähren, sondern unmittelbar in die Beratung des Antrages eintreten wollten. Nun bot die Geschäftsordnung des Reichstages der Opposition zunächst eine genügende Handhabe, um die unmittelbare Beratung des Antrages zu verhindern. Eine Zeitlang mußte es scheinen, als ob diese Geschäftsordnungsdebatten sich ins Endlose hinziehen könnten, bis die Mehrheit auch diesen gordischen Knoten durchhieb, was von der Minderheit wieder als parlamentarischer Staatsstreich bezeichnet wurde, während die Mehrheit darin nur die Abwehr gegen das von diesen Parteien nach wie vor als Obstruktion angesehenen Verhalten der Sozialdemokraten erblicken wollte. Desgleichen ward eine Abänderung der Geschäftsordnung von den Mehrheitsparteien beantragt und beschlossen, wonach der Präsident des Reichstages mit weitgehenden diskretionären Vollmachten ausgestattet, auch die Dauer der Reden bei Debatten über die Geschäftsordnung wesentlich eingeschränkt worden ist. Jeder Freund des Parlamentarismus muß die Vorgänge um so mehr bedauern, als keineswegs bloß in dem einen oder dem anderen Feldlager, sondern sowohl auf seiten der Majorität als auch auf seiten der Minorität gegen den Geist und das Wesen des Parlamentarismus gesündigt worden ist.

Im Interesse Deutschlands muß der Zuversicht Ausdruck verliehen werden, daß es den verbündeten Regierungen gelingen möge, nachdem der Zolltarif zur Annahme gelangt ist, mit den anderen Staaten langfristige Handelsverträge abzuschließen, in denen die Interessen aller Klassen der Bevölkerung gewahrt werden. Dieses Ziel durfte nicht aus den Augen verloren werden. Unzweifelhaft wäre der neue Zolltarif als Grundlage der zu führenden Verhandlungen viel rascher gefördert worden, wenn die Konservativen nicht zunächst eine schroff ablehnende Haltung gegenüber der Regierungsvorlage bekundet hätten, weshalb das Einvernehmen zwischen der Reichsregierung und der Mehrheit des Reichstages erst in letzter Stunde erzielt werden konnte. Andererseits muß die Taktik der sozialdemokratischen Partei zum Teil darauf zurückgeführt werden, daß sie die Annahme des Zolltarifes um jeden Preis bis zur Zeit nach den Neuwahlen für den Reichstag hinausschieben wollte. Dann hätte sie nach ihrer Auffassung über eine wirksame Wahlparole: „Kampf gegen die Verteuerung des Brotes und Fleisches" verfügt. Gerade deshalb war dringend zu wünschen, daß die Frage des Zolltarifes vor diesen Neuwahlen gelöst wurde, weil anderenfalls die Gefahr vorläge, daß der Wahlkampf sich insbesondere zwischen Kandidaten der extremen Parteien der Linken und der Rechten abspielte.

Die gemeinschaftliche Aktion in Venezuela, die von Deutschland und England vereinbart worden ist, um von der südamerikanischen Republik Genugtuung für die von ihr zugefügten Unbilden zu erlangen, berechtigt zu dem erfreulichen Schlusse, daß die beiden Mächte sich zur rechten Zeit der Gemeinsamkeit ihrer Interessen erinnert haben. So bestätigt sich auch die früher begründete Auffassung, daß die jüngste Reise des deutschen Kaisers nach England, ohne einen bestimmten politischen

Zweck zu verfolgen, doch politische Bedeutung hatte. Andererseits kann es nicht überraschen, daß dieser Besuch der Jingopresse neuen Anlaß zu gehässigen Ausschreitungen bot. Allerlei phantastische Pläne wurden dem deutschen Kaiser zugeschrieben. Mit um so größerer Anerkennung verdient hervorgehoben zu werden, daß in der englischen Presse selbst sich Stimmen erhoben haben, die den ebenso abgeschmackten wie gehässigen Ausstreuungen entgegentreten. Eine der angesehensten Zeitschriften, die „Saturday Review“, führt bei der Frage nach der Wirkung solcher Phantastereien treffend an: „Auf die beiden Regierungen, auf den Kaiser und Mr. Balfour und Mr. Chamberlain, üben sie natürlich gar keine Wirkung aus, es sei denn die der Verachtung und der Lächerlichkeit. Mr. Balfour hat uns (in seiner Guildhall-Rede) gesagt, was er darüber denkt. Was aber wird die Wirkung auf das Publikum, die Tagespresse beider Länder sein? Wir wollen hoffen: recht wenig, aber was auch das Ergebnis sein mag, unmöglich kann es eine gute Wirkung sein, solche Schreiberei kann sicherlich nicht Frieden, guten Willen und Verständigung zwischen zwei großen Nationen stiften. Im Gegenteil, die deutliche Absicht ist, Haß zu entflammen und Zwietracht zu säen zwischen dem englischen und dem deutschen Volke.“ Nur die Richtigkeit der behaupteten Tatsachen könnte, wie die „Saturday Review“ in ihrer maßvoll besonnenen Weise anführt, solchen Hetzartikeln als Rechtfertigung dienen. „Aber,“ heißt es weiter, „wenn die Tatsachen erfunden, wie sie es in diesem Falle sind, so haben wir in unserem parlamentarischen Wörterbuch keine Ausdrücke, um unsere Mißbilligung eines so leichtfertigen und boshaften Unfugs zu bezeichnen.“ Das ist deutlich, und wir beglückwünschen unsere englische Kollegin zum Ausdrucke einer Gesinnung, die von allen ernsten und urteilsfähigen Elementen des deutschen Volkes geteilt wird. Die gemeinsame Aktion Großbritanniens und Deutschlands in Venezuela hat inzwischen mit der Wegnahme venezolanischer Kriegsschiffe begonnen, nachdem ein von den verbündeten Mächten erlassenes Ultimatum erfolglos geblieben war. Der mit dem Schutze der deutschen und englischen Interessen betraute Gesandte der Vereinigten Staaten in Caracas hat sich dieser Aufgabe bereits in ebenso loyaler wie erfolgreicher Weise unterzogen.

Durch die Tatsachen widerlegt wurden auch die pessimistischen Prophezeiungen, die sich auf die von China gewünschte Räumung Schanghais bezogen. Deutschland sollte nach der Darstellung seiner publizistischen Widersacher allein sich gegen diese Räumung gesträubt haben. Das englische Blaubuch hat nun aber volle Aufklärung erteilt, und daraus geht deutlich hervor, daß die deutsche Regierung lediglich die Interessen des eigenen Landes gewahrt hat. Zunächst darf nicht verhehlt werden, daß die drei anderen beteiligten Mächte England, Frankreich und Japan sich hinsichtlich Schanghais in einer günstigeren topographischen Lage befinden. Sobald wider Erwarten neue Verwicklungen eintreten sollten, können Japan und England, dieses insbesondere von Hongkong aus, sehr rasch Truppen nach Schanghai werfen. Frankreich ist ebenfalls in der Lage, von Tongking aus militärische Maßnahmen anzuordnen, Deutschland dagegen befände sich im Nachteile, da die notwendige Besatzung von Kiautschou nicht in Betracht gezogen werden dürfte. Die deutsche Regierung mußte daher gegenüber dem chinesischen Räumungsvorschlage, der von Lord Lansdowne den anderen beteiligten Mächten übermittelt wurde, ihre Bedingungen stellen: zunächst Einvernehmen zwischen England, Frankreich, Japan und Deutschland über die gleichzeitige und gleichförmige Räumung; alsdann Vorbehalt des Rechts, falls in Zukunft irgend eine andere Macht Schanghai von neuem besetzen sollte, dieselbe Verhaltungslinie zu befolgen; endlich, daß keine der anderen Mächte sich von der chinesischen Regierung besondere „wirtschaftliche Vorteile“ zusichern lassen sollte. In seiner Erwiderung stimmte Lord Lansdowne den ersten beiden Bedingungen rückhaltlos zu, erklärte jedoch, was den dritten Punkt betraf, daß der Grundsatz der „offenen Tür“ nach Ansicht der englischen Regierung zur Genüge durch die internationalen Abkommen gewährleistet sei. Die deutsche

Regierung konnte dann um so bereitwilliger dieser Auffassung sich anschließen, als sie von der chinesischen Regierung selbst das Zugeständnis verlangt und erhalten hatte, daß keiner anderen Macht solche besondere „wirtschaftliche Vorteile" gewährt werden würden.

Die Ruhestörungen in Macedonien boten Anlaß zu der düsteren Prophezeiung, daß eine Aufrollung der orientalischen Frage nahe bevorstehe. Die Bestimmungen des Berliner Vertrages wurden angeführt, und der Plan einer Konferenz der Signatarmächte tauchte in verschiedenen Blättern auf. Entscheidend mußte das Verhalten Rußlands in dieser Angelegenheit sein. Der russische Botschafter in Konstantinopel, Sinowiew, hatte nun unlängst in Livadia Gelegenheit, die Dispositionen des Kaisers Nikolaus II. aus dessen eigenem Munde zu vernehmen. Der russische Botschafter ist dann zu wiederholten Malen vom Sultan empfangen worden, dem er die ausdrückliche Versicherung des Zaren übermitteln konnte, daß dieser eine durchaus friedliche Gesinnung für die Türkei hege. Gerade deshalb glaubte Sinowiew dem Sultan bestimmte Reformvorschläge für Macedonien machen zu müssen, durch deren Ausführung weitere Ruhestörungen verhütet werden sollen, und die sich dadurch eben von anderen, in der Presse aufgetauchten unterscheiden, daß sie ausführbar sind. Denn die Souveränetät des Sultans wird dadurch nicht berührt. Der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Freiherr von Marschall, hat sich bei seinem Empfange durch den Sultan in demselben Sinne geäußert, und es ist anzunehmen, daß die diplomatische Aktion Rußlands und Deutschlands ihren Eindruck nicht verfehlt hat.

In Spanien ist das liberale Ministerium Sagasta durch das konservative Kabinett Silvela ersetzt worden. Von einer liberalen Reformpolitik Sagastas konnte allerdings nicht die Rede sein. Vielmehr ließ der „liberale" Konseilpräsident jede fruchtbare Initiative auf politischem sowohl als wirtschaftlichem Gebiete vermissen. Auf den konservativen Parteiführer Silvela werden seit geraumer Zeit große Erwartungen gesetzt, zumal er in dem Rufe steht, die guten Überlieferungen Cánovas' del Castillo fortzusetzen, ohne die Parteischablone als bindend anzuerkennen. Als Minister des Inneren hat denn auch der frühere Kolonialminister im Kabinett Sagasta, Maura, in der neuen Regierung Aufnahme gefunden. Der neue Minister des Auswärtigen, Abarzuza, ist gleichfalls nicht aus der konservativen Partei hervorgegangen, war vielmehr früher Republikaner und hat seinerzeit die spanische Republik in Paris diplomatisch vertreten. Er gilt auch als ein entschiedener Franzosenfreund. Da unter den Fragen der auswärtigen Politik, die Spanien insbesondere angehen, die marokkanische im Vordergrunde steht, ist die für Frankreich ausgeprägt freundliche Gesinnung des neuen spanischen Ministers des Auswärtigen immerhin bedeutsam. Insbesondere wird man auch in England mit dieser Tatsache rechnen müssen. In dem ausgezeichneten Finanzmanne Villaverde besitzt das neue spanische Ministerium einen Minister, der es nicht an Bemühungen fehlen lassen wird, das Gleichgewicht im Staatshaushalte wiederherzustellen, wenn er sich auch kaum an das Kultusbudget hinanwagen wird, das vor allem durchgreifender Ermäßigungen bedürfte. In dieser Hinsicht wird Villaverde sicherlich nicht unternehmender sein als sein Vorgänger im Ministerium Sagasta.

Literarische Rundschau.

Zur Religionsphilosophie.

Der Wahrheitsgehalt der Religion. Von R. Eucken. Leipzig, Veit & Co. 1901.

Mit Recht hat W. Windelband den Jenenser Philosophen Rudolf Eucken als den „Hauptvertreter einer im Werden befindlichen idealistischen Metaphysik" bezeichnet (s. „Geschichte der Philosophie". Zweite Auflage. Tübingen 1900. S. 523). Um so größer muß das Interesse sein, das wir dem neuesten Werke Euckens, „Der Wahrheitsgehalt der Religion", entgegenbringen.

Das Leben der Religion als Gesamterscheinung der Weltgeschichte in seinem Selbstwert, aber auch in seinem Funktionswert für die Kulturarbeit soll in dem Buche nach der bestimmten Seite des „Wahrheitsgehaltes" geprüft werden.

Der gegenwärtige Zeitgeist — nicht zum mindesten in Theologie und Philosophie — steht im Banne des „Charakteristischen"; darum ist sein Interesse an religiösen Dingen wesentlich historisch und psychologisch. „Dolus est in generalibus," so fertigt A. Harnack[1]) diejenigen ab, die von einer allgemeinen Untersuchung des Religionsbegriffes aus erst zu dem spezifischen Christentum Christi sich einen Weg bahnen wollen, anstatt sofort ihr Dasein an Jesu frohes Wort und seine reine, stolze Führung als an einem absoluten Werte anzuknüpfen. Der Begriff der „Religion" — meint man — verschlingt alle konkrete Frömmigkeit ebenso wie alles positiv Institutionelle sogleich und läßt es in einer hohlen Abstraktion untergehen. Und wie „Religion", nicht ohne weiteres als positiv geschichtliche Lebensform genommen, gegenwärtig einige Skepsis vorfindet, so auch die strenge Frage nach ihrem „Wahrheitsgehalt". Nicht die Wahrheit der Bilder historischer Menschen von den religiösen Objekten, sondern ihre Wirkung auf persönliche Lebensförderung, sowie auf Erhaltung und Steigerung immanenter Lebensgüter (Glück, Gerechtigkeit, Staat, Kunst 2c.) steht dem wissenschaftlichen Interesse im Vordergrunde. R. Eucken hat von dieser mächtigen Richtung zu viel gelernt, als daß die Gefahr einer knöchernen Vernunftreligion im Stile des 18. Jahrhunderts oder die noch größere einer Gnosis im Stile Hegels und Schellings, die alle positive Wissenschaft auflösen muß, ohne der Religion genug zu tun, sich in seiner Fragestellung ankündigen würde. Wohl weht uns aus seinem feinsinnigen, abgemessenen Werke ein starker Hauch jener edlen Humanität, Universalität und Geistesfreiheit entgegen, die, in Erasmus, Lessing und Goethe für uns Deutsche lebendig aufgerichtet, immerdar der religiösen Tiefe und Kraft eines Luther eine Grenze bilden sollte, damit diese „Tiefe" nicht zu dunklem, pfäffischem Affekt, jene

[1]) S. „Wesen des Christentums".

„Kraft“ nicht zur Roheit und Formlosigkeit werde. — So fest aber Eucken diese Traditionen hält, so wenig verfällt er in den Erbfehler humanistischen Wesens, die freundlich-bequeme Indifferenz hinsichtlich aller bewegenden Glaubensgegensätze und deren spekulativ-systematischen Zusammenschluß. Die Untersuchung macht daher weder den durch alle Religionsgeschichte verbotenen Versuch, an einem rational deduzierten Religionsgerippe die historischen Religionen zu messen, noch den anderen, durch Vergleich aller möglichen ethnologischen Religionsformen irgend ein gehaltloses „Prinzip“ zu Tage zu fördern, sondern wendet sich sofort zu den höchsten Formen der Religion. Entschlossene Abwendung von den weltlichen Ordnungen, Versetzung in ein endgültiges seliges Leben, Glaube an eine erfolgte Einigung von Menschlichem und Göttlichem durch Einwirkung übernatürlicher Geisteskräfte in den menschlichen Kreis und die prinzipielle Voraussetzung dieser Annahmen: Glaube an eine geistige, transzendente Ordnung der Dinge, die ihrem Bestande nach jenseits der Sinneswelt ruht, gleichwohl aber in das Leben als Macht und Maß aller Dinge hereinreicht: dies die Merkmale des Religionsbegriffes, mit dem Eucken operiert. In diesem Religionsbegriff treten jedoch zwei Elemente auseinander, die der Autor besonders würdigt: „die universale Religion“ und die „charakteristische Religion“.

Die „universale Religion“ führt den Menschen noch nicht zu einem „persönlichen Gott“ und einem unmittelbaren Verhältnis zu ihm in Liebe und Gebet, damit auch nicht zu einer in den Erlebnissen einer historischen Persönlichkeit verankerten Welt von religiösen Gedanken und Symbolen. Ihren Kern bildet die Überzeugung, daß eine geistige Welt, die in das bewußte Seelenleben der Individuen nicht aufgeht, wohl aber sich in diesem Leben als normierende Kraft für alle Kulturtätigkeit wirksam erweist, das Wesen des Kosmos ausmache. Dieses göttliche, von Hause aus „übernatürliche“ Geistesleben erschließt sich für uns nicht erst an besonderen Punkten der Geschichte, in bestimmten Personen und Institutionen im Sinne einer positiven „Offenbarung“, sondern ist in allen Wertfunktionen des menschlichen Geistes, seien sie logisch, ethisch oder ästhetisch, als deren umfassende Einheit tätig. Aller „Natur“ gegenüber, nicht nur im Sinne der „Körperwelt“, sondern auch der „Natur“ im Sinne des „Psychischen“, das als Sinnesempfindung, Triebleben, assoziative Verkettung der Vorstellungselemente Gegenstand der Psychologie ist, bewährt das Geistesleben seinen spontanen, wertschöpferischen, freien Charakter. So ist weder der mittelalterliche Gegensatz von „Natur“ und „Gnade“ noch der moderne von „Körper“ und „Seele“ für Euckens Anschauungen wesentlich. Das „Geistesleben“, wie es in dem Aufbau der Kultur sich tätig erweist im Unterschiede von dem passiven, wertfreien, gesetzlich gebundenen Sein und Geschehen aller „Natur“ (sei diese körperlich oder seelisch), ist als Ganzes schon universale, übernatürliche Offenbarung. Es umfaßt zugleich die formenden, subjektiven Funktionen und die Sachenwelt, an denen jene sich betätigen, zu einem Ganzen, in dem Subjekt und Objekt aufeinander bezogen sind. Pietistischer Selbstgenuß des frommen Individuums ist auf diese Weise ebenso wie Hinauswachsen der Kulturwerke über den menschlichen Meister, so daß die Person zu einem Rädchen eines planlos dahin brausenden objektiven Kulturprozesses werde, von vornherein als Konsequenz einer falschen Weltkonzeption dargetan. „Kultur“ im Sinne Euckens ist weder Abbildung einer schon vorhandenen ideellen Güterwelt, wie es die unter dem Einflusse des griechischen Intellektualismus stehende christliche Spekulation meinte, noch eine ziellose Ansammlung der einzelnen Kulturgüter, deren Wert ohne geistige Förderung der Personen nicht einzusehen ist, und die im übrigen — nach einem treffenden Worte L. v. Rankes — jede Epoche zu Gunsten der folgenden „mediatisierte“. Kultur ist Einheit von Person und Werk, und ihr Ziel ist nicht ein sog. „Endzustand“, sondern überall findet sie sich, wo ein eigentümlicher geistiger Lebenszusammenhang als fruchtbare Wissenschaft, edle Kunst oder als Konzentration sittlich-praktischer Energien in der Geschichte hervorgebrochen ist.

Die Begründung dieser „universalen Religion" bildet den Höhepunkt von Euckens Werk. Hier kann nur der nackte Grundgedanke dieser lebensvollen, reichen Darstellung wiedergegeben werden.

Weder auf dem durch Kant überwundenen Weg, durch transzendente Kausalschlüsse, die eine „Erklärung" der Natur geben sollen, noch durch ein Ausgehen vom Gefühl nach Schleiermachers Art resp. durch „sittliche Nötigungen" und „Postulate" (Kant, A. Ritschl) kann Religion begründet werden. Drückt der erstgenannte Weg die Religion zu einem Wissen fremder Dinge herab, so verflüchtigt der zweite die Glaubenssubstanz in ein formales Wechselspiel leerer Gefühle, die neben der Kulturarbeit herschwingen, ohne diese gestalten und heiligen zu können. Das Ausgehen vom sittlichen Wollen verkennt gleichfalls den metaphysischen Faktor, der aller Religion, die nicht bewußte Selbsttäuschung werden will, notwendig zu Grunde liegt. Eucken geht darum vom „geistigen Lebensprozeß" in seiner Totalität aus, der zugleich als kosmische Macht verstanden wird.

Auf diesen geistigen, übernatürlichen Lebensprozeß zurückzugehen, dazu treibt uns die verzweifelte Kampflage, in der sich das empirische, bewußte geistige Leben im Kosmos befindet. Das geistige Leben gibt sich uns als alleiniger Träger aller Werte und damit als allein zur Herrschaft im Kosmos berufene Macht. Tatsächlich ist es dem physikalischen und psychischen Kausalnexus gegenüber ein kleiner, nebensächlicher Bezirk im All. Wäre es alles, wäre bewußtes Geistesleben und Kultur nicht ein Glied einer übernatürlichen Geisteswelt, einer neuen Ordnung der Dinge, so wäre sein Anspruch Illusion. „Retournons à la nature" — nicht zur Idylle Rousseaus, an die wir nicht mehr glauben, sondern zur „blonden Bestie" Nietzsches — wäre dann allein konsequent. Können wir an die weltüberwindende Macht des Geisteslebens weder glauben, solange wir in der bewußten Erfahrung bleiben, noch die Weltgeschichte zurücknehmen und als einen nichtigen, episodischen faux pas einer Tiergattung im Universum ansehen, so geht aus einem Akte geistiger Selbsterhaltung Religion hervor. Dieser Akt ist nicht zu beweisen, trägt aber mit der Wissenschaft, die ja selber nur ein Glied der geistigen Welt ist, auch alle „Beweisnormen".

Die Frömmigkeit dieser „universalen Religion" ist, wie man sieht, Weltfrömmigkeit ohne pantheistische Auflösung der Gegensätze Wahr — Falsch, Gut — Böse, Himmel — Hölle in bloße Quantitäten der Kraft und Vollkommenheit. Sie ist froher Glaube an die weltbildende Macht des Geistes ohne jenes Frisieren der Lebenskonflikte, das den Pantheismus auch in seinen edelsten Formen schließlich philiströs und die Geschichte wie das Bild des Lebens in der Kunst so undramatisch macht.

Die Philosophie kann nur bis zur „charakteristischen Religion" hinführen, und so war es unvermeidlich, daß Eucken in dem zweiten Teile seines Werkes, wo das Ewige und Zeitliche im Christentum zu trennen versucht wird, sein theologisches frei protestantisches Bekenntnis niederlegte. Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn dies in einem besonderen Buche geschehen wäre. Denn bei der jetzigen Anordnung mag mancher, der spezifisch christliche Anschauungen entweder überhaupt verwirft oder ihnen in wesentlich anderen Formen und Ideen huldigt als den von Eucken vertretenen, sich abhalten lassen, den tiefgründigen philosophischen Ausführungen des Autors zu folgen.

Uns aber soll dies nicht hindern, auszusprechen, daß wir kein philosophisches Werk der letzten Jahrzehnte kennen, das in ähnlich universaler und bei aller Kühnheit und Energie besonnener Weise der Tatsache der Religion gerecht zu werden versucht hat.

Möge Euckens philosophischer Erfassung der Religion die Zukunft gehören!

M. Scheler.

αγλ. **Das Eisenbahngleis.** Von A. Haarmann, Generaldirektor des Georg-Marien-Bergwerks- und Hüttenvereins. Kritischer Teil. Mit 503 in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1902.

Der erste, geschichtliche Teil dieses Werkes ist vor länger als 10 Jahren erschienen, und, wie in der gesamten Fachpresse, so auch in der „Deutschen Rundschau“ (1892, Bd. LXXIII, S. 154) gewürdigt. Wir haben das Buch damals als einen bedeutsamen Beitrag zur Geschichte des Eisenbahnwesens bezeichnen können. Zu einer kritischen Betrachtung der Ergebnisse seiner historischen Forschungen, einer Nutzanwendung der Lehren der Geschichte auf die Praxis ist ein erheblich längerer Zeitraum erforderlich gewesen, als der Verfasser damals geglaubt hat, ein Zeitraum, in dem aber wiederum viele Beobachtungen und Studien gerade in der wichtigen Frage des Eisenbahnoberbaues gemacht sind. Diese konnten bei den kritischen Erörterungen benutzt werden, und das ist dem Werke zweifellos zu gute gekommen. Die Herstellung und Unterhaltung eines möglichst guten Oberbaues ist nicht nur eine technische Frage, sie ist gleichzeitig von hoher wirtschaftlicher und finanzieller Bedeutung für die Eisenbahnverwaltung und besonders auch für jeden Reisenden von hervorragender Wichtigkeit, da wesentlich von der Güte des Oberbaues der ruhige und sichere Gang der Züge abhängt. Von den Herstellungskosten der deutschen Eisenbahnen von 12 604 Millionen Mk. kommen allein 2 802 Millionen auf den Oberbau. Zu seiner Erneuerung und Unterhaltung wurden im Jahre 1900 verausgabt 145,8 Millionen Mk., davon etwa 62,5 Millionen für die Gleisunterhaltung. Eine Herabdrückung dieser Summe durch Verbesserungen am Oberbau um rund ein Viertel würde eine jährliche Ersparnis von über 15 Millionen bedeuten. — Durch bloßen Verschleiß der Schienen und Radreifen im regelmäßigen Verkehr der Züge gehen allein auf den preußischen Staatsbahnen jedes Jahr etwa 38 Millionen kg Stahl zu Grunde, die einen Wert von 4 Millionen Mk. darstellen! — Solche Zahlen geben einen Begriff von der Wichtigkeit der von Haarmann behandelten Fragen. Er entrollt im ersten Teil unter der Überschrift: „Was war“ ein Bild der Entwicklung des Oberbaues, in der zweiten Abteilung unter der Überschrift: „Was ist“ ein solches von dem jetzt in allen wichtigeren Ländern vorhandenen Oberbau, und ein ausführliches Schlußwort enthält das Ergebnis seiner Betrachtungen und einige Wünsche für technische und organische Verbesserungen. Die Kritik ist eine durchaus maßvolle, und es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß der Verfasser auch mit Offenheit ausspricht, daß seine eigenen früheren Schöpfungen auf diesem Gebiete nicht überall den Erwartungen entsprochen haben. Durch Abschluß dieses seines Werkes hat sich Haarmann, der Begründer des einzigartigen Gleismuseums in Osnabrück, der unermüdliche Arbeiter an der Vervollkommnung des Eisenbahnoberbaues, ein neues Verdienst um die gedeihliche Fortentwicklung des Eisenbahnwesens erworben.

αβ. **Geschichte des deutschen Zeitungswesens** von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Von Ludwig Salomon. Zweiter Band: Napoleon I. und die deutsche Presse. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1902.

Während der erste Band von Salomons verdienstvollem Unternehmen drei volle Jahrhunderte umfaßt, ist der zweite ausschließlich dem Zeitungswesen in den zwei Jahrzehnten der Fremdherrschaft der napoleonischen Epoche gewidmet. Die Darstellung, im allgemeinen von erwünschter Ausführlichkeit, konnte da, wo den Verfasser keine Vorarbeiten unterstützten, nur skizzenhaft sein. Denn von dem Verf. war nicht zu verlangen, daß er der Geschichte jeder einzelnen Zeitung von Grund aus selbständig nachging. Im ganzen gewährt die deutsche Zeitungsliteratur von 1792 bis 1814, verfolgt und vergewaltigt, wie sie wurde, ein unerfreuliches, aber desto beherzigenswerteres Bild, indem sie die ganze Ohnmacht, Zerrissenheit und Verzweiflung unseres Volkes in jenen Jahren der Fremdherrschaft und Knechtschaft widerspiegelt. Es ist Salomons dankbar anzuerkennendes Verdienst, daß er alle diese wichtigen historischen Urkunden, die die Zeitungen nun einmal sind, fleißig und sorgsam zusammengetragen hat, eine meist zutreffende Charakteristik der hauptsächlichsten Blätter, ihrer Leiter und Mitarbeiter gibt, die Entwicklung in ihren einzelnen Etappen verfolgt, das geistige Leben in den Zentren deutschen Lebens schildert, überall mit Sachkenntnis und Vorsicht. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Darstellung der Presse in den Gebieten der Rheinbundfürsten: hier wird viel Neues geboten; wogegen die österreichischen Blätter etwas summarisch behandelt worden sind. Das Buch ist sehr lebendig geschrieben, fesselt durch das Detail und ermüdet nirgends durch aufgehäuften Ballast. Der Beifall, der dem ersten Bande zu teil wurde, wird auch diesem zweiten nicht fehlen, und mit dem dritten Bande, der hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt, soll das Werk seinen Abschluß finden, auf das wir, wenn es vollständig vorliegt, zurückkommen werden.

ρ. **Die deutsche Dichtung in Hessen.** Studien zu einer hessischen Literaturgeschichte. Von Dr. Wilhelm Schoof. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1901.

Eine führende Rolle, wie Franken und Schwaben, hat Hessen in unserer Nationalliteratur niemals innegehabt; aber doch ist eines der ältesten Denkmale deutscher Dichtung, ja das einzige im ursprünglichen Althochdeutsch erhaltene aus dieser frühesten Zeit, das Hildebrandslied, im Kloster zu Fulda gefunden worden, „in dessen Schule“ nachmals auch Ulrich von Hutten saß. Wie denn gesagt werden muß, daß in den Tagen des ausgehenden Mittelalters und als unter der Einwirkung

Luthers die neuhochdeutsche Dichtung eigentlich erst begann, Hessen mit den beiden Fabeldichtern Burkard Waldis und Erasmus Alberus bedeutsamer in den Vordergrund trat, als nachher jemals wieder geschehen. Auch muß daran erinnert werden, daß das alte Land der Chatten die Heimat der Märchen ist, welche durch die Brüder Grimm nicht nur Gemeingut des deutschen Volkes, sondern man darf wohl sagen der Weltliteratur geworden sind. Weiterhin aber ist Hessen immer mehr empfangend als gebend gewesen, und es ist interessant, in Schoofs Buch zu verfolgen, wie die wechselnden Literaturstömungen hier nachgewirkt haben, wie Klassizismus, Romantik und das junge Deutschland in der heimischen Dichtung sich widerspiegeln. Diese, trotz ihrer lokalen Beschränkung, in den großen Zusammenhang einzureihen hat Schoof unternommen; es ist der erste Versuch dieser Art und alle Mängel eines solchen, wie der Verfasser selbst einräumt, haften ihm an. Denn die Vorarbeiten reichten nicht weit, und das Material war zum Teil schwer zugänglich. An Fleiß und redlichem guten Willen hat es Schoof sicherlich nicht gefehlt; aber weder vermögen wir seinem ästhetischen Urteil überall beizustimmen noch auch lassen sich mancherlei Irrtümer in Abrede stellen, die wohl zu vermeiden gewesen wären. Lob verdienen die im Anhang gegebenen „Annalen der hessischen Literaturgeschichte", die mit dem Jahr 800 (ungefähre Entstehung des Hildebrandsliedes) beginnen und dem 16. Juni 1901 — dem Todestage Herman Grimms — schließen. Nicht minder anzuerkennen ist das mit großer Genauigkeit verfaßte Register der Namen, von denen freilich wenige nur — wie Herman Grimm an erster Stelle, dann Ernst Koch (Verf. des Prinz Rosa-Stramin), Heinrich Koenig, Franz Dingelstedt, S. H. Mosenthal und neuerdings Anna Ritter in die weitere Öffentlichkeit gedrungen, während viele andere in der Heimat selbst schon verschollen sind. Und dennoch, wenn man in dieser Fülle von Stimmen ein Echo aus dem hessischen Dichterwald zu vernehmen meint, wer möchte dann nicht in Uhlands Vers einstimmen:

Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

Und mit diesen Worten können wir auch das „Hessische Dichterbuch" empfehlen, das in dritter Auflage gleichfalls von Wilhelm Schoof herausgegeben worden (und in demselben Verlage, N. G. Elwertsche Buchhandlung, Marburg, erschienen) ist. Wenn man sieht, daß in dieser Anthologie, die nur die Zeit von 1822 ab umfaßt, mehr als fünfzig Dichter und Dichterinnen vertreten sind, so wird man nicht sagen können, daß die Kunst des Gesanges in Hessen ausgestorben sei.

y. **Für unser Heim.** Bunte Spenden deutscher Dichter und Denker der Gegenwart für das deutsche Schriftstellerheim in Jena. Zusammengetragen von Dr. Timon Schroeter. Leipzig, Druck von J. J. Weber (Illustrierte Zeitung).

An der Spitze dieses prächtig ausgestatteten und namentlich zu Geschenkszwecken empfehlenswerten Bandes steht das wohlgelungene Porträt des unvergeßlichen Großherzogs von Sachsen, Karl Alexander, der, wie er allen auf das Wohl und die Würde der deutschen Literatur gerichteten Bestrebungen jederzeit ein hochherziger Förderer gewesen, auch das Protektorat des geplanten Schriftstellerheims übernommen hatte, das uns in seiner projektierten Gestalt ein Bild auf der letzten Seite dieses Werkes zeigt. Es ist ein schöner Gedanke, dem deutschen Schriftsteller, der in die Lage kommen sollte, für die Tage der Not und des Alters eine traute Heimstatt zu bereiten; und wenn einst der stattliche Bau, im Stil der deutschen Renaissance, so wie wir ihn hier vor uns sehen, sich mitten im Grün und umgeben von den Thüringer Hügeln erheben wird, dann darf das größte Verdienst um sein Zustandekommen dem Herrn Dr. Timon Schroeter zugeschrieben werden. Nicht nur, daß er ein großes Grundstück im freundlichen Westviertel von Jena unentgeltlich zur Verfügung gestellt, er hat auch in jahrelanger eifrigster Tätigkeit und selbstloser Hingabe für die Verwirklichung dieser seiner Lieblingsidee gearbeitet, und es ist ihm gelungen, in immer weiteren Kreisen Teilnahme zu erwecken, so daß schon jetzt nicht unbeträchtliche Mittel bereit liegen. Doch reichen sie freilich noch nicht aus; und um ihren Bestand zu vermehren, hat der Unermüdliche dieses Prachtwerk geschaffen, das man wohl einen Bildersaal der neueren deutschen Literatur nennen dürfte. Mehr als zweihundert zeitgenössische Schriftsteller haben dazu beigetragen. Kaum einer der bedeutenderen fehlt und jeder hat nach Möglichkeit sein Bestes in Vers oder Prosa gegeben. Wenn wir dennoch an eine derartige Sammlung den höchsten literarischen Maßstab nicht anlegen möchten, so gewinnt diese doch einen besonderen Reiz dadurch, daß sie von jedem der Beitragenden ein Porträt und von den meisten derselben eine autobiographische Skizze bringt. Denn es ist gewiß nicht ohne Interesse, zu sehen, was jeder von sich selber denkt, und einige der in diesem Bande vertretenen Damen und Herren haben allerdings von der ihnen gebotenen Gelegenheit einen ausgiebigen Gebrauch gemacht. Sehr hübsch sind die Randzeichnungen, Arabesken und Illustrationen, die sich dem Text der einzelnen Beiträge sinnreich anschließen, wie denn das ganze Werk, in der altbewährten J. J. Weberschen Offizin in Leipzig auf das Solideste und Geschmackvollste hergestellt, dem Herausgeber alle Ehre macht. Möge es zahlreiche Käufer finden, deren jeder sich sagen darf, daß auch er einen Baustein zum „deutschen Schriftstellerheim in Jena" beigesteuert hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 10. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adlersfeld-Ballestrem. — Heideröslein. Roman von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. Fünfte Auflage. Mit Illustrationen von Blanka von Gündel. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

The Ancestor. — A quarterly review of county and family history, heraldry and antiquities. Number III. Westminster, Archibald Constable & Co. 1902.

Andrejew. — Die Lüge. Ausgewählte Erzählungen von Leonid Andrejew. Deutsch von Nadja Hornstein. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Aschaffenburg. — Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Kriminalpsychologie für Mediziner, Juristen und Soziologen, ein Beitrag zur Reform der Strafgesetzgebung. Von G. Aschaffenburg. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Auerbach. — Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Felix Auerbach. Mit 79 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Azan. — Annibal dans les Alpes. Par Paul Azan. Paris, Alphonse Picard. 1902.

Balcke — von Enckevort. — Probleme. Roman von Johanna Balcke — von Enckevort. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Bapst. — Le maréchal Canrobert. Souvenirs d'un siècle. Par Germain Bapst. Tome second. Napoléon III et sa cour. La Guerre de Crimée. Paris, Plon. 1902.

Baranowsky. — Halbnaturen. Roman von Karl Baranowsky. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Bartels. — Aus tiefster Seele. Eine Blütenlese der deutschen Lyrik von Klopstock bis zur Gegenwart. Von Adolf Bartels. Mit vierunddreißig Dichterbildnissen von Erdmann Wagner. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Lahr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.

Bartels. — Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Von Adolf Bartels. Fünfte, verbesserte Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius. 1903.

Bassenge. — Der Streit vor Ilios. Drama nach griechischem Vorbild. Von Edmund Bassenge. Dresden, Holze & Pahl. 1902

Bauch. — Glückseligkeit und Persönlichkeit in der kritischen Ethik. Von Bruno Bauch. Stuttgart, Fr. Frommann. 1902

Baudelaire. — Poes Leben und Werke; Wagner in Paris — u. a. Von Charles Baudelaire. Übersetzt von Max Bruns (Baudelaires Werke, Dritter Band). Minden in W., J. C. C. Bruns. O. J.

Bayersdorfer. — Adolf Bayersdorfers Leben und Schriften. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Hans Mackowsky, August Pauly, Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen. München, F. Bruckmann A.-G. 190

Benkendorf. — König Heinrich der Vierte, der Deutsche. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. Benkendorf. Streth, J. Meuschel. 1902.

Beyer. — Sokrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Ernst Beyer. Leipzig, Alfred Hahn. 1902.

Beyer-Boppard. — Danneckers Ariadne. Eine kunsthistorische Studie von C. Beyer-Boppard. Mit 4 Abbildungen und den biographischen Skizzen von v. Dannecker und S. M. v. Bethmann. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. O. J.

Bigelow. — Die Völker im kolonialen Wettstreit. Von Poultney Bigelow. Deutsche Bearbeitung des Buches The children of the nations. Von Ph. Woker. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Björnson. — Thomas Rendalen. Roman von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Wilhelm Lange. Zweite Auflage. Berlin, Franz Wunder. 1903.

Blennerhassett. — Chateaubriand. Von Charlotte Lady Blennerhassett geb. Gräfin von Leyden. Mit 60 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim. 1903.

Blum. — Bismarck. Ein Buch für Deutschlands Jugend und Volk. Von Hans Blum. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Boeck. — Durch Indien ins verschlossene Land Nepal. Ethnographische und photographische Studienblätter. Von Kurt Boeck. Mit 36 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen im Text, sämtlich nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie einer Kartenskizze. Leipzig, Ferd. Hirth & Sohn. 1903.

Boguslawski. — Taktische Folgerungen aus dem Burenkriege und der Gruppenangriff. Mit vier Gefechtsskizzen. Von A. von Boguslawski. Berlin, R. Eisenschmidt. 1903.

Brauer. — Die anti-englische Krankheit. Eine Streitschrift gegen den Strom. Von M. Brauer. Im Selbstverlag. Zu beziehen durch E. Heckendorff. Berlin. 1902.

Brockhaus' Konversationslexikon. — Vierzehnte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe. Neunter Band. Von Heucke bis Juxta. Mit 51 Tafeln, darunter 10 Chromotafeln, 11 Karten und Plänen, und 174 Textabbildungen. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus. 1902.

Burckhardt. — Griechische Kulturgeschichte. Von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Zweite Auflage. Vierter Band. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann. O. J.

Bürkner. — Geschichte der kirchlichen Kunst. Von Richard Bürkner. Mit 74 Abbildungen. Freiburg i. Br. und Leipzig, Paul Waetzel. 1903.

Busse-Palma. — Zwei Bücher Liebe und andere Gedichte. Von Georg Busse-Palma. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Carpenter. — Wenn die Menschen reif zur Liebe werden. Eine Reihe von Aufsätzen über das Verhältnis der beiden Geschlechter. Von Edward Carpenter. Einzig autorisierte Übertragung von Karl Federn. Zweite Auflage. Leipzig, H. Seemann Nachf. 1902.

Castellant. — Das Weib am Kongo. Von Ch. Castellant. Deutsch von Margarete Bruns. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von Max Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Chun. — Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefseeexpedition. Von Carl Chun. Zweite Auflage. Bis zur neunten Lieferung. Jena, Gustav Fischer.

Curtius. — Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius. Mit einem Bildnis in Kupferätzung. Berlin, Julius Springer. 1903.

Dähnhardt. — Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von Erich Kuithan. Erstes Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Dannheißer. — Miaulina. Ein Märchenbuch für kleine Kinder. Von Ernst Dannheißer. Mit Bildern von Julius Diez. Köln a. Rh., Schaffstein & Ko. O. J.

Deeken. — Rauschende Palmen. Bunte Erzählungen und Novellen aus der Südsee. Von Richard Deeken. Oldenburg, Gerhard Stalling. O. J.

Dincklage. — „Laternen brennen!" Novellen von F. Freiherrn von Dincklage. Oldenburg, Gerhard Stalling. O. J.

Eck. — Goethes Lebensanschauung. Von Samuel Eck. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1902.

Egidy. — Erschwiegen. Von Emmy von Egidy. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903

Enderling. — Tolle Novellen. Von Paul Enderling. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Engel. — Österreich im Welthandel. Auf Grund statistischer Materialien, offizieller Mitteilungen und Berichte bearbeitet von Moritz von Engel. Wien, Manz. 1902.

Ernst. — Die Gerechtigkeit. Eine Komödie in fünf Akten. Von Otto Ernst. Leipzig, L. Staackmann. 1902.

Ewers. — Die Macht der Liebe oder die traurigen Folgen einer guten Erziehung. Von Hanns Heinz Ewers. Berlin, „Harmonie". O. J.

Federn. — Dante. His time. By Karl Federn. With an introduction by A. Butler and illustrations. London, William Heinemann. 1902.

Fischer. — Über die menschliche Freiheit. Prorektoratsrede von Kuno Fischer. Dritte Auflage. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

France. — Aus dem Reiche des Haschisch und andere Erzählungen. Von Hector France. Algerische Sittenschilderungen, übersetzt von Y. Dresden und Leipzig, Moewig & Höffner. 1902.

Friedländer-Werther. — Römische Luft. Roman von Emma Friedländer-Werther. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Fulda. — Kaltwasser. Lustspiel in drei Aufzügen. Von Ludwig Fulda. Zweite Auflage. Stuttgart und Leipzig, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Für unser Heim! — Bunte Spenden deutscher Dichter und Denker der Gegenwart, für das deutsche Schriftstellerheim in Jena zusammengetragen von

Dr. Timon Schroeter. Leipzig. Druck von J. J. Weber (Illustrierte Zeitung). O. J.

Gerhardt-Amyntor. — Ein Kampf um Gott. Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Gilm. — Gedichte von Hermann von Gilm. Innsbruck, A. Edlinger. O. J.

Gimmenthal. — Aschenbachs. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Armin Gimmenthal. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1902.

Giraud. — Essai, sur Taine son œuvre et son influence d'après des documents inédits. Par Victor Giraud. Deuxième édition refondue. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Erster Band: Gedichte, erster Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard von der Hellen. — Zwölfter Band: Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso. Die natürliche Tochter. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Albert Köster. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Gottschall. — Die deutsche Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Rudolph von Gottschall. Siebente, vermehrte und verbesserte Auflage. In vier Bänden. Breslau, Eduard Trewendt. 1903.

Gréville. — Truggold. Roman von Henri Gréville. Deutsch von Hermine Farkas. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Grunwald. — Juden als Reeder und Seefahrer. Von Max Grunwald. Berlin, M. Poppelauer. 1902.

Haller. — Die Alpen. Von Albrecht von Haller. Mit einer Beilage und Kupfern. Dem Andenken Hallers gewidmet von Karl Geiser. Bern, A. Francke. 1902.

Hardung. — Sälde. Eine dramatische Dichtung von Victor Hardung. Frauenfeld, Huber & Ko. 1903.

Hartmann. — Zurück zum Idealismus. Zehn Vorträge von Alma von Hartmann. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1902.

Hauptmann. — Die Bergschmiede. Dramatische Dichtung von Karl Hauptmann. München, Georg D. W. Callwey. 1902.

Hauptmann. — Mathilde. Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. Von Carl Hauptmann. München, Georg D. W. Callwey. 1902.

Hauptmann. — Unsere Wirklichkeit. Von Karl Hauptmann. München, Georg D. W. Callwey. 1902.

Heiderich. — Zwischen 12 und 14 Uhr. Von Albert Heiderich. Dresden und Leipzig, Moewig & Hoeffner. 1903.

Heilft. — Ein moderner Jurist. Zeitbild von Dora Heifft. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Helmolt. — Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. Zweiter Band. Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean. Von Max von Brandt, Heinrich Schurtz, Karl Weule und Emil Schmidt. Mit 10 Karten, 6 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen von Franz Eybold, Oskar Schulz und L. Sütterlin. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Hertz. — Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage. Von Wilhelm Hertz. Dritte Auflage. Mit Buchschmuck von Hellmut Eichrodt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

The Hibbert Journal. — A Quarterly Review of Religion, Theology, and Philosophy. London and Oxford, Williams & Norgate. Vol. I. No. 1. October 1902.

Hill. — Die Fürstin Orsini-Camera-Mayor am Hofe Phillipps V. von Spanien. Von Constance Hill. Übersetzt von Frida Arnold. Mit 1 Titelkupfer und 6 Porträts. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Hirundo. — Till Riemenschneider. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von C. Hirundo. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Hoffmann. — Hochzeitnacht. Geschichten in Moll und Dur. Von Max Hoffmann. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Holitscher. — Im Reiche der Dichtung. Dichtungen von Philipp Holitscher. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Hyan. — Die kleine Kammer. Posse in einem Akt. Von Hans Hyan. Berlin, „Harmonie“. O. J.

Hyan. — Die beiden Anpier. Berliner Szene. Von Hans Hyan. Berlin, „Harmonie“. O. J.

Jähns. — Moltke. Von Max Jähns. Dritter Band 1867–91. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Ilgenstein. — Mörike u. Goethe. Eine literarische Studie von H. Ilgenstein. Berlin, Richard Schröder. 1902.

Igerott. — Dido. Drama in vier Aufzügen und einem Vorspiel. Von Marie Itzerott. Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Jerusalem. — Lehrbuch der Psychologie. Von Wilhelm Jerusalem. Dritte, umgearbeitete Auflage. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1902.

Johnston. — Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen. Von Sir Harry H. Johnston. Aus dem Englischen übersetzt von Max von Halfern. Mit einer Karte von Afrika. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Jonas. — Lyrische Anthologie. (Nordischer Musenalmanach.) Herausgegeben von Emil Jonas. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Kaiser Friedrichs Tagebücher über die Kriege 1866 und 1870–71, sowie über seine Reisen nach dem Morgenlande und nach Spanien. Herausgegeben von Margaretha von Poschinger. Zweite Auflage. Berlin, Richard Schröder. 1902.

Kalischer. — Neue Beethovenbriefe. Herausgegeben und erläutert von Alfred Christlieb Kalischer. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1902.

Kerr. — Herr Sudermann, der D.. Di.. Dichter. Ein kritisches Vademekum von Alfred Kerr. Berlin, Verlag Helianthus. 1903.

Kewitsch. — Die Vulkane Pelé, Krakatau, Ätna, Vesuv. Von Kowitsch. Baden, Soltau. 1902.

Keyserling. — Dunkle Sterne. Erzählende und andere Gedichte von Gräfin Margarete Keyserling. Mit Bildschmuck von Alfred Burgel und Vorwort von Johannes Fastenrath. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung. 1902.

Kirchbach. — Was lehrte Jesus? Zwei Urevangelien. Von Wolfgang Kirchbach. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler. 1902.

Kirchhofer. — Auch ich! Gedichte von Friedrich Kirchhofer. Graz, Kommissionsverlag „Leykam“. 1902.

Klaar. — Schauspiel und Gesellschaft. Eine Studie von Alfred Klaar. Berlin, Johannes Räde. 1902.

Kleemeier. — Handbuch der Bibliographie. Kurze Anleitung zur Bücherkunde und zum Katalogisieren. Herausgegeben von Friedr. Johann Kleemeier. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. 1903.

Koenigsberger. — Hermann von Helmholtz. Von Leo Koenigsberger. Erster Band. Mit drei Bildnissen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1902.

Krane. — Starke Liebe. Roman von Anna von Krane. Leipzig, Müller-Mann. O. J.

Kreidolf. — Die Wiesenzwerge. Bilder und Text von Ernst Kreidolf. Köln a. Rh., Schaffstein & Co. O. J.

Kretzer. — Der wandernde Thaler. Eine Märchendichtung in fünf Akten. Von Max Kretzer. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1902.

Kretzschmar. — Musikalische Zeitfragen. Zehn Vorträge von Hermann Kretzschmar. Leipzig, C. F. Peters. 1903.

Krieg, der Siebenjährige. 1756–1763. — Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Vierter Band: Groß-Jägersdorf und Breslau. Mit 12 Karten, Plänen und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Krug. — Die Pestalozzische Schule in Preußen. Von Albert Krug. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Krüger. — Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger. Von ihm selbst erzählt, nach Aufzeichnungen von H. C. Bredel und Piet Grobler. Herausgegeben von A. Schowalter. Zwei Bände. Deutsche Originalausgabe. München, J. F. Lehmann. 1902.

Kügelgen. — Drei Vorlesungen über Kunst. Von Wilhelm von Kügelgen. Mit Vorwort von Konst. von Kügelgen. Leipzig, Richard Wöpke. 1902.

Kunst, Die, des Jahres. — Deutsche Kunstausstellungen 1902. München, F. Bruckmann, A.-G.

Kunst und Künstler. — Monatsschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbe. Erstes Heft. Berlin, Bruno Cassirer.

Kürschner. — Die Buren und der südafrikanische Krieg. Eine Darstellung Südafrikas, des Charakters und Lebens der Buren, der Geschichte ihrer Republiken und deren Kämpfe mit England bis zum Friedensschluß. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Mit vier farbigen Kunstbeilagen, einer Karte des Kriegsschauplatzes und zahlreichen Textillustrationen. Charlottenburg, Alfred B. Wundt. O. J.

Kürschners Jahrbuch 1903. — Herausgegeben von Hermann Hillger. Mit Hunderten von Illustrationen. Berlin, Eisenach und Leipzig, Hermann Hillger.

Kußmaul. — Aus meiner Dozentenzeit in Heidelberg. Von Adolf Kußmaul. Herausgegeben von Vinzenz Czerny. Stuttgart, Bonz & Co. 1903.

La Mara. — Briefe von Hector Berlioz an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Herausg. von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Lange. — Briefe von Julius Lange. Herausgegeben von Peter Köbke. Einzig berechtigte Übersetzung von Ida Anders. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1903.

Lapsa. — Tant' Jula. Ein dünastrandbisches Gequassel. Von Edwart Lapsa. Riga, „Gutenberg". 1902.

Lichtenberg. — Über einige Fragen der modernen Malerei. Von Reinhold Freiherrn von Lichtenberg. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Liliencron. — Frohe Jugendtage. Lebenserinnerungen. Kindern und Enkeln erzählt von Rochus Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Duncker & Humblot. 1902.

Lindau. — Ein unglückliches Volk. Roman in zwei Bänden. Von Rudolph Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Linde. — Fantoccini. Von Otto zur Linde. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Lorenz. — Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs 1866—71, nach Schriften und Mitteilungen beteiligter Fürsten und Staatsmänner. Von Dr. Ottokar Lorenz, Professor an der Universität Jena. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1902.

Lutze. — Jena Aera! Von Nanny Lutze. Berlin, „Harmonie". O. J.

Marcotti. — Entehrt. Roman von Giuseppe Marcotti. Einzig berechtigte Übersetzung von Catharina Brenning. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Meggendorfer. — Trulala. Humoristisches Bilderbuch von Lothar Meggendorfer. München, Karl Haushalter. O. J.

Mereschkowski. — Leonardo da Vinci. Ein biographischer Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts. Von Dmitry Sergewitsch Mereschkowski. Deutsch von Karl von Gütschow. Leipzig, Schulze & Co. 1903.

Meyer. — Aus alter Burschenzeit. Von Hugo Christoph Heinrich Meyer. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Meyers Großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen, sowie 130 Textbeilagen. Erster Band: A — Astigmatismus. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Meyer. — Los von England! Flottentabellen und Gedanken dazu. Scheinwerfer-Blitze auf die englische Flotte von Ernst Teja Meyer. Zweite Auflage. Rostock, C. J. E. Volckmann. 1902.

Meyer. — Sigrid, ein Frühlingstraum. Eine Liebesgeschichte von Ernst Teja Meyer. Rostock, C. J. E. Volckmann. 1903.

Mohr. — Marokko. Eine politisch-wirtschaftliche Studie von Paul Mohr. Berlin, Siemenroth. 1902.

Moltke. — Nordamerika. Beiträge zum Verständnis seiner Wirtschaft und Politik. Von O. Graf Moltke. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Mombert. — Der Glühende. Von Alfred Mombert. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1902.

Mombert. — Die Schöpfung. Von Alfred Mombert. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1902.

Mombert. — Tag und Nacht. Von Alfred Mombert. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1902.

Mouton. — Le XIXe siècle vécu par deux Français, le colonel Louis Mouton et Eugène Mouton son fils, Magistrat. Par Eugène Mouton. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Mouton. — Un demi-siècle de vie 1848—1901. Par Eugène Mouton. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Mühlbach. — Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. Gesammelt und herausgegeben von ihrer Tochter Thea Ebersberger. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1902.

Müller-Guttenbrunn. — Zwischen zwei Theaterfeldzügen. Neue dramaturgische Gänge von Adam Müller-Guttenbrunn. Linz, Wien, Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Müller-Waldenburg. — Totes Leben. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Walther Müller-Waldenburg. Berlin, Moderner Berliner Verlag. O. J.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuss der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Siebenter Jahrgang bis zur zwanzigsten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Muthesius. — Goethe ein Kinderfreund. Von Karl Muthesius. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Natorp. — Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus. Von Paul Natorp. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1903.

Naumann. — Lotte. Ein Bekenntnisbuch von Gustav Naumann. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Neubeck. — Unsere Zeit. Roman von Neubeck. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Nippold. — Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts. Von Friedrich Nippold. Leipzig, Ernst Wunderlich. 1903.

O'Meara. — Napoleon I. in der Verbannung oder eine Stimme von St. Helena. Meinungen und Äußerungen Napoleons über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens in seinen eigenen Worten von Barry E. O'Meara. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Drei Bände. Leipzig, Schmidt & Günther. 1902.

Orsi. — Das moderne Italien. Geschichte der letzten 150 Jahre bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Von Pietro Orsi. Übersetzt von F. Goetz. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Peltzer. — Über Malweise und Stiel in der holländischen Kunst. Von Alfred Peltzer. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Petersdorff. — Friedrich der Große. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Hermann von Petersdorff. Mit 277 zeitgenössischen Bildern, 27 faksimilierten Schriftstücken, Beilagen und Plänen. Berlin, A. Hofmann & Ko. 1902.

Pfalz. — Ein Knabenleben vor sechzig Jahren. Pädagogische Betrachtung eigner Erlebnisse von Franz Pfalz. Zwei Teile. Leipzig, Richard Wöpke. 1902.

Pfister. — Deutsche Zwietracht. Erinnerungen aus meiner Leutnantszeit 1859—1869. Von Albert Pfister. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Plotho. — Irmgard von Hammerstein. Geschichtliches Schauspiel in fünf Aufzügen von Wolfgang Freiherrn von Plotho. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1902.

Presber. — Media in vita. Gedichte von Rudolf Presber. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Preuschen. — Astartenlieder. Von Hermine von Preuschen. Zürich, Caesar Schmidt. 1902.

Pröll. — Auf ferner Wacht. Heerrufe und Heimgrüße. Von Karl Pröll. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt. O. J.

Proelß. — Er soll dein Narr sein. Eine Buchdrucker- und Ehestandsgeschichte aus alter Zeit. Von Johannes Proelß. Stuttgart, Bonz & Ko. 1903.

Protestantismus, Der, am Ende des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild. — Herausgegeben von C. Werckshagen. Bis zur fünfzigsten Lieferung. Berlin, Verlag Wartburg (Werner-Verlag).

Prutz. — Preußische Geschichte. Von Hans Prutz. Vierter Band. Preußens Aufsteigen zur deutschen Vormacht (1812—1888). Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Rapp. — Die Memoiren des General Rapp, Adjutanten Napoleon I. Geschrieben von ihm selbst. Übertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit dem Bildnis des Generals Rapp. Leipzig, Schmidt & Günther. 1902.

Reinboth. — Weihnachten im Forsthause. — Weihnachten auf der Straße. Zwei dramatische Weihnachtsspiele. Von A. Reinboth. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Rema. — Interviews. Szenen aus dem Künstlerleben von Else Rema. Berlin, „Harmonie". O. J.

Riehl. — Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge von Alois Riehl. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Rittweger. — Aus der Kleinstadt. Skizzen von Betty Rittweger. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1902.

Roeren. — Zur Polenfrage. Von Hermann Roeren. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1902.

Rohan. — Evangelischer Klerikalismus in Mähren. Von Karel J. Rohan. Prag, Verlag des Verfassers. 1902.

Rohrbach. — Die wirtschaftliche Bedeutung Westasiens. Von Paul Rohrbach. Mit einer Karte. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1902.

Rohrbach. — Vom Kaukasus zum Mittelmeer. Eine Hochzeits- und Studienreise durch Armenien. Von Paul Rohrbach. Mit 42 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1903.

Sauer. — Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland. Von August Sauer. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1903.

Schafheitlin. — So ward ich. Tagebuchblätter von Adolf Schafheitlin. Drei Bände. Berlin, S. Rosenbaum. 1902.

Schahowskoy-Glieboff-Strechneff. — Drei russische Frauengestalten. Von Fürstin Schahowskoy-Glieboff-Strechneff. Übersetzt von Frida Arnold. Mit Vorwort von Kuno Fischer, Heidelberg, Karl Winter. 190 .

Scharlach. — Koloniale und politische Aufsätze und Reden von Scharlach. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Scheerbart. — Immer mutig! Ein phantastischer Nilpferdroman mit dreiundachtzig merkwürdigen Geschichten. Von Paul Scheerbart. Zwei Teile. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1902.

Schiel. — 23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika. Von Adolf Schiel. Mit 39 Abbildungen, darunter 20 Separatbilder, einer Karte und einem Schlachtplan. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1902.

Schmitt. — Frauenbewegung und Mädchenschulreform. Untersuchungen und Vorschläge zur Förderung der Frauenbildungsfrage. Von Harry Schmitt. Zwei Bände. Berlin, Karl Sigismund. 1903.

Schnellbach. — Gedichte. Von Peter Schnellbach. Mannheim, Tobias Löffler. 1903.

Schwab. — Wolkenschatten und Höhenglanz. Gedichte von Gottfried Schwab. Augsburg, Lampart & Co. 1902.

Schierbrand. — Germany. The Welding of a World Power. By Wolf von Schierbrand. New York, Doubleday, Page & Company. 1902.

Schwartz. — Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Fünf Vorträge von Eduard Schwartz. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Schweizerisches Künstler-Lexikon. Herausgegeben mit Unterstützung von kunstfreundlichen Privaten vom Schweizerischen Kunstverein. Redigiert unter Mitwirkung von Fachgenossen von Karl Brun. Erste Lieferung. Frauenfeld, Huber & Co. 1902.

Seemann. — Heitblicken. Plattdütsche Balladen und Lieder von August Seemann. Berlin, Hilfsverein deutscher Lehrer. O. J.

Seidl. — Moderne Dirigenten. Von Arthur Seidl. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1902.

Servaes. — Kleist. Von Franz Servaes. Mit 61 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. 1902.

Seydlitz. — E. v. Seydlitzsche Geographie. Ausgabe C: Großes Lehrbuch der Geographie. Ausgestattet mit 234 Karten und erläuternden Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten und 9 Tafeln in vielfachem Farbendruck. 23. Bearbeitung. Unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von E. Oehlmann. Breslau, Ferdinand Hirt. 1902.

Siebeck. — Goethe als Denker. Von Herman Siebeck. Stuttgart, Fr. Frommann. 1902.

Spiess. — Goethe und das Christentum. Von Bernhard Spiess. Frankfurt a. M., Englert & Schlosser. 1902.

Steinheil. — Die Schlangenkönigin. Ein Märchen aus den Bergen. Von Karl Steinheil. München, Karl Haushalter. 1902.

Stenglin. — Das Höchste. Roman von Felix Freiherrn von Stenglin. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Stern. — Franz Liszts Briefe an Karl Gille. Mit einer biographischen Einleitung herausgegeben von Adolf Stern. Mit einem Bildnisse Karl Gilles. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Sutro. — Das Doppelwesen der menschlichen Stimme. Versuch einer Aufklärung über das seelische Element in der Stimme. Von Emil Sutro. Berlin, W. Fussinger. O. J.

Suttner. — Marthas Kinder. Eine Fortsetzung zu „Die Waffen nieder!“ Von Bertha von Suttner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Sybel. — Weltgeschichte der Kunst im Altertum. Grundriss von Ludwig von Sybel. Zweite verbesserte Auflage. Mit drei Farbentafeln und 380 Textillustrationen. Marburg, N. G. Elwert. 1903.

Thiébault. — Memoiren aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs. Vom General de Thiébault. Erster Band. Bearbeitet in drei Bänden von F. Mangold. Mit 15 Porträts und einem Plan. Stuttgart, Robert Lutz. 1902.

Trowitzschs Damenkalender auf 1903. — Mit literarischen Beiträgen von Julius Lohmeyer, Friedrich Reisenrath u. a., sowie einem Lichtdruck. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Trowitzschs verbesserter und alter Kalender für 1903. Jubiläumsjahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Trowitzschs Volkskalender. 1903. — Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Tucker. — Was ist Sozialismus? Eine Antwort und eine Definition von Benj. R. Tucker. Berlin, B. Zack.

Uhde. — Gerd Burger. Roman von Wilhelm Uhde. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres. — Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Viertes Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Verhaegen. — Les industries à domicile de Belgique. Volume IV et V. La dentelle et la broderie sur tulle. Par Pierre Verhaegen. Bruxelles, Oscar Schepens & Cie. 1902.

Vierordt. — Vaterlandsgesänge. Von Heinrich Vierordt. Zweite Auflage. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Vierssen. — Weite Herzen. Roman von G. W. Vierssen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Washington. — Vom Sklaven empor. Eine Selbstbiographie von Booker F. Washington. Autorisierte deutsche Übersetzung von Estelle du Bois-Reymond. Mit einem Vorwort von Ernst Vohsen. Berlin, Dietrich Reimer. 1902.

Weigert. — Kleine Unarten. Von Richard Weigert. Berlin, „Harmonie“. O. J.

Weis. — Kant: Naturgesetze, Natur und Gotteserkennen. Eine Kritik der reinen Vernunft. Von L. Weis. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1903.

Weise. — Ästhetik der deutschen Sprache. Von Oskar Weise. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Wertheimer. — Der Herzog von Reichstadt. Ein Lebensbild. Nach neuen Quellen. Von Eduard Wertheimer. Mit sechs Lichtdruckbildern und einer Briefbeilage in Faksimiledruck. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1902.

de Wet. — Der Kampf zwischen Bur und Brite. (Der Dreijährige Krieg.) Vom General Chr. R. de Wet. Deutsche Originalausgabe. Mit Illustrationen. Kartenskizzen und dem Bildnis des Verfassers. Kattowitz und Leipzig, Karl Siwinna. O. J.

de Wet-Klaußmann. — Der Kampf zwischen Bur und Brite. (Der dreijährige Krieg.) Vom General Chr. R. de Wet. Für die Jugend frei bearbeitet von A. Oskar Klaußmann. Mit Karten und Illustrationen. Kattowitz und Leipzig, Karl Siwinna. O. J.

Willy. — Claudines Ehe (Claudine en ménage). Von Willy. Deutsch nach der 69. Aufl. des Originals v. Geo. Nördlinger. Budapest, G. Grimm.

Willy. — Claudine in Paris. Von Willy. Deutsch nach der 58. Aufl. des Originals v. Frz. Hofen. 2. Aufl. Budapest, G. Grimm.

Willy. — Claudines Schuljahre (Claudine à l'école). Von Willy. Deutsch nach der 55. Aufl. des Originals v. Geo. Nördlinger. Budapest, G. Grimm.

Wilutzky. — Vorgeschichte des Rechts. Von Paul Wilutzky. I. Mann und Weib. Breslau, Eduard Trewendt. 1903.

Winckler. — Die Gesetze Hammurabis, Königs von Babylon um 2250 v. Chr. Das älteste Gesetzbuch der Welt. Übersetzt von Hugo Winckler. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1902.

Witkowski. — Cornelia, die Schwester Goethes. Von Georg Witkowski. Mit ihren zum Teil ungedruckten Briefen und Tagebuchblättern, einem Bildnis und einem Faksimile. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1903.

Wittenbauer. — Filia hospitalis. Ein Studentenstück in vier Aufzügen. Von Ferdinand Wittenbauer. Wien, Karl Konegen. 1903.

Wobbermin. — Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie. Allgemein verständliche wissenschaftliche Vorlesungen. Von Georg Wobbermin. Berlin, Alexander Duncker. 1902.

Zahn. — Der Jodelbub und anderes. Von Ernst Zahn. Mit Buchschmuck von Ellen Vetter. Frauenfeld, Huber & Co. 1902.

Ziegler. — Die universelle Weltformel und ihre Bedeutung für die wahre Erkenntnis aller Dinge. Vortrag von J. H. Ziegler. Zweite Auflage. Zürich, Albert Müller. 1902.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Ein Idealist.

Novelle
von
Paul Heyse.

Vor etwa zehn Jahren kehrte ich eines Sommerabends von einem Spaziergang zurück, der mich durch die schattigen Anlagen auf dem hohen rechten Isarufer nach der Maximiliansbrücke geführt hatte.

Ich liebe diese Gegend der Stadt und insbesondere diese Brücke. Auf keinem anderen Punkt kommt einem die glückliche Lage Münchens an dem rauschenden Gebirgsstrom so klar zum Bewußtsein, und der Blick an den hohen Wipfeln der Uferbäume vorbei bis zu der feinen Linie der fernen blauen Berge, drunten die tosend dahinschießende helle Flut mit dem grünlichen Schimmer, drüben die stattliche Straße am Kai, über der die Kirchtürme aufragen, — dies alles ist ein so imposantes und zugleich heiteres Bild, wie außer Dresden von der Brühlschen Terrasse herab keine andere große deutsche Stadt zu bieten vermag.

Auch die seltsam geschweifte Kulisse des Maximilianeums, die den schönen Prospekt auf der Höhe abschließt, möchten wir, so oft wir über ihre mageren Formen und allzu dünnen Arkaden aus gelblichen Ziegeln den Kopf geschüttelt haben, doch endlich nicht mehr missen und mit einer solideren Architektur vertauschen, da sie mit der Zeit von Efeu umwuchert zu werden verspricht und schon jetzt den Eindruck des „Gasteigs“ als einer großartigen Parkanlage verstärken hilft.

Auf dieser Brücke pflege ich jedesmal, so oft ich sie betrete, ein Weilchen zu rasten und, über die steinerne Brustwehr gebeugt, in das Gestrudel und Geschäume drunten hinabzublicken. Das melancholische und zugleich tröstliche alte Lied vom ewigen Fluß der Dinge klingt herauf und regt allerlei Gedanken an, von denen die hinter mir zu Fuß und zu Wagen herüber und hinüber hastende Menge sich nichts träumen läßt, — bis das eigene Denken in den mystischen Abgrund dieser elementaren Gewalten versinkt.

So war mir wieder einmal geschehen, und die heraufstäubende Frische des Wassers hatte mich nach dem heißen Tage so tief erquickt, daß ich mich schwer losreißen konnte. Da ich es doch endlich tat und mich zum Weiter-

gehen anschickte, richtete sich in demselben Augenblick unfern von mir ein Mann in die Höhe, der in die gleiche Träumerei versunken gewesen war, und indem er sich umsah, begegneten sich unwillkürlich unsere Augen.

Ich wußte sofort, daß ich diese Augen schon gesehen hatte, obwohl mehr als ein Menschenleben inzwischen vergangen war. Es waren eben Augen, die man nicht wieder vergißt, von einer Farbe, der man kaum je wieder begegnet, unbestimmbar, wie die Farbe des Opals, wie dieser mit einem feurig irisierenden Glanz, wenn die kleinen runden Sterne sich lebhaft bewegten. In der Ruhe und wenn sie gespannt sich auf einen Gegenstand hefteten, hatten sie eine ganz besondere Leuchtkraft, obwohl ihre Farbe sich dann vertiefte, — wie in diesem Augenblick geschah, da sie sich auf mich richteten.

„Herr Klaas!“ rief ich. „Hinrich Klaas! Ist es möglich? Sie hier?“

„Nicht nur möglich, sondern wirklich,“ erwiderte er, indem er auch meinen Namen wie aus der Tiefe seines Gedächtnisses hervorholte. „Ich freue mich, Ihnen wieder zu begegnen, nach so langen — lassen Sie sehen! ja wahrhaftig, ganzen fünfunddreißig Jahren! Sie sind inzwischen noch nicht grau geworden. Aber ich; wie haben Sie nur mich wiedererkannt, trotz der Asche, die mir der Krater des Lebens auf Haar und Bart gestäubt hat?“

„Da Sie Ihre Augen durch keine blaue Brille schützen, können Sie wenigstens mir gegenüber in München nicht inkognito herumgehen,“ versetzte ich lachend. „Wie lange sind Sie schon hier?“

„Zwei Jahre.“

„Und trotzdem muß ich es dem Zufall danken, daß ich Ihnen nach fünfunddreißig Jahren einmal wieder die Hand drücken kann?“

In sein verwittertes Gesicht stieg eine leichte Röte.

„Schelten Sie mich nicht,“ sagte er, indem er seinen Arm in meinen legte und langsam mit mir der Stadt zuwandelte; „ich bin schon seit langer Zeit aus allem Menschenverkehr ausgeschieden, ohne mich darum des Menschenhasses zu befleißigen. Aber mit den Meisten ist's reiner Zeitverlust, und ich, jetzt über fünfundsechzig, habe keine Zeit mehr zu verlieren, wenn ich das noch zu stande bringen soll, wozu ich auf die Welt gekommen bin. Auch das ist vielleicht eine Selbsttäuschung. Aber wem seine Illusionen untreu werden, der sollte sich lieber gleich begraben lassen.“

Ich hatte, während er das alles in einem langsamen, etwas singenden Ton vorbrachte, mich in seinem Gesicht wieder zurechtgefunden. Nur die frischen Farben waren darin verblichen, sonst erkannte ich jeden Zug: die stark vorgewölbte Stirn, die kräftige Nase und um den zartgeschnittenen Mund das Schnurr- und Knebelbärtchen, das damals rotblond gewesen war. Auch die jetzt ergrauten Haare fielen ihm noch dicht genug auf die Schultern und gaben ihm unter dem breitkrempigen schwarzen Hut auf den ersten Blick das herkömmliche Gepräge des Künstlers. Nur seine ehemals so breite Brust schien eingesunken, vielleicht nur, weil die lange Gestalt sich jetzt etwas vorgebeugt trug. Doch alles in allem machte der alte Freund auch jetzt noch den Eindruck voller Kraft und Rüstigkeit.

* * *

Einen Freund konnte ich ihn wohl nennen, obwohl unsere Bekanntschaft in meiner Münchener Frühzeit nicht viel über ein Jahr gedauert hatte und wir uns dann die ungeheure Zeit hindurch völlig aus den Augen gekommen waren. Denn die Übereinstimmung in künstlerischen Ansichten und Bedürfnissen hatte uns damals rasch einander zugeführt, obwohl er ein halb Dutzend Jahre älter war und so hart um sein Fortkommen ringen mußte, daß er für geselligen Verkehr keine Zeit hatte, und wir uns nur sahen, wenn ich ihn in seinem Mansardenstübchen aufsuchte.

Er nannte es sein Atelier, weil er ein paar Dachziegel über seinem Kopf ausgebrochen und vom Glaser eine wohlfeile Fensterscheibe darin hatte einsetzen lassen.

Unser erstes Begegnen aber geschah in jener Schimonschen Weinstube, deren ich öfter gedacht habe, da sich hier die Freunde und Verehrer Genellis an einem bestimmten Abende zusammenzufinden pflegten, woran einige meiner liebsten Jugenderinnerungen hängen.

Das dunkle Kneipchen war nicht sehr besucht. Gewöhnlich befand sich außer uns keine Menschenseele in dem spärlich erleuchteten Zimmer, wo wir um einen runden Tisch herum saßen. So hatten wir uns gewöhnt, unsere ziemlich ketzerischen Kunstgespräche ohne jede Rücksicht auf etwaige Zuhörer zu führen, die an unserer ungebundenen Kritik über Personen und Richtungen, die uns nicht taugten, vielleicht ein Ärgernis genommen hätten.

Je mehr unser verehrter Meister von dem höchst fragwürdigen Ungarwein, den er liebte, in seinen herkulischen Hals hinabfließen ließ, je schweigsamer wurde er, doch auch um so kräftiger die Naturlaute, mit denen er gegen große Münchener Kollegen, die er sich im Wege stehen sah, seinem Ingrimm Luft machte. Charles Roß und Pecht sekundierten ihm, Berdellé, Schütz und Merz und der Bildhauer Brugger, ein sehr stiller, sanfter Mann, nickten beifällig mit den Köpfen, und ich wußte mir etwas damit, daß diese trefflichen Männer, die mit tapferer Ausdauer ihren Weg abseits von der breiten Straße des Erfolges fortsetzten, mich zu den ihrigen rechneten.

An jenem Abend, wo wir ziemlich vollzählig erschienen waren, sahen wir in einer dunklen Ecke einen einsamen, jungen Mann an einem Tischchen sitzen, der aus einer kurzen Pfeife einen schlechten Tabak rauchte und während der ganzen Zeit nur ein einziges halbes Fläschchen vor sich stehen hatte.

Er war nachlässig gekleidet, und man wußte nicht, wofür man ihn nehmen sollte. Nach einem Kunstjünger sah er nicht aus, trotz der langen, rotblonden Mähne, und die anderen beachteten ihn kaum. Auch er saß anfangs uns abgewendet und schien nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Je lebhafter aber das Gespräch an unserem Tische wurde, je gespannter horchte er zu uns herüber, und als Genelli gegen seine Gewohnheit auftaute und allerlei italienische Erinnerungen zum Besten gab, sah ich, wie er sich auf seinem Stuhl gegen uns herumdrehte und kein Auge von dem Meister verwandte.

Diese Augen fielen mir schon damals auf. Sie leuchteten aus der halbdunklen Ecke wie die treuherzigen Augen eines Neufundländers, doch mit dem gelblichen Glanz eines Katzenauges.

Es war endlich Mitternacht geworden. Wir brachen auf, und draußen auf der Straße trennte ich mich bald von den Übrigen, da ich einen anderen Weg zu gehen hatte.

Ich war aber noch nicht fünfzig Schritte gegangen, als ich jemanden hinter mir herkommen hörte, der mich bescheiden bei Namen rief. Ich blieb stehen und sah mich dem unbekannten jungen Mann aus der Weinstube gegenüber, der den Hut abgezogen hatte und mich in sichtbarer Verlegenheit um Entschuldigung bat, daß er mich anzureden wage, obgleich er mir ganz fremd sei.

Er nannte mir seinen Namen und fragte, ob ich ihm erlauben möchte, mich eine Strecke zu begleiten. Als er dann neben mir herschritt, erzählte er mir, er sei ein angehender Maler, dreißig Jahre alt, ein Bauernsohn aus dem Holsteinischen. Von früh an habe er große Freude an Bildern gehabt, und schon als kleiner Bub, wenn er die Kühe seines Vaters auf die Weide getrieben, stundenlang die Bilder eines alten Pfennigmagazins betrachten können, des einzigen Bilderbuches, das unter dem Strohdach seiner Eltern zu finden gewesen. Auch kindische Versuche, etwas daraus nachzuzeichnen, habe er schon als zehnjähriger Knabe gemacht.

Dann aber war ihm plötzlich ein großes Licht aufgegangen, das ihm eine zauberische Welt von Schönheit aufgeschlossen habe. Der Dorfschullehrer sei ein Mann von etwas höherer Bildung gewesen, durch allerlei Schicksale in dieses dürftige Amt verschlagen, nachdem er früher gedacht, es höher zu bringen. Der habe ihm, da er ihn strebsamer und nachdenklicher als die anderen Dorfschüler gefunden, vom trojanischen Krieg und den Fahrten des Ulysses erzählt und eines Tages ihm ein Buch gezeigt, das er als einen großen Schatz bewahrte: die Zeichnungen Flaxmanns zum Homer.

Das habe über sein Lebensschicksal entschieden.

Der Lehrer hatte ihm auf sein flehentliches Bitten das Buch anvertraut, nur jeden Sonnabend bis zum nächsten Montag. In dieser freien Zeit habe er mit brennendem Kopf und wie in einer Art nachtwandelnden Kühnheit in einem Winkel der Scheune stundenlang gesessen und sich abgemüht, einige dieser göttlichen Gestalten nachzuzeichnen. Daß Menschenleiber, jeder Hülle entkleidet, so schön seien, sich so herrlich bewegten, als wären sie von einer höheren Gattung als er selbst und das übrige bäuerliche Geschlecht, hatte er sich nie träumen lassen und glaubte es anfangs kaum. Ihm schienen diese zartumrissenen Figuren wie Märchenwesen. Aber es machte ihn glücklich, daß er einen Blick in dies Zauberland tun durfte.

Nach und nach, und zwar ziemlich rasch, hatte er seinen unbeholfenen Stift so weit in die Gewalt bekommen, daß der Lehrer, dem er einige seiner Versuche zeigte, ein entschiedenes Talent in ihm erkannte. Er selbst zeichnete ein wenig und konnte den gelehrigen Knaben auf das, was er noch verfehlte, aufmerksam machen. Dann sprach er auch dem Vater davon und warf so hin, in dem Jungen stecke vielleicht ein Maler. Damit kam er übel an. Der alte Bauer geriet in heftigen Zorn, ließ sich die Blätter, die sein Hinrich bekritzelt hatte, geben, und da er darauf allerlei nackte Gestalten fand, zerriß er sie sämtlich und schwur, den unnützen, liederlichen Burschen zu

enterben, wenn er sich je wieder auf einem so schandbaren Zeitverderb betreffen ließe.

Es galt nun, sich zu fügen, und in den nächsten Jahren, da der leidenschaftliche Trieb in der Seele des Jünglings nicht zu ersticken war, nur in tiefster Heimlichkeit dann und wann sich ihm hinzugeben, so ängstlich, wie etwa ein Falschmünzer sein lichtscheues Gewerbe treibt.

Zum Glück war der alte Klaas nicht hinter den Anstifter des ganzen Unheils gekommen. Das Werk Flaxmanns lag wohlversteckt zu unterst in der Lade, in der Hinrich seine paar Hemden und Wämser aufbewahrte.

Darüber war er zwanzig Jahre alt geworden, immer ungeduldiger in den Zügel knirschend, den sein Schicksal ihm anlegte, immer verdrossener seine Knechtsgeschäfte auf dem Hof des Vaters verrichtend. Die Vergnügungen, die andere in seinen Jahren über unerfüllte Wünsche trösten, waren für ihn nicht vorhanden. Keine der frischen und derben Dorfschönheiten, die gegen den stattlichen Burschen nicht grausam gewesen wären, machten nur den geringsten Eindruck auf sein Herz und seine Sinne. Es waren freilich keine Griechinnen mit schlanken Leibern und göttlich stolzen Gesichtern, wie Homer sie gesehen und der feine Künstler nachgebildet hatte. Mit denen wäre er wohl gern an Sonn- und Kirchweihtagen zum Tanz gegangen. Die lebten aber nur im Reich der Phantasie.

Da starb plötzlich sein Vater, der durch einen Sturz mit dem Wagen verunglückte, und wenige Monate später folgte ihm auch die Mutter. Nun hielt den Sohn nichts mehr zurück, den Weg zu seinem Glück einzuschlagen, den ihm nur das väterliche Machtwort versperrt hatte.

Er verkaufte den Hof, nahm Abschied von dem Lehrer, der ihm den Flaxmann zu ewiger Erinnerung schenkte, und wandte sich nach Hamburg, wo man ihm unter den wenigen dort ansässigen Malern einen bezeichnet hatte, der Schüler annahm.

Es war kein ganz unbegabter Künstler, doch in den pedantischen Vorurteilen befangen, die damals — vor vierzig Jahren — selbst an größeren Akademieen junge Talente noch in spanische Stiefel einzwängten. Die Neigung Hinrichs zur Antike hatte seinen vollen Beifall. Um so wichtiger schien es ihm aber, den Anfänger Jahr und Tag vor Gipsabgüssen sich abquälen zu lassen, ehe er ihm den freien Blick in die Fülle lebendiger Naturformen gestattete.

Der Bauernsohn, der auch sonst gegenüber der städtischen Kultur seine mangelhafte Bildung fühlte, ergab sich mit unbedingtem Respekt in diesen Schulzwang, atmete ein wenig auf, als er endlich zum Aktzeichnen zugelassen wurde, und beschäftigte sich nebenbei auf eigene Hand mit dem Entwerfen von allerlei Kompositionen, bei denen sein Meister ihm freilich nicht zu raten wußte, da er selbst neben den Porträts, die ihm gut bezahlt wurden, nur dann und wann ein hilfloses Genrebildchen zu stande brachte.

Hinrich Klaas aber träumte nichts anderes als Götter, Helden und überirdisch reizende Frauen. Zu letzteren vollends fehlte es in der großen Handelsstadt damals mehr als jetzt an Modellen.

Als er auf diese Weise fünf schöne, frische Jugendjahre einer unzulänglichen Lehrzeit verbracht und den größten Teil seines kleinen Vermögens verbraucht hatte, riß ihn endlich der Rat seines alten Schullehrers aus der dumpfen Sphäre, in der er zu Grunde gegangen wäre. Der wackere Mann kam, seinen alten Schüler einmal zu besuchen, fand ihn in einem an Krankheit grenzenden tiefen Unmut und bestand darauf, daß er den Staub Hamburgs von den Füßen schütteln und auf und davongehen solle, irgendwo anders eine frischere Luft unter seine Flügel zu bekommen.

In Berlin, was am nächsten lag, war ihm das Getümmel der großen Stadt, das es zu künstlerischer Stimmung nicht kommen ließ, so unheimlich, daß er nach einer Woche weiter fuhr und erst in München Halt machte. Hier, wo um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch jenes naive künstlerische Leben und Streben herrschte, das seitdem durch den enormen Wettbewerb und das Gewimmel eines internationalen Kunstmarkts verdrängt worden ist, fand der junge holsteinische Schwärmer alles, was er suchte und brauchte. Er hatte unter den Lehrern an der Akademie sich den einen auserseheu, dem er sich an künstlerischer Art und Gesinnung am verwandtesten fühlte, den trefflichen Strähuber, dessen Zeichnungen zu dem großen Bibelwerk auch heute noch lange nicht nach ihrem Wert geschätzt sind. Bei dem gab er sich privatim in die Lehre und erhielt zum ersten Male einige Anleitung im Komponieren. Daneben zeichnete er an den Abenden fleißig Akt in der Filserschen Aktschule und lief an allen freien Stunden in die Museen, mit Vorliebe in die Glyptothek, wo er stundenlang Cornelius' Fresken zur Ilias studierte, die ihm damals das Höchste aller Kunst bedeuteten.

Nächst diesem verehrte er unter allen lebenden Künstlern am meisten Bonaventura Genelli, von dem er nach und nach alle Kompositionen zusammengebracht hatte, nach denen Stiche erschienen waren, mit Opfern, die im Verhältnis zu seinen Mitteln ansehnlich genug waren. Denn sein kleines Kapital war mehr und mehr zusammengeschmolzen; in nicht ferner Zeit würde er als ein völlig habloser Mann darauf angewiesen sein, von der Hand in den Mund zu leben. Das bekümmere ihn aber wenig, sagte er mit einem stillen Achselzucken. Er habe keine großen Bedürfnisse, und ein paar Zeichenstunden, die er gefunden, würden ihn vor dem Verhungern schützen. Daß er hier so aus dem Vollen Schönheit genieße und das Gefühl habe, auf dem Wege, der zu seinen Idealen führe, allmählich vorwärts zu kommen, sei ein solches Glück, daß man auch bei Brot und Wasser seinem Schicksal dafür danken müsse.

* * *

Während er mir dies alles treuherzig erzählte, anfangs stockend, dann aber, von seiner feurigen Begeisterung fortgerissen, in heftigem Redefluß und so laut, wie wenn er als ein überzeugter Anwalt eine Sache, die ihm heilig war, vertreten müßte, waren wir bei meinem Hause angelangt. Ich wollte mich von ihm verabschieden, mit der Aufforderung, mich einmal zu besuchen und mir von seinen Zeichnungen mitzubringen, da merkte ich, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte.

Er kam dann auch schüchtern damit heraus, ob ich ihm nicht den großen Gefallen tun wolle, ihn zu Genelli zu führen. Es sei sein höchster Wunsch, von dem zu erfahren, was an seinem Talente sei, und ob er hoffen dürfe, noch einmal etwas Großes zu leisten.

Ich antwortete hierauf mit einigen Gemeinplätzen: eine Bürgschaft für die Zukunft könne niemand für einen anderen übernehmen, sein Schicksal schaffe sich selbst der Mann, Lust und Liebe seien die Fittiche zu großen Taten und dergleichen weise Sprüchlein. Denn heimlich traute ich dem äußerlich unbeholfenen Bauernsohn nicht zu, daß die Grazien an seiner Wiege gestanden haben sollten, und hätte es Freund Genelli gern erspart, an unzulänglichen Schülerversuchen den Schulmeister zu machen. Zuletzt konnte ich dem inständig in mich Dringenden seine Bitte nicht abschlagen und bestimmte ihm schon für den nächsten Tag eine Stunde, wo wir den Gang zu seinem verehrten Meister antreten wollten.

Er stellte sich pünktlich ein, mit einer unförmlich angeschwollenen Mappe. Als ich einen erschreckten Blick darauf warf, wurde er dunkelrot und stotterte entschuldigend, es falle ihm natürlich nicht ein, all seine Jugendsünden vor dem großen Künstler auszukramen; doch habe er nicht gewußt, welche er davon auswählen sollte, da sie alle noch gleich unvollkommen seien.

Zu meiner freudigen Genugtuung lief die Sache glimpflich genug ab.

Wir fanden Genelli vor dem Karton, auf dem er seinen „Raub der Europa" aufgezeichnet hatte. Baron Schack — damals noch nicht „Graf" — hatte ihm den Auftrag gegeben, das Bild in Öl für ihn auszuführen. Er empfing den jungen Holsteiner, den ich ihm vorstellte, nicht allzu freundlich, da ihm die dicke Mappe unheimlich war. Als er aber sah, wie hingerissen der schüchterne Kunstjünger mit den sonderbaren Augen vor den Karton auf der Staffelei sich hinpflanzte und alles über seiner Bewunderung vergaß, sogar den Zweck seines Besuches, der ihm doch so sehr am Herzen lag, klärte sich seine Miene auf; er machte mit den vollen, etwas aufgeworfenen Lippen die schnalzende Bewegung, die anzeigte, daß er guter Laune war, und knüpfte dann selbst die Bänder der Riesenmappe auf, um nun Blatt für Blatt fast den ganzen Inhalt durchzumustern.

Ich sah mit hinein und begriff, daß die Betrachtung ihn fesseln mußte. Er fand hier sein verjüngtes Ebenbild, wenigstens im Wollen und Streben, das Meiste noch unreif im Technischen, dazwischen doch auch schon einige Entwürfe von kühnerem Schwunge und sich ankündender Eigenart. Er sprach nichts über diese Studien, nur zuweilen entfuhr ihm ein beifällig brummender Laut oder er wies mit dem Finger stillschweigend auf ein besonders glückliches Bewegungsmotiv oder eine tolle Verkürzung, die noch so leidlich gelungen war.

Dann knüpfte er alle Bänder sorgfältig wieder zu, enthielt sich aber dem Schüler gegenüber, der wie ein reuiger armer Sünder mit bleichem Gesicht dastand, jeder eingehenden Beurteilung und warf nur so hin, er möge fleißig fortfahren, er sei jedenfalls auf einem guten Wege; was noch fehle, werde ihm seine eigene Erfahrung und das Studium der großen Meister Schritt für

Schritt klar machen. Wenn er wieder eine Komposition zu stande gebracht, solle er nur kommen, sie ihm zu zeigen.

* * *

Die Verehrung vor dem Meister war so mächtig in dem jungen Menschen, daß er kaum mit ein paar linkischen Worten seinen Dank stammeln konnte.

Desto ungestümer löste sich seine Zunge, als er draußen auf der Straße mit mir allein war. Er hatte sich gar nicht auf ein ausdrücklicheres Lob gefaßt gemacht, aus der kurz angebundenen Äußerung jedoch richtig herausgefühlt, daß er das Examen weit über sein Erwarten bestanden hatte. Nun verweilte er nur kurz bei seiner eigenen Angelegenheit und erging sich desto überschwenglicher in seiner Bewunderung des Kartons. Er habe sich ihn so eingeprägt, daß er ihn sogleich aus dem Kopfe nachzuzeichnen im stande wäre.

Vor meinem Hause angelangt, konnte er mir nicht genug sagen, wie dankbar er mir sei, daß ich ihm zur Erfüllung seines höchsten Wunsches verholfen hatte. Wir verabredeten, uns öfter zu treffen; auch in mein Haus lud ich ihn aufs herzlichste ein, doch machte er kaum einmal flüchtig Gebrauch von meiner Aufforderung, da er sich seines dürftigen Aufzugs schämte. Zuweilen holte er mich zu einem Spaziergang ab. Dann blieb er auf der Straße gegenüber meinen Fenstern stehen und kündigte seine Anwesenheit durch einen Vogelruf an, den er ganz sanft mehrmals wiederholte.

In seinem „Atelier“ hatte ich ihn nur ein einziges Mal aufgesucht. Die Armseligkeit des elenden Stübchens hoch unterm Dach machte ihn verlegen, so sehr ihm für seine eigene Person alles Äußerliche seiner Existenz gleichgültig war. Indessen hatte er doch die Wände seiner Bodenkammer mit einigen Bildern nach seinem Herzen dekoriert, darunter die „Nacht“ von Carstens, Cornelius' „Entführung der Helena durch Paris“, auf dem Schiffe, dessen Steuer Amor führt, während die nachstürmenden Furien an seiner Fackel sich die ihren anzünden; dann auch Kaulbachs „Hunnenschlacht“ und etliche Lithographieen nach italienischen Meistern.

Auf einem hölzernen Bord lagen ein paar Abgüsse von Händen und Füßen, daneben die Vossische Übersetzung Homers, das einzige Buch außer einem kleinen, abgegriffenen Exemplar von Moritz' Götterlehre, das sich in seinem Besitz befand.

Doch beschränkte sich seine Lektüre nicht auf diese beiden Bücher, vielmehr war er eifrig bemüht, die versäumte Jugendbildung nachzuholen. Ich mußte ihm Übersetzungen der griechischen Tragiker leihen, einen deutschen Virgil, verschiedene Geschichtswerke und nicht zuletzt auch unsere deutschen Klassiker, von denen er bisher nur Goethes Hauptwerke gekannt hatte.

Über all das äußerte er sich auf unseren langen Wanderungen im englischen Garten und an den Isarufern mit einer Frische und Klarheit der Anschauung ganz aus dem eigenen Empfinden heraus, die mir seinen Umgang immer erfreulicher machten. Leider sollte dieser freundschaftliche Verkehr nicht lange dauern.

Eine kleine Erbschaft, die ihm unerwartet zufiel, brachte seinen langen, glühenden Wunsch, Italien zu sehen, zur Ausführung. Genelli hatte ihn darin bestärkt. In Rom erst würden ihm die Schuppen von den Augen fallen.

Damals fing in München Piloty soeben an, seinen mächtigen Einfluß auf die jüngere Generation auszuüben durch eine koloristische Meisterschaft, die der Genelli-Gemeinde sehr wenig imponierte, weniger noch als die historischen Stoffe, die den geschworenen Idealisten als so und so viel Theaterszenen mit der großen Kunst nichts gemein zu haben schienen. Ich selbst konnte in diese einseitige Doktrin nicht einstimmen und verteidigte die historischen Bilder Paul Delaroches und seines Jüngers Piloty auch gegen Freund Klaas, der nichts damit anfangen konnte. So lockerte sich gegen das Ende seines Münchener Aufenthalts unser Verhältnis ein wenig, doch trennten wir uns endlich noch mit dem Gefühl, daß wir einander doch fehlen würden, und versprachen uns, fleißig zu schreiben.

Hiezu ist es leider nicht gekommen.

Ein erster und letzter Brief des Rompilgers berichtete von seiner Ankunft in der ewigen Stadt. Die Eindrücke aber, die dort über ihn hereingestürmt, seien so überwältigend, daß er unfähig sei, sich über irgend etwas auszusprechen. Er müsse mich bitten, eine Weile Geduld zu haben.

Diese Geduld wurde dann freilich dermaßen mißbraucht, daß ich endlich, nachdem ich ein paarmal angefragt hatte, ob der Freund noch am Leben sei, das Kreuz über ihn machte und wirklich glaubte, es sei ihm etwas Menschliches begegnet. Denn auch sein Name schlug nie mehr an mein Ohr, Arbeiten von ihm fanden nie den Weg über die Alpen, da er doch gewiß, wenn er noch lebte, Schönes geschaffen hatte.

So war mir diese Episode meiner jungen Münchener Jahre völlig im Gedächtnis erloschen, bis die Begegnung auf der Maximiliansbrücke plötzlich alles in lebhaftester Klarheit mir wieder vergegenwärtigte.

* * *

Es überkam mich aber, wie ich neben ihm hinschritt, ein seltsam träumerisches, fast geisterhaftes Gefühl, so daß ich still blieb und ihn reden ließ, der nichts Ähnliches zu empfinden schien. Ihm konnte ja auch nicht wie mir zum Bewußtsein kommen, wie sehr ihn die lange Zeit, seit wir uns nicht gesehen, verwandelt hatte. Von dem schwerflüssigen, unbeholfenen Bauernsohn war nichts in ihm geblieben; in seinem ganzen Betragen, wie auch in seinem Anzug, der vom ausgesuchtesten Stoff und Schnitt war, verriet er, daß er mit den Formen und Gewohnheiten der höheren Gesellschaft vertraut war. Vom Künstler hatte er nur den großen schwarzen Hut und das schlicht herabfallende Haar behalten.

„Ja," sagte er, da ihm mein Schweigen endlich doch auffiel, „Sie haben wohl Mühe, sich in dem revenant wieder zurecht zu finden. Aber glauben Sie mir, soviel Wasser inzwischen die Isar, den Tiber und die Newa hinabgeflossen ist, seit wir beim Kappler den letzten Abschiedstrunk miteinander taten, und so gründlich all diese Gewässer mir die grobe Rinde von damals

abgespült haben, im Grunde bin ich doch derselbe geblieben, auf den der gute Genelli damals schöne Hoffnungen setzte, und darf glauben, wenn er jetzt meine Mappen inspizierte, würde er mir das Zeugnis geben, daß ich nicht aus der Art geschlagen sei.

„Freilich, wenn ich ihm und den anderen Großen treu blieb, hab ich's auf meine Art getan. Es kommt ja immer darauf an, mit den eigenen Augen sehen zu lernen. Nun, und der Alte hatte ganz Recht, als er mir prophezeite, da unten würden mir die Schuppen von den Augen fallen.

„Daß ich nun einmal in meinem künstlerischen Wesen ein unverbesserlicher Fanatiker der Linie bleiben würde, wie Sie mich genannt haben, stand in den Sternen geschrieben. Aber die volle Bedeutung der Linie lernte ich erst in Rom begreifen, als ich in die Sixtinische Kapelle und Raffaels Stanzen im Vatikan eintrat.

„Alle meine deutschen Meister und Vorbilder und mein geliebter Flaxmann hatten an dem nordischen Verhängnis gelitten, daß sie die Macht und den Reiz der Natur — ich meine des Menschenleibes — nur in ihren Träumen anschauten. Wie selten ist einem Cornelius, einem Genelli das Glück zu teil geworden, leibhaftige Schönheit zu studieren, auch dann nur in der Gestalt irgend eines zu diesem Zweck entkleideten Modells, das sich in unserer frostigen deutschen Luft am geheizten Ofen nie recht frei bewegen lernte! Und mein göttlicher Carstens und tutti quanti! Dagegen die großen Meister der Renaissance, bei denen blieb's nicht nur ein abstrakter Begriff, was der Umriß eines Menschenleibes und seine Bewegungsreize seien, sondern sie konnten die Linie mit vollem Naturhauch beleben, wie sie ihnen tausendfach aufgegangen war, da nicht bloß bezahlte Modelle, sondern vornehm gesinnte Weiber der höheren Stände sich ihnen zu entschleiern den Mut hatten. So verrannten und verbissen sie sich nicht aus Mangel an immer neuer Anschauung in gewisse Manieren, denen, wie mir jetzt erst aufging, Cornelius und Genelli, Kaulbach und Schwind rettungslos verfallen waren.

„Das Große an ihnen, das Bleibende bei allem Unzulänglichen der Formbildung und das sie mit den unsterblichen Alten gemein haben, ist aber eben ihre innige Erkenntnis, daß in aller bildenden Kunst das Eine, was not tut und dauernden Eindruck verbürgt, doch nur die Silhouette ist, die Kontur oder, wie ich's lieber nennen möchte: die Gebärde.

„Wenn ich nicht hoffte, Sie würden Ihren jungen ästhetischen Überzeugungen wenigstens in der Hauptsache treu geblieben sein, würde ich mich hüten, ein solches Credo auszusprechen. Wer sich heutzutage dazu bekennt, läuft Gefahr, als ein reaktionärer akademischer Schwachkopf angesehen zu werden. Die junge Generation zuckt ja sogar über Raffael als über einen längst überwundenen Standpunkt die Achseln. Ebenso wie die moderne Welt musiktoll geworden ist, hat sie sich auch einem blindwütigen Farbenkultus ergeben; beides stammt aus derselben Quelle: dem Trieb nach nervöser, verschwommener, sinnlicher Aufregung, in der alle festen Formen sich auflösen und nur ein helldunkler Gefühls- und Stimmungseindruck übrig bleibt. Ist man doch schon so weit gekommen, auch Bildwerke färben zu wollen, unter dem Vorgeben, die

Griechen hätten ebenfalls die marmorne Nacktheit nicht ertragen ohne Farbenreize. Nun freilich, wo plastische Figuren sich der Architektur unterordnen sollten, mußten sie sich eine leichte Tönung gefallen lassen; aber außer Gold und Elfenbein wurde an die höchsten Offenbarungen ihrer Götterbilder gewiß nichts gewendet, was den Genuß der Linie durch Färben und Tünchen fälschen konnte, höchstens etwa in einem Dorftempelchen für die groben Augen eines profanen Haufens, wie heutzutage grobangemalte Christus- und Heiligenfiguren.

„Nun, darüber läßt sich streiten. Vielleicht überschätzen wir dennoch den künstlerischen Feinsinn der Athener. Was aber die Meister der Renaissance betrifft — die verstanden sehr wohl, daß das Ewige an der Kunst die Form ist, während das Spiel des Lichts und der Farben hin und her schwankt, für den Augenblick entzücken kann, dann aber der zerstörenden Macht der Zeit anheimfällt.

„Ich will nicht davon reden, daß kein solches Bild nach hundert Jahren sich noch so darstellt, wie sein Schöpfer es auf die Wand oder eine Tafel hingezaubert hat. Aber selbst das Gedächtnis der Mitlebenden weigert sich, einen bleibenden Eindruck zu empfangen. Fragen Sie den eifrigsten Bewunderer, den begabtesten Kunstforscher aufs Gewissen, ob er sich entsinnt, welche Farbe der Mantel einer Madonna trage, die er vor drei Wochen gesehen — er wird fast immer in Verlegenheit kommen. Oder entsinnen Sie sich, in welchem Ton das Gewand Gottvaters gehalten ist auf dem Bilde an der Decke der Sistina, wo er in der Wolke von Engeln heranschwebt und dem eben erwachten Adam den Finger entgegenstreckt, ihm den geistigen Funken einzuflößen? Nein, das ist Ihnen entfallen. Das Wichtigste dagegen, die Gebärde, mit der sich der ungeheure Akt der Menschwerdung vollzieht, die ist Ihnen unauslöschlich in die erinnernde Phantasie eingebrannt.

„Und so steht's mit all jenen unvergleichlich hohen Werken. Was ist vom Abendmahl Lionardos noch übrig als der schwache Umriß der wundervollen Gestalten? Wie lange wird es dauern, bis die Fresken Raffaels im Vatikan und Michelangelos Decke vollständig zu farblosen Schemen abgeblaßt sind? Aber die Gebärde, mit der jede dieser Gestalten ihren eigensten Sinn ausspricht, und der göttliche Sinn ihrer Schöpfer, der sich in ihrer Gruppierung offenbart, die werden ewig bestehen und ihr eigenes Licht in der bloßen Linie ausstrahlen, wenn alles andere Farbe- und Schattenspiel längst ein eintöniges Grau geworden sind."

Er hatte sich so in Eifer geredet, daß er gar nicht merkte, wie stumm ich all diese gewagten Aussprüche hinnahm, bis ich endlich, um ihn nur zu weiteren ästhetischen Bekenntnissen zu reizen, scheinbar gleichmütig hinwarf:

„Es fällt mir nicht ein, Verehrtester, eine Kunstanschauung zu bestreiten, die sich ein ganzes Leben lang in Ihnen festgesetzt hat. ‚Ein jeder mache, was er kann,' schrieb der alte Thorwaldsen einem Schüler einmal ins Stammbuch. Nur das Argument der Vergänglichkeit, das Sie gegen die koloristische Kunst geltend machen, wird Ihnen nicht eingeräumt werden. Die Dauer der Zeit, die so oft vom Zufall abhängt, kann doch kein Maßstab für den Wert eines Kunstwerkes sein. Dann wären ja die untergegangenen Meisterwerke

eines Phidias und Zeuxis geringer zu taxieren, als zierliche Tanagrafigürchen und pompejanische Wandmalereien, die heute noch ganz frisch erhalten sind. Und was die Berechtigung der koloristischen Wirkung betrifft, sollte sie auch der Macht der Zeit mehr anheimfallen als die formale, so dächte ich doch, gewisse Tizians" —

„O," unterbrach er mich lebhaft, „kommen Sie mir nicht mit diesem Virtuosen und am Ende gar noch mit dem Gaukler Correggio, deren Zauberkünsten ich wahrhaftig selbst nicht widerstehe, so lange ich in ihrem Bann bin. Kaum aber habe ich den Rücken gewendet, — was bleibt mir? Und dieser Tizian — wenn er nur wollte, wie reich war er! Was hatte er nicht alles zu geben, außer seinen nur so gemütlos hingeschriebenen Porträts! Sehen Sie, da war z. B. der so jammervoll beim Brande seiner Kapelle umgekommene Petrus Martyer. Der aber mag zehnmal mit all seinen Farbenreizen verbrannt sein, er steigt, so oft ich an ihn denke, wie ein Phönix aus der Asche, da die Komposition so überaus herrlich war, die Gebärde, mit der der Heilige zwischen seinen Mördern hinsinkt, groß und wahr. Und wenn die Assunta einmal das gleiche Schicksal haben sollte —, die Gestalt der hinaufschwebenden Maria in ihrer schlichten Hoheit, die sich schon im Kontur ausspricht, wäre dennoch unvergeßlich, auch ohne Kupferstiche und Photographieen. Wogegen das dichte Gewimmel der Jünger unter ihr, das aber nur gut gemalt ist, keinen Anspruch auf Fortleben hätte, da es nur ein kompakter Haufen uninteressanter Menschenkörper ist."

* * *

Plötzlich stand er still und sah mich mit einem gutmütigen Lachen von der Seite an.

„Sie halten mich ja wohl für einen kompletten Narren, werter Freund, da ich Ihnen gleich in der ersten halben Stunde zwischen allem Wagenlärm auf offener Straße einen Vortrag über meine künstlerischen Schrullen zum Besten gebe. Verzeihen Sie gütigst, es sitzt mir eben, seit ich wieder in dem lieben München bin, die Galle über die modernen Verrücktheiten bis zum Halse hinauf, und da ich ganz als Einsiedler lebe, habe ich keine Gelegenheit, sie anders als in ingrimmigen Monologen zu lüften, so oft ich wieder einmal an einem Schaufenster gesehen habe, wie herrlich weit es das junge Geschlecht gebracht hat, dem Michelangelo und Raffael für langweilige Akademiker gelten. Ich will's gewiß nicht wieder tun, das gelob ich Ihnen. Und Sie haben ein Recht darauf, zunächst zu erfahren, wie ich ein so kurioser Heiliger geworden bin, der still in seiner Nische steht und nur die Achseln zuckt, wenn er das blöde Volk Göttern opfern sieht, die er für falsche Götzen hält.

„Ich selbst, lieber Freund, habe mir als junger Mensch wahrlich nicht träumen lassen, daß ich's mit meinem idealistischen Eigensinn noch einmal auf einen grünen Zweig bringen würde. In Rom, nachdem in den ersten Jahren, wo ich keinen Stift und keinen Pinsel anrührte, mein ererbter Zehrpfennig aufgezehrt war, habe ich noch weit nachdrücklicher gehungert als in den Münchener Lehrjahren. Nur daß dort in meinem gelobten Lande das

unfreiwillige Fasten einem nicht so an die Seele geht, die ihrerseits immer noch Nektar und Ambrosia vollauf zu naschen bekommt. Als ich aber drauf und dran war, zum Skelett abzumagern und nicht wußte, wie lange noch ein Shylock überhaupt ein Pfund Fleisch an mir finden würde, wenn ich ihn angepumpt hätte, da rettete mich kein Geringerer als Raffael selbst. Ich wollte mich einmal „satt sehen“ an seiner Galatea, ging in den Palazzo Farnese und nahm mein Skizzenbuch mit. Während ich ganz andächtig, doch mit einer vor Hunger zitternden Hand den göttlichen Leib der Nymphe nachkritzelte, sieht mir plötzlich jemand über die Schulter, bittet um Verzeihung für seine Indiskretion und stellt sich mir vor als Fürst Michael Petrowitsch Butenjeff.

„Im ersten Augenblick war mir die Störung weniger schmeichelhaft als unbequem. Dieser vornehme Herr, dessen starkknochiges Gesicht den echten slavischen Bauerntypus trug, breite Backenknochen, gestülpte Nase, kleine Augen unter buschigen Brauen, dazu ein Bart, der bis auf die Mitte der Brust herabhing — daß ihn etwas Besseres als blasierte Neugier nach Italien und unter anderem auch zu Raffaels Galatea getrieben hätte, schien mir kaum glaublich. Ich wurde aber bald anderer Meinung, als ich ihn mit sehr ernster Miene mein Skizzenbuch durchblättern sah. Ich hatte mich, wie gesagt, in den ersten zwei Jahren jeder eigenen Arbeit enthalten, da ich fühlte, wie viel ich noch zu lernen hatte. Doch konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, hin und wieder ein paar Striche zu einer größeren Komposition zu machen, die mir mitten unter allem Staunen und Studieren vor den großen ewigen Werken in der Phantasie spukte. Ein Bacchuszug, in mehrere Felder eingeteilt, auf denen sich kleinere Episoden dionysischen Inhalts abspielten. Das Ganze nur erst in den flüchtigsten Konturen, die nur für einen Kenner etwa Wert haben konnten.

„Als solchen offenbarte sich aber zu meinem Erstaunen der elegante Bartrusse, den ich vor mir hatte.

„Als er das letzte Blatt umgewendet hatte, fragte er ohne weitere Vorreden, ob ich geneigt wäre, diese Entwürfe für ihn auszuführen, zunächst in größeren Kartons; wenn diese, wie er nicht zweifle, nach Wunsch ausfielen, al fresco auf den Wänden eines Speisesaals, für die er in seinem neuerbauten Landhause nahe bei Moskau um eine passende Dekoration verlegen sei. Bis zur Vollendung der Vorarbeiten wolle er mir ein Jahresgehalt aussetzen; über das weitere Honorar würden wir uns dann wohl verständigen.

„Ich war gerade noch im Besitz einer Lira. Sie können daher denken, wie es mir kalt und heiß über den Rücken lief, als ich die Summe nennen hörte, über die ich nun alljährlich verfügen sollte. Mehr aber noch übermannte mich das beglückende Gefühl, jetzt endlich etwas so recht nach meinem Herzen schaffen zu können. Freskomalerei — die war und ist mir bis auf den heutigen Tag die höchste Erscheinungsform der wahren Kunst. Da fallen alle die kleinen koloristischen Mätzchen und Kniffe der Ölvirtuosen fort, auf das ehrliche Farbebekennen, ich meine das ruhige Auftragen der Lokalfarbe, kommt es an, die nur wie ein diskretes Akkompagnement von Geigen und Flöten

eine ausdrucksvolle Melodie, den charakteristischen Umriß begleitet und die körperliche Gebärde nirgends überschreit.

„Na, Sie können denken, daß ich mich nicht lange bitten ließ, den märchenhaften Pakt zu unterschreiben. In der ersten Stunde erfuhr ich auch, daß in der rauhen Hülle meines Mäcen ein feines Kunstingenium wohnte. Direkt von Moskau war er nach Rom gereist; ein paar Stiche nach Raffael hatten schon in seiner Knabenzeit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, so daß die bunten Heiligenbilder in den Kirchen und einige Jagdstücke, die sein Vater bewunderte, ihn gleichgültig ließen. Hier in Rom nun war er nur den Antiken und den Wunderwerken des Cinquecento nachgegangen, und daß er in mir jungen Burschen — allerdings nur als Künstler noch ein Anfänger — eine gleichgestimmte Seele fand, schien ihm eine Fügung des Himmels, für die er nicht dankbar genug sein könne.

„Was soll ich Ihnen noch viel sagen? Ganze drei Jahre blieben wir noch in Rom, ich mit heißem Eifer an meinen Kartons arbeitend, mein guter fürstlicher Brotherr täglich stundenlang in meinem Atelier, von jedem Fortschritt, den die Sache machte, entzückt, manchmal auch ein bißchen kritisierend, was immer Hand und Fuß hatte. Auch war ich ja im stande, die besten Modelle zu bezahlen — kurz, ich führte ein Leben wie ein Gott und zwar nur unter vier Augen, da ich weder Kollegen noch gar müßigen Gaffern den Eintritt in mein studio gestattete.

„Erst als ich den letzten Kreidestrich gemacht hatte, stellte ich den ganzen Kram aus. Es war ein Riesenerfolg; in den Zeitungen stand, daß ein neuer Stern am Kunsthimmel — na, Sie kennen ja den überschwänglichen Stil der italienischen Kritiker, wenn sie gut aufgelegt sind; daneben freilich hagelte es sehr geringschätzige Redensarten, das mäßigste war noch das Wort ‚akademisch‘ — mich aber rührte weder das Heiße noch das Kalte, ich fühlte, daß ich etwas Lebendiges hervorgebracht, schlecht und recht, wie ein Mann ein Kind zeugt, das ihm ähnlich ist, und zu mehr kann niemand verpflichtet sein.

„Mich wundert nur, daß von dem Spektakel damals nichts zu Ihnen gedrungen ist. Auch deutsche Zeitungen nannten meinen Namen.

„Dann freilich tauchte er die langen Jahre hindurch nicht mehr auf.

„Der Speisesaal in dem ländlichen Palast meines Gönners, den ich nun mit großer Lust und gutem Gelingen ausmalte, sah freilich oft genug eine große vornehme Gesellschaft. Doch einen zweiten feinen Kunstliebhaber, wie meinen Michael Petrowitsch, lernte ich nicht darunter kennen, und selten verirrte sich ein Kollege hinaus, der von meinem Bacchuszug hatte reden hören. Der schwieg natürlich, und ich selbst fühlte nicht das Bedürfnis, mich in Zeitungen gepriesen zu sehen.

„Ich hatte auch besseres zu tun.

„Nachdem der Speisesaal seine Dekoration bekommen hatte, kamen einige andere Gemächer, darunter ein Gartenzimmer mit einer reizenden Veranda an die Reihe. In allen konnte ich meinem Temperament den Zügel schießen lassen. Der Fürst verheiratete sich spät mit einer liebenswürdigen Französin, die er in Paris kennen gelernt hatte. Beiläufig: ich hatte ihn auch dahin

begleiten dürfen. Von da an wurde ich nun erst recht ein unentbehrliches Inventarstück des fürstlichen Haushalts, da auch die junge Fürstin Sinn für mein Talent hatte. Und weil eben ein richtiger Künstler den Beifall des großen Haufens zu seinem Glück nicht bedarf, wenn nur ein paar verstehende Menschen ihm auf die Schulter klopfen und Bravo! sagen, so verlangte ich mir nichts Besseres, als in dieser ehrenvollen Verborgenheit mein Wesen weiterzutreiben.

„Ich säße auch wohl heute noch in Jablowo — wie das Gut meines Fürsten hieß — und schwelgte in Freskofarben, Schlittenpartieen und Wolfsjagden, wäre mir nicht in einer schlaflosen Nacht, da ich in meinen alten Büchern kramte, mein teurer Flaxmann in die Hände geraten. Wie ich ihn so gedankenlos durchsehe, zum hundertsten Male, kommt mir's plötzlich vor, als sei das alles doch nur ein sehr blasser Abglanz der Homerischen Herrlichkeit, freilich von einem feinen Geist und einer zarten Hand aufgefangen, aber der echte und ganze Homer, in dem pulsiere doch ein volleres Blut, und das zur Anschauung zu bringen, würde des Schweißes eines rechten Malergehirns wert sein.

„Der Gedanke hielt mich die ganze Nacht wach. Denn sofort ging ich daran, eine der ergreifendsten Szenen, den alten Priamus im Zelt des Achill — auch Carstens hat sich ja daran versucht — zu entwerfen. Und als ich am andern Morgen wieder auf mein Malgerüst stieg — im Treppenhaus war ein Kinderfries seiner Vollendung nahe — fühlte ich, daß ich hinfort für nichts anderes auf der Welt vorhanden sein würde, als Ilias und Odyssee in großen Bildern wiederaufleben zu lassen. Wenn sich keine Säle dafür fänden, würde doch wohl ein Verleger für die Herausgabe der Zeichnungen zu gewinnen sein.

„Mein fürstliches Paar schien sich anfangs auch dafür zu begeistern. Als sie aber merkten, daß ich dann aufhören würde, nur ihren Haus- und Hofmaler zu machen, ließen sie eine kühlere Ansicht des großen Unternehmens durchblicken. Und endlich kam es dahin, daß ich erklärte, ich würde den Rest meines Lebens für verloren halten, wenn ich gehindert würde, ihn ausschließlich dieser meiner Herzenssache zu widmen.

„Nun, sie hatten am Ende von Hinrich Klaas'scher Art und Kunst einen solchen Vorrat aufgespeichert, daß sie daran genug haben konnten.

„Der Fürst, der das Sprichwort: ‚grattez le Russe et vous trouverez le barbare‘ glänzend zu schanden machte, entließ mich in Gnaden, in der Tat wie einen alten Freund. Ich hatte während der fünfundzwanzig Jahre meines dortigen Aufenthalts wenig von meinem Gehalt verbrauchen können. Nun hatte ich so viel in der Hand, daß ich fürstlich weiterleben konnte. Und doch ließ es mein Gönner sich nicht nehmen, mir noch eine große Summe mit auf den Weg zu geben.

„Dann bin ich eine Weile in Deutschland herumgefahren, hab es in Wien, Berlin, Dresden versucht, festen Fuß zu fassen, aber nirgends hat es mir recht heimlich werden wollen, obwohl ich überall sofort meine Arbeit fortsetzte.

„Zuletzt trieb es mich nach München. Hier fand ich zwar auch eine neue Zeit und neue Menschen, die eine neue Sprache redeten. Aber auch meine alten Erinnerungen fand ich noch vor, ich konnte sogar noch die Häuser sehen, in denen Menschen, die ich verehrte, gehaust hatten — Schimons Weinstube war freilich der Straßenverbreiterung zum Opfer gefallen. Und da ich gleich vor zwei Jahren eine häusliche Einrichtung traf, die mir ganz zusagte, und es sorgfältig vermied, mich durch neue Bekanntschaften zerstreuen zu lassen — freilich, daß ich die alte mit Ihnen nicht erneuerte, kam mir selbst unnatürlich vor. Aber was wollen Sie? Ich treibe nun einmal alles ins Extrem, Idealismus, Farbenhaß, Menschenscheu — nun, dies letztere Laster ist wenigstens nicht unheilbar. Sie müssen mir erst einmal Absolution geben und dann — keinem anderen Menschen möchte ich so gern mein Lebenswerk zeigen, so weit es fertig ist, wie Ihnen. Wollen Sie nicht feurige Kohlen auf mein Haupt sammeln und sich bald einmal die vier Treppen zu mir hinaufbemühen?"

Er nannte mir die Straße und die Nummer des Hauses, wo er wohnte. So trennten wir uns, da wir während seiner langen Erzählung den weiten Weg bis zu seiner Wohnung zurückgelegt hatten. „Nur unter der Bedingung komm ich," rief ich ihm nach, „daß Sie sich auch bei mir einmal sehen lassen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie keinen der Sezessionisten und Farbenfexe, wie Sie sie nennen, die Ihnen ein Greuel sind, bei mir treffen sollen."

Er nickte lachend und schwenkte seinen großen Hut. Ganz so hatte er getan, wenn er vor fünfunddreißig Jahren mich nach Hause begleitet hatte. Es war doch etwas daran, wenn er das Bedeutsame und Entscheidende der „Gebärde" so lebhaft betonte. Von seiner ganzen Erscheinung war mir diese Wendung des Kopfes und Armes am treuesten im Gedächtnis geblieben.

* * *

Ich ließ nicht lange Zeit vergehen, bis ich ihn aufsuchte.

Er wohnte in einem hohen Hinterhause der Schellingstraße, im vierten Stock. Oben angelangt, las ich auf einem Schildchen an der Tür rechts den Namen Theresia Brunner. Auf der zur Linken war unter seiner Visitenkarte ein Blatt angeheftet mit der Inschrift in großen Buchstaben: „Modelle werden nicht gebraucht!" — Hier mußte Hinrich Klaas sein Atelier haben.

Auf mein Klopfen öffnete er mir erst, nachdem ich meinen Namen genannt. Er trug einen leichten, ganz hellen Sommeranzug, um den offenen Hals ein seidenes Halstuch geknüpft, die Füße in feinen, juchtenen Hausschuhen, eine Zigarette in der Hand. Auch der große Raum, in den er mich führte, roch nach Juchten und russischem Tabak, und mancherlei elegantes Mobiliar, persische Teppiche und silberne Kästchen, dazu ein großer Samovar auf einem Tischchen in der Ecke verrieten, daß der Bauernsohn Hinrich Klaas jahrelang Hausfreund eines russischen Fürsten gewesen war.

An die kümmerlichen deutschen Lehrjahre erinnerten nur die Stiche nach Carstens, Cornelius, Schwind und Kaulbachs „Hunnenschlacht", die noch in denselben dürftigen Rähmchen, wie ich sie in seinem „Atelier" unterm Dache gesehen, an einer der Wände beisammenhingen.

„Ja," sagte er lächelnd, da er sah, daß ich sie wie alte Bekannte begrüßte, „diese Schutzgötter meiner jungen Hungerjahre haben mich überallhin begleitet. Aber nun kommen Sie, ruhen Sie von der Kletterpartie zu mir hinauf erst auf dem Diwan aus. Zünden Sie sich eine Papieros an und lassen Sie sich eine Tasse Tee machen."

Ich dankte für beides; ich sei nur gekommen, um mit den Augen zu genießen. Damit trat ich vor die Staffelei, die, gegen das Licht gekehrt, am Fenster stand, und blieb eine gute Weile stumm in das Anschauen des großen, friesartigen Kartons versunken, der die Szene der Nausikaa mit ihren Dienerinnen am Strande darstellte. Aus einem Lorbeergebüsch zur Seite sah man die Gestalt des Odysseus sich herauswinden, nur erst im Entwurf, während die weiblichen Figuren schon sämtlich fest hingezeichnet waren, einige noch nackt, andere schon mit leichten Gewändern umkleidet, Meer und Strand in sicheren Umrissen angedeutet.

Ich hatte eine große Freude, den Künstler, dessen tastende Anfänge mir noch im Gedächtnis waren, nun so voll ausgereift wiederzusehen. Denn freilich, hier war mehr als Flaxmanns und Genellis Homer-Illustrationen, und auch Prellers schöner Odysseezyklus konnte sich im Figürlichen mit dieser Meisterschaft nicht messen.

Meine lebhafte Bewunderung tat ihm sichtlich ungemein wohl. Er sprach das auch offen aus. „Sie wissen," sagte er, „ich höre nie ein Wort über meine Sachen, und obwohl ich ganz zufrieden bin, wenn ich mir nur selbst ein gutes Zeugnis geben kann, — man bleibt doch immer ein schwacher Sterblicher, der sich sein bißchen Unsterblichkeit gern von einem unverdächtigen Zeugen assekurieren lassen möchte. Aber Sie müssen erst noch das Andere sehen, eine ganze Mappe voll. Denn das Übrige führe ich nicht in diesem Maßstabe aus, da würde ich in zwanzig Jahren nicht fertig. Nur die Nausikaa war stets mein Liebling, die soll sogar ein bißchen Farbe bekommen, nur leicht angetuscht, wie's eben ein so unkoloristischer reaktionärer „Fanatiker der Linie" zu machen versteht, wenn er keine nackte Wand zur Verfügung hat."

Nun holte er die Mappe, breitete Blatt nach Blatt vor mir aus, und ich hatte einen Genuß, wie er mir selten zu teil geworden war.

Nur die Hauptszenen der Ilias waren dargestellt, etwa zehn oder zwölf. Am reichsten hatte sich seine Phantasie in der Odyssee offenbart, wo auch seine Kunst, mit wenigen großen Linien einen landschaftlichen Hintergrund aufzubauen, am herrlichsten zu Tage kam. Und im Gegensatz gegen seine Vorgänger hatte er sich auch bemüht, den Köpfen einen verschiedenen Ausdruck und charakteristische Formen zu geben, so daß alles Konventionelle hinter dem vollen individuellen Lebensreiz verschwunden, Kraft und Anmut aufs schönste auseinandergehalten und doch wieder verbunden waren.

Nur in einem zeigte sich eine gewisse Gleichförmigkeit: in Wuchs und Gliederbau der weiblichen Gestalten. Sie waren alle von reizender, jugendlicher Schlankheit, trugen denselben kleinen Kopf auf Schultern, die sich eben erst gerundet hatten, und hatten im Verhältnis zu dem nirgend üppig entwickelten Oberkörper ziemlich lange Beine.

Als ich mich bescheiden darüber aussprach, nickte er mit einem eigentümlichen Lächeln: „Sie haben Recht," sagte er, „das kommt zum Teil von meiner theoretischen Überzeugung, das Ideal der weiblichen Gestalt sei das Verhältnis des goldenen Schnitts, daß der Oberkörper zu den Beinen wie diese zu der ganzen Figur sich verhalten müßten. Das findet man nun unter dem meist kurzbeinigen Weibergeschlecht so selten, daß, wenn der Himmel es einem doch einmal beschert, man sich ganz darin verbeißt und nun nichts anderes mehr sehen und machen will. In Rußland hatte ich so was gefunden, eine junge Bäuerin. Was es mich für Mühe und Geld gekostet hat, sie zu bewegen, daß ich nach ihr studieren konnte, glauben Sie nicht. Erst ein Machtwort meines Fürsten hat ihren abergläubischen Widerstand gebrochen. Dann aber war meines Bleibens dort nicht länger, und meine Katja konnte ich leider nicht mitnehmen. In Deutschland habe ich lange vergebens nach einem Ersatz gesucht und mich mit dem Vorrat an Aktstudien, den ich mitbrachte, Jahr und Tag behelfen müssen. In München endlich fand ich, was ich brauchte, und zwar noch weit über Katja hinaus. Wenn es Sie interessiert —"

Er ging in einen kleinen Verschlag und holte eine zweite Mappe hervor. In der ließ er mich eine große Reihe von Zeichnungen nach einem jungen Modell betrachten, meist mit Rotstift in geistreichen Umrissen mit leichter Schattenangabe hingeworfen, in denen ich die Studien zu seiner Helena, Leukothea und Nausikaa wiedererkannte. Reizendere jugendliche Formen und größere Anmut der „Gebärde" konnte man nicht sehen. Und über allem ein Hauch von keuscher Noblesse, wie man ihn bei gewerbsmäßigen Modellen kaum je anzutreffen pflegt.

„O," sagte er, als ich ihm zu diesem seltenen Funde Glück wünschte, „ich habe auch dafür gesorgt, daß mir das Mädel nicht verdorben wird und daß ich's für mich allein behalte. Ich hüte sie, wie der Drache das goldene Vließ, und wenn jemals ein Räuber sich blicken ließe —"

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihn.

„Nicht herein!" rief er heftig und sprang vom Diwan auf, um den Riegel an der Tür vorzuschieben. Doch ehe er dazu kommen konnte, öffnete sich die Türe sacht, und auf der Schwelle erschien ein schlankes junges Mädchen, ein Brett mit Frühstückstellern und einem vollgeschenkten Glase Wein tragend, in der ich auf den ersten Blick die Helena, Leukothea und Nausikaa meines alten Freundes erkannte.

Sie blieb erschreckend stehen, als sie die zornigen Augen des Meisters auf sich gerichtet sah. „Verzeihen Sie," — stammelte sie — „Sie haben doch herein gerufen — es ist ja auch die Stunde — ich will gleich wieder gehen —"

Er faßte sich sofort, da er wohl sah, daß nichts mehr zu ändern war. „'s ist gut, Kordelchen," murrte er, „stell das Brett nur hin. Wollen Sie mit mir frühstücken, werter Freund? Nun, so troll dich wieder, Kind. Komm nicht eher, als bis ich dich rufe. Adieu!"

Er schob sie mit sanfter Gewalt aus dem Atelier und riegelte hinter ihr zu. Dann versuchte er zu lachen und zündete sich eine Zigarette an. „Niemand

entgeht seinem Schicksal," brummte er. „Zum Glück braucht der Drache keine Furcht zu haben, daß Sie ihm den Schatz stehlen möchten. Aber nicht wahr, er ist der Mühe wert, daß man ihn unter Schloß und Riegel hält?"

* * *

Ich konnte mit gutem Gewissen in sein enthusiastisches Rühmen dieses Menschenkindes einstimmen. Ihr Gesicht war durch einen Zug von kindlicher Unbekümmertheit noch anziehender, als es in den Zeichnungen erschien, die kleinen schwarzen Augen sahen etwas dümmlich in die Welt, vielleicht nur in dem Schrecken darüber, daß sie so ungelegen hereingekommen war; das blonde Haar, natürlich gewellt, war ziemlich wild aufgesteckt, da ja auch der Anzug — ein loser dünner Schlafrock, der die Linien der Gestalt verriet — den Eindruck einer nachlässigen Morgentoilette machte. Aber wie sie ging, sich bewegte, mit den schlanken Armen das Brett hinstellte — es war immer in jedem Zuge ein Bild vornehmer Grazie, wie ein Fanatiker der Linie sich kein schöneres wünschen konnte.

„Ja," sagte er, als er eine Weile mit der Genugtuung eines Kenners, der ein kostbares Juwel besitzt, mich seinen Schatz hatte preisen hören, „Sie begreifen nun, daß mir ein solches Modell den Geschmack an allen anderen verleiden muß. An einem Abende, vor zwei Jahren, da ich durch die Stadt schlenderte, sehr verstimmt, weil ich mit einer plumpen Dirne, die sich mir angeboten — damals hing der Zettel noch nicht an meiner Tür — ein paar Stunden verdorben hatte — ich war drauf und dran, mich nach Paris zu flüchten, wo man von dieser Ware eine größere Auswahl hat — auf einmal sehe ich zwei Frauenzimmer rasch vor mir hergehen, jede ein dickes Paket tragend, eine Ältere, Kleinere, die nichts Besonderes an sich hatte, neben ihr aber eine schlanke Junge von einer Figur, einer Art zu gehen — ich kann Ihnen sagen, mir fiel sogleich die Diana aus dem Louvre ein.

„Ich also gleich meinen Schritt beschleunigt, daß ich sie überholte und nun das Kind im Profil sah und eine ganze Strecke weit betrachten konnte. Ich wurde immer überzeugter, daß ich gefunden hatte, was ich suchte.

„Also rede ich die Alte an, daß ich ein Fremder sei, ein Maler, und gerade so einen Kopf suchte, wie ihre Tochter hätte, und ob sie sie nicht zu mir ins Atelier bringen wollte, ich wolle sie gut bezahlen.

„Das arme Weib sah mich erst sprachlos an, die Tochter war nur ganz wenig rot geworden. Beide hatten blasse, von Not und Hunger abgezehrte Gesichter.

„Nun, um es kurz zu machen: in den ersten zehn Minuten erfuhr ich ihre ganze Lebens- und Leidensgeschichte.

„Die Frau hatte sich frühzeitig aus einem Dienst heraus mit einem hübschen Zimmergesellen verheiratet, der viel verdiente und sie gut hielt, bis er eines schlimmen Tages von einem stürzenden Balken erschlagen wurde.

„Das einzige Kind, das Kordelchen, war eben sechs Jahr alt geworden. Seitdem waren über zehn Jahre vergangen. Wie elend die Witwe sich durchgeschlagen, bekam ich umständlich zu hören. Meine grauen Haare hatten die

gute Frau darüber beruhigt, daß ich keine schlimmen Absichten hatte, als ich sie anredete. Und so erfuhr ich auch, was es mit den Paketen, die sie trugen, für eine Bewandtnis hatte: es war das letzte Entbehrliche von ihrer Habe, was sie aufs Leihhaus bringen wollten, um wenigstens einen Teil ihrer Miete zu bezahlen.

„Während dieses ganzen Berichts hatte ich kein Auge von dem Kinde verwandt, das völlig teilnahmlos, als wenn das alles sie nichts anginge, vor sich hin sah. Ich gab dann der Mutter, was ich an Geld gerade bei mir hatte — als ‚Vorausbezahlung' für die Sitzung und bewog sie, umzukehren und ihre armseligen Siebensachen wieder nach Hause zu tragen. Eine solche Generosität kam der Alten nun doch verdächtig vor. Ein Maler habe schon einmal vor drei Jahren das Kordel sitzen lassen, ihr aber die Stunde nur mit einer Mark bezahlt. Zuletzt ergab sie sich, da ich ihr sagte, sie müsse natürlich mitkommen. Auch sie habe einen guten Kopf zum Malen, und wirklich hat sie mir dann einmal zu dem Profil der Schaffnerin Eurykleia gesessen.

„Ich will Sie nicht damit langweilen, wie es nun weiterging. Genug, nach der dritten Sitzung brachte ich's dahin, daß die Alte einwilligte, in die kleine Wohnung hier oben, der meinigen gegenüber, einzuziehen und statt der Person, die bisher meine Aufwärterin gemacht, für meine geringen häuslichen Bedürfnisse zu sorgen. Natürlich bestritt ich ihren ganzen Unterhalt, bezahlte ihre Schulden und machte überdies einen Vertrag auf fünf Jahre mit ihr, der nach meinem Tode ihr ein sorgenfreies Leben sicherte.

„Dafür aber verpflichtete sie sich, mir ihr Kind, so oft ich wollte, zum Modell zu überlassen, es streng zu überwachen, daß es keine Männerbekanntschaft machte, und von einer Heirat während der nächsten fünf Jahre dürfe keine Rede sein.

„Die arme Frau war damit so einverstanden, daß sie die hellen Freudentränen weinte und mir beständig als ihrem Retter und Wohltäter Hände und Füße küssen wollte.

„Das Kordelchen gab mit keiner Miene zu erkennen, ob ihr bei diesem Pakt, der doch über ihre eigene Person verfügte, wohl oder weh sei. Es war auch später nicht ganz leicht, sie dahin zu bringen, daß sie sich mir ganz ohne Hülle zeigte, obwohl die Mutter eifrig zugeredet hatte: der alte Herr könne ja ganz wohl ihr Großvater sein, und die und die von ihren Bekanntinnen, die sie nannte, gingen ja selbst zu ganz jungen Malern ins Atelier.

„Aber das arme Kind, so wenig Gedanken in ihrem hübschen Köpfchen oder Gefühle in dem kleinen Herzen wohnten, — in dem Punkt blieb sie eigensinnig. Es hat mich ein goldenes Ührchen mit einer hübschen Kette gekostet, um endlich ihren Widerstand zu besiegen. Und dann bestand sie darauf, daß die Mutter nicht dabei sein sollte.

„Vor mir altem Graukopf sich zu entkleiden, kam ihr wahrscheinlich nicht viel bedenklicher vor, als wenn sie's vor Gottvaters Augen hätte tun sollen. Sie ist ein sonderbares Ding, es scheint bis auf die äußerliche Züchtigkeit noch

alles in ihr zu schlafen, Sinne und Gedanken, obwohl sie jetzt schon zwei Jahre bei mir aus- und eingeht und den letzten Rest von Scheu verloren hat.

„Stundenlang habe ich sie im Atelier, und in den Ruhepausen meiner Arbeit geht sie hin und her, setzt oder kauert sich auf den Diwan und bewegt sich so ganz unbefangen, wie Gott sie geschaffen hat, vor meinen Augen, als wäre sie ein Nymphchen oder eine Waldgöttin, die überhaupt keine Toilettensorgen je gekannt hätte.

„Was für reizvolle Motive ich da an all ihren Bewegungen entdecke, welch fruchtbare Anregungen für meine Kompositionen, können Sie sich vorstellen. Ich hüte mich auch wohl, sie in ihrer Harmlosigkeit zu stören, und habe sie noch mit keinem Finger angerührt. Wäre ich zwanzig Jahre jünger, stünde ich freilich nicht für mich ein. So aber kann Mama Theresia Brunner so ruhig schlafen, als wenn ihr Korderl hier im Atelier keine andere Gesellschaft fände als dort im Winkel die Gliederpuppe."

* * *

„Da haben Sie wirklich einen Fund gemacht, um den Viele Sie beneiden würden," sagt ich. „Ich kann Ihnen nur wünschen, daß der Pakt auch von der anderen Seite so gewissenhaft gehalten werde, wie von der Ihren."

„Was meinen Sie?" fragte er, mich erstaunt anblickend.

„Nun, daß Kordelchen nicht eines schönen Tages denn doch ihr Herz entdeckt, oder irgend ein junger Mensch sich in sie verliebt und, wenn Sie sie nicht hergeben, einfach mit ihr durchbrennt. Sie selbst aber, wenn nichts dergleichen geschieht, warum haben Sie den Vertrag gerade nur auf fünf Jahre geschlossen? Wissen Sie so gewiß, daß Sie bis dahin das große Werk fertig bringen und dann kein Modell mehr brauchen werden?"

„Werter Freund," sagte er mit einem leichten Seufzer, „Sie müssen wissen, daß keiner aus meiner Familie es über siebzig Jahr gebracht hat. Auch ich — so rüstig ich jetzt noch bin — na, hier und dort zupft das Alter denn doch auch an meinem Fleisch und Gebein. Darum sput ich mich eben, mein künstlerisches Vermächtnis an das deutsche Volk fertig zu bringen, und halte mich von allem fern, was mich dabei stören könnte. Einen einzigen Vetter habe ich hier, auch schon ein starker Fünfziger, der in einem lithographischen Geschäft arbeitet, und den seh ich kaum einmal im Monat und meide auch alle Lokale, wo ich Bekanntschaften machen könnte. Meine gute Hausfrau kocht für mich, das Kordelchen besorgt meine Wäsche. Außerdem kommt täglich eine alte Lehrerin, eine Verwandte ihres verstorbenen Vaters zu ihr, um ihr eine Stunde zu geben, Lesen, Schreiben und Rechnen und ein bißchen Geographie; denn ihre Schulbildung ist gründlich verwahrlost, und ich will nicht daran schuld sein, daß sie so unwissend später ins Leben eintrete, wie ich sie kennen gelernt. Im übrigen aber — daß sie vorzeitig ihr Herz entdecken möchte, ist keine Gefahr. Sie tut nie einen Schritt allein aus dem Hause; auch wenn sie mit der Mutter geht, muß sie einen dichten Schleier tragen und darf Sonntags nur in die Frühmesse, wo die liederlichen jungen Herrn sich noch nicht blicken lassen. Damit sie aber auch Luft genieße und ihre Gesundheit konserviere,

geh ich fast jeden Abend, wenn es dunkel geworden ist, mit ihr und der Alten spazieren, oder an schönen Sommertagen nehm ich einen Wagen, und wir machen eine stundenlange Fahrt. Manche Prinzessin hat es nicht so gut wie sie und lebt in größerem Zwang. Nein, Verehrtester, von der Seite bin ich nicht nur sicher, sondern auch in meinem Gewissen ganz ruhig. Jetzt ist sie achtzehn alt. In drei, vier Jahren wird sie zweiundzwanzig, und glauben Sie nicht, daß sie vor Tausenden ihres Geschlechts sich glücklich preisen kann, wenn sie dann erst ans Heiraten denken darf, dann aber ihrem Manne einen Brautschatz zubringt, dessen wenige ihres Standes sich jemals rühmen konnten?"

Darauf war nun freilich nichts zu erwidern.

Ich nahm Abschied von dem alten Freunde mit dem Gefühl, einen richtigen Lebenskünstler in ihm getroffen zu haben, der ebensoviel Glück wie Verstand gehabt habe.

Mein Versprechen, mich bald wieder bei ihm sehen zu lassen, hielt ich getreulich; es interessierte mich, seine Arbeit fortschreiten zu sehen, und zuweilen fuhr er auch in meiner Gegenwart zu zeichnen fort, nur an dem Nausikaa-Karton; denn wenn das Kordelchen gerade bei ihm war, mußte ich vor der Tür warten, bis sie wieder in ihr Schlafröckchen geschlüpft und die Aktstudie in die Mappe gewandert war.

Nur wenn er gerade ein männliches Modell hatte, ließ er mich ein. Es war ein Vergnügen, zu sehen, mit welcher Sicherheit und Feinheit er der Natur all ihre Reize abgewann, ohne an Verschönern zu denken, da es ihm nur darauf ankam, das Bild, das er in der Phantasie trug, nach den Formen der Wirklichkeit durchzuprüfen und hin und wieder zu korrigieren.

Er war immer in der glücklichsten Stimmung, gesprächig und witzig, nur ganz ohne Interesse für irgend etwas, das außerhalb seines eigenen Lebens und Treibens lag. Auch war er richtig nicht zu bewegen, sich einmal bei mir blicken zu lassen. „Nächsten Monat werde ich sechsundsechzig. Bedenken Sie: wenn's hoch kommt, nur noch vier Jahre. Und Sie muten mir zu, Besuche zu machen?"

Einmal aber fand ich ihn doch sehr verstimmt. Er hatte sich bei einem Fall in seinem Schlafzimmer, da der Teppich unter ihm wegglitt, die Hand verstaucht, zum Glück die linke. Ein Arzt, den er hatte rufen lassen, war eben dabei, ihn zu massieren, und verbürgte sich, in acht Tagen werde die Verletzung geheilt sein. Er blieb aber trübsinnig. „Das fehlte noch!" murrte er. „So was kann mir auch an der rechten Hand passieren, oder ich breche gar den Arm. Dann gute Nacht Arbeit und Lebenszweck und Gemütsruhe! Wir sind elende Tröpfe, wir Herren der Schöpfung. Für diesmal bin ich ja noch mit einer bloßen Neckerei des Schicksals davongekommen. Wenn mir aber einmal ein schlimmerer Schabernack gespielt wird —"

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken, und es dauerte lange, bis er sich entschloß, eine Zigarette anzuzünden und sich mit mir über eine Figur auf dem Karton zu unterhalten, die er schon dreimal geändert hatte und sich immer noch nicht zu Dank machen konnte.

* *
*

Vierzehn Tage verstrichen, ehe ich wieder einmal Zeit fand zu einem Besuch in der Schellingstraße.

Als er mir auf mein Klingeln die Tür öffnete und statt der freundlichen Begrüßung, die ich gewohnt war, nur mit einem mürrischen „Guten Tag!" von ihm empfangen wurde, dachte ich nicht anders, als daß seine Hand ihm noch zu schaffen mache.

Ich erschrak aber, da ich in dem hellen Atelier sein Gesicht sah. Es hatte plötzlich etwas Greisenhaftes bekommen, Haare und Bart, die sonst stets wohlgekämmt waren, hingen ihm wirr und, wie mir schien, noch grauer als bisher um seine Wangen. „Wie sehen Sie aus!" rief ich. „Ihnen ist nicht wohl. Sollte der Unfall mit der Hand —"

Er zuckte verächtlich mit den Achseln und ließ sich auf den Diwan fallen.

„Es handelt sich auch um so 'ne Bagatelle!" knirschte er zwischen den Zähnen. „An den ganzen Kerl geht's jetzt, dem soll der Boden unter den Füßen unterminiert werden, ans Leben geht's ihm — aber nein, ihr tückischen Teufel, noch sollt ihr das Spiel nicht gewinnen — ihr sollt sehen, mit wem ihr's zu tun habt — ich stehe auf meinem Schein — ich will euch zeigen —"

So wütete und wetterte er noch eine ganze Weile vor sich hin, zerbiß die eben angerauchte Zigarette und warf sie zum Fenster hinaus. Endlich schien er sich doch zu erinnern, daß er seinem alten Freunde eine Erklärung schuldig war.

„Verzeihen Sie," seufzte er, indem er mühsam aufstand, „ich gebärde mich wie ein Verrückter; aber wenn Sie erst erfahren haben, welchen niederträchtigen Streich das Schicksal mir gespielt hat — bitte, nehmen Sie doch Platz. Da steht das Kistchen mit den Zigarren für Sie. Wie geht es Ihnen? Hoffentlich besser als mir. Aber es ist kein Wunder, wenn so was den vernünftigsten Menschen aus den Fugen bringt!"

Und nun erzählte er mir, nicht sehr fließend, vielmehr seine Rede mit heftigen Verwünschungen und russischen Flüchen unterbrechend, was ihm diese grimmige Stimmung gebracht hatte.

Heute früh, als ihm die Alte den Kaffee gebracht, habe sie nicht wie sonst sich gleich wieder entfernt, da er es nicht liebe, sich in seiner Morgenstimmung durch triviales Geschwätz stören zu lassen, sondern sei bei ihm stehen geblieben, als ob sie was auf dem Herzen hätte. Auf sein unwirsches Begehren, lieber gleich damit herauszurücken, sei sie in Tränen ausgebrochen und habe endlich unter vielen Beteuerungen ihrer Unschuld gestanden, es habe sich für das Kordelchen ein Freier gefunden, der Ingenieur, der im dritten Stock unter ihnen als Zimmerherr bei den Schneidersleuten wohne, erst seit einem Vierteljahr.

Wie er dazu gekommen sei, das Mädel zu sehen, sei ihr unbegreiflich, da sie ja nie allein und immer dicht verschleiert ausgehe. Es müsse vom Hoffenster aus geschehen sein, da die Kammer ihres Korderl nach hinten hinausgehe, wie auch das Zimmer des Ingenieurs.

Der habe vor acht Tagen sie bei ihrem Ausgang auf der Treppe angehalten, sich ihr vorgestellt und ganz höflich gefragt, ob er sie wohl einmal

besuchen und mit ihrer Tochter Bekanntschaft machen dürfe. Er habe sich aus der Ferne rasend in sie verliebt, wisse, daß sie ein wohlerzogenes Fräulein, sehr häuslich und fleißig sei, und da er nun die ehrbare Absicht, sie zu heiraten, hege — er werde binnen sechs Wochen eine feste Anstellung bekommen — und eine Geldheirat, zu der ihm seine Leute zuredeten, nicht nach seinem Geschmack sei — nun, und was ein verliebter junger Mensch seiner zukünftigen Schwiegermutter sonst noch vorschwatzt, sie sich geneigt zu machen.

Natürlich habe sie geantwortet, sie bedanke sich der Ehr, aber von der Sache könne nicht weiter die Rede sein. Ihr Korderl sei noch viel zu jung, vor drei bis vier Jahren könne sie nicht ans Heiraten denken, und er möchte so gut sein, sich die Sache aus dem Sinne zu schlagen, auch nicht etwa versuchen, mit Liebesbriefen die Ruhe ihres Kindes zu stören.

Dieser Bescheid habe den jungen Herrn ganz auseinander gebracht, so daß er ihr selber leid getan hätt. Aber sie wisse, was sie Herrn Klaas, ihrem Wohltäter, schuldig sei, und der habe ja auch ihren Schein darüber, daß sie den Vertrag pünktlich halten werde.

Und nun möge sich der gnädige Herr vorstellen, wie sehr sie erschrocken war, als sie gestern vormittag von ihrem Marktgang zurückgekehrt sei und in ihrem Wohnzimmer den Herrn Ingenieur neben dem Korderl auf dem Sofa habe sitzen sehen.

Sie hätte gedacht, „die Ohnmachten würden sie antreten,“ es sei ihr schier wie ein Traum vorgekommen, denn sie hätte wie gewöhnlich ihre Tür von außen zugesperrt und das Mädel bis zu ihrer Rückkehr eingeschlossen. Da sie aber den Schlüssel im Schloß stecken zu lassen pflegte, für den Fall, daß der gnädige Herr das Korderl zum Modellsitzen herüberholen möchte, so sei der schlaue Liebhaber, da er hinter ihrem Rücken das Mädel habe besuchen wollen und auf sein Klopfen nicht eingelassen wurde, ohne weiteres hineingeschlüpft, und zwar gestern nicht zum erstenmal.

Er sei ein sauberer Mensch, habe so was Treuherziges in den Augen, und ein Wunder sei's nicht, daß er dem armen Ding, dem nie ein Mannsbild die Cour geschnitten, den Kopf verdreht habe.

Erst habe sie sich freilich gesträubt, sie wisse ja, was ihm, ihrem Wohltäter, versprochen worden sei; der Ingenieur aber habe ihr zugeredet, ein solcher Vertrag habe keine Gültigkeit, man könne einen Menschen nicht dingen zu einem so schändlichen Dienst, und jedenfalls breche Kauf Miete, denn er wolle sie fürs ganze Leben, der alte Maler nur auf Zeit. Wenn sie ihn liebe, so solle sie nur ihn machen lassen, er werde die Sache schon in die Reih bringen.

Da hätten sie sich denn verlobt und die Alte, wie sie ins Zimmer getreten sei, um ihren Segen gebeten. Dazu aber hätte sie sich nicht bewegen lassen, um keinen Preis. Den ganzen übrigen Tag hätten sie beieinander gesessen, und sie sei von den beiden Liebesleuten bestürmt und hin und her gezerrt worden, ihnen doch den Willen zu tun, denn freilich hätte ihr Kind sie gedauert, das sich offenbar bis über die Ohren in den hübschen Menschen verschameriert hätte, und auch mit dem Ingenieur habe sie Mitleid gehabt,

gar so erbärmlich habe er getan und dazwischen wieder wie rasend, daß seine Liebste zwei Jahre lang so ein verrufenes Gewerbe hätte treiben müssen, wenn auch sonst nichts Unehrbares dabei vorgekommen sei.

Und zuletzt, als sie alle von Reden, Weinen und Zanken schachmatt gewesen, habe sie den jungen Herrn nicht anders loswerden können, als durch das Versprechen, am anderen Morgen dem gnädigen Herrn die ganze Sache mitzuteilen und zu fragen, ob er nicht vielleicht die Gnade haben wolle, das Korderl freizugeben und den Vertrag aufzuheben.

„Sie können denken, lieber Freund, wie mir bei diesem Bericht zu Mute war," sagte der alte Maler. „Ich sah mein Lebenswerk durch eine alberne Liebschaft, die sicherlich kein gutes Ende nehmen wird, bedroht. Dieser Spitzbube, der sich hinter dem Rücken der Mama bei der Tochter einschleicht, das kindische Ding, das dem Ersten Besten, der ihm schön tut, sich an den Hals wirft — und dazu soll ich stillhalten und mein wohlerworbenes Recht aufgeben, damit eine törichte Heirat mehr vor sich geht und das junge Weib, wenn es ein halb Dutzend Kinder in die Welt setzt, seine schöne Gestalt ruiniert, die für den Rest meines Lebens mir ein Augentrost gewesen wäre? Wenn ich darein gewilligt hätte, wäre mir altem Toren ganz recht geschehen. Aber Gott sei Dank, ich habe noch die Macht, mein Veto einzulegen, und wenn mich Mutter und Tochter auch für einen herzlosen Barbaren verschreien — in einiger Zeit, sobald sie zur Vernunft gekommen sind, werden sie mir noch die Hände küssen, daß ich sie vor einem so haarsträubenden dummen Streich bewahrt habe.

„Das alles habe ich der Alten gesagt. Sie ist aber so einfältig, und die Vorstellung, ihr Mädel, wie sie meint, als Frau Ingenieurin ‚versorgt' zu wissen, hat sich in ihrem engen Kopfe bereits so festgesetzt, daß meine Gründe wenig Eindruck auf sie machten.

„Ich schickte sie also fort und ging selbst hinüber, in der Meinung, mit dem Mädel leichteres Spiel zu haben, zumal wenn ich ein paar Ohrringe, die ich ihr zu ihrem neunzehnten Geburtstage schenken wollte, schon heute für mich sprechen ließe.

„Ich kriegte sie aber nicht zu sehen. Sie hatte sich in ihrer Kammer eingeriegelt und blieb auf all mein Fragen, Bitten und Drohen stumm. Sie sollte wenigstens zu mir herüberkommen, da ich mehrere Tage wegen der verstauchten Hand nicht nach ihr gezeichnet hatte, sondern nur an einer neuen Komposition gekritzelt. Auch darauf keine Silbe. Nur von der Alten hörte ich, der Liebhaber habe ihr das Wort abgenommen, mir überhaupt nicht mehr zu sitzen. Er betrachte sie als seine Braut und wolle über das Vergangene ein Auge zudrücken, wenn sie in Zukunft sich streng nach seinen Wünschen richte.

„So bin ich abgezogen in der niederträchtigen Stimmung eines Menschen, der gehindert wird, von einem wohlerworbenen Rechte Gebrauch zu machen und um die Früchte seines redlichsten Bemühens betrogen werden soll."

* * *

Er war, während er dies alles, heftig mit den Händen gestikulierend, hervorstieß, ruhelos wie im Fieber hin und her geschritten. Jetzt sank er erschöpft auf einen Stuhl und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

So gern ich ihm etwas Tröstliches gesagt hätte, sah ich den Fall doch für verzweifelt an. Ich konnte ihm so nachfühlen, wie ihm zu Mute sein mußte, wenn er jetzt wieder auf den Zufall angewiesen sein würde, für seine Leukothea oder Nausikaa irgend ein Modell zu finden, das ihm den Verlust dieses Mädchens nur von fern ersetzen könnte. Und doch — daß das Korderl, indem sie ihr Herz entdeckt, nun auch das Gefühl ihrer jungfräulichen Scham empfunden haben und erschrocken sein mußte über das, was sie sich selbst in ihrer dummlichen Unschuld angetan hatte, leuchtete mir so ein, daß ich an keinen möglichen Ausweg glauben konnte, auch wenn der Bräutigam die Sache minder tragisch genommen und zum Nachgeben aus praktischen Gründen sich herbeigelassen hätte.

„Dieser verwünschte Hitzkopf!" wütete der Alte vor sich hin. „So ein trockener, nüchterner Mathematikus, der mit der Meßkette zu hantieren pflegt und keine Ahnung davon hat, daß ein Künstler ein schönes Weib mit so frommer Seele anschauen kann, als wäre sie ein Wesen aus einer anderen Welt — und ist's ja auch, denn sie stammt aus den Regionen, wo die reinen Formen wohnen, der wird — und das ist noch die grausamste Ironie bei der Sache — nicht einmal eine Ahnung davon haben, was für eine Offenbarung göttlicher Schönheit und Grazie ihm in seiner dummen kleinen Frau zuteil geworden ist. Überdies —"

Ein Klingeln draußen an seiner Tür unterbrach ihn.

„Haben Sie doch die Güte, lieber Freund," sagte er mit schwacher Stimme, „nachzusehen, wer draußen ist. Mir ist die Sache in die Glieder gefahren, man ist eben kein Jüngling mehr, der von einer solchen Lebensgefahr nicht erschüttert wird. Wenn's nichts Wichtiges ist, weisen Sie die Störung nur ab."

Ich ging in den dunklen Vorraum hinaus und fragte durch die Tür, wer da sei.

„Ingenieur Eduard Jasmund. Ich wünschte Herrn Klaas zu sprechen, und da ich weiß, daß er zu Hause ist —"

Das war nun gewiß etwas „Wichtiges", und so öffnete ich die Tür und ließ Herrn Eduard Jasmund eintreten. „Da ist der Herr Ingenieur, lieber Freund," sagte ich, als ich mit ihm über die Schwelle des Ateliers trat. „Da Sie doch wohl etwas mit ihm zu besprechen haben —"

Ich ging nach meinem Hut. Ein rascher Wink des Malers bewog mich aber, zu bleiben. Er war von seinem Sitz aufgefahren und stand dem Besucher in seiner ganzen Länge aufgerichtet gegenüber, sehr imponierend, obwohl ich bemerkte, daß die Hand, mit der er sich auf die Stuhllehne stützte, leise zitterte. Dabei heftete er einen scharfen, prüfenden Blick auf die Gestalt des jungen Mannes, die in einem Radfahreranzug sich sehr vorteilhaft ausnahm — eine schlanke, aber kräftige Figur etwas über Mittelgröße, auf den breiten Schultern ein männlich schöner Kopf, bartlos, mit buschigem, schwarzem Haar, hellen Augen, die etwas aufgeregt flackerten, der energische Mund fest geschlossen.

„Was wünschen Sie, Herr —"

„Eduard Jasmund ist mein Name, Ingenieur, bei dem neuen Kanalbau angestellt. Ich habe um Entschuldigung zu bitten, daß ich nicht in Besuchs-toilette bin, ich war aber nicht darauf gefaßt, Sie heute um eine Unterredung bitten zu müssen. Die Mutter meiner Braut —"

Der Maler machte eine ungeduldige Bewegung.

„Daß ich mich mit Fräulein Brunner gestern verlobt habe, hat ihre Mutter Ihnen mitgeteilt, wie ich soeben von ihr erfuhr; zu meinem Bedauern auch, daß Sie das Recht in Anspruch nähmen, Einspruch dagegen zu tun. Ich wollte mir nun sofort die Freiheit nehmen, zu fragen, ob Sie im Ernst ein solches Recht zu besitzen glauben, da Sie weder der Vormund noch ein naher Verwandter Fräulein Kordulas sind. Die Wohltaten, die sie den beiden Frauen zwei Jahre lang erwiesen haben, berechtigen Sie allerdings, auf Dankbarkeit zu rechnen. Daß diese aber soweit gehen müsse, Ihnen das Lebens-glück des jungen Mädchens zu opfern, werden Sie billigerweise selbst nicht behaupten wollen."

Der Alte antwortete nicht sogleich. Er hatte offenbar Mühe, seinen Groll und Ingrimm zu bändigen und kein heftiges Wort sich entfahren zu lassen. Seine Stimme aber, als er nun den Mund öffnete, klang heiser und kalt.

„Sie werden mir wohl erlauben, Herr Ingenieur, über das, was ich für ‚billig' halte, mein eigenes Urteil und das keines Anderen gelten zu lassen. Auch um Dankbarkeit und wie weit sie zu treiben wäre, handelt sich's nicht. Ich habe mit Frau Theresia Brunner einen Vertrag geschlossen, nicht um ihr eine Wohltat zu erweisen, sondern zu meinem eigenen Vorteil. Wenn sie dabei auch den ihren fand, soll es mir lieb sein. Daß sie diesen Vertrag nun aufzulösen wünscht, kann mich nicht dazu bewegen, mein Recht an seine pünkt-liche Ausführung aufzugeben. In der Politik mag man Verträge schließen mit dem Hintergedanken, sie nach Belieben, wenn man ihrer überdrüssig ge-worden ist, zu verletzen. Im bürgerlichen Leben gilt das nicht für anständig. Und darum wollen Sie die Güte haben, jeden weiteren Versuch, mich anderen Sinnes zu machen, als hoffnungslos anzusehen."

Er wandte sich um, mit einer leichten Verbeugung, wie ein großer Herr, der einen armen Teufel entläßt.

* * *

Der aber machte keine Miene, als ob er sich so ohne weiteres abfertigen lassen würde.

Ich hatte an seinen zusammengezogenen Brauen und dem Zucken seines Mundes deutlich gesehen, wie schwer er es über sich gewann, eine heftige Er-widerung zurückzuhalten. Nur mit der Hand fuhr er sich nervös über die Stirn. Dann aber sagte er ganz ruhig:

„Ich kann nicht glauben, Herr Klaas, daß dies Ihre wahre Meinung ist. Durch alles, was Sie für meine Braut und ihre Erziehung getan, haben Sie gezeigt, daß Sie sich nicht bloß für ihre Schönheit interessiert haben. Es kann Ihnen nicht plötzlich ganz gleichgültig geworden sein, ob das Mädchen glücklich oder unglücklich wird. Wenn Sie die Sache ruhiger überlegen —"

Der Maler wandte sich heftig um und funkelte den jungen Mann mit seinen seltsamen Augen höhnisch an.

„Ich danke Ihnen," sagte er mit schneidender Kälte. „Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir ein gutes Herz zutrauen, das nur erst ein bißchen zur Besinnung kommen soll. Ich kann Sie aber beruhigen, ich habe mich schon besonnen, und eben darum, weil ich das Mädchen davor bewahren möchte, unglücklich zu werden — jawohl, unglücklich!" rief er mit erhobener Stimme. „Denn was haben Sie ihr zu bieten, das ihr ein glückliches Leben verbürgte? Ihre sogenannte Liebe, die vielleicht in Jahr und Tag verraucht ist, ein sorgenvolles Leben, da Sie auf Ihr Anfängergehalt angewiesen sind — die Mutter hat mich darüber informiert —, einen Haufen Kinder und endlich mit früh gealtertem Leibe, die blanke Misère? Wenn ich der eigene leibliche Vater des Mädchens wäre, würden Sie mir zum Schwiegersohn nicht gut genug sein. Aber Sie spekulieren auf meine Schwäche, auf mein gutes Herz und daß ich der Narr sein würde, den Großmütigen zu spielen und Ihnen den bisherigen Jahresgehalt weiterzuzahlen, auch wenn Sie die Bedingungen des Vertrages nicht erfüllen. Sie sollen sehen, daß ich noch nicht alt und kindisch genug bin, um eine so lächerliche Rolle zu spielen. Gedulden Sie sich noch die übrigen drei Jahre, bis der Vertrag abgelaufen ist. Ihre ‚Braut' wird bis dahin nicht alt und häßlich geworden sein, und das Kapital, das sie sich redlich verdient hat, können Sie dann mit gutem Gewissen zur Gründung Ihres Hausstandes verwenden."

Eine tödliche Blässe hatte das Gesicht des jungen Mannes überzogen. Die Hand, in der er den Hut hielt, bewegte sich krampfhaft, mit einer Stimme, in der eine mühsam verhaltene Empörung klang, sagte er, da der Alte kaum geendet hatte:

„Ich muß mir verbitten, mein Herr, daß Sie mir eigennützige Absichten unterschieben. Ich bin im Gegenteil zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu erklären, daß mein Ehrgefühl mir verbietet, ruhig zuzusehen, daß meine Braut fernerhin um diesen Preis Wohltaten von Ihnen annimmt. Ich hoffte, da ich Sie für einen Ehrenmann hielt, Sie würden das einsehen und gutwillig auf ein Recht verzichten, das bei der neuen Lage der Dinge Ihnen selbst ungeheuerlich erscheinen muß. Es hätte, scheint mir, kaum einer Bitte von meiner Seite bedürfen sollen. Aber auch dazu wollte ich mich verstehen, da ich einsah, daß Ihnen jedenfalls ein Opfer zugemutet wurde. Nun ich sehe, wie sehr ich mich in meiner Voraussetzung getäuscht habe, erkläre ich Ihnen ohne weiteres, daß es Ihnen nichts helfen wird, sich auf Ihren Vertrag zu berufen. Es ist darin über die Leistungen eines Kindes verfügt worden, das nicht wußte, was es tat, nicht beurteilen konnte, wie schmählich die eigene Mutter an ihm handelte, als sie seine Unerfahrenheit mißbrauchte. Jetzt ist das Mädchen, wenn auch nicht dem Gesetze nach, so doch nach ihrer Empfindung mündig geworden und protestiert gegen den Vertrag, der ihr eine so tiefe Entwürdigung zumutet. Daß sie von heute an auch auf alle Vorteile des Vertrags verzichtet ist selbstverständlich. Und somit habe ich die Ehre —"

Er verneigte sich nun seinerseits und wandte sich, zu gehen. Sein Gegner stand regungslos, und erst als der junge Mann schon nahe an der Tür war, sagte er scheinbar ganz gelassen:

„Ich bedaure, mein Herr, daß Sie es zum äußersten kommen lassen wollen. Ich hatte vor, Ihnen einen Vermittlungsvorschlag zu machen. Davon kann nun nicht die Rede sein. Ich sehe mich genötigt, die Sache gerichtlich zum Austrag zu bringen.“

Der andere ließ, wie von einem giftigen Insekt gestochen, den Türgriff fahren und wandte sich um. Sein Gesicht war von einer glühenden Röte übergossen.

„Das — das könnten Sie tun wollen?“ kam es von seinen zitternden Lippen. „Das Geheimnis — den guten Namen eines armen betrogenen Mädchens — die Ehre ihrer Mutter an die große Glocke hängen, den schmachvollen Handel, zu dem nur die äußerste Not sie getrieben, den hämischen bösen Zungen der ganzen Stadt preisgeben, am Ende gar einen Gerichtsbeschluß erwirken, daß der Vertrag in allen Punkten zu Recht bestehe und das Mädchen gezwungen werden solle, auch fernerhin — Aber nein, dahin wird's nicht kommen! Wir leben, Gott sei Dank, nicht in der Türkei, wo Seelenverkäufer mit ihrer Ware den Markt beziehen und ein abgeschlossener Handel für alle Zeiten gültig bleibt. Und wenn so etwas auch in einem christlichen Staate möglich wäre — ehe ich das zuließe, würde ich dem armen Opfer lieber selbst eine Kugel durch den Kopf jagen, als erlauben, daß meine Braut einem Manne, den ich so tief verachte —“

„Holla!“ unterbrach ihn der Alte, ihn überschreiend. „Sie werden augenblicklich das Zimmer verlassen und meine Geduld nicht länger auf die Probe stellen. Sie haben schon mehr als ein Wort fallen lassen, das ich Ihnen nicht ohne die gebührende Züchtigung hingehen ließe, wenn ich mich nicht erinnerte, daß Sie ein jugendlicher Hitzkopf sind und daß ich es meinen grauen Haaren schuldig bin, mehr Vernunft und Besonnenheit als Sie zu haben. Alles aber hat seine Grenze und darum —“

„Sie haben Recht, alles hat seine Grenze,“ versetzte der Andere höhnisch. „Ich erkläre Ihnen daher, daß ich bereit bin, Ihnen für jedes meiner ehrenrührigen Worte Genugtuung zu geben. Sie werden sich freilich hinter das Recht ihrer grauen Haare zurückziehen, als wäre die Partie zu ungleich, ein vorsichtiger alter Herr und ein unbesonnener junger ‚Hitzkopf‘. Jedenfalls will ich Ihnen die Ausflucht versperren, sagen zu können, Sie hätten nicht gewußt, wo ich zu finden wäre. Hier ist meine Karte. Die Wohnung ist darauf geschrieben. Ich empfehle mich.“

Er warf die Karte auf ein Tischchen, das neben der Tür stand, und ging aus dem Zimmer.

* * *

Die Tür war kaum hinter ihm zugefallen, als der alte Maler mit einem dumpfen Auflachen, das aber nichts weniger als heiter klang, auf den Diwan sank.

„Haben Sie je einen ärgeren Tollkopf gesehen als diesen sonderbaren Schwärmer?“ rief er. „Als ob nun plötzlich die Welt untergehen würde, wenn

das, was bis dahin nichts Böses gewesen ist, noch eine Weile so fortginge! Ich bin nicht einmal dazu gekommen, davon zu reden, daß ich aus Notwehr handele, um mein Lebenswerk nicht ins Stocken kommen zu lassen. Es war auch so besser. Erstens hätte der Herr Mathematikus doch nicht begriffen, was der Welt daran liegen soll, ob mein Homer fertig wird oder nicht; und dann hätte es so ausgesehen, als ob ich mich herabließe, eine Gnade von ihm zu erbitten. Von diesem grünen, jungen Burschen, der mit ‚ehrlos‘ und ‚verächtlich‘ so um sich wirft, als ob ein Ehrenmann sich verächtlich machte, wenn er sein gutes Recht und die Pflicht gegen seine heilige Kunst sich nicht streitig machen lassen will! Ein so verblendeter Grünschnabel! Was sagen Sie? Aber er soll seine Lektion erhalten, dafür steh ich.“

„Lieber Freund,“ versetzte ich etwas zögernd, da ich ihn für Vernunftgründe leider noch unzugänglich sah, „ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß dieser Grünschnabel mir Hochachtung eingeflößt hat.“

„Wie? Was? Sie nehmen seine Partei?“

„Gewiß, und Sie selbst würden sie nehmen, wenn Sie in seinen Schuhen steckten. Daß Sie das im Augenblick nicht werden gelten lassen, begreif ich vollkommen. Aber mit Ihrer schroffen Haltung haben Sie alles verdorben. Freilich können Sie ja auf Ihrem Schein stehen. Wenn das Mädchen Sie aber darauf stehen läßt in alle Ewigkeit und sich ihrerseits auf ihr Naturrecht steift, das zwar ungeschrieben, aber in den Augen aller guten Menschen unantastbar ist, über ihre junge Person nur selbst zu verfügen? Nichts anderes hat der ‚Tollkopf‘ Ihnen zu bedenken gegeben und dabei an Ihre Noblesse appelliert, und Sie haben ihn schnöde ablaufen lassen! Das wird schwer wieder ins Gleiche zu bringen sein.“

„Hm!“ machte er mit einem ruhigen Lächeln, indem er sich eine Zigarette anzündete, „auf dem ‚Terrain‘ kommt man rasch ins Gleiche. Alte und Junge.“

„Wie, Sie denken im Ernst daran —?“ rief ich. „Aber das ist ja der bare Unsinn. Sie sind doch weder Reserveleutnant noch alter Herr eines Korps und haben unter der Sonne Besseres zu tun, als den konventionellen Torheiten der Welt Ihren Respekt zu bezeugen.“

„Predigen Sie nur weiter!“ erwiderte er sehr gelassen. „Bei alledem werden Sie es doch auch gênant finden, sich von einem fünfundzwanzigjährigen Frechling ins Gesicht sagen zu lassen, man verkrieche sich feige hinter die grauen Haare. Und zudem — was riskiere ich bei der Herablassung zu gewissen konventionellen Torheiten? Ich habe nicht umsonst bei meinem Fürsten mich im Pistolenschießen geübt und auf hundert Schritt ein Pique-Aß aus der Karte herausgeschossen. Nein, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich die Augen des jungen Heißsporns — sie sind übrigens sehr schön geschnitten, wie auch die ganze Visage — oder sein verliebtes Herz aufs Korn nehmen werde. Ein paar Jahre Festung wären mir doch unbequem, da ich dort schwerlich das rechte Licht zu meinem Zeichnen finden würde und mit meinen noch übrigen paar Jährchen ökonomisch umgehen muß. Aber ihm einen Denkzettel zu geben, der ihn Jahr und Tag arbeitsunfähig macht — vielleicht besinnt er sich dann doch, daß er gut tun würde, sich nicht selbst ins Fleisch zu schneiden, sondern

lieber ein billiges Kompromiß anzunehmen nur bis zu seiner Heilung. Mit dem Mädel wollt ich dann schon fertig werden, so zimperlich sie sich jetzt anstellt, und in ein bis zwei Jahren könnten die Zwei meinethalb ihren Willen haben — wenn denn doch einmal eine Unvernunftsehe mehr in dieser verrückten Welt geschlossen werden muß."

„O," sagte ich kopfschüttelnd, „wie ich diesen Herrn Jasmund taxiere, ist an ein solches Kompromiß nicht zu denken. Wenn Sie mit Engelszungen redeten — aber nein, dazu kann es ja überhaupt nicht kommen — eine so haarsträubende Tollheit — Sie müssen mich ruhig anhören, lieber Freund!"

Das tat er denn auch, wohl eine Viertelstunde lang. Als ich aber all meine Überredungskunst erschöpft hatte, ohne den geringsten Eindruck auf ihn zu machen, was ich an seinem stummen Blick deutlich erkannte, stand ich auf und sagte, ihm die Hand hinhaltend: „Ich habe keine sofortige Zustimmung erwartet. Aber ich gehe mit der festen Überzeugung, daß Ihre gute Vernunft, die nur durch den heftigen Streit betäubt worden ist, wieder zu sich kommen und das letzte Wort behalten wird."

„Ja, ja!" knurrte er. „Der Vernunft wird viel zugemutet. Na, wie Sie meinen. Jedenfalls auf Wiedersehen! Seien Sie meinetwegen ganz ruhig. Ich weiß, was ich der guten Nausikaa schuldig bin. Sie hat noch nicht einmal ein Hemdchen an und dazu will ich ihr gleich verhelfen."

Er ergriff den Kreidestift und fing an, die nackte Figur auf dem Karton mit leichten Gewandfalten zu umkleiden. Doch konnte die Ruhe, mit der er in der Arbeit fortfuhr, mich nicht täuschen. Ich fühlte, daß ich alles aufbieten mußte, um die so übel verfahrene Geschichte in das rechte Geleise zu bringen.

* * *

Ich klingelte drüben an der Wohnung der beiden Frauen. Die Mutter öffnete mir selbst — sie behalf sich ja ohne Dienstmädchen — und fragte mit einem verdrossenen Ton, was ich wünsche. Ich nannte meinen Namen und sagte, daß ich mit dem Herrn Ingenieur zu sprechen hätte. Der sei nicht mehr bei ihnen, sondern eben wieder fortgegangen. Sie machte Miene, die Tür zu schließen und mich draußen stehen zu lassen. Erst als ich ihr sagte, dann wünschte ich mit ihr selbst ein Wort zu reden, ließ sie mich eintreten, offenbar in sehr feindseliger Stimmung, da sie wußte, daß ich mit dem alten Maler befreundet war und wohl voraussetzte, ich käme als Abgesandter, um dem Ingenieur eine unliebsame Botschaft zu bringen.

Drinnen in ihrem Wohnstübchen, das sehr kleinbürgerlich, aber höchst anständig möbliert war, fand ich die Tochter auf dem Sofa liegend, den Kopf gegen die Lehne gedrückt, in ein Schnupftüchlein hinein weinend. Ich hatte das arme Kind nur ein paarmal im Vorbeigehen gesehen und von ihrer jungen Anmut einen flüchtigen Eindruck gehabt. Wie die schlanken Glieder jetzt so aufgelöst auf dem breiten, altmodischen Polster lagen, wie sie dann bei meinem Eintritt erschrocken auffuhr und in das Nebenzimmer lief, fand ich wieder alles bestätigt, was der Maler mir von dem natürlichen Reiz ihrer „Gebärde" gerühmt hatte.

Kaum aber hatte ich angefangen, der Alten zu sagen, daß ich in die ganze Geschichte eingeweiht sei, als sie sich in heftigen Klagen, nicht über den Maler, sondern über ihr störrisches Kind und den jungen Herrn, der ihm den Kopf verdreht, ergoß. Sie habe eben jetzt, da der Ingenieur ihr berichtet, er sei umsonst drüben gewesen und Herr Klaas wolle von der Heirat nichts wissen, dem Korderl den Marsch gemacht, daß sie sich mit ihm eingelassen habe. Sie hätten das beste Leben gehabt, und das wäre noch jahrelang so fortgegangen, und sie hätten sich was ersparen können, und dann wäre immer noch Zeit genug gewesen, ans Heiraten und Kinderkriegen zu denken. Und jetzt unterstehe sich so ein fremder Hans Habenichts, sich einzumischen und das Mädel anzustiften, daß es ihrem Wohltäter auf einmal den Gehorsam aufsagen sollte.

Das alles im unverfälschtesten Münchener Dialekt, untermischt mit vielen Seufzern und Beteuerungen, daß sie nicht selig werden wolle, wenn sie die Hand dazu böte, außer für den Fall, daß der gnädige Herr selbst darauf einginge.

Dazu sei leider keine Aussicht, versetzte ich, und der hitzige junge Mann habe die Sache erst recht verschlimmert, da er sich Herrn Klaas gegenüber zu allerlei ehrenrührigen Redensarten habe fortreißen lassen. Man könne gar nicht wissen, wie schlimm es noch enden würde, wenn sie nicht alles aufböte, ihren künftigen Schwiegersohn zu einer Abbitte und Zurücknahme der beleidigenden Worte zu bewegen. Es sei von einem Duell die Rede gewesen. Wie es auch ausfallen möchte, die Sache würde dadurch nur unheilbarer. Wenn der junge Herr den alten totschösse, komme er vors Schwurgericht statt vors Standesamt, und umgekehrt würde das Korderl einen toten Bräutigam zu beweinen haben.

Die Frau erschrak heftig; von einem Duell hörte sie durch mich das erste Wort. Aber daß der Hitzkopf sich von ihr zureden ließe, daran sei nicht zu denken. Wenn ich gesehen hätte, mit welchem Gesicht er zu ihnen hereingestürzt sei, wie er das Mädel umarmt und sich verschworen hätte, kein Teufel solle sie ihm entreißen, und dann fortgerannt sei, als wolle er nur geschwind einen Revolver holen, um sich an seinem Todfeinde zu rächen, würde ich nicht glauben, daß da mit Zureden etwas auszurichten sei.

Ich gab indessen die Hoffnung nicht auf, ließ mir nur versprechen, daß auch das Korderl versuchen solle, ob sie nicht so viel Macht über den wilden Liebsten hätte, ihn zur Vernunft zu bringen, und klopfte dann eine Treppe tiefer bei Herrn Eduard Jasmund an, fand aber ein leeres Nest. Seine Zimmerfrau hatte ihn noch nicht wiedergesehen, er pflegte sich auch über Tag selten blicken zu lassen. Ich notierte mir die Adresse des Bureaus, wo er arbeitete. Aber auch dort fand ich ihn nicht. Es blieb mir nichts übrig, als meine Karte zu hinterlassen, mit der Bitte, er möge so gut sein, sich zu mir zu bemühen, da ich ihm eine wichtige Mitteilung zu machen hätte.

Dasselbe hatte ich auch seiner Wirtin auf die Seele gebunden.

Ich wartete aber den ganzen Tag vergebens auf ihn. Er ließ sich nicht bei mir blicken. Auch eine spätere Anfrage in seiner Wohnung war ohne Erfolg.

* * *

Zuletzt, wie es nach langem aufgeregtem Hoffen und Harren zu gehen pflegt, daß eine gewisse, auf nichts gegründete Überzeugung eintritt, es könne ja das Gefürchtete unmöglich eintreten, da schon so viel Zeit darüber vergangen sei, kam auch ich zu einer ruhigeren Ansicht der Dinge.

Ein Mensch von fünfundsechzig Jahren, sagte ich mir, der noch dazu eine „Mission" zu erfüllen hat, ein künstlerisches Vermächtnis der Welt hinterlassen will, an dem seine ganze Seele hängt, rennt nicht Hals über Kopf in ein solches Abenteuer hinein und tut schlimmsten Falles den absurden Sprung ins Dunkle erst, wenn er noch beim Licht seiner Vernunft alle Auswege geprüft und keinen gangbar befunden hat. Auch handelt sich's ja um nichts Schwereres als ein paar beleidigende Worte aus dem Munde eines leidenschaftlich verliebten jungen Menschen, dessen Äußerungen man ebensowenig ernst nehmen dürfe wie die irren Reden eines Fieberkranken.

Also ging ich ruhig zu Bett, fühlte aber am nächsten Morgen das Bedürfnis, mich selbst wieder danach umzusehen, welchen Fortgang der leidige Handel inzwischen genommen hätte.

Es schlug schon zehn vom Turm der Ludwigskirche, als ich mich dem Hause näherte, das ich gestern in so sorgenvoller Stimmung verlassen hatte. Heute würde mich's nicht sehr überrascht haben, wenn ich bei meinem alten Freunde seinen jungen Gegner angetroffen hätte, in bester Eintracht vor einer Flasche Bordeaux oder der Mappe mit den Zeichnungen zum Homer, als ob gestern kein einziges heftiges Wort zwischen ihnen gefallen wäre.

Meine rosige Phantasie sollte aber auf eine seltsame Art Unrecht behalten.

Denn da ich nur noch zehn Schritte von dem Hause entfernt war, wo sämtliche Personen des kleinen Dramas wohnten, sah ich jenen Arzt aus der Tür treten, den Freund Klaas wegen seiner kranken Hand konsultiert hatte.

Auch er bemerkte mich und näherte sich mir mit einer geheimnisvollen, doch nicht gerade Unheil ausdrückenden Miene. Dennoch erschrak ich.

„Um Gotteswillen, Herr Doktor, — Sie kommen von da oben — was ist geschehen? — doch nicht ein Unglück?"

„Gottlob nur etwas sehr Unbedeutendes, aber so rätselhaft, daß alle, die dabei zugegen waren, sich umsonst noch immer den Kopf zerbrechen, wie es zu erklären wäre. Sie wollten wohl eben zu meinem Patienten hinauf? Wenn Sie aber erst hören möchten, was da geschehen ist — Sie kennen ihn länger als ich —, vielleicht können Sie mir auf die Spur helfen, was der Grund seines wunderlichen Betragens sein möchte.

„Für einen Sonderling," fuhr er fort, während wir vor dem Hause auf und ab wandelten, „habe ich ihn nicht gehalten, trotz seiner Menschenscheu und daß er für nichts als für seine Arbeit Interesse hatte. Auch hatte ich großen Respekt vor seinem Geist und seiner Bildung, soweit ich sie während der paar Besuche, die ich ihm machte, kennen lernte. Nun können Sie sich vorstellen, wie erstaunt ich war, als ich gestern gegen Abend zu ihm gerufen wurde und er mir erklärte, er werde sich am nächsten Morgen in aller Frühe duellieren mit einem Ingenieur, der ihn beleidigt habe, und ersuche mich, ihn um halb sechs Uhr in einem geschlossenen Landauer abzuholen, da er es vor-

ziehe, nicht mit der Eisenbahn den Ort des Rendezvous, das Wäldchen hinter Pasing, zu erreichen.

„Ich hatte ihn beim Schreiben von Briefen getroffen, auch schien er durchaus nicht geneigt, mir weitere Aufklärungen zu geben, also fand ich es schicklich, nachdem ich ihm zugesagt, um was er mich bat, mich zurückzuziehen, so erstaunlich und fast unbegreiflich mir die Sache vorkam. Wie konnte sich das zugetragen haben, daß bei seiner völligen Vereinsamung irgend Jemand ihn hatte beleidigen können, so schwer, daß die Sache nur mit den Waffen ausgetragen werden konnte?

„Indessen fand ich mich natürlich heute früh pünktlich bei ihm ein. Zwei junge Herren erschienen bald nach mir, den einen, einen jungen Mann von etwa dreißig Jahren, stellte er mir als ‚eine Art Neffen‘ vor, den Sohn eines entfernten Vetters, Kommis in einem großen Bankhause, Leutnant bei der Reserve; den anderen, der ihm selbst erst seinen Namen sagen oder wiederholen mußte, als einen Freund des ‚Neffen‘, ohne weitere Angabe seines bürgerlichen Berufs.

„Er selbst ließ nicht die geringste Spur einer Aufregung erkennen, sagte nur ein Wort des Dankes, daß wir pünktlich erschienen waren, und übergab einem der beiden Zeugen ein elegantes Kästchen mit Pistolen. Dann verfügten wir uns zu dem Wagen hinunter und stiegen ein.

„An dem verabredeten Ort, einer Waldblöße, die schon früher zu ähnlichen Rencontres gedient hatte, mußten wir noch eine Weile warten. Der Gegner mit seinen Zeugen hatte die Eisenbahn benutzt. Ich weiß nicht, ob Sie von der seltsamen Affäre etwas wissen. Nun, wenn das der Fall ist, brauche ich Ihnen auch den Herrn Ingenieur nicht vorzustellen, kann nur sagen, daß auch er sich ganz korrekt benahm, übrigens in einem schwarzen Gehrock und grauen Hosen wie zu einer Einladung, einen weichen schwarzen Filzhut etwas schief aufgesetzt. Ein auffallend hübscher Mensch. Seine beiden Zeugen von etwas geringerer Sorte, Techniker, deren Namen mir natürlich genannt wurden. Die Zeugen des Herrn Klaas hatten ja gestern schon mit ihnen zu verhandeln gehabt, leider ohne Ergebnis. An eine Zurücknahme der Beleidigungen — den Wortlaut kannte ich nicht — war nicht zu denken gewesen, Herr Klaas als der Beleidigte hatte auf Pistolen bestanden bis zur Kampfunfähigkeit eines der beiden Gegner — fünfundzwanzig Schritt Barrière wurden abgesteckt, ein neuer Sühneversuch, nur pro forma, scheiterte an dem ruhigen Achselzucken des alten Herrn und dem höhnischen Auflachen des jungen, und so mußte das Verderben seinen Gang gehen.

„Es war nicht das erste Mal, daß ich als Arzt bei einem Duell zu funktionieren hatte. Aber niemals war's den Gegnern so blutiger Ernst gewesen wie hier. Ein tödlicher Haß blitzte aus den Augen des jungen Mannes, und ein kaltes Rachebedürfnis schien den Alten zu beseelen, als er jetzt — er hatte den ersten Schuß — die Waffe erhob und lange, so lange, daß mir das Herz zum Halse hinauf klopfte, auf den ruhig drüben hingepflanzten Gegner zielte.

„Der Schuß versagte. Mit einem stillen Kopfschütteln reichte er die Pistole einem der Sekundanten und sagte nur: Haben Sie die Güte, etwas sorgfältiger zu laden.

„Dann stand er schon wieder hoch aufgerichtet, und dann krachte auch von drüben der Schuß, und im selben Augenblick sah ich, daß an der linken Seite seines Kopfes unter dem grauen Haar des Alten das Blut herunterlief. Ich wollte hinzuspringen, er aber wehrte mit der linken Hand heftig ab und sagte: Ein paar Tropfen Blut — eine Bagatelle — halten Sie mich nicht auf —

„Damit erhob er wieder die Pistole, die ihm rasch gereicht worden war, und zielte von neuem, so kaltblütig und lange, wie wenn er nach der Scheibe zu schießen hätte. Der junge Mann drüben schien dadurch in der Tat etwas nervös zu werden. Er hatte den Hut abgeworfen, als würde ihm schwül darunter, jetzt zog er auch Rock und Weste aus und knüpfte die Krawatte ab, daß das Hemd über der schön gewölbten weißen Brust offen stand. Dann verschränkte er die Arme hinter dem Rücken und stand, die Augen fest auf den Gegner gerichtet, regungslos da, als wollte er sagen: das Ziel ist gar nicht zu fehlen, laß also das lange Zaudern und Zielen und drücke los!

„Und nun denken Sie, während wir atemlos gespannt dastehen und jeden Augenblick die Katastrophe erwarten, sehen wir, wie der alte Herr auf einmal sich in Bewegung setzt, ganz langsam und immer noch zielend, als ob er dem Gegner erst recht nahe kommen wolle, ehe er abschösse. Die Zeugen springen herzu und rufen, er dürfe nicht avancieren, er müsse zurück und Distance halten; er aber schüttelt nur den Kopf, läßt die Hand mit der Pistole sinken und setzt seinen Weg fort auf den Ingenieur zu, der ebenfalls die Augen erstaunt aufreißt, sich aber nicht zu rühren wagt. Der alte Herr, wie er dann dicht bei ihm ist, nickt ein paarmal und murmelt etwas vor sich hin, geht dann um ihn herum, dabei immer die Augen fest auf ihn gerichtet, und wie er endlich wieder dicht vor ihm steht, hebt er die Pistole und schießt, ohne lange zu zielen, nach einem Spatzen, der eben über sie hinflog, daß der mit zerflatternden Federn ins Gras hinuntertaumelt. Darauf tritt er ganz nahe an den Gegner heran, streckt ihm die Hand hin und sagt: ‚Sie sollen gewonnen haben. Schlagen Sie ein! Das Weitere werden Sie hören.‘

„Dann, nachdem der Ingenieur, der seinen Ohren nicht traute, etwas unsicher seinen Händedruck erwidert hatte, nimmt er den Hut ab, macht eine grüßende Bewegung gegen uns andere und sagt: ‚Ich danke Ihnen verbindlichst, meine Herren! Bemühen Sie sich nicht weiter um mich. Guten Morgen!‘

„Damit entfernte er sich, drückte sein Taschentuch gegen das linke Ohr, das immer noch reichlich blutete, und verschwand unter den Bäumen, in der Richtung, wo er den Wagen hatte halten lassen. Uns anderen blieb nichts übrig, als per Bahn in die Stadt zurückzukehren, während wir uns den Kopf zerbrachen über das sonderbarste Duell, das wohl jemals wie eine schlechte Komödie, die keinen vernünftigen Schluß hat, zu Ende gegangen ist.“

* * *

Wir gingen ein paar Schritte schweigend nebeneinander her. Auch ich versuchte umsonst, das Wort des Rätsels zu finden.

„Ich muß mich jetzt von Ihnen verabschieden," sagte der Doktor. „Wenn Sie Herrn Klaas sprechen wollen, müssen Sie sich beeilen. Es schien mir, als hätte er die Absicht zu verreisen. Ich bin froh, ihn noch angetroffen zu haben, um ihn zu verbinden, denn so unbedeutend die Verwundung ist — das linke Ohrläppchen ist ihm abgeschossen worden, ohne den Schädel zu verletzen —, immerhin darf die Wunde nicht vernachlässigt werden. Von der nötigen Vorsicht aber, daß er sich ruhig halten und meinen antiseptischen Verband morgen erneuern lassen sollte, wollte er nichts hören. Er drang mir sofort das Honorar auf — zu meiner geringen Dienstleistung in gar keinem Verhältnis. Eine so unbegreifliche Geschichte! Nun, von so einem Künstler, der den russischen grandseigneur spielt, kann einen nichts verwundern."

Wir schüttelten uns die Hände, und ich stieg nachdenklich die vier Treppen hinauf.

Ich war darauf gefaßt, daß er mich nicht einlassen würde. Er wußte ja, wie ich über die Sache dachte, und mußte sich doch ein wenig schämen, daß er in seinen Jahren sich nun doch gegen all meine Vernunftgründe verstockt hatte.

Statt dessen öffnete er mir auf mein erstes Klingeln und streckte mir ganz heiter die Hand entgegen. In seinem Äußeren war nichts Besonderes zu bemerken, er war in einem eleganten Reiseanzug, das linke Ohr bepflastert, doch mit dem grauen Haar sorgfältig zugedeckt.

„Schön, daß Sie kommen. Ich brauche Ihnen nun das Abschiedsbillett nicht zu schicken, das ich Ihnen schon geschrieben habe. Sie hätten auch den Grund, weshalb ich verreisen will, daraus nicht erfahren. Man stellt sich nicht gern schwarz auf weiß ein Zeugnis darüber aus, daß man ein Esel war. Mündlich wird einem das leichter, einem alten Freunde gegenüber."

„Verleumden Sie sich nicht selbst," sagte ich. „Ich habe unten auf der Straße von Ihrem Doktor erfahren, daß Sie durchaus keine Dummheit begangen, sondern sich so großmütig benommen haben, wie ich's Ihnen von Anfang an zugetraut hatte."

Er lachte kurz auf.

„Großmütig? Wo denken Sie hin! Nein, was ich getan habe, geschah nicht aus Großmut und freiem Willen, ich wurde dazu gezwungen, c'était plus fort que moi. Ich war bei meinem ersten Schuß fest entschlossen, dem jungen Mädchenräuber das Handwerk zu legen, ihm den Denkzettel zu geben, der ihn für eine gute Weile unschädlich gemacht hätte. Wie ich dann seine Kugel dicht an meinem Kopfe vorbeipfeifen hörte — ein paar Millimeter näher, und es wäre damit aus gewesen, daß ich meine Nausikaa zu stande gebracht hätte — zum Glück drehte ich gerade den Kopf unwillkürlich ein wenig nach rechts, so daß ich nur das ganz unnütze dekorative Anhängsel an meinem Ohr bloßstellte —, na, niemand wird dadurch besänftigt, wenn man ihn auch nur um sein Ohrläppchen verkürzt — und so gelobte ich mir in meinem Ärger, da ich das Blut rieseln fühlte: das sollst du mir bezahlen! Natürlich nicht mit dem Leben, doch auch nicht bloß mit derselben Kleinigkeit. Auf seinen rechten Arm zielte ich, den wollte ich zur Ader lassen. Und nun denken Sie, was mir passiert. Der verwünschte ‚Fanatismus der Linie', dem ich in

meinem langen Leben so viel der reinsten Genüsse verdankt habe, jetzt auf meine alten Tage spielt er mir einen tückischen Possen. Wie ich den Burschen mir gegenüber scharf aufs Korn nehme, seh ich, daß er seine Oberkleider abgeworfen hat und nun mit halb entblößter Brust dasteht. Daß er gut gewachsen ist, hatt ich schon gestern bei seinem Besuche bemerkt, damals aber ließ der Ärger über seine Dreistigkeit kein richtiges ästhetisches Gefühl aufkommen. Draußen aber, in der hellgrauen Morgenluft — das Hemd hatte sich über die rechte Schulter — gerade die, auf die ich zielte — zurückgeschoben, ich sah den reinen Kontur, wie er sich von dem nach oben gerichteten hübschen Kopf den Hals hinunter nach der Achsel zog, die prachtvoll gewölbte Brust, die ganze stolz herausfordernde Haltung wie eines jungen Halbgotts, schlank in den Hüften und die Beine so glücklich in Proportion zum Oberkörper — und darauf sollt ich schießen? dies herrliche Gewächs beschädigen? ein so selten gelungenes Menschenbild zum Krüppel machen? Im Augenblick war mein Zorn und Haß gegen den unverschämten Gesellen, der mein wohl erworbenes Recht mit Füßen trat, verflogen. Ich hatte nur den einen Wunsch: diese Linien mir genauer von allen Seiten anzusehen, am liebsten hätt ich ihm proponiert, mit mir in mein Atelier zu gehen und mir nur ein paar Stunden lang Modell zu stehen. Aber so sehr mich meine alte Leidenschaft verblendete, daß ich mit einem Vorschlag dieser Art bei dem hochmütigen jungen Herrn übel ankommen würde, stand mir doch klar vor Augen. Na, und da blieb mir nichts anderes übrig, als ihm den ganzen Bettel vor die Füße zu werfen und mich wie ein Narr von ihm auslachen zu lassen. Hinterher habe ich mir einen Esel um den anderen an den Kopf geworfen. Und doch, wenn ich wieder in den Fall käme, — ich würde mich nicht klüger aus der Affäre ziehen."

Ich haschte nach seiner Hand und drückte sie lebhaft. „Wenn jemals ein Mensch einen unklugen Streich begangen hat, der ihm Ehre macht, so haben Sie das heute getan."

„Ja wohl!" brauste er auf, „so in abstracto, wenn man eine Ballade darauf dichtet. Aber das dicke Ende kommt nach. Ich bin nun aufs Trockene gesetzt und werde wie ein Fisch im Sande noch ein Weilchen schnappen und mich nach meinem Element zurückzuschnellen suchen und dann doch erbärmlich verenden. Sie meinen, ich fände wohl noch einen Ersatz für mein Modell? Ja, wenn ich der Mann dazu wäre, mit Surrogaten vorlieb zu nehmen, vom Pferd auf den Esel hinunterzusteigen! Immerhin werde ich's versuchen. Vielleicht finde ich in Paris so ein halbes oder dreiviertel Korderl. Vorläufig kann ich noch nichts beschließen, ich bin zu tief heruntergekommen, will auf eine Woche ins Gebirge. Den Frauenzimmern drüben habe ich erklärt, ihre Apanage würde ich ihnen weiter bezahlen nur unter der Bedingung, daß ich sie nicht mehr in ihrer Wohnung fände, wenn ich nach acht Tagen zurückkäme. Ich muß vergessen, daß so was, wie das Mädel, überhaupt auf der Welt ist. Den jetzt ungültig gewordenen Vertrag habe ich zerrissen und die Stücke der Mutter zum Verbrennen gegeben. Für die Ausstattung des Mädels, wenn die verrückte Heirat denn doch zu stande kommen soll, würde ich sorgen, habe ihr einen Scheck gegeben auf mein Bankguthaben, den sie aber vor dem

Herrn Schwiegersohn verleugnen soll. Der Narr wäre im stande, sich auf die Hinterbeine zu stellen und zu erklären, von einem Seelenverkäufer meines Schlages nehme er nichts an. So wäre denn alles in bester Ordnung, und ich könnte als ein alter Tagedieb, der sich von den Geschäften zurückgezogen, anfangen, durch die Welt zu flanieren. Da höre ich eben die Droschke vorfahren, die mich zum Bahnhof bringen soll. Zum Glück habe ich gestern abend schon in der Ungewißheit, ob ich heute nicht vor den Folgen meines Blutvergießens flüchten müßte, meine Papiere geordnet und meinen Koffer gepackt. Sie könnten mir einen Gefallen tun, werter Freund, wenn Sie mir helfen wollten, ihn hinunterzutragen. Von den Frauen drüben habe ich schon Abschied genommen."

Ehe er unten in die Droschke stieg, die der kleine Sohn der Schneidersehleute geholt hatte, sah er noch einmal zu den Fenstern des vierten Stockes hinauf. Als er hinter dem Kopf der Alten das helle Gesichtchen ihrer Tochter erblickte, beide nickend und grüßend, wandte er sich ab und machte sich, ohne den Gruß zu erwidern, mit seinem Gepäck zu schaffen. Doch konnte er sich mir nicht so rasch entziehen, daß ich nicht gesehen hätte, wie seine seltsam schillernden Augen hinter einem feuchten Flor ihre Farbe völlig verloren hatten.

* * *

Was ist noch weiter zu sagen?

Nach Jahr und Tag las ich in der Zeitung, daß der Lithograph Johannes Klaas im Namen der Hinterbliebenen den Tod seines Vetters, des Historienmalers Hinrich Klaas, anzeigte. Der Tod sei nach kurzem Leiden in Paris erfolgt, wo er auch beerdigt worden sei.

Was aus dem Korderl, seiner Mutter und dem Herrn Ingenieur geworden, hatte ich nicht erfahren können, nur daß sie geheiratet hatten und nach einer kleinen fränkischen Stadt verzogen waren, in deren Nähe die Kanalarbeiten vorgenommen wurden.

Es drängte mich aber doch, über den nun dahingeschiedenen Freund etwas Näheres zu erfahren, und so suchte ich Herrn Johannes Klaas auf und stellte mich ihm als Freund seines verewigten Vetters vor. Daß ich von ihm während seines letzten Jahres nicht das geringste Lebenszeichen erhalten hatte, war mir freilich leid gewesen. Doch von dem „Sonderling" konnte ich auch darauf gefaßt sein.

Auch dem Vetter war es nicht besser gegangen. Erst nach dem Tode hatte ihn das Gericht in Paris davon verständigt, daß der alte Maler ihn und Frau Kordula Jasmund zu gleichen Teilen zu Erben eingesetzt, seinen künstlerischen Nachlaß an ausgeführten Zeichnungen und Studien in sechs großen Mappen dagegen dem Fürsten Michael Petrowitsch Butenjeff in Moskau vermacht hatte, mit der Bitte, womöglich die Herausgabe des Homer-Werks zu betreiben.

Eine leise Hoffnung, daß das künstlerische Vermächtnis dieses letzten Idealisten der Welt nicht werde vorenthalten werden, wäre also noch vorhanden. In den neun Jahren freilich seit dem Tode des alten Freundes ist nicht ein Wort mehr darüber in die Öffentlichkeit gedrungen.

Moltkes Operationsplan zu einem Kriege gegen Frankreich aus dem Jahre 1859.

Von

J. von Verdy du Vernois.

Moltkes militärische Korrespondenz. Aus den Dienstschriften des Jahres 1859. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Mit einer Übersichtskarte und 6 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

I.

Nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges legte Moltke noch im Jahre 1871 seine Ansichten „Über Strategie“ in einem sehr bemerkbar gewordenen kleinen Aufsatz nieder, in dem sich folgende Aussprüche vorfinden:

> Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus. Nur der Laie glaubt in dem Verlauf eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines voraus gefaßten, in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende festgehaltenen ursprünglichen Gedankens zu erblicken.

Nun ist die Frage, was denn eigentlich ein „Operationsplan“ umfaßt, auf Grund dieser Äußerung eine sehr naheliegende, denn in obigen Worten ist doch nur ausgedrückt, was er *nicht* enthält. Jedenfalls aber hat auch der Laie das Gefühl, es müsse ein Operationsplan für die Führung eines Krieges *Grundlegendes* enthalten und daher von ganz besonderer Wichtigkeit für denselben sein. Und dem ist auch so!

Jeder vernünftige Mensch, der im Leben zu irgend einer wichtigen Handlung sich vorbereitet, wird sich darüber klar werden müssen, was er erreichen will, und auf welchem Wege er zu dem gewählten Ziel gelangen kann.

Und dies beides: das Ziel und die Wege, die zu demselben führen, bilden auch die Grundlage für den Krieg, für jene Handlungen, die über das Geschick der Völker die blutige Entscheidung anrufen.

Da ist es dann wohl selbstverständlich, daß auf den Entwurf eines Operationsplanes der allergrößte Wert gelegt wird. Ein Vergreifen im Ziel, ein Verfehlen in der Wahl der Wege trägt den Keim für einen unglücklichen Ausgang des ganzen Feldzuges in sich, wenn der Gegner nicht ebensolche oder noch größere Fehler macht.

So ist bei dem Studium eines Feldzuges die Kenntnisnahme und das Durchdenken des für denselben maßgebenden Operationsentwurfes für den Fachmann ebenso notwendig wie nützlich. Aber auch in weiteren Kreisen ist bei dem lebhaften Interesse, welches die ruhmvollen Kämpfe unseres Heeres hervorgerufen haben, das Bestreben immer lebhafter geworden, nicht bloß die Taten eines Krieges, sondern auch den Zusammenhang seiner Erscheinungen kennen zu lernen und in die geistige Werkstatt der Heil oder Verderben in sich bergenden Tätigkeit der Führung einzudringen.

Für die Grundlage — die Erkenntnis des Wesens und der Anforderungen an einen Operationsplan — hat uns in den letzten Jahren die dankenswerte Tätigkeit der kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Generalstabes ein überaus wichtiges Material in „Moltkes militärischer Korrespondenz" zur Verfügung gestellt, das in dem vorliegenden, jüngst erschienenen Bande seinen Abschluß findet.

Mögen auch früheren Feldzügen bei uns wie in anderen Staaten umfassende Vorarbeiten vorangegangen sein und diese sich selbst auf mehrere Jahre vor dem Krieg hin ausgedehnt haben, — nirgends wird uns doch ein Einblick in die operative Vorarbeit in solcher Ausdehnung und Gründlichkeit geboten, wie dies hier der Fall ist.

Ich brauche hier nur darauf hinzuweisen, daß sich diese Korrespondenzen allein in Bezug auf den deutsch-französischen Krieg über einen Zeitraum von dreizehn Jahren erstrecken. In diesem Zeitraum kam es darauf an, die zuerst gefaßten Absichten der fortwährend wechselnden politischen Lage, den verschiedenartigen Verschiebungen von Bündnissen und Feindschaften anzupassen. Dabei war der Einfluß unausgesetzt zu bewerten, welchen die Entwicklung aller betreffenden Armeen, der Ausbau der Eisenbahnlinien, die Anlage von Festungen, der Zustand der maritimen Streitkräfte u. s. f. mit sich führten. Dieser Hinweis dürfte schon einen ungefähren Begriff geben, welche gewaltige Arbeit unter den umfassendsten Kombinationen von Moltke in diesem Zeitraum überwältigt worden ist. Und diese Arbeit war um so verwickelter, als gleichzeitig in demselben Zeitraume auch die gesamten Vorarbeiten für den dänischen Krieg und den gegen Österreich fielen.

In diesen Korrespondenzen wird uns ein Erkenntnisgebiet von unschätzbarem Werte eröffnet. Aber die Fülle des Materials ist eine so überwältigende, der Stoff selbst ein so gedankenreicher und von so gewichtiger Bedeutung, daß es eines ganz beträchtlichen Zeitaufwandes und angestrengtesten Nachdenkens bedarf, um dasselbe durchzuarbeiten und seine Einzelheiten in allgemeinen Übersichten zu vereinigen.

Bei dem Werte, welchen ein Verständnis über Bedeutung und Inhalt eines Operationsplanes auch für weitere Kreise heutigen Tages gewonnen hat,

will ich hier auf der Grundlage der letzten Veröffentlichung unseres Generalstabes den Versuch machen, die darauf bezüglichen Moltkeschen Ansichten hervorzuheben und zu erläutern[1]).

Das betreffende Werk enthält die Arbeiten, welche im Jahre 1859, mithin in dem Jahre des Krieges von Frankreich-Sardinien mit Österreich ausgeführt wurden. Es bildet sein Inhalt ein einzelnes Glied in der Gesamtheit der Vorarbeiten, mit welchen Moltke in dem Zeitraum von 1857—1870 für einen Krieg Preußens oder Deutschlands mit Frankreich sich befaßte.

Den Ausgangspunkt für unsere Zwecke bietet eine Denkschrift Moltkes vom 7. Februar 1859, welche er dem Kriegsminister vorlegte auf dessen Wunsch, seine Ansichten über den Aufmarsch der Armee kennen zu lernen, für den Fall, daß der drohende Konflikt Österreichs mit seinen Gegnern zum Ausbruch käme und Preußen dazu Stellung nehmen müßte.

Es sei hierbei bemerkt, daß damals der preußische Generalstabschef sich noch in einer Abhängigkeit vom Kriegsministerium befand und keineswegs die ihm gebührende Stellung einnahm, die sich während der glücklich geführten Feldzüge demnächst von selbst entwickelte. So erhielt Moltke auch Kenntnis von den politischen Ereignissen, welche die Entwürfe für den Krieg beeinflussen mußten, nur gelegentlich vom Kriegsminister und oft auch dann nur in unvollkommener Weise. Die kriegsgeschichtliche Abteilung weist sogar darauf hin, daß er sich manchmal seine Informationen erst aus den Zeitungen habe holen müssen! Und doch ist eine genaue Kenntnis der politischen Lage und so auch von der geringsten Wandlung, die in derselben eintritt, eine absolute Notwendigkeit für die Aufstellung eines Operationsentwurfes. Dem Generalstabschef, dem diese nicht durch die offiziellen Organe erleichtert wird, bleibt nichts anderes übrig, als sich selbst zu helfen und sich seine eigenen Gedanken darüber zu bilden.

Aber auch wenn er bei richtiger Abmessung des Wirkungskreises der verschiedenen Ressorts diese offizielle Orientierung erhält, ist er noch immer auf eine eigene Beurteilung derselben angewiesen. Denn es kommt vor allem darauf an, daß sich die operativen Absichten auf eine Grundlage aufbauen, die mit seinen Ansichten übereinstimmt. Sonst entsteht nur Stückwerk.

In dieser selbständigen Vorarbeit in politischen Verhältnissen für die militärischen Zwecke liegt aber keineswegs eine Berechtigung des Generalstabschefs, eigene Politik treiben zu dürfen. Er kann nur sagen: „Ich sehe die politische Lage in dieser Weise an und schlage auf Grund derselben die folgenden militärischen Maßregeln vor.“ Differenzen in den Anschauungen der Räte der Krone unterliegen der höheren Entscheidung.

Nun sehen wir hier, daß Moltke in jener Zeit nicht ausreichend orientiert wurde. Es dürfte aber von Interesse sein, zu erfahren, inwieweit seine Genialität dennoch das politische Gebiet beherrschte. Dazu bietet der Eingang

---

[1]) Den Versuch habe ich in Bezug auf die früher schon veröffentlichten Korrespondenzen in meinen „Studien über den Krieg. Zweiter Teil. Operationspläne“ unternommen. Der vorliegende Band der Korrespondenzen bietet aber besondere Veranlassung, auch aus diesem einige hervortretende Gesichtspunkte, denen ein allgemeines Interesse beizumessen ist, zu erläutern.

der hier zu betrachtenden Denkschrift vom 7. Februar ausreichende Anhaltspunkte.

Bevor ich jedoch auf die Einzelheiten derselben eingehe, will ich die grundlegende Ansicht für einen Krieg mit Frankreich, wie sich solche vor und nach dem Jahre 1859 bei Moltke selbst gestaltet hat, mit seinen eigenen Worten kennzeichnen.

In Bezug hierauf heißt es in einer von ihm im Oktober 1858 abgefaßten Denkschrift:

> Um den gewaltigen Kampf mit dem germanischen Zentrum Europas aufzunehmen, zu welchem schließlich wohl auch England noch hinzutreten könnte, bedarf es für Frankreich vielleicht noch eines vorbereitenden Schrittes, der Erweiterung seiner Machtstellung im romanischen Westen.
>
> Durch eine bewaffnete Einmischung in die italienischen Verhältnisse bedroht Frankreich zunächst weder Preußen noch die Massen der deutschen Bundesländer unmittelbar . . .
>
> Wie schwach auch Süddeutschland durch seine Geteiltheit ist, Frankreich wird doch zwischen Österreich und Preußen immer zunächst keine Gebietserweiterung, sondern wie in Italien nur Einfluß, Machtstellung und Protektorat suchen. Dagegen wird es seine ganze Kraft zur Wiedererlangung der nie verschmerzten Rheinlinie konzentrieren. Und diesem gewaltigen Andrang wird Preußen dann vielleicht allein zu widerstehen haben, wenn Österreich, aus Italien verdrängt, weder den Willen noch die Macht mehr besitzt, zu einem Feldzug zu rüsten.
>
> Preußens Machtstellung in Deutschland kann durch die Rivalität Österreichs in ruhigen Zeiten zurückgedrängt werden — ernste Verwicklungen müssen sie stets wieder zur vollen Geltung bringen.

In die uns jetzt vorliegende Denkschrift vom 7. Februar 1859 sind diese Sätze wörtlich übergegangen; nur hinter dem ersten Absatz: „Um den gewaltigen Kampf" bis „im romanischen Westen" findet sich noch folgende Einschaltung:

> Die Lage der italienischen Halbinsel gewährt hierzu eine Gelegenheit, die Frankreich nicht unbenutzt lassen wird, sobald seine inneren Verhältnisse es ratsam erscheinen lassen, die Tätigkeit der Parteien nach außen zu beschäftigen.

Vervollständigt wird diese Entwicklung der politischen Anschauung noch durch die Einleitung einer Denkschrift, die aus dem „Frühjahr 1860" datiert. Der Krieg in Italien, der als Vorbereitung für ein Vorgehen Frankreichs gegen Preußen von Moltke vorhergesehen, war durchgeführt worden und Österreich dabei unterlegen.

Dieses Ereignis machte eine Durchsicht und erneute Prüfung des bisher für einen Krieg Preußens gegen Frankreich entworfenen Operationsplanes erforderlich. Der Anfang jener sich hiermit beschäftigenden Denkschrift lautet:

> Es ist der Geschicklichkeit Kaiser Louis Napoleons gelungen, die Politik der europäischen Kabinette zu trennen. Die im Grundsatz ausgesprochene und tatsächlich vollendete Zerreißung der Traktate von 1815 hat nicht vermocht, sie wieder zu vereinigen.
>
> Mit dem Beistand anderer Großmächte wurde Rußland (Krimkrieg), ohne denselben dann Österreich gedemütigt. Aus dem ersten Feldzug ging Frankreich ohne allen, aus dem zweiten mit einem geringen materiellen Erwerb hervor. Aber die moralische Errungenschaft ist übergroß.
>
> Der Kaiser hat seine Stellung nach innen befestigt, die Armee das Gefühl der Unüberwindlichkeit gewonnen. Frankreich ist nicht nur das Haupt der romanischen

Welt geworden, es hat auch das germanische Inselreich fast willenlos an seine Politik gekettet. Rußland und Österreich finden nirgends Hilfe; sie werden ihrerseits nicht leicht Beistand leisten. Das eine, in innerer Umwandlung begriffen, braucht Jahre, ehe es seine ganze Macht wieder nach außen entfalten kann; das andere, in seinem Ländergebiet verkürzt, in seinen Finanzen tief zerrüttet, rüstet ab und läßt die Tatsachen rings umher sich vollenden. Ein Stillstand auf dem Wege der Idées Napoléonnes ist nicht zu erwarten; die europäische Koalition, welche dem Vorschreiten entgegentreten könnte, ist heute weniger als je möglich. Frankreich hat bis jetzt für andere gekämpft — es wird nun für sich selbst kämpfen und erwerben. Die Theorien der Volksabstimmung, der Nationalitäten und der natürlichen Grenzen sind Handhaben für alle Zwecke, Heer und Flotte die Mittel für ihre Durchführung, England und Preußen sind an der Reihe, Cherbourg und Châlons bedrohen beide.

Dabei weist Moltke jedoch darauf hin, daß der Kaiser unmöglich England erobern oder einen Teil desselben dauernd Frankreich einverleiben könne. „Eine wirkliche Besitzergreifung liegt nur am Rhein. Dort steht Preußen und wahrscheinlich Preußen allein."

Aus diesen Anführungen tritt uns Moltke auch als Politiker in Bezug auf die äußeren Verhältnisse in die Erscheinung. Und es kann wohl behauptet werden, daß sein auf dem Gebiete der Kriegführung so weiter und voraussehender Blick auch auf dem Gebiete der politischen Anschauungen unverkennbare Spuren von ähnlicher Bedeutung eingezeichnet hat, daß er auch hier in einer Bedeutung hervortritt, die höher steht, als es vielleicht angenommen wird.

Gehen wir nunmehr auf die Einzelheiten der jetzt zur allgemeinen Kenntnis gelangten Korrespondenzen des Jahres 1859 ein, so finden wir auch hier die umfassende Beachtung der politischen Lage auf alle Staaten ausgedehnt, welche bei dem bevorstehenden Konflikte in Betracht kommen konnten.

Was politisch als Endzweck eines Krieges erreicht werden soll, hat die Diplomatie festzustellen, aber sie kann dies nur, indem sie berücksichtigt, was die militärische Kraftentwicklung eines Staates zu leisten vermag. Bereits bei diesem Ausgangspunkt der Erwägungen tritt eine Wechselwirkung zwischen Politik und Heeresleitung hervor. In richtiger Würdigung dieser Verhältnisse wird bei normalem Gange das *politische Ziel* festzustellen sein.

Unter den damaligen Umständen mag es schon als ein Übergriff des Generalstabschefs angesehen worden sein, wenn derselbe, auf die Forderung des Kriegsministers, ihm seine Ansichten über den *strategischen* Aufmarsch der Armeen mitzuteilen, sein Memoire mit umfassenden *politisch-militärischen* Auseinandersetzungen beginnt. Wie einen solchen Vorwurf im voraus abwehrend klingt der Eingang der Moltkeschen Denkschrift, in dem er darauf hinweist, daß die Frage sich nicht beantworten lasse, ohne daß zugleich die Lage der Großmächte und selbst der kleineren dem Kriegsschauplatz zunächst liegenden Staaten mit in Betracht gezogen werde. Und wie entschuldigend endet er diesen Passus mit den Worten: „Die vorliegende Arbeit strebt, soweit irgend möglich, den rein militärischen Standpunkt festzuhalten, *indes können politische Erwägungen nicht ganz ausgeschlossen bleiben!*"

Und nun geht er auf diese Erwägungen ein und legt nach seinen Ansichten die gesamte politische Lage dar, ohne daß er einen offiziellen Anhalt erhalten, nach dem, was er sich darüber gesammelt und wie er darüber nachgedacht hat.

Dabei weist er zunächst darauf hin, daß Preußen sich niemals freiwillig in die Lage setzen würde, gleichzeitig vom Westen wie vom Osten angegriffen zu werden.

Handelt es sich also um Maßregeln, welche den Krieg mit Frankreich nach sich ziehen können, so muß vor allem ins Auge gefaßt werden, was wir von Rußland zu erwarten haben.

Da kommt er auf die schweren Wunden zu sprechen, welche der Krieg mit den Westmächten diesem Reiche geschlagen hat. Man findet in seinen Darlegungen gleichzeitig einen Hinweis, wo er seine Nachrichten — wenigstens zum Teil — hernimmt; denn er beruft sich auf das Krönungsmanifest des Zaren wie auf die Petersburger Zeitung. Dabei weisen die Darlegungen hin auf die Beobachtung des Ausbaues der Eisenbahnen, auf die Anstrengungen, welche die Regierung macht zur Hebung der Landeskultur wie gewerblicher Unternehmungen, ferner für den überseeischen Verkehr und die Eröffnung neuer Erwerbsquellen und Handelswege überhaupt.

Aber hiermit sind seine Beobachtungen noch lange nicht erschöpft. Sie erstrecken sich weiterhin darauf, daß, wenn Rußland zum Kriege schritt, zur Augmentation der Infanterie und Kavallerie allein über 287 000 Mann wieder einberufen, diese somit der Landeskultur entzogen werden müßten, daß dann die Geldwerte infolge des Kriegsbudgets, welche jetzt vorzugsweise den Kulturinteressen zugewendet sind, den gefährlichen Chancen bloßgestellt und alle jene Unternehmungen wie der Wohlstand des Landes dem Verderben preisgegeben würden.

Erwähnt werden außerdem noch: das Gedeihen der Niederlassungen am Amur, das Fortschreiten der militärisch-sozialen Organisationen und Kulturschöpfungen im orenburgischen und transbaikalschen Gebiet, sowie die in Aussicht genommene Bewältigung des Kaukasus, zu welchem Zweck zwei Infanteriedivisionen der russisch-europäischen Armee dort belassen worden sind.

Und wenn die Denkschrift auch nur alle diese zu beobachtenden Momente anführt, so kann dies doch nur geschehen, wenn eine Würdigung derselben unter voller Kenntnis von alledem, was darauf Bezug hat, vorhergegangen ist. So bekommt man denn auch wohl eine Ahnung davon, in wie eingehender Art sich ein Operationsentwurf mit Erwägungen zu beschäftigen hat, welche nicht allein den militärischen Gebieten angehören, und inwieweit der Verfasser des Entwurfes diese beherrschen muß in dem ganzen Umfange ihrer sozialen Bedeutung.

Das Ergebnis dieser Erwägungen gipfelt im vorliegenden Falle darin:

Daß Rußland für seine mit aller Kraft und Energie unternommene innere Entwicklung dringend und notwendig des Friedens bedarf, und daß ein äußerer Krieg alle in diesem Gebiete begonnenen großen Schöpfungen und Unternehmungen auf das äußerste gefährdet . . .

Rußland kann und wird nach aller möglichen Voraussicht an dem den Frieden Westeuropas drohenden Konflikt keinen Anteil so weit nehmen, daß es für eine oder die andere Partei mit den Waffen in der Hand in die Schranken tritt.

Wird somit eine aktive Beteiligung des östlichen Nachbars nicht vorausgesetzt, so könnte er aber doch immerhin sich bei seinen Beziehungen zu Frankreich und Sardinien zu einer demonstrativen Haltung veranlaßt sehen. Und zwar könnte dies durch Aufstellen von Truppen an der österreichischen Grenze zur Bedrohung des Kaiserstaates wie an der preußischen, um uns von der Beteiligung am Kampfe abzuhalten, geschehen.

Um nun zu erkennen, in welcher Stärke diese Armeen zu erscheinen vermögen und zu welcher Zeit sie an den Konzentrationspunkten versammelt sein werden, bedarf es der eingehendsten und ausgedehntesten Vorarbeiten. Dabei handelt es sich darum, zu wissen, wo die Truppen im Frieden sich zurzeit befinden, und wie hoch sich die Stärke jeder einzelnen Abteilung der verschiedenen Waffen beläuft, zu berechnen, wann die erforderlichen Reserven, durch welche diese Abteilungen auf die Kriegsstärke gelangen, sowie die zu beschaffenden Pferde eintreffen können und schließlich die Leistungen der in Betracht kommenden Bahnen und Dampfschiffe mit unvermeidlichen Fußmärschen zu kombinieren, um zu ersehen, in welcher kürzesten Frist die Truppen in dem Aufstellungsrayon versammelt sein werden.

Die Denkschriften selbst enthalten solche Einzelberechnungen und Erwägungen niemals; sie geben nur die Ergebnisse derselben an, unter Bezeichnung derjenigen Heereskörper und ihrer Standorte, über welche verfügt werden kann, dem hier noch einige anderweitige, allgemein gehaltene Notizen über die erforderliche Anzahl der Reserven hinzugefügt sind.

Als Gesamtergebnis stellt sich heraus, daß die Versammlung von nur einer russischen Armee im Königreich Polen sowohl die angeführten Ziele gegen Preußen wie gegen Österreich am zweckmäßigsten erreichen würde. Für diese Armee könnte Rußland 94 Bataillone, 96 Eskadrons und 298 Geschütze, in Summa etwa 115 000 Mann verfügbar machen und deren Vereinigung in etwa 90 Tagen erfolgen.

Nach Darlegung der Verhältnisse bei dieser nächst Frankreich im Falle eines Konfliktes wichtigsten Macht, deren Beteiligung für Preußen einen Kampf nach zwei Fronten hin eröffnete, gehen die Untersuchungen auf andere Staaten über, deren Endergebnis ich hier nur kurz mitteile.

Zunächst betreffen sie England, das in seiner augenblicklichen Lage, solange der Aufruhr in Indien dauert, für die erste Entwicklung nicht in Betracht kommt.

Dann folgt Dänemark, dessen feindliche Gesinnung gegen Deutschland-Preußen bekannt sei; die inneren Verhältnisse (Besetzthalten der Herzogtümer) erfordern Truppen, und nach Abzug der Besatzungen auf den Inseln und in den Festungen wird seine Offensivkraft auf 30 000 Mann geschätzt. Mit diesen nach Deutschland hinein eine Operation zu unternehmen, sieht Moltke für ein sehr gewagtes Unternehmen an. Eine direkte Unterstützung derselben durch Frankreich ist zunächst nicht zu erwarten, da dieses seine Kräfte zusammen-

halten muß. Das X. Bundeskorps würde einer solchen Offensive gegenübertreten, und eine Verstärkung desselben durch nur ein preußisches Armeekorps würde die Niederlage der Dänen sicherstellen. Immerhin würde eine derartige aggressive Politik des Kopenhagener Kabinetts nötigen, das X. Bundeskorps an der Elbe zu belassen.

Was Holland betrifft, so wird dessen Zusammengehen mit Preußen nicht erwartet, da dort „keine Sympathien für das stammverwandte Deutschland vorhanden sind," ebensowenig aber auch, daß es sich gegen Deutschland erklären werde, um mit Hilfe Frankreichs Belgien oder einen Teil desselben zurück zu erlangen. Durch die gänzliche Vernachlässigung der Landmacht wird dieser Staat überhaupt nicht für befähigt erachtet, einen Feldzug mit Aussicht auf Erfolg zu führen.

Anders werden die Verhältnisse in Belgien aufgefaßt. Seitdem es seine Unabhängigkeit erworben, hat sich bei seiner Bevölkerung das Nationalgefühl wesentlich gesteigert, und sieht sie Frankreich als den einzigen wirklichen Feind ihrer Selbständigkeit an, Preußen, wie England und selbst Holland dagegen als seine natürlichen Verbündeten.

Nun hätte Frankreich, wenn es gegen Preußen allein vorgehen will — wohlverstanden also mit einer Neutralität der süddeutschen Staaten rechnet —, zum Überschreiten der Grenze nur einen so geringen Teil derselben verfügbar, daß die darüber hinausgehende Operation als eine sehr gefährliche bezeichnet werden könnte. Denn bei unglücklichem Ausgang einer Offensive müßte die Armee doch über diese Strecke innerhalb ihrer schmalen Breitenausdehnung wieder zurückgehen; ein geringer Druck auf einen der Flügel, welcher ein seitwärtiges Ausweichen zur Folge hätte, würde dies unausführbar machen. Um einem solchen Mißstande abzuhelfen, wäre Frankreich angewiesen, sich eine breitere Basis zu verschaffen. Dies könnte nur auf Kosten süddeutschen Gebietes oder von Belgien geschehen. Da es im Interesse Frankreichs lag, ersteres zu schonen, dagegen aber sich des letzteren zu bemächtigen, so mußte mit ziemlicher Bestimmtheit darauf gerechnet werden, daß es den Krieg mit einer Invasion Belgiens beginnen würde.

Nun war aber die Ansicht verbreitet, daß Belgien beabsichtige, seine Armee (etwa 50—60000 Mann, nach Abzug der Festungsbesatzungen) in einem verschanzten Lager bei Antwerpen zu versammeln. Diese Idee bekämpfte Moltke, denn dort konnten sie nur durch die Engländer unterstützt werden, auf deren Hilfe jedoch nicht zu rechnen war. Dagegen schlug er eine Versammlung der belgischen Streitkräfte in einem verschanzten Lager bei Namur vor, in der die preußische Heeresleitung ihr eine unmittelbare Unterstützung zu bieten vermochte.

Die Verhältnisse im Osten und Norden erforderten mithin nur das Zurücklassen eines Observationskorps an der russischen Grenze. Was Dänemark betraf, so mußte sich dessen Haltung beim Ausbruch des Konfliktes sehr bald entscheiden, und zwar noch, bevor der Transport des X. Bundeskorps an den Rhein erfolgte. Dieses Korps blieb also noch für alle Eventualitäten eine Zeitlang verfügbar.

Was nun aber die Verhältnisse im Süden betraf, so sah Moltke dieselben viel ungünstiger an als die im Norden und Osten. In ähnlich gründlicher Weise wie die bis hierher geführten Erwägungen über die politische und militärische Lage der einzelnen Staaten, von denen im vorstehenden nur ein Auszug gegeben ist, folgen die weiteren Untersuchungen. Auch diese kann ich nur kurz andeuten.

Nach ihnen würde man auf ein Vorgehen Sardiniens gegen Österreich gefaßt sein müssen und durch seine vortrefflichen Militäreinrichtungen in ihm einen gefährlichen Gegner zu erblicken haben. Daraus folgert Moltke, daß Österreich in Deutschland weder mit großen Streitmitteln noch, da die zunächst verfügbaren Truppen für Italien in Anspruch genommen werden, in kurzer Zeit handelnd auftreten könne. Das durchaus schlagfertige Heer seines Gegners wird auf 60000 Mann angegeben.

Demnächst erfahren die Verhältnisse der Schweiz eine sehr eingehende Würdigung; doch wird der Überzeugung Ausdruck gegeben, „daß die eidgenössische Regierung trotz aller Parteiungen und Sympathien die Neutralität der Schweiz wahren und mit aller Macht ihrer Waffen aufrechterhalten wird".

In diesen Richtungen hin ist mithin das Ergebnis, daß durch die Koalition Sardiniens und Frankreichs beträchtliche Streitkräfte Österreichs für die Verteidigung von Süddeutschland ausfallen. An anderer Stelle wird im einzelnen berechnet, daß zur Besatzung der Festungen, für das Niederhalten der Bevölkerung und zum Kampfe im offenen Felde Österreich in Italien 295000 Mann bedürfe, sobald Frankreich seinem Bundesgenossen eine ausreichende unmittelbare Unterstützung gewähre.

Außer diesen beiden Gruppen, welche die Betrachtung der benachbarten und sonst in Frage kommenden Staaten umfaßt, ist aber noch eine dritte wichtige Gruppe in den Kreis der Erwägungen zu ziehen. Es sind dies die deutschen Südstaaten in Verbindung mit Österreich.

Gewiß zutreffend ist die Ansicht, daß, wenn Preußen die Bedrohung Österreichs in Italien durch Aufstellung einer Armee am Rhein beantworte, auch die kleineren deutschen Staaten ihre Mitwirkung nicht versagen können.

Von früheren Beschlüssen abweichend, welche den süddeutschen Kontingenten eine Aufstellung geben wollten, aus denen ihre Verbindung mit der nächsten preußischen Armee sich ermöglichen ließe, erschien bei ihnen jetzt die Neigung vorherrschend, eine solche Aufstellung zu nehmen, in der eine Vereinigung mit der in Aussicht gestellten Hilfe Österreichs gesichert wäre.

Moltke bezeichnet hierbei die im letzteren Falle ins Auge gefaßten Versammlungspunkte als äußerst bedrohte und weist darauf hin, daß der Krieg in den süddeutschen Gebieten größere Dimensionen annehmen würde, während er alle die großen Vorteile, welche durch eine Anlehnung an Preußen erzielt werden, entwickelt. Dabei wird in eingehendster Berechnung dargelegt, daß die Österreicher nur in einer Stärke von 90—110000 Mann zur Hilfe eilen und mithin nur schwach und voraussichtlich sehr spät erscheinen würden, da sie außer den Streitkräften in Italien auch noch eine beträchtliche Armee zur

Sicherung gegen Rußland aufstellen müßten. Die Erwägungen, betreffend die süddeutschen Staaten, tragen nur insofern noch eine politische Färbung, als es sich bei ihnen vorzugsweise um den Anschluß derselben an Österreich oder an Preußen handelt. Die Betrachtungen über dieselben schließen damit, daß, so wünschenswert auch eine Klärung dieser Frage zu erachten wäre, doch im gegenwärtigen Augenblick bezügliche Verhandlungen zu keinem befriedigenden Ergebnis führen würden. „Im Drange der Not werden die süddeutschen Regierungen kaum lange schwanken zwischen der fernen und unsicheren Hilfe, die ihr Land zum Kriegsschauplatz macht, und der nahen sicheren, die es deckt." —

Hiermit sind die militärpolitischen Anschauungen der Denkschrift im wesentlichen erschöpft. Aus ihnen ergibt sich, in welchem Umfange der Chef des Generalstabes diesen Verhältnissen seine Beachtung und sein schärfstes Nachdenken zu widmen hatte. Aber es gibt wenige Denkschriften, welche einen so umfassenden Einblick auch dem Nichtfachmann gewähren, wie sehr bei einem Operationsentwurf militärischerseits ein umfassendes und genaues Eingehen in die politische Lage erforderlich wird.

Wohl könnte sich hieran die Frage knüpfen: „Muß dies so sein? Ist dieses Eingehen eine Notwendigkeit?"

Zufällig beantwortet Moltke diese Frage, ohne daß er sie sich gestellt hat, in unserer Denkschrift von selbst in dem Satze:

Bei einem Kampfe, welcher die größten Dimensionen anzunehmen vermag, ist es nötig, zu wissen, wer Freund, wer Feind ist, welches Gewicht für oder wider uns in die Wagschale geworfen werden kann.

Und was ergeben hier die weitläufigen Untersuchungen?

Die Antwort lautet: Belgien würde wohl nur dann als Bundesgenosse zu uns treten, wenn Frankreich es angreift; die Verhältnisse mit Süddeutschland sind nicht geregelt, Österreich, in Italien engagiert, vermag erst spät und dann auch nur in verhältnismäßig geringer Stärke einzugreifen. Wenn es also zum Kriege kommen sollte, so müssen wir darauf vorbereitet sein, ihn mit den eigenen Kräften zu führen, wobei zur Beobachtung von Rußland und Dänemark noch einige Heereskörper abgehen könnten.

Dieses Fußen auf der eigenen Kraft, der Aufbau aller Absichten nur auf dieser Basis ist das leitende Prinzip gewesen, an dem Moltke bis zum Eintritt des Krieges mit Frankreich 1870 unentwegt festgehalten hat.

Als damals der Krieg tatsächlich ausbrach, hatte sich die politische Grundlage dahin geändert, daß von Rußland nichts zu befürchten war, Österreich und das neuentstandene Königreich Italien aber nunmehr als mögliche Feinde in Betracht kamen, außerdem aber Frankreich jetzt sich mit seiner vollen Macht gegen uns zu wenden vermochte. Mit den süddeutschen Staaten waren zwar militärische Vereinbarungen getroffen, inwieweit diese aber zur Ausführung gelangen würden, konnte sich erst im gegebenen Moment erweisen.

Die Operationen waren bis dahin von Moltke noch entworfen, ohne daß mit Bestimmtheit auf den Anschluß der süddeutschen Kontingente gerechnet

wurde; wohl aber hatte er für den Fall, daß dies geschehe, alle einschlagenden Verhältnisse vorsorglich geprüft und seine Entschlüsse gefaßt. Der Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norden wurde politisch ein segensreicher Schritt für die Einigung Deutschlands und militärisch ein höchst willkommener, beträchtlicher Stärkezuschuß; in den geplanten operativen Absichten hat er jedoch nichts geändert.

Nachdem die Denkschrift derartig Freund und Feind beleuchtet und das politische Verhältnis in seinem gesamten Umfange klargelegt hatte, vermochte sich dieselbe nunmehr mit dem Gegner zu beschäftigen, von dem der Anstoß zu dem Konflikt ausging.

Hiermit beginnen die rein militärischen Erwägungen und Festsetzungen des Operationsplanes, wie solcher in der Denkschrift zum Ausdruck gelangt ist.

Auch hier kommen für die Bewertung der Streitkräfte des Gegners die Friedensstärke derselben, die Zahl der vorhandenen Reserven, die Mobilmachung und der Transport des Heeres an die Grenze in Betracht.

Nun können aber nicht immer alle Truppen zu einem Feldzuge verwandt werden. Die inneren Verhältnisse bedingten, insbesondere in Frankreich, ein Belassen von einer nicht unbeträchtlichen Zahl derselben in Paris wie in anderen Städten, Festungen und Hafenplätzen, sowie in Algier. Von der Gesamtsumme des Heeres mit 576000 Mann bleiben, nach genauer Erwägung der Einzelheiten in besonderen Vorarbeiten, als Maximum zur Verwendung gegen Italien 120000, gegen Deutschland 236000 Mann übrig.

Daran knüpft Moltke die Frage, ob Frankreich seinen Hauptangriff gegen den oberen oder unteren Rhein richten werde.

Was die erstere Operation betrifft, so ist diese infolge des vielköpfigen Südens, also einer Koalition, die mehr Aussichten für ihre Bekämpfung hatte als der einheitliche Norden, schon früher öfter zur Ausführung gelangt. Aber solange ein preußisches Heer am Rhein steht, ist ein Vordringen der Franzosen von dort aus weiter ostwärts oder in Richtung auf Berlin, wegen der Bedrohung ihrer Verbindungen, ausgeschlossen; sie müssen sich dann erst gegen die preußische Streitmacht wenden und diese niederwerfen.

Ein Vorgehen des Gegners aber nach dem unteren Rhein hin führt durch Belgien und stößt auf die Festungen an diesem Strom. Jeder dieser Operationen wohnen mithin beträchtliche Schwierigkeiten inne, und es läßt sich nicht vorhersehen, zu welcher von ihnen sich die französische Heeresleitung entschließen wird. In Bezug aber auf den gleichzeitig vorauszusetzenden Krieg in Italien, ist der Vorstoß der feindlichen Hauptkräfte nach Süddeutschland der wahrscheinlichere, da hierdurch die Franzosen sich zwischen Preußen und Österreich einschieben. Gleichzeitig dürfte dann eine schwächere Armee die Beobachtung gegen Preußen übernehmen. Wird aber die Neutralität Belgiens beachtet, so kann sich das gesamte französische Heer nach seiner Dislokation und den vorhandenen Schienenwegen in achtzehn Tagen zwischen Metz und Straßburg versammeln.

Somit weist die Denkschrift nach, daß man sich nach den Erwägungen über die politische Lage als zweites Erfordernis für die Aufstellung eines

Operationsentwurfes klargemacht hat, in welcher Stärke, zu welcher Zeit und an welchen Punkten der Gegner die Operationen beginnen kann, auch wie sich diese gestalten dürften. Nur sind in diesem Falle noch die Punkte seiner Versammlung und die von ihnen ausgehenden Operationen verschiedenen Möglichkeiten unterworfen.

Hieran reiht sich dann von selbst als drittes und letztes Gebiet des Entwurfes die Erwägung an, wie man infolge der bis dahin erlangten Übersicht nunmehr die Anordnungen treffen soll, um den eigenen Willen durchzusetzen und dabei den sich entwickelnden Absichten des Feindes zu begegnen.

Über das, was man durchsetzen will — also das schließlich zu erlangende Ziel — muß sich der Feldherr klar sein. Dies Ziel kann verschieden sein: Besetzung der feindlichen Hauptstadt oder eines Gebietes, welches man erlangen will u. s. w.; im wesentlichen aber wird es weitaus vorwiegend bestehen im Niederwerfen der feindlichen Streitmacht.

Hier nun befand sich der Generalstabschef in der üblen Lage, daß ihm der politische Zweck gar nicht mitgeteilt werden konnte, weil die Regierung selbst noch unschlüssig war, welches Ziel sie sich stellen sollte. Es handelte sich noch darum, ob in dem erwarteten Konflikt man sich auf die Seite Frankreichs oder Österreichs stellen würde. In Bezug auf die letztere Macht ließ sich erst bei dem Gange der Ereignisse eine Entscheidung treffen, je nachdem diese sich dann im gegebenen Moment gestaltet haben würde. Immerhin war ein Zusammengehen mit Frankreich eine Kombination, welche damals selbst hervorragende Männer in Betracht zogen, getragen von der Überzeugung, daß eines Tages doch eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich stattfinden müsse und diese schwerlich in einer friedlichen Lösung erfolgen würde. Es handelte sich weiter dabei um ein nicht zu frühes Eingreifen, da sonst leicht Österreich seinen Frieden mit Frankreich machen und gemeinschaftlich gegen uns vorgehen konnte. Für den habsburgischen Kaiserstaat galt es, die Suprematie in Deutschland zu bewahren, für den dritten Napoleon Ländergewinn auf dem linken Rheinufer zu erlangen. Da konnte sich für beide schon eine Einigung finden. Die Maßnahmen gegen Österreich, wenn man sich überhaupt zu solchen entschloß, konnten in den Vorbereitungen noch warten, da dessen Konflikt mit Frankreich in Aussicht stand, auch es darauf ankam, was Österreich zu gewähren beabsichtigte, wenn Preußen sich einem Kriege mit Frankreich aussetzte. Ferner mußte es sich erst herausstellen, welche Haltung die süddeutschen Staaten hierbei annehmen würden.

Anders lagen die Verhältnisse in Bezug auf Frankreich. Dort konnte jeden Augenblick, auch wenn es in Italien sich engagierte, ein kampfbereites Heer von 236 000 Mann an seiner Ostgrenze versammelt werden, bereit, sich auf Preußen zu stürzen. Da aber fiel es ins Gewicht, daß infolge der noch nicht getroffenen Entscheidung über das politische Ziel die Vorbereitungen sich vorzugsweise zunächst nur auf die Abwehr eines Vorstoßes der Franzosen richten konnten.

In dieser Richtung setzte nun Moltke seine Untersuchungen fort. In erster Linie ist die Feststellung der Stärke erforderlich, mit welcher man den

Franzosen entgegentreten mußte. Ihrer Ziffer von 236000 Mann war mindestens eine gleiche, wenn angänglich aber eine überlegene Zahl entgegenzusetzen. Nun zählte damals die preußische Armee neun Armeekorps, hierzu das IX. und X. Bundeskorps, auf welche man mit Sicherheit rechnen konnte, bei einer durchschnittlichen Stärke eines Korps zu 30000 Mann, in Summa: 330000 Mann. Es fragte sich nur, wieviel man zur Beobachtung an der russischen Grenze zurücklassen sollte, wenn der östliche Nachbar dort Truppen versammelte. Je weniger man dazu verwandte, desto mehr behielt man zur Verwendung an entscheidender Stelle; ein völliges Entblößen der Grenze schien aber zunächst nicht angänglich, da ein solches Rußland bei entgegenstehendem politischem Zweck geradezu — trotz aller ungünstigen inneren Verhältnisse — zur Aktion anreizen konnte. Moltke glaubte zur ersten Sicherung von Ostpreußen, Posen und Oberschlesien mit 1½ Armeekorps ausreichen zu können (I. und ½ VI. Korps). Es verblieben mithin für den Westen 285000 oder, wenn selbst das X. Bundeskorps für Dänemark in Anspruch genommen werden sollte, noch immer 255000 Mann verfügbar (ohne Festungsbesatzungen u. s. w.); also eine Überlegenheit, so daß man allen Eventualitäten mit Ruhe entgegensehen konnte.

Es handelte sich nun nur darum, diese Masse derartig zu versammeln, daß sie an richtiger Stelle und zur rechten Zeit dem Feinde gegenübertrat. Ich kann auch hier nicht die eingehenden Untersuchungen Moltkes, welche sich darauf beziehen, in allen ihren Einzelheiten verfolgen; sie tragen den verschiedenen Möglichkeiten des feindlichen Verfahrens Rechnung.

Das Gesamtergebnis aber drückt sich in folgenden Vorschlägen aus:

Aufstellung von drei Armeen, und zwar:

Die I. Armee — am Niederrhein — bestehend aus 4 Armeekorps, von denen die in dortiger Gegend bereits im Frieden befindlichen beiden Korps (VII. und VIII.) bis Aachen und Trier eventuell gleich anfangs vorgeschoben werden konnten — ist in sechs Wochen in der Stärke von 135000 Mann zu versammeln, „welche, gestützt auf die Rheinlinie, jede feindliche Operation zum Stehen bringen müssen."

Die II. Armee — 3½ Korps — ist am Main mit über 100000 Mann bis zum 42. Tage zusammenzuziehen. Sollten sich mit ihr noch das VII. und VIII. Bundeskorps (süddeutsche) vereinen, so würde sie auf über 200000 Mann anwachsen. Sie deckt den linken Flügel der I. Armee und befindet sich gleichzeitig am Main in einer Flankenstellung, welche den besten Schutz der Südstaaten bildet.

Außerdem wäre noch eine Reservearmee von 2 Korps an der Saale zusammenzuziehen (66000 Mann) innerhalb 46 Tagen, um von dort, je nach dem, was bis dahin vom Gegner bekannt wird, zur Verstärkung der Armee an den Oberrhein oder an den Main herangezogen zu werden.

Das Zusammenwirken aller Streitkräfte für eine Entscheidung erscheint dabei gesichert. Eine schließliche Offensive aber würde in der für Frankreich gefahrdrohendsten Richtung vom Main aus über Nancy nach Paris zu führen sein. —

Dies ist das Wesentlichste im Entwicklungsgange der Denkschrift, welche den Operationsentwurf enthält. Die hier gegebene Analyse nebst den Er-

läuterungen dazu verfolgt den Zweck, zu zeigen, wie ein solcher Entwurf entsteht, und was dabei zu berücksichtigen sei. Nur bemerke ich, daß deshalb noch nicht ein Operationsentwurf dem anderen zu gleichen braucht; eine Verschiedenheit in den Einzelheiten kann dem Ganzen auch eine verschiedene Gestaltung geben. Jedenfalls aber dürfte das hier Angeführte bereits erkennen lassen, auf wie vielen Gebieten der schaffende Geist sich zu orientieren suchen muß, und wie er sich in die vielfältigsten Kombinationen zu vertiefen hat, um einen sachgemäßen Entwurf festzustellen. Und dabei hängt von der Richtigkeit eines solchen so unendlich viel für den Ausgang des Krieges ab! —

Zu erläutern ist hier noch: Das letzte militärische Operationsobjekt kann nur festgestellt werden, wenn das politische Ziel festgestellt ist. Beide können je nach dem glücklichen oder unglücklichen Verlauf der Operationen weiter gestellt oder eingeschränkt werden. Feststehen muß aber unter allen Umständen das erste Objekt der operativen Anschauungen, denn auf dieses beziehen sich alle vorbereitenden Maßregeln wie der gesamte Aufmarsch der Armee. Hier war es die Abwehr eines feindlichen Angriffes.

Von dem ersten Zusammenstoß mit den Hauptkräften des Gegners an hängt alles von der Entscheidung des Kampfes ab. Diese kann man unter annähernd gleichen Verhältnissen nie in ihrem Ausgange vorhersehen; aus ihr ergibt sich, was weiter geschehen soll. Auf diesem wandelbaren Boden lassen sich daher niemals mit Bestimmtheit irgend welche weiteren Pläne im voraus feststellen, um so weniger, als die bei der Entscheidung hervortretenden Einzelheiten unberechenbar sind, diese aber der ganzen Lage erst ihre besondere Gestalt aufdrücken.

Der Feldherr wird sein letztes Ziel unverrückt im Auge behalten, so lange, als die Erreichung desselben eine Möglichkeit ist; er wird es wechseln, sobald ein Wechsel des politischen Zieles eintritt oder der Verlauf des Feldzuges ihn zwingt, davon abzustehen. Vor allem aber wird er sich ein zunächst zu erreichendes Ziel aufzustellen haben, dessen Erreichen oder Nichterreichen den Ausgangspunkt der demnächst zu ergreifenden Entschlüsse bildet. Zwischen diesem und dem Endziel kann der Gang der Kriegshandlung noch manche verschiedene Operationsobjekte einfügen, die vorher ebensowenig zu übersehen sind, wie der Verlauf der Handlungen selbst.

Hierin findet sich auch die Begründung des im Anfange angeführten Moltkeschen Satzes, daß „kein Operationsplan mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinausreiche". —

Die Arbeit der kriegsgeschichtlichen Abteilung, welche unseren Auseinandersetzungen zu Grunde liegt, bringt in dieser Denkschrift nicht das einzige Wertvolle. Auch die in ihr niedergelegten Absichten sind im Laufe weniger Wochen den Einwirkungen, welche der Gang der Ereignisse ausübte, unterworfen worden; es bietet darum der weitere Inhalt des vorliegenden Bandes noch schätzenswerten Anhalt zur Beantwortung der schwierigen Frage, wie der Operationsentwurf für einen zukünftigen Krieg festzustellen sei. Wir werden in einem zweiten Artikel darauf zurückkommen.

Ein unbekannter Brief Goethes aus Rom.

Mit Erläuterungen
von
Bernhard Suphan.

Rom d. 24 März 88.

Nun kann ich endlich das fröhliche Wort niederschreiben: ich komme! Eher wollte ich auch keine Feder ansetzen, biß ich deßen gewiß war.

Mit Freuden folge ich dem Wincke unsers gnädigsten Herrn und dem Rufe meiner Freunde. Auch Sie theuerster Herr Collega zähle ich unter die, welchen meine Ankunft einiges Vergnügen macht. Wie sehr hoffe ich Sie gesund und wohl zu umarmen, und in guter Stunde allerley italiänische Späße zu erzählen. Die Feyerlichkeiten der heiligen Woche habe ich alle gesehen, einige (als die Fußwaschung und das Speisen der Pilger) nicht ohne Beschwerlichkeit. Die Musick in der Sixtinischen Capelle ist einzig und überhaupt sind alle Functionen mit unglaublichem Geschmack und Anstand disponirt und eingerichtet. Heute und Morgen Abend steht uns noch das Feuerwerck von der Engelsburg bevor, dann werde ich mein Herz und meinen Sinn von dieser Stadt der Musen wegwenden, welche gefährlicher als Sirenen singen.

Ich bin sehr fleißig gewesen und doch, wie es zu gehen pflegt, nicht so fleißig als ich wünschte. Ich bringe allerley zierliche Sachen mit, woran für Künstler und Liebhaber manches zu lernen seyn wird.

Unser gnädigster Herr hat mir manches über verschiedne Einrichtungen geschrieben, die er gemacht hat, und zu machen gesonnen ist, auch über mein eigen Verhältniß zeigt er die gnädigsten Gesinnungen. Ich unterschreibe alles und werde an jedem Platze, auf jeder Stelle meine Treue und meinen guten Willen wie ehemals zu zeigen bereit seyn. Für die erste Zeit nach meiner Rückkunft habe ich noch um einigen Urlaub gebeten, damit ich mich in ein, während meiner Abwesenheit so mannigfaltig verändertes Verhältniß wieder zurecht finden möge.

In dieser Gegend hat der Frühling schon mit Macht und Lust seinen Einzug gehalten. Da es diesen Winter viel geregnet, so treibt das Grün gar lebhaft.

Schon lange sind die Gemüßgärten frisch bepflanzt und die Küchengewächse grünen in zierlichen Beeten. Der Lorbeer, das Viburnum, der Buchs, die Mandeln, Pfirsiche, die Citronen blühen theils, theils haben sie verblüht. Alle Dächer sind grün, und die alten Mauern werden durch das neue gelbliche Laub des Epheus und durch die herunter hängenden Blüten des Viburnum gar lustig. Anemonen, Ranunkeln, Tulipanen, Hyazinten, Primeln pp stehn in allen Gärten munter und froh, die ersten sogar auf Wiesen. Alles macht Vergnügen und wenn ich nun nach Norden ziehe werde ich den Frühling immer vor mir finden. Im Ganzen ist mir es sehr lieb nicht noch einen Versuch eines Italiänischen Sommers zu machen.

Leben Sie recht wohl auf deutschem Grund und Boden, wo ich Sie bald zu umarmen hoffe. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn. Die Frauenzimmerchen und Carlen werde ich ja wohl recht groß antreffen. Empfehlen Sie mich allen Freunden. Krause höre ich ist sehr fleißig und macht gute Sachen.

Ganz der Ihrige

Goethe

I.

Rom, den 24. März 1788. Am 22. April hat Goethe Rom verlassen.

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in urbe fuit . . .

Supremum tempus in urbe, — das ist, wie er gesteht, die Melodie gewesen, die einzig und allein in den letzten Wochen ihn umklungen und in seiner Seele eine Resonanz gehabt hat. In unseren Brief klingt sie nur gedämpft hinein. Wie oft hat Goethe in Italien sich, zumal seit Neapel und Sizilien, mit Odysseus verglichen. Und er tut es auch hier. „Gefährlicher als Sirenen" sangen und singen ihm die Musen in Rom; aber „ich werde mein Herz und meinen Sinn von dieser Stadt der Musen wegwenden." Wir vernehmen die Stimme des herrlichen Dulders —

Doch er bezwang sein Herz, und duldete . . .

„Ich bin sehr fleißig gewesen und doch . . . nicht so fleißig, als ich wünschte." Mit dem verhaltenen Seufzer: „Wie es zu gehen pflegt." Noch immer nicht genug Früchte des Fleißes, von dem und von denen er den Freunden so oft Rechenschaft und so reichliche Proben gegeben hat. So verleugnet sich denn keineswegs die Grundstimmung jener Tage, ein Scheideweh, das mit so tiefer Berechtigung bei Goethe an die Stelle des Heimwehs getreten war. Behutsam deutet sie sich an. Denn, dies spüren wir bald, Odysseus-Antonio hat unseren Brief verfaßt. Dieser ist es, der dem Herrn Kollega von dem künftigen Dienstverhältnis und dem rückhaltlosen sich Fügen

und Resignieren in den Willen des gnädigsten Herrn redet, während Carl August, wie Herder, als der einzige vom Fürsten selbst Eingeweihte, wohl wußte, die künftige Dienstlage völlig nach den Wünschen Goethes und mit zartester Berücksichtigung seiner Individualität und seiner Bedürfnisse gestaltet hat. Und klug bereitet er seinen „Theuersten" vor auf den Urlaub, den er nach einem über anderthalbjährigen neuerdings für sich beantragt hat; er konnte sich ja vorstellen, wie dieses fortgesetzte Feriieren auf die Männer in Geschäften verstimmend wirken müsse; aus einem Briefe Schillers an Körner wissen wir, wie man an den beteiligten, d. h. bisher mit Goethes Arbeit belasteten Stellen über seine lange Entlastung dachte. „Nun kann ich endlich das fröhliche Wort niederschreiben: ich komme!" „Nun muß ich endlich" wäre wohl zutreffender gewesen. Auf diesen Ton aber war schon der Brief gestimmt, den Goethe eine Woche zuvor an Carl August geschrieben hatte: „Ihren freundlichen, herzlichen Brief beantworte ich sogleich mit einem fröhlichen: ich komme!" Aber diesem gesteht er doch, da er einmal „los ist von dem Magnetenberge", auf der Heimreise begriffen, in einem Briefe aus Mailand: „Der Abschied aus Rom hat mich mehr gekostet, als es für meine Jahre recht und billig ist; indessen habe ich mein Gemüth nicht zwingen können." Und viele Jahre danach, als er den Schlußbericht zu jenen Urkunden seines zweiten Aufenthalts in Rom verfaßte, hat er seinen Lesern anvertraut, er sei in den letzten zwei Wochen seiner Tränen nicht mehr Herr gewesen. 22. März: „In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen." Schon hier ein Vorklang des erschütternden Wortes in der Elegie vom Jahre 1823: „Scheiden ist der Tod!" Jeder Abschied ist ein Vorbild, ein Vorschmack des letzten. Darin ist er denn seinem homerischen Heros nicht ähnlich gewesen, dessen Tränen unablässig der lieben Heimat flossen. Aber freilich, Odysseus sehnte sich zugleich nach „dem treusten der Weiber", und ihn erwartete daheim keine Penelope. Völlig war er nun erst geworden, was er vor fünf Jahren in Ilmenau zuerst gefühlt und für sich und den Herzog in die Formel gebracht hatte „Mir wieder selbst". Damals hatte er schon bei kurzer Abwesenheit die Macht empfunden, die ihn an seine zweite Heimat gefesselt hielt:

> Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
> So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
> Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
> Die mein Geschick an deines angehangen,
> Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne . . .

„Lida, Stern der nächsten Nähe". „Sie war mir lieber als alles." Dieser Stern übte seine Kraft nicht mehr. Es gab nur noch ein beherrschendes Gestirn für den „ultramontan" Gewordenen, in seligen Stunden hatte er es schon ehedem gepriesen als „sein schönstes Glück", — die Kunst. In ihr erkennt er fortan seinen Beruf. „Ich darf wohl sagen: ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden, aber als was? — als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurteilen und nutzen." (An Carl August, 17. März 1788.)

Mit Künstleraugen schaut er die Welt von Italien, trinkt er den Himmel, die Luft, die Natur in ihrer ganzen, dem nordischen Menschen unbekannten Herrlichkeit. Das schöne Wortgebilde des alten Liedes an den Mond, „Frühlingslebenspracht“ erfüllt sich jetzt mit neuem köstlichen Inhalte, und allen seinen Schilderungen der sich verjüngenden, erwachenden Natur entströmt das wonnige Gefühl, das einst den Hymnus „Ganymed“ geschaffen hatte:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter! — —
Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Wie Ranken und Dolden auf den Überdächern der italienischen Häuser, an Lauben und Säulen und Pfeilern ziehen sich die Beschreibungen des Wachsenden, Blühenden durch die Briefe aus den Frühlingsmonaten, und wir fühlen das Entzücken des Schauenden in uns, wenn er auch allen Wertherischen Überschwang meidet und mit jener schon vordem von Wieland angestaunten Gelassenheit den gehaltenen Ausdruck, seinen Euphemismus in minus geflissentlich anwendet und wie ein ruhiger Botanikus zu beobachten scheint, was er mit seliger Lust schauend einatmet. „Das Wetter ist ganz herrlich, die Tage nehmen mercklich zu, die Lorbeern, Buxbäume blühen schon, heute sah ich den ersten Mandelbaum in Blüte. Die Maaslieben hören gar nicht auf hervorzukommen, heute fand ich Crokus und Adonis.“ (Rom, den 2. Februar 1787, an Charlotte von Stein.) „Die Schöne des Wetters ist über alle Worte, nach allen Aspeckten wird es dauerhaft seyn. Die Mandeln blühen und machen eine neue luftige Erscheinung zwischen den dunkelgrünen Eichen. Der Himmel ist wie ein hellblauer Tafft von der Sonne beschienen.“ (An Herder, den 17. Februar.) Aber in unserem Briefe vollends sprießt ein ganzes Gartengelände unter der Hand des Schreibenden hervor, und es mußte dem ersten Leser wohl wie uns die Seele mit Duft und Farbe füllen. Es sollte. Dies „sollte“ muß auch dem weniger an Goethes Wesen Gewöhnten sofort klar sein. Goethes Produkte, und seien es auch nur mit ganzem Gemüt geschriebene Briefe, sind Kunstwerke, die den Naturwerken gleichen. Es ist nichts Willkürliches, nichts Zufälliges darin. Man mag gern auf sie das Wort anwenden, mit dem er selbst das Wesen einer geliebten vollkommenen Künstlerin darstellt: „Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.“

An dem nämlichen Tage, vielleicht in der nämlichen Stunde noch, wo er unseren Brief zu Papier brachte, hat Goethe auch an einen anderen Amtsgenossen geschrieben, den er indessen nicht „Herr Collega“ tituliert. An den Minister von Fritsch. „Hochwohlgeborner Freyherr, Insonders hochgeehrtester Herr Geheimderath“ beginnt er. Fast alle Motive unseres Briefes finden wir in diesem, „Rom, den zweyten Osterfeyertag 1788“ datierten Schreiben wieder. „Ich verehre die Gesinnungen, welche mir Durchl. der Herzog in ihren letzten Briefen zu erkennen geben und bin wie immer bereit, meine geringen Kräfte, an welchem Platz es auch seye, in ihrem (d. h. des Herzogs) Dienst zu verwenden. Erhalten mir Ew. Excellenz Ihre Freundschaft, welche

zu verdienen ich mir immer zur Pflicht gerechnet habe. — Diese letzten Monate habe ich hier sehr vergnügt zugebracht, indem ich gleichsam erst die Früchte meiner Applikation auf das Studium der Kunst, in reinerer und verständigerer Betrachtung der edelsten Gegenstände genoßen. — Der Frühling ist schon in vollem Flor, er wird sich dießmal für mich verlängern, da ich mit ihm nach Norden reise. — Empfehlen Sie mich der Frau Gemahlinn aufs beste und erhalten mir ein geneigtes Andencken, bis zu dem vergnügten Augenblick, da ich die Ehre haben werde mich wieder vorzustellen. Ew. Exzell. ganz gehorsamster Goethe." Außer dem zweimal geschriebenen Worte „vergnügt" ist in diesem Briefe von Vergnügen so wenig zu spüren, wie uns in dem Seitenstück reichlich und wohlig ein warmes Behagen umfängt. Man spürt den Unterschied bis in die Fingerspitzen. Hier Blüte und Fleiß, dort Flor und Applikation. Hier ein warmer, ungezwungener Ton, dort der fröstelnde Kanzleistil verehrender Kollegialität. Auf den ersten Blick kann man sehen, was in dem letzten „nicht da ist". Es fehlt das „allerley Zierliche" (woran, wie ich gestehen darf, ich meine besondere stille Freude gehabt habe). Es fehlt die Andeutung eines gemeinsamen Weimarischen Kunstinteresses — „Krause (richtig: Kraus), höre ich, ist sehr fleißig" — es fehlen die Frauenzimmerchen und Carl. Scheinbar unerheblich und doch bedeutsam ist die Form der Empfehlung. Dort heißt es respektvoll „der Frau Gemahlinn aufs beste", hier schlechthin „Ihrer Frau Gemahlinn", — und in dieser zwangloseren Weise empfiehlt sich Goethe stets der Herzogin Luise in den Briefen an den Herzog, und so kurz und einfach erkundigt er sich nach dem Befinden seiner Fürstin. Exzellenz von Fritsch sind eben eines anderen Geistes Kind als der Herzog und als derjenige seiner Diener, an den unser Schreiben gerichtet ist, — der, dessen Sinn der Dichter zu erfreuen und zu erfrischen gedacht hat mit jenem Bilde der italienischen Gärten und Auen, der ausführlichsten Schilderung unter allen in den italienischen Briefen enthaltenen. Gemeint sind die echten, nicht die zu der „Italienischen Reise" redigierten und stilisierten, in denen der alternde Meister jene Ranken, von denen ich sprach, sorgsam beschnitten und jede vordringliche Überfülle zurückgebunden und angestängelt hat. Nicht ein Blumenfreund bloß ist der Mann, der unseren Brief erhält, sondern auch ein emsiger Pfleger seines Küchengartens. Sonst stände nicht in Goethes Brief zu lesen, noch dazu als ein eingerücktes Alinea: „Schon lange sind die Gemüßgärten frisch bepflanzt und die Küchengewächse grünen in zierlichen Beeten." Und schließlich — dies hätte ich beinahe vergessen — ein recht gemütliches Haus muß der Empfänger gewesen sein, dem Goethe zu allererst nach Willkomm und Umarmung verheißt, „in guter Stunde allerley italiänische Späße zu erzählen". Offenbar soll ihm schon jetzt nach solchem Schmause gelüsten und das Wasser im Munde zusammenlaufen. Wem daheim mit „Späßen" gedient war, das wußte Goethe wohl. Manchmal läßt er wohl einzelne solcher Vögel vorausfliegen, in Briefen, die im Freundeskreise zirkulieren sollten. Da erzählt er z. B. von der Minervastatue im Palazzo Giustiniani, und was ihm die Frau des Custode für hübsche Erläuterungen dazu gegeben: es sei dieses ein ehemals heiliges Bild gewesen, und die Inglesi,

welche von dieser Religion seien, pflegten es noch zu verehren, indem sie ihm die eine Hand küßten. Ja, vor kurzem sei eine Dame dieser Religion dagewesen, habe sich auf die Knie niedergeworfen und die Statue angebetet. Sie (die Frau des Custode) habe so eine wunderliche Handlung nicht ohne Lachen ansehen können und sei zum Saal hinausgelaufen, um nicht loszuplatzen. „Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte sie mich: ob ich etwa eine Schöne hätte, die diesem Marmor ähnlich sähe, daß er mich so sehr anzöge.“ Aber pikanter ist das „Geschichtgen“, das er in demselben Briefe (vom 13. Januar 1787) vom Dreikönigstage, dem 6. Januar, der in Weimar bei Hofe so manches Mal scherzhaft und ausgelassen genug begangen war, und von seiner Feier zu Rom in der Propaganda noch als Zugabe auftischt. „Der verstorbne Cardinal Albani war in einer solchen Festversammlung, wo Reden und Gedichte in allen Sprachen (Malabarisch, Epirotisch, Türkisch, Moldauisch, Elenisch, Persisch, Kolchisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Kophtisch“ — die Musterkarte geht in bunter Reihe noch zehn Points weiter — „und mehrere, die ich nicht verstehen konnte,“ schließt er drollig seine Aufzählung, d. h. deren aufgerufene Bezeichnung sogar ihm unverständlich geblieben. „Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Cardinäle gewendet: gnaja! gnaja! so daß es ohngefähr klang, wie canaglia! canaglia! Der Cardinal wendete sich zu seinen Mitbrüdern und sagte: der kennt uns doch!“ — Und nach diesen zwei leckeren Pröbchen schließt Goethe: „Wie viel solcher Späße und Geschichtgen hab ich aufgefangen, die in der Folge Sie belustigen sollen.“ Im Grunde sind ihm auch die „Functionen“, ist ihm alles, was der Papst mit seiner Klerisei beginnt und treibt, ein Spaß. In solchem Ton weiß er seinen jungen Freund Fritz von Stein vom Besuche des Papstes in der Peterskirche (4. Januar 1787) und dem Benehmen der Handwerker dabei zu unterhalten. So schon vorher von dem „hohen Amte“ in der Christnacht. „Es ist ein einziges Schauspiel in seiner Art; ich bin aber doch im Diogenismus zu alt geworden, daß es mir von irgend einer Seite hätte imponiren können.“ (An Herder, zum Jahresschluß 1786.) Auch greif- und sichtbare Späße hat er zu vergeben. Dem zurückreisenden Musikus Kranz packt er eine Schachtel auf. „Es ist nichts von Werth drin,“ läßt er seinen Famulus Philipp Seidel wissen (am Martinstag 1787), „aber Samen, und Späße für die Kinder, die mich doch verdrießen, wenn sie verloren gehen.“ „Späße“ ist ein rechtes Thüringer Wort — dort spaßt man zur Zeit und zur Unzeit — Carl August führt es gern im Munde. Goethe hat in der Weimarer Frühzeit „Tiefurter Späße“ aufgezeichnet — recht derbe darunter —; er hat allezeit für solche Geschichtchen Sinn behalten und sogar in seinen Tagebüchern unter ernsthaften Sachen ein Plätzchen für sie übrig gehabt. Da notiert er sich gelegentlich noch als alte Exzellenz, was in Karlsbad, Eger und Teplitz von den Gästen über Tisch geplaudert worden ist. Ich entsinne mich, auf dem Deckblatt eines seiner Tagebücher ein Geschichtchen von einem alten Juden gefunden zu haben, der viel Geld in seinem Leben zusammengescharrt hat und nun am Ende auch das notwendige Wissen noch herbeiholen will. „Wie heißt der Tisch auf Geographie?“ soll er eines Mittags seinen Nachbar gefragt haben.

II.

„Reich an unentdecktem Reiz“, — ich weiß nicht, welche ältere Dichterstelle mir mit diesen Worten vorschwebt, auf die Briefe Goethes möchte ich sie anwenden. „Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen,“ — dies Goethische Lob darf ich beanspruchen. Aber dennoch beneide ich manchmal meine Arbeitsgenossen, denen die vierte, d. h. die Briefabteilung der weimarischen Ausgabe zugefallen ist. Goethes Briefe haben eine Eigenschaft, die sie doppelt interessant macht: das Durchscheinende. Wir sind bei dem Diktierenden oder Schreibenden in einem Zimmer, dessen Tür mit Glasscheiben versehen ist. Wir blicken hin, und hinter dem leicht aufgetragenen Firniß der Scheiben werden wir in den Umrissen die sich bewegende Gestalt eines draußen Wartenden gewahr. Und manchmal ist es uns, als müßten wir „Herein!“ rufen. Wie deutlich hat der Dichter, der Menschenkenner, der feine Beobachter, absichtslos zwar, die Silhouette des Mannes, für den unser Brief bestimmt ist, gezeichnet! Ein würdiger älterer Staatsbeamter und Kollege, ein braver Freund, ein glücklicher Gatte und Familienvater, eine für Heiteres und Zierliches empfängliche Seele, den Künsten, wenigstens der Malerei, zugetan, ein fleißiger Besteller seines Küchen- und Ziergartens, ein pflichttreuer Diener seines Herzogs, — das alles löst sich uns wie von selbst von den geschriebenen Seiten ab.

Auch ohne das ganz Persönliche, das schließlich mit unterfließt und von der wohlwollenden Teilnahme am Familienstande des Adressaten zeugt — ich meine, auch ohne so sicher leitende Fingerzeige wie die Erkundigung nach den Frauenzimmerchen und nach Carlen würden wir, wenn wir zu allen jenen signifikanten Zügen den traulichen Verkehrston und die Gemütlichkeit, die das Ganze beseelt, hinzunehmen — wir würden, sage ich, unbedenklich uns dahin entscheiden: unter den drei Geheimräten, die als „Kollegen“ in Betracht kommen, kann nur einer unser Mann sein, nämlich „der alte Schnauß“. Er ist unserem Dichter, seit derselbe in das Conseil berufen war, der Nächste und ohne Vorbehalt und Abstrich der eigentlich Sympathische gewesen, ein Freund und Vetter und Gevatter ganz im altväterisch Matthias Claudiusschen Sinne. Er wird einem jeden noch jetzt nahe und sympathisch, der von seinem Leben Kenntnis nehmen mag. Dazu aber hat er dem Nachfragenden reichlich Gelegenheit gegeben. Im Besitz der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet sich, wohl als Stiftung von einem der letzten Schnauße, ein Buch, in dem man nach seinem Äußerlichen und seinem Umfang zunächst eine Bibel kleinen Formats oder ein kirchliches Gesangbuch erkennen könnte. Aber auf dem Rücken des soliden schwarzledernen, mit schlichten Strichen, kleinen Eckpalmetten und einem kleinen metallenen Verschluß gezierten Bandes entdeckt man bald, in ein verwittert rotbraun Schildchen eingedruckt, den Titel „Jahr-Buch“. Ich habe es mit Freuden das erste Mal und mit Andacht und Rührung wie oft nachher noch zur Hand genommen, bisweilen darin geblättert, meist aber mich festgehalten und immer wieder angezogen gefühlt durch den treuherzig-redselig-hausväterlich-haushälterischen Plauderbericht des Alten. So schon auf einem der vorderen Blätter, wo er, nach sorgfältigen Nachrichten

über die Vorfahren, die Großeltern und den „seligen Vater", die erste Auskunft erteilt über seinen Eintritt ins Leben unter dem Spruche Genesis 32, 10, dem Gebete des Erzvaters Jakob: „Herr, ich bin zu geringe aller der Barmherzigkeit und aller der Treue, die du an deinem Knecht gethan hast." Auf der Seite daneben aber stehen zwei Verslein propriae artis et farinae auf die fröhliche Weise: „Ich singe dir mit Herz und Mund" (des Liedes, das Joh. Joachim Winckelmann noch in Rom so gern gesungen hat) oder des Weihnachtschorals: „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich" gedichtet —

Du gabst mir Freuden mancher Art;
Auch Leiden gabst Du mir,
Wodurch mein Herz geprüfet ward:
Für beydes danck' ich Dir!

Gefällt es Dir, Herr, meinen Pfad
Mit Rosen zu bestreun;
Wohl mir! doch ehr' ich Deinen Rath
Sollt' er mir dornicht seyn.

„Ich bin gebohren allhier zu Eisenach anno 1722 den 16. Octbr. Mein Nahme ist Christian Friedrich," so beginnen die „Nachrichten von denen merckwürdigsten Begebenheiten meines Lebens". Gegen das Ende aber findet man unter den Beylagen drei Seiten „Auszug aus einigen Briefen Serenissimi und anderer Personen mich und meine Familie betreffend". Hierunter die Stelle aus einem Briefe des „Geh. Raths und Cammer Presidenten" Schmidt, datiert Franckfurt, den 12. Januar 1793: „Sie wollten wissen," schreibt dieser Kollege, „was eigentlich der Herzog von Ihnen gesagt hat. Er fragte mich nach Ihrer Gesundheit. Ich antwortete, daß solche leidlich sey und daß Sie fleißig und ununterbrochen fort arbeiteten. ‚O er ist ein rechtschaffener, fleißiger und diensteifriger Mann,' war seine Antwort." Ein eigenes Buch, wie es heute nicht mehr geschrieben werden könnte. Eine schlichte Hausgeschichte mit einer Schilderung der reichlichen sauren Wochen und der nicht spärlichen frohen Feste. Am bürgerlichen Himmel als Sonne, Mond und Sterne nur der Herzog und die Mitglieder des herzoglichen Hauses. Die großen Welthändel werden in Kürze erwähnt, wo sie nicht, wie der siebenjährige Krieg, in das Leben des Hauses eingreifen; besonders aber die Begebenheiten und Ereignisse der natürlichen Welt: Sommer und Winter, Frost und Hitze, Ernte und Mißernte und ganz besonders Wachstum, Befinden und Ertrag des Gartens. In Eisenach, der Vaterstadt und dem Orte seines früheren Wirkens, hat Christian Friedrich Schnauß ein eigenes Haus mit Garten gehabt. Seit seiner Versetzung nach Weimar begnügt er sich mit einer standesgemäßen Mietswohnung und einem gepachteten Garten vor der Stadt. „Um doch im Sommer vor meine Frau" (es war die zweite), „welche nicht weit gehen kann, und meine Kinder etwas zu haben, wohin man spatzieren gehen und reine Landlufft genießen könne: so miethete ich einen Garten mit einem Hüttchen hinter dem Stern . . .; er wurde aber von Serenissimo im zweiten Jahr verkaufft und mit zum Parck genommen" (muß also in der Nähe der „Ducks-Brücke", Goethes Garten schräg gegenüber gewesen sein); „worauf ich Herrn Wizeln, dem

geh. Canzleydiener seinen Garten zur Helffte nebst dem Gartenhauß jährlich vor 10 Thaler abmiethete." Dies war 1778. Zwei Jahre später erneuert er den Kontrakt mit dem gleichen Mietzins „vor das Hauß und oberste Garten Revier. Der Gärtner Puz bekömmt 6 Thaler (!) jährlich (!) den Garten zu bearbeiten." Schon in Eisenach ist Schnauß als eifriger und raffinierter Blumist für seinen Hausgarten tätig. „In diesem Jahr habe ich eine sehr schöne Hyacinthen Flor gehabt, wovon ich die Zwiebeln theils aus Rotterdam, theils von einigen Bekannten, die dergleichen aus Holland kommen lassen, erhalten. Auch die Tulpen, deren ich mehr als 2000 Stück hatte, zeichneten sich durch ihre Schönheit aus und man gab mir den Vorzug in ganz Eisenach. Die Ranunckel und Anemonen waren auch gut und von den 2 bis 300 Nelcken, war doch unter 100 Sorten wenigstens die Helffte ausgesuchte schöne Blumen, wovon ich die besten aus Meiningen und Gotha, viele aber aus der Ruhla, Tiefenorth, Creutzburg u. s. w. und in der Stadt selber von andern Nelckenliebhabern erhalten hatte. Hierzu auf 50 bis 60 Levkojen Stöcke, eben so viele gefüllte Lackstöcke und eine Menge Stauden und Sommergewächße, Orange, Lorbeer, Myrthen, Feigen und andere Bäume machten meinen Garten zu einem angenehmen Aufenthalt, so daß wir auch, so oft es gut Wetter war, darinnen Thee tranken und speißten." Mit solchem Stolze erzählt in „Hermann und Dorothea" der Apotheker von den sicherlich viel bescheideneren Schönheiten seines Gärtchens und von dem kühlen Grottenwerk darin, wo er seinen Gästen den Kaffee präsentiert habe. Bei Schnaußens trinkt man noch Thee (er schreibt das Wort, wie Orange, als einen vornehmen Fremdling, mit lateinischen Buchstaben); der Kaffee war also damals in Eisenach noch nicht rezipiert. Noch eine Bemerkung. Wer das Blumenheer im Eisenacher Garten aufmerksamer mustert, vermißt die eine, die nur in den frommen Versen des Hausherrn prangt, die Rose. Nicht sie, sondern die vielfarbige Nelke, die altfränkisch-zierliche Tante, und die beiden steifen Damen aus Holland, die Levkoje und Hyazinthe, sind die bevorzugten Schönheiten. Die stachen ja auch nicht, wenn man sie mit spitzen Fingern den Schönen verbindlichst überreichte. Schnaußens Gartenfreude aber sollte, nach dem allgemeinen Schicksal des Schönen, vergänglich sein. Es klingt wehmütig, wenn er nun fortfährt, zu erzählen: „Allein, so vergnügt ich allezeit darinn war: so eine kurtze Zeit sollte ich solchen genießen. Denn da ich eben im Begriff war, den 7. Aug. nach Vach zur reassumirten Conferenz mit Hessen abzureißen, erhielte ich den Tag vorhero einen Brief von dem Herrn geh. Rath Freyherrn v. Fritsch zu Weimar, in welchem mir auf Serenissimae Regentis gnädigsten Befehl die Stelle eines würckl. geheimbden Assistenz-Raths mit Sitz und Stimme in dem geheimen Staats Collegio angetragen wurde." So rückt der tüchtige Mann in der Zeit rüstigster Schaffenslust, als ein Fünfzigjähriger, in die höchste Behörde des Landes ein, von Anna Amalia berufen, in jenes Conseil, dem vier Jahre später Goethe mit siebenundzwanzig Jahren durch den souveränen Willen Carl Augusts zugeführt wurde. Durch einen Willensakt, der bekanntlich den Minister v. Fritsch derartig vor den Kopf stieß, daß er nur mit Mühe

von Anna Amalia bewogen werden konnte, auf seinem Posten fürder zu verharren. Am ehesten hat jedenfalls unter den drei amtierenden Perücken der alte Schnauß sich mit dem genialen Ankömmling angefreundet. Er ist eine irenische Natur, die sich mit und in dem Kreise ihrer Pflichten einfriedigt und befriedet. Und vermutlich hat er auch durch dies selbstlose Entgegenkommen und gute Kameradschaft Halten sich in der Gunst und in dem Vertrauen des jungen Fürsten noch mehr festgesetzt. Unter den vorhin erwähnten Auszügen aus Briefen des Herzogs an seinen Geheimen Rat finden wir gerade im Jahre 1781 zwei von ganz besonderer Wärme, und bei Carl Augusts bekannter Geradheit muß man diesen Fürstenworten ein hohes Gewicht beimessen. „Ihre Redlichkeit und Treue muß Sie meiner Erkenntlichkeit gewiß machen," schreibt er am 10. Mai, und schon am 4. August wieder, bei Übersendung eines ehrenden Geschenkes: „Nehmen Sie es als ein Zeichen meiner besondern Zufriedenheit mit Ihren Diensten und meiner Zuneigung für Sie an. Empfangen Sie darbey meinen aufrichtigen Dank für die lange, anhaltende, uneigennützige Treue, welche Sie meinem Hauß gewidmet haben und seyn dafür der Unveränderlichkeit meiner freundschaftlichen Gesinnungen versichert."

In die Anfänge der ersprießlichen kollegialen Tätigkeit, die sich offenbar zu beiderseitigem Gewinn so freundschaftlich gestaltete, versetzt uns eine Urkunde, die mir — es sind nun fast zehn Jahre her — durch das Entgegenkommen des weimarischen Kultusministeriums zugänglich wurde und alsbald unter dem Gutheißen des verstorbenen Großherzogs Carl Alexander zu veröffentlichen gestattet war. Es ist ein umfänglicher Band aus den „Geheimen Kanzley Akten, die Bestrafung der Fleischesverbrechen und die Abschaffung der Kirchenbuße betreffend", der von 1763—1797 reicht; die Akten behandeln einen Gegenstand, an dem auf der einen Seite das Kirchenregiment, das „Consistorium", auf der anderen die Staatsregierung intensiv beteiligt war. Ich habe darüber berichtet und die Hauptstücke bekanntgegeben in der „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte", Weimar 1893, Band 6, unter dem Titel: „Goethe im Conseil". Im Mittelpunkte unseres Interesses steht ein von Goethe verfaßter Aufsatz, überschrieben „Betrachtungen über die abzuschaffende Kirchenbuse. Durch verschiedne in dieser Sache abgelegte Vota veranlaßt", datiert den 14. Dez. 80. Ich habe sie vollständig mitgeteilt auf Seite 599—603 des benannten Bandes. Beim bloßen Hören des Themas wissen wir, daß Goethe nicht bloß als Jurist und Regierungsbeamter, sondern ebenso stark als Mensch und Poet von dem Gegenstande berührt sein mußte. Und auch auf der anderen Seite rückt derselbe in hellste literarische Beleuchtung, wenn man gewahrt, daß der Vertreter der kirchlichen Auffassung der Generalsuperintendent Johann Gottfried Herder ist, und daß seine zwei umfänglichen Gutachten ihrer großen Bedeutung wegen schon in die erste Ausgabe seiner sämtlichen Werke übergegangen sind. Doch kann ich das bei gegenwärtigem Anlaß nicht nochmals darlegen und erläutern. Kurz nur dies. Diese Kapazitäten, Beamte Carl Augusts, in den Hauptsachen einig und einverständig, sei es von vornherein oder im Fortgange der Verhandlungen, sämtlich von der Humanitäts-

idee lebendig erfaßt, befinden sich durchaus auf der Bahn, welche zu unserer Zeit die Verfasser des „Bürgerlichen Gesetzbuchs“ mit Entschiedenheit eingeschlagen haben. Uns geht hier zunächst nur der Schluß des großen Goethischen Aufsatzes an, dessen letztes Alinea mit dem Satze beginnt: „Diese Gesinnungen kommen mit denjenigen vollkommen überein, die der Herr Geh. Rath Schnauß in seinem Voto geäußert hat.“ Wiederum nimmt dann auch Schnauß, in einem Schriftstück vom nächsten Tage (15. Dez. 1780) auf Goethes Vorschlag Bezug, im Hauptsächlichen beistimmend. Es ist mir unmöglich, das gedeihliche Zusammengehen der beiden Getreuen des Herzogs, des alten und des jungen, über diese ersten Schritte hinaus zu verfolgen, bis zu dem Tage, wo schließlich Goethe an Schiller schreibt: „Unser guter alter College Schnauß hat sich denn endlich auch davon gemacht.“ — es steht im Briefe vom 9. Dezember 1797. Abgetan und vergessen aber war der Biedere keineswegs bei dem jüngeren Genossen. Seine Stimme wird immer wieder einmal vernehmlich. In einem Briefe Goethes an Voigt, der amtlich die Erbschaft des Alten antrat, vom 26. Januar 1802, läuft ihm die Wendung aus der Feder: „Da es eine Sache ist, die, wie der alte Schnauß zu sagen pflegte, nicht im Feuer liegt“. Ich hatte mich in dieser Zeit gerade mit den Tagebüchern Goethes aus seinen letzten Lebensjahren zu beschäftigen, und da fand ich zufällig am 27. Dezember 1831 unter den Besuchern eingetragen „Dr. Schnauß“. Das wird Carl August Constantin Schnauß sein, der jüngste Sohn des Geheimen Rats, geboren den 22. August 1782, das Patenkind des Herzogs, seines Bruders, des Prinzen Constantin, und Goethes, von dessen Haustaufe am 24. August das Jahrbuch ausführlich berichtet. Nicht weniger als zweiundzwanzig Paten hat dieser Geheimeratssohn gehabt; sie alle werden nach Standesgebühr namentlich aufgeführt, als Nummer eilf: Herr Geh. Rath von Goethe. Auf der Nebenseite oben steht: „Herr Geh. Rath v. Goethe, Herr Geheimer Kammerrath Berendis“ (Winckelmanns Freund und Besitzer vieler Briefe des berühmten Mannes, die Goethe aus seinem Nachlaß herausgegeben hat) „und Herr Geh. Reg. Rath Hetzer haben das Kind [aus der Taufe] gehoben, Ersterer nomine Serenissimi.“ Dies Kind ist der Carl unseres Briefes, der sechsjährige; die Frauenzimmerchen aber, die Goethe ebenfalls recht groß geworden anzutreffen hofft, sind die jüngste und vorjüngste Schwester Carls, deren Namen und Geburtsjahr und -Tag uns der vom Vater sorgsam ausgeführte Familienstammbaum angibt. Sie waren die eine im September 1771, die andere im Dezember 1769 geboren. Ein langer Zwischenraum also zwischen ihnen und dem Nesthäkchen. Wie ich dies aber als Dr. Schnauß wiederfand im Dezember 1831 und dann aus der Fortsetzung des Stammbaums ersah, daß Carl sich schon einen Monat vor dem Dichter, seinem Paten, auch „davongemacht“, wie einst sein Vater, da kam mir Goethes Lebensspruch (aus seinem 69. Lebensjahre) in den Sinn:

> Ältestes, bewahrt mit Treue,
> Freundlich aufgefaßtes Neue,
> Heitern Sinn und reine Zwecke —
> Nun, man kommt wohl eine Strecke . . .

Nun würde von hier der Weg in Schnaußens Wohnung zurückführen, in der Goethe als Gevatter und Hausfreund an Schmaus und gesellschaftlicher Freude manches Mal heiter teilgenommen hat. Das ist nicht die schwelgerisch-geistlose Geselligkeit einer späteren Zeit. Schnauß hatte das Dezernat (wie man es in Preußen nennt) über die Kunstanstalten von Weimar; zu seiner nächsten Freundschaft gehörte Joh. Melchior Kraus, der Direktor der freien Zeichenschule, Goethes Landsmann, im Freundeskreise Anna Amalias „Kräuschen" genannt. Schnauß zeichnete selbst und so auch die Frauenzimmerchen; gelegentlich stand wohl auch von ihnen etwas auf den bescheidenen Kunstausstellungen und wurde beifällig von Wohlwollenden in Augenschein genommen. Das leitet uns zu dem Schlußsatze unseres Briefes: „Krause höre ich" (er hat es von Bertuch vernommen) „ist sehr fleißig und macht gute Sachen." Es ließe sich hier der Versuch machen, das Bild von Schnauß selbst zu zeichnen; zwei, wie es scheint, sprechend ähnliche Bildnisse von ihm, die sich gegenseitig beglaubigen, befinden sich auf der Großherzoglichen Bibliothek, die ja auch seinem Dezernat unterstanden hat: eine Büste von Klauer, dem vorzüglichen Porträt-Plastiker, der uns am meisten durch die köstliche Büste Wielands in Tiefurt bekannt ist; ferner ein Porträt, von einem unbekannten Maler trefflich ausgeführt. Ein robustes rundes Gesicht, starkknochig; der Gesichtserker, die gekuppte Nase, kräftig herausgebaut; freundliche, hellblaue Augen unter starken Brauen; ein respektables Kinn. Aber wichtiger scheint mir sein Selbstporträt, wie er es in einem Briefe an Goethe gezeichnet hat, fünf Jahre nur nach des Dichters Heimkehr. Ein ereignisschweres Lustrum. „Ruhige Bildung", wie sie Goethes Brief atmet, ist durch das „Franzthum" (mit Goethes erbittert-entrüstetem Worte zu reden) „zurückgedrängt"; die früher Freunde waren, verstehen sich oft nicht mehr ob des politischen Haders. Goethe ist mit seinem Herzog bei dem Belagerungskorps vor Mainz; es gilt, „die fränkischen Unmenschlichkeiten", wie der Herzog an Herder schreibt, der ihm seine Humanitätsbriefe durch Goethe hat überreichen lassen, „vom deutschen Boden zu kehren". Im Niedergang ist das Geschlecht des heiteren, geselligen Rationalismus, das den Glauben an die alle menschlichen Gebrechen wieder gutmachende M e n s c h l i c h k e i t treu im Herzen gehegt hatte. Frühsommer 1793, die Zeit des ersten Grasschnittes in Thüringen. Der alte Schnauß, schon längst nicht mehr der alte kräftige Schnauß, ein Einundsiebzigjähriger, sitzt in seinem Garten. Unter der Erde ist seine Zeit. Die Stimme des alten Gottes kommt zu ihm, dem Patriarchen: „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras." Da rückt er sich vor seinem Schreibzeug zurecht und macht sich stark (wie von Jakob geschrieben steht); er nimmt einen großen Bogen, fast Aktenformat. Die Feder läuft ihm noch gut; wir erblicken fast dieselben klar gefälligen Züge, mehr einer Gelehrten- als einer Geheimderathshand, die uns der Aktenfaszikel von 1780 zeigt. Er schreibt an den Freund im Feldlager vor Mainz.

Weimar im Garten, fern von allen
Canonen Schüßen, den 12ten Jun. 1793.

Da sitze ich nun, mein werthester Herr College, und dencke dem menschlichen Schicksal nach. Wie viel Menschen, besonders brave Jungen, die ihrer Mutter so viel Arbeit und Mühe gekostet, werden von beyden Seiten, ehe sie noch reiff und die Stütze ihrer Eltern werden können, durch die Sentze des Knochen Manns wie das Graß auf der Wiese abgemähet, wann hier eine Canon- oder Kartätschen Kugel und dort ein Husaren Hieb oder Bajonet Stich ihren Leben ein Ende macht.

Und was ist der Held? Der mit kalten Blut sich diesen Gefahren aussetzt, den Feind ohne auf sein Ich zu mercken mit feurigen Muth angriff und auf einer mit Leichen geflasterten Chaußee triumphirend zurück reitet? Da muß doch alles Gefühl der Menschlichkeit erstickt werden, wenigstens über die Nothwendigkeit eines so gräßlichen Schauspiels eine schaudervolle Betrachtung erreget werden.

Ich schreibe Ihnen, theuerster Freund, diese mich gantz niederdrückende traurige Empfind- und Bemerkung, als einem, der auf den Lorber Cranz der Helden keinen Anspruch machen darff [d. h. zu machen braucht]; dem Herzog würde ich solches nicht schreiben. Der mag dann in seiner Laufbahn, so weit es Berufsarbeit ist, fortschreiten; er ist von Natur darzu gemacht und aus einem Helden Stamm gebohren.

Daß man ihm aber nicht einmal die verdiente Ehre gönnt; daß man in den Zeitungen nur seines Regiments, welches Prinz Louis von Preußen angeführt haben soll, und nicht seiner gedencket, das ist uns doch ärgerlich. Ich dencke und hoffe, er wird auch mercken, was Neid und Cabalen thun, wie der Prinz von Coburg, welcher gewißen Nachrichten zu Folge, keine Campagne mehr mit machen wird.

Wohl uns, wann wir unsern gnädigsten Herrn wieder unter dem Vaterländischen Feigen Baum sitzen und uns und alle Unterthanen durch seine beglückte Rückkunfft die höchste Jubel Freude verschaffen sehen! Gott gebe solches recht bald!

Hier, bester Herr College, schicke ich Ihnen noch etwas zu lesen, denn Sie werden doch manchmal lange Weile haben. Den Aufsatz im Wochenblatt hat der H. General Superintendent Schneider gemacht. Die Abhandlung der Lat. Gesellschafft zu Jena, welche mir der Secretär derselben, Dr. Becker, nebst dem Verfaßer überbracht hat, ist nicht übel und ziehet gegen die Gleich- und Freyheits-Narren ziemlich loß und vertheidiget die Griechischen und Römischen Schrifftsteller, die von der Freyheit hin und wieder unter ganz andern Umständen geschrieben haben.

Ich habe zu meinem Jubelfest wenigstens 20 gedruckte und geschriebene Gedichte in lateinischer und deutscher Sprache, in gebundener und ungebundener Rede erhalten; ich begreiffe doch nicht, wie die guten Leute einen so großen Lerm darüber machen können, als wann ich etwas darzu könnte daß ich 50 Jahre im Dienst, unter 6 Regenten, verlebt hätte? Und wenn nun dieses schon mit allen Feyerlichkeiten, wie ein Traum, wie ein Schatten-Spiel an der Wand, verschwunden und noch ein paar Jährgen höchstens dahin lauffen, in welchen ich noch so, aller Dinge satt, herum schleiche, was ist am Ende der Schluß der Rolle, die ich auf der Welt gespielt habe? Tritt ab! und mache andern Plaz.

Jezo schlagen die Nachtigallen um mich her; das gönnte ich Ihnen statt des Gebrumme der Canonen. Bleiben Sie nur immer weit, wie Curtius sagt: extra teli jactum, und kommen mit dem Herzog glücklich zurück.

Das allerhöchste Wesen, das man Gott nennet, oder die Vorsehung, oder die ewige göttliche Vorsicht (das ist doch immer einerley), bewahr Sie und unsern gnädigsten Herrn für alle Gefahren, Schäden und Unfall.

Behalten Sie mich lieb so wie ich Sie zärtlich umarme. Sie hängen nebst Wieland um den Herzog [d. h. zu beiden Seiten von des Herzogs Porträt] stets für meinen Augen in meiner neu grün gemahlten und mit Etruscischen Bordüren eingefaßten Stube.

Ich bin von ganzen Herzen

Ihr

alter treuer Freund und Diener

Schnauss

Meine Herren Collegen und meine Kinder empfehlen sich Ihren geneigten Andencken.

Schon aus der Campagne des Vorjahres, eben damals, als man noch den frischen, fröhlichen Parademarsch gen Paris zu machen hoffte, hatte Goethe „in procinctu“ an Schnauß im Auftrage des Herzogs geschrieben: „Theuerster und werthester Herr College und Freund . . . Unser lieber Fürst, der wohl, munter, rüstig, und in seinem militarischen Wesen recht zu Hause ist, grüßt Sie herzlich und freut sich, daß Ihre Füße Sie so weit tragen und wünscht, daß Sie munter und gutes Muths dem bevorstehenden Jubiläo entgegen gehen mögen. Er schätzt Sie gewiß, wie Sie es verdienen und nimmt lebhaften Antheil an Ihrem Befinden.“ Im übrigen aber knüpft der Alte ersichtlich an die Nachrichten an, die wenige Tage zuvor in Weimar eingetroffen sein müssen. Zunächst ein Brief Goethes an den jüngeren Kollegen C. G. Voigt, der sicherlich auch dem Doyen des Kollegiums vorgelegen hat. Wahrscheinlich aber hat sich auch bereits die ausführlichere „Relation“ über die jüngsten Ereignisse vom Kriegsschauplatz, die Goethe unter dem 2. Juni an Herder abgehen läßt, und „besonders Frankenbergen“ (dem gothaischen Minister) mitzuteilen ersucht, abschriftlich an höchster amtlicher Stelle befunden. Inzwischen waren auch schon andere Berichte aus dem Hauptquartier angelangt. Goethe schreibt:

Im Lager vor Mainz d. 31 May 93. Kaum war ich einige Tage hier . . ., als heute Nacht die Franzosen sich erfrechten auf das Hauptquartier Marienborn einen Ausfall zu thun und mir also das Schauspiel eines Überfalls und einer nächtlichen lebhaften Affaire gewährt ward. Der Feind drang biß in das Dorf fast unangemeldet, es entstand ein lebhaftes Gefechte. Das Canonenfeuer von unsern Batterien, das Feuer des kleinen Gewehrs dauerte fast eine Stunde, mancher brave Kerl büßte sein Leben ein . . . Des Herzogs Regiment hat den Major Lavière und   Mann verloren . . . Es ist ein Coup, der keine Folgen hat und dennoch verdrießlich ist.

Die offiziöse Relation enthält Genaueres:

Sie wollten den General Kalkreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig, Ferdinands Sohn, der auf dem Chausseehause . . . im Quartier lag, entweder gefangen fortführen oder todt zurücklassen. Sie wählten die Nacht vom 30. zum 31., zogen sich . . . über die Chaussee durch einige Gründe und durch das hohe Korn bis wieder an die Chaussee, passirten sie und eilten auf Marienborn los . . . Sie schossen sogleich in die Häuser, wo sie Licht sahen, drängten sich durch die Straße, umringten den Ort und das Klostergebäude, in welchem der General lag . . . Die Batterien feuerten, das Infanterieregiment Wagner rückte vor, Lottum kam herzu, eine Escadron Herzog von Weimar (Kürassiere), die hinter dem Orte lag,

war bei der Hand, die Sächsischen Husaren desgleichen ... Der Herzog von Weimar führte den übrigen Theil seines Regiments, das eine Viertelstunde hinter Marienborn auf der Höhe campirte, hinzu ... Nach einem anderthalbstündigen Gefecht trieb man die Franzosen gegen die Stadt zurück ... Der Verlust der Preußen an Todten und Blessirten mag 90 Mann sein. Major la Vière von Weimar, Rittmeister Voß, Generaladjutant, sind todt und einige Hauptleute der Infanterie.

Vom Herzog aber heißt es noch in dem Briefe an Voigt:

Zum Soldaten ist er gebohren und wenn man ihn in diesem Elemente sieht, verdenckt mans ihm nicht, daß er da gerne ist, wo er sich fühlt.

III.
An Erich Schmidt.

Weimar, auf der Altenburg,
2. Weihnachtstag 1902.

Es ist nun das dritte Mal, daß ich das fröhliche Gefunden! bei einer Urkunde zur „Italiänischen Reise" Dir, lieber Freund, zurufen kann, der das nächste Anrecht hat, von einer Nachentdeckung zu vernehmen, welche diesem Schatze ein neues Stück zuführt. Entdeckt, im strengen Sinne, habe ich nur das zweite, den nach der Rückkehr aus Sizilien, während des zweiten römischen Aufenthalts niedergeschriebenen „Versuch, eine homerische, dunckle Stelle" — nämlich die Beschreibung der Laistrygonenstadt — „zu erklären"; die Blätter gehörten zum Urbestande des Archivs, und niemand, auch der Herausgeber der Urgestalt der Italienischen Reise und des Faust nicht, hatte ihr Nationale erkannt, welches jetzt, nach der Veröffentlichung im Goethe-Jahrbuch von 1901, schwerlich angezweifelt wird. Das erste, bereits vor elf Jahren gefundene Stück, Goethes schöner Brief an Christian Friedrich Schnauß, datiert „Frascati, den 1. October 1787", das in jeglichem Betracht zu den „Tagebüchern und Briefen aus Italien" gehört haben würde, kam für deren zweite Herausgabe im achten Bande von „Goethes Briefen" zu spät; der liederliche Druck des edeln Wertstückes in Karl Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" 1854 mußte Dir noch genügen, und bedauerlicherweise ist in den Nachträgen und Berichtigungen (Band 18, 110 der vierten Abteilung) die erheblichste wörtliche Verbesserung, die man dort hätte schenken können, übergangen. Goethe hat geschrieben: „Zwar ist auch hier nicht gut Brief schreiben, man mag gerne den ganzen Tag spazieren (nicht: skizzieren) und zeichnen und hat Morgends und Abends so viel zu thun die Blätter in Ordnung zu bringen, die Contoure zu laviren, oder mit der Feder zu umreisen, man pfuscht auch wohl einmal mit Farben und so geht die Zeit hin, eben als wenn es so seyn müßte." Dir ist es nicht entgangen, daß aus diesen Zeilen die Physiognomie des Adressaten hervorblickt, den andere in Voigt und Schmidt vermutet hatten, und Du hast auf die rechte Fährte gewiesen mit der Stelle aus dem Briefe an Herder, Rom, den 17. Februar: „Es fällt mir eins über das andre ein! Bitte Frau von Stein, die Zeichnungen, wenn sie ankommen, dem alten Schnaus zeigen zu lassen. Auch wenn ihm einfallen sollte eins oder das andre zu kopiren, es ihm zu leihen."

Wenn Herder in seiner spöttlichen Weise die Briefe des „stolzen Römers“ auf ihr Großquartformat anspielend, Schüsseln mit breitem Rande genannt hat, so gehört jener Brief aus Frascati zu den vollen Schüsseln; die Seiten sind mit 21, 22 langen Zeilen gefüllt, nur auf der letzten ein mäßiger Raum für den „Respect“ und Abschied vorbehalten.

Eine ebenso volle Schüssel habe ich Dir, als dem Ersten und Nächsten unter den auswärtigen Freunden, auftragen können, zuvor aber hier einem engen Kreise von Gästen, die ich zur Feier von Goethes Geburtstag auf die Altenburg gebeten hatte; Euer Charlottenburger Landsmann Dr. Max Morris gehörte dazu, der Spürer, Finder und Entzifferer. Was ich der Bewirtung vorausgehen ließ, die schier wundersame Geschichte des Fundes, hätte sich, wäre auch nur ein mäßiges Viertelstündchen in dem Getümmel jener Tage zwischen Herders und Goethes Geburtstag zu erobern möglich gewesen, leicht in die Gestalt eines Märchens bringen lassen. Nicht des „Märchens“, an dem Morris seinen Scharfsinn und alle seine Künste und Listen erprobt hat, sondern einer Rhapsodengeschichte, wie sie Goethe in seiner zweiten Epistel vorträgt aus der Erinnerung seines Aufenthaltes „in der neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen Göttlich verehrt“.

> Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
> Die Utopien heißt.

Ein paar Tage zuvor, im Gedränge der Herder-Ausstellung, hatte eine verehrte Freundin, Fräulein Charlotte Krackow, die letzte Überlebende aus dem Hause des Hofkammerrats Kirms, des erprobten Gehilfen Goethes im Theateramte, mir, mit etlichen anderen, auch ein eng beschriebenes altes Quartblatt in das Archiv gebracht und, als wäre es nötig, solche Dienstfertigkeit auch noch zu entschuldigen, sich darauf berufen, daß ich vor einigen Wochen ihr eindringlich geraten hatte, nichts, gar nichts aus dem alten Handschriftenbesitze ihrer Familie zu vernichten, ehe sie es mir vorgelegt habe. Was sie beim vorigen Besuche mir zurückgelassen hatte, waren Abschriften von Briefen Herders und seiner Frau an Anna Amalia, ferner von Gedichten Goethes an Frau von Stein, von Schillers vergnügten Versen, „Mach auf, Frau Griesbach“, Auszüge sodann aus jener Handschrift des „Wallenstein“, der auch Herr Böttiger-Ubique so Wertvolles, das wir dem Vielgeschäftigen jetzt zu danken haben, zum schweren Verdrusse Schillers, einst entwendet hat, Auszüge schließlich — um doch eine brennende Frage noch zu streifen — aus den Niederschriften „Christels“, d. h. der Christiana von Wurmb nach Schillers Unterhaltungen mit ihr, — sie tragen die Jahreszahl 1801, die man zur Zeit arg anzweifelt und hinausdisputieren will. Die Wallenstein-Auszüge haben bei genauer Sichtung und Vergleichung mit der „historisch-kritischen“ Ausgabe nur anderthalb unbekannte versiculi ergeben; indessen, diese gehören zu dem großen Dialog zwischen dem Friedländer und der Gräfin Terzky. Von den Christel-Papieren ein andermal.

Wie? Ist Luise von Göchhausen wieder erschienen, die treueste und fleißigste der abschreibenden Weiber, die mit Recht durch ihre und Deine Feder berühmt Gewordene? Oder eine jüngere Mitbewerberin um Thusneldens

Ruhm, die auch das Spätere noch, in dunklem Drange, für sich, für uns und die Nachwelt abgeschrieben und aufbewahrt hat? So ist es allerdings, und wir dürfen Amélie Voigt, geborene Ludecus, wo nicht neben, so doch nächst dem Hoffräulein zu unseren guten Geistern und Nothelferinnen zählen. Von Anna Amalia, ihrer Patin, deren Schatullier ihr Vater war, trägt sie den Namen. An Bildung und Geist steht sie über der älteren Rivalin; als Schriftstellerin hat sie unter dem Namen Cäcilie Anerkennenswertes geleistet. In ihrem Nachlasse befindet sich eine Anzahl Briefe von Eichstädt, der sie als Mitarbeiterin an der „Jenaer Litteratur-Zeitung“ geschätzt hat; auch in den Quartalheften von Goethes Korrespondenz begegnen wir etliche Male ihrem Namen. War sie doch eine Nichte von Kirms und bis zum Jahre 1811 die Gattin des jüngeren Voigt, des Sohnes von Goethes Freund. Amélie Voigt verdient einen Platz im goldenen Buche von Weimar, unter der Generation wahrhaft gebildeter Frauen, denen es zum Segen gediehen ist, zu den jüngeren Zeitgenossen Goethes zu gehören. Sie verdient eine Studie, und als Schriftstellerin muß sie einen Platz in der Allgemeinen Deutschen Biographie, im letzten Nachtrag-Bande erhalten. Vielleicht fühlt sich ein Jüngerer durch diese Winke angeregt, sich mit ihrem Leben und mit ihrer Schriftstellerei eingehender zu beschäftigen. Ihre Büste schon, von Tieck zu der Zeit, als er am Weimarer Schloßbau beteiligt war, angefertigt, könnte ihm sagen, daß er es, altfränkisch zu reden, mit einem anmutigen Frauenzimmer zu tun haben würde. Es ist etwas Südliches in ihrer Gesichtsbildung; manchmal sollte man meinen, etwas Orientalisches; doch kann der Turban, den sie nach der Zeitsitte um die Stirn geschlungen hat, mich auf diese Idee gebracht haben. Sie ist, alles in allem, eine interessante Erscheinung, nicht das unbedeutendste Mitglied jener Gesellschaft von Weimar, die — eine andere war als die heutige.

Dir wird Dein philologisches Auge beim ersten Blick schon auf die Äußerlichkeiten unseres Briefes sagen, daß es keine gewöhnliche Frauenzimmerbildung verrät, in solcher Weise um 1810 (aus dieser Zeit mag die Abschrift stammen) die Eigenheiten der Goethischen Orthographie und Interpunktion von 1788 zu wahren; nur an ein paar Stellen habe ich, um den Eindruck der Unebenheit zu verwischen, ein klein wenig retuschiert.

Echt aber ist jedes Wort dieser Abschrift, dafür stehe ich ein. Richtiger sage ich nun: dafür stehen wir beide ein. Hätte sich diese Abschrift nicht in dem Kirmsschen Hause gefunden, wo Amélie Voigt nach der Trennung von ihrem Manne gewohnt hat, und wo sie gestorben ist — jenem Gebäude mit der stattlichen Torfahrt in der Jakobsstraße (es stand schon vor dem Dreißigjährigen Kriege), das unter den Fenstern der ersten und zweiten Etage einen Guirlandenschmuck wie das Römische Haus im Weimarer Park an seiner Fassade zeigt, — wäre sie hinter dem Lehmgiebel irgend eines alten Weimarer Hausbodens, ja überhaupt irgendwo unter alten Papieren gefunden worden, wir würden beide doch mit einem Munde ohne Bedenken bekräftigen: „Echter Goethe!“

Nun aber ist auch die Provenienz völlig klar, und zwar die des einen Schnauß-Briefes wie des anderen. Denn auch der frühere, im Original

gefundene, den der Großherzog Carl Alexander durch mich 1891 erwerben ließ, um ihn, seiner Gewohnheit nach, der Großherzogin Sophie unter den Weihnachtsbaum zu legen, — auch er stammt aus dem Kirmsschen Hause, aus dem Besitz von Amélie Voigt. Und von ihr selbst hat wohl Karl Gutzkow die Vorlage zu seiner unordentlichen Veröffentlichung erhalten. Amélie aber hat ihn sich von ihrem Schwiegervater, dem Minister, schenken lassen. Dem aber gab ihn — der alte Schnauß. „Unser Goethe hat mir da einen gar herrlichen Brief geschrieben," hat er eines Tages zu dem jüngeren Herrn Kollegen gesagt. „Ei, dürfte ich den nicht auch lesen? Ich gebe ihn dem Herrn Geheimderat gewißlich morgen wieder." — „Ja freilich, gerne, mein lieber Voigt." So hat ihn Voigt bekommen, gelesen, in sein Pult geschlossen und das Zurückgeben pünktlich — vergessen. Und so ist's bei dem zweiten auch ergangen.

Das ist mein Märchen. Du magst es glauben oder nicht, lieber Freund. Die Sache — „die hast Du nun köstlich in Händen". Mag uns solch ein Fund noch manchmal beschert sein. Und viel Glück sonst zum neuen Jahre!

Dein Suphan.

Schumann und Brahms[1].

Von
Max Kalbeck.

Als Robert Schumann 1850 seine selbstgeschaffene Dresdener Stellung aufgab, um den nach Köln berufenen Ferdinand Hiller im städtischen Musikdirektorat von Düsseldorf abzulösen, versprach er sich das Beste von dem Wechsel seiner Verhältnisse. Sein engeres Vaterland war ihm durch mancherlei widrige Erlebnisse, vor allem aber durch den Mißerfolg und die Zurücksetzung, die seine Oper „Genoveva" in den Hauptstädten Sachsens erfuhr, verleidet worden, und er hoffte, von dem regen rheinischen Musikleben mit größerer künstlerischer Befriedigung zugleich Anregung und Lust zu neuem Schaffen zu gewinnen. Anfangs ließ sich auch alles so freundlich für ihn an, daß es schien, als sollten seine Hoffnungen erfüllt werden. An der Seite seiner geliebten Clara war ihm der ehrenvollste und schmeichelhafteste Empfang bereitet worden. In den Kreisen der Düsseldorfer Gesellschaft drängte man sich an das geniale Künstlerpaar heran, über welches so viele interessante, fast märchenhaft klingende Geschichten umherliefen, und zeichnete es auf jede Art aus.

Aber die gegenseitige Zufriedenheit war nicht von langer Dauer, und mit ihr schwand auch das gute Einvernehmen, das zwischen dem Dirigenten, den Mitgliedern seines Chors und Orchesters geherrscht hatte. Den Tagen frischer und kräftiger Anspannung, die Schumann eine Regeneration seines geschwächten Organismus verhießen, folgten nur zu bald Wochen tiefer geistiger und körperlicher Herabstimmung, und von allen Seiten fühlte er sich in seiner Tätigkeit gehemmt. Gewohnt, seiner freigebigen, ihm unerschöpflich dünkenden Phantasie das Äußerste zuzumuten, hatte er in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von zehn Jahren eine Überfülle von Werken produziert, in dem ersten Jahre seiner glücklichen Ehe allein 138 ein- und mehrstimmige Lieder, Romanzen und Balladen! Die Oper „Genoveva", das Oratorium „Paradies und Peri",

[1]) Dieser Aufsatz gehört, gleich dem im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten: „Aus Brahms' Jugendzeit", einem im Entstehen begriffenen größeren biographischen Werke über Johannes Brahms an.

die Musik zu „Manfred“, das Requiem für „Mignon“, die „Faustszenen“, vier große Orchester-, sieben Kammermusikwerke für mehrere Instrumente, das Klavierkonzert und andere Konzertstücke nebst einer ansehnlichen Zahl von Klavier- und Gesangskompositionen waren zwischen 1840 und 1850 entstanden — eine Unsumme von anstrengender Arbeit, die für ein ganzes Künstlerleben hingereicht hätte. Dazu führte Schumann noch bis 1844 die Redaktion der von ihm gegründeten „Neuen Zeitschrift für Musik“ und überließ dieses, den ganzen Mann in Anspruch nehmende Geschäft, dem er die besten Kräfte seiner Jugend aufgeopfert hatte, seinem Mitarbeiter Oswald Lorenz, dem Strohmanne Franz Brendels, als er merkte, daß nicht nur seine Produktion, sondern auch seine Gesundheit darunter litt. Als hätte er viel Versäumtes auf einmal nachholen und die wenigen Mannesjahre, die ihm noch blieben, doppelt und dreifach ausnützen wollen, stürzte er sich auf das künstlerische Schaffen und vergaß bald wieder die Warnung, die ihm seine krankhaft überreizte Natur schon im Oktober 1844, nach Beendigung des „Faust“-Epiloges, erteilt hatte. Nicht wenig trug zu seiner Verstimmung, die in Düsseldorf eine chronische wurde und allmählich zur Weltfurcht und Menschenscheu anwuchs, der Umstand bei, daß in dem Maße, als seine Werke im In- und Auslande Verbreitung und verständnisvolles Entgegenkommen fanden, die Zahl seiner versteckten und offenen Widersacher und Neider sich vermehrte. Er hatte Ursache, manchem zu mißtrauen, dem er selbst ein allzu geneigtes Ohr geliehen hatte, und es wurmte ihn, daß er gerade von denen schnöden Undank einerntete, für die er Segen mit vollen Händen gesäet zu haben sich bewußt war.

Die Furcht, sich in seiner eigenen künstlerischen Existenz bedroht zu sehen, quälte ihn. Aber noch tiefer schmerzte ihn die Erkenntnis, daß die von ihm gepflegte und geförderte Kunst auf abschüssigem Wege dem sicheren Untergange zueilte, und daß er das drohende Verderben nicht aufhalten konnte. Sein weiches, verwundetes Gemüt besaß die Spannfähigkeit nicht mehr, um mit überlegenem Humor den Dingen ruhig ihren Lauf zu lassen, und anstatt ironisch darüber zu lächeln, daß Unkundige ihn selbst dem tempelschänderischen Haufen jener wüsten Neuerer beizählten, die sich an den Götterbildern seiner Ideale vergriffen, erbitterte es ihn, wenn man die Rüstkammer seiner kampfesfrohen Jugend durchstöberte, um ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Die schneidige Wehr, vor welcher einmal alles zitterte, was im Reiche der Tonkunst unrein, verlogen, niedrig und schlecht war, sein kritisches Richtschwert, hatte er aus der Hand gegeben, im guten Glauben, daß der Arm, der es nach ihm führte, die gerechte Sache stützen und verteidigen werde.

Nur ein halbes Jahr, vom Juli bis Dezember 1844, hatte Lorenz die Redaktion geführt; vom 1. Januar 1845 an war die Zeitschrift unter Brendels Namen erschienen, und gleich die Neujahrsnummer hatte ein geharnischtes „Programm“ in Form eines musikhistorischen Resumés gebracht, in welchem Schumanns Verdienste als Musiker und Musikschriftsteller mit keiner Silbe erwähnt wurden. Indessen sollte sich erst nach der Revolution von 1848 Brendels ehrgeizige Agitatorennatur völlig entfalten. Das rein Künstlerische wurde ihm immer gleichgültiger; was nicht auf die Massen wirkte oder doch zur

Erregung der Massen sich verwenden ließ, existierte nicht für ihn oder wurde bekämpft. Brendel konnte dem ehemaligen Freunde, obwohl er ihn noch eine Zeit lang mit schuldiger Rücksicht behandelte, endlich doch die schrecklichste Enttäuschung seines Lebens nicht ersparen. Erst zwischen den Zeilen, dann unverblümt und deutlich gab ihm die „Zeitschrift“ zu verstehen, daß Brendel und seine Gesinnungsgenossen die Schumannsche Musik für antiquiert und deren Grundlagen für hinfällig hielten. Schumanns Richtung vom Willkürlich-Persönlichen zur Abgeklärtheit eines objektiv erfaßten und dargestellten musikalischen Schönheitsideals paßte ihnen nicht in ihren Kram. Sie hatten von dem burschikosen „Davidsbündler“, der in seiner Jugend die Philister zu Paaren trieb, anderes erwartet, als der zum klassischen Meister herangereifte Mann ihnen gewähren konnte. Seine formenschöne, still in sich beruhende Kunst, die alles Impetuose und Aggressive von sich abgetan hatte und weder mit den philosophischen und sozialen Tendenzen der Zeit noch mit anderen Künsten und Wissenschaften liebäugelte, war ihnen langweilig, die überragende Autorität des Künstlers, der nach Mendelssohns Tode als der erste deutsche Musiker anerkannt und verehrt wurde, unbequem und lästig geworden. „Ôte-toi que je m'y mette“, das Losungswort aller Streber, entsprach durchaus dem Sinne einer Partei, die, im Gegensatz zu Schumann und dessen künstlerischen Vorgängern, am Untergraben der Autoritäten arbeitete und nur die Größen gelten ließ, die sie selbst lärmend auf den Schild erhob.

Als Redakteur der Zeitschrift bildete sich Brendel zum vorzüglichen Taktiker aus, der auf musterhafte Disziplin hielt. Gegner durften nicht geschont, Freunde, d. h. Parteigenossen, mußten mit aller möglichen Rücksicht behandelt werden. „Bei unserer polemischen Stellung im großen und ganzen,“ schreibt der Redakteur am 29. April 1853 einem neuen, ihm besonders wertvollen Mitarbeiter, Julius Schaeffer, dem gegenüber er sich keine allzu empfindlichen Blößen geben wollte, „muß man im einzelnen Konzessionen machen, wenn man überhaupt wirken will. Man kann nicht alle vor den Kopf stoßen. Das Richtige besteht eben darin, zu verstehen, zu rechter Zeit Konzessionen zu machen.“ Von einem anderen, der sich die Freiheit nahm, seine eigene Meinung unabhängig von der Tendenz des Blattes zu vertreten, klagt er: „Hinrichs[1]) spricht immer von seiner prinzipiellen Erörterung, steift sich auf sein vermeintliches Recht und sieht nicht ein — was ich Franz schon mündlich gesagt habe —, daß er mit seiner Episode ganz aus dem Ton gefallen, daß das keine prinzipielle Erörterung, sondern ein gehässiger Angriff ist, er sieht nicht ein, daß er allen persönlichen Beziehungen ins Gesicht geschlagen hat, wie das nur jemand passieren kann, der, gänzlich isoliert, von dem Leben und den Verhältnissen gar keine Notiz nimmt. Er betrachtet sich die Welt von der Stube aus und wundert sich hernach, wenn er sehen muß, daß die Welt sich nicht in seine Stube einfangen läßt. — Wie sehr er geschadet hat, indem er den Schlechten das Schauspiel des Streites im eigenen Hause gab,

[1]) Der Schwager von Robert Franz, der eine sehr gemäßigte Abhandlung „R. Wagner und die neue Musik“ geschrieben hat. — Die von Brendel an Schaeffer gerichteten Briefe sind im Besitz des Verfassers.

brauche ich kaum zu erwähnen. Er ist ohne alle Ahnung davon, daß Parteien notwendig sind, um etwas durchzusetzen. Was wir mit Anstrengung aufbauen, reißt er ein. Wer wird denn auf den Markt treten und von seinen häuslichen Zwisten erzählen!" — Als Wagners „Tannhäuser" in Berlin zur Aufführung angenommen worden war, wandte sich der vorsorgliche Brendel sofort an seinen Berliner Korrespondenten: „Schreiben Sie mir doch, wie es mit der Aufführung in B. steht, schreiben Sie mir auch, ob Sie gegen die zu erwartenden dummen Rezensionen in Berlin in der Zeitschrift auftreten wollen. Ich würde Ihnen nötigenfalls zwanzig Exemplare der betreffenden Nummer senden, mit dem Wunsche, daß Sie dieselben in den Konditoreien austeilen und austeilen lassen möchten. Schreiben Sie mir gefälligst, ob Sie dazu bereit sind. Von Lange[1]) und Konsorten ist natürlich greuliches Zeug zu erwarten. Berlin ist aber wichtig, und wir dürfen deshalb die Hände nicht in den Schoß legen." — Eine der interessantesten vertraulichen Äußerungen des Generalissimus der neudeutschen Musik aber ist die folgende, vom 3. Juni 1853 datierte: „Die Nachsicht gegen einzelne kann nicht eine dauernde sein. Je fester das Neue sich gründet, um so mehr muß auch mein früherer Standpunkt wieder zur Geltung kommen. — Ich hätte hier unendlich Vieles zu sagen, was nur mündlich möglich ist. — Bedenken Sie aber noch das Eine, daß ich viele warme Freunde und frühere Mitarbeiter verletzen mußte. Ich bin bis zur äußersten Grenze gegangen — weiter, wäre dumm und toll gewesen. X. z. B. hat keine Ahnung, wie sehr mein persönlicher Einfluß bei Wagners Geltendmachung ins Spiel gekommen ist, wie ich rastlos persönlich, brieflich gewirkt habe, was nicht möglich gewesen wäre, wenn ich hätte mit dem Kopf durch die Wand rennen wollen, wie denn überhaupt X. die Wirksamkeit der Kritik viel zu gering anschlägt. Wir alle waren notwendig, Liszt, die Zeitschrift u. a. Getrennt hätte es kein einziger vollbracht, auch Wagner selbst nicht, der mit all seinen Büchern spurlos vorübergegangen wäre. Nur durch das Zusammenwirken aller dieser Kräfte ist der Sieg entschieden worden. Hat mir doch der Geschäftsführer der P.schen Offizin, der den Teufel davon weiß, ob ich Wagner oder sonst etwas vertreten habe, erzählt, daß seit ohngefähr zwei Jahren Wagners ‚Tannhäuser' reißend gegangen ist, während früher die Klavierauszüge wie Blei gelegen hätten. Das war aber gerade der Moment, wo die Zeitschrift angefangen hatte."

Es wurde Schumann nicht vergessen, daß er einmal, als Liszt in Gegenwart Richard Wagners in geringschätzigem Tone von Mendelssohn sprach, diesen zurechtgewiesen hatte mit den von Entrüstung bebenden Worten: „Wie können Sie sich erlauben, von einem Künstler wie Mendelssohn, der so hoch über Ihnen steht, in so abfälliger Weise zu reden?" Und Wagner verzieh es Schumann nicht, daß dieser ihm die Partitur des „Fliegenden Holländers" mit dem Bemerken zurückschickte, die Oper wäre ihm zu meyer-

[1]) Redakteur der „Neuen Berliner Musikzeitung" und musikalischer Berichterstatter der „Vossischen Zeitung".

beerisch. In Wagners aufrührerischen Schriften und Bühnenwerken hatten die „Neudeutschen", mit Brendel und Liszt an der Spitze, den wahren Mann des Tages erkannt, und es war eine empfindliche Kränkung für Schumann, daß seine arme „Genoveva", die sich aus der lyrischen Dachstube auf die Bühne verirrte und neben den blendenden Theatererscheinungen der Wagnerschen Oper allerdings eine blasse, schüchterne Figur machte, seit ihrem Leipziger Fiasko so gut wie in Vergessenheit geraten war.

Brendel hat es später für nötig gehalten, sich der Beurteilung wegen, der er die „Genoveva" unterzog, zu rechtfertigen. In seiner „Geschichte der Musik" lesen wir: „Einzelne haben mir damals daraus einen Vorwurf gemacht. Während ich mich rühmen darf, für Schumann zuerst in weiteren Kreisen die Bahn gebrochen zu haben, wollte man, statt darin meine Unparteilichkeit zu erkennen, die, frei von persönlichen Rücksichten, nur das ausspricht, was sie nach bester Überzeugung gefunden hat, einen Abfall von Schumann erblicken. Man verwechselte Parteinahme für eine Richtung, Parteinahme für die Sache mit persönlichem Cliquenwesen. So pflegt es aber zu gehen. Die einen verlangen solches Cliquenwesen, die anderen faseln von demselben und erheben gehässige Vorwürfe, während jede Veranlassung dazu fehlt." — Aber es handelte sich nicht um die „Genoveva" allein, auch nicht einmal mehr um Schumann, sondern um die ganze Art und Weise, in welcher gegen und für die eine und die andere Sache vorgegangen wurde.

Diese und ähnliche üble Erfahrungen hätte Schumann, so sehr sie ihn schmerzten, vielleicht auch noch verwunden, wenn ihm nicht zuletzt die Freude an seinem Düsseldorfer Amt vergällt worden wäre. Seines nervösen Leidens wegen, das seit 1852 immer weiter um sich griff, konnte er seine Berufsgeschäfte bald nicht mehr pünktlich erfüllen; er mußte sich vertreten lassen, und sein Substitut, Julius Tausch, der Chormeister der Düsseldorfer Künstler-Liedertafel, führte ein strammeres Regiment als der von unberechenbaren Zufällen abhängige, wortkarge, in sich gekehrte, leicht ermüdete Tondichter, der auch in seinen gesunden Jahren kein besonders glücklicher Dirigent gewesen war. Chor und Orchester, die Hiller in gutem Zustande hinterlassen hatte, gingen unter Schumann eher zurück als vorwärts, und die Verdrossenheit der Mitwirkenden übertrug sich auf das Publikum. Man kann es dem „Verwaltungsausschuß des allgemeinen Musikvereins" als der vorgesetzten Behörde Schumanns nicht verübeln, daß er an eine Änderung der schwankenden Verhältnisse dachte. Die Art freilich, wie diese herbeigeführt wurde, mußte den verdienten Künstler tief verletzen, und der „rüde rheinische Ton", über den Brahms später öfters Klage führt, wird nicht dazu beigetragen haben, den Erzürnten zu besänftigen. Die Rolle, welche Tausch bei dem mißlichen Handel spielte, war gewiß keine beneidenswerte; er entging dem Odium nicht, Schumann verdrängt und dadurch, wenn auch wider Willen, den tragischen Ausgang seines Lebens beschleunigt zu haben.

Die Gerechtigkeit erfordert es, daß wir zur Ergänzung des Tatbestandes ein Zeugnis von Frau Clara Schumann herbeiziehen. Sie schrieb am 19. Januar 1859 an Eduard Hanslick:

„Mein Mann ging damit um, seine Stelle freiwillig niederzulegen, als ihn die traurige Krankheit ereilte, aber selbst nach dem stand man in Düsseldorf lange an, einen anderen Dirigenten anzustellen, weil man immer hoffte, er werde wieder genesen und dann fähig sein, wieder seine Funktionen zu versehen. Mir zahlte man sogar den Gehalt fort, gewissermaßen um mir zu zeigen, daß man sich seiner durchaus nicht zu entäußern denkt. War es auch wahr, daß sein ganzes Wesen ein zu tief innerliches war, um ein ausgezeichneter Dirigent sein zu können, so würden Sie doch genauere Nachforschungen über seine Wirksamkeit als solche überzeugen müssen, daß man noch jetzt mit Enthusiasmus vieler Genüsse gedenkt, die seine Begeisterung dem Publikum in den ersten Jahren, wo er noch kräftig und nicht durch gemeinste Intriguen tief gekränkt, geschaffen. Solche Intriguen aber wurden schon früher gegen Mendelssohn verübt, können also für die Fähigkeiten des Dirigenten keineswegs maßgebend sein. Ich weiß nicht, ob Ihnen diese Irrungen durch Wasielewski[1]) gekommen, denn ich las das Buch nie, weil ich der Überzeugung bin, daß ein Charakter wie Wasielewski, dem mein geliebter Mann in seiner unaussprechlichen Milde und Güte nur gar zu viel traute, nie auch nur eine Ahnung haben könne von solch herrlichem Gemüthe, noch von seiner schöpferischen Kraft, die zu begreifen er viel zu geringe musikalische Begabung und zu wenig Kenntnisse hat, nicht zu gedenken des mangelnden Gefühls."

So spricht die im Andenken an ihren Gatten gekränkte liebende Frau. Die Frage ist nur, ob nicht gerade Frau Clara Schumann über die berührten Verhältnisse am wenigsten genau unterrichtet war und ob sie nicht von ihren und Schumanns Freunden mit geflissentlicher Schonung im Unklaren erhalten wurde. Ganz anders lautet ein Bericht der Pianistin Louise Japha[2]).

Die Schwestern Minna und Louise Japha waren von Hamburg nach Düsseldorf gezogen, Minna, um die Malerei zu erlernen, Louise, die schon in ihrer Vaterstadt als Klavierspielerin und Komponistin mit Erfolg aufgetreten war, um bei Robert und Clara Schumann ihre musikalischen Studien zu vollenden. Charakteristisch für Schumanns Wesen ist, daß er sich die Schülerin seiner Frau, obwohl diese Fräulein Japha nach Düsseldorf zu sich eingeladen hatte und sehr zufrieden mit ihren Fortschritten war, persönlich fern zu halten suchte. Sie klagt einem Freunde, daß sie in einem Vierteljahre Schumann kaum sechs Mal zu Gesichte bekommen und dann immer nur ein paar unwichtige Worte mit ihm gewechselt habe, daß sie ihre Kompositionen Frau Schumann geben müsse, die diese ihrem Gatten überreichte, daß der Meister dann seiner Frau sagte, was er davon halte, und daß sie seine Kritik erst von ihr erfahre. Auch stimmten Robert und Clara in ihren Ansichten nicht immer überein, und während sie ihre Schülerin davor warnte, Lieder zu komponieren, weil dies Dilettantenarbeit sei, hielt er es gerade für besonders wünschenswert. Louise Japha, die auch unter Schumanns Leitung im Chor mitsang und somit Gelegenheit hatte, die Stimmung der Düsseldorfer musikalischen Kreise an der Quelle kennen zu lernen, muß leider, wie sie schreibt, bestätigen, daß Schumann eine große Partei gegen sich hatte, die auf seine baldige Entfernung rechnete. Der Vorstand des Gesangvereins habe ihm vor kurzem (Dezember 1852) sogar geschrieben, er solle abtreten, da er nicht dirigieren könne. Allerdings seien diese und andere Beleidigungen wieder

---

[1]) Robert Schumann. Eine Biographie von Joseph Wilhelm v. Wasielewski.
[2]) Die hierher gehörigen Briefe lagen dem Verfasser im Original vor.

zurückgenommen und Abbitte getan worden, aber solche Vorfälle bewiesen zur Genüge, wie es in Düsseldorf mit ihm stehe. Chor und Orchester benähmen sich in den Proben immer störrischer gegen ihn. Die Leute gingen von der Ansicht aus, Schumann habe nicht Energie genug, um sich Respekt zu verschaffen, und anstatt doppelt aufmerksam zu sein, machten sie's umgekehrt und sängen und spielten nach eigenem Behagen und Gutdünken.

Schumann war noch im Amte, als Johannes Brahms Ende September 1853 bei ihm vorsprach. Über die erste Begegnung zwischen beiden hat sich, wohl im Schumannschen Hause oder in dessen Umgebung, eine der Wahrheit nicht ganz entsprechende Legende gebildet. Dr. A. Schubring, der unter der Chiffre DAS und dem Titel „Schumanniana" eine Folge interessanter Aufsätze in musikalischen Zeitschriften veröffentlichte, tischt sie den Lesern auf in der Form, wie er sie von irgend einem Zwischenträger empfangen haben mag. Danach wäre Brahms auf seiner Wanderung von „Göttingen nach Düsseldorf" mit einem „Empfehlungsbriefe" Joachims zu Schumann gekommen, „in etwas abgerissener Kleidung und desolatem Schuhwerk", so daß dieser mit einem verlegenen Blick auf Brahms' Stiefel stockend gesagt habe: „Junger Mann — wenn Sie etwa — zufällig — nicht recht — es kann das ja wohl einmal so vorkommen — nicht recht — bei Kasse sind, so disponieren Sie nur über mich." Brahms würde es niemals gewagt haben, als Vagabund vor Schumann aufzuziehen. Nach der längeren Gastfreundschaft, die er in dem vornehmen Hause des Geheimrats Deichmann genoß, war er direkt von Mehlem nach Düsseldorf gefahren. Den wandernden Handwerksburschen aber hatte er schon in Bonn, ehe er zu Deichmanns ging, mit einem salonfähigen jungen Mann vertauscht. Größeren Glauben verdient die von Schubring geschilderte Szene am Klavier: Schumann ließ, hingerissen von der Genialität des Brahmsschen Vortrags, den Ankömmling nicht zu Ende spielen, sondern unterbrach ihn mit den Worten: „Das muß Clara hören," lief hinaus, holte seine Frau herbei und sagte: „Hier, liebe Clara, sollst du Musik hören, wie du sie noch nicht gehört hast; jetzt fangen Sie das Stück noch einmal an, junger Mann!" Johannes mußte bei Schumanns zu Tische bleiben, und schon in der ersten Stunde fühlte er sich unsäglich wohl im Frieden des musterhaft geführten, allen unlauteren Elementen verschlossenen, einfachen Bürgerhauses, dem der schweigsame Meister als Oberhaupt der Familie mit patriarchalischer Würde vorstand. Voll ehrfürchtiger Bewunderung blickte der unverdorbene Jüngling zu ihm auf, und die anmutige Frau, welche die hohe Künstlerin so harmonisch mit dem vorsorglichen Hausmütterchen in sich zu vereinigen wußte, gewann sein ganzes Herz. Hier, im freundschaftlichen Verkehr mit diesen vornehmen Menschen, ging dem schlichten Sohne des Volkes der Begriff des deutschen Familienlebens auf, hier erwachte in ihm die ewig ungestillte Sehnsucht nach einem eigenen Herde, nach Weib und Kind, die er als den köstlichsten Besitz des Mannes pries; hier lernte er empfinden und erkennen, „wozu der Mensch auf der Welt sei" [1]).

---

[1]) Seine eigenen Worte.

Nahm das, was Brahms im Schumannschen Hause erlebte, sein Gemüt gefangen, so war der Eindruck, den er auf Robert und Clara machte, noch größer. Der frische Jüngling, der fast noch ein Knabe schien, mit seinem Blondhaar, seiner hellen Stimme und seinen großen, blauen Augen kam Schumann vor wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, herabgesandt, um den in sich Zurückgedrängten, Hoffnungslosen und Verzweifelten wieder aufzurichten und zu trösten. In Brahms fand Schumann das Ideal seiner Jugend wieder, die so herrlich, so verheißungsvoll gewesen war; er betrachtete ihn wie die Erfüllung eines schönen, halb vergessenen Morgentraumes. Der Eifer, mit welchem Schumann bestrebt war, dem schüchternen, ungeschickten Jungen den Eintritt in die Welt zu erleichtern, hat etwas von der Liebe eines Vaters, der von seinem Sohne all das erhofft, was er selbst nicht erreichen konnte. Brahms wollte sich nur einen Tag in Düsseldorf aufhalten, auf Schumanns Bitten aber mußte er versprechen, so lange zu bleiben, bis Joachim eintreffen und ihn nach Hannover abholen würde. Schumanns Lob hat ihn, wie er dem Freunde schreibt, so froh und kräftig gemacht, daß er die Zeit mit Ungeduld herbeisehnt, wo er endlich wieder zu ruhiger Arbeit, zu unbehindertem Schaffen werde kommen können. Von Sammlung war in dem bunten Düsseldorfer Leben, in das er sich wider seinen Willen, wenn auch mit Vergnügen, verstrickt sah, nicht viel die Rede. Gleich für den 2. Oktober bat Schumann eine Gesellschaft in sein Haus zusammen, an welcher viele Notabilitäten der Kunst teilnahmen, Maler und Musiker, darunter der Konzertmeister des Düsseldorfer Orchesters, Ruppert Becker[1]), und Louise Japha, welche wiederzusehen Brahms sich herzlich freute. Albert Dietrich, ein junger Musiker, der zu Schumanns näherem Umgange gehörte, schloß sich eng an Brahms an und verbrachte mit ihm manche fröhliche Stunde. Zwischen Dietrich, dem wir die wertvollen „Erinnerungen an Johannes Brahms" verdanken, und Brahms entspann sich ein intimes Freundschaftsverhältnis, das bis in das höhere Alter der Freunde und über den Tod des Jüngeren hinaus währte.

Unter so vielen lustigen Gesellen legte Brahms seine anfängliche Schüchternheit ab und wurde bald einer der ausgelassensten, der auf Spaziergängen und Ausflügen die Damen mit seinen Eulenspiegeleien neckte. „Seine Natur war kerngesund, selbst die ernsteste Geistesarbeit strengte ihn kaum an. Er konnte aber auch zu jeder Stunde des Tages fest einschlafen, wenn er es wollte. Im Verkehr mit seinesgleichen war er munter, bisweilen auch übermütig, derb und voll toller Einfälle. Wenn er zu mir die Treppe heraufkam, so geschah es in jugendlichem Ungestüm, mit beiden Fäusten pochte er an die Tür und ohne Antwort abzuwarten, stürmte er herein." (Dietrich.) Eine Gesellschaft zog die andere nach sich. In den Familien der Maler Sohn, Lessing, Gude und Schirmer und bei Eulers, die zu den rheinischen Musikfesten in Beziehung standen, war Brahms ein häufiger und gern gesehener Gast, der sich nicht bitten ließ, die Wirkung seiner vielbewunderten Kunst immer wieder zu erproben.

Die Malerei, zumal die Landschaftsmalerei, steht der Musik mindestens ebenso nahe wie die Poesie, und es ist kein Zufall, daß die Kunst der Farben

[1]) Auszüge aus dessen Tagebuche sind mir von F. Gustav Jansen mitgeteilt worden.

ihre Terminologie zum Teil von der der Töne geliehen hat. Beide schöpfen aus dem rätselhaften Urgrunde des unter der Schwelle des Bewußtseins fließenden unmittelbaren Naturgefühls, und beide weben den duftigen Schleier der Stimmung um die „gemeine Deutlichkeit der Dinge". Was Brahms den Genossen seiner und der verwandten Kunst zu geben hatte, empfing er von den Freunden reichlich wieder zurück. In Düsseldorf bahnte sich jenes innige Verhältnis zur bildenden Kunst an, das für Brahms in der Folge zum Beförderungsmittel seines Schaffens, ja endlich, nachdem er in Italien gewesen war, zu einer Bedingung seines geistigen Lebens werden sollte. In den Ateliers der Maler trat ihm die schwärmerisch geliebte Natur in neuer, idealisierter Gestalt entgegen; er lernte die Objekte mit anderen Augen betrachten und messen, ihre Beziehungen untereinander harmonisch begründen und als höhere Relationen zu dem anschauenden Subjekte des eigenen Ichs erkennen. Julius Allgeyer, der künftige Biograph Anselm Feuerbachs, der sich in Düsseldorf zum Zeichner und Radierer ausbildete, kreuzte zum ersten Male seinen Weg und weihte den Musiker noch tiefer in die Geheimnisse der Farben und Linien, Lichter und Schatten ein.

Bei Schumann machte Brahms auch die Bekanntschaft des Malers Laurens. Sie wurde dadurch von besonderer Wichtigkeit, daß wir ihr das einzige, von Künstlerhand ausgeführte Jugendbildnis des Meisters verdanken. Laurens, aus Montpellier gebürtig, ein großer Liebhaber deutscher Musik, hatte Mendelssohn in Frankfurt Malunterricht erteilt und war 1852 zu Schumann nach Düsseldorf gekommen, um sich von ihm über musikalische Fragen aufklären zu lassen. Auf Betreiben Schumanns, der ein Porträt seines Johannes besitzen wollte, hielt Laurens dessen Züge mit dem Silberstift fest[1]). Das fein gezeichnete Blatt mit der (falsch datierten) Inschrift „dessiné à la demande de R. Schumann à Düsseldorf 1852" zeigt das mädchenhaft zarte Profil eines ungewöhnlich schönen Menschen. Der Kopf ist ein wenig vorgeneigt, als lausche er auf eine Melodie oder sinne über eine solche nach; der volle Mund halb geschlossen, das tiefliegende Auge träumerisch ins Weite gerichtet. Die langen, aus der herrlich gewölbten, mächtigen Stirn zurückgestrichenen Haare fallen in regellosen dichten Strähnen auf den breit übergeschlagenen Kragen des Tuchrockes hinab. Das eigensinnige Haarbüschel, das Brahms immer über die Abteilung des Scheitels zur unrechten Seite hinüberlief, fehlt nicht. Sonst würde man ihn etwa nur an der dicken Unterlippe erkennen, die sich so gern spöttisch verzog. Stirn und Mund sind in ihrer Bildung den Jahren des Jünglings weit vorausgeeilt; sie verraten, daß das Porträt keinen Knaben, auf welchen die weichen Formen hindeuten, sondern eher einen Mann vorstellt. So sieht ein hoher und reiner Mensch aus, dem alle Herzen zufliegen müssen, und die Kindlichkeit des Gesichtsausdrucks, die auch dem Manne bis in seine letzten Tage erhalten blieb, kennzeichnet den guten Jungen, den ehrlichen und wahrhaftigen Charakter.

---

[1]) Clara Schumann schenkte das Bild später der Frau Musikdirektor Marie Böie in Altona, und Brahms verteilte Abzüge einer photographischen Reproduktion an nähere Freunde.

Obwohl Brahms so vielseitig in Anspruch genommen wurde, war er doch nicht untätig. Das Repertoire seiner Kompositionen erfuhr eine kostbare Bereicherung durch die F-moll-Sonate (Op. 5), die er während des Düsseldorfer Aufenthaltes im Kopfe fertig machte. Allegro, Scherzo und Finale (Satz 1, 3 und 5) wurden im Oktober 1853 komponiert; das Andante und das mit ihm korrespondierende, „Rückblick“ überschriebene Intermezzo (Satz 2 und 4) waren früher entstanden, vielleicht unterwegs auf seiner Rheinreise oder noch in Hamburg[1]). Die Wahrscheinlichkeit spricht für die erste Vermutung. Da Brahms später gestattete, daß das Andante abgesondert erschien, wie es denn auch mit dem Scherzo zusammen von Clara Schumann (zuerst am 23. Oktober 1854 in Leipzig) und von ihm selbst (1867 in Pest, 1868 in Kopenhagen), getrennt von den übrigen Sätzen, öffentlich gespielt wurde, so wäre es zu verwundern, wenn er das poesievolle, ganz für sich bestehende Andante nicht schon bei Joachim und Liszt oder in Mehlem hätte hören lassen. Keine der vorhandenen Überlieferungen meldet davon. Auffallend aber ist, daß Brahms das Sternausche Gedicht, dessen erste Zeilen als Motto über dem Andante stehen, vollständig in sein Hamburger Liederheft eingezeichnet hat; es folgt dort unmittelbar auf „Heimat“. Er wollte es also als Lied komponieren. Warum er davon abstand, werden wir begreifen, wenn wir das Motto mit der Melodie vergleichen. Sie decken sich nicht. Wohl aber stimmt ein drittes Sternausches Gedicht, das im Liederhefte sich an das „Liebeslied“ anschließt, ziemlich genau mit der Melodie des Andantes und noch genauer mit der für das Intermezzo geschaffenen Veränderung überein. Sternau beginnt mit einer Geibelschen Wendung: „O schau mich nicht so lieblos an“ und fährt dann fort:

O wüßtest du, wie bald, wie bald
Die Bäume welk und kahl der Wald,
Du wärst so kalt und lieblos nicht
Und sähst mir freundlich ins Gesicht!

Ein Jahr ist kurz und kurz die Zeit,
Wo Liebeslust und Glück gedeiht,
Wie bald kommt dann der trübe Tag,
An dem verstummt des Herzens Schlag . . .

Die Schlußstrophe läßt sich der Melodie des Intermezzos leicht unterlegen:

O schau mich nicht so lieblos an,
Kurz ist die Zeit und kurz der Wahn!
Der Liebe Seligkeit und Glück
Bringt keine Träne dir zurück!

„O schau mich nicht so lieb=los an, kurz ist die Zeit und kurz der Wahn! Der

[1]) Nach einer persönlichen Mitteilung Albert Dietrichs wäre das Intermezzo erst nach Brahms' Rückkehr von Leipzig, also im Dezember 1853, komponiert worden. Dem widerspricht die Notiz in des Meisters Kompositionsverzeichnis, wo er bei der F-moll-Sonate anmerkt: „Oktober 1853 Düsseldorf, Andante und Intermezzo früher.“

Lie-be Se-lig-keit u. Glück bringt kei-ne Trä-ne dir zu-rück!“ —

Das trübe B-moll charakterisiert diese, die Vergänglichkeit der Liebe und des Lebens besingenden Strophen des Dichters. Es läßt sich ganz gut denken, daß die Melodie dem Komponisten einfiel, während er das Gedicht vor sich hin sagte und sang, und daß deren instrumentaler Charakter ihn bewog, sie für ein Klavierstück zu bestimmen. Dann knüpfte sich von selbst ein musikalisch-novellistisches Band zwischen beiden Gedichten: die Seligkeit der in Liebe Vereinten, welche aus dem As-dur-Andante und noch mehr aus dessen verklärtem Des-dur-Teile hervortönt, wird zur Voraussetzung des düsteren Intermezzos, und unter Tränen blickt der Vereinsamte vom Grabe seines Glückes in die schöne Zeit zurück, wo er unter den Rosen des Frühlings die Geliebte umfangen hielt, vom dämmernden Abend bis zum anbrechenden Tage. Beide Lieder wuchsen in der Phantasie des Tondichters, welche die des Wortdichters hinter sich ließ, zu einer neuen Dichtung zusammen, und diese empfing ihre innere Wahrheit möglicherweise von einem äußeren Erlebnisse des Komponisten. Er hatte in Hamburg einen unschuldigen Herzensroman mit einer Theatersängerin gehabt, die er anschmachtete, wenn sie Mozarts Zerline, Susanne und ähnliche Soubrettenpartien sang. Daß Brahms sein mondscheintrunkenes Liebesduett mit dem Sternauschen Motto versah, war mehr eine dankbare Aufmerksamkeit gegen den Dichter als ein Avis au lecteur. Für die Art seiner Produktion aber sind diese Beziehungen aufhellend genug und zu lehrreich, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. Die drei ersten Sonaten blieben seine einzigen Klaviersonaten, und ihre Adagios stehen unter dem Einflusse der Poesie. Aber nicht sie allein, sondern alle Brahmsschen Adagios könnten „Lieder ohne Worte“ genannt werden, insofern sie alle aus Liedern hervorgingen, die nicht zu Worte kamen, weil dies absolut nicht im Wesen ihrer weit ausgreifenden, hochgespannten Melodien lag. Ihre instrumental gewordenen Tonweisen drücken das in jedem Sinne Unaussprechliche aus und fangen in ihren Formen eine Tiefe und Fülle der Empfindung, eine Nuancierung und einen Wechsel von feinen Unterstimmungen auf, die kein Dichter festzuhalten, kein Sänger wiederzugeben vermöchte. Somit liegen sie jenseits der Grenzen der Poesie, sind also keine Gedanken- und Begriffsmusik in der Art symphonischer Dichtungen, sondern reine, vom Denken unabhängige Gefühlsmusik, d. h. Musik schlechthin.

Schumann war der Erste, dem Brahms das unter seinen Augen vollendete Werk vorführte, und Clara die Erste, die es dem beglückten Komponisten nachspielte. Von neuem erstaunte der Meister über die organische Gestaltungskraft und die Ideenfülle des jungen Genies, wie sie besonders in den thematischen Gegenbewegungen des Scherzos und dem geistreichen kontrapunktischen Spiel des Finals zu Tage treten. Die F-moll-Sonate ist gesitteter und zahmer

als ihre wild einherstürmenden beiden Vorgängerinnen; die Liebe, die im Herzen ihres Adagios sitzt, verbreitet Milde und Weichheit nach allen Seiten und bricht den Widerstand des trotzigen Helden des Es-moll-Scherzos, an den noch das Hauptmotiv des Allegro maestoso erinnert. In formeller Hinsicht bedeutet das Werk einen gewaltigen Fortschritt, und Schumann fragte sich: wo will das hinaus? An Dr. Hermann Härtel, den älteren Chef des Verlagshauses von Breitkopf und Härtel, schreibt er, ihm den neuen Autor vorstellend, doch ohne dessen Namen zu nennen, unter dem 8. Oktober: „Es ist hier ein junger Mann erschienen, der uns mit seiner wunderbaren Musik auf das Allertiefste ergriffen hat und, (wie) ich überzeugt (bin), die größeste Bewegung in der musikalischen Welt hervorrufen wird. Ich werde Ihnen gelegentlich Näheres und Genaueres mitteilen." Vor allem aber wendet sich Schumann an Joachim und kann sich nicht genug tun in Ausdrücken der Freude und Bewunderung über den ihm zugeschickten Gast. Er braucht nur an ihn zu denken, um sein Herz verjüngt zu fühlen, nur seinen Namen zu nennen, um in überschwengliches Entzücken auszubrechen. Der junge Brahms wird zum Stichwort der Schumannschen Poesie. Bald ist er ihm ein Adler, der vom Hochgebirge zum Rhein niederflog, bald ein in Katarakten herabstürzender Strom, der den Regenbogen auf den Wellen trägt, von Schmetterlingen umgaukelt und von Nachtigallenstimmen begleitet. Brahms darf sich alles zutrauen, weil er alles kann. In drei Tagen sieht er Frau Clara die Geheimnisse ihrer unvergleichlichen Spielkunst ab; er ist im stande, die Erde in wenigen Tagen zu umschiffen[1]). Am 13. Oktober meldet er Joachim, er habe angefangen, seine Gedanken über den jungen Adler zu sammeln und aufzusetzen; er wünscht ihm bei seinem ersten Flug über die Welt zur Seite zu stehen, und zeigt unter demselben Datum Dr. Härtel an, daß binnen kurzem ein mit seinem Namen unterzeichneter Aufsatz über den jungen Johannes Brahms in der „Neuen Zeitschrift für Musik" erscheinen werde. Den Tag darauf sendet er Joachim das Manuskript, um es dem „Spiel- und Kampfgenossen Brahms', der ihn noch genauer kennt," vor dem Erscheinen mitzuteilen. Der vielberufene Aufsatz schmückte am 28. Oktober die erste Seite der Zeitschrift (Nr. 18 des neununddreißigsten Bandes), ist „Neue Bahnen" betitelt und mit R. S. unterzeichnet.

Ehe wir ihn im Wortlaut folgen lassen, wollen wir, an früher Gesagtes anknüpfend, die Stellung genauer zu bestimmen versuchen, die Schumann dem von ihm in die musikalische Welt Eingeführten gegenüber einnahm, und auch das psychologische Moment nicht übersehen, das dabei in Frage kommt. In der „wunderbaren", der seinigen durchaus unähnlichen Musik des Zwanzigjährigen glaubte Schumann die gewaltigen Stimmen der Zeit zu hören. Mißlautend und verworren waren sie sonst in sein zerstörtes Inneres hineingedrungen und hatten umsonst nach Beschwichtigung und melodischem Widerhall gerufen; hier aber erklangen sie ihm klar und voll und süß und wollten sich zur reinsten Harmonie verbinden. Wonach er bei der späten und unregelmäßigen Entwicklung seines musikalischen Bildungsganges lange hatte streben

---

[1]) F. Gustav Jansen, Robert Schumanns Briefe. Neue Folge. S. 323 ff.

müssen, und was er erst durch unablässiges Studium errungen hatte, ohne es sich zu freiem Gebrauche jemals völlig aneignen zu können, das fand er dort gegeben in der Fülle und Kraft eines angeborenen reichen, wohlverwendeten schöpferischen Vermögens. Schumanns vom Kleinen zum Großen fortschreitende Kunst hatte mit musivischer Arbeit ihre Tausende von ingeniösen, reizenden Einfällen sorgfältig aneinander gereiht, sie bewegte sich gern in engen Formen, die sie durch Vervielfachung erweiterte und vergrößerte, und war der Gefahr der Verkünstelung mit genauer Not entgangen. Sein Schifflein liebte den ruhigen Fluß sanfter Gefühle; nur bei Windstille wagte es sich ins offene Meer hinaus. Brahms segelt bei hoher See, ohne Furcht vor Klippen-, Wogen- und Sturmesnot, und bringt seinen widerstandsfähigen stolzen Dreimaster sicher in den Hafen. Da ist kein buntgemischtes Vielerlei von Gedanken, er kommt oft mit einem einzigen aus, der an Fruchtbarkeit eine Menge von Einfällen beschämt, weil dieses edle Samenkorn deren immer noch mehr umfaßt, als der Künstler daraus zu entfalten für gut befindet. Seine Anschauung ist aufs Große und Ganze gerichtet; das Detail muß mit den einzelnen Teilen von selbst hinzutreten. Die charakteristischen Züge dieser wahrhaft großen Kunst, die sich auch in der kleinsten Form bewährt, leuchteten schon aus Brahms' Erstlingswerken, und gerade aus ihnen am deutlichsten hervor. Schumann las denn auch prophetischen Blickes die Flammenschrift des Genies, der zur rechten Zeit erschienen war, um die in der Auflösung begriffene deutsche Musik vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren. Es wurde ihm sofort klar daß er von Brahms keinen Zuwachs zu seiner „Schule" erwarten durfte. Er sah nicht den brauchbaren Propagandisten, den berufenen Apostel in ihm, sondern geradezu den erwarteten Messias. Mochte er in seligen Stunden schöpferischer Begeisterung manchmal davon geträumt haben, daß er selbst die Mission des Erlösers vollenden werde, so hatte er darauf doch längst verzichtet: ein Größerer stand vor ihm, kindlich bescheiden und der Lebensaufgabe nicht bewußt, die seiner wartete. Der großmütige, warmherzige und neidlose Schumann wußte, was er zu tun hatte, und so ergriff er, zum letzten Male, die beiseite gelegte Feder des Schriftstellers, um den Genossen seiner Kunst und dem Publikum den Gesalbten des Herrn anzukündigen. Und er tut es in Worten, die wie gemeißelt und in Erz gegossen sind, als sollten sie für alle künftigen Zeiten ein monumentales Zeugnis abgeben für den Gottgesandten und seinen begeisterten Propheten.

Der Aufsatz lautet:

Es sind Jahre verflossen — beinahe ebenso viele als ich der früheren Redaktion dieser Blätter widmete, nämlich zehn — daß ich mich auf diesem an Erinnerungen so reichen Terrain einmal hätte vernehmen lassen. Oft, trotz angestrengter produktiver Tätigkeit, fühlte ich mich angeregt; manche neue, bedeutende Talente erschienen, eine neue Kraft der Musik schien sich anzukündigen, wie dies viele der hochaufstrebenden Künstler der jüngsten Zeit bezeugen, wenn auch deren Produktionen mehr einem engeren Kreise bekannt sind[1]). Ich dachte, die Bahnen dieser Aus-

[1]) (Anm. Schumanns.) „Ich habe hier im Sinn: Joseph Joachim, Ernst Naumann, Ludwig Norman, Woldemar Bargiel, Theodor Kirchner, Julius Schäffer, Albert Dietrich, des

erwählten mit der größten Teilnahme verfolgend, es würde und müsse nach solchem Vorgang einmal plötzlich einer erscheinen, der den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen wäre, einer, der uns die Meisterschaft nicht in stufenweiser Entfaltung brächte, sondern, wie Minerva, gleich vollkommen gepanzert aus dem Haupte des Kronion entspränge. Und er ist gekommen, ein junges Blut, an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten. Er heißt Johannes Brahms, kam von Hamburg, dort in dunkler Stille schaffend, aber von einem trefflichen und begeistert zutragenden Lehrer[1]) gebildet in den schwierigsten Satzungen der Kunst, mir kurz vorher von einem verehrten bekannten Meister[2]) empfohlen. Er trug, auch im Äußeren, alle Anzeichen an sich, die uns ankündigen: das ist ein Berufener. Am Klavier sitzend, fing er an, wunderbare Regionen zu enthüllen. Wir wurden in immer zauberischere Kreise hineingezogen. Dazu kam ein ganz geniales Spiel, das aus dem Klavier ein Orchester von wehklagenden und laut jubelnden Stimmen machte. Es waren Sonaten, mehr verschleierte Sinfonien — Lieder, deren Poesie man, ohne die Worte zu kennen, verstehen würde, obwohl eine tiefe Gesangsmelodie sich durch alle hindurchzieht — einzelne Klavierstücke, teilweise dämonischer Natur von der anmutigsten Form, — dann Sonaten für Violine und Klavier, -- Quartette für Saiteninstrumente, — und jedes so abweichend vom andern, daß sie jedes verschiedenen Quellen zu entströmen schienen. Und dann schien es, als vereinigte er, als Strom dahinbrausend, alle wie zu einem Wasserfall, über die hinunterstürzenden Wogen den friedlichen Regenbogen tragend und am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallenstimmen begleitet.

Wenn er seinen Zauberstab dahin senken wird, wo ihm die Mächte der Massen, im Chor und Orchester, ihre Kräfte leihen, so stehen uns noch wunderbarere Blicke in die Geisterwelt bevor. Möchte ihn der höchste Genius dazu stärken, wozu die Voraussicht da ist, da ihm auch ein anderer Genius, der der Bescheidenheit, innewohnt. Seine Mitgenossen begrüßen ihn bei seinem ersten Gang durch die Welt, wo seiner vielleicht Wunden warten werden, aber auch Lorbeeren und Palmen; wir heißen ihn willkommen als starken Streiter.

Es waltet in jeder Zeit ein geheimes Bündnis verwandter Geister. Schließt, die ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freude und Segen verbreitend.

Dieser Artikel wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Man kann sich ungefähr vorstellen, mit welchen Gefühlen ihn Herr Brendel in die Druckerei schickte; Segenswünsche werden ihn gewiß nicht begleitet haben. Ablehnen durfte er ihn nicht, aus Rücksicht sowohl für Schumann wie für sein Blatt. Ein anderes Journal würde den mit einer aufklärenden Randbemerkung erschienenen Aufsatz sofort gebracht und den Redakteur der „Neuen Zeitschrift" in das ungünstigste Licht gestellt haben. Auch fehlte es an einem triftigen Verweigerungs- und Entschuldigungsgrunde, da der von Schumann ausgerufene Messias noch kein öffentliches Zeichen seiner Sendung gegeben hatte, sondern ein homo novus war, gegen den sich füglich nichts einwenden ließ. Es war also das Klügste, unparteiisch zu scheinen und die „neuen Bahnen" einen guten Weg sein zu lassen; dafür, daß sie in eine Sackgasse führten, falls sie nicht etwa zur Richtung der Neudeutschen abschwenkten, sollte nach Kräften gesorgt

---

tiefsinnigen, großen Kunstbeflissenen, geistlichen Tonsetzers C. F. Wilsing nicht zu vergessen. Als richtig schreitende Vorboten wären hier auch Niels W. Gade, C. F. Mangold, Robert Franz und St. Heller zu nennen."

[1]) (Desgl.) „Eduard Marxsen in Hamburg."

[2]) Joseph Joachim.

werden. Natürlich stürzten sich alle Übelwollenden und Mißtrauischen, die in einem solchen Fall immer die Majorität bilden, auf das Manko des Artikels, bereit, an dem jüngsten „Protektionskinde der Schumannschen Schule" bei Gelegenheit ihr Mütchen zu kühlen, es die vernichtende Schärfe ihres Superarbitriums fühlen zu lassen. Wo sind die Taten des gepriesenen Helden? fragten sie und zuckten die Achseln über Schumann, der sich schon öfter zu Gunsten einer vielversprechenden Mittelmäßigkeit geirrt habe. „Mozart-Brahms ou Schumann-Brahms", schreibt Hans v. Bülow an Liszt, „ne trouble point la tranquillité de mon sommeil. J'attendrai ses manifestations. Il y a une quinzaine d'années que Schumann a parlé en des termes tout à fait analogues du ‚génie' de W. Sterndale „Benêt" (Bennett)"[1]. Aber auch Gutgesinnte erhoben sich gegen das Präjudizium des verehrten Mannes, und zwar aus denselben Gründen. Die von Schumann so hübsch und anschaulich (durch die Fußnote) dem Erwählten untergeordneten „hochaufstrebenden Künstler" wurden, sofern sie nicht, wie Joachim und Dietrich, persönlich mit Brahms verbunden waren, eher gegen als für ihn eingenommen, und andere, die Schumann überhaupt nicht genannt hatte, schalten laut über seine „Taktlosigkeit". Was aber allen am meisten auffallen mußte, war der sonderbare Umstand, daß die Häupter der neudeutschen Partei von Schumann mit keiner Silbe erwähnt worden waren. Wagner, Liszt und Berlioz rangierten also nicht unter den „Auserwählten", sie gehörten nicht einmal zu den „Hochaufstrebenden", sie zählten überhaupt gar nicht mit. Schumann schloß sie aus dem Kreise verwandter Geister aus und sprach ihnen stillschweigend die „Wahrheit der Kunst" ab. Der feurige Wein seiner Begeisterung bekam dadurch einen bitteren, galligen Nachgeschmack, die offene Aussprache eine geheime, polemische Spitze. Schumann hätte sich bei ruhigerer Überlegung sagen müssen, daß er eine Ungerechtigkeit und, was noch schlimmer war, eine Unklugheit beging. Hätte er seinem Schutzbefohlenen den „Flug über die Welt" erschweren wollen, so hätte er kein passenderes Mittel dazu wählen können: der junge Adler wurde zur Vogelscheuche gemacht, und er wäre gefesselt auf seiner Stange sitzen geblieben, wenn er nicht die Bande zerrissen und sich aus eigener Kraft zur Sonne aufgeschwungen hätte. Ein Schwächerer als Brahms wäre der goldenen Last des treu gemeinten, unvorsichtigen Freundeslobes erlegen, er aber ließ sich von ihr nicht zu Boden drücken, sondern hob sein Haupt mächtig empor, um der Welt zu beweisen, daß er den ihm vorausgeschickten Ruhm noch überflügeln werde. In höherem Sinne fühlte er sich dem Meister verpflichtet für dessen liebevolle Förderung, die sich von außen nach innen wandte, und betrachtete Schumanns Verheißung als eine von diesem kontrahierte Ehrenschuld, die er einzulösen hatte.

Noch ehe der Aufsatz erschien, traf Joachim in Düsseldorf ein, um am 27. Oktober im ersten Abonnementskonzert unter Schumanns Direktion dessen Phantasie für Violine und Orchester, Op. 131, Joseph Joachim zugeeignet, aus dem Manuskript zu spielen. Es sollte das letzte Konzert sein, das

---

[1] Marie v. Bülow: „Hans von Bülow. Briefe." II p. 114.

Schumann in Düsseldorf dirigierte. Bei seiner Ankunft wurde Joachim auf das Lieblichste überrascht. Ein hübsches, wie eine Gärtnerin gekleidetes Mädchen überreichte ihm einen Blumenkorb. Unter den Blumen aber lag das Manuskript seiner Violinsonate in A-moll. Auf dem Umschlage stand, von Schumanns Hand:

F. A. E.
In Erwartung der Ankunft des verehrten und geliebten Freundes
Joseph Joachim
schrieben diese Sonate:
Robert Schumann, Albert Dietrich und Johannes Brahms.

Die musikalischen Anfangsbuchstaben des Joachimschen Symbols („Frei aber einsam") und deren in der Zueignung angedeutete Umkehrung wurden in der Sonate, wie in Schumanns tanzenden Lettern („Karneval") als Noten thematisch durch alle vier Sätze benutzt, und Joachim mußte den Komponisten eines jeden Satzes erraten. Er spielte die Sonate mit Brahms und bezeichnete richtig das Allegro als von Dietrich, ein Intermezzo (F-dur) von Schumann, das Scherzo (C-moll) von Brahms und das Finale wieder von Schumann herrührend. Das in Joachims Besitz übergegangene Werk blieb ungedruckt. Brahms aber hat sein Scherzo später überarbeitet und es als solches in das C-moll-Klavierquartett op. 60 aufgenommen. Einem schlimmeren Schicksal fiel eine andere Violinsonate in A-moll anheim, jene Sonate, die Brahms in Hamburg komponiert hatte, bevor er mit Reményi in die Fremde zog. Ihr Manuskript ist angeblich bei Liszt in Verlust geraten; Brahms schrieb deshalb an Liszt, Liszt an Reményi und Klindworth — die Notenblätter aber waren nicht aufzutreiben. Da Dietrich die von Brahms geschriebene umfangreiche Violinstimme 1872 bei Wasielewski gesehen hat, so scheint Brahms auf falscher Fährte gesucht zu haben. Auch konnte es sich nur um diese Violinstimme handeln, da Brahms, der alles auswendig wußte, sein Tornister kaum mit der noch umfangreicheren Klavierpartie beschwert haben dürfte. Nur die Mühe der zweiten Abschrift wollte er sich ersparen, als er die Sonate Bartholf Senff zum Verlag anbot, dann aber wieder zurückzog.

In Hannover fand Brahms endlich die ersehnte Muße; er hielt unter seinen Kompositionen prüfende Musterung, und sie fiel desto strenger aus, je klarer ihm die Gefahr wurde, die aus Schumanns „Neuen Bahnen" für seine Zukunft heranzuwachsen drohte. Er las den Aufsatz erst bei Joachim, der den Freund, ihrer Verabredung gemäß, nach Hannover mitgenommen hatte. So hoch ihn die Auszeichnung des Meisters erfreute und rührte, so kleinlaut machte es ihn, wenn er daran dachte, wie er die ihm widerfahrene Ehre werde rechtfertigen können. Schumann betrieb seine Sache bei Breitkopf und Härtel so ernstlich und dringend, daß „ihm schwindlich wird". Schon in Düsseldorf konnte er sich mit dem Meister über die Wahl und Reihenfolge der für die Veröffentlichung bestimmten Werke lange nicht einigen. Zuerst waren sechs Opera zur Herausgabe ausgewählt worden, wie Brahms am 17. Oktober an Joachim schreibt, und zwar: op. 1 Phantasie in D-moll für Pianoforte, Violine und Violoncell (Largos und Allegro), op. 2 Lieder,

op. 3 Scherzo Es-moll, op. 4 C-dur-Sonate, op. 5 A-moll-Sonate für Pianoforte und Geige, op. 6 Gesänge. Brahms zweifelt, ob das Trio, wahrscheinlich dasselbe, das er 1851 bei Schröders in Hamburg unter dem Pseudonym Karl Würth vorgetragen hatte, wert sei, gedruckt zu werden. Erst op. 4 (die C-dur-Sonate) sei ganz nach seinem Geschmack. Schumann dagegen meinte, man müsse mit den schwächeren Werken anfangen. Er (Brahms) gibt ihm recht, fügt aber hinzu: „Entweder damit anfangen, oder sie ganz fortlassen und streben, hernach nicht zu fallen!“ Die Fis-moll-Sonate und das H-moll-Quartett könnten, nach Schumanns Meinung, jedem Werke nachfolgen. Am liebsten hätte Brahms die C-dur-Sonate vorangestellt. Inzwischen hatte sich Schumann wieder anders besonnen. In seinem Anerbieten vom 3. November schlägt er den Verlegern vor, mit dem Quartett für Streichinstrumente zu beginnen (Op. 1), diesem ein Heft von sechs Gesängen als Op. 2 einzureihen, das Scherzo an dritter, ein zweites Heft von sechs Gesängen aber an vierter Stelle herauszugeben und mit der Klaviersonate die Reihe abzuschließen. Dafür bedingt er als „Ehrensold“ die „dem Gehalt der Werke nur mäßig entsprechende“ Summe von vierzig Louisdors, wobei er für Quartett und Sonate je zehn, für die Liederhefte je sechs und für das Scherzo acht Louisdors berechnet. Zugleich empfiehlt Schumann den Verlegern Joachims „höchst großartige Ouverture zu Shakespeares Hamlet“ wie dessen „nicht minder eigentümliches und wirkungsvolles Konzertstück für Violine und Orchester mit wärmster Teilnahme.“ Beide Stücke erschienen auch demzufolge bei Breitkopf und Härtel.

Brahms wendet sich dann am 8. November von Hannover aus direkt an die altberühmte Leipziger Verlagsfirma mit den Worten:

Euer Wohlgeboren erlaube ich mir hiermit einige meiner Kompositionen zu übersenden, mit der Bitte, dieselben durchzusehen und mir dann gütig sagen zu wollen, ob ich meine Hoffnung erfüllt sehen kann, dieselben durch Ihren Verlag zu veröffentlichen.

Es ist nicht eigene Kühnheit, sondern mehr der Wunsch künstlerischer Freunde, denen ich meine Manuskripte mitteilte, welcher mich zu dem Schritte führt, mit denselben vor die Öffentlichkeit zu treten.

Damit mögen Sie, hochgeehrter Herr, diese Zeilen entschuldigen, falls Ihnen deren Inhalt nicht willkommen ist.

In verehrungsvoller Ergebenheit Johannes Brahms.

Breitkopf und Härtel erwiderten entgegenkommend; doch hatte sich Brahms schon wieder für eine Änderung der von Schumann getroffenen Auswahl entschieden. Die mehrstimmigen Kammermusikstücke genügten seinen Ansprüchen nicht; er ersetzte das eine durch die Fis-moll-Sonate, ließ einstweilen die andere Nummer offen und stellte die beiden Klaviersonaten als op. 1 und 2 an die Spitze der nunmehr auf vier reduzierten Werke. Schumanns Aufsatz war die mittelbare Veranlassung zu einer rigorosen Selbstkritik, wie sie unter ähnlichen Voraussetzungen wohl kein junger, in seine Erstlinge verliebter Autor üben würde. Von dieser früh beobachteten Strenge gegen seine eigenen Arbeiten ist Brahms nie wieder abgewichen. Gesprächsweise bemerkte er einmal (1885), es sei traurig, daß die jungen Leute es so eilig hätten mit der Aufführung und Publikation ihrer unfertigen Sachen. „Fragen Sie doch in der Musikalien-

handlung bei Cranz nach, was er mir, als ich noch gar nicht sehr bekannt war, für Angebote gemacht hat! Er wollte alles drucken, was ich ihm geben würde, Sonaten, Lieder, Trios, Quartetten. Ich hätte das Geld damals wohl brauchen können, und doch habe ich ihm nichts gegeben[1]). Was habe ich für Respekt vor der Druckerschwärze gehabt! Der Zettel ist noch da, auf welchem Schumann und Joachim diejenigen meiner Jugendwerke verzeichneten, die ich herausgeben sollte. Und doch sind nur ein paar Stücke davon erschienen." Befragt, ob er seine alten Kompositionen noch habe, antwortete er: „Gott bewahre. Das Zeug ist alles verbrannt worden. Die Kisten mit den alten Skripturen standen lange in Hamburg. Als ich vor zwei oder drei Jahren dort war, ging ich auf den Boden, — die ganze Kammer war aufs schönste mit meinen Noten tapeziert, sogar die Decke. Ich brauchte mich nur auf den Rücken zu legen, um meine Sonaten und Quartette zu bewundern. Es machte sich sehr gut. Da hab ich alles heruntergerissen — besser, ich tu's, als andere! — und auch das übrige mitverbrannt. Es waren recht nette Liederchen dabei. Den ganzen Eichendorff und Heine hab ich in Musik gesetzt. Sie werden mir doch hoffentlich zutrauen, daß ich ‚Du bist wie eine Blume' auch einmal komponiert habe?"

Brahms zögerte ungebührlich lange mit dem Dank, den er Schumann für dessen Heroldsruf und sonstige Fürsorge schuldete. Es wurde ihm schwer, den Ausdruck zu finden für das, was sein Herz bewegte, und es bedurfte erst einer Ermahnung von Joachims Seite, bei dem sich Schumann über den „Schreibefaulpelz" beschwerte, bis er sich zur Tat aufraffte. Auch waren Briefe von Hause gekommen, die den Säumigen drängten. Schumann hatte sein Manuskript der „Neuen Bahnen" an Vater Brahms nach Hamburg geschickt und dazu geschrieben[2]):

Geehrter Herr!

Ihr Sohn Johannes ist uns sehr wert geworden, sein musikalischer Genius hat uns freudenreiche Stunden geschaffen. Seinen ersten Gang in die Welt zu erleichtern, habe ich, was ich von ihm denke, öffentlich ausgesprochen. Ich sende Ihnen diese Blätter und denke mir, daß es dem väterlichen Herzen eine kleine Freude geben wird.

So mögen Sie denn mit Zuversicht der Zukunft dieses Lieblings der Musen entgegensehen und meiner innigsten Teilnahme für sein Glück immer versichert sein!

Düsseldorf, den 5. November 1853. Ihr ergebener

R. Schumann.

Elf Tage später sandte Johannes folgendes Dankschreiben an Schumann[3]):

Verehrter Meister!

Sie haben mich so unendlich glücklich gemacht, daß ich nicht versuchen kann, Ihnen mit Worten zu danken. Gebe Gott, daß Ihnen meine Arbeiten bald den

---

[1]) Nur der 13. Psalm für Frauenchor und Orgel (op. 27) und die Duette für Alt und Bariton (op. 28) sind 1861 bei C. A. Spina in Wien (in Hamburg August Cranz) erschienen.

[2]) Von Dr. Josef Reitzes, dem Wiener Vertreter der Brahmsschen Erben, wurde Schumanns Brief nebst einigem anderen biographischen Material in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

[3]) Dieser und die folgenden, von Brahms an Schumann gerichteten Briefe sind nach Brahms' Tode zuerst von La Mara in der „Neuen freien Presse" veröffentlicht worden.

Beweis geben könnten, wie sehr Ihre Liebe und Güte mich gehoben und begeistert hat. Das öffentliche Lob, das Sie mir spendeten, wird die Erwartung des Publikums auf meine Leistungen so außerordentlich gespannt haben, daß ich nicht weiß, wie ich denselben einigermaßen gerecht werden kann. Vor allen Dingen veranlaßt es mich zur größten Vorsicht bei der Wahl der herauszugebenden Sachen. Ich denke keines meiner Trios (!) herauszugeben, und als op. 1 und 2 die Sonaten in C- und Fis-moll, als op. 3 Lieder und als op. 4 das Scherzo in Es-moll zu wählen. Sie werden es natürlich finden, daß ich mit aller Kraft strebe, Ihnen so wenig Schande als möglich zu machen.

Ich zögerte so lange, an Sie zu schreiben, da ich die genannten vier Sachen an Breitkopf geschickt habe und die Antwort erwarten wollte, um Ihnen gleich das Resultat Ihrer Empfehlung mitteilen zu können. Aus Ihrem letzten Brief an Joachim erfuhren wir jedoch schon dasselbe, und so habe ich Ihnen nur zu schreiben, daß ich Ihrem Rate zufolge in den nächsten Tagen (wahrscheinlich morgen) nach Leipzig gehe.

Ferner möchte ich Ihnen erzählen, daß ich meine F-moll-Sonate aufgeschrieben und das Finale bedeutend geändert. Auch die Violin-Sonate habe ich gebessert. Tausend Dank möcht' ich Ihnen noch sagen für Ihr liebes Bild, das Sie mir schickten, sowie auch für den Brief, den Sie meinem Vater schrieben. Sie haben ein paar gute Leute dadurch überglücklich gemacht, und fürs Leben

Ihren Brahms.

Nach Leipzig ging Brahms mit dem größten Widerwillen, und er würde die Reise überhaupt unterlassen haben, wenn nicht Schumann sie für unbedingt nötig gehalten hätte: „Sonst verstümmeln sie seine Werke; er muß sie dort selbst vorführen. Es scheint mir dies ganz wichtig . . . Noch einmal: ich bitte, bewegen Sie ihn, daß er auf acht Tage nach Leipzig geht." (Schumann an Joachim[1]). Zwar dachte Brahms schon in Mehlem an Leipzig, mit dem Vorsatz, dort „alles Mögliche zu tun, um viel Arbeit zu bekommen", und auch Musikdirektor Wehner in Göttingen hatte ihm in jedem seiner Briefe dringend zugeredet, dorthin zu gehen, aber er glaubte, seine Zeit besser zu verwenden, „wenn er fleißig fortstudierte", als wenn er suchte, „seine Sachen so praktisch wie möglich zu verhandeln". Er wollte sich für den Winter in Hannover recht gemütlich einrichten, und da er, dank seines Verlagshonorars, auf dem Wege war, ein Kapitalist zu werden, so konnte er sich den Luxus eines eigenen Stübchens schon vergönnen. Vor dem Egidientore standen, zwischen Obstgärten und Äckern verloren, einzelne Häuser, die einmal für Günstlinge oder Favoritinnen des Fürstenhauses und -hofes gebaut worden waren. Das einstöckige, vier Fenster breite Häuschen am Papenstieg Nr. 4 versteckte sich förmlich hinter den Zweigen der alten Apfel- und Nußbäume, so daß man es von der Stadt aus kaum sah. Ein eigener Schleichweg führt auch heute noch vom Papenstieg aus zu der ehemaligen Solitude, und die beiden Säulen mit ägyptischen Lotoskapitälen, die den Haupteingang noch immer schmücken, Träger eines lebensgefährlichen Miniaturbalkons und gleich diesem selbst aus Holz gearbeitet, verraten, seitdem Stuck und Kalk von ihnen abfielen, wie billig die Tempel waren, welche von vornehmen Herren der empfindsamen Restaurationszeit einer Mondgöttin oder Priesterin der Isis gestiftet wurden. Als der Komponist der F-moll-Sonate dort einzog, diente das seiner Herrlichkeit

[1]) Bei F. G. Jansen a. a. O.

entkleidete Haus längst nützlicheren Zwecken, obwohl es mit dem Künstlerheim des vom König Georg protegierten hellenistischen Bildhauers Hasemann getreue Nachbarschaft hielt. Wer konnte wissen, ob nicht eines Tages ein goldbetreßter Rotrock dort anpochen würde, um dem neuen Mieter das Patent eines königlichen Hof- und Staatspianisten zu überbringen?

In den drei Wochen seines ersten hannöverschen Aufenthaltes verkehrte Brahms fast ausschließlich mit seinem „herzlieben" Joachim, der ihm bei der Auswahl jener für den Druck bestimmten Kompositionen riet und half. Durch ihn lernte er Bettina von Arnim und deren Tochter Gisela kennen. Mutter und Tochter erregten sein Interesse in hohem Grade. Bettina, die Freundin Goethes und Beethovens, die Tochter der Maximiliane La Roche, die Schwester Clemens Brentanos, die Witwe Achim von Arnims, war noch in ihrem Alter der von Lebhaftigkeit übersprudelnde Kommentar ihrer Schriften, das personifizierte Tage- und Nachschlagebuch der Romantik und, wenn sie in gute Laune versetzt wurde, wieder das geniale, tolle, verzogene, unberechenbare Kind, in dessen Gesellschaft Goethe den Olympier vergaß und Beethoven seine argwöhnische Menschenscheu ablegte. Sie ließ dann die schlechtere Hälfte ihrer zurechtgelegten Originalität fallen und konnte wirklich so naiv sein wie ein kleines Mädchen. 1852 war Bettina mit beiden Töchtern — Armgart fehlte in Hannover — und dem künftigen Gatten Giselas, dem Dichter und Kunsthistoriker Herman Grimm, Sohn Wilhelms und Neffe Jakob Grimms, in Weimar aufgetaucht, und das vierblättrige Kleeblatt hatte das Seinige zu der dort in Permanenz erklärten allgemeinen Verrücktheit beigetragen. Noch immer verdrehte Bettina den Männern die Köpfe, und ihre nicht minder ungebundenen und extravaganten Töchter stahlen ihnen die Herzen. Ganz Jung-Weimar schmachtete in den Fesseln der Arnims, und es war lange zweifelhaft, wer bei dem Werben um die schöne Gisela als Sieger hervorgehen würde. Brahms, der sich mehr zur lehrreichen Mutter hielt, zollte der bedeutenden Frau seinen Tribut, indem er ihr die sechs Gesänge seines op. 3 zueignete. Auch die anderen Werke „verwidmete" er in Leipzig: sein bester Freund, Joachim, bekam die C-dur-, Clara Schumann die Fis-moll-Sonate, obgleich er findet, daß es eigentlich nicht schön aussehe, den Erstlingswerken solche Namen vorzusetzen.

Sein Schumann gegebenes Versprechen hatte Brahms gehalten: er war am 17. November nach Leipzig gereist und meldet schon drei Tage darauf seinem Freunde in Hannover, daß er „mit großer Liebe und Freude" empfangen worden ist. Die Leipziger Tagesblätter beschäftigen sich mit seiner Person, und er macht sich lustig über sie, indem er sie mit amerikanischen Zeitungen vergleicht. Heinrich von Sahr, ein begeisterter junger Musiker und wohlsituierter Kunstfreund, duldete nicht, daß Brahms im Gasthof wohnte, und nahm ihn zu sich. Schon vorher hatte sich Sahr bei Dietrich nach dem „neuen Johannes oder Messias" erkundigt; er war „furchtbar begierig" auf ihn. Nachdem sein Verlangen gestillt worden war, schreibt Sahr: „Es ist ein himmlischer Mensch! Wie muß man Schumann dankbar sein, diesen Kerl ans Tageslicht gebracht zu haben! Die Tage, seitdem er hier ist, gehören zu den schönsten, die ich je erlebt. Er entspricht so ganz dem Ideal, wie ich es mir von einem

Künstler gemacht." Sahr vermittelte die persönliche Bekanntschaft mit Härtels, Moscheles, David, Rietz und anderen angesehenen Leipziger Persönlichkeiten. Auch Friedrich Wieck, der Vater Clara Schumanns und deren Schwester Marie lernte Brahms kennen. An Ernst Ferdinand Wenzel, einen Schüler Wiecks, Freund Mendelssohns und Schumanns, dessen „schöner Kopf mit der prächtigen Stirn" es ihm angetan hatte, schloß er sich enger an. Sahr, Wenzel und der Musiker Julius Otto Grimm, den Brahms in Leipzig traf, gingen viel mit ihm spazieren; mit ihnen besuchte er Theater und Konzerte, schwärmte in Erinnerungen an Leipzigs künstlerische Vergangenheit, an Lessing und Goethe, Bach und Mendelssohn und erfreute sich der lebensvollen Gegenwart, die wahrlich auch nicht zu verachten war. Der Nachglanz der Mendelssohnschen Epoche ruhte noch auf dem musikalischen Klein-Paris, das bei näherer Besichtigung doch mehr bedeutete als eine Menge kaufmännischer Comptoirs, vor denen dem jungen Romantiker gegraut hatte. Wenn Wien von jeher das Herz der Musik war, so konnte Leipzig damals für deren Kopf gelten; es war noch immer der Sitz musikalischer Intelligenz und Bildung, und Schumann meinte mit Recht, „daß es in Deutschland, vielleicht in der Welt keinen besseren Ort für junge Musiker gebe". Das Konservatorium, an welchem Gade, Moscheles, Hauptmann und David unterrichteten, galt für die berühmteste derartige Anstalt, und gerade während seines Leipziger Aufenthalts konnte Brahms sich davon überzeugen, daß der gute Ruf dieses Lehrinstituts kein unbegründeter war. Otto Dessoff und Franz v. Holstein glänzten unter den Schülern des Konservatoriums hervor, und das Leben führte sie nicht zum letzten Male mit Brahms zusammen. So überwältigend wirkte die Erscheinung des jungen Helden der „Neuen Bahnen," daß sie die Gegner entwaffnete, und daß selbst diejenigen, die ihm an Alter weit voraus waren, wie Holstein, sich vor ihm beugten. Franz v. Holstein schreibt über ihn an Pastor Weber in Wolfenbüttel: „Hier hat er (Brahms) ältere und jüngere Komponisten und Musiker in Feuer gesetzt, denn er steht hoch über dem Neid, der nicht zu ihm heranragen kann. Seine Kompositionen (Lieder, Violin- und Pianoforte-Sonaten) sind von einer hinreißenden Gewalt der Erfindung und Genialität, so daß er schon jetzt groß dasteht. Dazu ist er ein heiterer, frischer, liebenswürdiger Mensch, voll ebensoviel Bescheidenheit als edlen Selbstvertrauens. Er heißt nicht nur Johannes, sondern ist auch ein wahrer Johanneskopf." Und seiner Schwester Hedwig teilt Holstein gleichzeitig mit: „Einen recht großen Genuß gewährt mir die Anwesenheit eines jungen Komponisten aus Hamburg. Er heißt Johannes Brahms, und R. Schumann hat ihn in der Brendelschen Zeitung als den Messias dargestellt, der in die musikalische Welt kommen mußte. Er ist zwanzig Jahr alt und lebte vom Unterrichtgeben in Hamburg, bis Joachims Bekanntschaft, bei dem er jetzt lebt, ihn aus der Dunkelheit riß und zum Bewußtsein seines Wertes brachte. Er hat Lieder und Klavierkompositionen geschrieben von einer Gewalt und Genialität, daß man nur staunend davor stehen kann. Grimm und Herr von Sahr, alle sind entzückt von ihm. Sahr nahm ihn gleich in seine Wohnung, um ihn gar nicht mehr von sich zu lassen, solange er hier war. Auch alle

Kenner von Fach erklärten ihn für sehr bedeutend. Dabei ist er der liebenswürdigste und bescheidenste Mensch, voll gutem Herzen und kindlichem Humor. Alle seine Kompositionen wurden ihm gleich glänzend abgekauft. Grimm mag Dir mehr davon erzählen" . . .

Die Briefe rühren vom Anfang Dezember her; in dem ersten heißt es noch: „Leider hat er uns gestern verlassen, um aber hoffentlich nach Weihnachten mit Joachim zurückzukehren." In der Tat scheint Brahms über eine Woche von Leipzig entfernt gewesen zu sein, da über die Tage vom 21. bis 29. jede Nachricht fehlt. Vermutlich zog er sich, um den Stich seiner bei Senff und Breitkopf zur Publikation vorbereiteten Werke in Ruhe überwachen und die Korrekturen ungestört besorgen zu können, aufs Land zurück. Herr von Sahr wird ihn bei einer in der Nähe Leipzigs begüterten Adelsfamilie eingeführt und dort wird er jene Gräfin Ida von Hohenthal, geb. Gräfin von Seherr-Thoß, gefunden haben, welcher die F-moll-Sonate gewidmet ist. Die Hohenthals sind von sächsischem Adel und noch heute bei Leipzig ansässig. Die Widmung der Sonate mag der Dank für genossene Gastfreundschaft gewesen sein. So schnell, wie Brahms gehofft hatte, kam er von Leipzig nicht weg; auch fing es an, ihm dort zu behagen. „Es sind doch köstliche Leute," schreibt er an Joachim; „so herzlich und warm." Ferdinand David, der ausgezeichnete Konzertmeister des Gewandhauses, besuchte ihn bei Sahr und spielte mit ihm seine A-moll-Sonate. Er und Moscheles, bei dem sie einen Abend verbrachten, redeten ihm dringend zu, in einer der Davidschen Quartett-Soireen mitzuwirken, die mit den Abonnementskonzerten des Gewandhauses zusammenhingen und nicht minder berühmt als diese waren. Lange getraute er sich nicht, ja zu sagen. „Wenn auch Künstler," meinte er, „sich zum Vortrage das Fehlende ergänzen, das Publikum ist nicht so gutmütig."

An Schumann, der, nachdem er die Direktion in Düsseldorf niedergelegt, mit Clara auf eine Konzertreise nach Holland gegangen war, wendet er sich mit der niederländischen Apostrophe:

Mynheer Domine![1])

Verzeihen Sie die lustige Anrede dem, der durch Sie so unendlich glücklich und froh gemacht ist. Nur das Schönste und Beste habe ich Ihnen zu erzählen.

Ihrer warmen Empfehlung verdanke ich meine über alle Erwartung und besonders über alles Verdienst freundliche Aufnahme in Leipzig. Härtels erklärten sich mit vieler Freude bereit, meine ersten Versuche zu drucken. Es sind dies: op. 1, Sonate in C-dur; op. 2, Sonate in Fis-moll; op. 3, Lieder; op. 4, Scherzo in Es-moll.

Herrn Senff übergab ich zum Verlag: op. 5, Sonate in A-moll für Geige und Pianoforte; op. 6, sechs Lieder.

Dürfte ich meinem zweiten Werke den Namen Ihrer Frau Gemahlin voransetzen? Ich wage es kaum und möchte Ihnen doch so gerne ein kleines Zeichen meiner Verehrung und Dankbarkeit übergeben.

Noch vor Weihnachten werde ich wahrscheinlich Exemplare meiner ersten Sachen bekommen. Mit welchen Gefühlen werde ich dann meine Eltern wiedersehen, nach

---

[1]) Die Bezeichnung Dominus (Herr) und Domina (Herrin) für Robert und Clara Schumann, welche von Brahms herrührt, wurde von den jungen Künstlern, die das Paar verehrten, beibehalten.

kaum einjähriger Abwesenheit. Ich kann es nicht beschreiben, wie mir ums Herz wird, denke ich daran.

Möchten Sie nie bereuen, was Sie für mich taten, möchte ich Ihrer würdig werden. Ihr Johannes Brahms.

Aus seiner Zurückgezogenheit wurde Brahms durch die das ganze musikalische Leipzig alarmierende Ankündigung in die Stadt gerufen, Hektor Berlioz werde mehrere seiner Chor- und Orchesterwerke aufführen, und zwar pikanterweise in den konservativen Gewandhauskonzerten! Der von seinen Landsleuten damals noch für völlig toll gehaltene französische Musiker war in dem schon zehn Jahre vorher einmal von ihm besuchten Deutschland, wo Tiefsinn und Verrücktheit so nah beieinanderliegen, daß sie kaum unterschieden und oft verwechselt werden, kein Fremdling mehr. Schumann hatte seine „Symphonie phantastique“ bereits 1835 in der „Zeitschrift“ sympathisch begrüßt. Dem Brausekopf des jugendlichen Davidsbündlers imponierte die groteske Renommisterei des geistreichen Franzosen; er nahm, wie andere auch, den technischen Erfinder für einen künstlerischen Schöpfer. Was Berlioz als genialer Virtuose des Instrumentalklanges begonnen hatte, wurde mit immer wachsendem Erfolge von Liszt und Wagner fortgesetzt. Sie konnten die Errungenschaften seines in der raffiniertesten Orchestertechnik aufgehenden Geistes sich um so leichter aneignen, als sie gleich ihm von keiner starken rein musikalischen Potenz dabei behindert wurden, und die tönende Objektivation, d. h. die mehr oder weniger seelen- und gemütlose Veräußerlichung der Musik, wurde ihres französischen Ursprungs entkleidet und zu einer deutschnationalen Angelegenheit gemacht. Auf Konzertreisen, die Berlioz durch Deutschland und Österreich unternahm, fanden die fixen Ideen des musikalischen Monomanen desto größere Verbreitung, je dankbarer alle Halb- und Vierteltalente sich an eine Kunst anklammerten, die den Mangel thematischer Erfindung zum Prinzip erhob und die Blößen des Komponisten mit Instrumentalfarben vertünchte. Über diese sinnfällige, mit Händen zu greifende Musik, welche die Werke anderer Künste kommentierte und illustrierte, konnte füglich jeder mitreden, der nichts zu sagen hatte, und der ästhetischen Kannegießerei war kein Ende abzusehen.

Weimar hatte im Jahre vorher seine Berlioz-Woche gehabt; nun folgte die Stadt Bachs und Mendelssohns nach. Am 1. Dezember dirigierte Berlioz im Gewandhause seine biblische Legende „Die Flucht nach Ägypten“, die Harald-Symphonie, eine Szene aus „Faust“, das „Fee-Mab“-Scherzo aus „Romeo und Julie“ und die Ouverture zum „Römischen Karneval“, die verführerischesten und populärsten seiner Tonschöpfungen.

Liszt war zu dem Konzert mit großer Gefolgschaft von Weimar herübergekommen, und das Publikum des achten Abonnementskonzertes teilte sich in zwei feindliche Heerlager, die hart aneinander gerieten. „Das übertriebene Beifallgeben der weimarischen Clique,“ schreibt Brahms an Joachim vom 7. Dezember, „rief entschiedene Opposition hervor.“ Er fand in den Werken des Franzosen durchaus keine Veranlassung zu irgend welchen Demonstrationen, wie ihm überhaupt Parteiwesen und Cliquenwirtschaft gründlich zuwider waren.

In den Kreisen der reaktionären Musiker, zu denen auch Sahr gehörte, wurde es ihm übel vermerkt, daß er, dem Gebot der Höflichkeit folgend, am Tage nach dem Konzert Liszt seinen Besuch machte. Er sah sich sehr freundlich von ihm aufgenommen, auch von Reményi, und „alles Denken und Erinnern an Vergangenes wurde sorgfältig vermieden“. Reményi, meint Brahms, habe sich sehr zu seinem Nachteil geändert. Liszt machte gleich darauf mit Peter Cornelius Brahms seinen Gegenbesuch, — es ging unter ihnen zu wie zwischen Souveränen. An demselben Freitage (2. Dezember) war Brahms bei David mit Liszt und Berlioz auf einer Soirée, und den Sonntag darauf „sogar“ bei Brendel, „trotz der gräßlichen Gesichter, welche die Leipziger dazu schnitten.“ Brendel, der musikgeschichtliche, mit ästhetischen Exkursen gewürzte Vorträge hielt — sie sind in seiner „Geschichte der Musik“ gesammelt —, hatte am Sonntagnachmittag immer seinen Jour. Das Haus des musikkritischen Diktators stand jedem offen, der etwas bedeutete oder bedeuten wollte. Junge Talente produzierten dort ihre Sachen und erwarben sich dadurch ihr Entree in die Öffentlichkeit. Zu den Stammgästen der Brendelschen Jours zählten natürlich auch die Mitarbeiter der „Zeitschrift“. Die sehr gemischte Gesellschaft konnte für die realistische Entartung des von Schumann gestifteten idealen „Davidsbundes“ gelten, der eigentlich nur im Kopfe seines Stifters existierte. „Berlioz, Pohl rc. waren da, und daß ich's nicht vergesse, auch Schloenbach, Giesecke und alle literarischen Nobilitäten (oder Nullitäten?) Leipzigs. Berlioz lobte mich so unendlich warm und herzlich, daß die übrigen demütig nachsprachen. Gestern abend bei Moscheles war er ebenso freundlich. Ich muß ihm sicher dankbar sein.“ Der von Brahms erwähnte Leipziger Schöngeist Arnold Schloenbach hat den denkwürdigen Nachmittag im Brendelschen Salon in einem „offenen Brief an Franz Brendel“ verewigt. Brendel hatte ihn dazu ermuntert mit den Worten: „Schreiben Sie das doch für meine Zeitung nieder; so was kann wohl der Poet besser beschreiben als der Musiker.“ Der offene Brief ist zu charakteristisch für das Treiben, die Sitten und den Ton der Leipziger Spießgesellschaft, um nicht wenigstens auszugsweise mitgeteilt zu werden. Der Poet von Brendels Gnaden erinnert sich zunächst der vielen schönen Sonntagsnachmittage, die er in dem „für jede Kunst und Intelligenz offenen Salon“ schon erlebte.

Einer der reichsten war wohl jener, wo Liszt Ihnen Gutzkow zuführte, und um dieses glänzende Doppelgestirn der Kunst und Poesie sich ein schöner Kreis empfänglicher Naturen scharte. Und doch war mir der schönste jener Nachmittags-Abende der gestrige. Wie mannigfach durchwebt war der Kreis! Lehrende und schöpferische Musiker und Virtuosen; lyrische, dramatische und Romandichter; Kritiker, Journalisten, Buchhändler und sogar — Prediger. Gescheite und künstlerisch empfängliche Frauen; dazwischen der Blütenflor lieber Mädchengestalten, schlank und glänzend wie die gotische Säule der Erardschen Pedalharfe, deren Saiten in leisem Zittern der gebieterischen Hand ihrer schönen Meisterin entgegenharrten, wie wir selbst das taten. Und die vortreffliche Künstlerin Frau Jeannette Pohl (geb. Eyth aus Dresden), die Gattin Ihres geistvollen, scharfen Mitarbeiters, der dort in der Ecke saß und nach Herzenslust die kaustischen Linien wie kleine Schlangen um seinen Mund spielen ließ — die Künstlerin ergriff dann ihr seltenes, wunderbares Instrument und ließ die schönen Augen darüber hinblitzen . . . Teurer als der

Beifall war der Künstlerin gewiß der doppelte Händedruck, den jetzt Hector Berlioz ihr darbot. Da stand er, der große, edle, herrliche Meister, um den das gebildete Europa sich lange stritt, ob er ein Heros oder ein Narr sei, bis er durch Werk auf Werk auch die starrsten Gegner besiegte und der Streit zu Ende war. Da stand er, der Sieger! So einfach, so bescheiden, so ruhig! Auf dem edel geschnittenen Antlitz von antiker Bedeutung der warme Hauch tiefer Empfindung.

Nach der Gattin des „kaustischen" Wagner- und Berlioz-Apostels Pohl, geschätzt im Kreise der Mitarbeiter, wird der Wagner-Sänger Götze mit Lob überhäuft, der Stücke aus „Tannhäuser" und „Lohengrin" vortrug. Dann kommt „unsere verehrte Freundin," Frau Dr. Steche, an die Reihe.

Sie hat durch ihr wahrhaft rührendes, unermüdliches Streben für den gigantischen Richard Wagner uns das Recht gegeben, auch sie hier öffentlich zu nennen, und so sei ihr denn nicht allein der Dank für jenes schöne Wirken, sondern auch dafür dargebracht, daß durch ihre künstlerische Bereitwilligkeit es uns vergönnt war, jenes Brautgemach-Duett aus „Lohengrin" zu hören, was in seinem zauberhaften Schmelze höchster Liebesglut nur einem gleichkommt: Shakespeare in seiner ewigen Liebesdichtung von „Romeo und Julia" [1]) . . . Der Schluß des Ganzen war nun ein besonders Bedeutungsvolles . . . es war der junge Brahms aus Hamburg, dem der neuliche Artikel Ihrer Zeitung von Robert Schumann: „Neue Bahnen", galt. Sie wissen, der Artikel hatte in manchen Kreisen Mißtrauen (bei manchen vielleicht nur aus Furcht) erregt, jedenfalls dem jungen Manne einen sehr schwierigen Stand bereitet, weil die Berechtigung zu großen Anforderungen hervorgerufen, und als der junge, schwanke, blonde Mann erschien, so scheinlos, so scheu, so bescheiden, mit der noch im Übergang stehenden fistelnden Stimme, da mochten wenige den Genius ahnden, der in dieser jungen Natur so reiche Welt geschaffen; Berlioz aber hatte schon bald im Profil des jungen Mannes eine auffallende Ähnlichkeit mit Schiller (sic!) entdeckt und eine verwandte deutsche Seele darin geahndet; und als nun der junge Genius seine Schwingen entfaltete, als er mit außerordentlicher Fertigkeit bei tiefinnerlicher und äußerlicher Energie sein Scherzo dahin blitzen und rauschen und schillern ließ, als dann sein Andante in tiefen, innigen, stark wehmütigen Klängen uns entgegenschwoll, da fühlten wir alle: Ja, hier ist ein wahrhafter Genius, und Schumann hatte recht; da war kein Mißtrauen mehr, nur ganze, volle, echte Künstlerfreude, und als Berlioz den jungen Mann tiefbewegt mit beiden Armen umfaßte und an sein Herz drückte, da, lieber Freund, empfand ich einen so heißen, heiligen Schauer der Begeisterung durch meine Seele strömen, wie ich ihn selten so empfunden. Ich hätte zu diesem seltenen Bilde, den jungen Genius in den Armen des großen Meisters, die junge Eiche kräftig umfaßt von den starken Ästen der ihr stolzes Haupt hoch emporstrebenden Vatereiche — ich hätte zu diesem seltenen Bilde die werdenden und fertigen Musiker der ganzen Welt hinzurufen und sagen mögen: das sind die ersten Naturen, die Künstler von Gottes Gnaden!

Aus diesem von süßlichem Räucherwerk duftenden Aufsatz geht hervor, daß Brendel und Genossen die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatten, Brahms trotz seines schnellen Abschiedes von Weimar zu den Ihrigen zu zählen, und auch Brahms mag, als er zu Brendel ging, an die Möglichkeit gedacht haben, mit dem einflußreichen Parteiführer auf gutem Fuße zu bleiben. Vielleicht

---

[1]) Frau Lidy Steche darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die erste Aufführung des „Lohengrin" in Leipzig veranstaltet zu haben: am 18. Dezember 1853 ließ sie im Saale der Loge „Minerva" die Oper von Dilettanten am Klavier singen und kam somit der Aufführung im Theater, die am 7. Januar 1854 stattfand, zuvor.

hätte er hinter Wagner, Liszt und Berlioz als Nummer vier seine Stelle angewiesen bekommen und wäre damit auch zufrieden gewesen. Aber er war kein Stellenjäger, und der Brendelsche Jour mußte ihn hinlänglich davon überzeugt haben, daß die geschraubte, anspruchsvolle Art dieser Leute, die seinen Unmut und Spott herausforderte, sich mit der seinigen so wenig vertrug wie das Ideal seiner Kunst mit den von ihnen gepriesenen Werken. Von dem Zauberspuk Berliozscher Orchestermalerei erholte er sich bei Schuberts C-dur-Symphonie, die er zum ersten Male in der Probe zum achten Gewandhauskonzert hörte; bisher hatte er sie nur aus der Partitur gekannt. Das Werk entzückte, aber die Aufführung enttäuschte ihn. Er fand die Tempi „durchgehends reichlich zu schnell, die Posaunen und Trompeten zu stark, die Hörner durchaus schlecht". Das Motiv in der Genoveva-Ouvertüre, mit der das Konzert eröffnet wurde, war, wie er schreibt, „den Hornisten unmöglich zu blasen". Die hochgelobten Gewandhauskonzerte hatten in Brahms einen gefährlicheren kritischen Zuhörer gefunden als in den Referenten der Leipziger Tageblätter und Musikzeitungen. Wunderbar aber fühlte er sich im Theater ergriffen, wo er „ein höchst interessantes Schauspiel" ansah, „den ‚Erbförster' von Ludwig aus Eisfeld" . . . „Eine geniale Kraft, Natürlichkeit und Innigkeit herrscht in dem Stück" und befängt sein von dem Dichter Otto Ludwig aufgewühltes Wesen.

Unter den Leipziger Patrizierhäusern, in denen Brahms verkehrte, steht das Salomonsche obenan. Joachim und Sahr hatten ihn dort eingeführt, und Hedwig Salomon (die spätere Gattin Franz v. Holsteins) wetteiferte mit ihrer verheirateten Schwester Elisabeth v. Seeburg in Aufmerksamkeiten für den berühmten jungen Gast. In dem anmutigen Buche[1]), das Helene Vesque v. Püttlingen aus dem handschriftlichen Nachlaß ihrer mütterlichen Freundin Hedwig v. Holstein zusammengestellt hat, ist ein wertvolles Dokument aus jenen angeregten Leipziger Tagen erhalten.

„Herr v. Sahr," heißt es da, „brachte mir gestern (4. Dezember) ein junges Menschchen, das einen Brief in der Hand hielt von Joachim aus Hannover! Einen herrlichen Brief, voll Schonung und voll liebenswürdigster Dankbarkeit für meine italienischen Saiten, die ich ihm als verlorenes Vielliebchen geschickt. Zum Dank dafür übergab er Brahms diesen Brief, den er als Künstler wie als Freund gar nicht genug rühmen kann. Er saß nun mir gegenüber, dieser junge Held des Tages, dieser von Schumann verheißene Messias; blond, anscheinend zart, und hat doch im zwanzigsten Jahre schon durchgearbeitete Züge, obgleich rein von aller Leidenschaft. Reinheit, Unschuld, Natur, Kraft und Tiefe — das bezeichnet sein Wesen. Man hat so große Lust, ihn wegen Schumanns Weissagung lächerlich zu finden, streng gegen ihn zu sein, aber man vergißt alles, liebt und bewundert ihn ohne Ausnahme. Am Abend kam er zu einer kleinen Gesellschaft hinauf zu Elisabeth. Seine Musik ist durchaus Beethovenisch, hat eine ungeheure Tiefe und Kraft, einen großen Ernst und weniger gärende Elemente im Vergleich zu anderen Künstlern der Jetztzeit. Der zweite Satz seiner ersten Sonate, Variationen über das Volkslied ‚Blau, blau Blümelein', ist nach meiner Meinung vollendet schön. Ein Scherzo tat mir hingegen nicht wohl. Er setzte sich zu mir ans Pfeilertischchen und sprach so munter und unaufhörlich, daß seine Freunde am anderen Tisch sich gar nicht genug verwundern konnten, da er im allgemeinen äußerst still und

---

[1]) „Eine Glückliche". Hedwig v. Holstein in ihren Briefen und Tagebuchblättern.

träumerisch sei. Wir hatten auch viele Anknüpfungspunkte: Joachim, Wehner und unsere beiderseitigen Lieblingsdichter Jean Paul und Eichendorff und die seinigen Hoffmann und Schiller. Er war ganz entrüstet, daß ich die ‚Räuber' noch nicht gelesen, und brach endlich los: daß es doch kein einziges kräftiges Frauenzimmer gibt, die so was vertragen kann! Er empfahl sie mir auf die Seele; auch ‚Kabale und Liebe' müsse ich lesen, sowie die ‚Serapionsbrüder', vor allem aber die Hoffmannschen musikalischen Novellen, von denen er mit wahrer Begeisterung sprach. ‚Ich lege all mein Geld in Büchern an, Bücher sind meine höchste Lust, ich habe von Kindesbeinen an soviel gelesen wie ich nur konnte und bin ohne alle Anleitung aus dem Schlechtesten zum Besten durchgedrungen. Unzählige Ritterromane hab ich als Kind verschlungen, bis mir die ‚Räuber' in die Hände fielen, von denen ich nicht wußte, daß ein großer Dichter sie geschrieben; ich verlangte aber mehr von demselben Schiller und kam so aufwärts.' — Mit gleicher Frische spricht er natürlich über die Musik, und als ich ihm sagte: Sie werden einst als Musikdirektor oder angestellter Professor nicht mehr mit solcher Lust musizieren, erwiderte er lachend, aber ganz entschieden: ‚Ja, ich lasse mich nicht anstellen.'

„Und zu all dieser freien Kraft ein dünnes Knabenstimmchen, das noch nicht mutiert hat! Und ein Kinderantlitz, das jedes Mädchen ohne Erröten küssen könnte. Und die Reinheit und Sicherheit seines ganzen Wesens, die dafür bürgt, daß diesem Menschen die verdorbene Welt nichts anhaben kann; denn so wie er jetzt das Hervorziehen aus der Verborgenheit bis zur verderblichsten Abgötterei vertragen konnte, ohne seine Bescheidenheit, ja ohne die Naivetät zu gefährden, so wird ihm Gott auch weiter helfen, der diese herrliche Natur erschuf!"

Mit liebevollem Sinn hat das geniale Mädchen Brahms durchschaut. So wenig der Qualm des ihm gespendeten Weihrauchs seinen klaren Blick umnebelte, so wenig trübten spätere Mißerfolge sein helles Auge. Da er zeitig anfing, die Menschen leidenschaftslos und ohne persönliche Interessen zu betrachten, so lernte er sie kennen und ihr Wesen von dem Schein unterscheiden, den sie sich zu geben suchten. Nur ihrer Liebe fühlte er sich nicht gewachsen; ihre Tugenden hatte er vorausgenommen, ihre Erbärmlichkeiten aber reichten an die Höhe seines schweigenden Selbstgefühls nicht hinan. Von Berlioz schied er voll Respekt vor dessen instrumentalen Kenntnissen, und ein erwärmendes Gefühl der Verehrung, das er für den Menschen übrig hatte, glich das frostige Staunen über seine musikalischen Tollheiten aus. Berlioz hatte am 12. Dezember noch ein gut besuchtes, erfolgreiches Konzert gegeben, welchem auch Liszt mit Cornelius und Coßmann beiwohnte, und war mit einem Überschuß von 130—150 Talern sehr vergnügt abgereist. Julius Otto Grimm, eine frische, lustige und gesunde Natur, wie Brahms schreibt, ist in Leipzig Brahms' bester und liebster Freund geworden; auch er will bald nach Hannover kommen und wird, wie Brahms glaubt, Joachim sehr gefallen. Die freie Zeit, welche ihm Korrekturen, Gesellschaften, Besuche, Theater und Konzerte übrig ließen, verwendete Brahms auf einen Klavierauszug, den er von Joachims Violinwerk machte. Wie geringen Wert er derartigen Arbeiten beimaß, geht daraus hervor, daß er, ohne daß Joachim bei Brahms' Lebzeiten viel davon erfuhr, auch von drei ihm gewidmeten Joachimschen Ouverturen Klavierauszüge anfertigte. Aus den acht Tagen, die er in Leipzig zubringen wollte, waren vier Wochen geworden.

Kurz vor seiner Abreise, Sonnabend, den 17. Dezember, spielte er in der Quartett-Soiree bei David die C-dur-Sonate und das Es-moll-Scherzo; es war dies also sein erstes Auftreten im Gewandhause. Der Sonate ging Mendelssohns Streichquartett in D-dur, dem Scherzo, mit dem die Soiree schloß, Mozarts G-moll-Quintett voraus. In der Neujahrsnummer (1854) der Brendelschen „Zeitschrift" erschien ein äußerst lobendes Referat, das von ganzem Herzen und mit der innersten Befriedigung der Ansicht Schumanns beistimmt. Dann aber verlautete dort lange, bis zum Juli 1855, eine Personalnotiz ausgenommen, nichts mehr über den jungen Meister und seine Werke, obwohl im Jahre 1854 schon deren neun erschienen waren. Gewisse Leipziger „Notabilitäten" bemerkten zu ihrem nicht geringen Verdrusse, daß sie von ihm als „Nullitäten" angesehen und behandelt wurden, Arnold Schloenbach konnte über keinen schönsten Jour seines Lebens bei Brendel weiter berichten, und die „Partei" erhielt Wind, daß Brahms um alles in der Welt nicht zu ihr gerechnet werden wollte. Er hatte die Leipziger Schöngeister vergessen, als er am 19. Dezember seine Freunde Joachim und den von Düsseldorf herübergereisten Dietrich in Hannover wieder umarmte, und seine Glückseligkeit war vollkommen, als er in sauberen, frischgedruckten Exemplaren die C-dur-Sonate und das erste Liederheft seinen Eltern und Lehrern in Hamburg eigenhändig unter den Weihnachtsbaum legen konnte. Im besten Zimmer der zweiten Etage, Lilienstraße 7, beleuchteten am heiligen Abend die bunten Kerzen lauter fröhliche Gesichter. Bei Vater Brahms war das Christkind mit Johannes eingekehrt: er war Kontrabassist in den vereinigten Hamburger Theatern geworden. An Robert Schumann aber schickte Johannes von Hause seine Erstlinge mit folgenden Begleitzeilen:

Verehrter Freund!

Hiermit nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Ihre ersten Pflegekinder (die Ihnen ihr Weltbürgerrecht verdanken) zu übersenden; sehr besorgt, ob sie sich noch derselben Nachsicht und Liebe von Ihnen zu erfreuen haben.

Mir sehen sie in der neuen Gestalt noch viel zu ordentlich und ängstlich, ja fast philisterhaft aus. Ich kann mich noch immer nicht daran gewöhnen, die unschuldigen Natursöhne in so anständiger Kleidung zu sehen.

Ich freue mich unendlich darauf, Sie in Hannover zu sehen, um Ihnen sagen zu können, daß meine Eltern und ich Ihrer und Joachims übergroßer Liebe die seligste Zeit unseres Lebens verdanken.

Ich sah meine Eltern und Lehrer überglücklich wieder und verlebe eine wonnige Zeit in ihrer Mitte.

Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Kindern bitte ich die herzlichsten Grüße zu sagen von Ihrem Johannes Brahms.

Die sittliche Macht des Christentums.

Von
Otto Pfleiderer.

I.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Dieses Wort Jesu gilt nicht bloß von einzelnen Menschen, es gilt auch von den Religionen; Wesen und Wert einer jeden wird am sichersten erkannt aus ihren Wirkungen auf das sittliche Leben ihrer Bekenner. Der Streit darüber, was das Wesen des Christentums sei, wird noch lange nicht, wenn überhaupt je geschlichtet werden; aber daß es auf jeden Fall, wie man auch über seine Dogmen urteilen möge die größte sittliche Macht in der Geschichte der Menschheit ist, das ist eine nicht zu bestreitende Tatsache, die sich jedem aufdrängt, der die sittlich erneuernde und erziehende Wirkung des Christentums auf die antike Welt in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung kennt. In dieser Hinsicht möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf zwei jüngst erschienene theologische Werke hinlenken, die den reichen hierhergehörigen Stoff in so lichtvoller und fesselnder Weise darstellen, daß ihre Lektüre auch einem weiteren Publikum, außer den Fachgenossen, zu empfehlen ist.

Ernst von Dobschütz hat in der Schrift über „Die urchristlichen Gemeinden" (Leipzig 1902) sittengeschichtliche Bilder aus dem Urchristentum geschildert, zu welchen er den Stoff aus den kanonischen und außerkanonischen Schriften der ersten anderthalb Jahrhunderte der christlichen Kirche mit großer Sorgfalt und rühmlicher Unbefangenheit zusammengestellt hat. Er hebt nicht bloß die Lichtseiten hervor, sondern läßt auch die Schattenseiten erkennen, wie sie teils aus dem Nachwirken der nur allmählich zu überwindenden heidnischen Denk- und Lebensweise in den Christengemeinden, teils auch aus der anfänglich einseitigen weltbekämpfenden Schärfe des neuen Prinzips sich unvermeidlich ergaben; aber eben aus dem Ernst dieses Kampfes und aus der gewaltigen Gärung, in der Altes und Neues noch chaotisch miteinander ringt, läßt sich die Größe des neuen sittlichen Geistes, seine unwiderstehliche, weltbezwingende Macht klar erkennen.

Im ersten Kapitel werden auf Grund der paulinischen Briefe die Zustände in den einzelnen paulinischen Gemeinden beschrieben, wobei neben den gemeinsamen Hauptzügen auch die durch lokale Verhältnisse bedingte Eigenart der einzelnen klar hervortritt. Nicht die sittlich höchststehende, aber die durch ihr gärendes Leben und Streben interessanteste unter ihnen war die Gemeinde zu Korinth, wo die einseitige Betonung und Mißdeutung der christlichen Freiheit bei den einen, der Heiligkeit bei den anderen zu mannigfachen Wirren und Spaltungen führte.

„Das Bild dieser Gemeinde ist sehr geeignet, alle Illusionen über Idealzustände des apostolischen Zeitalters von vornherein zu zerstören. Die Menschen waren damals nicht anders als heute, das Christentum hatte mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen; die Unmittelbarkeit, mit der das Neue hier wirkte, machte zwar einen verstärkten Eindruck und entfesselte ungeahnte Kräfte, aber eben die Kürze der Zeit hinderte noch eine volle Auswirkung, eine Durchdringung des alten Stoffes. Noch machten sich die alten Unsitten und Laster der heidnischen Vergangenheit schmerzlich fühlbar; zu der reichen Begabung der Gemeinde stand in schreiendem Gegensatz der Mangel an sittlicher Zucht. Jedenfalls aber war Leben und kräftiges Streben da, ein Zeichen überschäumender Kraft."

Viel erfreulicher war der Zustand der makedonischen Gemeinden (Thessalonich, Philippi), die sich durch lebhaftes Gemeindebewußtsein, große Opferfreudigkeit, begeisterte Verehrung ihres Stifters Paulus und treue Bewährung auch unter Verfolgungen auszeichneten. Freilich fehlte es auch hier nicht ganz an Schatten. Die enthusiastische Erwartung der baldigen Ankunft Christi zur Errichtung eines irdischen Messiasreiches verführte manche zum unordentlichen Leben, Müßiggang und geistlicher Vielgeschäftigkeit; die ordentlichen Pflichten der irdischen Berufsarbeit wurden versäumt im Hinblick auf das nahe Ende der jetzigen und den Anfang einer neuen Weltordnung. Daher ermahnte der Apostel die Aufgeregten zur Ruhe und Nüchternheit, zur Arbeit und anständigem Wandel; aber weil er die Quelle des Übels, die schwärmerische Erwartung der nahen Wiedererscheinung Christi, nicht beseitigen konnte — er hat sie selbst geteilt — so fruchteten seine besonnenen Mahnungen zunächst nicht viel. Daher wurde in einem späteren Brief an die Thessalonicher (der aber wahrscheinlich nicht, wie von Dobschütz annimmt, von Paulus selbst geschrieben ist, sondern aus der nachapostolischen Zeit stammt) die Mahnung zur ordentlichen Arbeit wiederholt und der schwärmerischen Parusie-Erwartung der Hinweis auf ein langsameres Tempo der Weltentwicklung entgegensetzt; die revolutionäre Spannung, die der Blick auf das nahe katastrophische „Endziel" hervorrief, wurde gedämpft durch die nüchterne Erkenntnis der Notwendigkeit einer „Entwicklung", die geduldige Arbeit erfordert, — eine urchristliche Parallele zu dem ähnlichen Fortschritt in der heutigen Sozialdemokratie. — Derselbe Enthusiasmus des Hoffens auf eine neue Welt, der die einen zur willkürlichen Emanzipation von der sozialen Sitte und Ordnung verleitete, äußerte sich bei anderen in der Form einer exaltierten Askese, zu der auch die allgemeine dualistisch-spiritualistische Denkart und Stimmung des damaligen orientalisch-hellenistischen Religionssynkretismus mitwirkte; der hier herrschende Dualismus der geistigen und sinnlichen Welt berührte sich mit dem jüdischen

und urchristlichen Gegensatz der jetzigen und der künftigen Welt so nahe, daß eine Verschmelzung beider nicht ausbleiben konnte, und der praktische Erfolg war jedenfalls beiderseits derselbe: Weltflucht, Streben nach Entsinnlichung, nach möglichster Lösung aller der Bande, die den Menschen an die Welt fesseln. Nicht erst durch die gnostischen Irrlehrer ist diese Richtung in die Christenheit gekommen, sondern sie war schon von Anfang an eine sehr begreifliche Äußerung des hochgespannten Idealismus, der, um die Welt sittlich zu erneuern und zu veredeln, sie notwendig zunächst schroff und rücksichtslos bekämpfen mußte; daß es dabei ohne einseitige Übertreibung nicht abging, ist selbstverständlich. Nur um so mehr aber ist die Tiefe und Weite des christlichen Prinzips anzuerkennen, das im stande war, ebensowohl die asketischen wie die libertinischen Verirrungen zu überwinden und den jugendlichen Enthusiasmus durch praktische Vernunft zu zügeln und zum fruchtbarsten Motiv einer gesunden und edlen Sozialethik umzuwandeln. Das Hauptverdienst an dieser Umwandlung, die dem Christentum seine geschichtliche Entwicklung ermöglicht hat, gebührt dem Apostel Paulus. Obwohl er selbst auch noch in den apokalyptisch-dualistischen Vorstellungen seiner Zeit befangen war, hat er es doch mit wunderbarer Weisheit verstanden, die Extreme zur Rechten und Linken abzuwehren und, ohne dem Idealismus des christlichen Glaubens und Hoffens Abbruch zu tun, ohne schwächliche Kompromisse mit der gemeinen Wirklichkeit zu schließen, doch dieses ideale Prinzip mit den realen Lebensbedingungen der menschlichen Gesellschaft zu versöhnen. Den Gesetzesleuten der galatischen Gemeinden und den ängstlichen Asketen in Korinth, Rom und Kolossä gegenüber, die die Ehe für unchristlich hielten, die Fleisch und Wein zu genießen sich scheuten, die in schonungsloser Kasteiung des Leibes den Weg des Heils und der Erlösung zu finden meinten, hat Paulus die Freiheit eines Christenmenschen energisch geltend gemacht, die Freiheit, die weder an das jüdische Buchstabengesetz noch an die Satzungen und Skrupel der ängstlichen Asketen sich gebunden fühlt, sondern der Überzeugung ist, daß die Erde, und was darin ist, des Herrn ist, und daß alles unser ist, wir aber Christi. Hinwiederum den „Starken“ gegenüber, die der Freiheit sich rühmten, aber sie als heidnische Zuchtlosigkeit verstanden und ausübten, hat er nicht minder energisch betont, daß derselbe Christusgeist, der uns freimacht, uns zugleich innerlich bindet an das Gesetz Christi und den Willen des heiligen Gottes; daß der Geistesmensch nicht wieder in die Knechtschaft des Fleisches sich begeben darf, sondern seine göttliche Kraft in der Beherrschung der Sinnlichkeit, in der Heiligung des ganzen, auch leiblichen Lebens, in der Furchtlosigkeit vor den Weltübeln und in der Liebe zu den Brüdern zu betätigen habe. Indem Paulus den „Geist“, dieses enthusiastische Prinzip des Urchristentums, das so leicht zu einem revolutionären Sprengstoff werden konnte, als das fruchtbare Prinzip der sittlichen Freiheit des Christen, seiner Selbstvervollkommnung und seiner herzlichen Bruderliebe verstehen lehrte, hat er das Christentum über die kritischen Jahre seiner Kindheit hinaus auf die Bahn gesunder geschichtlicher Entwicklung geleitet und zu einer die antike Welt überwindenden und erneuernden sittlichen Großmacht ersten Ranges erhoben. Die Anfänge dazu

lassen sich in den paulinischen Briefen deutlich erkennen, wenn auch freilich in den Zuständen der Gemeinden das Neue mit dem Alten überall noch im Kampfe lag und die Unreife einer erst werdenden neuen Welt sich nirgends verkennen läßt.

Auch von der weiteren Entwicklung der Gemeinden im nachapostolischen Heidenchristentum gibt von Dobschütz' Buch eine sehr anschauliche und treffende Schilderung. Die Gemeinden haben an Umfang gewonnen, zugleich damit an Aufgaben: immer breitere Schichten gilt es christlich zu erziehen und der Gefahr vorzubeugen, die vom Einströmen unlauterer Elemente in den Gemeinden drohte. Anderseits hat sich aber auch inzwischen ein Stamm älterer erfahrener Christen ausgebildet, die das Gewissen der Gemeinde repräsentieren und groben Exzessen einen festen Damm entgegensetzen.

„Die sittlichen Anforderungen sind vielleicht etwas herabgemindert, aber die Durchschnittssittlichkeit, das sittliche Bewußtsein der Gesamtheit hat sich gehoben. Es weht nicht mehr jener mächtige Geist, der in den ersten Zeiten der Erregung Außerordentliches zustande brachte; man ist kleiner geworden, auch kleinlicher, anderseits aber auch peinlicher, treuer im kleinen."

Den Hauptimpuls zur Fixierung der kirchlichen Moral wie des Dogmas und der Verfassung hat der Gnostizismus gegeben. In ihm traten die beiden schon in den ersten paulinischen Gemeinden bemerkbaren Richtungen zu scharfen Extremen verschärft nebeneinander auf: einerseits ein Asketismus, der völlige Enthaltsamkeit und Verzicht auf Ehe, teilweise auch Verzicht auf Eigentum und auf außervegetarische Nahrung forderte; anderseits ein Libertinismus, der in radikaler Verneinung aller Schranken der Zucht und Sitte bis zur Güter- und Weibergemeinschaft fortschritt. Die gemeinsame Voraussetzung beider Richtungen war der metaphysische Dualismus zwischen Geistigem und Sinnlichem, woraus die einen die Notwendigkeit der Ertötung der Sinnlichkeit folgerten, die anderen dagegen die Beurteilung des Sinnlichen als eines Gleichgültigen, das keiner sittlichen Norm unterliege, — beiderseits also eine Verkennung des christlich-sittlichen Prinzips, das den Geist zum Herrn der Natur und diese zum Werkzeug und Ausdruck der vernünftigen Zwecke des Geistes machen will. Diesen Extravaganzen gegenüber sah die Kirche sich genötigt, das Leben der Christen durch ein „neues Gesetz" zu regeln, das zwar nicht mehr das jüdische, aber doch auch nicht mehr das rein ideale Geistesgesetz des Paulus war, sondern eine kirchlich vorgeschriebene Lebensordnung der Gemeinden. Weil nun aber die Kirche das asketische Ideal der Gnostiker, das ja auch in der urchristlichen Moral der Evangelien gewisse Anknüpfungspunkte hatte, doch im Prinzip nicht verwerfen wollte, sondern darin auch ihrerseits das Höchste, die christliche „Vollkommenheit" erblickte, nur daß dieses Höchste nicht zum allgemein verpflichtenden Gesetz für alle gemacht werden sollte und konnte, so ergab sich das Kompromiß einer doppelten Moral: der asketischen für die vollkommenen Christen und der vulgären für die übrige Gemeinde. Mit Recht sieht von Dobschütz hierin „ein starkes Zugeständnis an den weltbeherrschenden Dualismus"; wenn er jedoch hinzufügt: „aber immerhin die Rettung eines der köstlichsten Besitztümer der Christenheit, der evan-

gelischen Auffassung von Sittlichkeit", so ist das mindestens etwas mißverständlich ausgedrückt. Die Reformatoren waren doch wohl im Recht, als sie die katholische Lehre von der doppelten Sittlichkeit, von den evangelischen Ratschlägen und der Vorzüglichkeit des Mönchtums als dem wahren Sinn der evangelischen Sittlichkeit nicht entsprechend verwarfen und dem christlichen Ideal die reinere geistige Fassung gaben, bei welcher es für jeden Christen gültig ist und seine Erfüllung nicht außerhalb, sondern innerhalb des ordentlichen Familien- und Berufslebens zu erstreben ist.

Daß für die Erziehung der Gemeinden zu einem gewissen Durchschnittsniveau der christlichen Gesittung ihre feste Organisation durch das kirchliche Amt notwendig und ersprießlich war, ist ebenso gewiß, wie es anderseits unbestreitbar ist, daß hierdurch der Anfang gemacht war zu der später immer mehr fühlbaren Unterdrückung der persönlichen Gewissensfreiheit und Veräußerlichung der inneren Sittlichkeit unter einer polizeimäßig geregelten kirchlichen Disziplin. Allerdings trat diese Schattenseite der kirchlichen Organisation in den ersten Jahrhunderten noch weniger hervor; da überwogen noch weitaus die Vorteile ihrer erziehenden Einwirkung auf die Masse. Ähnlich verhält sich's auch mit der gleichzeitigen Organisation des Kultus: die freie Geistesäußerung trat zurück hinter einer mechanisierenden Regelung nach jüdischem Vorbild, der Gottesdienst erschien als ein Opfer, eine priesterliche Leistung für Gott. Gleichwohl wurde zunächst noch die geistig-sittliche Grundanschauung vom christlichen Kultus festgehalten, die Opfer- und Priesteridee wird noch geistig und symbolisch verstanden, und die sittlichen Pflichten stehen noch über den kultischen. Noch bilden die Gemeinden eine für die sittliche Haltung jedes Gliedes verantwortliche Gemeinschaft; gegenseitige Zurechtweisung und Ermahnung in Geduld und Sanftmut ist die Aufgabe aller Gemeindeglieder, nicht bloß des Klerus. Das Christentum erscheint als eine große göttliche Pädagogie, die Menschen erziehend zur Überwindung der weltlichen Lüste und zu einem züchtigen, rechtschaffenen und frommen Lebenswandel. Auch ihrer Missionspflicht sind sich die Christen noch vollauf bewußt; die Sendboten des Evangeliums („Apostel") ziehen noch umher zur Bekehrung der Heiden, und die Gemeindeversammlungen stehen jedem fremden Gaste offen. Insbesondere wird die Bekenntnispflicht hochgehalten; zum treuen Ausharren unter Verfolgungen mahnen die Lehrer unermüdlich unter Hinweis auf das Leidensvorbild Jesu und der Apostel. Doch ist von dem später hie und da aufkommenden Märtyrerfanatismus nur selten (Ignazius) etwas zu bemerken. Der heidnischen Obrigkeit gegenüber herrscht nicht mehr der Rachegeist der johanneischen Apokalypse, sondern eine, wenn auch kühle und reservierte Loyalität. Nur den Juden gegenüber ist die Stellung der Christen schroff; man fühlt sich im höheren Recht ihnen gegenüber und sieht in ihrer Verhetzung der Heiden zu Christenverfolgungen ein Zeichen ihrer hoffnungslosen Verblendung. Die großartigste Leistung der Gemeinden ist ihre organisierte Liebestätigkeit. Durch ein System von Abgaben, die übrigens noch nicht gesetzlich bestimmt waren, ward die Gemeinde in den Stand gesetzt, den weitestgehenden Anforderungen zu genügen; die Fürsorge für die Armen, die Witwen und Waisen,

die Kranken und Gefangenen, die zugereisten Brüder wird als die Aufgabe jeder Gemeinde anerkannt und mit ebensoviel Weisheit wie Opferwilligkeit erfüllt; in der „Apostellehre" finden sich schon Vorschriften, um dem Mißbrauch der öffentlichen Wohltätigkeit durch arbeitsscheue Leute zu wehren, — eine Parallele zur modernen Bekämpfung des Vagabundentums. Übrigens soll durch die organisierte Wohltätigkeit die private nicht überflüssig gemacht werden; die Mahnung zu dieser geht durch alle kirchlichen Schriften hindurch: der Glaube soll sich in der Liebe, die Liebe im Wohltun erweisen; die Genossen, die die ewigen Güter gemein haben, sollen auch die irdischen miteinander teilen. Daß freilich nicht alle Christen diese Grundsätze befolgen, erhellt aus den scharfen Strafworten des Jakobusbriefes und des „Hirten", des römischen Hermas, gegen die hartherzigen und habsüchtigen Reichen. Gegenüber der gnostischen Verwerfung der Ehe wird in der Kirche das Familienleben sittlich gewertet und durch Vorschriften über das Verhalten der Ehegatten, Eltern und Kinder, Herren und Knechte in christlichem Sinn veredelt. Die Ausschließlichkeit und Unauflöslichkeit der Ehe ist strenges Gesetz, Unzucht jeder Art unbedingt verdammt; das Weib als solches ist geachtet; ihre Aufgabe soll sie in der Familie und auf dem Felde der Wohltätigkeit finden; aber emanzipiertes Wesen, öffentliches Auftreten nach Art der gnostischen Prophetinnen wird nicht geduldet. Auch den Sklaven werden Emanzipationsgelüste, zu denen sie durch das Bewußtsein der christlichen Bruderschaft sich versucht fühlen mochten, untersagt; der urchristliche Idealismus beschränkte sich auf die Befreiung und Erneuerung des inneren Lebens der Menschen, ohne an den rechtlichen Ordnungen dieser Welt, die ja doch im Vergehen begriffen ist, vorzeitig etwas ändern zu wollen.

Bei allem Gefühl der Unzulänglichkeit, das in manchen Bußpredigten zu schroffem Ausdruck kam, war man sich doch des großen Abstandes von der heidnischen Umgebung vollauf bewußt, und nicht nur als eines Unterschieds in dem Ideal, sondern man fühlte auch die innere Umwandlung, die mit den einzelnen vorgegangen war; man fühlte sich als eine aus dem Sündenschmutz und Verderben der Welt errettete, durch Sündenvergebung und Taufe gereinigte Gemeinde Gottes, die fortan die Aufgabe habe, das Siegel ihrer Gottangehörigkeit rein zu bewahren.

„Noch weht ein frischer Geist vom Evangelium her, noch bietet der Gesetzlichkeit die sittliche Freiheit, noch der Verweltlichung die starke Jenseitigkeitsstimmung die Spitze. So stark der Begriff der Kirche betont wird, er hat sich noch nicht zwischen Gott und den Menschen eingedrängt und zum Selbstzweck erhoben. Trotz aller Kämpfe mit der beginnenden Gnosis ist die sittliche Erkenntnis eine ursprüngliche, naive, unreflektierte. Die Forderungen werden in ihrer Ganzheit hingestellt, ohne die Kompromisse der späteren kirchlichen Ethik. Gemeinden, die so gelebt haben, haben das Evangelium zu Ehren gebracht."

Am Schluß seines Buches vergleicht v. Dobschütz die Sittlichkeit der Christengemeinden mit der der heidnischen Welt ihrer Zeit, die er zwar gewiß mit Recht im allgemeinen als eine Zeit der Dekadenz charakterisiert, nur daß die doch auch vorhandenen besseren Bestrebungen nicht ignoriert werden sollten. (Die Philosophie eines Seneka war doch wohl nicht bloß ein Zeichen des

„sittlichen Bankrotts auch der Besten"!) In diese kranke Welt trat das Christentum ein und brachte ihr mit dem Gewissensfrieden durch Versöhnung mit Gott zugleich einen neuen Lebenszweck und neue sittliche Kräfte. An die Stelle des nationalen Egoismus trat die christliche Bruderschaft und die Liebe, die sich zur Arbeit an der ganzen Menschheit berufen weiß. Das Netz der christlichen Gemeinden war eine gewaltige Organisation der Liebestätigkeit inmitten einer Welt des Egoismus. Die sozialen Unterschiede von arm und reich, Herr und Sklave bestanden innerhalb der Gemeinden so gut wie außerhalb, aber sie hatten ihren Stachel verloren, da Barmherzigkeit, Milde und Güte auf der einen Seite, dankbares Vertrauen und Gehorsam auf der anderen sie ausglichen. An „Humanität" fehlte es auch hier nicht, aber sie war nicht bloß Phrase. Auf Wahrhaftigkeit, auf Redlichkeit in Handel und Wandel, auf Ehrbarkeit im Familienleben, auf Keuschheit wurde entscheidendes Gewicht gelegt. Man forderte von den neuen Mitgliedern einen völligen Bruch mit der heidnischen Vergangenheit und war sich bewußt, eine sittliche Revolution im Innern erlebt zu haben. Und man begnügte sich nicht mit der äußeren Form, sondern ging auf das Innerste zurück, bekannte auch die Gedankensünden. Das letzte Motiv der kirchlichen Zucht war Liebe; es galt, die Seele des Sünders zu retten. Aber auch der Leib war geheiligt als Tempel Gottes, — Selbstmord ist ebenso verabscheut wie Unzucht. Der Gewalt, dem Unrecht entzieht man sich nicht, aber man sucht sich auch nicht zu rächen; Fürbitte für die Feinde und Verfolger ist der höchste Triumph christlich-sittlicher Kraft. Der Obrigkeit als der göttlichen Ordnung fügt man sich in demütigem Gehorsam und setzt ihrer Verfolgung nur den passiven Widerstand bekenntnisfreudigen Glaubens entgegen. Das war das Ideal, das in der Gemeinde anerkannt und von der Mehrheit auch wirklich angestrebt und erfüllt wurde, wie nicht bloß die Apologeten, sondern auch Gegner, wie Plinius und Lucian und Celsus, bezeugten. Auch ist es nicht richtig, wie man oft meinte, daß auf den glänzenden Anfang der apostolischen Zeit nachher ein tiefer Verfall folgte, sondern während anfangs der Abstand zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit noch sehr groß war (vgl. korinthische Gemeinde), hat er sich allmählich mehr ausgeglichen. Der wirkliche sittliche Zustand der Gemeinden hat sich unter der kirchlichen Erziehung gehoben in steigender Annäherung an das Ideal, wobei freilich dessen kirchliche Fixierung auch eine gewisse Einengung und Herabminderung unvermeidlich nach sich zog. Das enthusiastische Pathos einzelner wurde mehr und mehr verdrängt und ersetzt durch die soziale Sitte und Tradition, wobei doch die starke eschatologische Spannung immer noch etwas von der Frische und Begeisterung der ersten Zeit wach erhielt.

Diese Bemerkungen von Dobschütz' sind gewiß sehr richtig. Fraglicher hingegen ist seine Beurteilung der weiteren Entwicklung von der Mitte des zweiten Jahrhunderts an. Daß da die Abschließung gegen die griechisch-römische Kultur ermäßigt wurde, daß christliche Lehrer sich mit der griechischen Dichtung und Philosophie beschäftigten, daß man die Katakomben mit zierlichen Ornamenten schmückte und dergleichen, das ist doch nicht wohl als „Abfall" vom christlichen Prinzip zu bezeichnen, es wäre denn, daß man die asketisch-apokalyp-

tische Weltflüchtigkeit mit zum Prinzip des Christentums rechnen wollte, was wir Protestanten wenigstens nicht zugeben können. Die schroff asketische und kulturfeindliche Moral war die natürliche Konsequenz des schroff supranaturalistischen und apokalyptischen Glaubens an das nahe Weltende und Messiasreich; eins wie das andere gehörte nicht zum Wesen, sondern nur zur anfänglichen Erscheinungsform des Christentums und mußte eben darum notwendig vergehen, damit das Wesen des Christentums bestehen und sich als sittliche Macht in der Geschichte entwickeln konnte, und zu dieser Entwicklung hat eben die Verbindung des Christentums mit der hellenistischen Kultur vorzüglich beigetragen. Dies würde wahrscheinlich zur klareren Darstellung gekommen sein, wenn v. Dobschütz seine Beschreibung der urchristlichen Sittlichkeit nicht bloß bis 130 n. Chr., sondern mindestens bis 180 fortgeführt und die Zeit und Literatur der Apologeten noch mitherangezogen hätte.

II.

Von noch umfassenderen Gesichtspunkten aus ist das Christentum als sittliche Macht neuestens behandelt worden in dem ebenso gründlich gelehrten wie prächtig geschriebenen und fesselnden Werk von Adolf Harnack: „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den drei ersten Jahrhunderten" (Leipzig 1902). Das Buch enthält weit mehr, als was der Titel erwarten läßt; es ist eine Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte unter dem Gesichtspunkt des Kampfes und Sieges des Christentums über die antike Welt. Es beginnt mit einer Darstellung der äußeren und inneren Bedingungen für die Ausbreitung des Christentums: Verbreitung und Entschränkung des Judentums in der Diaspora, politische und soziale Verhältnisse im römischen Reich, endlich Religionsmischung infolge des Einströmens orientalischer Religionen, Mysterienkulte und Spekulationen, die auf dem Boden des Hellenismus mit der griechischen Philosophie sich zu einer neuen religiös-sittlichen Weltanschauung verbanden; ein „Synkretismus", dem auch das Christentum, sobald es zu reflektieren begann, Gedanken über Gott und Christus, Sünde und Erlösung entlehnte, um sich mittelst derselben zu entwickeln.

Die christliche Mission ist zwar nicht auf einen direkten Befehl Jesu zurückzuführen, denn die betreffenden Aussprüche der Evangelien sind aus den geschichtlichen Entwicklungen der Folgezeit konstruiert worden, aber allerdings

„ist es der Geist Jesu gewesen, der die Jünger zur Weltmission geführt hat . . . Eine Gottes- und Menschenliebe war hier lebendig, die man als intensiven Universalismus bezeichnen kann, ein Absehen von allem Äußeren (Stand, Person, Geschlecht, Kultus u. s. w.), welches notwendig zur Innerlichkeit zwang, ein Protest gegen das, was ‚die Alten' gelehrt hatten, der alles Alte unwert machte. Eine der größten Revolutionen, welche die Religionsgeschichte kennt, ist hier eingeleitet und begründet worden ohne jede Revolution. Nur die Ankündigung des Unterganges des Tempels und das Gericht über das Volk und seine Leiter hat Jesus Christus ausgesprochen. Er erschütterte das Judentum und stellte den Kern der Religion Israels ans Licht: damit, d. h. durch eine Verkündigung Gottes als des Vaters, gründete er die Weltreligion, die zugleich die Religion des Sohnes wurde."

Hinzuzufügen dürfte übrigens doch noch sein, daß Jesus durch seine Verkündigung und Inswerksetzung der anbrechenden messianischen Gottesherrschaft den apokalyptisch-sozialen Hoffnungen seiner Zeit einen so machtvollen Ausdruck gab, daß er als der Prophet und Märtyrer dieser Gedanken naturgemäß zum persönlichen Repräsentanten derselben, zum überirdischen Bürgen ihrer irdischen Verwirklichung, kurz zum himmlischen Messias, dem personifizierten Ideal aller messianischen Heilshoffnungen im Glauben seiner Gemeinde wurde. In diesem Sinn, als das personifizierte Ideal der messianischen Erlösungshoffnung, gehört Jesus Christus von Anfang an zum Inhalt der evangelischen Missionspredigt, obgleich in der Verkündigung des historischen Jesus selbst davon noch wenig zu finden ist.

Die Darstellung des Übergangs von der Juden- zur Heidenmission gipfelt in folgenden bedeutsamen Sätzen:

„Kaum gibt es eine Tatsache, die des Nachdenkens so würdig ist wie die, daß die Religion Jesu auf jüdischem und semitischem Boden überhaupt keine Wurzel hat fassen können. Es muß doch etwas in dieser Religion gelegen haben und liegen, was dem freieren griechischen Geist verwandt ist. In gewisser Weise ist ja das Christentum bis auf den heutigen Tag griechisch geblieben, denn die Formen, die es auf diesem Boden angenommen hat, sind in den großen Kirchen, auch im Protestantismus, wohl modifiziert, aber nicht abgestreift worden. Welche Kraftprobe aber ist es gewesen, die diese Religion im zartesten Kindesalter erlebt hat! ‚Gehe aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen will, und ich will dich zum großen Volke machen.‘ Der Islam ist in Arabien entstanden und überall arabische Religion geblieben; die Kraft seiner Jugend war auch die Kraft seines Mannesalters. Die christliche Religion ist fast unmittelbar nach ihrer Erscheinung aus dem Volke vertrieben worden, dem sie angehörte. Sie mußte so gleich anfangs unterscheiden lernen, was Kern und was Schale sei.“

Das Geheimnis der Anziehungskraft der christlichen Predigt lag darin, daß sie mit der Einfachheit ihrer Grundgedanken eine unendlich reiche Entwicklungs- und Anpassungsfähigkeit verbunden hat.

„Fast von Anfang an konnte sie mit jeder Betätigung des Edlen und Guten, ja auch mit jedem Mysterienkultus und jeder Spekulation wetteifern; sie war neu und alt, jenseitig und diesseitig zugleich; sie war hell und durchsichtig und wiederum tiefsinnig und geheimnisvoll; sie war statutarisch und wieder über jedes Gesetz erhaben; sie war eine Lehre und doch wieder keine Lehre, eine Philosophie und doch etwas anderes als Philosophie.“

Beruht auf dieser Vielseitigkeit des Christentums sein geschichtlicher Erfolg, so wird sich daraus auch noch für die Gegenwart der Schluß ergeben, daß es für die praktische Wirkungskraft der christlichen Verkündigung ein empfindlicher Schaden wäre, wenn man den Reichtum seiner Ideen beiseitesetzen und sein Wesen nur auf ein einzelnes Moment, wie z. B. die Moral der Bergrede, reduzieren wollte; so viel Bestechendes derartige „Vereinfachungen“ haben mögen, so führen sie doch unvermeidlich zu einer Verkümmerung sowohl der theoretischen Erkenntnis als auch der praktischen Anziehungskraft des Christentums. Harnack hat diese, seiner theologischen Schule sonst naheliegende Gefahr erkannt und vermieden, denn er sagt treffend: „Wer die christliche

Missionswirksamkeit so darstellen will, daß ihre überraschenden Erfolge erklärlich werden, muß sich aller Momente gleichmäßig zu bemächtigen suchen.“ Er tut dies in der Art, daß er in acht Kapiteln beschreibt: die religiöse Grundlage der Missionspredigt, das Evangelium vom Heiland und von der Heiligung, das Evangelium der Liebe und Hilfsleistung, die Religion des Geistes und der Kraft, der Autorität und Vernunft, das politische Bewußtsein der Christenheit, die Religion des Buches und der erfüllten Geschicke, den Kampf gegen Polytheismus und Götzendienst. Ich muß mich darauf beschränken, aus der Fülle dieses Stoffes einige Punkte hervorzuheben, die für die sittliche Art und Macht des Christentums besonders bedeutsam sind.

Die Grundzüge der Missionspredigt bestanden in der Verkündigung von dem einen Gott und Weltschöpfer, von dem Heiland Jesus, der vom Himmel gekommen ist, um die Menschen zu erlösen, und der bald wiederkommen wird, um sie zu richten, von der Auferstehung des Fleisches und von der Abtötung des Fleisches. Daß schon in diesen Grundlehren die Ansätze zum Gnostischen d. h. Hellenisch-Philosophischen enthalten waren, ist eine ebenso richtige wie wichtige Bemerkung; „die Gottheit ist Mensch, ja Fleisch geworden, damit die Menschen göttlich würden, das war die Erkenntnis, zu der sich alles zuspitzte; das Historische und Irdische wurde ins Kosmische und Transzendentale erhoben;“ damit war der geschichtliche Jesus seiner national-messianischen Schranken entledigt und zum Repräsentanten der allgemeinen Idee der Gottmenschheit geworden, in der das Sehnen der Mysterien nach Gemeinschaft mit der Gottheit und die Lehren der Philosophen von der Gottverwandtschaft der Menschenseele ihre volkstümliche Erfüllung und Begründung erhielten. Wenn sich auf diesen Punkt schon von Anfang an alles zuspitzte, so wird er gewiß auch heute noch von zentraler Bedeutung für das Wesen des Christentums sein, und es wird dann nur darauf ankommen, ihn in der kirchlichen Verkündigung aus seiner antik-mythologischen Form herauszuheben und in seiner allgemeinen und ewigen Wahrheit, die von keiner historischen Kritik etwas zu fürchten hat, verständlich und fruchtbar zu machen. — Neben dem Gottes- und Christusglauben war die Einschärfung des S i t t l i c h e n ein Hauptpunkt in der ältesten Missionspredigt; motiviert wurde es teils durch den Geist Christi als das treibende Prinzip des Guten im Inneren der Christen, teils durch den Gedanken des Gerichts und der Vergeltung. Dadurch erhielt das Sittliche eine strenge Richtung auf das Jenseits, denn Christus war der, der wiederkommen sollte zum Gericht. Die „gegenwärtige“ und die „zukünftige Zeit“ standen sich für das Empfinden der Christen schroff gegenüber, und von hier erhielt die Forderung der „Enthaltung“ das kräftigste Motiv, ja wurde bei nicht wenigen zu einer Art passionierter Leidenschaft. In jedem Gottesdienst betete man: „Kommen möge die Gnade, und vergehen möge diese (jetzige) Welt!“ Aber eben dieser entschlossene Verzicht auf die Welt machte die Gemeinde fähig und stark, auf sie zu wirken.

„Man hat dem ältesten Christentum vorgeworfen, daß es zu weltflüchtig und asketisch gewesen sei; aber Revolutionen werden nicht mit Rosenwasser gemacht, und hier galt es auch einer Revolution. Es galt, den Polytheismus zu stürzen und

die Majestät Gottes und des Guten aufzurichten in der Welt. Das konnte zunächst nicht anders geschehen als dadurch, daß man den Unwert dieser Welt behauptete und sich wirklich von ihr löste. Die Schroffheit aber hat die Missionspredigt schwerlich gehemmt, sondern verstärkt, da sie nicht isoliert war, sondern begleitet von der Botschaft vom Heiland und der Heilung, von der Liebe und Hilfeleistung."

In eine Welt, die sich nach Heilung ihrer mancherlei Schäden sehnte und sie bei Heilsgöttern wie Äskulap, Serapion, Isis u. a. suchte, ist das Christentum eingetreten mit der Botschaft vom Heiland Jesus. Daß es mit der Verheißung und Bewirkung von Heilung für die kranke Welt auftrat, sich als „die Medizin der Seele und des Leibes" ausbildete und die tatkräftige Sorge auch für die leiblich Kranken zu seinen wichtigsten Pflichten machte, damit hatte es seinen Sieg schon begründet, ehe es noch durch eine eindrucksvolle Religionsphilosophie ihn vollends gewann. Daß die Menschen alle krank seien an ihrer Sünde, und daß der göttliche Heiland erschienen sei, um sie zu heilen und zu erneuern, war die stehende Voraussetzung. Die Taufe galt als Bad der Wiederherstellung zur Erlangung des Lebens, das Abendmahl als ein „Arzneimittel zur Unsterblichkeit", die Buße als ein genugtuendes Heilmittel. Der Not, dem Elend, der Sünde, dem Tode gegenüber gab sich die neue Religion als die Botschaft der Unsterblichkeit; das verstanden die Heiden, denn sie suchten dasselbe auch in ihren Mysterienkulten. Aber im Unterschied von diesen verlangte die christliche Religion als Bedingung der Heilung und des Lebensgewinnes die sittliche Reinigung der Seele und Heiligung des Lebens. Diese Forderung behauptete sich in der katholischen Kirche auch neben der allmählich einreißenden schlechten Sakramentspraxis; der ganze dogmatische und kultische Apparat stand im Dienste der Seelenheilung. Harnack macht hierzu die beachtenswerte Bemerkung, es sei nicht zu leugnen, daß diese fortgesetzte Aufmerksamkeit auf die „Krankheiten" der Sünde auch schlimme Folgen hatte;

„nicht nur der ästhetische Sinn stumpfte sich ab, sondern auch der sittlich-tätige. Man muß die Menschen auf das Gesunde, die edle Tat lenken, wenn man sie bessern will; das fortgesetzte Reden über Sünde und Vergebung übt eine narkotische Wirkung aus. Mindestens muß der Pädagoge abwechseln zwischen dem Hinweis auf die Vergangenheit (Schuld und sittliche Gebundenheit) und dem Ausblick auf die Zukunft (zu erstrebendes Ziel und Anspannung der Kräfte). Die Theologen der alexandrinischen Kirche hatten für letzteres einen Sinn",

waren aber noch zu sehr im griechischen Intellektualismus befangen. Gar so schlimm, wie man es heute oft darstellt, war es übrigens mit diesem „Intellektualismus" doch im Grunde nicht; bei Origenes besteht er nur darin, daß er über die negative Seite des Christentums: Erlösung von Sünde und Elend, noch hinausstellte die positive: Wahrheitsoffenbarung und geistige, von den positiven Hüllen des geschichtlichen (d. h. legendarischen) Gemeindeglaubens losgelöste Erkenntnis, zu der nur die Fortgeschrittenen befähigt und berechtigt seien. Diese Unterscheidung der alten alexandrinischen Theologen scheint mir so wenig unberechtigt zu sein, daß ich vielmehr meine, wir werden unvermeidlich auf sie zurückkommen müssen; denn die Zumutung der offiziellen Kirchen an die gebildeten Christen, daß sie alle die Symbole und Legenden, die der Gemeindeglauben nicht entbehren kann, für buchstäbliche Wahrheit und wirk-

liche Geschichte halten sollen, ist doch zu ungeheuerlich, als daß sie auf die Dauer sich aufrechterhalten ließe. Man denke z. B. nur an die Vorstellung von den Dämonen, die in der ganzen (nicht bloß alten) Kirche eine so hervorragende Rolle in Dogma und Praxis spielten — Harnack gibt einen interessanten Exkurs über „den Kampf gegen die Dämonen" —, während wir heute das ganze Gebiet der auf Dämonen zurückgeführten Wirkungen physiologisch und psychologisch erklären. An diesem Unterschied zwischen dem antiken „Animismus" und der modernen Natur- und Seelenlehre hängt aber noch manches andere. Daß dieser intellektuelle Fortschritt unserer Zeit der Religion selbst zum Schaden gereiche, wird heute auch der entschiedenste Vernunftsfeind kaum zu behaupten wagen; war doch der Dämonenglaube die Quelle der schlimmsten Verirrungen und Unmenschlichkeiten, von denen die Religionsgeschichte zu erzählen weiß.

Als Botschaft der Liebe wurde das Evangelium zur größten sozialen Macht.

„Ihre Tendenz auf Assoziation ist nicht eine zufällige Erscheinung in seiner Geschichte, sondern ein wesentliches Element in seiner Eigenart. Es vergeistigt den unüberwindlichen Trieb, der den Menschen zum Menschen zieht, und erhebt die gesellschaftliche Verbindung der Menschen über die Konvention hinaus in den Bereich des sittlich Notwendigen. Es steigert damit den Wert des Menschen und schickt sich an, diese gegenwärtige Gesellschaft umzubilden, den Sozialismus, der da ruht auf der Voraussetzung widerstrebender Interessen, umzuwandeln in den Sozialismus, der sich gründet auf dem Bewußtsein einer geistigen Einheit und eines gemeinsamen Zieles."

Daß der Kommunismus als rechtliche Institution im Urchristentum nicht nachzuweisen, ist zwar unbestreitbar, aber ein kommunistischer Zug liegt doch in der dem Urchristentum durchaus eignen Überzeugung, daß der Reichtum ein sittliches Übel sei, dessen man sich um des Heils der eignen Seele willen möglichst entäußern sollte; dieses asketische Motiv war bei der Wohltätigkeit mindestens ebenso wirksam wie das der Liebe. Unter diesem Gesichtspunkt hat Renan das Mönchtum als die echte Fortsetzung der urchristlichen Moral bezeichnet, — gewiß eine Übertreibung, die aber doch vielleicht ein Korn Wahrheit enthält, mehr als die protestantischen Theologen dies zuzugeben geneigt sind. Auch die starke Betonung des jenseitigen Lohnes, den der Almosengeber zu erwarten habe — bei Cyprian erscheint das Almosen als ein förmliches Gnadenmittel, das einzige nach der Taufe noch übrige —, reicht in ihren Wurzeln bis in die Anfänge des Evangeliums zurück; das ist auch gar nichts Verwunderliches, denn auch das Gold der edelsten Ideen und Ideale bedarf einer minder edlen Legierung, um unter den Menschen, wie sie sind, zur kursfähigen Münze zu werden. — Die vielseitige Betätigung der christlichen Liebe und Hilfsleistung, der privaten wie der kirchlich organisierten, mag man in Harnacks Buch nachlesen, das wertvolle Ergänzungen zu den ähnlichen Ausführungen v. Dobschütz' gibt.

Unter dem Titel: „Die Religion des Geistes und der Kraft, des sittlichen Ernstes und der Heiligung" werden die „enthusiastischen" Erscheinungen besprochen, denen sich neuerdings die besondere Aufmerksamkeit der biblischen Theologen zugewandt hat. Sie waren an sich keine spezifisch christliche Er-

scheinung, sondern hatten in dem heidnischen Orgiasmus, der Mantik und Magie ihre Parallelen; aber daß die Skala des Wunderbaren beim christlichen Enthusiasmus auch die Mirabilia des sittlichen Heroismus umfaßte, verlieh ihnen ein einzigartiges Gepräge und gab ihnen eine durchschlagende Bedeutung. Der Enthusiasmus, an sich ein sittlich indifferentes Produkt der animistischen Naturreligion, wurde im Christentum dadurch veredelt, daß er in den Dienst des sittlichen Ideals gestellt, sein roher Orgiasmus in die Leidenschaft für das sittlich Gute verwandelt wurde. Freilich hatte er auch in dieser edleren Form seine Gefahren; es war schwer, den echten vom simulierten Enthusiasmus zu unterscheiden und der phantastischen Einfälle extravaganter Schwindler sich zu erwehren. Daher traten seit Anfang des dritten Jahrhunderts diese Erscheinungen rasch zurück; die zuchtlose Subjektivität mußte weichen vor der in Priestertum und Sakrament, Kanon und Glaubensregel organisierten Kirche; geblieben aber ist der Ernst und die Kraft der Heiligung, in der schon Paulus das vornehmste Werk des „Geistes“ erkannt hatte. Daß in den Christengemeinden eine neue Welt sittlicher Kräfte sich erhoben hat, bezeugen nicht die Christen bloß, sondern auch die Gegner; Harnack führt hierfür unter anderen Belegen auch das früher unbekannte Zeugnis des scharfblickenden Arztes Galen an. Unser Historiker ist übrigens unbefangen genug, um auch die frühe schon sich einstellenden Schattenseiten nicht zu verschweigen. Die ungeheure sittliche Anspannung machte allmählich einer laxeren opportunistischen Moral Platz; das an sich ja nicht unchristliche Prinzip einer unbegrenzten Vergebbarkeit der Sünden schädigte den Ernst der sittlichen Anforderungen und erhöhte die Anziehungskraft der christlichen Religion auf Kosten der sittlichen Qualität ihrer Bekenner. Ferner bekam die Lehre von der doppelten Sittlichkeit, der praecepta und consilia, schon frühe kirchliche Geltung als Kompromiß zwischen der als Ideal festgehaltenen asketischen Moral des Urchristentums und der für eine Volkskirche unvermeidlichen Anpassung an die Bedingungen und Bedürfnisse der menschlichen Natur. Endlich wird bemerkt, daß auch die christliche Kirchengeschichte von Anfang davon zu erzählen wisse, wie leicht in jeder Religion die Wahrhaftigkeit in Bezug auf das Wirkliche und die Gerechtigkeit gegen Gegner Schaden leide; man kann zwar zur Entschuldigung geltend machen, daß der moderne Wirklichkeitssinn im Altertum noch wenig entwickelt war und in religiös erregten Zeiten immer stark zurücktritt, und daß Schroffheit gegen Andersdenkende die Kehrseite ist der charaktervollen Überzeugungstreue; aber darum bleibt es doch immer wahr, daß Laxheit in Dingen der Wahrheit und der Gerechtigkeit ein sittlicher Fehler ist, unter dessen Folgen die Kirche immer schwer zu leiden hatte. Übrigens ist diese Schwäche des Wahrheitssinnes die natürliche Folge der in der Kirche immer geltenden Forderung der Unterwerfung des Glaubens unter die Autorität der göttlichen Offenbarung, die man keineswegs bloß im Inneren des frommen Gemüts, sondern von Anfang an auch in äußeren Überlieferungen der Geschichte oder Sage, dann im Bibelbuchstaben, in der Glaubensregel und in der Kirche als autoritativer Institution erblickte. Harnack macht hierzu die beachtenswerte Bemerkung:

„Man würde sehr irren, wollte man annehmen, daß die runde Forderung, einfach den Autoritäten zu glauben und die Vernunft zu verabschieden, auf die Mehrzahl der Menschen als starkes Hindernis bei der Annahme der christlichen Religion gewirkt habe. Das Gegenteil ist sicher der Fall gewesen. Je peremptorischer und exklusiver eine Religion die Glaubensforderung geltend macht, desto zuverlässiger und sicherer scheint sie der Mehrzahl zu sein; je mehr sie ihnen die Pflicht der Verantwortung, über ihre Wahrheit nachzudenken, abnimmt, desto willkommener ist sie. Jede kräftig eingesetzte Autorität wirkt hier als Beruhigung; ferner aber: gerade die paradoxesten Glaubenssätze, die jeder Erfahrung und vernünftigen Überzeugung spotten, sind die willkommensten, denn sie scheinen die Gewähr zu bieten, daß hier nicht nur Menschliches und daher Unzuverlässiges dargeboten wird, sondern göttliche Weisheit. ‚Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind', gilt nicht nur von den Mirakeln, es gilt auch von den mirakulösen Lehren, die man nur in blindem Glauben und Gehorsam sich anzueignen vermag."

Nun bieten aber die Autoritäten, die in Büchern und Lehren bestehen, noch nicht die letzte Beruhigung, weil ihre Auslegung noch immer zweifelhaft bleibt. Die letzte Beruhigung ist erst gegeben, wenn die Autorität eine lebendige ist, die leicht befragt werden kann und prompt antwortet. Die im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts ausgebildete Autorität der im Episkopat repräsentierten Kirche schob alle anderen Autoritäten zurück, denn „die auctoritas interpretativa ist stets die höchste und eigentliche Autorität".

Hiermit ist die psychologische Genesis des kirchlichen Autoritätssystems, dessen Gipfel der unfehlbare Papst bildet, treffend gezeichnet; es ist nachgewiesen, wie seine Wurzeln zurückreichen bis in den Anfang der auf geschichtliche Überlieferung begründeten christlichen Religion. Gemildert zwar wurde die kirchliche Autorität durch die Reformation, aber daß auch sie auf halbem Wege stecken blieb, beweisen die auch in den protestantischen Kirchen noch immer fortgehenden Kollisionen und Kämpfe zwischen kirchlicher Autorität und freier Wissenschaft. Unwillkürlich drängt sich dabei die ernste Frage auf: ob und wie es möglich sein werde, die schädlichen Wirkungen des kirchlichen Autoritätsprinzips zu beseitigen und doch zugleich die Religion selbst als die unvergleichliche und unersetzliche Quelle der edelsten sittlichen Kräfte zu erhalten? Die Lösung dieser Frage müßte auf das Verhältnis der Religion zur Geschichte überhaupt zurückgehen. Ich kann darauf nicht mehr eingehen, verweise aber auf die hierauf bezüglichen tiefsinnigen Ausführungen von Rudolf Euckens schönem Buch über den „Wahrheitsgehalt der Religion".

Aus der Berliner Hofgesellschaft der Jahre 1805 und 1806.

Tagebuch-Aufzeichnungen einer jungen Dame.

Das Privilegium junger und glücklicher Menschen ist es zu allen Zeiten gewesen, auch in schweren und bedrängten Tagen bei den holden Hindernissen eigener Lust und eigenen Leides stehen zu bleiben und in der Welt des Herzens zu weilen, „während andere kämpfen müssen, in dem großen Kampf der Zeit". Die reizendsten Idyllen, von denen die Literatur weiß, spielen in Tagen blutiger Kämpfe und schwerer Bedrängnisse, die zartesten Liebesgeschichten unter brennenden Dächern und inmitten von Greueln der Zerstörung. Ist es auf dem Boden der Wirklichkeit auch niemals ganz so zart und harmlos zugegangen wie in den Geschichten, die sich „nie und nirgend" begeben haben, so hat es doch an Menschen niemals gefehlt, die, unbekümmert um die unter ihren Augen gespielten großen Tragödien, kleine Idyllen aufführten. Wert und Bedeutung von Tagebüchern und Briefen, die von unbeteiligten Zeugen welterschütternder Ereignisse geführt werden, beruhen ja wesentlich auf Erweisen dafür, daß allenthalben und zu allen Zeiten jeder sich selbst der Nächste gewesen ist, und daß neben den großen die kleinen Dinge ihr Recht und ihren Platz behauptet haben. Darüber, wie diese kleinen Dinge im einzelnen ausgesehen, wie sie sich zu den großen verhalten haben, und welche Stimmungen und Bildungsmomente für ihre Beurteilung maßgebend gewesen, dafür geben gerade die Aufzeichnungen privater, im übrigen unbekannt gebliebenen Personen die zuverlässigste Quelle ab. Haben diese Tagebuchschreiber und -Schreiberinnen den höchsten Schichten der Gesellschaft angehört, so bieten ihre Bekenntnisse neben anderen Vorteilen auch noch denjenigen einer Belehrung darüber, wie die maßgebenden Menschen und die entscheidenden Ereignisse des betreffenden Zeitabschnittes von der tonangebenden sogenannten großen Welt abgeschätzt worden sind, — ein Vorteil, der kaum hoch genug angeschlagen werden kann.

Die Blätter, die zu der nachstehenden Veröffentlichung die Veranlassung geboten haben, sind in dem Berlin der Jahre 1805 und 1806 von einer siebzehn- bezw. achtzehnjährigen jungen Dame geschrieben worden. Dem Bericht über

Person und Verhältnisse der Tagebuchschreiberin dürfen einige Bemerkungen über die Zeitlage und die Berliner Zustände vorausgesendet werden, welche von der furchtbaren Katastrophe des Jahres 1806 vorgefunden wurden.

Das Berlin der zehn ersten Regierungsjahre König Friedrich Wilhelms III. war im wesentlichen noch dasjenige Friedrich Wilhelms II. Wohl hatte das Regiment der Woellner, Bischoffswerder und Lichtenau alsbald nach der Thronbesteigung des tugendhaften jungen Fürsten ein Ende genommen, — die von der unglücklichsten aller preußischen Regierungen gestreuten Saaten aber wucherten fort und trieben so üppig ins Kraut, daß es zu ihrer Ausraufung der Anwendung von Blut und Eisen bedurfte. So verschieden gestimmte Beurteiler wie Cölln (Vertraute Briefe) und Garlieb Merkel (Darstellungen und Charakteristiken), Willibald Alexis (Ruhe ist die erste Bürgerpflicht) und Gustav Freytag, Carl Biedermann (Deutschland im achtzehnten Jahrhundert) und Heinrich von Treitschke stimmen in der Meinung überein, daß das erste Lustrum des neunzehnten Jahrhunderts „die traurigste und hoffnungsloseste Periode der preußischen Geschichte darstellte", und daß die damals von 182000 Menschen bewohnte preußische Hauptstadt in den Jahren 1804—1806 ihre verderblichste Periode durchlebt hat. „Während am Hofe anspruchslose Einfachheit und altväterischer Anstand mit peinlicher Strenge gehütet wurden, lebte die vornehme Welt, als sei dieses Musterbild schlichter Familiensitte gar nicht vorhanden. . . . . Der Verkehr der höhern Stände zeigte bereits die Freiheit großstädtischen Lebens, während in den Mittelklassen noch schwerfälliges Pfahlbürgertum vorherrschte. Die Geselligkeit wurde zu einer verfeinerten Kunst, wie seitdem nie wieder in Deutschland. Zügellos entfalteten sich Witz und Kritik; Liederlichkeit und ein grausamer geistiger Hochmut traten so stark heraus, daß selbst Goethe mit einiger Scheu von diesem gefährlichen Völkchen sprach. In solcher Luft erwuchsen Naturen von unendlicher Reizbarkeit, ... Virtuosen des Genusses und des Denkens, aber auch eitle Anempfinder und Geistverkäufer . . . . und Vertreter des Verbrechens, wie die Giftmischerin Ursinus"[1]). — Von den geistreichen Geheimratskreisen, die damals in Stadt und Gesellschaft das große Wort führten, sagt Julian Schmidt: „Diese Welt war frivol, ungläubig, egoistisch und betrügerisch und doch ging durch ihre Art zu sein ein Zug philanthropischer Sentimentalität, der eben die Signatur jener Periode bildete. . . . . In diesen Kreisen war man liederlich, aufgeblasen, unproduktiv, nur auf äußere, gleichgültige Formen bedacht. . . . . Das preußische Selbstgefühl (der mittleren Klassen) war noch nicht durch den Anstrich von Bildung aufgestutzt, dem man in unseren Tagen kaum mehr entgeht. Die höheren Offiziere sprachen unbefangen einen Dialekt, der nur entfernt an die deutsche Grammatik erinnerte . . . Die Masse des Berliner Publikums gehörte noch der Aufklärung an; Nicolai und Kotzebue waren ihre Propheten."

---

[1]) Die den höchsten Kreisen angehörige, für geistreich geltende Geheimrätin dieses Namens hatte eine ganze Anzahl ihr nahestehender Personen, darunter den eigenen Gatten, ohne jeden greifbaren Grund vergiftet.

Danach wird kaum verwunderlich genannt werden können, daß die Stadt Friedrichs des Großen sich in dem übrigen Deutschland jener Tage keines allzu günstigen Rufes erfreute. Die höheren Klassen der Berliner Gesellschaft galten für entnervt, weichlich und geziert, die unteren für roh und zügellos. Nicht nur daß auf sieben Geburten eine uneheliche kam, — selbst unter den Höchstgebildeten konnte es geschehen, daß ein junges Mädchen drei Monate vor seiner Entbindung an den Traualtar trat, und daß eine sittlich unsträfliche, über den Verdacht der Leichtfertigkeit erhabene Frau Mitwisserin dieser Eheschließung war und zu derselben nichts weiter zu sagen hatte als: „Wie die Menschen sich doch durch ihre Unmäßigkeit die schönsten Zeiten verderben, — das Erhöhen durch Entbehren verstehen die Gemeinen nicht." Diese Frau war die berühmte Henriette Herz, von der die Rahel sagt, „sie lebe geputzt, und ohne zu wissen, daß man sich ausziehen könne, und wie dann einem ist". — Bekannt ist, daß von den führenden Geistern der Nation keiner an der Spree heimisch zu werden vermocht hatte. Goethe (1778) und Schiller (1804) sind nur je einmal und für kurze Zeit in Berlin gewesen. Dem Verfasser der „Musen und Grazien in der Mark" galt die preußische Hauptstadt für prosaisch, ihre Bevölkerung für einen verwegenen Menschenschlag, „bei dem man mit der Delikatesse nicht weit reicht". Schiller, dessen Berliner Aufenthalt siebzehn Tage dauerte, und dem es in dieser Stadt „besser, als er erwartet hatte", gefiel, fand, daß die Berliner Kunstanstalten „bei weitem das nicht leisteten, was sie kosteten". Jean Paul (1800), der in Berlin hatte heimisch werden wollen, und der daselbst glänzende gesellschaftliche Triumphe feierte, war schließlich dabei angelangt, nicht an dem größten, sondern an einem der kleinsten deutschen Höfe, zunächst in Meiningen, sein Glück zu versuchen, — Friedrich Schlegel hatte sich im Jahre 1798 nach Jena, Schleiermacher 1802 nach Stolpe, Reichardt, der beliebteste Komponist des deutschen Nordens, nach Halle gewandt. Erst sechzehn Monate nach seiner Rückkehr von der amerikanischen Reise ließ Alexander von Humboldt sich wieder in der Hauptstadt seines Vaterlandes sehen (16. November 1805), und das nur, um dreißig Monate später nach Paris überzusiedeln und sechzehn Jahre lang (1808 bis 1826) am Seineufer zu verweilen. „C'est un pays qui ne frappe point l'imagination," heißt es in dem bekannten Brief, den Frau von Staël im April 1804, kurz vor der Abreise von Berlin, Goethen schrieb; „ce que j'ai de vif et de jeune dans les impressions ne peut guère s'exercer ici . . . . Si je vivais en Allémagne, je ne m'établirais certainement pas dans une grande ville. Les Allemands ne savent pas tirer parti d'une grande ville. On n'y a pas plus de liberté que dans une petite ville. On n'y sait guère plus de nouvelles publiques, mais seulement mille fois plus de commérages"[1]).

Und dieses so geschmähte und angeblich so unliebenswürdige Berlin von 1805 konnte einem siebzehnjährigen, von den glänzendsten Verhältnissen getragenen jungen Mädchen als Stätte irdischer Glückseligkeit erscheinen und

[1]) Man vergl. auch den von Joret eben veröffentlichten Brief der Staël an die Herzogin von Sachsen-Weimar. (Revue d'hist. litt. en France. 1902. I.)

binnen weniger Monate so eng ans Herz wachsen, daß bei dem Abschied von derselben heiße Tränen vergossen werden und eine um vierundzwanzig Stunden verzögerte Abreise als besondere Gunst des Schicksals erscheint! Von der sittlichen Korruption der geliebten Stadt hat die junge Schöne ebensowenig eine Ahnung wie von der Zweifelhaftigkeit des in derselben herrschenden Geschmackes und Tones oder von der unhaltbar gewordenen Beschaffenheit des öffentlichen Zustandes. Die Gesellschaft, in welcher die Verfasserin des nachstehend wiedergegebenen Tagebuchs sich bewegt, ist diejenige des Hofes und der Diplomatie, dieselbe Berliner Gesellschaft der Jahre 1805 und 1806, auf welche kritische Zeitgenossen und Geschichtschreiber nicht genug schelten können. Die Namen Laforests und Marets, der Willensvollstrecker des korsischen Imperators, kehren auf diesen Blättern ebenso häufig wieder wie diejenigen der Gesandten Rußlands, Österreichs und Englands. Die vornehmen Damen und Herren, von denen wir hören, sind zumeist solche, die dem nachfolgenden Geschlecht für Typen des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude und der Abwendung von den Interessen und den Heiligtümern der Nation zu gelten haben. Die jungen Männer des Militär- und Hofadels, die nach dem Tage von Jena vom Spotte des Volkes verfolgt wurden, sind die Tänzer und Genossen der Tagebuchschreiberin, der es trotz ihres zarten Alters an Ernst und Beobachtungsgabe keineswegs fehlt. Und doch ist in ihren Aufzeichnungen von nichts als von harmlosen Festen und unschuldigen Unterhaltungen, von guten und freundlichen Menschen und von den „holden Hindernissen" die Rede, durch welche sich auch die Bevorzugten unter den Menschenkindern alle Zeit zu winden gehabt haben. — Religiöse und weltfreudige Stimmungen gehen friedlich nebeneinander her. Romantik, Sentimentalität und altväterische Aufklärung machen ihre Rechte in gleichem Maße geltend, und der Erbauung an Ifflands Rührstücken und an Kotzebues pseudoromantischen Tragödien tut die Bekanntschaft mit den Herrlichkeiten des „Wilhelm Tell" keinen Abbruch. Goethes Name kommt in unserem Tagebuche ebensowenig vor wie in den gleichzeitigen und den späteren Aufzeichnungen der Gräfin Bernstorff oder in dem Buche über die Gräfin Friderike Reden. Statt des „Werther" liest man die „Valérie" der Frau von Krüdener, deren „in die duftigste Salonregion" übertragene Heldin die Vorzüge der schönen Seele mit gewissenhafter Anpassung an den guten Ton ungleich besser zu verbinden weiß als ihr bürgerliches Vorbild. Auch in Sachen des literarischen Geschmacks befindet die Berliner ausschließliche Gesellschaft sich in ausgesprochenem Gegensatz zu den Kreisen der Rahel und der Herz, in denen der Goethe-Kultus längst vorherrschend geworden ist[1]). Der Demoiselle Levin geschieht in unserem Tagebuche nirgend, der schönen Witwe des Dr. Marcus Herz nur einmal kurze Erwähnung. Künstlern und Gelehrten werden die Pforten der großen Welt überhaupt nur ausnahmsweise, und wenn man ihrer zu musikalischen oder theatralischen Unternehmungen bedarf, geöffnet.

[1]) Die eigentümliche Zweiteilung des literarischen Geschmackes ist von Fr. Laun sehr ergötzlich geschildert worden: „Während der Buchhändler Sander im Erdgeschoß seines Hauses mit Merkel und Kotzebue konferierte, empfing Frau Sander im oberen Stock die Helden der romantischen Schule."

Vermittelt werden diese Beziehungen durch das Haus des gastfreien und kunstsinnigen Fürsten Anton Radziwill, dem Schadow und Hirt, Himmel und der Sänger Amrosch ihre gelegentliche Zulassung in die „Gesellschaft“ zu danken haben. Gegenüber den großen Vorgängen der Zeit befand diese Gesellschaft sich in demselben Zustande politischer Unschuld, die dem gemeinen Bürgertum der Aufklärungsperiode eigentümlich war. Daß die napoleonische Kriegswolke während des gesamten Jahres 1805 über Preußen hing, daß das Berliner Kabinett in die Lage geraten war, zwischen Bruch mit Frankreich und Bruch mit den Freunden in London und St. Petersburg wählen zu müssen, und daß der vielbeliebte Hausherr des französischen Gesandtschaftshotels der Träger einer Politik war, die den Staat Friedrichs des Großen zu einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken und bei Freund und Feind um Achtung und Vertrauen zu bringen suchte, — das ging an der maßgebenden Gesellschaft spurlos vorüber. Weil es keine Presse und kein öffentliches Leben gab, blieben das Behagen und die gute Laune der liebenswürdigen Damen und Herren des Hofes ungetrübt. In den Salons der Laforest, Jackson und Alopäus bewegte man sich ebenso unbefangen wie in denjenigen Hardenbergs und Haugwitz's, des Fürsten Hatzfeld und des Grafen Schulenburg. Außerhalb gewisser militärischer Kreise und einer kleinen Anzahl einsichtiger Patrioten bildete (wie Stein dem Könige damals schrieb) eine „alle Sittlichkeit verschlingende Weichlichkeit“ die Signatur der höheren Gesellschaft. Die Alten mochten, die Jungen konnten es nicht wissen, „daß nach dem Gesetz der Notwendigkeit ein Schicksalsschlag nahe bevorstand, und daß dann die Auflösung der gesamten . . . Staatsordnung unfehlbar war“.

Der idyllische Charakter der Tagebuchblätter, von denen hier die Rede ist, wurde allerdings noch durch andere Umstände bedingt. Die Verfasserin war — wie erwähnt — erst siebzehn Jahre alt und weder Berlinerin noch Preußin. Seit dem Jahre 1802 hatte ein reicher und angesehener livländischer Gutsbesitzer, der Erbherr der reichen Güter Wolmarshof und Kokenhusen, Herr von Löwenstern, seine Familie alljährlich die Wintermonate in Berlin zubringen lassen. Diese Familie bestand aus der Mutter, einer ausgezeichneten Frau, deren Namen in dem bekannten Kotzebueschen Buche „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ wiederholt genannt wird[1]), der an einen Grafen Lieven verheirateten ältesten Tochter Julie, zwei jüngeren Töchtern, Sophie (geb. 1788) und Lisinka (geb. 1794, später an einen Grafen Bose verheiratet), und zwei Söhnen, Otto und Wilhelm. Der jüngere Sohn starb im ersten Jahre der Reisezeit zu Potsdam als Knabe, der

[1]) Unter den „edlen Freunden in der Not“, denen Kotzebue diesen Bericht über seine Verbannung nach Sibirien widmete, wird „Frau von Löwenstern auf Wolmarshof“ ausdrücklich genannt. Bei dem törichten Fluchtversuch, den Kotzebue nach seiner Verhaftung unternahm, hatte er sich nach Stockmannshof (an der Düna) gewendet, wo damals der Vater der Frau v. Löwenstern, Kammerherr v. Beyer, lebte. (Vgl. a. a. O., Bd. I, S. 147 ff.) Erwähnt zu werden verdient auch, daß König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise auf der Reise nach Petersburg am 1. Januar 1809 in Wolmarshof und am 2. Januar in Dorpat gleichfalls im Löwensternschen Hause einkehrten. (Tagebuch der Königin Luise bei Bailleu, Briefwechsel König Friedrich Wilhelms und der Königin Luise mit Alexander I., S. 541.)

ältere (Otto) war zum tüchtigen und hochgebildeten Manne erwachsen, der der Mutter und den Schwestern zum Beschützer und Begleiter diente. Unser Tagebuch stammt aus der Feder Sophiens von Löwenstern, die schon alsbald nach ihrem ersten Auftreten wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes zum Liebling der Berliner Gesellschaft geworden war und einen ausgedehnten Kreis von Freunden, Freundinnen und Verehrern um sich versammelt hatte. Wie die von ihr hinterlassenen Blätter bezeugen, wußte die junge Livländerin mit der Harmlosigkeit eines reinen Mädchengemüts einen über ihre Jahre hinausgehenden Ernst zu verbinden und von den sie umgehenden Verhältnissen ein Bild zu entwerfen, das aufmerksamen Lesern ein mannigfaches Interesse bietet. Zu den näheren Bekannten der Familie Löwenstern, die das damals im Besitz des russischen Gesandten Grafen Alopäus[1]) gehörige Haus Nr. 76 der Wilhelmsstraße — das heutige Auswärtige Amt — bewohnte, gehörten zahlreiche Mitglieder des diplomatischen Korps, vornehmlich aber die in der benachbarten Leipziger Straße wohnende Familie des Staatsministers von der Recke, die der verwitweten Generalin von Riedesel-Eisenbach und der beiden Schwiegersöhne dieser ausgezeichneten, auch schriftstellerisch bekannt gewordenen Frau[2]), des Staatsministers Grafen Reden und des Grafen Reuß XLIV. Von dem Leben dieser engverbundenen Familien und dem Treiben ihrer den Löwensternschen Töchtern befreundeten, in frischester Jugend stehenden Kinder entwerfen unsere Tagebücher ein Gemälde, das die Schilderungen der im Jahre 1888 erschienenen Schrift „Friderike Gräfin von Reden, geb. Freiin von Riedesel“ (Berlin bei W. Hertz)[3]) vielfach ergänzt, vor dieser aber die Vorzüge größerer Einfachheit und Anschaulichkeit voraus hat. Da wir den Namen der hier genannten Personen auf nahezu jeder Seite des „Tagebuchs“ begegnen werden, erscheint es zweckmäßig, einige Worte über dieselben zu sagen.

Frau von Riedesel war Mutter einer zahlreichen Familie. Außer den beiden erwähnten verheirateten Töchtern, der Gräfin Auguste Reuß (geb. 1771) und Friderike Reden (geb. 1774), hatte sie noch drei Töchter und einen im Jahre 1780 geborenen Sohn Georg. Der ältesten dieser jüngeren Töchter, der Gräfin America Bernstorff, geschieht in dem Tagebuche keine Erwähnung, da dieselbe außerhalb Berlins lebte, während die beiden anderen, Karoline (geb. 1776)[4]) und Lotte (geb. 1788 und im Jahre 1816 an einen Herrn von Schöning verheiratet), wiederholt genannt werden. Mittelbar gehörten der Riedeselschen Familie auch noch die beiden Stiefsöhne der Gräfin Auguste, die Grafen Harry und „Schock“ Reuß an, von denen der eine Offizier des

---

[1]) Das Haus ging im Jahre 1819 für den Preis von 80 000 Talern in das königliche Eigentum über.

[2]) Marianne v. Riedesel, geborene v. Massow, war ihrem zuerst in hessischen, dann in braunschweigischen Diensten stehenden Gemahl (dem im Jahre 1800 verstorbenen General) im Jahre 1777 nach Amerika gefolgt, hatte sechs Jahre daselbst gelebt und in dem 1783 geschriebenen Buche „Dienstreise nach Amerika“ einen bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte des amerikanischen Freiheitskrieges und der unter englischer Fahne stehenden deutschen Mietstruppen geliefert.

[3]) Vgl. Deutsche Rundschau, 1899, Bd. C, S. 455 ff.: „Gräfin Reden“. Von Reinhold Steig.

[4]) Gestorben 1861.

Regiments „Gensdarmen", der andere Göttinger Student war. Zu den nächsten Freunden dieser beiden jungen Leute, die tägliche Gäste des Löwensternschen Hauses[1]) und Tänzer der Töchter desselben waren, zählte der Bruder ihrer Stiefmutter, Georg von Riedesel, dessen unsere Tagebuchschreiberin besonders häufig Erwähnung tut. — Das nämliche gilt von der Familie des Staatsministers von der Reck, die mit den Reuß unter dem nämlichen Dach wohnte, deren drei Töchter, Ernestine (seit 1804 mit dem Grafen Konstantin Stolberg verheiratet), Eberhardine (geb. 1785) und Emilie, unter den näheren Freunden genannt werden und demselben Kreise angehörten. — Besondere Erwähnung verdient es, daß die drei genannten Familien miteinander eng verbunden blieben, auch nachdem die Tage gemeinsamer Freude an dem Berliner Gesellschaftsleben längst zu Ende gegangen und die Genossen desselben aus jungen alte Leute geworden waren. In den Aufzeichnungen der Gräfin Friderike Reden (einer Frau, die als Musterbild von Frömmigkeit und Wohltätigkeit noch jahrzehntelang im Gedächtnis ihrer schlesischen Freunde und Hintersassen fortgelebt hat) kehren immer wieder Beweise dafür wieder, daß die Jugendfreunde bis an das Ende ihrer Lebenszeit in herzlichen und nahen Beziehungen standen und einander, wenn es nottat, treulich zu Hilfe kamen. Von den männlichen Mitgliedern des Kreises ist allein Graf Reden (geb. 1752, gest. 1815) geschichtlich bekannt geworden. Der frühere Bergdirektor und spätere Minister hatte um die Entwicklung des preußischen und schlesischen Bergwesens dauernde und anerkannte Verdienste erworben und Goethes besondere Wertschätzung zu erwerben Gelegenheit gehabt[2]).

Neben diesen nächsten Freunden kommen aber noch andere in Betracht. Unter den Diplomaten, mit denen die Löwensternsche Familie in näheren Beziehungen stand, ist an erster Stelle der französische Gesandte Laforest[3]) zu nennen. Daß dieser Repräsentant Frankreichs und seines gefürchteten Kaisers sich in den kritischen Tagen, die der Katastrophe von Jena vorhergingen, in Berlin einer gewissen Beliebtheit erfreute, mag damit zusammengehangen haben, daß Herr Laforest (geb. 1756, gest. 1819) seine Laufbahn bereits unter Ludwig XV. begonnen hatte und demgemäß als Mann der alten Schule und ihrer guten Formen der Hofgesellschaft sehr viel annehmbarer erschien als sein berühmter Vorgänger, der Ex-Abbé Sieyès, und als der Durchschnitt der übrigen, zumeist in den Wirren der Revolution emporgekommenen französischen Diplomaten des Konsulats und der Kaiserzeit. Bekannter noch als Laforest (der 1814 Mitglied der provisorischen Regierung und sodann Staatsrat im Dienste Ludwigs XVIII. wurde) war dessen englischer Kollege und beständiger Antagonist Francis James Jackson (geb. 1770), der von 1802—1807 in

---

[1]) In dem ersten Bande des Buches über die Gräfin Reden geschieht der „livländischen Familie Löwenstern" wiederholte, wenngleich nur flüchtige Erwähnung. (Vgl. a. a. O., S. 87 und 127.)

[2]) Vgl. „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller" (S. 22) und „Friderike Gräfin v. Reden" (S. 292).

[3]) Laforests Berichte aus Berlin sind gedruckt bei Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807, Bd. II.

Berlin akkreditiert war[1]), und dessen Familie dem Löwensternschen Hause besonders wert geworden zu sein scheint. Wichtiger als alle übrigen Mitglieder des diplomatischen Korps[2]) sollte der Tagebuchschreiberin und ihren Geschwistern aber der bayrische Gesandte Chevalier (später Graf) de Bray werden, der den Lesern der „Rundschau“ aus früheren Mitteilungen[3]) bekannte, 1763 in der Normandie geborene ehemalige Malteserritter, ein Mann von feinem Geist und umfassender Bildung, der seit dem Jahre 1801 in Berlin lebte, zu den bekanntesten Figuren der dortigen Gesellschaft gehörte[4]) und durch den ihm nahe befreundeten Sohn des Hauses in die Löwensternsche Familie eingeführt worden war.

So viel von den Personen, denen der Leser auf den nachfolgenden Blättern besonders häufig begegnen wird, und neben denen die übrigen Bekannten des Löwensternschen Hauses (insbesondere die zahlreichen damals in Berlin lebenden Liv- und Kurländer)[5]) höchstens beiläufig in Betracht kommen. Wie für Aufzeichnungen solcher Art nahezu die Regel ist, werden wir auch dieses Mal medias in res gestellt und ebenso unvermittelt nach Hause geschickt, ohne daß für Beginn und Ende des Tagebuchs Gründe angegeben werden könnten. Die Verfasserin hat offenbar nur da geschrieben, wo es ihr danach ums Herz war; der Zufall indessen hat gewollt, daß die für dieses junge Leben bedeutsamsten Zeitabschnitte zugleich diejenigen einer wichtigen und folgenreichen Wendung in der Geschichte des preußischen Staates und seiner Hauptstadt waren. Beiträge zur berlinischen Geschichte von 1805 und 1806, welche das Gesamtbild derselben veränderten, wird man in dem Tagebuche einer siebzehnjährigen jungen Fremden nicht suchen dürfen, — rücksichtlich der einzelnen erscheinen diese Bekenntnisse aber sehr viel ausgiebiger, als man auf den ersten Blick annehmen möchte.

---

6. April 1805. Nach der Zeichnenstunde bei Wachsmann gehe ich mit Bruder Otto und Ernestine R(ecke)[6]) zu Fuß nach den Zelten, wo wir Waffeln essen; Mama kommt mit der Schwester im Wagen nach. Wir sehen den schönen Prinzen Louis (Ferdinand) mit dem lächerlichen Dedem Rechberg zu Pferd, dann Wilhelm Arnim. Wir begegneten Madame Laforest, die mit Caillard (einem französischen Diplomaten) bei Mama gewesen ist, um sie zu bitten, ihre Tochter mit auf den Ball zu nehmen. Dann Toilette zum Ball bei Hagens: weißes Klaep(?)-Kleid mit points oben und unten zweimal besetzt, — ganz weiße englische Blumen und meine Flechten mit echten Perlen, um den Hals eine Menge kleiner, schwarzer Glasperlen, die der gute

---

[1]) Vgl. Jackson, Diaries.

[2]) Metternichs, der damals Gesandter Österreichs in Berlin war, geschieht nirgends Erwähnung.

[3]) Vgl. Deutsche Rundschau, 1900, Bd. CV, S. 40 ff.: „Berlin im Oktober und November 1806. Tagebuch-Aufzeichnungen eines Diplomaten“, und 1901, Bd. CVI, S. 444 ff.: „Aus den letzten Tagen des Malteserordens“.

[4]) Vgl. „Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule“. Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten des Grafen François Gabriel de Bray. Leipzig, Hirzel. 1902.

[5]) Genannt werden die Herzogin Dorothea von Kurland, sowie die Familien Fircks, Korff, Mengden &c.

[6]) Die in Klammern gefaßten Hinzufügungen stammen aus der Feder des Herausgebers.

Otto mir verschafft hat. Wir holen die beiden Dönhoffs[1]) und Caroline Laforest (die Tochter des französischen Gesandten) zum Ball ab, wo ich fast auf alle Tänze engagiert hinkam, Harry Reuß und Pourtalès (Offiziere des Regiments Gensdarmen), Zastrow[2]), der nach Petersburg reist, Romberg[3]) u. s. w. Den Kehraus tanze ich mit Harry. Caroline Laforest und ich haben mit Bray einen großen Streit. Er hat einen Grundsatz, der mich wirklich sehr für ihn betrübt; er sagt nämlich: „Une bonne action faite mal est presque aussi mauvaise qu'une mauvaise action bien faite.“ Das scheint er freilich nur auf kleinere Sachen zu beziehen; die Lächerlichkeit ist ihm der größte Fehler. „Se donner un ridicule est un grand malheur.“ Wie falsch ist dieser Grundsatz!

Um drei Uhr ist der Ball aus.

7. April. Als ich erwachte, schien die Sonne mir heiß auf den Kopf; es war beinahe 11½ Uhr. Eine Stunde später kamen Georg Riedesel und Marie Brühl zu Pferde, um mich abzuholen; wir ritten nach Charlottenburg. Da ich aber müde vom Ball war, kehrten wir bald um. Wir fuhren dann zu Recks, wo es mit der Melancholie der Mutter besser ist. . . . Um sieben Uhr holen Laforests mich zur Vorlesung bei Tessier ab. Er liest gut vor, macht das Ganze aber lächerlich, weil er das Stück darstellen will. Er hat alles bei sich, was in dem Stücke vorkommt, Flinte, Tintenfaß u. s. w. Das Stück („L'Indigent“ von Mercier)[4]) ist embarrassant für die Zuschauer und dumm.

Montag, 8. April. Um 12 Uhr brachte Harry Reuß seinen Bruder Schock, der zu den Ferien hier ist, zu uns; Schock ist ein hübscher und artiger Mensch. Ich fuhr dann mit Mama und Julie in die Läden. Bei Kaufmann Loewe werden eingemachte Früchte gekauft, und während Julie sich bei Quittel Putz aussucht, läßt Mama mir nicht zu verschmähende Baisers von Josty (die „an der Stechbahn belegene“ bekannteste der Konditoreien des alten Berlin) holen. Abends in der Komödie „Die zwölf schlafenden Jungfrauen“ (eines der berüchtigsten Schauer- und Ritterstücke des berufensten Vertreters dieser Gattung, Cristian Heinrich Spieß, geb. 1755, † 1799).

Dienstag, den 9. April. Die langerwartete Kalesche aus Wien, die durch Brays Vermittlung frei einpassiert ist, kommt an. Zeichnenstunde und dann Singstunde bei Hurka. Der allerliebste Wagen, der uns große Freude macht, wird ausgepackt; wir probieren, wie sich's drin sitzt. Ich lasse mich von Berner fahren, wir essen eingemachte Früchte aus Venedig, die mit dem Wagen gekommen sind, wir setzen uns mit Julie Seckendorf in denselben und fahren in großer Freude um die Linden, wo wir den kleinen Triumph haben, der Plettenberg und der Acerenza (Tochter der Herzogin Dorothea von Kurland) zu begegnen. Im Tiergarten begegnen wir unseren Reitern, Georg Riedesel und Marie Brühl, und unter den

---

[1]) Sophie, seit 1805 Gemahlin des bei Waterloo gefallenen Obersten Grafen Schwerin, und Amalie, nachmals vermählte v. Romberg. Ihr Vater war alter Universitätsfreund des Herrn v. Löwenstern; und in dem Buche „Sophie Schwerin. Ein Lebensbild aus ihren eigenen hinterlassenen Papieren. Zusammengestellt von ihrer jüngeren Schwester A(malie) v. R(omberg)“ wird die Familie v. Löwenstern in Berlin als benachbart (die Dönhoffs wohnten Wilhelmstraße 63) und befreundet öfter genannt, ebenso Julie und Sophie v. Löwenstern als die „lieblichen Schwestern“.

[2]) Wie aus dem weiteren Zusammenhange hervorgeht, war dieser Zastrow ein Vetter des franzosenfreundlichen Generals gleichen Namens, der 1805 nach St. Petersburg gesendet wurde und 1807 für kurze Zeit die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm.

[3]) Anscheinend der später durch Tapferkeit und Patriotismus bekannte Sohn des unglücklichen Generals v. Romberg, der Stettin im Jahre 1806 übergab. (Memoiren der Gräfin Bernstorff, Bd. I, S. 228 u. 315.)

[4]) Das im Jahre 1784 erschienene „Théâtre complet“ des bekannten Dichters und Konventsmitgliedes (geb. 1740, gest. 1814) erfreute sich damals allgemeiner Beliebtheit.

Linden allen exerzierenden Gensdarmes. . . . Nachmittags kommt Kotzebue, der nach Livland reist, dann Bray zur Visite. Einladung zum Ball bei Fürst Hatzfeld. Abends in die Komödie in die kleine Hagensche Loge: „Elise von Wahlberg", schönes, interessantes Stück. (Dieses die Geschichte eines tugendhaften Landfräuleins bei Hof behandelnde, längst vergessene Schauspiel galt seiner Zeit für eine der gelungensten und zugleich kühnsten Schöpfungen Ifflands, des berühmten Schauspielers und Leiters der königlichen Bühne.) Traurige Nachricht von dem Tode unseres lieben Ermes, die mir viel Kummer gemacht und viele Tränen gekostet hat. Wie schrecklich ist es, so seine Lieben auf immer zu verlieren! Mama sehr betrübt. Der helle Mond erinnerte uns so lebhaft an unsere Lieben da oben. Ach, alles, alles erinnert mich an meinen Heinrich! (Der im Jahre zuvor verstorbene Bruder.)

Mittwoch, 10. April. Dönhoffs kommen (auf kurze Zeit), G. Riedesels, beide Reuß, Lützow, Herr und Frau von Alopäus (der russische Gesandte), Bray, Zastrow u. s. w. Lützow sagt, ich könne mit Otto in die Schweiz reisen, wenn ich irgend ein häßliches, altes Frauenzimmer mithätte. Bray glaubt durchaus nicht, daß Papa es erlauben werde, und will wetten, daß ich im Leben noch viel reisen werde.

Sonnabend, 13. April. Nach Tisch kommt Zastrow, um Abschied zu nehmen; er soll eine Nacht in Wolmarshof (dem an der Straße von Riga nach St. Petersburg belegenen Löwensternschen Familiengut) auf der Reise nach Petersburg zubringen, wohin sein Vetter vom Könige an den Kaiser geschickt wird (s. oben Anm. zu S. 280). Mit Julie zu Recks, dann ins Konzert bei Schrötter. Viel mit Georg Riedesel gesprochen, der noch diesen Winter schrecklich grob war und jetzt sehr artig gegen mich ist. Brühl[1]) ist dort und zieht sich in den Hintergrund des Saals zurück, — traurige Empfindungen. Vor dem Ende gehen wir ihm ganz nah vorüber; ich schlage die Augen nieder und grüße nicht.

Sonntag, 14. April. Aus einer herrlichen Predigt Palmiers zum Dejeuner bei Graf Reden, dann in Juliens Kalesche mit Caroline Riedesel und zwei Recks. Wir sehen von Juliens Fenster eine Whisky-[2])Partie vorbeifahren, von welcher Julie Seckendorf ist; Prinz Radziwill (Prinz Anton, Gemahl der Prinzessin Louise, Schwiegersohn des Prinzen Ferdinand, Bruders Friedrichs des Großen) und die Plettenberg führen sie an; sie speisen bei Leboeuf[3]), wo die Seckendorf rezitieren muß. Sie arrangieren eine Komödie bei Prinz Radziwill: „Der türkische Gesandte" von Kotzebue (aus dem dritten Jahrgang des „Almanachs dramatischer Spiele zur gesellschaftlichen Unterhaltung auf dem Lande", Berlin 1805, Nr. 4: „Mädchenfreundschaft oder der türkische Gesandte"). Es scheint mir aus den Reden der Gräfin Hardenberg und des Prinzen Radziwill, daß ich mitspielen sollte, daß man es mir aber nicht angeboten hat, weil Brühl auch darin spielt. Abends bei Tessier: „La Soirée des boulevards", — dummes Stück.

Montag, 15. April. Um 9 Uhr zum Ball bei Fürst Hatzfeld, alles höchst elegant, allerliebste Orangerie, die Wirte sehr artig. Erster Tanz mit Romberg, zweiter Tanz mit Fürst Radziwill, — Quadrille mit Harry Reuß, zuletzt mit Schock Reuß, Laschkarew (von der russischen Gesandtschaft) und George Riedesel. Ziemlich viel mit Bray gesprochen; er ist liebenswürdig. Bei Tisch verläßt George Jackson (Bruder des englischen Gesandten und in dessen Abwesenheit Geschäftsträger) mich nicht: ennui. — Im ganzen sehr amüsiert. Abschied von

---

[1]) Wie sich aus dem weiteren Zusammenhang zu ergeben scheint, ist der spätere Generalintendant der königl. Schauspiele, damalige Kammerherr Graf M. P. Brühl (gest. 1837), dieser verschmähte Bewerber gewesen.

[2]) Whisky hießen zu Anfang des 19. Jahrhunderts offene einspännige englische Wagen mit sehr hohem Gestell.

[3]) Leboeufve, elegantes Restaurant „Unter den Linden".

Marie Brühl; sie geht mit einer großen gelehrten Gesellschaft aufs Land zur Gräfin Voß.

Dienstag, 16. April. Um 3 Uhr bringen Mama und Julie mich zu Recks, von wo ich mit Eberhardine und Ernestine auf zwei Tage nach Potsdam reise, wohin Stolberg bereits voraus ist. Schöne, rasche Fahrt, — Anton zu Pferde uns entgegen, Constantin [1]) empfängt uns freundlich in den hübschen Zimmern, Adelaide Hardenberg [2]) kommt, und wir trinken im Kabinett Tee. Nachher tue ich den Vorschlag einer Promenade, — herrlicher Abend; wir sind sehr vergnügt auf dem Wilhelmsplatz.

Mittwoch, 17. April. Eberhardine [3]) und ich schlafen in demselben Zimmer. Aus Furcht, zu lange zu schlafen — wir haben keine Uhr —, wachen wir schon um 5 Uhr auf und hören das Glockenspiel. Die Herren müssen früh zum Exerzieren. Schöner Morgen; die Regimenter ziehen mit Musik heraus, und die Hardenberg geht um 3 Uhr mit uns nach Sanssouci, — wir ruhen in den Marmorsälen von der Hitze aus. Als wir zurück sind, kommen die Stolberg, Georg Riedesel und die beiden Reuß, — Harry bringt uns bleierne Ohrringe mit und macht tausend Possen. Mittags Champagner, Schock Reuß [4]) sitzt neben mir, alle sehr vergnügt, außer Georg, der die ganze Zeit übel gelaunt ist. Promenade im Whisky nach dem Brauhausberge, hübsch möblierter Pavillon. Abends Promenade auf dem Wilhelmsplatze; — Harry (Reuß) und Anton (Stolberg) nehmen weiße Gewänder um und erscheinen als Geister, — sie springen um ein paar Bauern herum . . . Schrecken! Stolberg führt uns auf einem Umwege nach Hause, um nicht bemerkt zu werden. Während des Soupers ertönt aus dem Nebenzimmer herrliche Musik, — von dem liebenswürdigen Anton Stolberg bestellt. Wir ziehen nach dem Marsch der Jungfrau von Orleans umher; ich stelle die Johanna vor. Wir trennen uns vergnügt, um

am Donnerstag, 18. April, zum Frühstück um 9 Uhr wieder zusammenzukommen. Stolberg geht zum Exerzieren; wir walzen etwas mit den übrigen Herren und gehen dann zur Gräfin Hardenberg aufs Schloß, wo wir Schokolade trinken . . . Wir gehen auf die Rampe, um die Parade zu sehen, auf welcher der König und die Prinzen sind. Und nun, adieu liebes Potsdam! Wir drei fahren, von Constantin gekutscht und von den übrigen Herren zu Pferde begleitet, nach Grunewald; wegen der Distraktion unseres Kutschers riskieren wir mehrere Male umzuwerfen. In Grunewald finden wir meine geliebte Mutter, Julie, Mengden und alle Recks, und es gibt ein vergnügtes Mahl. Wir besehen das alte Schloß, wo eine schöne Hofdame die Eifersucht ihrer Kurfürstin erregte und auf deren Befehl, als sie auf ihr Zimmer gehen wollte, auf der Treppe eingemauert ward. Ich setze mich zu Pferde, um ein Weilchen zu reiten, muß aber den ganzen Weg so machen, weil unterwegs ein Rad des Reckschen Wagens bricht und sie alle in den unsrigen steigen. Langer, angenehmer Ritt, obgleich es blitzt. Abends in Berlin die Fermor, Mengden und die Hagens zu uns.

---

[1]) Der im Jahre 1779 geborene, 1817 verstorbene Graf Constantin zu Stolberg-Wernigerode (Ast Jannowitz), Vater des Generals der Kavallerie Grafen Wilhelm, war (wie erwähnt) seit dem Jahre 1804 mit Ernestine von der Recke verheiratet. — Graf Anton war der Großvater des im Jahre 1840 geborenen Grafen Udo.

[2]) Da der spätere Staatskanzler im Jahre 1804 unverheiratet war, seine einzige Tochter aber längst geheiratet hatte, kann nur die damalige Hofdame der Königin Luise, spätere Gräfin Fürstenstein, gemeint sein, von der auch in den „Neunundsechzig Jahren" der Gräfin Voß die Rede ist. Der Vater dieser Dame wurde im Jahre 1807 Großjägermeister des Königs Jérôme von Westfalen, ihr Oheim, Präfekt des „Fulda-Departements" mit dem Sitze Kassel. Beide waren Vettern des Staatskanzlers. (Vgl. Goecke-Ilgen, Das Königreich Westfalen, S. 61 u. 65. Düsseldorf 1888.)

[3]) Eberhardine von der Recke starb (unverheiratet) im Jahre 1851.

[4]) Gestorben im Jahre 1833.

Freitag, 19. April. Sophie Dönhoff holt mich zur Promenade unter den Linden ab. Komisches Gespräch mit Bray, der in demselben Augenblick hinter uns hervortritt und im Vorbeigehen grüßt. Sophie scheint nur Gutes von ihm sagen zu können.

Sonnabend, 20. April. Otto Mengden, Julie und ich fahren zu Zietemann und kaufen Baisers, die wir mit vielem Gelächter verzehren. . . . Abends zu Graf Reuß. Zu seinem Geburtstage tanzen seine und die Reckschen Kinder ein kleines, hübsches Ballett. Die Gräfin ist tags zuvor so krank gewesen, daß sie hinunter und hinaufgetragen wird.

Bemerkenswerter als diese auf das Berliner Vergnügungs- und Gesellschaftsleben des Jahres 1805 bezüglichen Eintragungen erscheint eine vom 21. April datierte Notiz, die über eine im Palais des Fürsten Radziwill veranstaltete Theateraufführung berichtet. In Gegenwart der Königin[1]), der Prinzessinnen und des königlichen Hofes wurde Beaumarchais' „Barbier de Séville" aufgeführt — die Einleitung zu jenen „Noces de Figaro", deren am 19. August 1735 auf dem Theater Petit-Trianon veranstaltete Aufführung in der Geschichte Frankreichs Epoche gemacht und für eines der bedenklichsten „Zeichen der Zeit", einen Vorläufer der Revolution, gegolten hatte[2]). „C'est la révolution déjà en action," soll Napoleon von diesem Stück gesagt haben, dessen Hauptrollen bekanntlich von der unglücklichen Königin Marie Antoinette und dem zweiten Bruder des Königs, dem nachmaligen Karl X., gespielt worden waren — und zwar vier Tage nach der Verhaftung Rohans und dem Beginn der Halsbandgeschichte! — Die politische Unschuld des alten Berlin und seines Hofes scheint sich von der ominösen Bedeutung der Beaumarchaisschen Trilogie niemals etwas haben träumen lassen. — Unsere Tagebuchschreiberin registriert diese Aufführung ohne irgend welche Hinzufügung:

„Komödie bei Fürst Radziwill. Die Königin und die Prinzessinnen sind dazu aus Potsdam gekommen. Ich amüsiere mich vortrefflich; — das erste Stück „Le barbier de Séville" gut gespielt.

Rosine . . . . . Sophie Neale
Almaviva . . . Fürst Radziwill
Bartolo . . . . (unleserlich)
Basilio . . . . Bray
Figaro. . . . . Sartoris.

Dann ein Ballett, von den Radziwillschen Kindern vortrefflich getanzt, endlich ein deutsches Stück „Der türkische Gesandte", welches nicht sehr gefiel und wohl durchgängig gut gespielt wurde: Gräfin Hardenberg, Julie Seckendorff, die ganze Brühlsche Familie.

---

[1]) Vgl. den Brief der Königin Luise vom 20. April 1805 an ihren Bruder Georg („rolle nach Berlin, putz' mich, wasch' mich und renne mit majestätischem Anstand zu Radziwills, wo Komödie sein wird"), Deutsche Rundschau, 1900, Bd. CV, S. 381.

[2]) Nachdem die Königin die öffentliche Aufführung des von der Zensur beanstandeten Stückes durchgesetzt hatte, war dasselbe am 27. April 1784 und an zweiundsiebzig auf denselben folgenden Abenden zu Paris im Théâtre français gegeben worden.

Dienstag, 23. April. Lievens Geburtstag, abends großer Ball bei Alopäus; wir nehmen Dönhofs mit, ich amüsiere mich sehr gut und tanze den ganzen Abend mit Reußens und Riedesels. George (Riedesel) ist sehr sonderbar. Er wirft mir vor, daß ich gesagt habe, er könne mich nicht leiden. „Diesen Winter haben Sie das geglaubt?“ Er ist sehr komisch.

24. April. Tanzstunde bei Tell. . . . Bray kommt, bleibt ziemlich lange und ist amüsant, — ich fürchte aber, er amüsiert sich nicht mit uns. Indessen muß es doch nicht so sein, denn er kommt oft. Er will zum Tage der Sainte Sophie einen Ball geben, — ich sage, es werde dann wohl schon zu heiß sein. Er ist liebenswürdig und scheint auch gut. . . . Abends zu Julie. Riedesels, Recks, Hagens, die beiden Reuß, Laschkarew und die Wilhelmschen Hofdamen kommen; — wir sind sehr lustig.

25. April. Tanzstunde, während welcher Schock Reuß mir etwas für mein Zahnweh bringt, dann zu Recks zur Einsegnung von Louise und Emilie durch Lettow. Es ist rührend und erinnert mich an meinen Heinrich. Einen Teil des Abends zu Hause, dann mit Mama und Julie zur Laforest, die mit ihrer Tochter allein ist. Es sind wahre Franzosen, sie widersprechen sich unaufhörlich, sind aber gute Menschen.

Sonnabend, 27. April. Lisinkas Geburtstag; ich habe ihr eine hübsche Pelerine sticken lassen; sie wird elf Jahre alt. Nach Tisch verstecken wir 150 bunte Eier in den Zimmern; große Kindergesellschaft. Kollation mit den Kindern, die sehr vergnügt sind; Riedesels, Hagens, Redens kommen; Streit mit Georg Riedesel.

Sonntag, 28. April. Um zwölf Uhr kommen Caroline und Georg Riedesel, Harry (Reuß) und George Jackson zu Pferde; wir machen eine angenehme Partie im Tiergarten; Julie und Lotte Riedesel fahren. — Nachmittags kommt Julie Seckendorf von der Probe bei Radziwills und bittet Julie um ihre Brillanten. Sie figuriert in einem Tableau; man wiederholt heute dieselben Stücke bis auf dasjenige von Kotzebue, statt welches man zwei Tableaux hinter einem Flor vorstellt: „Cornelia“ und „Achill unter den Töchtern des Nicomedes“. Wir sind dieses Mal nicht dort. Madame Jackson hat ihren Schwager hergeschickt, uns zum Tee bitten zu lassen. Fritz Riedesel (Offizier des Regiments Gensdarmes und Neffe der Generalin) kommt. Mama sagt ihm, wir gingen zu Jackson, — er geht zur Visite mit und wird zum Souper behalten. Wir spielen Lotterie mit Karten und Julie liest aus einem Modejournal vor.

Montag, 29. April. Die Gräfin Hagen kommt um halb acht Uhr, Mama liest die „Valérie“ vor[1]), ich weine schrecklich. Mittags bei Julie, wohin auch Bray kam.

30. April. Um acht Uhr kommt die Gräfin Hagen, wir setzen uns oben hin und lesen „Valérie“; trotz meinem Vorsatz, nicht zu weinen, tue ich es doch.

Mittwoch, 1. Mai. Geburtstag der Gräfin Hagen; wir fahren zu Zietemanns, wo Mama ihr kleines déjeuner gibt. Wir glauben, ganz unter uns zu sein — außer Professor Roesel[2]) —, finden aber Bray da, den Mama erst ge-

---

[1]) S. oben. Der Roman „Valérie ou lettres de Gustave de Lynow à Ernest de G.“ war in erster Auflage 1803, in zweiter Auflage 1804 erschienen. Die deutsche Übersetzung mit dem Nebentitel „Ein Gegenstück zur Delphine“ (sc von Frau v. Staël) rührte von Dorothea Schlegel und Helmine v. Chezy her. Leipzig 1804. — Vgl. Deutsche Rundschau, 1899, Bd. CI, S. 316 und 317: „Frau von Krüdener“.

[2]) Der zu Goethes Freundeskreise gehörende, namentlich durch seine Federzeichnungen bekannte Künstler, Professor an der Bauschule und Akademie (geb. 1768, gest. 1843), als Zeichnenlehrer der Berliner vornehmen Welt in den Denkwürdigkeiten aus jener Zeit häufig genannt. Vgl. Memoiren der Gräfin Bernstorff, Bd. I, S. 325 u. 338; desgl. Deutsche Rundschau, 1898, Bd. LXXXXVI, S. 475: „Aus der preußischen Hofgesellschaft (1822—1826)“.

beten hatte; er ist ein großer Freund der Gräfin Hagen; wir sind recht vergnügt . . . Abends zum Souper, welches der Graf zur Surprise seiner Frau arrangiert hat: Jacksons, Baudissins, Argens, Bray, Möllendorf, der den Melancholischen macht, Himmel[1]) und die Knobloch. Den ganzen Abend wird Musik, mitunter sehr schlechte, gemacht; Himmel spielt herrlich. — Bei Tisch erzählt Bray komisches Zeug.

Donnerstag, 2. Mai. Julie Seckendorff kommt zu spät zu Mittag und ißt allein. Sie ist traurig, Prinz Hohenlohe ist wieder hier, seine Großmutter (die Witwe des 1794 verstorbenen preußischen Oberkammerherrn und Staatsministers Fürsten Sacken) will die Heirat aber nicht haben . . . Ich kleide mich dann rasch an (mein schönes Musselinkleid von Weihnachten, rote Rosen); wir bringen die Kinder zu Redens, wo die kleinen Prinzen und andere Kinder eine Art von Tanzstunde oder Ball haben. Um acht Uhr zur assemblée bei Laforest, wo ein geschminkter Herzog von Strozzi mich lachen macht. Nach einer Stunde von da zum englischen Gesandten, wo großes Souper ist . . . Julie Seckendorf sitzt neben Prinz Hohenlohe, der traurig, hübsch und nicht sehr klug aussieht. Er scheint sehr verliebt zu sein; sein häßlicher, alter Begleiter treibt ihn während des Essens nach Hause fort. Beim Souper sitze ich neben der Gräfin Pauline Luckner. Bray stellt sich zwischen uns und spricht mit beiden ziemlich unbefangen. Sie sieht etwas kränklich aus, ist aber hübsch und liebenswürdig und sagt, „zum Glücke eines Mannes gehöre eine hübsche Frau“. Bray fragt mich, ob dies auch meine Meinung sei, — ich kann nicht anders antworten, als daß es wohl eher eine gute Frau sein müsse. Nach Tisch geht alles auseinander.

Freitag, 3. Mai. Otto und ich essen bei Riedesels zu Mittag und fahren mit ihnen und Recks zur Eisengießerei, wo Graf Reden[2]) uns einen Kaffee gibt. Wir sehen arbeiten; die kleinen Prinzen sind auch da. Der Kronprinz[3]) ist sehr lebhaft und scheint viel Verstand zu haben. Er schüttet seine Börse vor einem der Arbeiter aus und gibt ihm alles, was darin ist, obgleich der Arbeiter schon vom Hofmeister (Delbrück. — Vgl. auch Gräfin Reden I, S. 148) etwas bekommen hatte. Als wir zurück sind, fahre ich mit Mama und den Geschwistern in die Komödie: „Die Sonnenjungfrau“, von Madame Fleck gespielt[4]).

Sonnabend, 4. Mai. Tanzstunde bei Tell, ich fange einen Tanz mit dem Shawl[5]) an. Julie Seckendorf kommt; wir nehmen sie in das conservatorium harmonicum mit, eine Gesellschaft von Amateurs, die zuweilen ein Konzert, nur mit Blasinstrumenten, geben; wir hatten Billetts von George Riedesel, der auch mitspielt. Brühl war auch da, er sah sehr traurig aus und grüßte Mama sehr freundlich, — man sieht ihn fast nirgends mehr. Als wir am Donnerstag bei

[1]) Der Komponist des „Isaak“, der „Semiramide“, der „Fanchon“ und der Gesänge zu Tiedges „Urania“ war damals Hofkapellmeister (geb. 1765, gest. 1814).

[2]) Als Minister des Bergwesens war Graf Reden zugleich oberster Chef der königlichen Eisengießereien bezw. des Gießhauses. Im Jahre 1807 wurde er dieser Stellung enthoben.

[3]) Der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV.

[4]) Kotzebues im Jahre 1789 gedrucktes Schauspiel dieses Namens gehörte zu den beliebtesten Bühnenstücken damaliger Zeit, obgleich es einer höchst eigentümlichen Moral huldigte: Kora, Sonnenjungfrau in einem peruanischen Tempel, hat das Geschick der Norma gehabt, wird aber kurz vor der Hinrichtung von dem aufgeklärten Oberpriester „im Namen der Stimme der Natur“ freigesprochen. Das Stück wurde ins Französische, Englische (7. Auflage), Holländische, Dänische und Russische übersetzt. — Die Darstellerin, Frau Fleck (Witwe des 1801 verstorbenen größten deutschen Schauspielers) war eine vortreffliche Bühnenkünstlerin und heiratete in zweiter Ehe den Schauspieler Schröth.

[5]) Der Shawlestanz war durch Lady Emma Hamilton (die Geliebte Nelsons und berühmte Darstellerin von „Attitüden“) und Frau von Krüdener, die Verfasserin der „Valérie“, in die Mode gebracht worden.

Laforests waren, sah ich im großen Zimmer einen Mann allein sitzen und lesen, er war es. — Nach dem Konzert kamen Dönhofs, Laforests, George Riedesel, die beiden Reuß, die Alopäus, Recks und die Seckendorf, die zum Essen blieben. Wir spielten eine Art Wahrsagerspiel und arbeiteten. Julie Seckendorf vertraute mir, daß das schöne Schnupftuch, das sie stickt, für Hohenlohe ist; sie trägt eine Haarlocke von ihm im Medaillon. Ich bedaure sie, — sie liebt und ist sehr unbesonnen — möchte sie doch glücklich sein!

Sonntag, 5. Mai. In die Kirche. Im Vorbeifahren sahen wir die Gensdarmes, die heute ihre besten Kleider anhaben und wunderschön aussehen, besonders der stolze Friedrich (Fritz) Riedesel. Palmier spricht herrlich über den Tod — es ist kalt und regnet. Lieven und Julie sind mittags bei uns. Es wird „Wilhelm Tell"[1]) gegeben; ich gehe mit Otto allein hinein. Das Stück ist herrlich und macht mir viel Vergnügen. Das Haus ist voll; wir sitzen hinter ein paar Damen, die im vierten Akt glauben, daß es aus ist und nach Hause gehen, — wir nehmen ihre verlassenen Plätze ein. Ich setze Otto zu Hause ab und hole Mama, die bei Hagens ist, wo ich unvorhergesehen Bray finde; nach einer Weile fahren wir nach Hause.

Montag, 6. Mai. Mit Mama, Julie und der alten Gräfin Schwerin zur Fürstin Sacken, wo ich mich mit ihrem Großsohn, dem Prinzen Hohenlohe, unterhalte, — er spricht gut. Dann zur Prinzessin von Holstein[2]), wo wir die Tessiersche Familie, Hagens, Bray, Frau von Reck u. s. w. finden. Man besieht Kupfer und geht dann in den Saal, wo die hübsche Mademoiselle Tessier wunderschön mit Graf Hatzfeld singt. In „Lady fair" singt ihre ganze Familie schlecht mit, Bray aber ist entzückt. Mademoiselle Tessier ist hübsch und bescheiden. Sie hat schönes braunes, gescheiteltes Haar und trägt einen Schleier, der auf die eine Schulter herabfällt.

Dienstag, 7. Mai. Souper bei Alopäus, langweilige Lotterie. Kürner, der Sekretär des Generals Winzingerode ist da; er soll Morgen als Kurier nach Petersburg reisen.

Davon, daß die Reise des Herrn Kürner eine weitgehende Bedeutung haben könne, hatte die ausschließlich in ihre kleinen Leiden und Freuden versenkte glückliche Jugend ebensowenig eine Vorstellung wie von den übrigen Dingen, die sich in den folgenreichen Tagen des Frühlings und Sommers 1805 in der großen Welt vollzogen. Napoleon, seit dem 2. Dezember 1804 französischer Kaiser, war am 2. April nach Italien gereist, um sich in Mailand die italienische Königskrone aufsetzen zu lassen; neun Tage später hatten Rußland und England ein Bündnis abgeschlossen, welches dem weiteren Umsichgreifen der französischen Gewaltherrschaft ein Ziel setzen sollte. Mit Schweden war der russische Herrscher bereits drei Monate zuvor über eine Allianz zum nämlichen Zwecke einig geworden; jetzt kam alles darauf an, ob die deutschen Mächte sich der neuen Koalition anschließen würden. Zum Behuf einer Verständigung darüber war der Generaladjutant Alexanders I., Ferdinand von Winzingerode, in außerordentlicher Mission nach Berlin gesandt worden, um auf Friedrich Wilhelm III. einzuwirken.

[1]) Im Februar 1804 beendet, war der „Tell" im Juli desselben Jahres zum ersten Male in Berlin gegeben worden. — Auf Schillers modern-geschichtliche Stoffe soll Iffland nicht ohne Einfluß gewesen sein.

[2]) Vgl. Gräfin Voß, Neunundsechzig Jahre, S. 302. In ihr Tagebuch schreibt sie (10. Mai 1805): „C'est une bonne et excellente femme".

Freundliche und feindliche Worte (dem Könige wurde mit dem gewaltsamen Durchmarsch russischer Truppen gedroht) erwiesen sich indessen gleich unwirksam, indem Preußen auf der Neutralität verharrte, die sein Verderben werden sollte. Verhandlungen über diesen für die Zukunft Preußens entscheidenden Punkt hatten zu der (früher erwähnten) Entsendung des Franzosenfreundes Zastrow in die russische Hauptstadt geführt, — dieses Mal war es ein Bericht Winzingerodes über die Vergeblichkeit der von ihm geführten Verhandlungen, den sein Sekretär nach St. Petersburg bringen sollte. — Das einzige mit dieser drohenden Sachlage bekannte Mitglied des jugendfrohen Kreises unserer Tagebuchschreiberin war Herr von Bray, der als Vertreter Bayerns und als Anhänger der Montgelasschen Politik daran interessiert war, die russischen Vorschläge abgelehnt und Preußen im Fahrwasser des sogenannten französischen Systems festgehalten zu sehen. Daß das geschah, und daß die einige Monate später erfolgte Entsendung des Grafen Nowossilzow dasselbe Geschick hatte wie vorher die Winzingerodesche Mission, führte Bray (wie beiläufig bemerkt werden darf) auf die „Festigkeit des Königs“ zurück. Außerhalb des enggeschlossenen Kreises der Zünftigen scheint man von diesen Vorgängen auch in der Hauptstadt des Landes nichts gewußt zu haben. — Kein Wunder, daß das junge Völkchen ungestört die Freuden genoß, die ihm für eine kurze Weile noch gegönnt bleiben sollten. Die Angelegenheit des Tages war hier die Frage, wer an den „Tableaux hinter einem Flor“ teilnehmen sollte, die im Radziwillschen Palais gestellt wurden. Hören wir, was Sophie von Löwenstern darüber zu berichten hat.

Mittwoch, 8. Mai. Um zwölf Uhr kommen Dönhofs und Julie Seckendorf, die mir im Namen der Prinzessin Radziwill vorschlagen, in den Tableaux bei ihr eine Grazie zu machen. Ich eine Grazie! Die beiden anderen sollen Julie Seckendorf und Emma sein, deren Eltern es aber vermutlich nicht annehmen werden . . .
Heute ist Brühls Geburtstag! Vor zwei Jahren tanzte ich zum ersten male mit ihm!

Donnerstag, 9. Mai. Ich fahre einen Augenblick zu der Seckendorf, die mir sagt, die Prinzessin wolle Lotte R. (Riedesel) durchaus nicht zur Grazie haben. Wenn man mir doch statt dieser fatalen Rolle eine andere geben wollte; sie wird gewiß nicht indezent sein, aber zu unangenehmen Reden Veranlassung geben. Man wird mich für so eitel halten, als ich es gewiß nicht bin. Die Reckschen Töchter kommen abends zu uns — Dönhofs, die sich angemeldet hatten, haben absagen lassen — und die Generalin (Riedesel) mit Lotte[1]). Beiden steht die Angst auf dem Gesicht geschrieben. Die Ursache davon ist, daß Lotten heute die Rolle einer Priesterin der Grazien vorgeschlagen worden ist, was die Mutter gern annehmen möchte; George, der gestrenge George will es aber nicht. Da sie hören, daß ich in den Tableaux auftrete — was ich auf den Wunsch und die Genehmigung der Gräfin Dönhof angenommen habe —, so nimmt die Generalin es auch an. George, der nachher auch kommt, wird das auch verschwiegen.

Freitag, 10. Mai. Wir gehen in die Komödie, wo ein neues Trauerspiel von Kotzebue, „Heinrich Reuß von Plauen“[2]), gegeben wird. Nicht sehr

[1]) Lotte v. Riedesel, verehelichte v. Schöning, gestorben 1848 als Mutter einer zahlreichen Familie.

[2]) „Heinrich Reuß von Plauen oder die Belagerung von Marienburg“. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig 1805. In demselben Jahre ins Holländische übersetzt — einer der

hübsch. In der Szene, wo sie den Sarg des jungen Mädchens hereintragen, wird uns allen schrecklich zu Mute und wir gehen hinaus. Nachdem wir uns ein wenig erholt und andere Kleider angezogen haben, gehen wir um zehn Uhr zu dem Souper bei Dedem Rechenberg, wo wir fast die ersten sind. Ich spiele nicht und sitze mit Caroline Laforest. Brühl ist da und spielt.

Sonntag, 12. Mai. Julie nimmt mich in ihrer Kalesche zur Revue mit. Julie Seckendorf mit uns; George Riedesel hält die ganze Zeit über neben uns zu Pferde; Bray ist auch zu Pferde, häßlich, aber amüsant. Er kommt an unseren Wagen und erzählt, die Königin habe ihm gesagt, er mache alle Jahre zwei tours de force, indem er auf die Revue reite und am Karfreitag in die Kirche gehe; er ist katholisch. Mittags bei Recks; dann fahren wir zur Gräfin Reden, zu deren Geburtstage zwölf kleine Mädchen einen Tanz tanzen; unsere Kinder sind auch darunter. Nachher walze ich mit George (Riedesel) und dem zweiten Sohne des Königs, der mich vorher fragt, ob ich tanzen könne. (Der nachmalige erste deutsche Kaiser hatte kurz zuvor sein achtes Lebensjahr beendet.) — Prinzessin Louise ist auch gekommen und dankt mir, daß ich die Rolle der Grazie angenommen habe, was eigentlich noch nicht geschehen ist.

Emilie Reck erzählt mir, Harry (Reuß) liebe mich, so daß nichts mehr mit ihm anzufangen sei, — er sage, er wolle sich das Leben nehmen. — Ich nehme das natürlich als einen Scherz auf.

Dienstag, 14. Mai. Den Morgen war die erste Probe bei Radziwills. Brühl war da, ich sprach ihn nicht, mit Mama sprach er länger. Allerliebst ist das Treibhauszimmer. Nachmittags zum Grafen Dönhof, dessen Geburtstag ist, — die Kinder haben den Morgen Musik gemacht. Sie formieren zum Spaß Tableaux und tanzen unter sich. — Souper bei Omptedas (hannoverscher Gesandter), wo ein schöner, artiger Engländer King sich mir präsentiert. Er geht auch nach Dresden und ist mit Hagens verwandt, will aber nicht hingehen, wie er sagt, weil er ihre Namen vergessen hat. Prinz Hohenlohe bittet mich, in einer Partie zu spielen, die er mit Fräulein Seckendorf arrangiert hat. Sie kommt und wir spielen.

Mittwoch, 15. Mai. Mein Namenstag, an den sonst nie gedacht worden ist. Heute bringen Livens ein Ohrgehänge, und Bray schickte mir durch Mama ein enormes Bouquet der schönsten frischen Rosen. Abends war bei ihm ein großes Souper. Ich hatte ein hellrot-taftnes Kleid an, mit einem großen Kragen und Points, à la Stuart und einige Reihen Perlen auf dem Kopfe und ein paar frische Rosen zum Bouquet. Das Haus ist wunderhübsch arrangiert und, obgleich klein und die Gesellschaft groß, nicht zu voll. Er machte sehr artig die Honneurs. Da wir keinen guten Platz für unsere Partie Lotterie finden, entdeckte Julie Seckendorf noch ein hinteres Zimmer, in welchem wir recht vergnügt den Abend zubringen. Ich saß zwischen Pourtalès und Jackson.

Freitag, 17. Mai. Morgens zu Bouché (bekannter Gärtner jener Zeit), wo der Hyacinthenflor göttlich ist, — jede Glocke größer als ein Taler; es regnet; Riedesels sind auch da. Abends nach Friedrichsfelde zur Prinzessin von Holstein, bei der Komödie ist, in welcher die Tessiers spielen. Es ist hübsch, nur zu lang. Bray macht den Somnambule sehr gut und wird von allen applaudiert, — er sieht im Schlafrock aber nicht hübsch aus. Prinzessin Louise ist da; ich sitze durch ein Ungefähr in der Loge neben ihr. Sie spricht mit mir recht viel und klagt, daß die Tableaux der Königin wegen, die nur an diesem Tage kann, schon Sonntag sein müßten. Bray führt mich zu Tisch; ich sitze zwischen ihm und Emma. Er macht so viele Anspielungen, daß ich wohl rasend dumm

---

unglücklichsten Versuche des Dichters, Ton und Stimmung der Mode gewordenen romantischen Schule nachzuahmen. Den Gegenstand des Stückes bildet die ruhmreiche Episode aus der Geschichte des deutschen Ordens, die sich an den Namen des im Jahre 1413 abgesetzten Hochmeisters Heinrich Reuß knüpft.

sein müßte, wenn ich nichts merkte. Er ist gewiß gut, noch gewisser amüsant.

Sonnabend, 18. Mai. Morgens um acht Uhr zu Recks, wo ich meine geliebte Ernestine (Stolberg) finde und wir im Garten frühstücken. Um 11½ Uhr fahre ich wegen meiner Kleidung zur Gräfin Luckner, finde sie aber nicht mehr. Dann mit Mama zu Radziwills zur Probe. Die Prinzeß ist sehr artig. — Abends sollen wir wieder hin. Die gute Generalin holt mich schon um sechs Uhr ab. Wir sind noch eine Stunde allein, da niemand kommt; endlich versammelt man sich. Dann soupieren wir sehr ungeniert mit der Prinzessin an einem sog. fer à cheval. Warburg spricht viel; Bray ist nicht da. — Mama war gekommen; die Generalin ist weggefahren. — Brühl sagt mir einige freundliche Worte. Es ist mir ein unangenehmes Gefühl, daß er mich „gnädiges Fräulein" und nicht wie sonst „liebe Sophie" nennt.

Sonntag, 19. Mai. Morgens wieder Probe bei Radziwills. Wir werden in unserer Stellung als Grazien plaziert; Pauline Luckner ist charmant, sie arrangiert meine ganze Kleidung und kommt nachher ganz unerwartet mit ihrem Manne noch zu uns die zwei Treppen hinauf, um meine Guirlande zu binden. Um sechs Uhr bringt Mama mich in völliger Kleidung hin: ein Batistmusselinunterkleid, darüber noch ein chemise von glattem Musselin, — noch ein kürzeres von gleichem Zeuge, auf der Seite ausgeschnitten und mit einem Knopf ein wenig aufgezogen. Auf dem Kopf eine dicke Rosenguirlande, die nur ich, die mittelste Grazie, hatte, — die anderen waren in Shawles coiffirt. Mama nahm bei den übrigen Zuschauern Platz: bei uns gab es eine bunte Wirtschaft, weil diejenigen Herren und Damen, die in mehreren Tableaux zu tun hatten, sich oft umkleiden müssen. — Alles lief durcheinander. Bray schminkte mich, Pourtalès sah zu. Als ich weggegangen war, hörte er Bray ausrufen: „Elle est charmante. Ah!" — Nachher begegnete ich Pourtalès in einer Tür, er als Joseph, ich als Grazie. „Give me your hand." sagte er mir, — ich gab sie aber nicht. Er ist schön und liebenswürdig und scheint die Plettenberg innig zu lieben, doch spricht er — wie ich glaube — deshalb nicht viel mit ihr in Gesellschaft. — Auf unserm Piedestal konnten wir armen Grazien es während des ganzen Balletts in der Stellung — einen Blumenkorb haltend — nicht aushalten. Wir machten einige Bewegungen, doch sagten alle, auch die, die es aufrichtig meinen, es sei ein hübscher Anblick gewesen. Mir war es aber so schlimm auf meiner Höhe, daß sogar der Prinzessin, George Riedesel u. s. w. die Veränderung meiner Farbe auffiel . . . Nach einer halben Stunde fuhren wir auf einen Moment nach Hause, dann, nach zehn Uhr, zu Jacksons, wo wir soupierten und dann anfingen zu tanzen. Bray kam hin . . . Ich tanzte zwei Tänze mit Harry (Reuß), zwei mit George Jackson, zwei mit Georg Riedesel und einen mit Prinz Hohenlohe. — George Riedesel war den ganzen Abend über höchst in sich gekehrt und verdrießlich, so daß es viele bemerkten. Nach vier Uhr kamen wir nach Hause.

Montag, 20. Mai. Um elf Uhr gingen Mama, Otto, Jackson und Harry (Reuß) nach der Kunstkammer. Bray, dem wir begegneten, ging bis an das Ende der Linden mit. Ich sah sehr interessante Sachen: den Plan der Schweiz im Hautrelief, — eine Menge Tiere in Branntwein, große Schlangen, Mumien u. s. w. Zum Tee bei Riedesels im Reußischen Garten; Otto hatte mir gestern mit einem Male auf dem Ball auf Russisch gesagt: „Georg liebt dich, er will dich heiraten." Wie eine Bombe kam mir das. Ich sagte, das sei mir nicht lieb, weil ich ihn nicht liebte. Heute war die ganze Familie wie konsterniert und von der übelsten Laune. Dazu kam, daß Dönhoffs ungebeten kamen und daß sie ihnen Tee geben mußten. Wir amüsierten uns nicht sehr und soupierten. George kam nach einem langen Gespräch mit Otto später zu Tisch und sah ganz außer sich aus. Otto hatte ihm gesagt, er glaube nicht, ich sei in ihn verliebt, wie George es gemeint hatte.

Dienstag, 21. Mai. Souper bei Radziwills. Die Generalin, Caroline, Lotte, Bray, ein Herr und Frau Pollen, die aus der Türkei kommen, eine Fürstin Dolgorucki, die aus Italien kommt, nicht vergessen kann, daß sie schön war, Brillanten hat und sich ziert, — ein artiger Graf Mier von der österreichischen Legation und die gewöhnliche dortige Gesellschaft. Die Prinzessin setzte sich mit den elegantesten Damen und Herren auf den Diwan, nachdem sie freundlich mit jedem gesprochen, mir sehr gnädig gedankt und mich embrassiert hatte. Es wird gearbeitet, andere spielen, — wir jungen Mädchen trieben uns ein wenig umher. Dann nahm der liebenswürdige Prinz seine Guitarre, rief uns aufs Balkon beim Treibhause, spielte und sang allerliebst. Auch Julie Seckendorf, Pourtalès und ich — die ich zu meinem Leidwesen vollkommen heiser war — mußten singen. Nach dem Essen, um ein Uhr, nahmen wir von der Prinzessin Abschied; der Prinz begleitete uns heraus und fragte mich, ob wir schon bald reisten, — er hoffe, mich noch am Sonnabend bei sich zu sehen, wo er seiner Frau eine Surprise arrangieren wolle.

Mittwoch, 22. Mai. Mama fuhr nachmittags mit Otto nach Friedrichsfelde; ich fuhr nicht mit, weil ich heiser und seit einiger Zeit so matt bin. Die Laforest hatte Mama gebeten, mit ihr in den Bellevuegarten zu fahren und ich ging auf einen Augenblick hin, um sie zu entschuldigen. Caroline bat ihre Mutter, zu Hause bleiben zu dürfen und mich, bei ihr zu bleiben, wozu ich mich bereden lasse . . . Caroline, mit der ich allein blieb, las mir einige Briefe, auch einen hübschen von meinem Cousin Eduard vor, mit dem es mir eingefallen ist, sie zu verheiraten. Als die Mutter wieder da ist, kommt Caillard und nachher Bray, der eben bei uns gewesen war. Ich muß spielen, sie singen und wir stellen scherzend die Radziwillschen Tableaux dar. Der häßliche Caillard macht die Cenci, der alte Laforest, der dazukommt, läßt sich von seiner Tochter eine perruque aufsetzen und macht Ludwig XIV. Da Julie mich abzuholen kommt, wollen sie mich nicht fortlassen; Caroline läuft an den Wagen und ruft: „Herr Jesu, laissez la ici.“ — Wir fahren doch zu Recks und nehmen sehr betrübt von Ernestine (sc. Gräfin Stolberg) Abschied, die nach Wernigerode reist, wo der König hinkommt, und dann nach dem Bade Ems am Rhein.

Donnerstag, 23. Mai. Ich gehe mit Julie auf den Revueball aufs Schloß, — Julie in einer tunique, ich im weißen Kreppkleide mit Rosen. Ich soll nicht tanzen und sage allen ab, — endlich bittet mich Prinz Hohenlohe, einmal mit ihm zu tanzen und ich tue es. Prinz Radziwill fordert mich zum Walzer auf, — die Königin aber läßt ihm sagen, mit ihr zu tanzen. Nachher walze ich noch mit ihm.

Freitag, 24. Mai. Wir machen viele Abschiedsvisiten, ich bin immer im Begriff, in Tränen auszubrechen. Bei Hagens treffen wir Bray, der betrübt aussieht und mir beim Scheiden die Hand drückt. Den Mittag hatten wir bei der Obristin Schwerin essen sollen, die mir große Vorwürfe macht, daß nicht wenigstens ich gekommen bin, — ihr Vater, der alte Minister Schulenburg, habe so gewünscht, uns zu sehen. Ich habe ihn ein paarmal gesehen; er war sehr artig.

Sonnabend, 25. Mai. Wir sollten heute wegreisen, Otto hat aber so heftiges Halsweh, daß wir bleiben mußten. Ich habe über diesen kleinen Aufschub große Freude, denn mein liebes Berlin zu verlassen tut mir so leid. Vormittags hatten wir Besuch, zu Mittag aß ich bei Hagens, wo Ambrosch (beliebter Sänger der Oper) und Roesel waren. Den Nachmittag brachte Caroline Laforest bei mir zu; sie ist ein gutes, liebenswürdiges Mädchen und hat Freundschaft für mich gefaßt. Wir machten noch tolles Zeug und sprachen komische Dinge. Abends fuhren wir noch zu Recks, wohin auch die Generalin (Riedesel) gleich kam und mich in große Verlegenheit setzte durch ihre Unruhe und ihre sonderbaren Reden. Sie liebkoste mich ohne Ende, — sie ist eine gute Frau.

Sonntag, 26. Mai war der traurige Tag des Scheidens. Die alte Gräfin Schwerin holte uns zur Kirche ab. Weinend und nicht sehr zur Andacht gestimmt trat ich in die Kirche, doch die Langweile trocknete mir die Tränen, — die Predigt war so lang und langweilig, daß ich es nicht aushalten konnte. Da alles auf dieser Welt ein Ende hat, so endete auch diese Qual. Wir kamen nach Hause und erhielten wieder Besuch von Laforests, Jacksons u. s. w. Harry (Reuß) war sehr zurückhaltend, George (Riedesel)[1]) sah ich seit dem Hofball nicht wieder. Ich ging mit Recks zu Julie, um von den lieben Leuten Abschied zu nehmen. Wir begegneten Bray, der uns aber, wie ich glaube, nicht erkannte. Ich lief noch einen Augenblick zu Hagens. — Jackson trennte sich mit Tränen von uns; er gab mir mit Mamas Erlaubnis ein Kupfer aus Sternes Briefen, das ich einmal sehr zu haben gewünscht hatte. Er ist der edelste, vortrefflichste unter meinen Bekannten. Gegen vier Uhr gingen wir zu Fuß aus der lieben Stadt und setzten uns im Tiergarten in den Wagen; ich konnte nicht aufhören, zurückzublicken.

Die (an dem Tage von Napoleons Königskrönung in Mailand unternommene) Reise ging nach Dresden (in dessen Umgegend der Sommer verbracht werden sollte), und zwar über Potsdam, wo die Reisenden die Nacht und den folgenden Tag verbrachten. Es heißt darüber:

Mama las uns eine hübsche Erzählung der Genlis vor. In dem Wirtshause fiel mir so lebhaft ein, daß das letzte Mal Heinrich noch mit uns hier war. Nirgend werden mich diese traurigen Erinnerungen verlassen. Mama und ich nehmen von unseres geliebten Heinrich Sterbezimmer Abschied, — die Erinnerung an ihn werden wir überall hin mitnehmen. Ich schrieb noch drei Briefchen nach Berlin.

Montag, 27. Mai. Es war gutes Wetter, wir sahen die Parade und gingen nach dem Neuen Garten, der herrlich ist, und nach Tisch nach Sanssouci, wo es auch schön war, wir uns auf dem Rasen lagerten und Apfelsinen aßen ... Abends bis um 12 Uhr in meinem Tagebuch geschrieben, welches ich vom 17. an nachgeholt habe.

Der bekannte Erfahrungssatz, daß Mädchentagebücher und Mädchenfreundschaften mit der Heirat ein Ende nehmen, trifft auf das vorliegende Tagebuch und dessen Verfasserin nicht zu. Ihre am Tage der Abreise von Berlin abgebrochenen Aufzeichnungen nimmt Sophie von Löwenstern tags nach ihrer Verheiratung wieder auf!

Aus dem zwischen diesen beiden Ereignissen liegenden Zeitraum (27. Mai bis 5. September) haben wir nur die nachstehende lapidare Notiz:

Priesewitz bei Dresden, den 22. Juni. Der Tag, an welchem ich Bray meine Einwilligung gab.

Glücklicher als „George", „Harry" und die übrigen jungen Männer, die wir aus dem Tagebuch kennen gelernt haben, war der vierzigjährige Diplomat mit seiner Bewerbung gewesen, obgleich sein französisches Volkstum und sein katholisches Bekenntnis ihm bei der in strengem Luthertum aufgewachsenen Livländerin wohl kaum zur Empfehlung gereicht haben mögen. Maßgebend

[1]) Georg v. Riedesel verheiratete sich im Jahre 1807 mit einer Cousine und trat 1813 in die von Stein geleitete Zentralverwaltung der zu erobernden deutschen Gebiete.

scheinen auf der einen Seite die moralische und intellektuelle Überlegenheit des durch eine wechselvolle Lebensschule gegangenen Mannes, auf der anderen Seite der ernste Sinn gewesen zu sein, der aus den Aufzeichnungen der Siebzehnjährigen spricht. Die Innigkeit des Verhältnisses zur Mutter, die Treue, mit welcher immer wieder des frühverstorbenen Bruders gedacht, und der Nachdruck, welcher auf die sittlichen Eigenschaften der Freunde und Bekannten gelegt wird, lassen auf eine gemütliche Vertiefung der jungen Braut schließen, wie sie in diesem Lebensalter nicht allzu häufig gefunden wird. Zu der Erkenntnis, daß allein „die Gesinnung, die beständ'ge" den Menschen „dauerhaft" macht, bedarf es für Gemüter, die selbst auf das „Beständ'ge der ird'schen Tage" gerichtet sind, nicht erst des Alters und der auf dieses gegründeten Erfahrung.

Aus einem Schreiben, das Bray einige Zeit nach seiner Verlobung von Dresden aus an einen Freund richtete, wissen wir, daß er sich das entscheidende „Ja" persönlich und zwar bei Gelegenheit einer Badereise nach Teplitz geholt hatte[1]). „Je suis sûr," so schreibt er dem Freunde, „que vous prendrez part à mon bonheur, — je dis mon bonheur, car effectivement j'ai celui d'être aimé... Elle réunit toutes les qualités qui peuvent faire passer la vie heureusement. Son seul défaut est d'être un peu jeune pour moi. Elle n'a point encore 19 ans, mais elle est raisonnable, douce et bonne." In diesem vom 26. August datierten Schreiben wird die Sache noch als halbes Geheimnis behandelt („je vous le dis en confidence encore"), die Hochzeit fand indessen schon zehn Tage später (am 5. September 1805), und zwar zu Priesewitz, dem bei Dresden belegenen Sommersitz der Familie Löwenstern statt. — Über die Feier berichtet das Tagebuch das Nachstehende:

5. September 1805. Heute ist mein Hochzeitstag! Gott gebe, daß ich mich immer dieses Tages mit Freude erinnere, — ich bitte Gott darum und glaube und hoffe es.

Diese letzte Nacht schlief ich zwischen Mama und Lisinka, — in den Armen meiner geliebten Mutter schlief ich ein. Als ich erwachte, brachte man mir von allen Seiten Blumen, Mama legte mir einen großen Korb voll aufs Bett. Frau von Lilienfeld kam auch, sprach Gutes von Bray. Eilig kleidete ich mich und frühstückte wie gewöhnlich mit meiner geliebten Familie und Lilienfelds; — ich schreibe ein paar Worte an Ernestine Stolberg und bekomme ein sehr hübsches Billett von Bray.

Zu Mittag essen wir alle, wie gewöhnlich, im Tempel; ich saß zwischen meinen geliebten Eltern. Das Wetter, das so lange schlecht war, ist angenehm, doch etwas trübe. Ich gehe mit Mama allein in den Garten; auf der kleinen Höhe, von der man die schöne Aussicht hat, umarmt und segnet sie mich. Unaussprechlich geliebte Mutter, möchte ich dir viele Freude machen! Die anderen kleiden sich an, — ich nehme von jedem Plätzchen Abschied und spiele mit den Kindern, — ich und auch Mama sind ziemlich ruhig. Um 1 Uhr fahren wir alle fort, ich im Lievenschen Wagen mit Mama, Julie und Lisinka. Bei Manteuffels kleidet man mich an. Ein weißes Kleid von ostindischem Musselin mit einer Guirlande in weißer Baumwolle

[1]) Seinen Urlaub hatte der bayerische Gesandte kurz vor dem (oben erwähnten) Eintreffen Nowossilzows in Berlin (23. Juni) angetreten, sich über die Vergeblichkeit dieses Versuches, Preußen zur Aufgabe seiner Neutralität zu veranlassen, übrigens schon im voraus versichert.

von Akazien und wildem Weinlaub; das Dessin war von meinem Bruder Otto gezeichnet. Auf dem Kopf ein von Julie geflochtener natürlicher Myrtenkranz. — Ärmel und Garnitur sind von Points, die Bray mir am Polterabend gab, — das Collier von Chatour (?) war von Papa, — brillantene Ohrgehänge von Mama. Das Herz war auf der Fahrt von Priesewitz schwer gewesen und wird mir jetzt noch schwerer, doch weine ich nicht. In dem Augenblick, wo ich fertig war, um in die Kirche zu fahren, und Mama mich noch in die Arme schloß, ward der Himmel heiter und fiel ein freundlicher Sonnenstrahl auf mich. — Wir fahren mit der Manteuffeln in die katholische Kirche, wo viele von unseren Bekannten versammelt sind. Lieven stellt meinen Brautvater vor und führt mich hinein. Hier sehe ich Bray wieder, und wir gehen in die Sakristei, wo der Père Schreidt uns eine französische Rede hält, mich seine bonne amie nennt und mir Dinge sagt, die mich sehr rühren, und die ich nie vergessen werde. Wir müssen laut einen Eid ablesen, daß wir noch keine Verbindung geschlossen haben, und die Bibel küssen. Dann gehen wir in die Kirche vor den Altar, wo er uns traut, — auch jetzt beleuchtet uns ein Sonnenstrahl.

Die Trauung war rührend und feierlich, — wir knieten mehrere Male nieder, ich betete so herzlich. Wir mußten wieder einer nach dem anderen eine lange Rede laut nachsprechen, die er uns vorsagte. Dann gingen wir in die Sakristei zurück, wo der Prediger noch etwas sprach. Ich umarmte alle die Meinigen und fühlte mich glücklich. Als Bray mich hinausführte, sah ich Therese Brühl mit ihrer Tante Heinrich in Tränen dastehen. Ich eilte zu ihr, und wir versprachen uns, immer Schwestern für einander zu sein. Sie ist ein herrliches Wesen, das mich unbegreiflich anzieht.

Sehr bewegt fuhr ich mit meinem Freunde [1]), meinem Geliebten, meinen Eltern und Lisinka nach Priesewitz, wo die lutherische Trauung war. Von Gästen hatten wir nur die Gräfin Brühl und Manteuffels. Der Abend verging ziemlich schnell, — es war herrliche Musik, dieselbe, mit welcher Bray mir den Sonntag vorher eine so allerliebste Serenade gebracht hatte. Während des Soupers kam fast das ganze Dorf, uns zu sehen. Nun wurde mir ein Häubchen aufgesetzt und um den Kranz getanzt, der meiner Brautjungfer Charlotte Lilienfeld zu teil ward.

---

[1]) „Ich nenne ihn meinen Freund, meinen Geliebten — es ist mir unmöglich, Mann zu sagen," heißt es an einer Stelle des Tagebuches.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Deutsches Bankwesen.

Rückblicke und Ausblicke.

Von

Richard Ehrenberg.

Die Diskontogesellschaft 1851—1901. Denkschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum. Berlin 1901.

Verhandlungen des ersten Allgemeinen deutschen Bankiertages zu Frankfurt a. M. am 19. und 20. September 1902 (auf Grund der stenographischen Niederschrift). Berlin und Frankfurt a. M. 1902.

I.

Die älteste unserer leitenden Privatbanken hat ihr fünfzigjähriges Jubiläum benutzt, um eine Übersicht über ihre bisherige Geschäftstätigkeit zu veröffentlichen. Es ist ein gewichtiger Quartband; aber er enthält kaum so viele Seiten wie Erwähnungen großer Unternehmungen, welche die Diskontogesellschaft im Laufe eines halben Jahrhunderts durchgeführt hat. Bei weitem die meisten von ihnen werden nur kurz abgetan, und auch bei denen, welche etwas ausführlicher besprochen werden, bleibt die Darstellung meist an der Oberfläche haften. Die knappe, trockene Behandlung läßt kein lebhaftes Interesse und kein ausreichendes Verständnis für die behandelten Gegenstände aufkommen. In gleicher Richtung wirkt auch die mechanische Einteilung des Stoffes nach Unternehmungsgebieten, ohne irgendwie genügende Berücksichtigung der durchlaufenden historischen Entwicklung, ohne daß also der innere Faden, auf dem sich alle diese gewaltigen Geschäfte aneinander reihen, klar erkennbar gemacht wird. Das ganze Werk ist in seiner rührenden publizistischen Schwerfälligkeit schon ein guter Beleg dafür, wie wenig Fühlung unsere großen Unternehmungen mit dem Publikum haben, wie gering ihre Befähigung ist, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, und wie wenig begründet die Schauergeschichten sind, welche man gerade in dieser Hinsicht von ihnen zu erzählen pflegt.

Ein halbes Jahrhundert lang besteht jetzt die Diskontogesellschaft, ein halbes Jahrhundert, gefüllt bis zum Rande mit intensiver geistiger Arbeit. Sie hat in diesem Zeitraume weit über 200 Milliarden Mark umgesetzt und

nutzbringender Verwendung zugeführt, mit Ausnahme derjenigen Summen — vielleicht waren es etliche Milliarden, wahrscheinlich viel weniger — die verloren gegangen, von der Entwicklung selbst wieder verschlungen worden sind; ein stark verkleinertes Abbild der Natur, die noch unendlich viel mehr derjenigen Keime, welche sie ausstreut, selbst wieder zerstört.

Der Jahresumsatz der Diskontogesellschaft ist in diesem Zeitraume von 100 Millionen auf 15 Milliarden Mark, also auf das 150fache, gestiegen, und die Hälfte des Gesamtumsatzes der fünfzig Jahre hat sich in den letzten zwölf Jahren zusammengedrängt.

In der Geschichte der Diskontogesellschaft spiegelt sich die Entwicklung unseres Vaterlandes, aus dem schlanken, wenn auch spannkräftigen preußischen „Agrarstaate“ von entschieden binnenländischem Charakter zum mächtigen, wohlhabenden Deutschen Reiche, dessen Industrie- und Handelsbeziehungen den Erdball umspannen. Und sie selbst war und ist noch eines der stärksten Räder in diesem Getriebe.

In der ersten Zeit ihres Bestehens, von 1851—1859, war die Diskontogesellschaft vorzugsweise eine Art von Kreditgenossenschaft für die Bedürfnisse kleinerer Geschäftsleute; doch wurde dieses genossenschaftliche „Spezialgeschäft“ seit der Handelskrisis von 1857 immer mehr verdrängt durch das „allgemeine Bankgeschäft“, worunter man damals freilich nicht nur, wie jetzt meist, den gewöhnlichen Geschäftsverkehr mit Kaufleuten und Industriellen, mit Provinzialbankiers u. s. w., also das Kontokorrent- und Kommissionsgeschäft, verstand, sondern auch Emissionsgeschäfte, die sich indes anfangs auf einige industrielle Gründungen beschränkten, wie denn überhaupt an jener ersten Periode kräftiger Entwicklung der deutschen Industrie in den fünfziger Jahren Einzelunternehmungen wesentlich stärker als Aktiengesellschaften beteiligt waren. Eine „Gründungsbank“ war die Diskontogesellschaft damals nur in geringem Maße. Die für diese Periode besonders charakteristische Umwandlung ihres gewöhnlichen Bankgeschäfts, die Ausbildung eines ursprünglich überwiegend genossenschaftlich organisierten Kreditvereins in eine nur mittelbar „gemeinnützig“ tätige Erwerbsgesellschaft ist von großer typischer Bedeutung; wir wollen sie nicht vergessen.

Im Jahre 1859 trat die Diskontogesellschaft in ein neues Entwicklungsstadium dadurch, daß sie zum ersten Male ein Konsortium großer Berliner Banken bildete zur Übernahme eines Teiles der für Mobilmachung des preußischen Heeres erforderlichen Anleihe von 30 Millionen Taler, sowie dadurch, daß sie 4½ Millionen staatsgarantierter Rhein-Nahebahn-Prioritäten übernahm. Damit schaffte sie sich bereits eine führende Stellung für die Emission deutscher Staatsanleihen, eine Position, die sich 1866 und namentlich 1870 immer mehr verstärkte. Überhaupt begann nach dem Jahre 1866 die eigentliche Blütezeit der Diskontogesellschaft, die jetzt erst weithin im deutschen Wirtschaftsleben ihren Einfluß ausdehnte, zunächst namentlich im Hypothekarkredit- und im Eisenbahnwesen.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß es die Diskontogesellschaft war, welche den deutschen Hypothekarkredit durch Begründung der ersten Hypothekar-

banken mobilisierte und dadurch den Hypothekarzinsfuß bedeutend ermäßigte, was der Landwirtschaft zu gute gekommen ist. Daß dadurch auch die Möglichkeit zur Überschuldung des Grundbesitzes und zu übertriebenen Spekulationen in städtischen Grundstücken gewachsen ist, darf man nicht den Begründern des Systems, sondern dessen falscher Anwendung zur Last legen. Die von der Diskontogesellschaft ins Leben gerufene Preußische Zentral-Bodenkredit-Aktiengesellschaft hat sich zu dem größten Realkredit-Institut Preußens entwickelt und hat die schweren Krisen, welche dieser Kredit durchzumachen hatte, glänzend überstanden.

Dann kam die große Zeit der siebziger Jahre! Wenn man diese Periode als eine „große" auch in wirtschaftlicher Hinsicht bezeichnet, so hat das oft einen etwas ironischen Beigeschmack; man denkt dabei allzusehr nur an die Ausschreitungen der „Gründerzeit". Aber die Zeit war wirklich groß, namentlich durch die Freudigkeit und Kraft des aufstrebenden Zusammenwirkens vieler bei bedeutungsvoller Arbeit. Das beste Wahrzeichen dieser mächtigen Strömung, soweit die Diskontogesellschaft dabei beteiligt war, bildete das sogenannte „Preußen-Konsortium". Hier erwärmt sich sogar der amtliche Ton der Festschrift um ein weniges:

„Durch die ganze Geschäftspraxis" — so heißt es — „ging ein Zug des gegenseitigen Vertrauens zwischen Regierung und Finanzwelt, frei von Neid und einseitiger Interessenförderung. Die Regierung verfügte über die stets dienstbereiten, in ihrer Zusammenfassung überaus leistungsfähigen Geldkräfte des Landes, die für alle Vorkommnisse sichere Stütze boten."

Aber nicht alle Unternehmungen der Diskontogesellschaft waren so erfreulich, nicht alle so nützlich für die Gesamtheit. Die langwierige Sanierung der rumänischen Eisenbahnen und anderer Strousbergscher Gründungen führte erst nach vielen schlimmen Erfahrungen zu befriedigenden Ergebnissen, und auch von den eigenen Gründungen der Diskontogesellschaft erwiesen sich manche als Fehlschläge. Es genügt, an die „Dortmunder Union" und an die „Provinzial-Diskontogesellschaft" zu erinnern. Die Dortmunder Union rührte allerdings teilweise noch von Strousberg her; sie ist aber eine dauernde schlimme Wunde am Körper der Diskontogesellschaft geworden. Die Jubiläumsschrift geht etwas leicht hinweg über die „Irrtümer und Opfer", welche „bei großen industriellen Betrieben dieser Art leider vielfach unvermeidlich sind"; es würde die Wirkung der Schrift nicht beeinträchtigt haben, namentlich über jene „Irrtümer" und über die Lehren, welche die Direktion der Diskontogesellschaft aus ihnen gezogen hat, Näheres zu erfahren. Von der Provinzial-Diskontogesellschaft wird einmal gesagt, ihre Schicksale hätten geraume Zeit hindurch abgeschreckt von der Begründung weiterer Tochterbanken; und auch das Wenige, was gesagt wird über ähnliche ältere Erfahrungen der Norddeutschen Bank in Hamburg hinsichtlich überseeischer Tochterinstitute, erweckt den Wunsch, mehr von solchen der Praxis entnommenen Lehren zu hören.

Den mehr oder weniger unglücklichen industriellen Unternehmungen der Diskontogesellschaft stehen andere gegenüber, die vortrefflich gelangen, wie die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft, die Emission der Krupp-Anleihe

von 1874, das Vorbild zahlreicher industrieller Hypothekaranleihen, und manches andere; doch hat die Hauptstärke der Diskontogesellschaft nie auf diesem Gebiete gelegen.

Wesentlich großartiger und erfolgreicher waren ihre Leistungen für internationale Finanzgeschäfte. Dahin gehört vor allem ihre Tätigkeit für österreichische und ungarische Anleihen als Mitglied des Rothschild-Konsortiums. Noch weiter zurück reichen ihre Beziehungen zu Rußland, während diejenigen zu Rumänien erst in den siebziger Jahren begannen. Im folgenden Jahrzehnte verlegte sich das Schwergewicht ihrer Geschäftstätigkeit immer mehr auf solche ausländische Unternehmungen, wobei außer der Verstaatlichung der meisten Eisenbahnen namentlich auch die Tatsache mitgewirkt haben wird, daß die preußische Regierung, einer Strömung der öffentlichen Meinung folgend, lange Jahre hindurch bei der Emission ihrer Anleihen die Dienste des „Preußen-Konsortiums“ nicht mehr in Anspruch nahm. Doch war es überhaupt die ganze „weltwirtschaftliche“ Entwicklung Deutschlands, welche in jener Richtung zum Ausdruck gelangte.

In allen Weltteilen sind jetzt gewaltige Massen deutscher Kapitalien durch Vermittlung der Diskontogesellschaft angelegt. Mit Recht weist die Festschrift auf die große Bedeutung hin, welche diese Kapitalanlagen für unsere Zahlungsbilanz und für unseren Export haben. Freilich ist dabei vorausgesetzt, daß die Kapitalien auch wirklich erhalten bleiben, daß die ausländischen Schuldner ihren Verpflichtungen nachkommen. Bekanntlich haben manche das nicht getan, und in diesen Fällen haben sich jene guten Wirkungen natürlich ins Gegenteil verkehrt. Auch hier mußten wohl zunächst schlimme Erfahrungen gesammelt werden. Nur ist zu verlangen, daß sie nicht vergebens gemacht worden sind.

Unmittelbar der „weltwirtschaftlichen“ Entwicklung Deutschlands dient eine Reihe weiterer Unternehmungen, welche die Diskontogesellschaft im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte in Angriff genommen hat. Dahin gehören: Eisenbahnbauten in Venezuela und Schantung, Bergwerke in der letztgenannten chinesischen Provinz, Werke für die Anlage von Seekabeln, Beschaffung von Kapital für deutsche Schiffahrtslinien, Begründung von Banken für den deutschen Seehandel mit Südamerika und Asien, von Kolonialunternehmungen in Samoa, Neu-Guinea und Afrika und noch manches andere.

Und wie für die äußere so hat die Diskontogesellschaft auch für die innere Kolonisation gearbeitet durch Errichtung der „Landbank“, welche sich an der so dringend notwendigen Schaffung kleinen Grundbesitzes in Nordostdeutschland im großen Maßstabe beteiligt.

Jede einzelne dieser langen Reihe volkswirtschaftlich bedeutsamer Unternehmungen bedürfte eingehender Darstellung, damit das Publikum, das große wie dasjenige, welches ein näheres Interesse hat, damit vor allem auch unsere Staatsbeamten eine deutliche Vorstellung davon gewinnen könnten, welche Unsumme aufreibender geistiger Arbeit sich in unseren Großbanken konzentriert. Zu dem Zwecke mußte man auch die Menschen kennen lernen, welche diese Arbeit leisten, was freilich wohl erst geschehen kann, wenn sie selbst schon

vom Schauplatze abgetreten sind. Es sind nämlich wirklich keine „Kapitalien", sondern Menschen von Fleisch und Blut, die in unseren Banken organisieren und spekulieren. Nicht der Aktionär einer Bank ist in ihr der handelnde Teil, auch nicht der Kapitalist, welcher durch ihre Vermittlung Kapital anlegt, sondern der „Gründer", der „Direktor", das „Aufsichtsratsmitglied", letzteres in zweiter oder dritter Linie — diese jetzt bei uns verfemten Männer sind es, welche jene Riesenarbeit leisten. Das Publikum lernt von ihnen in der Regel nur die ganz wenigen Exemplare kennen, welche in unseren Gerichtssälen von Zeit zu Zeit traurige Gastrollen geben; nach ihnen beurteilt es meist die ganze Menschengattung. Von tausend Deutschen hat kaum einer einen lebendigen Bankdirektor gesehen, geschweige denn kennen gelernt; aber fast alle wissen sie von dem Krache bei der Leipziger Diskontogesellschaft, und die meisten von ihnen lesen mit Andacht Zeitungen, welche entweder das „Kapital" überhaupt oder doch das „Großkapital" täglich aufs neue als den Fluch der modernen Gesellschaft brandmarken, was ihnen um so leichter möglich ist, je weniger sie vom Wesen der Sache verstehen. Wie kann man erwarten, daß unser Publikum sich unter solchen Umständen ein vernünftiges Urteil über die Großbanken und ihre Leiter bildet! Was ist denn geschehen, um die Leute eines Besseren zu belehren? Auch diese Jubiläumsschrift ist kaum mehr als ein erfreulicher Anfang dieser Belehrung.

II.

Die rechte Bahn der Entwicklung ist ohne Frage beschritten. Dafür bürgt der erste „Allgemeine deutsche Bankiertag", der vor einigen Monaten in Frankfurt a. M. stattgefunden hat. Die gesamte deutsche Bankwelt, die große wie die kleine, hat sich zusammengeschlossen zur Abwehr von Angriffen und zur Beratung über gemeinsame Interessen. Es muß eine Herkulesarbeit gewesen sein, diese so überaus verschiedenartigen Elemente, welche der deutsche „Bankierstand" enthält, unter einen Hut zu bringen, in ihnen die ersten Anfänge eines Standesbewußtseins zu erwecken, sie, deren wichtigstes gemeinsames Merkmal bisher darin bestand, daß sie sich nur als Einzelwesen, als Privatmenschen fühlten, daß sie sich vom öffentlichen Leben ängstlich zurückzogen. Da hat sich einmal wieder die Not als eine treffliche Lehrmeisterin erwiesen.

Wie viel Milliarden „Kapitalmacht" — Fähigkeit zur Verfügung über eigenes und fremdes Kapital — mögen wohl in Frankfurt vertreten gewesen sein! Und welche wunderbare Zeiterscheinung ist sie doch, diese Versammlung von „Kapitalmächten", die sich korporativ organisieren müssen, um im öffentlichen Leben Deutschlands Einfluß zu gewinnen! Wie gründlich wird dadurch das alberne Märchen von der Allmacht des „Kapitals" widerlegt! In der Tat gibt es im heutigen Deutschland nichts, was den Ruf eines öffentlich tätigen Mannes so gründlich zerstört, wie der Verdacht, daß er vom „Kapital" abhängig sei. Das ist ungefähr ebenso schlimm wie der Verdacht irgend welcher Abhängigkeit von der Regierung. Ein gesunder Kern steckt darin; aber auch viel Übertreibung und widerliches Denunziantenwesen. Vor allem: hat man

bei uns bisher je davon gehört, daß ein Mensch in der öffentlichen Wertschätzung gesunken ist wegen Feigheit gegenüber volkstümlichen Strömungen? Und doch ist diese Art von Abhängigkeit bei uns unendlich viel weiter verbreitet als diejenige von „Kapital“ und Regierung.

Auch das Standesbewußtsein ist im größten Teile des deutschen Volkes viel mächtiger als „Kapital“ und als das Gesetz. Dafür sind Duell und Gewalttätigkeiten gegen Streikbrecher deutliche Beweise, die sich noch wesentlich vermehren ließen. Nur unsere Großunternehmer, namentlich unsere Kaufleute und Industriellen, haben noch so gut wie gar kein Standesbewußtsein. Das scheint sich erst jetzt etwas zu ändern. Ist es tatsächlich der Fall, so wollen wir die Hetze gegen das „Kapital“ preisen. Denn ein gesundes Standesbewußtsein ist für jede Volksklasse nicht nur das einzige Mittel zur Selbsterhaltung in den bitteren sozialen Kämpfen der Gegenwart, sondern auch am letzten Ende die sicherste Grundlage eines sozialen Pflichtgefühls.

Unter den vielen bedeutsamen und lehrreichen Äußerungen, welche auf dem ersten deutschen Bankiertage getan sind, erscheinen mir als die wichtigsten nicht diejenigen, welche der Abwehr von Angriffen, der Reform verfehlter Gesetze galten, sondern diejenigen, welche einer vertieften Erkenntnis der eigenartigen Gestaltung und der besonderen Aufgaben des deutschen Bankgewerbes gewidmet waren, sowie positiver Fürsorge für dessen Zukunft. Solche Äußerungen finden sich namentlich in den Reden des Vorsitzenden, des Justizrats Dr. Rießer-Berlin, des Geheimen Ober-Finanzrats Hartung-Köln, des Direktors Steinberg-Bonn, wie auch in denen einiger hohen Beamten, die den Bankiertag nach seiner Eröffnung begrüßten. An diese Äußerungen selbständig denkender privatwirtschaftlicher und volkswirtschaftlicher Praktiker möchte ich hier meinerseits einige Bemerkungen über die Zukunft des deutschen Bankgewerbes knüpfen.

Von verschiedenen Seiten wurde zunächst auf die eigenartigen, besonders großen, mit der Ausübung des Bankgewerbes verbundenen Gefahren hingewiesen. In der Tat ist von den beiden Funktionen desselben, von der Vermittlung des Zahlungs- und des Kapitalverkehres, namentlich letztere für das wirtschaftliche Leben von unabsehbarer Bedeutung, aber auch ganz besonders schwierig und gefährlich. Wenn schon jedes einzelne Kreditgeschäft mit Risiko verknüpft ist, weil bei ihm stets mindestens eine der beiden ausgetauschten Leistungen in die ungewisse Zukunft fällt (beim Lieferungsgeschäft sogar beide), — um wie viel riskanter noch ist die Vermittlung des Kreditverkehrs, also ein Geschäft, dessen Wesen darin besteht, Kapitalien aus unzähligen kleineren Kanälen zu sammeln und sie wieder zu verteilen, sie zur rechten Zeit, am rechten Orte zur Verfügung der Vielen zu stellen, welche ihrer bedürfen, des Staates und der Gemeinden wie der Landwirte, Kaufleute, Industriellen u. s. w.!

Diese Tätigkeit beeinflußt das ganze wirtschaftliche Leben weit mehr als irgend eine andere Tätigkeit von Privatunternehmungen, im guten wie im übeln Sinne: auch die aus einer unzweckmäßigen, unvorsichtigen Handhabung des Bankwesens hervorgehenden Gefahren ziehen den ganzen wirtschaftlichen Organismus in Mitleidenschaft, schütteln ihn bis ins Mark, machen sich in seinen feinsten Poren fühlbar.

Das haben die Lehrmeister im modernen Bankwesen, die **Engländer**, frühzeitig erkannt. Schon im achtzehnten Jahrhundert begann die lange Reihe der offiziellen gründlichen Untersuchungen, welche Regierung und Parlament in England durch eigens zu dem Zwecke eingesetzte Kommissionen haben führen lassen, um die volkswirtschaftlichen Wirkungen des Bankwesens festzustellen. Aber auch die englischen Bankiers selbst haben sich schon lange vor jener Zeit überaus eifrig, öffentlich wie nicht öffentlich, damit beschäftigt, rationelle Grundsätze für den Betrieb von Bankgeschäften aufzustellen. Das wohl am meisten verbreitete englische Buch über Bankwesen [1]) ist verfaßt von dem Begründer und ersten Hauptdirektor der ersten großen Londoner Privat-Aktienbank, der London and Westminster Bank; es ist neuerdings wieder herausgegeben von einem schottischen Bankdirektor. Unübersehbar lang ist die Reihe der von englischen Bankpraktikern veröffentlichten Schriften. Das „Institute of Bankers" ist ausschließlich solchen Zwecken gewidmet; es besteht seit dem Jahre 1879.

Die Bedeutung dieser Tatsachen wird noch wesentlich erhöht durch die allgemein bekannte Abneigung der Engländer gegen jede Art von Theorie und ganz besonders gegen die Aufstellung fester Grundsätze für den Betrieb wirtschaftlicher Unternehmungen. Die Engländer sind, ihrer Natur nach, ungemein schwer zugänglich für alle wissenschaftlich verarbeiteten Erfahrungen anderer Menschen, zumal wenn sie in Büchern veröffentlicht worden sind. Diese Abneigung konnte nur durch ein ungewöhnlich starkes Bedürfnis so weit überwunden werden, wie es bei der gewaltigen, weitverbreiteten englischen Bankliteratur geschehen ist.

War ein solches Bedürfnis schon von jeher in England vorhanden, so ist das jetzt bei uns in **Deutschland** noch in unvergleichlich höherem Maße der Fall. Zunächst wegen der ganz verschiedenen Gestaltung des deutschen und des englischen Bankwesens. In England hat sich nämlich bereits, auf Grund seiner mehrhundertjährigen Erfahrungen, eine weitgehende **Arbeitsteilung** im Bankwesen entwickelt, von der bei uns erst die Anfänge vorhanden sind.

Der **englische** „Banker" ist ein Mann, der von seinen Kunden Geldsummen als Depositen annimmt. Nur die Bank von England und die schottischen Banken haben daneben noch das Recht der Notenausgabe in beschränktem Umfange. Auf andere Weise kann sich ein englischer Banker normalerweise kein Kapital beschaffen. Von diesem Kapital bleibt ein Teil in der Bank, um für die Zahlungen der Kunden zu dienen, am Platze selbst fast ausschließlich gegen deren Checks, nach auswärts auch auf andere Weise. Der übrige Teil wird verwandt zum Diskontieren von Wechseln, zum Ankauf von sicheren Wertpapieren für eigene Rechnung und zu Leihgeschäften innerhalb wie auch, soweit nötig und vorteilhaft, außerhalb der Kundschaft, aber regelmäßig nur gegen „Sicherheit" und zwar gegen leicht verwertbare Sicherheit. Von diesem Normaltypus gibt es zwar manche Ausnahmen, die aber entweder als ungesunde Auswüchse betrachtet oder nicht zum eigentlichen Bankgeschäft gerechnet werden.

---

[1]) Gilbart, The history, principles and practice of banking revised; by Michie. 1896.

Dagegen ist der Geschäftskreis des deutschen Bankwesens ein viel größerer. Zunächst findet man unter den Passiven vieler deutscher Banken große Summen von Accepten, welche neben Bardepositen und Banknoten (soweit letztere überhaupt noch ausgegeben werden dürfen) für die deutschen Banken das wichtigste Mittel der Kapitalbeschaffung bilden; ein solches Mittel sind sie natürlich auch dann, wenn die Banken ihren Kunden Kredite durch Acceptierung von Tratten gewähren. Ferner beschäftigen sich die deutschen Bankgeschäfte wohl sämtlich auch mit dem An- und Verkauf von Geldsorten, ausländischen Wechseln und Börsenpapieren aller Arten, für eigene wie für fremde Rechnung, nicht nur zum Zwecke der Kapitalanlage, sondern auch zum Zwecke der Spekulation. Ebenso wird die Emission neuer Börsenpapiere, einschließlich der Begründung und Vergrößerung von Aktiengesellschaften, von vielen Banken neben den „gewöhnlichen Bankgeschäften" betrieben. Auch das ganze Pfandbriefgeschäft, die Mobilisierung des Hypothekenkredits, gehört hierher; dieser Geschäftszweig ist ebenfalls noch nicht streng von den anderen Teilen des Bankgeschäfts getrennt; doch gestattet das Reichs-Hypothekengesetz von 1899 für die Zukunft nur die Entstehung „reiner" Hypothekenbanken.

Ohne weiteres leuchtet ein, wie sehr durch eine so wenig entwickelte Arbeitsteilung die Gefahren verstärkt werden, welche der Bankbetrieb mit sich bringt. Es ist eine dringliche Aufgabe der deutschen Bankwelt, sich mit diesen Gefahren noch mehr zu beschäftigen, als es diejenige Englands seit alters schon getan hat. Und in der gleichen Richtung wirkt noch eine andere Tatsache von großer Bedeutung.

Die Deutschen sind weit fähiger als die Engländer, Erfahrungen wissenschaftlich zu verarbeiten und sich durch die so verarbeiteten Erfahrungen bilden, sich bei ihrer Tätigkeit von den hierdurch gewonnenen Grundsätzen leiten zu lassen. Das ist sogar ihre Hauptstärke. Natürlich stehen ihr entsprechende Fehler gegenüber, vor allem die bekannte starke Neigung zum „Prinzipienreiten", zum Doktrinarismus, zum Radikalismus. Diese Fehler zeigen sich aber hauptsächlich als „Kinderkrankheiten", hervorgerufen durch mangelhafte Reife der Erkenntnis; sie schwinden mit deren Vertiefung und treten in der Regel erst wieder auf als „marasmus senilis" der Wissenschaft.

Das Bankwesen bedarf in besonderem Maße einer solchen wissenschaftlichen Durchdringung, die aber nur in engster Anlehnung an die Praxis sich vollziehen darf. Die Praktiker selbst müssen jenes Bedürfnis zunächst stark empfinden; sie müssen völlig klar darüber werden, wie unendlich viel ihnen dadurch genützt, wie sehr die Tätigkeit unserer Banken gegenüber der ausländischen Konkurrenz gefördert werden kann, wenn die bisherigen Erfahrungen systematisch gesammelt und unter Anwendung echter wissenschaftlicher Methoden verarbeitet, wenn dann die gewonnenen Resultate verwendet werden um die Ausbildung des Nachwuchses unserer Bankwelt zu vertiefen und zu verbreitern.

Die jetzt so stark aufkommende Praxis, Juristen ins Bankfach aufzunehmen, ist nur ein Notbehelf, der sogar unter Umständen recht bedenklich wirken kann; denn die juristische Vorbildung ist keineswegs besonders geeignet, den Geist

für die Aufnahme und zweckmäßige Verarbeitung geschäftlicher Erfahrungen zu schulen. Der gute Jurist muß bis zu einem gewissen Grade „Scheuklappen" haben, nach dem Grundsatze: „fiat justitia, pereat mundus." Das ist für einen künftigen Bankmann nicht gerade die beste Art der Vorbildung. Wenn dennoch aus jungen Juristen so manche hervorragende Bankpraktiker geworden sind, so ist das eben eine Folge ihrer ungewöhnlichen persönlichen Begabung, im Verein mit der Schulung des Geistes, welche jede wissenschaftliche Vorbildung mit sich bringt. Wenn die „Juristerei" in weiteren Kreisen als geeignete Vorbildung für alle möglichen Arten volkswirtschaftlicher und auch für manche Arten privatwirtschaftlicher Tätigkeit angesehen wird, so ist daran nur der unbefriedigende Zustand schuld, in dem sich die Wissenschaften vom wirtschaftlichen Leben befinden.

III.

Jetzt gehen die unschätzbaren Erfahrungen unserer Bankiers mit der Generation, welche sie gemacht hat, immer wieder verloren, und jede Generation muß sie aufs neue machen, was unheimlich viel Lehrgeld kostet. Natürlich wird es für alle Zeiten dabei bleiben, daß jedermann seine eigenen Erfahrungen zu machen hat; aber vieles kann erleichtert, der Blick kann geschärft, der Horizont erweitert, der Weg zu ganz neuen Aufgaben gebahnt werden. Einige Beispiele mögen das erläutern.

Der weitverbreitete Grundsatz, daß die Notenbanken ein Drittel ihres Notenumlaufs in bar liegen lassen müssen, ist hervorgegangen aus alten Erfahrungen, welche gezeigt haben, daß in Krisenzeiten die Banken auf plötzliche Präsentation eines solchen Teils ihres Notenumlaufs gefaßt sein mußten, auch wenn sie sehr vorsichtig zu Werke gegangen waren und ihre Zahlungsfähigkeit vernünftigerweise nicht bezweifelt werden konnte. Aber der Umfang der Präsentation von Banknoten in Krisenzeiten hängt zum großen Teile ab von der wirtschaftlichen Erziehung der Volkskreise, in denen sie zirkulieren: wirtschaftlich geschulte Kreise werden nicht so leicht von einer Panik ergriffen wie wirtschaftlich ungeschulte; deshalb kann z. B. in England die Bardeckung der Banknoten eine wesentlich kleinere sein als in den meisten anderen Ländern; große Notenabschnitte werden nicht so leicht massenhaft präsentiert wie kleine u. s. w. Jene schematische Dritteldeckung wird zweckmäßigerweise nach den Erfahrungen zu modifizieren sein; zu dem Zwecke muß man aber vor allen Dingen die Erfahrungen kennen lernen.

Zweitens: der Begriff der „bankmäßigen Deckung" für den Banknotenumlauf ist ebenfalls durch lange Erfahrungen entstanden. Man hat gefunden, daß gute Wechsel, Darlehen auf bewegliche Pfänder, sichere Börsenpapiere geeignete Anlagen für Zettelbanken sind. Wieviel Unterschriften Bankwechsel haben müssen, wie die Güte dieser Unterschriften festzustellen ist, bis zu welcher Höhe Zettelbanken bewegliche Pfänder beleihen dürfen, — dafür sind Grundsätze aufgestellt worden. Wir wollen einmal annehmen, daß diese Grundsätze richtig und für alle Zeiten gültig sind, was natürlich nicht zutrifft, da neue Erfahrungen sehr wohl die alten mehr oder weniger durchkreuzen können.

Aber vor allem: wie die Banknoten, so gehören doch auch die Bankdepositen meist zu den täglich fälligen Verbindlichkeiten. Warum wird das Erfordernis „bankmäßiger Deckung" nicht auch auf sie ausgedehnt? Diese Frage führt sehr weit; sie wird unbedingt früher oder später entschieden werden müssen, und es wäre sehr nötig, daß die Bankiers selbst sich recht eingehend mit ihr beschäftigten, schon um dem Staate keinen Anlaß zu weiteren Maßnahmen zu bieten, wie sie z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika längst ergriffen worden sind. Auch hinsichtlich des von deutschen Banken so stark betriebenen Wechselacceptierens drängen sich manche Fragen auf, die eines Studiums bedürfen.

Sehr nötig wäre es ferner, rationelle Grundsätze aufzustellen für die quantitative Verteilung der einer Bank zur Verfügung stehenden fremden Kapitalien, damit nicht allzuviel „auf einen Nagel gehängt wird", woran schon so manche Bank gescheitert ist.

Zahlreich sind auch im Emissionsgeschäfte die Fragen, welche wissenschaftlicher Behandlung in hohem Grade würdig sind. Dazu gehört z. B. die schon berührte wichtige Frage, inwieweit die Emission ausländischer Papiere für unsere Volkswirtschaft nützlich oder schädlich ist. Überhaupt werden die Emissionsbanken immer mehr, sowohl durch ihre eigenen Erfahrungen wie durch die Gesetzgebung dahin geführt, neben dem augenblicklichen Emissionsgewinn auch ihren dauernden Emissionskredit ins Auge zu fassen. Zu dem Zwecke bedürfen sie umfassender und systematischer Studien der Finanzen geldbedürftiger Staaten, sowie der Verhältnisse von Produktionszweigen, aus deren Bereiche sie Aktien emittieren. Alle Bankiers, nicht nur diejenigen, welche selbst Börsenpapiere emittieren, sondern auch die, welche sie nur weitervertreiben, sollten trachten, sich ein selbständiges Urteil zu bilden über die Obligationen und Aktien, die sie an ihre Kundschaft absetzen. Dazu sind sie aber nur imstande, wenn ihr Geist frühzeitig geschult wird für die Erkenntnis der Faktoren, von denen die Zahlungsfähigkeit eines Staates, die Rentabilität eines Unternehmens abhängt.

Eine Fülle von Problemen umfaßt auch die Bankverwaltung selbst, die Organisation des Mechanismus, von dessen Tätigkeit bisher die Rede war. Hier handelt es sich z. B. um zweckmäßige Arbeitseinteilung, wirksame Kontrolle, angemessene und zu guten Leistungen anspornende Entlohnung der Angestellten, um das Verhältnis zu etwaigen Zweiganstalten (mehr oder weniger Selbständigkeit hinsichtlich der verschiedenen Geschäftsarten?), um die Handhabung von Konsortialgeschäften, um die Dispositionen für den täglichen Bedarf an Betriebskapital und um zahlreiche andere Fragen, hinsichtlich deren sich bei jedem Bankier ein gewisses Quantum von Erfahrungen ansammelt. Jetzt hütet er sie eifersüchtig als sein persönlichstes Eigentum, weiß aber nichts von den Erfahrungen seiner Konkurrenten. Ist das ein Zustand, der dem Interesse aller Berufsgenossen dient? Ist er notwendig, solange Konkurrenz besteht? Schwerlich! Haben doch bedeutende englische Bankpraktiker, die gewiß nicht an zu wenig Selbstinteresse leiden, gerade viele dieser Erfahrungen anstandslos veröffentlicht. Es wäre auch durchaus verkehrt, anzunehmen, daß

dadurch der Betrieb von Bankgeschäften zu sehr erleichtert werden würde; im Gegenteil! Die Schwierigkeiten würden nur an eine andere Stelle, nämlich in die richtige Anwendung jener den Erfahrungen entnommenen Grundsätze, verlegt, sie würden verfeinert, vergeistigt werden. Der Bankier hätte nicht mehr so viel zu tun mit den elementaren Grundlagen seiner Berufstätigkeit, mit grober Handwerksarbeit. Sein Betrieb würde sich ähnlich entwickeln wie der des Gewerbes nach Entwicklung der Naturwissenschaften und nach Errichtung technischer Hochschulen.

Damit habe ich das Wort ausgesprochen, das viele meiner Leser wohl schon längst erwartet haben: Eine „Hochschule" für die Bankwelt? Ist sie bereits angebracht? Ich glaube: noch nicht! Dazu fehlt es uns noch an ausreichendem Material und an der rechten Methode für eine exakte Behandlung solcher Fragen. Jenes läßt sich nur schaffen, wenn unsere Bankiers selbst sich von der Notwendigkeit einer wirklichen „Bankwissenschaft" überzeugen. Die rechte wissenschaftliche Methode zu finden, ist dagegen Sorge der Wissenschaft, die sich dieser Aufgabe gewiß nicht entziehen wird; sie ist sogar schon eifrig dabei, sie zu lösen.

Was uns augenblicklich nottut, ist nicht eine „Hochschule", sondern ein „Institut für Bankwissenschaft", weit besser, wissenschaftlicher noch als das englische „Institute of Bankers", eine von der deutschen Bankwelt selbst zu begründende Anstalt für das Studium bankwissenschaftlicher Fragen. Erst wenn diese Grundlage geschaffen ist, wird es möglich sein, den jungen Bankiers die für ihren Beruf geeignete höhere Fachbildung und eine auf ihr beruhende Allgemeinbildung zu geben, welche sie nicht ihrem Berufe entfremdet.

Das wäre eine Tat, würdig des deutschen Bankierstandes, geeignet, seine Gegner zu entwaffnen.

Es wäre auch wohl der einzige Weg, um jene Wünsche zu erfüllen, welche einige hohe Beamte bei Begrüßung des Frankfurter Bankiertages ausgesprochen haben. Der Ober-Präsident der Provinz Hessen-Nassau rühmte bei dieser Gelegenheit mit besonderer Betonung die „unmittelbar auf das Gemeinwohl gerichteten, höchst anerkennenswerten und großartigen Leistungen" der deutschen Bankwelt in der letzten Krisis. Und der Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main erklärte in Übereinstimmung mit dem Vorsitzenden des Bankiertages, gegen die Angriffe auf die Banken gäbe es nur ein wirksames Mittel, welches darin bestände, „daß die privatwirtschaftliche Aufgabe des Bankierstandes sich aufs engste vermähle mit seiner volkswirtschaftlichen Aufgabe". Damit ist, wie ich glaube, nur dasjenige zum Ausdruck gebracht, was alle selbständigen Geister als die nächste Aufgabe unserer deutschen Bankwelt erkannt, und was manche weitblickende Leiter deutscher Banken auch schon auf ihre Weise auszuführen begonnen haben.

Der Oberbürgermeister Adickes hat sicher nicht sagen wollen, die deutschen Bankiers sollten weniger verdienen, die jetzige privatwirtschaftliche Betriebsweise solle durch eine „volkswirtschaftliche", durch eine „unmittelbar gemein-

nützige" ersetzt werden. Aber seine Worte regen doch an zu weiteren Perspektiven.

Seit der ältesten Zeit geht die wirtschaftliche Entwicklung dahin, allgemein gefühlte Bedürfnisse, „Gemeinbedürfnisse" jeder Art, in fortschreitendem Maße befriedigen zu lassen durch das Selbstinteresse wirtschaftlicher Unternehmer. Diese Entwicklung ist nicht, wie die Sozialisten glauben machen wollen, erst in neuerer Zeit entstanden. Vielmehr entstand sie schon damals als die „unmittelbar gemeinnützige" (sozialistische) Produktionsweise der Urzeit, die „geschlossene Hauswirtschaft", bei der alles, was eine Wirtschaft brauchte, in ihr hergestellt wurde, — als diese primitive Organisation des wirtschaftlichen Lebens allmählich dem freien Tauschverkehre weichen mußte. Schon Tauschverkehr und feste Berufsbildung brachten die Anfänge dessen, was man heutzutage mit einem durch und durch falschen, irreführenden Ausdrucke „kapitalistische" Produktionsweise zu nennen liebt. Die „unmittelbar gemeinnützige" Produktion wurde seitdem immer mehr beschränkt auf einzelne besonders wichtige „Gemeinbedürfnisse", deren Umfang und Zahl allerdings im Laufe der Zeiten auch gewachsen ist, aber lange nicht in dem Maße wie jene, nur mittelbar, nämlich durch Vermittlung des Selbstinteresses wirtschaftlicher Unternehmer, befriedigten „Gemeinbedürfnisse". Auch die „öffentlich-wirtschaftliche" Produktion unserer Staaten hat hindurchgehen müssen durch ein Entwicklungsstadium privatwirtschaftlicher Befriedigung. Das gilt selbst von dem allerwichtigsten „Gemeinbedürfnisse", demjenigen nach Schutz von Leben und Eigentum, im Innern der Staatsgemeinschaft wie nach außen.

Wenn der Staat die Befriedigung eines „Gemeinbedürfnisses" nicht mehr der freien Tätigkeit wirtschaftlicher Unternehmer überläßt, sondern sie in die eigene Hand nimmt, so kann er dazu bestimmt werden durch zwei Arten von Erwägungen. Entweder geht er aus von der Überzeugung, daß das in Frage stehende „Gemeinbedürfnis" Aufgaben von derartiger dauernder Bedeutung enthält, daß er ihre Lösung auf die Dauer unmöglich dem freien Walten des Selbstinteresses wirtschaftlicher Unternehmer überlassen kann. Dahin gehören vor allem die Bedürfnisse nach Rechtsschutz im Innern, nach Machtschutz gegen die Außenwelt, nach Organisation des Unterrichts, nach einem unveränderlichen allgemeinen Wertmaße und Tauschmittel und noch manches andere. Aber im ganzen handelt es sich dabei doch nur um einen kleinen, langsam wachsenden Kreis wichtigster Bedürfnisse.

Weit häufiger tritt der andere Fall ein: der Staat bemerkt, daß ein allgemein empfundenes Bedürfnis durch das Selbstinteresse wirtschaftlicher Unternehmer noch nicht zweckentsprechend befriedigt wird, etwa weil es den Unternehmern an Unternehmungsgeist oder an Besonnenheit und Verantwortlichkeitsgefühl oder an ausreichender Kenntnis jenes wirtschaftlichen Bedürfnisses fehlt. Unter Umständen kann letzteres nicht einmal dem Publikum, dem Konsumenten selbst hinreichend klar zum Bewußtsein gekommen sein; so lag z. B. der Fall bei den Anfängen der öffentlich-wirtschaftlichen Feuerversicherung, so auch bei Einführung der öffentlich-wirtschaftlichen Arbeiterversicherung in Deutschland. In allen diesen Fällen übernimmt der Staat einstweilen die Befriedigung

des wirtschaftlichen Bedürfnisses, gibt es aber früher oder später wieder ab an wirtschaftliche Unternehmer, dann nämlich, wenn diese imstande sind, es zweckmäßiger zu befriedigen als der Staat mit seinem schwerfällig und schematisch arbeitenden Apparate. Hier handelt es sich also stets nur um eine relative, vorübergehende Überlegenheit des staatlichen Betriebes. Aber die Staatsgewalt selbst weiß das in der Regel noch nicht, wenn sie eine Aufgabe übernimmt; sie erblickt nur die Lücken, die Mängel im privatwirtschaftlichen Betriebe, und sie bestrebt sich, die Lücken auszufüllen, die Mängel zu bessern.

So ist es auch mit manchen Teilen des Bankwesens gegangen. Die großen Zentralbanken sind zwar meist nicht eigentliche Staatsanstalten. Aber durch ihre zentrale Stellung, durch ihre enge Verknüpfung mit der Finanzwirtschaft der Staaten, durch ihr Monopol, durch die Art ihrer Leitung nähert sich ihr ganzer Charakter demjenigen „unmittelbar gemeinnütziger" Betriebe. Und ihr Geschäftsbereich ist in den einzelnen Ländern ganz verschieden begrenzt. In Deutschland geht er wesentlich weiter als in England, namentlich indem der größte Teil des Zahlungsverkehrs, soweit er sich überhaupt der Vermittlung einer Bank bedient, bei uns von der Reichsbank besorgt wird; dagegen liegt er in England, wo dieser Zahlungsverkehr unvergleichlich stärker entwickelt ist, ganz überwiegend in den Händen von Privatbankiers und gewöhnlichen Aktienbanken.

Diese viel stärkere Position der deutschen Zentralbank hat ihre glänzenden volkswirtschaftlichen Lichtseiten. Aber auf der anderen Seite wird dadurch die Basis des deutschen Privat-Bankgeschäfts bereits derart verkleinert, daß die so erwünschte Arbeitsteilung innerhalb desselben sich nur weit langsamer und unvollkommener entwickeln kann als in England.

„Vestigia terrent!" Wenn unsere Privatbankiers die weitere Verkleinerung ihres Geschäftsbereichs durch den Staat oder durch Monopol-Institute hindern wollen, so müssen sie sich rühren, müssen selbst das Ihrige dazu tun, damit „die privatwirtschaftliche Aufgabe des Bankierstandes sich aufs engste mit der volkswirtschaftlichen vermähle". Zu dem Zwecke habe ich die Begründung eines „Instituts für Bankwissenschaft" vorgeschlagen. Sache unserer Bankwelt ist es jetzt, diesen Vorschlag zu prüfen, zu modifizieren, durchzuführen oder abzulehnen.

Der deutschen Börsenwelt wurde — nicht von gegnerischer Seite — schon vor zwanzig Jahren gesagt, sie solle Hand anlegen an die Reform ihrer Organisation, sonst werde der Staat es tun trotz der Börse. Der deutschen Bankwelt wird ähnliches jetzt gesagt. Möge diese Warnung mehr fruchten als jene andere!

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Der gemeinschaftlichen Aktion Deutschlands und Großbritanniens in Venezuela hat sich auch Italien angeschlossen, dessen berechtigte Forderungen von der südamerikanischen Republik ebenfalls mißachtet worden sind. Wie wenig es im Plane der drei europäischen Mächte liegt, auf kriegerische Abenteuer auszuziehen, daß es sich vielmehr nur darum handelt, für die von Venezuela zugefügten völkerrechtswidrigen Unbilden Genugtuung zu erlangen, ergibt sich aus der Erklärung der beteiligten Regierungen, keine Besitzergreifung des venezolanischen Landesgebietes zu beabsichtigen. Dadurch wurden auch die Unterstellungen amerikanischer Blätter hinfällig, wonach durch das Vorgehen Deutschlands, Großbritanniens und Italiens die Monroe-Doktrin verletzt werden sollte. In Wirklichkeit hatten die diplomatischen Vertreter Deutschlands und Englands vor Beginn ihrer Aktion sich mit der Regierung der Vereinigten Staaten in Verbindung gesetzt. Als dann von Venezuela aus die Berufung eines Schiedsgerichts angeregt wurde, waren die deutsche und die englische Regierung sogleich darüber einig, daß Präsident Roosevelt am besten geeignet wäre, einen Schiedsspruch zu fällen.

Die deutsche Regierung verhehlte sich jedoch sogleich keineswegs, daß der Präsident der Ver. Staaten Bedenken tragen könnte, eine solche Aufgabe zu übernehmen. Von dieser Erwägung geleitet, war es Deutschland, das für einen solchen Fall bei England die Überweisung der Angelegenheit an das Haager Schiedsgericht in Vorschlag brachte. Um so mehr muß auf diese deutsche Initiative nachdrücklich hingewiesen werden, als im Auslande behauptet worden ist, die offizielle Anregung sei vielmehr von den Ver. Staaten ausgegangen. In der Tat ist der Eventualantrag, das Haager Schiedsgericht mit der Entscheidung im venezolanischen Konflikte zu betrauen, zuerst in den am 23. Dezember von Deutschland und England der Unionsregierung übermittelten diplomatischen Noten enthalten und ebenso wie das an den Präsidenten Roosevelt gerichtete Ersuchen an bestimmte Vorbehalte geknüpft. Wiederum wurde der Versuch gemacht, das Verhalten Deutschlands zu verdächtigen, indem der Vorwurf erhoben wurde, die deutsche Regierung habe die unverzügliche Bezahlung eines sehr hohen Betrages verlangt, die gleichsam die Vorbedingung des schiedsgerichtlichen Verfahrens sein sollte. Auf diese Weise sollte zwischen dem Verhalten Deutschlands und demjenigen Englands ein Gegensatz festgestellt werden, während tatsächlich die englische Regierung, gerade wie Deutschland, dieselbe Voraussetzung geltend gemacht hat. Auch ist die Höhe der von England geforderten Summe nahezu dieselbe; überdies begnügen beide Regierungen sich mit Garantien für die Leistung der durchaus liquiden Forderungen, die nicht mehr zum Gegenstande des Schiedsspruches gemacht werden dürfen. Daß zur Blockade venezolanischer Häfen übergegangen werden mußte, war die Folge des an die südamerikanische Republik gerichteten Ultimatums. Der Präsident Castro hätte sich um so mehr veranlaßt sehen müssen, den berechtigten Ansprüchen der europäischen

Mächte Genüge zu leisten, da er im eigenen Lande mit den Gefahren des Bürgerkrieges zu rechnen hat und sich von dem Führer des Aufstandes, Matos, bedroht sieht. Nachdem Castro die Noten der Mächte beantwortet, haben diese in ihrer Erwiderung die früheren Vorbehalte aufrecht erhalten. Nach einer telegraphischen Mitteilung aus Washington vom 8. Januar übermittelte der Gesandte der Ver. Staaten in Caracas, Bowen, dem Staatssekretär Hay eine weitere Äußerung Castros, wonach dieser sich bereit erklärt, sich dem Schiedsgericht zu unterwerfen. Nicht ausgeschlossen ist, daß der Konflikt durch Verhandlungen zwischen den diplomatischen Vertretern der beteiligten Mächte und dem Gesandten Bowen, als Bevollmächtigtem Venezuelas, der Lösung näher geführt wird, so daß das Schiedsgericht im Haag gar nicht oder doch nur zum Teil mit der Erledigung der Streitfrage befaßt zu werden braucht.

Hier ist nun wiederum zu bemerken, welcher Gehässigkeiten der antideutsche Teil der englischen Presse sich bediente, um das Einvernehmen zwischen den Regierungen Englands und Deutschlands zu stören. Das vielberufene „Gedicht" Rudyard Kiplings „Die Ruderer" (The rowers), in dem er die zur Blockade der venezolanischen Häfen mit den Engländern vereinten Deutschen „Goten und Hunnen" nennt, ist freilich eine so törichte Reimerei, zeugt von einer solchen Roheit der Gesinnung, daß man ihm zu viel Ehre erweist, wenn man es ernst nimmt. Selbst die „Times", die es — zu ihrer Schmach — abgedruckt hat, kann nicht umhin, es mit einigen entschuldigenden Bemerkungen zu begleiten, und der „Spectator", der aus der giftigen Deutschenhetze ein Geschäft zu machen scheint, räumt ein, daß es „unter gewöhnlichen Umständen" nicht recht sei, den nationalen Haß zu schüren; hier aber liege die Notwendigkeit vor, der Regierung „deutlich und kräftig" zu sagen, daß das englische Volk der Verbündete Deutschlands nicht sein könne und nicht sein wolle, „daß man die Kontrolle seiner auswärtigen Politik auch nicht für eine Stunde in die Hände des Kaisers und seines Kanzlers legen dürfe". Wieder ist es die „Saturday Review", die auch diesmal in einem scharfen Protest der Wahrheit die Ehre gibt und die Stimme der Vernunft hören läßt. „Es ist eine unheilvolle Allianz," sagt das angesehene Londoner Wochenblatt, „daß die Zeitung, die mit Recht als die am meisten repräsentative Englands, vielleicht als die mächtigste der Welt gilt, und der ‚Dichter', der den meisten Lärm in der Welt macht, sich verbunden haben sollten, um solche beschimpfenden Ausdrücke wie Goten und Hunnen einer Nation an den Kopf zu werfen, welche die Führerin der Welt in der Wissenschaft ist, und mit welcher wir in vieler Beziehung zusammen wirken können."

Die Reise des russischen Ministers des Auswärtigen, Grafen Lamsdorff, nach Wien, die ihn zuvor nach Belgrad und Sofia geführt hatte, kennzeichnete sich durchaus als eine Friedensbürgschaft. Sowohl die serbische als auch die bulgarische Regierung konnten nach der Veröffentlichung des unmittelbar vom russischen Ministerium des Auswärtigen herrührenden Communiqué im „Regierungsboten" keinen Zweifel an den wirklichen Absichten des Zaren hegen, der zwar eine friedliche, maßvolle Reformpolitik in Mazedonien nachdrücklich zu unterstützen bereit ist, von einer Aufrollung der orientalischen Frage jedoch nichts wissen will. In diesem Sinne hatte bereits der russische Botschafter in Konstantinopel, Sinowiew, das Terrain geebnet und dabei die volle Unterstützung des deutschen Botschafters bei der ottomanischen Pforte, Freiherrn von Marschall, gefunden. Daß Graf Lamsdorff in Serbien und in Bulgarien der Auffassung der russischen Regierung den erforderlichen Ausdruck verliehen hat, darf mit Sicherheit angenommen werden. Besonders bedeutsam ist, daß in Wien völlige Übereinstimmung der Anschauungen zwischen dem russischen Minister des Auswärtigen und dem Leiter der auswärtigen Politik Österreichs, Grafen Goluchowski, erzielt worden ist.

Die türkische Regierung wird sich, um den Ruhestörungen in Mazedonien ein Ende zu bereiten, nicht der Pflicht entziehen können, in der Verwaltung dieser

türkischen Provinz praktische Reformen durchzuführen, durch die die Souveränetätsrechte des Sultans durchaus nicht berührt werden. Die Art dieser Reformen ist von dem Grafen Lamsdorff und dem Grafen Goluchowski vereinbart worden, und den Unterzeichnern des Berliner Vertrages wird von den in Wien erzielten Ergebnissen Kenntnis gegeben werden. Vor allem wird die innere Verwaltung Mazedoniens eine Umgestaltung erfahren müssen. Dazu bedarf es an erster Stelle eines zuverlässigen Beamtenpersonals, das regelmäßige und angemessene Gehälter empfängt, da namentlich der Umstand, daß die Regierung in Konstantinopel häufig mit der Bezahlung der Gehälter im Rückstande blieb, die türkischen Beamten veranlaßt hat, sich auf andere Weise schadlos zu halten, und dadurch die Quelle von Bedrückungen ward.

Nicht minder lebhafte Beschwerden wurden über die türkische Gendarmerie erhoben, weshalb eine Reorganisierung dieser mit der mazedonischen Bevölkerung im unmittelbaren täglichen Verkehr stehenden Polizeitruppe unumgänglich notwendig ist, ebenso wie im Hinblick auf den christlichen Teil der Bevölkerung die Gendarmerie und deren Offiziere nicht ausschließlich aus Mohammedanern bestehen sollten. Die ottomanische Pforte hat durch eine unlängst getroffene Maßregel bereits bekundet, daß sie Mißstände in dieser Hinsicht selbst zugibt. Sie hat deshalb angeordnet, daß die rückständigen Gehälter an die Mannschaften und die Offiziere der Gendarmerie in Mazedonien unverzüglich ausgezahlt werden sollen. Wenn dagegen von der Ernennung eines christlichen Gouverneurs in Mazedonien die Rede war, so muß betont werden, daß Rußland Abstand von einer solchen Forderung genommen hat, der, wie mit klarem Blicke der russische Minister des Auswärtigen und der russische Botschafter in Konstantinopel erkannten, die Türkei in keinem Falle zustimmen würde. Mit einem christlichen Gouverneur in Ostrumelien hatte die ottomanische Pforte allzu ungünstige Erfahrungen gemacht, als daß sie nicht die Besorgnis hegen sollte, daß auf dieselbe Weise, wie damals Ostrumelien sehr bald an Bulgarien angegliedert wurde, auch Mazedonien vom türkischen Reiche losgetrennt werden könnte.

Die Autonomie Mazedoniens mußte ebenfalls als aussichtslos erscheinen. Wohl ist auf Kreta exemplifiziert worden, allein die Verhältnisse Kretas sind von denjenigen Mazedoniens durchaus verschieden. Abgesehen davon, daß die Türkei damals einen siegreichen Krieg durchgefochten hatte, brauchte sie bei der Bewilligung der Autonomie an die Insel nicht zu fürchten, daß der Zerstückelungsprozeß weitere Fortschritte machen würde. Erhielte jedoch Mazedonien die Autonomie, so ließe sich nicht absehen, wie weit sich die Wirkung eines solchen Vorgehens in der europäischen Türkei erstrecken würde.

In Sofia und in Belgrad wird man sich also mit Rücksicht auf den klar ausgesprochenen Willen Rußlands und Österreich-Ungarns, den Frieden auf der Balkan-Halbinsel aufrechtzuerhalten, bescheiden müssen. Überdies fehlt es nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden muß, daß die Meldungen über die angeblichen türkischen Greuel vielfach auf Übertreibungen beruhten. Aus griechischer Quelle ging dem „Journal des Débats“ ein durch eine ganze Reihe von Tatsachen begründeter Bericht zu, wonach die Greuel in Mazedonien vielfach von den bulgarischen Banden verübt worden sein sollen, um die Bevölkerung gegen die türkische Regierung aufzuhetzen; und diese Mitteilungen des Pariser Blattes sind nicht etwa vereinzelt. Vielmehr hat auch der nach Mazedonien entsendete Spezialkorrespondent der römischen „Tribuna“, eines der italienischen Regierung nahestehenden Organs, in demselben Sinne berichtet.

Einen ernsteren Charakter schienen die marokkanischen Wirren anzunehmen. Deutschland hat in Marokko keine politischen, sondern nur Handelsinteressen, die selbst durch einen Wechsel in der Dynastie kaum beeinflußt werden würden. Mit Recht läßt es daher den zunächst beteiligten Mächten Frankreich, England und Spanien den Vortritt. Selbst wenn also die europäische Diplomatie ihre Zurück-

haltung aufgeben müßte, würde Deutschland für angemessen erachten, daß diese drei Mächte sich untereinander ins Einvernehmen setzen, sei es nun, daß sie auf einer Konferenz über gemeinsame Maßregeln zur Wiederherstellung der Ordnung beraten, sei es, daß sie Spanien mit einer bezüglichen Aktion betrauen. Daß Frankreich mit Rücksicht auf seine Kolonie Algerien ein großes Interesse an geordneten Zuständen in dem benachbarten Marokko hat, leuchtet ohne weiteres ein. Die Besetzung der Tuatoasen mußte selbst in England als ein berechtigter Akt der Notwehr anerkannt werden, da Frankreich seine Grenzen nach Marokko hin zu schützen befugt war und auch vor einer „Grenzberichtigung" nicht zurückschrecken durfte. Begreiflich erscheint zugleich das Bestreben Frankreichs, eine Verbindung zwischen Algerien und seinen westafrikanischen Besitzungen herzustellen. Von deutscher Seite wird sicherlich nicht der geringste Versuch gemacht werden, diese französische Politik zu stören, wie überhaupt daran festgehalten werden muß, daß auf dem Gebiete der Kolonialpolitik Frankreich und Deutschland keine einander widerstreitenden Interessen haben. Die marokkanische Frage interessiert in politischer Hinsicht außer Frankreich insbesondere noch Spanien und England. Spanien kann nach dem Verluste seiner Kolonien nicht auf seine Interessensphäre in Marokko verzichten, da es anderenfalls auch in handelspolitischer Hinsicht völlig abgeschnitten wäre. Großbritannien wiederum ließe sich kaum bereit finden, die Besetzung Tangers einer anderen Macht zu gestatten. Seitdem sich herausgestellt hat, daß die Batterien von Gibraltar die Meerenge nicht mehr beherrschen, vielmehr von der afrikanischen Küste aus der Weg zum Suezkanal für englische Schiffe verhindert werden könnte, überwiegt in Großbritannien die Auffassung, daß bei einer Teilung Marokkos Tanger an England fallen müßte.

Eine durchaus befriedigende Lösung haben die zwischen Österreich und Ungarn geführten Ausgleichsverhandlungen gefunden. Eine Zeitlang konnte es scheinen, als ob eine innere Krisis in beiden Ländern unvermeidlich wäre. Schließlich drang jedoch die Überzeugung durch, daß beide Länder auch in wirtschaftlicher Hinsicht aufeinander angewiesen sind. Obgleich die Einzelheiten des erzielten Ausgleichs noch nicht bekannt sind, darf doch mit Sicherheit angenommen werden, daß auch die parlamentarischen Körperschaften in Österreich und in Ungarn dem von den Ministerpräsidenten von Körber und von Szell getroffenen Abkommen zustimmen werden. Österreich-Ungarn wird dann auch imstande sein, in die Verhandlungen mit Deutschland über die Erneuerung des Handelsvertrages einzutreten. Eine Kündigung des bestehenden Vertrages wird, wie angenommen wird, zunächst nicht erfolgen; vielmehr sollen die Verhandlungen, während der alte Vertrag fortdauert, geführt werden. Andererseits hat Österreich-Ungarn sich veranlaßt gesehen, den Handelsvertrag mit Italien zu kündigen. Österreich-Ungarn legt besonderes Gewicht auf die Beseitigung der „Weinklausel", zumal bei deren Fortdauer auch anderen Ländern, insbesondere Frankreich, nunmehr dieselben Vergünstigungen für die Weineinfuhr gewährt werden müßten. Dagegen wird von italienischer Seite geltend gemacht, daß es sich bei der Weinklausel gleichsam um ein Äquivalent für die der österreichisch-ungarischen Industrie gewährten Vorteile handelte. Im Hinblick auf das Dreibundsverhältnis darf der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck verliehen werden, daß wie die Erneuerung des Handelsvertrages zwischen Italien und Deutschland auch diejenige der zwischen Österreich-Ungarn und den beiden anderen Dreibundmächten bestehenden Handelsverträge zum glücklichen Abschlusse gebracht werden wird.

In Frankreich hat am 4. Januar die Erneuerung eines Drittels des Senats stattgefunden. Das Ergebnis dieser Wahlen, zu denen noch einige Ersatzwahlen hinzukamen, war dem Ministerium Combes überwiegend günstig. Sowohl die Parteigänger des früheren Conseilpräsidenten Méline als auch die Nationalisten sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht, während die Klerikalen ihre Bollwerke im westlichen Frankreich zu behaupten vermochten. Im Senate wird die Regierung

ihre republikanische Mehrheit noch verstärkt sehen, und dies ist deshalb bedeutsam, weil die Opposition gehofft hatte, daß die geistlichen Genossenschaften gerade im Oberhause nach den neuen Wahlen eine Unterstützung finden könnten. Da nun die Radikalen und die Sozialisten vielfach als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgegangen sind, wird auch der Antrag in Betracht kommen können, wonach die loi Falloux, betreffend den Mittelschulunterricht, aufgehoben werden soll. Da das Vereinsgesetz die vom Staate nicht ermächtigten geistlichen Genossenschaften nur vom Elementarunterrichte ausschließt, waren die Kongregationen in der Lage, durch ihre Mitglieder den Gymnasialunterricht noch erteilen zu lassen. Hier liegt aber gerade die Gefahr, daß die Klerikalen insbesondere für die École polytechnique und die Offizierschule von Saint-Cyr Elemente vorzubereiten vermögen, die, wie sich in der Dreyfus-Affaire deutlich gezeigt, den republikanischen Einrichtungen durchaus nicht ergeben sind. Hier gilt es also den Hebel anzusetzen.

Die jüngsten Erneuerungswahlen für den Senat waren auch insofern symptomatisch, als die nationalistischen Kandidaten, abgesehen von dem früheren Polizeipräfekten Andrieux, unterlegen sind. Besonders charakteristisch war die Niederlage des früheren Ministers des Auswärtigen Hanotaux, der zwar als republikanischer Kandidat auftrat, sich jedoch die Unterstützung der Nationalisten sehr gern gefallen ließ. Allerdings erfolgen die Senatswahlen nicht, wie diejenigen für die Deputiertenkammer, auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts. Die Zusammensetzung des Wahlkörpers für den Senat gestattet jedoch Rückschlüsse auf den état d'âme des maßvolleren Teils der Bevölkerung. Senatswähler sind zunächst die Deputierten der zur Wahl aufgerufenen Départements, die in alphabetischer Reihenfolge die Drittelserneuerungen der ersten Kammer vollziehen, ferner die Mitglieder der General- und Arrondissementsräte, endlich die Delegierten der Gemeinden. Wenn nun diese gleichsam ausgewählten Wähler sich in ihrer überwiegenden Mehrzahl zu Gunsten der bestehenden Regierung ausgesprochen haben, so darf angenommen werden, daß durch das allgemeine Stimmrecht bei den Deputiertenwahlen sicherlich kein günstigeres Ergebnis für die Oppositionsparteien herbeigeführt werden würde.

Diese Parteien haben sich auch insofern stark verrechnet, als sie gehofft hatten, daß die Humbert-Affaire ihnen zu statten kommen würde. Das geheimnisvolle Verschwinden der Familie Humbert wurde von den nationalistischen Organen damit in Zusammenhang gebracht, daß die Regierung Enthüllungen fürchte. Mit dem „Panamaschwindel“ wurde die Angelegenheit in Parallele gestellt und die Dreyfus-Affaire ebenfalls in Zusammenhang mit einer „escroquerie“ gebracht, die auch nicht den geringsten politischen Charakter hat, vielmehr nur für die Erfindungsgabe der aus dem südlichen Frankreich stammenden Madame Humbert und die Leichtgläubigkeit der von ihr Betrogenen ein glänzendes Zeugnis ablegt.

In Spanien ist nach dem Tode Sagastas die im lieberalen Feldlager herrschende Verwirrung von neuem erhärtet worden. Als Leiter der Regierung hatte der jetzt Hingeschiedene eine ernsthafte Reformpolitik nicht durchzuführen vermocht, weshalb sich die wirklich liberalen Elemente von ihm zurückzogen. Deshalb muß es auch sehr schwer fallen, einen geeigneten Parteiführer zu finden, der im Sinne einer straffen Organisation zu wirken vermag. Die nächsten allgemeinen Wahlen für die Deputiertenkammer werden jedenfalls eine geschlossene Mehrheit für das Ministerium Silvela ergeben.

Literarische Rundschau.

Weltgeschichte in Charakterbildern.

Chateaubriand. Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin von Leyden. Mit 60 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim. 1903.

Ein Werk der Lady Blennerhassett darf stets auf einen freundlichen Empfang rechnen, ist man doch sicher, dort die sorgfältigste Forschung, eine anmutige Darstellung, ein feinsinniges Urteil, eine vornehme Weltanschauung anzutreffen. Bei diesem neuen Buch könnte vielleicht im ersten Augenblick ein Zweifel darüber entstehen, ob der Gegenstand nach seiner Besonderheit das Interesse weiterer Kreise zu gewinnen vermag. Aber jede nähere Erwägung zerstört alsbald diesen Zweifel. Chateaubriand steht uns nahe schon durch die politisch-religiösen Bewegungen, die er hervorgerufen hat, mehr als irgend ein anderer erschließt er ein Verständnis der religiösen und der kirchenpolitischen Lage Frankreichs, die uns wahrlich nahe genug berührt; ferner kann er als ein Bahnbrecher der Romantik einer Zeit nicht gleichgültig sein, in der wieder so viel Sinn und Sympathie für Romantik erscheint; mit dem Ganzen seines Naturells, seines Wirkens, seiner Schicksale gewährt er endlich ein Lebensbild so reich an Bewegung und Spannung, daß die wachsende Schätzung der Persönlichkeiten, die wir heute üben, auch ihm zugute kommen muß. Daß endlich sein Leben sich auf einem gewaltigen historischen Hintergrund abspielte, und daß es ihn mit den hervorragendsten Geistern der Zeit eng zusammenführte, das steigert auch für den Leser die Bedeutung des Werkes.

Aber was den Gegenstand anziehend macht, das erschwert seine Behandlung; die volle Überwindung dieser Schwierigkeiten durch die Verfasserin verdient aufrichtige und dankbare Anerkennung. Lady Blennerhassett hat sich schon länger und im Gedanken eines ausführlicheren Werkes mit dem Stoff beschäftigt. Das ist ein großer Vorteil auch für diese kürzere Darstellung. Denn so allein ward es möglich, auch den Hintergrund zu beleben, farbenreiche Gesamtbilder der wechselnden Umgebung zu bieten und namentlich der Gestalt des Helden die intimeren Züge zu geben, die das Ganze erst anschaulich und glaubwürdig machen. Wie eindrucksvoll ist die bretonische Heimat mit ihren seelischen Wirkungen, wie fesselnd sind die literarischen, gesellschaftlichen und politischen Zustände in Paris, die persönlichen Verhältnisse in Rom u. s. w. geschildert, wie körperhaft ist vor allem das Bild des Helden geworden! — Was aber die Beurteilung anbelangt, so steht die Verfasserin ihrem Gegenstande zugleich nahe genug, um die innere Sympathie zu empfinden, ohne die es kein Verständnis einer eigenartigen Persönlichkeit gibt, und fern genug, um sich die volle Freiheit des Urteils zu wahren und die Grenzen

scharf zu ziehen; alle Schätzung der Verdienste Chateaubriands um die Religion und die Kunst verdeckt und verringert in keiner Weise die Kluft, welche ihre eigene, tiefere Überzeugung von seiner vorwiegend ästhetischen Fassung der Religion trennt. — In dem Ganzen der Leistung aber scheint uns besonders hervorragend die Kraft und die Kunst, bei aller bunten Mannigfaltigkeit der Ereignisse und Erlebnisse die Persönlichkeit des Helden stets im beherrschenden Mittelpunkt zu halten und zugleich alle Fülle der Schilderung zur Charakteristik des Helden zu benutzen. Bleibt so die Aufmerksamkeit des Lesers an erster Stelle immer der Persönlichkeit zugewandt, so darf auch unser Bericht wohl die Frage zur Hauptsache machen, wie sich nach der hier gebotenen Darstellung das Bild des Mannes ausnimmt.

Am wenigsten kann Chateaubriand als Politiker gefallen. So gewiß bedeutende Anregungen von ihm ausgehen, und so gewaltig bisweilen seine Stimme in entscheidenden Augenblicken erschollen ist, wirkliche Größe erreicht er nur, so lange er sich in der Opposition befindet; wo immer es eigenes Schaffen gilt, erscheint bei ihm ein peinlicher Mangel an Klarheit und Einfachheit; Eitelkeit und Ehrgeiz verwickeln ihn in Situationen, denen er nicht gewachsen ist; ein erregbares Temperament treibt ihn zu extremen Konsequenzen, die das Ganze seines Wollens nicht rein zum Ausdruck bringen. Ein gewisser Hang zu superklugem Gebahren verleitet gelegentlich sogar zu politischem Intriguenspiel und einer Preisgebung gebotener Redlichkeit.

Höher steht der Denker und Forscher, aber auch hier bleibt die Leistung innerhalb bemessener Grenzen. Eine Schärfe philosophischen Denkens ist nach der ganzen Art des Mannes nicht zu erwarten. Aber auch der Gesichts- und Bildungskreis ist ziemlich eng, namentlich im Vergleich mit der Weite und Empfänglichkeit der deutschen Romantik. Es fehlt ein näheres Verhältnis zu Dante wie zu Shakespeare, von der ganzen deutschen Literatur hat nur Goethes „Werther" einen direkten und zwar einen starken Einfluß hierher geübt. Die historischen Grundlagen des Hauptwerkes, des „génie du Christianisme", bilden die Bibel, das klassische Altertum in der Auslegung des französischen 17. Jahrhunderts und dies von Chateaubriand aufs höchste gefeierte Jahrhundert selbst. Später erfolgten nach verschiedenen Seiten Erweiterungen, und die Wendung zur historischen Forschung ergab engere Beziehungen zur Vergangenheit; immerhin hat die Gedankenarbeit einen Zug des Dilettantismus nie ganz abgelegt.

Die wahre Größe des Mannes liegt in der Kunst und in der Religion oder vielmehr in ihrer gegenseitigen Durchdringung. Die zauberische Darstellungsgabe haben auch die erbittertsten Gegner bereitwillig anerkannt. Nirgends hat die romantische Kunst der Gefühlsdarstellung eine größere Vollendung erreicht, nirgends ist die Prosa so sehr Musik und Vers geworden. Ein mächtiges Pathos durchlodert die Darstellung, eine leidenschaftliche Rhetorik überwältigt den Leser; es hatte guten Grund, wenn man Chateaubriand „das Geheimnis der mächtigen Worte" (le secret des mots puissants) zuschrieb. Aber mit solcher Kraft verwebt sich untrennbar eine große Innigkeit, ein Gestaltungsvermögen des Zarten, Schwebenden, Schwingenden. Besonders hinreißend ist Chateaubriand in dem Ausdruck schwermütiger Stimmungen, die über seine eigene Seele so viel Gewalt hatten. Meinte er doch von sich selbst: „Ich kann nicht lachen, ich habe es nicht früh genug gelernt; wenn ich in die Freude anderer eindringen will, liegt mir stets das Weinen nahe." Seine wahren Erzieher nannte er die Winde und Wellen seiner Heimat und die frühe Gewöhnung an Ungemach und Entbehrungen. Solche Stimmung machte ihn zu einem unvergleichlichen Darsteller untergegangener Zeiten, versunkener Kulturen, erinnerungsreicher Ruinen; auch das steht damit in Verbindung, daß die Treue für die Abgeschiedenen einen der schönsten Züge seiner Empfindungswelt bildet. In der Natur aber sind es namentlich die großen elementaren Gewalten, die ihn zu stimmungsvoller Schilderung reizen; so namentlich das Meer, „die Heimat, die mit uns wandert".

Das würdigste Feld der Betätigung fanden aber solche Gaben und Stimmungen auf dem Gebiete der Religion. Mit Recht dringt Chateaubriand selbst gegenüber allen späteren Verunglimpfungen seines Werkes, namentlich auch von religiöser Seite, darauf, daß es aus den Verhältnissen seiner Entstehungszeit beurteilt werde. Gegenüber der bis zur gänzlichen Verneinung der Religion fortgeschrittenen Aufklärung und gegenüber den Zerstörungen der Revolution galt es, die Religion überhaupt erst wieder zu Ehren zu bringen; dies aber tat Chateaubriand mit der Wendung zum ästhetischen Gefühl; es ist bezeichnend dafür, daß der „Geist des Christentums" die weitere Aufschrift trägt „oder Schönheiten der christlichen Religion" (beautés de la religion Chrétienne). Das Christentum sollte in der Überzeugung der gebildeten Welt neu befestigt werden durch den Nachweis seiner veredelnden, erhöhenden, beseelenden Kraft, und diesen Nachweis sollte vornehmlich die künstlerische Betrachtung liefern; Chateaubriand wollte die Religion verteidigen „en la rendant douce et touchante pour la cœur". War der Ausgang der Aufklärung geneigt, die Religion, wenigstens in ihrer kirchlichen Form, als eine bloße Schwäche des Menschen darzustellen, sie als lächerlich dem Spott zu überliefern, so setzte Chateaubriand sein ganzes Vermögen daran, sie als einen Quell der Größe und Stärke zu zeigen. Die Art, wie das vom Gefühl aus geschah, hat gewiß schwere Mängel, aber die tatsächliche Leistung überschreitet oft das bloße Gefühl und erwirbt sich ein unbestreitbares Verdienst darin, gegenüber der intellektualistischen Verflüchtigung die Religion wieder als eine reale Lebensmacht, einen Strom geistigen Lebens zu würdigen. Der „Geist des Christentums" enthält eine Fülle solcher Gedanken nicht bloß geistreicher, sondern auch tiefer Art. So wird z. B. der Einfluß der Idee des Unendlichen auf die Größe des Lebens, das Wirken der Religion zur Verschärfung der Kontraste und damit der dramatischen Spannung der Kunst wie auch des Lebens u. s. w. eindringlich geschildert.

Auch war Chateaubriand bei aller Verfechtung der Religion kein Parteigänger hierarchischer Macht und ultramontaner Bestrebungen. Bezeichnend dafür ist, daß im „Geist des Christentums" des Papsttums nur einmal ganz flüchtig gedacht wird; auf die Theorie des Absolutismus in der Kirche hat Chateaubriand sich nie verpflichtet. Ebensowenig hat er darin das höchste Ziel gefunden, das Christentum möglichst in der mittelalterlichen Form festzuhalten, wie das neuerdings auch in Deutschland wieder mit mehr polterndem Eifer als wissenschaftlicher Einsicht verlangt wird. In der Vorrede zur ersten Gesamtausgabe seiner Werke sagt er: „Wer heute die katholische Religion an eine bestimmte Regierungsform binden, sie in Gegensatz zu Wissenschaft und Fortschritt setzen, von der Gesellschaft, wie sie geworden ist, trennen wollte, würde die Völker dem Protestantismus zuführen." Als ein Anhänger von Leibnizens Geschichtsauffassung glaubt er bei aller scheinbaren Rückläufigkeit der Bewegungen an einen kontinuierlichen Fortschritt und hofft er auch für das Christentum, in ausdrücklicher Ablehnung der von Bossuet vertretenen Unbeweglichkeit, eine neue, eine philosophische Ära. Eindringlich genug war seine Mahnung, die Religion nicht durch Überspannung zu gefährden: „Par excès de religion ne laissons pas la religion périr!" So können die Ultramontanen sich nicht auf den Mann berufen, der in Frankreich am meisten für die Wiederbelebung der Religion getan hat.

Einige Worte seien endlich Chateaubriand dem Menschen gewidmet. Hatten wir die Leistungen zu beurteilen, so dürfen wir den Menschen nur zu verstehen suchen, entsprechend dem Geist des vorliegenden Buches, das weder richten noch beschönigen, sondern begreifen lehren will. Chateaubriand war kein männlich starker und fester Charakter, aber er war reich an edlen Zügen, und er stand über manchem, was die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen bezwang. So hat er sich z. B. seine Selbständigkeit auch Napoleon gegenüber gewahrt. Und so ist er unter allen Leidenschaften des politischen Treibens nie zum bloßen Parteimann geworden; er hat immer sein eigenes Programm gehabt und er hat dafür Opfer zu bringen

verstanden. Seinen Hauptfehler, ein überspanntes, gelegentlich zu eitler Selbstbespiegelung sinkendes Selbstbewußtsein, teilt er mit den meisten Romantikern; er hat ihn durch ein einsameres und mannigfach verbittertes Alter gebüßt. So gehört er nicht zu den Menschen, an denen wir uns emporheben, wohl aber zu denen, die uns mehr Verständnis für Leben und Schicksale eröffnen.

Von dem Buche aber, das uns dieser Mann und seine Zeit näher bringt, scheiden wir ungern, und wir können das nicht, ohne eine Beschäftigung mit ihm warm zu empfehlen. Es wirkt in ihm zugleich eine echte geistige Freiheit und die unerschütterliche Festigkeit einer auf eigener Erfahrung gegründeten Überzeugung; so kann es nur wohltuend auch in die Weite wirken.

Rudolf Eucken.

Die Popularisierung der Naturwissenschaften.

Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen von Wilhelm Bölsche. Mit vier farbigen und vier schwarzen Tafeln nach Originalaquarellen von Professor Ernst Haeckel. Berlin, Georg Bondi. 1903.

Wir nennen uns stolz — und mit gerechtem Stolz! — das Zeitalter der Naturwissenschaften, und wir haben es ja auch recht weit gebracht in der Erkenntnis und der darauf gegründeten Beherrschung der Natur. Das ist, genau genommen, vielleicht das einzige, was wir vor älteren, alten und ältesten Zeiten voraus haben. Daß nun die Mittel zur Naturbeherrschung immer mehr das ausschließliche Handwerkszeug einer geschlossenen Zunft, unserer Technik werden, der die große Masse des übrigen Volkes mit ebenso ehrfurchtsvollem als verständnislosem Staunen gegenübersteht, das liegt am Ende in der Natur der Sache und ist nicht zu ändern. Daß aber die Grundwahrheiten unserer modernen Naturerkenntnis immer noch nicht Gemeingut unseres Volkes werden, immer noch nicht wirklich in Fleisch und Blut auch nur der Gebildeten übergehen wollen, das ist doch sehr zu bedauern, schon wegen der Rückwirkungen, die es auf unser ganzes Geistesleben hat. Wir hören es nicht gerne, aber wir können es nicht leugnen, daß wir auch in der Zeit des Gesundbetens leben, und da atmet man ganz besonders erleichtert auf, da schlägt einem das Herz vor freudiger Genugtuung, wenn man von verantwortlicher Stelle das herrliche Wort von der Weiterbildung der Religion sprechen hört. Woher soll aber diesem ewigen Urstamme menschlicher Philosophie und Poesie, Kunst und Wissenschaft die Befruchtung kommen, die ihn neue Blüten treiben und neue Früchte reifen läßt? Woher anders als aus der modernen Natur- und Weltanschauung, die keinen Sündenfall aus dem Paradiese kennt, wohl aber ein Emporringen unserer vorgeschichtlichen Urahnen aus untierbevölkerter Vorweltwildnis bis zur göttlichen Verklärung der schönsten menschlichen Eigenschaft, der Aufopferung des eigenen Selbst zum Besten des Ganzen, in unserem Heiland?

Darwin sagt man nach, daß kaum die Fachgenossen seine Werke lesen, wegen der wenig anregenden und schwer verständlichen Form. Und wirklich ins Volk gedrungen sind auch andere nicht, obwohl sie populärer geschrieben haben. Das macht, weil sie alle den Stoff als systematisch aufgebautes Ganzes darbieten und vom Laienleser studiert zu werden verlangen wie von einem angehenden Fachmann. Ganz zu geschweigen von allen den unbewußten und ungewollten Voraussetzungen, die sie machen, auch wenn sie glauben, noch so tief von ihrer Gelehrtenhöhe herabgestiegen zu sein! Das alles schreckt den schnelllebigen, zoologisch, botanisch, geologisch fast gar nicht vorgebildeten Durchschnittsmenschen ab, und so bleibt ihm

selbst das Wesentlichste moderner Weltanschauung mehr oder weniger fremd, das in Fachkreisen längst unbestrittene Grundlage alles wissenschaftlichen Denkens ist. Ich pflege jedesmal scharf hinzuhören, wenn an geistig lebhafter Tafelrunde — oft durch meine Anregung — die Sprache auf solche Fragen kommt; aber wie selten erlausche ich ein Wort, das gesundes, richtiges Verständnis verrät!

Es fehlt noch an den geeigneten Mittelsmännern, die den eiligen Leser von heute trotz seiner Unrast zu fassen und zu fesseln wissen, und wenn es nur eine Viertel- und halbe Stunde ist. In diesen wenigen Minuten muß ihm ein Ausblick eröffnet werden, der ihn gewinnt für die naturwissenschaftliche, entwicklungsgeschichtliche Denkweise, so daß er geneigt wird, wenn er wieder einmal Zeit hat, demselben Führer auf derselben Bahn einmal wieder und weiter zu folgen. Ein solcher Weg- und Zielweiser ist Wilhelm Bölsche. Als solcher hat er sich bewiesen in seinen früheren Werken und Aufsatzsammlungen naturwissenschaftlichen Inhaltes, und als solcher beweist er sich auch in seinen neuesten kosmischen Wanderungen „Von Sonnen und Sonnenstäubchen". Mögen ihm die Zeitgenossen vertrauend folgen, — sie werden es nicht bereuen! Er ist ein Stück Poet, durchtränkt vom modern-naturwissenschaftlichen Geiste, den er sich in regelrechtem Fachstudium bei Haeckel u. a. zu eigen gemacht hat, und er tritt nicht mit einem großen Werke auf den Plan, das man auf einen Sitz im Zusammenhang von vorn bis hinten durchstudieren muß, sondern mit einer Sammlung wissenschaftlicher Plaudereien, deren jede selbständig und in sich erschöpfend ist, deren jede also auch für sich gelesen und genossen werden kann. So viel Zeit, um 10, 20, 30 Seiten flüssig und anschaulich Geschriebenes über grundlegende Naturdinge zu lesen, die jeden denkenden Erdenbürger interessieren müssen, so viel Zeit hat am Ende hin und wieder jeder einmal übrig. Solch Bölschescher Aufsatz liest sich behaglich und ohne Anstrengung herunter, zumal nicht die geringsten fachmännischen Kenntnisse vorausgesetzt werden, und der Verfasser selbst die räumlich und zeitlich entlegensten Dinge mit der anschaulichen Breite und traumhaften Vorstellungskraft seiner naturbegeisterten Dichterseele vor uns lebendig zu machen versteht. Und der Leser hat was gewonnen, wenn er zu Ende ist! Naturwissenschaftliche Schlagworte unserer Zeit, bis dahin kaum mehr als leerer Schall, haben sich ihm mit begrifflichem Inhalt erfüllt: er ist dem naturwissenschaftlichen Zeitgeist nähergerückt, mühelos, auf angenehmem Spazierwege, einem freundlichen Erzähler folgend.

Man kann also nur wünschen, daß dieser freundlich bereite Führer durch den Garten moderner Naturerkenntnis überall Eingang und Gefolgschaft finden möge, namentlich wo junge Generationen heranwachsen, und ganz besonders, wo Söhne heranreifen, deren Augen es zu öffnen, deren Schul- und Hochschulbildung es zu ergänzen gilt, auf daß sie vollbewußte Geistesbürger unserer Zeit werden.

Dr. L. Heck.

ϱμ. **Johann Christoph Rost,** 1717–1765. Von Gustav Wahl. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung. 1902.

Der berüchtigte Dichter lasziver Schäfergedichte und übermütiger Pamphlete wird in diesem Werkchen mit Gründlichkeit und Vollständigkeit behandelt. Im großen und ganzen macht das Buch den Eindruck einer jener sog. „Rettungen"; Wahl sucht nachzuweisen, daß Rost sich eines nicht geringen Ansehens auch bei den kompetenten Kritikern erfreut, und daß er in der Hauptsache diesen Beifall auch verdient habe. Stärker wird noch zu Gunsten desjenigen Mannes, den später Heinse durch Wahl seines Namens als eines Decknamens so stark kompromittierte, das ins Gewicht fallen, daß ein ziemlich weitgehender Einfluß auf den Leipziger Goethe bis ins einzelne nachgewiesen werden kann. Dagegen hat der Verf. es versäumt, in gleicher Weise, wie er die Nachgeschichte Rostscher Dichtungen schreibt, auch ihre Vorgeschichte zu studieren; wäre doch z. B. für die berüchtigte „Nachtigall" die Quelle leicht genug aufzufinden gewesen. — Aber dasjenige, was man zuerst erwartet, wenn man eine Arbeit über Rost aufschlägt, findet man nicht. In diesem Journalisten und Literaten gipfeln jene beiden Eigenschaften, die eine Zeitlang dem sächsischen Schriftstellertum eine so eigentümliche Färbung gaben: die Neigung einerseits zur Satire – und andererseits zur Lüsternheit. Jene satirische Auffassung der Menschen und der Welt, die von der persönlichen Schärfe Christian Reuters so rasch zu der allgemeinen Zahmheit Rabeners herabsank, findet in ihm ebensogut einen Höhepunkt, wie das Spiel mit verbotenen Dingen, dem sich der tugendhafte Gellert auch in seiner frömmsten Zeit nicht ganz zu entziehen vermochte. Hier erwartet man nun eine kulturhistorische und literarhistorische Untersuchung. Jene beiden Linien, die eben bei Rost sich treffen, hätten zurückverfolgt werden müssen. Die Frage wäre aufzuwerfen gewesen, wie weit etwa die eigentümlichen politischen Zustände Kursachsens und insbesondere die Mischung altsächsischer Sittenstrenge mit neupolnischer Frivolität für jene beiden Tendenzen bestimmend gewesen wären. — Diese interessante Frage bleibt unbeantwortet, und unbeantwortet bleibt damit das Problem, welche Elemente eigentlich die merkwürdige, für den jungen Lessing und für den jungen Goethe gleich wirksame Atmosphäre Leipzigs zusammensetzten. Der wirksame Gegner Gottscheds und der einflußreiche Lehrer Goethes wird in bibliographischer Hinsicht sowohl wie in biographischer erschöpfend dargestellt; die Persönlichkeit kennen wir nunmehr — das Problem, das sich in ihr verkörpert, ist noch ungelöst.

δφ. **Griechische Erinnerungen eines Reisenden.** Herausgegeben von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1902.

Die Reisebeschreibung eines Fachmannes der klassischen Philologie, der längere Zeit in den letzten Jahren Griechenland bereist und studiert hat, begleitet von seiner Gattin, der er das Büchlein gewidmet hat, und somit gekennzeichnet als eine Lektüre für weitere Kreise, ja als eine Anleitung zum Verständnis und Genusse des heutigen Griechenland. Eine anmutige Vereinigung philologischer und archäologischer Sachkenntnis mit leichter, ansprechender Darstellungsweise — „Erinnerungen" an die Reise, welche die Gegenstände des Interesses, die Gedankengänge, zumal die durch alles sich hindurchziehende Verknüpfung der heutigen Wirklichkeit und Menschen mit der großen Vergangenheit getreulich widerspiegeln. Dabei, wie es bei einem Manne dieses Faches nahe liegt, der sympathische Grundzug, ja die warme Begeisterung, mit der alle die heute vorhandenen Reste der Vergangenheit, seien es die Trümmer der alten Welt, seien es die lebendigen Menschen, hinauf gehoben werden in den Zusammenhang der edlen Abkunft aus der klassischen Zeit. Und über alledem sich ausbreitend die unverwüstliche Schönheit des Himmels von Griechenland, die ewigen Reize der südlichen Natur, die Schönheit des Meeres, der Inseln und der Menschen selber: „das gute, herzgewinnende Menschenvolk, irgendwie doch Nachkomme und Erbe jener genialen Alten, die schlichten Menschen, die wir kennen und lieben lernten, auch sie sind uns Heiligtum."

βλ. **Mémoires anecdotiques.** Par le Général Marquis de Bonneval. (1786–1873.) Paris, Plon. 1900.

Der Verfasser dieser augenscheinlich erst spät im Leben niedergeschriebenen „Erinnerungen" hat die letzten Feldzüge des ersten Kaiserreiches mitgemacht und hierauf als Gardeoberst in der Nähe der königlichen Familie unter der ersten Restauration seine Eindrücke gesammelt. Sie sind zum weitaus größeren Teil für diejenigen allein neu, welche in der Memoirenliteratur dieses Zeitabschnittes französischer Geschichte nicht bewandert sind. Sehr viele der von Bonneval erzählten Anekdoten sind überdies so minderwertig, daß man sie gern entbehren würde; andere erwecken Zweifel. Sollte Napoleon wirklich am Sterbelager Durocs in die Worte ausgebrochen sein: „Allons, mon cher Duroc, nous nous reverrons dans un monde meilleur"? Die gänzliche Abwesenheit aller Daten trägt dazu bei, den Leser zu verwirren, dem während des Feldzuges in Spanien beständig fliehende englische Feinde vorgeführt werden, deren völlige Vernichtung die Ratschläge Bonnevals herbeigeführt haben würden. Unglücklicherweise für die Franzosen lehnten die Marschälle, Soult, Suchet ꝛc., sie ab, und man weiß das Ende. Bonneval ist 1823 noch einmal in Spanien gewesen, um Ferdinand VII. zu befreien, fertigt aber die ganze Campagne mit Erzählung einiger Witzworte ab, die er selbst als trivial bezeichnet. Seine Erinnerungen lassen, von Anfang bis zu Ende, den gleichen Eindruck zurück. Er ist vorwiegend mit sich beschäftigt, beobachtet nicht und zitiert, statt dessen, seine eigenen Reden und Antworten, denen es gänzlich an Interesse gebricht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 19. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abert. — Robert Schumann. Von Hermann Abert. (Berühmte Musiker. Herausgegeben von Heinrich Reimann, Nr. XV.) Berlin, „Harmonie“. 1903.

Ackermann. — Kurze Geschichte der englischen Literatur in den Grundzügen ihrer Entwicklung. Von Richard Ackermann. Mit Zeittafel und Namenregister. Stuttgart-Zweibrücken, Fritz Lehmann. 1902.

Baldwin. — Dictionary of philosophy and psychology. Written by many hands and edited by James Mark Baldwin. Vol. II. New York and London, Macmillan & Co. 1902.

Beer. — Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers. Ein nichtkritisches Referat über Machs „Analyse der Empfindungen“. Von Theodor Beer. Mit einem Porträt Machs. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1903.

Bernard. — Ein Musterjüngling. Roman von Tristan Bernard. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 1902.

Bernhardi. — Don Juan. Von Otto Carl Bernhardi. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1903.

Bienemann. — Der Dorpater Professor Georg Friedrich Parrot und Kaiser Alexander I. Von Fr. Bienemann. Reval, Franz Kluge. 1902.

Bischoff. — Richard Bredenbrücker. Letterkundige studie door Heinrich Bischoff. Gent, A. Siffer. 1902.

Bölsche. — Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe. Von W. Bölsche. Dritte Folge. Leipzig, Eugen Diederichs. 1903.

Bourget. — Oeuvres complètes de Paul Bourget. Romans. V. Paris, Plon. 1902.

Brandi. — Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge von Karl Brandi. Zweite Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1903.

Brentano-Tieck. — Romantische Märchen. Von Brentano und Tieck. Erste Reihe. In Auswahl und mit Einleitung von Bruno Wille. Leipzig, Eugen Diederichs. 1902.

Bulthaupt. — Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. Achte, neu bearbeitete Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1903.

Collin. — Björnstjerne Björnson. Von Chr. Collin. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Cläre Greverus Mjoen. Erster Band: 1832—1856. Mit 22 Illustrationen. München, Albert Langen. 1903.

Danckelmann. — Alexander. Schauspiel in fünf Akten. Von Eberhard Freiherr von Danckelmann. Groß-Lichterfelde, B. W. Gebel. 1900.

Danckelmann. — Charles Batteux. Sein Leben und sein ästhetisches Lehrgebäude. Von Eberhard Freiherrn von Danckelmann. Gr.-Lichterfelde, B. W. Gebel. 1902.

Dannheißer. — Die Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur (bis 1901). Gemeinverständlich dargestellt von Ernst Dannheißer. Mit einer Zeittafel. Zweibrücken, Fritz Lehmann. 1901.

Drachmann. — Brav-Karl. Ein Schauspiel in vier Akten mit einem Vorspiel und einer Schlußhandlung. Von Holger Drachmann. Aus dem Dänischen übersetzt von Irene Forbes-Mosse. München, Albert Langen. 1902.

Ebner-Eschenbach. — Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Achte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Eduard. — Im Frühlicht. Ein Schauspiel aus Österreich. Von Karl Eduard. Buchschmuck von Leopold Burger. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Eysler. — Das Gänschen und andere lieblose Gedichte. Von Robert Eysler. Zweite Aufl. Berlin, „Harmonie“. O. J.

Fäh. — Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäh. Zweite Auflage. Reich illustriert. Zweite und dritte Lieferung. Freiburg i. Br., Herder. 1902.

Falzari. — Istrianische Novellen und andere Erzählungen. Von Felix Falzari. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Farina. — Fino alla morte. Romanzo di Salvatore Farina. Milano, Libreria editrice nazionale. S. a.

Fitger. — San Marcos Tochter. Ein romantisches Trauerspiel. Von A. Fitger. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Frantz. — Die Kunst im neuen Jahrhundert. Von Erich Frantz. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1902.

Friedrich. — Standesehre. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Kurt Friedrich. Leipzig, Rudolf Uhlig. O. J.

Frimberger. — Is 's g'fälli'? Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Von J. G. Frimberger. Buchschmuck von Marianne Frimberger. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Glagau. — Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle. Eine Untersuchung von Hans Glagau. Marburg, N. G. Elwert. 1903.

Goldschmidt. — Jungbrunnen. Erzählung in Versen Von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M. und Leipzig, Kesselringsche Hofbuchhandlung. 1903.

Graziano. — Umberto I di Savoja. Bio-Bibliografia di Giuseppe Graziano. Torino, S. Lattes & Co. 1902.

Grimm. — Goethe. Vorlesungen von Herman Grimm. Siebente Auflage. Zwei Bände. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Gruber. — Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von Christian Gruber. Mit 4 Karten. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Hango. — Lieder aus dem Wienerwalde. Neue Gedichte von Hermann Hango. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Hasse. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von K. E. Hasse. Zweite Auflage. Mit zwei Bildnissen des Verfassers in Heliogravüre. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1902.

Hausschatz älterer Kunst. Heft 10 und 11. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Heigel. — Brömmels Glück und Ende. Roman von Karl von Heigel. München, C. H. Beck. 1903.

Heimann. — Kritik der Kritik? Von Moritz Heimann. Berlin, Verlag Helianthus. 1903.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. — Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein. Mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. Erstes Heft. Stuttgart, Paul Neff. 1903.

Heugel. — Lachende Geschichten. Von Karl von Heugel. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Hinnerk. — Graf Ehrenfried. Lustspiel in fünf Akten. Von Otto Hinnerk. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1903.

Holzamer. — Der heilige Sebastian. Roman eines Priesters. Von Wilhelm Holzamer. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Holzhausen. — Heinrich Heine und Napoleon I. Von Paul Holzhausen. Mit vier illustrativen Beigaben. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1903.

Huch. — Aus der Triumphgasse. Lebensskizzen von Ricarda Huch. Zweite Auflage. Leipzig, Eugen Diederichs. 1902.

Huch. — Vita somnium breve. Ein Roman von Ricarda Huch. Buchschmuck von Heinrich Vogeler. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1903.

Jansen. — Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Erinnerungen aus den Jahren 1864 bis 1900. Von Günther Jansen. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1903.

Jensen. — Die braune Erika. Novelle von Wilhelm Jensen. Siebente Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. Dreizehnte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Karl Glossy. Zwölfter Jahrgang. Wien, Karl Konegen. 1902.

Keußler. — Die Grenzen der Ästhetik. Von Gerhard von Keußler. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Kietz. — Ceterum censeo. Zur Einführung in die Polenfrage. Von Georg M. Kietz. Leipzig, Historisch-politischer Verlag (Rudolf Hofstetter). 1902.

Koeppel. — Lord Byron. Von Emil Koeppel, Professor an der Universität Straßburg. Mit Bildnis. (Vierundvierzigster Band der Sammlung von Biographien von Geisteshelden. Führende Geister.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1903.

Kohler. — Aus Petrarcas Sonettenschatz. Freie Nachbildungen von J. Kohler. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Koppin. — Der größte Sieg. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Richard O. Koppin. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Kosack. — Heinrich Daniel Rühmkorff. Ein Lebensbild zu seinem hundertsten Geburtstage. Von Emil Kosack. Herausgegeben vom Hannoverschen Elektrotechnikerverein. Leipzig und Hannover, Hahnsche Buchhandlung. 1903.

Lange. — Sommerspiel. Novelle von Sven Lange. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen. 1902.

Lange. — Die stillen Stuben. Schauspiel in drei Akten. Von Sven Lange. Aus dem Dänischen übersetzt von G. J. Klett. München, Albert Langen. 1902.

Larsen. — Sechzehn Jahre. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen. 1903.

Lavisse. — Histoire de France. Par Ernest Lavisse. Tome quatrième. II. Par Chr. Petit-Dutaillis. Paris, Hachette & Co.

Lexis. — Die Reform des höheren Schulwesens in Preufsen. Herausgegeben von W. Lexis. Halle a.S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1902.

Mellin-Goldschmidt. — Marginalien und Register zu Kants „Kritik der Erkenntnisvermögen". Von George Samuel Albert Mellin. Zweiter Teil. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Kritik der praktischen Vernunft. Kritik der Urteilskraft. Neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift: „Der Zusammenhang der Kantischen Kritiken" versehen von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. 1902.

Messer. — Die moderne Seele. Von Max Messer. Dritte Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Meyer. — Lehrbuch des Stofsfechtens. Von Ferdinand Meyer. Mit 26 Abbildungen. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben. 1903.

Müller. — Jugendfürsorge in der römischen Kaiserzeit. Von Albert Müller. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1903.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genufs der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Achter Jahrgang, erste Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Oelwein. — Neunzehn Märchen. Von Arthur Oelwein. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Petzet. — Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Von Christian Petzet. Bis zur fünften Lieferung. München, J. F. Lehmann. 1903.

v. d. Pfordten. — Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Wagners. Nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt von Hermann Freiherrn v. d. Pfordten. Der Buchausgabe dritte Auflage. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1903.

Polko. — Dichtergrüße. Neuere deutsche Lyrik ausgewählt von Elise Polko. Sechzehnte, neubearbeitete Auflage. Mit einer Heliogravüre von Beyschlag und 24 Holzschnittvollbildern nach Wilhelm Hasemann, Edmund Kanoldt, C. Kröner, P. Thumann, A. Zick u. a. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1903.

Pospischil. — Volkstümliche Erklärung von Goethes „Faust". Erster und zweiter Teil. Von Maria Pospischil. Hamburg, Ernst Hirt. 1902.

Promker. — Träumereien eines Nachtwandlers. Von Otto Promker. Zittau i. S., O. Promker Selbstverlag. 1903.

Putlitz. — Vergißmeinnicht. Eine Arabeske von Gustav zu Putlitz. Zwanzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Rassow. — Barabbas. Dramatisches Bild in einer Szene. Zwei Frauen. Eine religiöse Novelle. Von Fritz Rassow. Heidelberg, Hörning & Berkenbusch. 1902.

Rassow. — Morgen und Abend. Gedichte von Fritz Rassow. Heidelberg, Hörning & Berkenbusch. 1902.

Ratzel. — Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Von Friedrich Ratzel. Zweiter Band. Mit 223 Abbildungen und Karten im Text, 12 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Ratzenhofer. — Die Kritik des Intellekts. Positive Erkenntnistheorie. Von Gustav Ratzenhofer. Mit 1 Figur. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1902.

Ressel. — Rare Leut'. Neue Wiener Geschichten von Gust. Andr. Ressel. Buchschmuck von Leopold Burger. Linz, Wien und Leipzig. O. J.

Röckl. — Ludwig II. und Richard Wagner 1864, 1865. Von Sebastian Röckl. München, C. H. Beck. 1903.

Schell. — Christus. Von Herman Schell. Mit Buchschmuck und 89 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim. 1903.

Scherer. — Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. Mit 152 Medaillen-Porträts und 32 Vollbildern. Neunzehnte Auflage. Jubiläums-Ausgabe. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schmitt. — Die Gnosis. Grundlagen der Weltanschauung einer edleren Kultur. Von Eugen Heinrich Schmitt. Erster Band: Die Gnosis des Altertums. Leipzig, Eugen Diederichs. 1903.

Schoenaich-Carolath. — Lichtlein sind wir. — Die Kiesgrube. — Die Wildgänse. Von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Leipzig, G. J. Göschen. 1903.

Schoof. — Marburg, die Perle des Hessenlandes. Ein literarisches Gedenkbuch. Herausgegeben von Wilhelm Schoof. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Schröder. — Die Hexe von Glatz. Ein geschichtlicher Roman aus dem Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges. Von Paul Friedr. Schröder. Oppeln, Georg Maske. 1902.

Stangen. — Antinouslieder, mit Anhang: „Die Insel der Seligen". Von Eugen Stangen. Zürich, Cäsar Schmidt. 1903.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. Vierundfünfzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Strzygowski. — Hellenistische und koptische Kunst in Alexandria. Nach Funden aus _gypten und den Elfenbeinreliefs der Domkanzel zu Aachen vorgeführt von Josef Strzygowski. Mit 3 Tafeln und 69 Abbildungen im Texte. Wien, Mechitaristen-Buchdruckerei. 1902.

Sylva. — Es klopft. Von Carmen Sylva. Fünfte Auflage. Mit Porträt der Verfasserin. Regensburg, W. Wunderling. 1903.

Sylva. — Geflüsterte Worte. Von Carmen Sylva. Regensburg, W. Wunderling. 1903.

Sylva. — Unter der Blume. Von Carmen Sylva, zu Deutsch Waldsang. Regensburg, W. Wunderling. 1903.

Tanera. — Eine Weltreise. Reisebriefe von Karl Tanera. Illustriert von Henny Deppermann. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1900.

Toeppen. — Ali, der ostafrikanische Seeräuber. Erzählungen aus dem Seeräuberleben der Lamu-Leute Ende der achtziger Jahre. Von Kurt Toeppen. Mit vier Farbendruck-, sechs Autotypievollbildern und zahlreichen Abbildungen im Text. Berlin, Dietrich Reimer. 1903.

Vaillant. — Hans. Ein feucht-fröhlich Burschenlied aus Altheidelberg. Von Theodor Vaillant. Kassel, Georg Weiß. 1900.

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. — Deutsche Prosa. Vierter Teil. Moderne erzählende Prosa. Ausgewählt und zum Schulgebrauch herausgegeben von Gustav Porger. Zwei Bändchen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1903.

Vogel. — Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Theodor Vogel. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Von der Renaissance zu Jesus. Bekenntnisse eines modernen Studenten. Stuttgart, Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Wirth. — Aus Übersee und Europa. Von Albrecht Wirth. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1902.

Zeitler. — Taten und Worte. Ein Stück Literaturpsychologie. Von Julius Zeitler. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Ziegler. — Neue Rätsel für groß und klein. Von Leo Ziegler. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

Zobeltitz. — Besiegter Stein. Roman von Hanns von Zobeltitz. Berlin, Hermann Costenoble. 1902.

Züricher. — Der erste Mai. Von Ulrich Wilhelm Züricher. Zürich, Caesar Schmidt. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Auf den Trümmern von Akragas.

Eine Mär
von
Ernst von Wildenbruch.

„Die Königsmumie, braun und müde" — in einem Freiligrathschen Gedichte habe ich das gelesen, bald fünfzig Jahre sind es her, einem farbenglühenden, das ich mit glühender Knabenseele verschlang. Von einem Löwen ist in dem Gedichte erzählt, der am „Nilstrom in der Wüstenei" steht und brüllt — „sein Brüllen tönt so hohl und wild" — es erschüttert Luft und Länder ringsum, und „die Königsmumie, braun und müde, erweckt's im Schoß der Pyramide".

Unablässig ging meine Phantasie dem Bilde nach, in die Pyramide kroch sie hinein und beobachtete, wie das da drinnen aufwachte, das tote, braune Ding, wie es die Augenlider von den verglasten Augen schob, den Oberleib aufrichtete, langsam alles, langsam, und wie es lauschte: „Wer ruft da? Wer weckt mich?" Wie dann allmählich, indem die Stimme des Weckers draußen verhallte, der Berg sich wieder niedersenkte, der lastende, den man Todesschlaf nennt, wie die Augenlider wieder herabfielen, die Glieder wieder zurücksanken, und die Mumie wieder zur Mumie, der Tote zum Leichnam wurde, um weiter zu schlafen in die Jahrtausende hinaus, wie er Jahrtausende bereits verschlafen hatte. Denn daß etwas, das dem Tode verfallen ist, nicht mehr hinaus kann aus dem eisernen Bann, das sagte mir mein Knabenverstand wohl; aber daß es für Augenblicke wieder aufwachen, noch einmal zurückdenken könne an das gelebte Leben — o ja — das konnte ich mir vorstellen, das schien mir nicht undenkbar. Woher mir der Glauben kam? Kaum, daß ich es zu sagen wüßte. Vielleicht, daß es eine Vorahnung war, daß ich später, viel später einmal im Leben erfahren sollte, daß so etwas wirklich geschehen, Totes, das einmal ganz lebendig gewesen, für Augenblicke wiedererwachen, Gedanken, die es vor Zeiten gedacht, noch einmal denken, aus der eisigen Erstarrung noch einmal aufblühen kann zum warmen, duftenden Leben.

Der Tag, an dem mir diese Kunde ward, kam beinahe fünfzig Jahre nach dem Tage, an dem ich das Gedicht gelesen hatte, das Land, wo sie mir wurde, war das geheimnisvolle, wo die Weltgeschichte uns jung erscheint, weil auf das alte Haupt der Geschichte die uralte Sage herabblickt wie eine schneehäuptige Urahne, die auf das graue Haar einer Mutter herabschaut, das Land der Wunder, die Insel Sizilien.

Denn in Sizilien ist eine Stätte, da liegt eine Mumie, eine uralte, eine braune, halb über der Erde, halb darunter; nicht die Mumie eines einzelnen, sondern einer Million von Menschen, einer Stadt; aber eine Königsmumie auch, denn königlich war einstmals diese Stadt. Akragas hat sie sich genannt, als die Griechen sie bewohnten, Agrigentum hieß sie alsdann bei den Römern, und jetzt, im Munde der Italiener, heißt sie Girgenti, schon durch die Wandlung des Namens bekundend, wie der Granit der Antike sich im Laufe der Jahrhunderte stufenweise herabgewandelt hat, bis daß er zum modernen, aufgeklebten Stuck wurde. Wie all die großen Stätten Siziliens, so ist auch diese noch vor der Geschichte, zu einer Zeit geboren worden, „als Sage noch der Wirklichkeit gebot". Damals — wann war es — kam an dieser Küste, die das afrikanische Meer bespült, ein Mann an, ein geheimnisvoller, der anders war als alle Menschen, und Wege ging, die kein Mensch außer ihm zu gehen vermochte. Denn von Kreta kam er, also weit übers Meer, aber nicht wie andere, im rudernden Nachen oder bewimpelten Schiff — auf Flügeln kam er, durch die Luft. Dieser Mensch konnte fliegen. Dädalus war es, der Wundermann, dessen Kopf unerhörte Geheimnisse barg, der Dinge zu verfertigen wußte, bei deren Anblick die Menschen erstarrten, der auf Kreta dem Könige Minos das Labyrinth gebaut hatte, in dessen Tiefen der furchtbare Minotaurus wohnte, und der sich jetzt Flügel gemacht hatte, weil er hinweg wollte von Kreta und König Minos, und weil er fliegen mußte, wenn er den Schiffen des Königs entfliehen wollte. Flügel für sich und für Ikarus seinen Sohn, die aber nur ihn zur Freiheit tragen sollten, weil Ikarus der Knabe sich an der Sonne die Flügel versengte und ertrinken mußte, elend im Meere. Der andere aber, der Vater, kam an und stieg zur Erde herab, und dort, wo er niederstieg, an Siziliens Küste, herrschte damals ein Mann, ähnlich wie auf Kreta Minos, ein Tyrann, wie man später, zur Zeit der Republiken, solche Männer nannte, ein König, wie sie damals hießen, damals, als die Verse des großen Homeros von Jonien her über das Mittelländische Meer rollten und seine Worte noch galten:

> Nimmer taugt's, wenn die Menge regiert, ein einz'ger sei Herrscher,
> König sei, wem die Gaben dazu der Kronide verliehen.

Und bei diesem Könige suchte Dädalus Schutz, denn er wußte, daß Minos ihn suchen und verfolgen würde, weil er ihn wieder haben wollte, seinen Künstler, seinen Zauberer, sein Genie, weil er ihn keinem anderen gönnte. Und so entstand an der Stätte, wo später Akragas die Stadt stehen sollte, das erste Bauwerk, denn seinem neuen Schutzherrn errichtete Dädalus eine Burg. Die war so kunstreich und geheimnisvoll eingerichtet, daß nur der, welcher sie erbaut hatte, und nur der, für den sie bestimmt war, den Aufgang

zu finden vermochte. Die Gelehrten von heute sagen, die Burg sei verschwunden, daß man ihre Spur nicht mehr finde; aber das ist nicht richtig: sondern wenn man von der Küste ins Land hineingeht, erblickt man auf einer schier unzugänglichen Höhe, wo der Schrecken der Einsamkeit herrscht und Adler ihr Nest bauen, einen Wall, der freilich von unten wie ein Felsenwall aussieht, den aber in Wirklichkeit nicht die Natur, sondern Geist und Hand eines Menschen, eines gigantischen, getürmt hat; das sind die Reste von Dädalus' Burg.

Menschenwerk und Natur, Mauer und Felsenboden gehen so ineinander, daß man sie nicht mehr unterscheidet, und da, wo der Fels an den Mauerwall stößt, ist ein keilförmiger Spalt, der den Felsen von oben bis unten durchreißt, der ist auch damals entstanden, und seine Entstehung war diese: als die Burg beinahe vollendet war, da endlich, nach langem Fragen, Forschen und Suchen hatte König Minos erfahren, wohin er sich gewandt hatte, der treulose, der unentbehrliche Dädalus. Darum nun, mit klatschenden Rudern und rauschenden Segeln kam er hinter ihm drein übers Meer und landete in Sizilien, und weil es schon damals einen Schlüssel gab, der alle Geheimnisse erschloß, den goldenen, so erkundschaftete er den Weg, auf dem er hinaufgelangte zur Burg. Und auf der Mauer der Burg stand Dädalus, den Keil in der Hand, mit dem er soeben die letzten Steine behauen und zusammengefügt hatte, und da sah er König Minos den Berg herauf und über die Felsen herankommen. Da, als er schon den Triumph im Gesicht des Verfolgers und keinen Ausweg mehr erblickte, ihm zu entkommen, erhob er den Keil, den er in Händen trug, den mächtigen, den nur er zu regieren wußte und niemand sonst, und — Krach — schleuderte er den Keil in den Felsen, daß ein Spalt entstand, gerade vor Minos Füßen, den Felsen durchreißend von oben bis unten, daß kein Mensch und kein wandelndes Tier, daß nur der fliegende Vogel darüber hinweg zu kommen vermochte. Und als König Minos das sah, da erkannte er, daß es freilich Dädalus war, was ihm da, am Rande des gähnenden Spaltes, gegenüber stand, zugleich aber auch, daß dieser Dädalus nicht sein Dädalus mehr war, und er wandte sich den Weg zurück und sah ihn niemals wieder.

Darauf, als das alles geschehen war, viele, viele Jahre später — wer sagt, wie viele — schlug die Weltgeschichte ihr leuchtendes Auge auf. Und aus dem Schoße der Weltgeschichte wurde ein Geschlecht geboren, schön, wie der eben aufgehende junge Menschheitstag, das war das Volk der Hellenen. In dessen Augen lag die Vergangenheit wie eine von Sternen durchleuchtete Nacht und die Zukunft wie ein von der Sonne des Gedankens verklärtes Land, in dessen Adern rollte das Leben schaffende Blut der Erde, und als sie die Erde beschritten, ging in ihrer Mitte mit verhüllten Gliedern und verschleiertem Gesicht eine Gestalt, die bis dahin noch nie auf Erden gesehen worden war, deren Antlitz zu entschleiern, deren Glieder zu enthüllen, das Werk ihres ganzen Erdenlebens ward, das war die Schönheit.

Da geschah es an einem Tage, als die Sonne in dem „unendlichen Lachen“ des Jonischen Meeres sich badete, daß über den Fluten dieses Meeres,

vom Morgen herkommend, eine Schar von dreieckigen Segeln auftauchte, die allesamt den gleichen Gang steuerten, auf die dreieckige Insel, Trinakria-Sizilien zu. Das waren Männer des hellenischen Volkes, die eine neue Wohnstätte suchten an den Ufern des Meeres, das um ihre Kindheitswiege gerauscht und ihnen Verheißungen von fernen, noch schöneren Ländern zugeflüstert hatte. Fröhlicher Lärm war auf den Schiffen, Schwatzen und Lachen, Flötenspiel und Geschrei, denn die Hellenen waren kein leise tretendes und leise redendes Volk. Als aber die Schiffe dem Ufer sich näherten, geschah etwas Merkwürdiges: das Geschrei verstummte, und statt des Lärms entstand lautlose Stille. Denn als die Männer diese Landschaft erblickten, die die Natur vor ihren Augen aufgebaut hatte wie den Hintergrund eines gewaltigen Theaters, auf dem sich Dramen abspielen sollten von nie dagewesener Pracht und Herrlichkeit, Lieblichkeit und Furchtbarkeit, da fühlten sie, daß die Stunde gekommen war, in welcher der Mensch verstummt, die Schicksalsstunde, darum versagte ihnen der Atem und sie wurden stumm. Und daher, daß plötzliche Stille ward, mag der Name gekommen sein, den die Stadt später trug; denn weil in der Sprache der Hellenen das Geschrei Kraugé (κραυγή) hieß, und plötzlich kein Geschrei mehr war, so sagten sie, hier ist A-Kraugé, das heißt „ohne Geschrei", und daher kam später der Name „Akragas".

Wie ein Diadem, das die Stirn eines Götterhauptes umwindet, so lief ein Felsenkranz um den obersten Rand der Hügel; wie braunes Haargelock quoll unter dem Felsendiadem die braune Erde hervor, zum Strande herab, und vom Rande der Hügel bis hinunter ans Meer in breiter, sanfter, allmählich absteigender Senkung lag vor den Ankömmlingen das neue Land wie eine mächtige, weiche, von der Sonne dunkel geküßte Frauenbrust, die ihnen entgegenschwoll: „Kommt her zu mir, denn hier ist Fruchtbarkeit und Reichtum und Fülle des Lebens für Millionen und für Jahrtausende."

Darum, nachdem das schweigende Staunen noch eine Zeitlang gedauert hatte, durchbrach jählings ein donnernder Schrei die Stille, nicht ein durcheinander wogendes Geschrei, sondern ein Ruf, der aus all den vielen tausend Kehlen wie der Schrei eines einzigen Mannes hervorbrach, als hätten all die vielen Tausend nur einen und denselben Gedanken gedacht, ein und dasselbe Gefühl gefühlt: „Hier wollen wir bleiben und unsere Stadt erbauen!"

Von den Schiffsborden sprang es herab: Männer, Frauen und Kinder, das ganze Volk; an den Tauen wurden die Schiffe ans Ufer gezogen und auf dem Strande verpflöckt; dann, wie ein Schwarm von Zugvögeln, die das Ende der Wanderfahrt, die Heimat begrüßen, zogen sie jauchzend die braune Ebene dahin, bis hinauf, wo das Felsendiadem die Hügel droben krönte, und dort oben, wo ein breiter, mächtiger Felsen, wie eine Perle, die das Diadem schließt, aus dem Felsenkranze hervorsprang, beschlossen sie, den ersten Stein einzusenken, das erste Gebäude zu erbauen, das sollte ein Tempel sein, und geweiht sollte der Tempel sein der Göttin, die allen Hellenen vor allen Göttern und Göttinnen heilig und teuer war, der Tochter des Zeus, der Athene.

So taten sie, und sie taten recht; denn Athene, die eine eifernde Göttin war, furchtbar allen, die an ihr vorübergingen, hilfreich aber denen, die sie

ehrten und verehrten, nahm huldvoll den Tempel an, den sie ihr brachten, und verlieh dem neuen Volke ihren Schutz.

Zu den Füßen der Göttin, erst nur in bescheidener Linie, unter dem Felsenkranze und diesen entlang, dann Straße nach Straße weiter hinabsteigend in die braune Ebene, immer tiefer zum Meere hinab, erst nur in bescheidenen und engen Häusern, dann in schöneren und immer weiter ausgreifenden, in Olivengärten gebetteten Gebäuden erstanden die Behausungen der Menschen, wuchs Akragas die Stadt. Aber weil diese Menschen fromm waren, und nicht vor Athene allein, sondern vor allen Göttern ehrfürchtige Scheu hegten, beschlossen sie, auch den anderen Göttern Häuser zu errichten, damit sie unter ihnen wohnten. Dazu als geeignetesten Platz ersahen sie sich die Stelle, wo die braune Ebene einige tausend Schritte über dem flachen Strand des Meeres in senkrechtem Felssturz zu diesem herabsteigt. Dies, sagten sie, soll die südliche Mauer unserer Stadt werden, und auf dieser Mauer, auf der Kante des Felssturzes, erbauten sie alsdann aus dem wachsbraunen Gestein, das ihnen die Berge schenkten, Tempel an Tempel, eine ganze Reihe, eine Götterstadt neben der Menschenstadt, so daß es nicht anders aussah als wäre der ganze Olymp zu Gaste gekommen in Akragas, so schön, so groß und gewaltig, wie es auf Erden nie vorher etwas Herrlicheres gegeben hatte und nie später nachher, und so, daß noch heute dem Wanderer, der zu den Trümmern der Tempel hinaufblickt, die Knie sich beugen in Ehrfurcht und die Hände sich unwillkürlich erheben, als müßte er beten: „O Ihr Götter, Ihr Götter Griechenlands!"

Da stand zur äußersten Linken, an der Ecke, wo die Felsenmauer herumbiegt, der Tempel der Hera von Lakinion, den später die Römer den der Juno Lucina nannten. Dem folgte in der prangenden Reihe nach rechts der Tempel der Aphrodite, den später die Römer, wie sie all die schönen griechischen Namen veränderten und verdarben, Tempel der Concordia nannten. An diesen schloß sich das heilige Haus, das dem Herakles zur Wohnung diente, und rechts endlich von diesem, jenseits des Tores, durch welches damals wallende Scharen zum heiligen Meere hinunter und vom Meere zur Stadt zurückzogen, und durch welches später die gräßlichen Punier unter Himilko und die mordenden Römer unter dem mörderischen Marcellus eindringen sollten, stand der Tempel aller Tempel, das Haus des olympischen Zeus.

So, zwischen dem Felsenstirnband dort oben und dem Felsengürtel hier unten, zwischen dem windumrauschten Hause der Athene auf der Höhe und den vom heißen Atem des afrikanischen Meeres umhauchten Tempeln der anderen Götter in der Tiefe entfaltete sich also die tausendblätterige Wunderblume, die Akragas hieß. Wenn der Geist Siziliens, der uralte, der im Ätna wohnt, und dessen schneeiges Haar über die Wände des Berges herabhängt, wenn er aus seiner nächtigen Behausung stieg — denn alle tausend Jahre einmal kommt er hervor und wandelt durch seine Insel, um zu sehen, wie es dem geliebten Kinde geht — wenn er, unsichtbar für menschliche Augen und unvernehmbar für menschliche Ohren, aus dem Ätna emporstieg und den prüfenden Rundgang machte durch sein Gebiet, dann blieb er lauschend und

lächelnd stehen: an der Stätte dort drunten, wo früher kein Laut gewesen war als das Jahrtausende alte, gleichförmige Anrauschen des Meeres, klang jetzt vieltausendfacher Lärm, menschliche Rede in Gespräch und Gesang, Rossegestampf und Rossegewieher, wunderbar abgerichteter Vögel zwitscherndes Lied und, süßer berauschend als all die berauschenden Töne, Saitengetön und der Flöte, wie Mohnsaft träufelnder Klang.

Das war die jauchzende Stimme der fröhlichen Stadt, der reichen, der schönen und üppigen, herrlichen Stadt, die Stimme von Akragas, dem rosseberühmten, dem waffenbewehrten, denn nicht der zarte Klang der Leier und Flöte nur, auch der Stahlklang von Panzer, Schwert und Schild ertönte in seinen Mauern. Denn damals war die Zeit, wo alles, was Nachtmenschen auf Erden hieß, aufstand, den jungen Menschheitsmorgen zu ersticken, wo alles, was den Stempel des Barbaren trug, zum Kampfe sich erhob wider Hellas und die Hellenen. Von Osten, wider Attika und den Peloponnes, brachen die Asiaten los, geführt von den moschusduftenden Persern, und von Afrika setzten die Afrikaner übers Meer nach Sizilien hinüber, die gräßlichen Punier, hinter denen wie der Schwefelgestank hinter dem Teufel der Geruch verbrannten Menschenfleisches zog, der Dunst, der sich ihnen in die Kleider gesetzt hatte von ihren Molochopfern in Karthago.

In Attika, da war einer, der hieß Themistokles, der raffte all die kleinen, behenden, gewandten Griechenschiffe zusammen in der Bucht von Salamis, und als der große Drache aus Asien herübergeschwommen kam übers Meer, ungefüge und plump, schoß er ihm in die Seite und rammte ihm die Flanke, daß der große Drache, brüllend vor Schmerzen, sich umwandte, nach Hause lief und den Kopf in Mutter Atossas Schoß verbarg: „O Mutter! Diese Griechen! Nie wieder mit ihnen spielen! Nie wieder!"

In Sizilien aber, wo die Punier bei Panormos ans Land gegangen waren, da, wo heute Palermo liegt, und sich eingenistet hatten, um von dort aus weiter hineinzudringen in die Insel, nach der ihre Habgier verlangte, waren es zwei, die die Sache in die Hand nahmen, Theron von Akragas und Gelon von Syrakus, sein Schwiegersohn, beides Tyrannen, und beides Männer, ganze, volle, gewaltige, die aus Männerscharen Heere zu machen und Heere zum Sieg zu führen wußten. Diese beiden, an der Spitze der Männer von Akragas und von Syrakus, zogen vom Südufer Siziliens quer durch das Land zum Nordufer hinauf, wo bei Himera der Punier Hamilkar mit seinen Hunderttausenden zu Lande und seinen Schiffen auf dem Wasser stand, und über Hamilkar fielen sie her und schlugen ihn samt seinen Afrikanern in einer so furchtbaren Schlacht, daß Hamilkar sich heulend in das Opferfeuer stürzte, das er selbst dem Moloch angezündet hatte, und sich verbrennen ließ, weil er nach solcher Niederlage sich nicht wieder heim getraute nach Karthago.

Von da an, da war es, als wäre in Sizilien, da, wo Akragas lag, ein Licht aufgegangen, ein leuchtendes Feuer, ein Fanal, dessen Lichtglanz hinüberdrang bis nach Attika und dem Peleponnes, nach Hellas, dem alten Stammlande. Wie man in Hellas die Namen der zwei Städte kannte, Athen und Sparta, so war jetzt Akragas in jedem griechischen Munde, und da erhob

Pindaros, der Sänger, die Harfe, die mächtige, deren Töne über ganz Hellas dahingingen, und sang einen Triumphgesang auf Theron, den Helden von Akragas, der sein Land errettet und mit schneeweißem Rossegespann den Sieg erstritten hatte in Olympia.

Und nicht nur, daß man von den Männern von Akragas sprach, Scharen über Scharen brachen von Hellas auf, die neue Wunderstadt zu sehen, an ihren Tischen zu sitzen, die so üppig und gastfrei sein sollten, wie sonst keine auf der Welt, in ihre Häuser zu blicken, die erfüllt waren, wie man sich erzählte, von süßem Gesange wunderbar abgerichteter Vögel. Wie um eine neu aufgegangene Sonne Planeten und Trabanten, so sammelten sich die griechischen Menschen um die neu erstandene Stadt, und unter diesen Trabanten und Planeten waren selber Sterne, Weltkörper, die in eigenem Lichte leuchteten, und deren Licht noch heute nicht erloschen ist: Pindaros, der Sänger, und der, welcher mit ihm um die Palme im olympischen Preisgesange rang, Bakchylides, der Dichter. Beide kamen sie, Akragas zu sehen, und von Gela, dem kornumrauschten, benachbarten Ort, wohin er zürnend aus Athen entwichen war, als die Athenienser, seiner Größe nicht mehr fähig, von ihm zum Sophokles herabzusteigen begannen, kam der, welcher größer war als Pindaros und Bakchylides zusammen, und größer als alles, was nach ihm im Laufe der Jahrhunderte den dramatischen Griffel geführt hat, der mit dem Felsenhaupte, Aeschylos, des Euphorion Sohn, der so groß war, daß nur ein einziger ihn zu überbieten vermochte, er sich selbst, indem er bald darauf zu Gela sich die Grabschrift schrieb und nichts darin erwähnte vom Agamemnon und Prometheus, von den Persern und all den Titanenwerken, die er geschaffen, sondern nur eines zu seinem Ruhme sagte, daß er bei Marathon für das Vaterland gekämpft hatte. Der also kam, um Theron und die Stadt des Therons zu besuchen, und neben ihm noch einer, auch ein Dichter, dessen Worte heute noch forttönen im Ohr der Menschheit, Simonides, der Liederkundige, dessen Verse bald wie klingender Stahl und dann wieder wie süßer Honig der Liebe dahinflossen, in dessen Seele, einem nie verlöschenden Feuerbrande gleich, die Heldentaten seines Volkes nachglühten, und der die Erinnerung an den ganzen ungeheueren Kampf des Lichtes wider die Nacht, der Hellenen wider die Asiaten zusammenzuraffen gewußt hatte in einer einzigen Strophe, in dem einen Worte, das er den Dreihundert von den Thermopylen auf das schweigende Grab schrieb, ihm Stimme verleihend für alle Zeiten:

Der vorüber du gehst, verkünde den Lakedämoniern,
Daß wir liegen allhier, wie ihr Gesetz es befahl.

All diese großen Gedanken, diese mächtigen Gefühle, die da gedacht worden waren in dem denkenden Haupt, gefühlt worden waren in dem fühlenden Herzen der Menschheit, in Hellas, sie kamen noch einmal und kamen wieder in Haupt und Herzen der Sizilischen Stadt. Wie eine blühende Tochter die schönheitprangende Mutter umarmt, so schlang sich das knospende Akragas um Hellas, das mütterliche Land. Da geschah es, daß auch die Jungfrau zur Frau heranreifte, und die Frau wurde Weib, das Weib wurde Mutter, Mutter von Tausenden und Abertausenden, von unerschöpflichen Geschlechtern. Um

ihren heißen Busen wogten die Ölwälder, blühten die Kornfelder, um ihre strahlenden Glieder floß die Schönheit wie ein königliches Gewand. Da wurden auch die Kinder wie die Mutter, die Menschen wie die Stadt, und das Volk von Akragas ward ein üppiges, reiches und weiches Volk.

Wenn sie in den Straßen gingen, so leuchtete es darinnen, wie von wandelnden Flammen, denn Männer und Frauen, die Kinder sogar, alles ging in purpurnen Gewändern. Dazu war ein Duft, wie wenn der Wind über Blumenfelder zieht, denn aller Gewänder waren mit köstlichen Essenzen besprengt, und das lockige, von goldenen Kämmen zusammengehaltene Haupthaar strömte von Salben. So weich wurden ihre Glieder, daß besondere Schafherden gezüchtet werden mußten, um aus deren Wolle die Kissen und die Matratzen zu stopfen, auf denen sie ruhten zur Nacht, so zärtlich ihre Füße, daß alles Pflaster in den Straßen mit gesiebtem Meersande bestreut werden mußte, um ihnen nicht weh zu tun, und daß man den Fuß des Knaben von dem des Mädchens nicht mehr unterschied.

Teiche wurden angelegt, mit lauterem, süßen Wasser gefüllt, auf dessen Oberfläche Wasservögel sich niederließen und Schwäne sich wiegten, während in der Tiefe seltene und auserlesene Fische hausten. Denn berühmt in ganz Sizilien und über Sizilien hinaus bis nach Athen, Korinth und Sparta, ja bis nach Kleinasien, waren die Mahlzeiten, die man in Akragas auftischte und die Weine, die in den Kellern verwahrt wurden, in Kufen, so ungeheueren, daß es wie ein Meer von Wein war, das unter den Häusern stand. Und wer als Fremder in die Stadt kam, zur Zeit, wo in den Häusern die Tafeln gedeckt standen, der brauchte nur hineinzutreten in das Haus, das ihm gerade gefiel, er war willkommen zum Mitschmausen und Mittrinken, jeder Fremde war ein geladener Gast. Hatte der Regen ihm da draußen das Gewand verdorben, so schenkte ihm der Hausherr ein neues, und wenn es not tat noch eines dazu. Wohl gab es Reiche und Arme in Akragas, aber Notleidende nicht, denn wer nichts hatte, der brauchte nur hinauszugehen, unter die Oliven und die Feigen, Weintrauben und Kaktusfrüchte, von denen jeder pflücken und essen durfte, soviel ihm beliebte, brauchte nur zu warten, bis daß von den Reichen einer seine Tochter verheiratete, oder seinen Sohn, denn zur Hochzeit, die dann hergerichtet wurde, war ganz Akragas geladen, und wer sich vor dem Hunger fürchtete, konnte sich Vorrat essen für acht Tage.

So rollte das Leben durch Akragas, wie eine große goldene Kugel, an der sie alle schoben, Männer und Frauen, Große und Kleine. Da waren nicht, wie in anderen Gegenden Siziliens, Feuerströme, die aus der Erde brachen, Wildbäche, die zu Tal gingen, sanft war ihnen der Boden, gütig die Natur, ein seliges Spiel war für sie das Leben, Lachen vom Morgen bis zum Abend, und Fröhlichkeit ohne Unterlaß. Nur von Zeit zu Zeit geschah es, daß das Lachen und Schwatzen plötzlich verstummte, und ehrerbietiges Schweigen an seine Stelle trat. Dann drängten sich die Menschen in den Straßen auf die Rechte und die Linke, kein Wagen durfte weiter fahren, damit Raum in der Mitte der Straße blieb für den wundersamen Aufzug, der dort die Straße einhergeschritten kam, und während alles mit erwartenden Augen dem

Zuge entgegensah, ging ein Flüstern durch die Reihen: „Der große Mann kommt.“

Da erschien alsdann, wunderbar anzuschauen im lang nachschleppenden Purpurgewand, einen Kranz von goldenen Oliven im flatternden Haar, der rotgoldfarbige Bart herniederwallend bis auf die Brust, und aus zwei Augen blickend, so lebensprühenden, als wäre die ganze Daseinswonne der lebenschäumenden Stadt in ihnen vereinigt gewesen, ein hoch gebauter, prachtvoller Mann, freundlich das Haupt beugend zur Rechten und zur Linken, alle sehend, alle begrüßend, und jeden einzelnen in der Menge zugleich, sodaß jedem einzelnen, wenn die Sonnenaugen ihn trafen, das Herz im Leibe vor Freude erzitterte. Das war der Wundertäter von Akragas, sein Stolz und sein Ruhm, dessen Name genannt und gerühmt wurde, soweit die griechische Sprache klang, Empedoklés, der Heilkundige, der Weise, der geheimnisvolle Mann. So wie vor Zeiten Dädalus, barg er unerhörte Geheimnisse in seinem Kopf, seinem Wissen war die Erde untertan, wie einem Könige sein Reich. Nicht die Oberfläche der Erde nur, mit allem, was darauf wächst, guten Pflanzen und bösen, auch die Gewalten beugten sich ihm, die in ihrer Tiefe wohnen und das Leben bereiten, die das Auge nicht sieht, sondern nur der Geist. Anders aber, als Dädalus der Zauberer, der sein Können gebrauchte, um Wohnungen zu bauen für grausige Ungetüme, Burgen zu errichten, zu denen niemand den Zugang fand, Flügel zu ersinnen, die den Menschen ins Verderben lockten und in den Tod, diente sein Wissen dem Guten, und ein Wohltäter ward er den Menschen. Von seinem Munde gingen Worte, tiefsinniger Weisheit voll, in tönende Verse gefaßt, die wie goldene Bienen über den Häuptern der Menschen summten, sich darauf niederließen und den Menschen Belehrung brachten. Wo eine Krankheit war, gegen die kein Heiltrank mehr half, da erschien er, und mit ihm kam die Genesung. Was kein Mensch vermochte, das vollbrachte er, was allen Sterblichen verborgen war, das war ihm erschlossen, denn flüsternd erzählte man sich, daß er Tote zu erwecken wisse zum Leben und zu verkünden die Zukunft.

Einstmals, als aus Afrika der böse Wind herübergekommen war nach Sizilien und sich bei Selinus ein Stelldichein gegeben hatte mit dem Brodem der dortigen Sümpfe, und als infolge davon eine Seuche entstanden war, unter der die Menschen verdarben, schickten die Leute von Selinus hilfeflehende Boten nach Akragas: „Es komme der Wundertäter von Akragas und helfe, sonst sind wir verloren.“ Und Empedoklés kam, die Seuche wich vor ihm zurück, und Selinus war gerettet. Da zündeten die Selinunter ihm Opferfeuer an und huldigten ihm wie einem Gott; und mit göttlichen Ehren, als er heimkam, empfingen ihn die Seinen in Akragas, und wie ein Gott ward er seitdem gefeiert.

Und wirklich, wie Dionysos oder sonst der Unsterblichen einer war er anzuschauen, wenn er durch die Straßen zog, prangend in eigener Majestät, umgeben und gefolgt von einer Schar auserlesener Knaben und Jünglinge, die mit Laubgewinden im Haar, und bunte seidene Tücher in den Händen, vor ihm einher sprangen, ihm den Weg zu bereiten, ihn umtanzten und hinter ihm

dreinzogen, als hätte die Stadt Akragas ihren Menschenfrühling ausgeschickt, damit er ihm diente.

Bis vor die Pforte seines Hauses gaben sie ihm Geleit, dann mit einem letzten, hallenden Zuruf nahmen sie Abschied von ihm und gingen davon, denn in sein Haus durften sie nicht eintreten, weil kein Lärm und kein Geräusch darin sein durfte, sondern nur die feierliche Stille der Gedanken.

Da geschah es, daß einmal unter der Schar von Knaben, die hinter dem Meister herzogen, einer war, der noch schöner war, als die anderen. Niemand kannte ihn, denn er hatte sich ihnen zugesellt, niemand wußte, wo, und niemand, wann. Während die anderen jauchzten und sangen, ging er schweigend, während sie um den Meister hüpften und tanzten, ging er nur hinter ihm drein, die Augen auf ihn gerichtet, der vor ihm herschritt, die Füße setzend, als wollte er mit den Fußsohlen die Spuren küssen, die jener im Sande gelassen hatte.

Darauf, als sie an das Haus des Meisters gelangt waren und der Meister ihnen lächelnd zum Abschied gewinkt hatte, fiel sein Blick auf den Knaben, den er zum ersten Male sah, und seine Augen hafteten an ihm, einen Augenblick länger als an den anderen. Am nächsten Tage war es wie am vorhergehenden, und am dritten Tage stand er wieder an seiner Stelle.

Und diesmal, als der Meister ihn zum dritten Male erblickte, erhob er die Hand und winkte ihm, und von all den Knaben dieser eine durfte eintreten in des Meisters Haus.

Als er dort drinnen nun vor ihm stand, die Augen zur Erde gesenkt, lautlos überglüht von holder Verwirrung, sah der Gewaltige ihn an, und er, der aller Menschen Städte kennen gelernt hatte und das Volk in all den Städten, sagte sich, daß er einen solchen Menschen noch nie gesehen hatte. Wie eine Blume erschien er ihm, aus einem Lande, wo schönere Blumen gedeihen als auf dieser Erde, so daß, als er ihn fragen wollte, wer er sei, weſſ' Namens, und von wannen her, die Stimme ihm versagte, daß er nicht fragen konnte, und es war ihm, als sollte er nicht fragen, denn wie ein Wunder erschien ihm das, was da vor ihm stand, und er sagte sich, daß man ein Wunder nicht befragen dürfe nach seiner Herkunft, sondern warten müsse, bis es sich selber enthüllt.

Alsdann aber, nachdem sie sich lange schweigend gegenüber gestanden hatten, senkte der Knabe die Knie, mit den Armen umfing er die Knie des Meisters und drückte sie an seine Brust, wie Menschen damals taten, die von dem anderen Schutz oder Gnade erflehten, hob das Antlitz zu ihm empor und sagte flüsternd: „O Meister!“

Und als Empedokles diesen Laut vernahm, diesen leisen und süßen, der wie ein Hauch aufstieg aus einer unergründlichen, unermeßlichen Flut, als er die Augen zu sich aufblicken sah, die tief waren und leuchtend wie der blaue Quell Kyane im Papyroshaine zu Syrakus, da ergriff ihn ein wunderbares, nie zuvor empfundenes Gefühl, er beugte sich herab und küßte das wunderbare Angesicht und sprach: „Ich weiß nicht, wer du bist, und frage dich nicht; aber du bist schön, wie Kalais, des Boreas Sohn, über dessen Anblick Orpheus,

der Sänger, alle andere Liebe vergaß, also, daß die thrakischen Weiber in Eifersucht entbrannten, sich zusammenrotteten und Orpheus erschlugen und seine Glieder zerrissen. In deinen Augen sehe ich ein Feuer, daran erkenne ich, daß die Seele in dir brennt, und daß sie von dem Feuer brennt, das die Liebe heißt, von der ich euch in meinen Worten gesagt habe, daß sie es ist, die die Welt am Leben erhält, weil sie, wenn sie die große Liebe ist, aus den Leibern aufsteigend das Vergängliche der Welt, die Leiber, in läuternder Glut verzehrt, und nur den unsterblichen Teil, die Seele, übrig läßt. Darum sollst du mir nicht sagen, wer du bist, wohl aber, was du bist, und was dich treibt, warum du zu mir kommst, und was du von mir verlangst."

Darauf erwiderte der Jüngling und sagte: „Meister, ich bin einer, der Bildwerke zu machen weiß, in Erde, Marmor und anderem Gestein, von Menschen und Göttern. Und immer, wenn ich solche Werke gefertigt, haben die Menschen sie gepriesen, ich aber habe keine Freude daran gehabt, denn sie waren toter Stein. Und nun sagen sie von dir, daß du toten Dingen Leben einzuhauchen vermagst. Darum komme ich, daß du mich lehrest, Werke zu schaffen, die nicht toter Stein nur sind, sondern die da leben wie lebendige Menschen."

Als er so gesprochen hatte, gab der Meister keine Antwort, sondern er verstummte, und in seinen Augen ward ein Glühen, daß es aussah, als müßte die Gestalt des Jünglings, auf der sein Blick ruhte, wie eine wächserne Fackel in der Glut zergehen. Danach legte er die Hand auf des Knaben Haupt, beugte ihm das Haupt zurück und sah ihm in die Augen, daß es war, als dränge ein Stahl durch die Augen des Knaben, alles prüfend, alles befühlend und durchforschend, was in seinem Innersten vorhanden war und sich begab. Dann hieß er ihn aufstehen und sagte: „Bleibe in meinem Hause und warte, bis ich wieder zu dir spreche."

Alsdann, in drei Tagen, die auf diesen folgten, sprach der Meister zu dem Knaben an jedem Tag ein einziges Wort. Und am ersten Tage sagte er zu ihm: „Leben kommt vom Leben und kann nur werden, wenn ein anderes sich dafür aufgibt; — wußtest du das?"

Darauf erwiderte der Knabe: „Ich habe es nicht gewußt, aber gefühlt, und nun du es mir sagst, weiß ich es."

Am zweiten Tage sagte er zu ihm: „Nur wer die große Liebe besitzt, kann ein anderes zum Leben erwecken, nur wer sich selbst verliert, kann ein anderes finden; — wußtest du das?"

Darauf erwiderte der Knabe: „Ich habe es nicht gewußt, aber gefühlt, und nun du es mir sagst, weiß ich es."

Und endlich am dritten Tage sprach er zu ihm: „Blind sein und alles sehen, taub sein und alles hören; nichts von dem wissen, was alle wissen, und alles verstehen, was alle nicht verstehen; — kannst du das?"

Da erwiderte der Knabe nichts, sondern wie am ersten Tage senkte er die Knie und umfing mit den Armen die Knie des Meisters und blickte zu ihm auf. Und als der Meister den Blick gewahrte, fühlte er, daß in diesem Menschen das Geheimnis war, aus dem die Zeugungskraft des Künstlers kommt, daß Mann und Weib zugleich in ihm waren.

Darum, wie er am ersten Tage getan hatte, küßte er ihn und sagte: „Morgen gehe ich einen Gang, und du sollst mich begleiten“.

Und am nächsten Tage ging er mit ihm zum Tempel der Aphrodite, der eben vollendet war. Da stand in dem Tempel das Bildnis der Göttin, eine ehrfurchtgebietende Gestalt, und alles Volk war versammelt und schaute bewundernd das Bild an. Darauf, als der Meister mit dem Knaben wieder hinwegging, legte er den Arm um dessen Schulter, und: „Wie sie sich an dem Bildwerk freuen,“ sagte er, „nicht wahr, du hast es gesehen?“

Da aber wandte der Knabe das Haupt zu ihm und lächelte und sagte: „Meister, warum versuchst du mich? Da du doch weißt, daß sie sich nicht freuen können daran: denn Aphrodite muß man lieben, aber nicht bewundern.“

Und als ihn danach der Meister fragte, ob er ein solches Bild der Aphrodite zu machen sich getraue, erglühten ihm die Wangen, und er sagte: „Ja.“

Darauf führte jener ihn zum Hause zurück und wies ihm einen Raum, wo er schaffen könnte. Und von da an war es, als wäre der Knabe aus der Welt verschwunden gewesen.

Als aber Tage vergangen waren und Wochen, erschien er auf der Schwelle der Tür und stand und sprach kein Wort. Der Meister aber schritt hinein; und als er das Bild gewahrte, das der Knabe gemacht hatte, wich er, wie von einem Schauer erfaßt, zurück und bedeckte unwillkürlich, wie in frommer Scheu, die Augen, denn ihm war nicht anders, als stände der Göttin leibhaftig atmender Leib unverhüllt in Herrlichkeit vor seinen Augen. Kleiner als das Bildnis im Tempel, ja klein und zierlich war die Gestalt; aber wer sie erschaute, dem war, als lebte sie, als bewegte sie die Arme und höbe die Füße, als regte sie die Lippen, und als vernähme er von ihren Lippen den Jubelgesang vom großen, unsterblichen Leben.

Darum stand er und schaute, und ward nicht satt zu schauen, und wie es einem ergeht, daß man über dem Bekanntwerden mit einem neuen einen älteren Bekannten vergißt, so beinahe erging es ihm, daß er des Knaben schier vergaß, der mit ihm im Zimmer war, aus dessen Händen das da gekommen war. Und als er nun das Haupt zu ihm wandte, sah er ihn regungslos an der Stelle stehen, an der er vorher gestanden hatte, also daß es aussah, als wäre er selber zu Stein erstarrt, in seinen Augen, wie ein Gewölk, lag der Traum, über seinem Gesicht war ein Lächeln, ein so liebliches, daß es aussah, als leuchtete die Sonne auf das Gewölk und färbte es mit geheimnisvollem Licht. Und als der Meister das sah, und das Schweigen vernahm, in dem die Seele dort neben ihm versank, sprach er ihn nicht an, sondern sagte kein Wort, und lautlos ging er hinaus.

Am anderen Tage aber waren beide wieder auf dem Wege, und diesmal führte der Meister ihn zum Tempel des olympischen Zeus, der noch nicht vollendet war wie jener der Aphrodite, sondern noch im Bau.

Da fanden sie die Baumeister damit beschäftigt, die Säulen zu errichten, auf denen die Balken des Tempeldaches ruhen sollten.

Aber es war ein Streit zwischen ihnen, denn der eine wollte Säulen von dieser, der andere von anderer Gestalt aufstellen, und sie wurden nicht einig. Alles Volk aber war versammelt und sah und hörte dem Streite schweigend zu und niemand wußte, für welchen von beiden er sich entscheiden sollte.

Darauf, als der Meister mit dem Knaben wieder hinweg ging, legte er den Arm um dessen Schultern und: „Du hast nun gehört," sagte er, „wie sie sich streiten, und hast gesehen, was für Säulen jeder von ihnen errichten will; so sage nun du, für welche der Säulen du dich entscheidest."

Da aber wandte der Knabe das Haupt zu ihm und lächelte und sagte: „Meister, warum versuchst du mich? Da du doch weißt, daß Säulen wohl gut sind, die Häuser der Menschen oder geringerer Götter zu stützen, aber das Haus des olympischen Zeus sollte nicht von Säulen, sondern von anderen Wesen getragen werden."

Und als der Meister ihn darauf fragte, was für Wesen das sein sollten, erwiderte der Knabe: „Jene müßten es sein, die sich aufgelehnt haben gegen Zeus und die er bezwungen hat, die Giganten. Und zum Zeichen dafür, daß er sie bezwungen hat, und daß sie ihm nun dienen und die Stätte tragen müssen, wo er wohnt, sollte man steinerne Bilder von ihnen errichten, wie Säulen so hoch, mit geschlossenen Füßen, daß man sieht, der Wille des Zeus hat sie gebunden, und die Häupter gereckt, daß man sieht, der einstige Trotz ist noch darinnen, über das Haupt aber die Arme erhoben und auf den erhobenen Armen die Balken ruhend, daß man sieht, sie beugen sich dem Göttergotte in schweigender, tragender Geduld."

Danach, als ihn der Meister befragte, ob er sich ein solches Bild zu machen getraue, erglühten dem Knaben die Wangen, und er sagte: „Ja." Nun war am Hause des Empedoklés hinter dem Garten ein Steinbruch und in dem stand ein köstliches Gestein.

Diesen Steinbruch kaufte darauf Empedoklés für Geld, und nachdem er ihn gekauft hatte, führte er den Knaben hinein und fragte: „Willst du hier deinen Giganten schaffen?"

Da fiel der Knabe ihm zu Füßen, umschlang seine Knie, blickte zu ihm auf und sagte: „Ja! ja! ja!"

Der Meister aber beugte sich nieder und blickte tief in das schöne Antlitz, denn er sagte sich, daß er dieses Gesicht nun für lange nicht wieder sehen würde, dann ging er und ließ ihn allein. Und wie es schon einmal gewesen, so geschah es jetzt wieder, daß es war, als wäre der Knabe aus der Welt verschwunden gewesen.

Und endlich, nachdem Tage vergangen waren und Wochen und Monate, öffnete sich die Pforte, die aus dem Steinbruch in den Garten führte, auf der Schwelle der Tür erschien der Knabe und stand und sprach kein Wort.

Der Meister ging hinein. Als er aber eingetreten war, blieb er wie an den Boden geheftet stehen, und es versagte ihm der Atem, denn vor seinen Augen, nicht wie von Menschen-, sondern von Riesenhänden behauen und getürmt, stand der steinerne Gigant, die Füße zusammengeschoben, als wären sie gefesselt, darüber aufstrebend der Leib wie ein ragender Turm, das Haupt

emporgereckt, als wollte das Antlitz Licht trinken vom Lichte der verlorenen Freiheit, über dem Haupt aber die Arme emporgehoben, gehorsam bereit, das Haus des Göttergottes zu tragen in schweigender Geduld.

Als der Meister zu diesem Werke aufblickte, war ihm, als stände die Majestät des Schweigens vor ihm, nicht des inhaltlosen, das nicht spricht, weil es nichts zu sagen hat, sondern des beseelten, das vor Überfülle verstummt. Er sah den Himmel Siziliens, den blauen, sonnendurchleuchteten, darüber ausgespannt und das Antlitz der Gestalt sehnsüchtig dahin emporgerichtet, und plötzlich erschien es ihm, als wäre die steinerne Gestalt lebendig und wüchse, wüchse zu dem strahlenden Himmel hinauf, und in dem Augenblick wußte er, daß die mächtige Gestalt nichts anderes war als der Arm, den die Erde Siziliens zum segenspendenden Himmel reckte, auf daß er nie aufhörte, ihr Leben zu gewähren, Fruchtbarkeit und Schönheit. Darum, als er jetzt das Haupt zu dem hinwandte, der solches Wunder geschaffen hatte, tat er es voll ehrfürchtiger Scheu, und als er den Knaben ebenso wie damals, vor dem Bilde der Aphrodite, traumumwölkt und im Traume lächeln sah, tat er wie damals, und sprach ihn nicht an, sondern sagte kein Wort und lautlos ging er hinaus.

Während aber der Knabe, fern von den Menschen und der Welt, an dem Riesenbilde gearbeitet hatte, waren die Menschen in Akragas ungeduldig geworden und unwillig und unzufrieden, ungeduldig mit den Baumeistern des Zeustempels, die kein Ende fanden mit ihrem Streite um die Säulen, und unzufrieden mit dem Bilde der Aphrodite, das alle einstmals bewundert hatten, und von dem jetzt niemand mehr etwas wissen wollte, weil es ihnen hart und kalt und starr erschien. Plötzlich aber stand ein Gerede auf und ging von Mund zu Mund, daß ein anderes Aphroditenbildnis vorhanden sei, ganz anders und viel schöner als jenes, und eine Gestalt, ganz anders und viel wunderbarer als die Säulen, der man die Balken auflegen könne, damit sie das Dach des Zeustempels trage.

Und nach diesem ersten Gerede enstand ein zweites, und man erzählte sich, daß beides, das Bild der Aphrodite sowie die Gestalt des Balkenträgers zu finden seien im Hause dessen, von dem alles Gute für Akragas kam, des Wundertäters, des „großen Mannes“.

Als nun solches in der Stadt gesprochen wurde, da an einem Tage trat Empedoklés zu dem Knaben. Er faßte ihn an der Hand und: „Höre an,“ sagte er zu ihm, „was jetzt geschehen wird: Jetzt wird das Volk von Akragas zu meinem Hause kommen; und sie werden fragen nach dem Bilde der Aphrodite und nach der balkentragenden Gestalt. Dann werde ich ihnen die beiden zeigen, die du geschaffen, und wenn sie sie gesehen, werden sie danach verlangen und sie haben wollen, und ich werde ihnen beide geben. Zum Tempel der Aphrodite werden sie alsdann das Bild der Göttin tragen und werden es aufstellen, und wie ich davor gestanden habe, wird alles Volk vor dem Bilde stehen in Freude, Seligkeit und inbrünstiger Wonne. Und zum Tempel des Zeus werden sie den Giganten führen und werden die Säulen hinaustun, die die Baumeister errichten wollten, die einen wie die anderen, und werden ihre besten Steinmetzen rufen und ihre besten Künstler, daß sie nach dem Muster

deiner Gestalt weitere Gestalten von gleicher Art schaffen, soviele es ihrer bedarf, um das Dach des Tempels zu tragen. Denn so wie mir die Erkenntnis aufgegangen ist, wird sie auch ihnen aufgehen, daß nicht Säulen das Haus des Göttergottes tragen dürfen, sondern nur die, die er bezwungen hat, die Giganten.

Alsdann aber wird ein Fragen entstehen, und alle werden zu wissen verlangen, wer es ist, der ihnen die Wunderwerke geschaffen und geschenkt hat. Und nun habe acht, was ich dir sage, damit du es bewahrest, denn nun ist die Stunde gekommen, da es sich entscheiden wird, ob dein Wunsch in Erfüllung gehen und ob du erlangen wirst, um was du mich batest, damals am ersten Tage, und in deinen eigenen Händen ruht die Entscheidung." Und indem der Meister dieses sprach, war es, als veränderte sich seine Gestalt und würde größer als Menschen sind, die Züge seines Gesichtes wurden so feierlichen Ernstes, seine Augen so flammenden Feuers voll, daß er aussah wie der Unsterblichen einer, deren Blicke hinausgehen über die Blicke der Sterblichen, deren Gedanken weiter denken als Menschengedanken, weil ihnen die Zukunft erschlossen ist, die verborgen und versagt vor den Sterblichen liegt.

„Denn wenn du nun willst," sprach er zu dem Knaben, „so sage mir heut deinen Namen, den ich bis heute noch nicht weiß; und wenn du dann willst, will ich mit dir hinausgehen zu dem Volk und ihnen sagen, wie du heißest, und daß du es bist, der die beiden Werke geschaffen hat. Dann wird ihr Jubel dich umbrausen, sie werden dir zu Füßen fallen und dein Haupt mit Kränzen schmücken, und du wirst Großes erlangen, denn unsterblich wird dein Name werden und fortleben für alle Zeit bei den großen Namen von Hellas und der Menschheit. Ich aber werde zu dir sagen, daß dir zu teil geworden ist, was du verdienst, denn wahrlich, du bist ein großer Künstler!"

Und als der Meister so gesprochen, wurden die Züge seines Gesichtes wieder sanft, er tat die Hand auf des Knaben Haupt und zog den Knaben an sich. „Deine Werke aber," so sagte er, „werden bleiben und bestehen als das, was sie sind, als herrliche Bildwerke; aber das, was du für sie erflehtest, und das, was du von mir verlangtest, daß ich es ihnen geben sollte, das eine, daß sie Leben empfingen und lebten, wie lebendige Geschöpfe, das werden sie dann nicht haben. Dein Name wird leben in unsterblichem Ruhm, aber das Leben, das du für dich gewinnst, wirst du dann aus deinen Werken hinweggenommen haben, und sie werden Steingebilde sein wie andere."

Und indem jetzt, da der Meister also sprach, der Knabe an seine Brust gesunken war, so daß des Meisters Haupt über seinem Haupte, sein Gesicht über seinem Gesichte war, erschien es dem Knaben, als gingen die Worte des Gewaltigen über ihn hin und in ihn hinein wie eine tiefe, strömende, lodernde Glut, wie ein Licht, das seine Augen von innen her erhellte, daß er nicht zu sagen vermocht hätte, ob es ihn sehend machte, oder ihn blendete, wie eine Flut, die alle Elemente seines innersten Lebens zu stürmischer Gewalt erweckte und sie zugleich dahinsinken ließ in gliederlösenden Schlaf, so daß er nicht zu sagen vermocht hätte, ob er Wonne fühlte oder Qual, ob er lebte oder ob er gestorben sei und tot.

„Dahingegen," sprach der Meister darauf weiter, „wenn die in dir ist, von der ich dir gesagt habe, daß sie das eigene Leben aufgibt, um anderes Leben zu erwecken, die da verliert, um zu finden, die große Liebe, die wie ein heiliges Feuer alles verzehrt, was das Leibliche im Künstler ist, Habgier und Selbstgefallen, Ehrgeiz und Ruhmsucht, und nur übrig läßt, was in ihm die Seele ist, sein Werk, wenn sie in dir ist und so mächtig ist, daß sie dir Kraft verleiht, unsichtbar zu werden, und nur dein Werk sichtbar bleiben zu lassen, so zu verschwinden hinter deinem Werk, daß man dein Gesicht nicht kennt, deinen Namen nicht erfährt, nichts von dir hört und weiß, und wenn sie dich so stark macht, daß du das alles ohne Kummer erträgst und ohne Reue, mächtig in dem Gedanken und glücklich in dem Gefühl, daß du vergehen, aber dein Werk bleiben wird, — wenn es so ist, wenn du das kannst, wenn du das willst, dann sage es mir; dann, wie ich bisher nicht gefragt, will ich auch heut nach deinem Namen nicht fragen; der unbekannte sollst du mir bleiben, von den Göttern gesandte Knabe; dann, ohne daß sie dich sehen, sollst du verschwinden, und mit dir verschwinden will auch ich; denn nachdem solche Gaben aus dem Hause des Empedoklés gekommen, kann Empedoklés ihnen nichts mehr geben. Dann aber sage und verkünde ich dir von deinen Werken, daß sie nicht Steingebilde nur sein, sondern daß sie leben werden, als lebendige Wesen, ein geheimnisvolles, wunderbares Leben, und nicht ein kurzes Dasein nur, wie die Menschen es leben, das, wenn es hoch kommt, hundert Jahr dauern mag, sondern ein Leben von vielen Hunderten von Jahren, ja von Jahrtausenden, in die unabsehbare Zukunft hinaus."

Als aber der Meister so gesprochen hatte, schlang sich der Knabe mit beiden Armen um ihn, so daß sein Herz am Herzen des Meisters schlug. „Laß mich dahingehen und vergehen," sagte er; „laß mich verschwinden und unsichtbar werden und unbekannt bleiben und von niemandem gesehen und genannt, aber meine Werke laß sichtbar bleiben und leben von meinem Leben, so wie du es mir verkündet hast, in die unabsehbare Zukunft hinaus."

Und alsdann so dauerte es nicht lange, und wie brausende Meerflut kam es durch die Gassen heran, zum Hause des Empedoklés kam das ganze Volk von Akragas. Als sie aber vor das Haus kamen, standen Türen und Tore des Hauses offen, daß ein jeder eintreten konnte, und als sie eingetreten, war das Haus leer, kein Mensch darinnen, und nichts als das Bildnis der Aphrodite und die steinerne Gestalt des Giganten. Vor dem Bild der Aphrodite aber, sowie vor der Gestalt des Giganten war feinkörniger Sand geschüttet, und in den Sand war ein Vers geschrieben; vor jedem der beiden Bildwerke der gleiche, der lautete:

Fragt nicht, wer mich erschuf — nicht geschaffen, ich wurde geboren.

Und so wunderbar waren Schönheit und Herrlichkeit der beiden Bildwerke, daß anfänglich kein Wort ertönte, sondern alles in lautlosem Schweigen stand. Dann aber, nach einiger Zeit, brach ein Freudenschrei aus, ein so ungeheuerer, daß es war, als flöge die ganze Stadt Akragas in dem einen Schrei zum Himmel empor. Die Priester der Aphrodite wurden gerufen, daß sie das Bild der Göttin in deren Tempel trügen. Wagen wurden bespannt, daß man

die Gestalt des Giganten darauf lübe und zum Tempel des Zeus schaffte. Aus dem Tempel wurden die Säulen hinausgetan, die die Baumeister hatten errichten wollten, die einen wie die anderen; Steinmetze wurden gerufen und die besten Künstler von Akragas, daß sie nach dem Muster des einen dreizehn andere Gigantengestalten errichteten, um die Balken des Tempeldaches zu tragen. Und dann erst, als dieses alles geschehen und der Taumel vorüber war, entstand ein Fragen: „Wo ist der, aus dessen Hause dieses alles gekommen ist, wo ist Empedoklés?"

Niemand aber wußte darauf Antwort zu geben, niemand hatte ihn gesehen, niemand wußte ihn zu finden — und seit dem Tage hat keines Menschen Auge den großen Empedoklés mehr gesehen. Mancherlei wurde erzählt, die einen sagten, in der Nacht, die auf diesen Tag folgte, wäre ein wunderbarer Glanz vom Himmel herabgestiegen zum Hause des großen Mannes, und eine Stimme, die keines Menschen Stimme gewesen, hätte dreimal laut seinen Namen gerufen. Wieder andere, die von Katana kamen, wußten zu berichten, daß man den Empedoklés gesehen habe zum Ätna emporsteigend, den Arm um die Schultern eines wunderbaren Knaben geschlungen, der ihm zur Seite ging. Und als die beiden zum Gipfel gelangt, wäre der Geist Siziliens, der uralte, der im Ätna wohnt, aus seiner Behausung gestiegen, hätte die Arme nach ihnen ausgebreitet, daß es gewesen wäre wie eine zum Himmel lodernde Feuersbrunst, in seine Arme wären beide eingegangen und also beide verschwunden.

Das sprach man in Akragas, und anfänglich trauerte man, bald aber vergaß man der Trauer, denn Akragas war jetzt eine Stadt von Schwelgern und Prassern geworden, wo man an jeglichem Tage lebte, als sei das Heute immer das ganze Leben, wo man vergaß, was gestern gewesen war, und nicht danach fragte, was morgen sein würde.

Und darum, weil man immer den blauen Himmel sich zu Häupten, die fruchtbare Erde sich zu Füßen sah und nicht denken konnte, daß der leuchtende Himmel sich jemals verdüstern, die nährende Erde jemals des Fruchtspendens müde werden würde, vergaß man Sorgen und Gefahren und vergaß, daß drüben in Afrika, nur wenige Meilen entfernt, immer noch die Höhle des Molochs, das schreckliche Karthago, stand und daß dieses Karthago wie ein Raubtier auf der Lauer lag, über Sizilien herzufallen und über das Kleinod von Sizilien, Akragas die Stadt.

Also geschah es an einem Tage, daß das afrikanische Meer aufschäumte unter unzähligen Schiffen, die von drüben abstießen, mit blutdürstigen Männern gefüllt, von dem Schrecklichsten der Schrecklichen, Himilko, dem Punier, geführt. Akragas war sein Ziel, — und bevor noch die Bewohner der üppigen Stadt zum Bewußtsein gekommen waren, was ihnen geschah, war diese ihre Stadt, die jetzt wie ein großer, goldfarbiger, übermästeter Wurm mit weichem, schuppenlosem, unbeschütztem Leibe in der braunen Ebene lag, schon eingeschlossen und umschanzt.

Da gab es nun keinen Theron mehr, der die Männer von Akragas zu einem Heere zusammenzuraffen und das Heer zum Siege zu führen verstanden

hätte, auch keine Männer mehr, die man hätte zusammenraffen können, die Lanze, Schwert und Schild zu führen gewußt hätten, sondern ihre Glieder waren so weich geworden, daß man Weib und Mann nicht mehr unterschied; ihre Seelen so verschlammt, daß aller Stahl und Mut darin geschmolzen war. Und weil man an jedem Tage getafelt und getrunken hatte, als müßte man am nächsten sterben, so geschah es, daß die fröhliche Stadt, an deren Tafeln einstmals jeder Fremde ein geladener Gast gewesen war, bald nichts mehr zu essen hatte für ihre eigenen Bewohner.

Damals nun, in einer finsteren schrecklichen Nacht, als kein Mond leuchtete und kein Stern am Himmel zu sehen war, brachen plötzlich die Tore von Akragas, die nach Gela und Syrakus führten, auf, und zu den geöffneten Toren drang flüchtend das Volk von Akragas hinaus, das ganze, Männer, Weiber, Kinder, viele Hunderttausend; aus der Stadt, die sie geboren, von dem Boden, der sie genährt, zogen sie hinaus und hinweg, — ein dunkeler, unabsehbarer, wimmernder Schwarm. Denn nicht einmal laut zu jammern durfte man wagen, weil sonst die Punier es gehört haben würden, die rings-herum in den Lagern wie witternde Bluthunde standen. Und wie vor Zeiten, als die Stadt geboren wurde, das Geschrei der Menschen verstummt war vor übergroßer Freude, so jetzt in ihrer Sterbestunde verstummte es wieder vor übergroßer Furcht, denn diese Stunde war die Sterbestunde von Akragas. Neben den Männern gingen die Frauen, neben den Knaben die Mädchen, und weil hier draußen der rauhe Boden nicht mehr bestreut war mit gesiebtem Meersand, so rissen die zarten Füße sich blutig, und manche und mancher blieben am Wege liegen. Niemand aber fragte nach ihnen, so daß sie liegen blieben, wo sie niedergestürzt waren, denn keiner hatte Zeit, an den anderen zu denken, sondern jeder nur Gedanken für das eigene, elende, nackte Leben.

All ihr Silber und Gold, Kostbarkeiten und Werke der Kunst, all ihre schönen purpurnen Gewänder, Haarkämme und abgerichteten, süß singenden Vögel, alles hatten sie zurücklassen müssen, und nicht einmal ihre Kranken und Schwachen hatten sie mitzunehmen vermocht. Darum als der Morgen graute nach dieser furchtbaren Nacht, waren nur Hinfällige und Sieche noch in Akragas, und von den Gesunden nur noch ein einziger, ein Mann, und der hieß Gellias. Der hatte eine Liebe in Akragas, von der er nicht lassen konnte, und dies war kein sterbliches Weib, sondern das Bildnis war es, das wunderbare, im Tempel der Aphrodite. Durch die verödeten Gassen schlich er sich hin, langsam zuerst, dann schneller und schneller, wie ein gehetztes Wild, denn schon vernahm er, wie die Feinde überzusteigen begannen über die Mauern und einzudringen in die Tore. Wenn sie vor ihm den Tempel erreichten, war die Geliebte in ihren Händen, und das durfte und durfte nicht sein.

Todesschweiß bedeckte sein Haupt, als er ankam und in den Tempel ein-trat, und weiß aus dem Dämmergrau des Morgens blickte die göttliche Ge-stalt. Da fiel er auf die Knie, und obschon er wußte, daß der Tod draußen stand, wogte ihm das Herz in unermeßlicher Freude auf, denn er hatte gesehen, daß die Göttin die Augen auf ihn richtete und das holdselige Haupt zu ihm neigte, als wollte sie ihm danken für seine Treue. Weil aber keine Zeit zu

verlieren war, so hob er die heilige Gestalt empor und drückte sie an seine Brust und mit den Lippen küßte er die Lippen des reizenden Gesichts — da fühlte er, daß es nicht kalter Marmor, sondern die blühende Wärme menschlichen Leibes war, was seinen Lippen entgegenkam, und ein Taumel ergriff ihn, daß er nicht mehr wußte, wo er war und was ihm geschah. In dem Augenblick aber vernahm er in nächster Nähe das Mordgeheul der Punier, darum stürzte er aus dem Tempel hinaus, mit fliegenden Händen grub er im Boden ein Loch, ein tiefes, tief wie ein Grab: „Schlafe du hier und ruhe, bis ein anderer dich weckt", sprach er zu dem geliebten Bilde, indem er es versenkte. Und als er eben die Grube geschlossen und die Erde darüber festgestampft hatte, drangen die Würger herein und der treue Gellias wurde erschlagen. Die Punier aber, die von dem Wunderbildnis im Tempel der Aphrodite erfahren hatten, suchten danach und suchten, und als sie es nicht fanden, zündeten sie in ihrer Wut ein Feuer an und verbrannten den herrlichen Tempel.

Und von dort, wie Wölfe, liefen sie zu den anderen Tempeln, ihnen ein gleiches zu tun, und also kamen sie auch zum heiligen Hause des olympischen Zeus. Als sie nun hier die steinernen Giganten sahen, auf deren Armen die Dachbalken ruhten, brachten sie Beile, Hämmer, Keulen und Balken herbei, um sie zu zerbrechen, und legten eiserne Ketten um ihre Leiber, um sie zu Fall zu bringen. Und obschon die mächtigen Gestalten lange Widerstand leisteten, mußten sie doch endlich dem barbarischen Wüten nachgeben; eine nach der anderen brach zusammen, stürzte zu Boden, den Deckbalken mit sich reißend, und jedesmal entstand ein donnerndes Getöse; die Tempelwände zerbarsten und fielen in Trümmer, und endlich stand von der ganzen einstigen Herrlichkeit nur noch ein einziger Gigant aufrecht an seinem Platze. Merkwürdigerweise aber war das gerade der schönste von den vierzehn, die den Tempel geschmückt und wenn man genauer zusah, erkannte man, daß all die anderen nach dem Muster dieses einen gemacht gewesen waren. Darauf, als die Punier sich daran machten, auch diesem letzten ein Ende zu bereiten, wie den übrigen, und als schon einer von ihnen wie ein fletschender Affe an dem Giganten emporgeklettert war, ihm die eiserne Kette um den Hals zu schlingen, stockten ihnen jählings die Hände und der Mund blieb ihnen offen stehen, denn eine Stimme hatte gerufen: „Nehmt euch in acht, er lebt!" Im nämlichen Augenblick sahen sie, wie der, welcher hinaufgeklettert war an dem steinernen Riesen, stürzend hinabglitt, die Kette, die er mit sich genommen hatte, hinter ihm drein, wie ihm der Kopf auf den Fließen des Tempels zerschellte; und zugleich kam aus der anderen Ecke des Tempels einer gelaufen, dem standen die Haare zu Berge, und es schäumte ihm der Mund wie einem Wahnsinnigen: „Ich habe es gesehen," schrie er, „der Steinerne ist lebendig und hat sich geschüttelt, darum ist er heruntergefallen und hat das Genick gebrochen! Ich hab es gesehen!" Und wie die anderen das hörten, das gellende Geschrei: „Ich hab es gesehen!" und immer wieder: „Ich hab es gesehen!" da packte auch sie das Entsetzen, denn sie wußten plötzlich, daß das, was da vor ihnen stand, was sie für Stein gehalten hatten, kein steinernes, totes Ding, sondern ein geheimnisvolles,

lebendes Wesen war. Wie von einem Wirbel herumgeschleudert, liefen sie heulend und brüllend davon; keiner getraute sich in den zerstörten Tempel zurück, und aufrecht unter den qualmenden Trümmern, die Arme erhoben, die nun freilich nichts mehr zu tragen hatten, das Haupt zum Himmel gereckt, als wollte er sehnsüchtigen Blickes das Licht des Himmels in sich trinken, stand der einsame Gigant, der einstmals der erste gewesen war und jetzt von allen der einzige und letzte war.

Also starb in jener Nacht und in den Tagen, die auf die Nacht folgten, durch die Wut der Menschen das, was einst die Wonne der Menschheit gewesen war, — Akragas, die schöne, die herrliche Stadt.

Wohl erhob sich an der Stelle, wo die Stadt gestanden hatte, später wieder eine andere, aber das war nicht Akragas mehr, sondern Agrigent, und nicht mehr erstand das windumrauschte Haus der Athene auf der Höhe, die Götterstadt auf der Felsenmauer über dem Meer, nicht mehr der jauchzenden Menschen tausendstimmig fröhlicher Lärm, ihrer purpurnen Gewänder Flattern und Wehen, verstummt war der abgerichteten Vögel süßer Gesang, der schneeweißen Rosse Gestampf und Gewieher, und ausgelöscht für immer das leuchtende Auge, mit dem einstmals an dieser Stelle die Erde zum Himmel aufgeblickt hatte.

Wie ein Sklavenleib, der keine Selbstbestimmung mehr besitzt, so ging das nachgeborene Ding, das arme Agrigent, von einer Hand in die andere, von den Karthagern zu den Römern, von den Römern zu den Karthagern und dann von diesen wieder zu jenen zurück. Und jeder, der es in die Hände bekam, griff mit Klauen und Zähnen hinein, und was in dem zuckenden Leibe an Blut noch war, das saugte er ihm aus, wo über den Knochen ein Rest von blühendem Fleisch noch war, den riß er ihm ab, und so kam es, daß die Stadt, die einstmals in der braunen Ebene unter der sizilischen Sonne wie ein sorgloses Kind im Mutterschoße gelegen hatte, sich allmählich wie ein verängstigtes und verwildertes Tier aus der Ebene hinauf und vom Meere hinweg zu ziehen begann in die Berge hinauf, in denen es sich zusammenringelte zu einem armseligen Haufen armseliger Häuser.

Und die Jahre gingen, die Jahrhunderte, die Zeit schritt durch die Welt mit dem immer gleichen, unermüdlichen Schritt, die unsterblichen Götter wurden sterblich und siechten dahin, auf den Thron des Göttergottes setzte sich der strenge, gewaltige Christengott, und der Mensch, der früher aus der Natur hervorgegangen und zu ihr zurückgekehrt war, wie die Pflanze zur Erde, riß sich von der Natur los: „Denn sie hindert mich," sagte er, „daß ich selig werde."

Damals nun, als viele, viele hundert Jahre seit dem allen vergangen waren, kam in die alte Stadt ein Christenbischof, der ging wandelnd über die verödete Stätte und beschaute kopfschüttelnd, was für wunderbare Häuser „die Heiden" vor Zeiten ihren Götzen gebaut hatten. Und als er an den einstigen Tempel der Aphrodite kam, da ergriff ihn — kaum wußte er selbst warum — ein so wundersames Gefühl, daß er beschloß, die schöne, unheilige Stätte heilig zu machen, indem er in die alten Säulen, die noch standen, eine Christen=

kirche hineinbaute. Als man nun den Boden ringsherum aufgrub, da geschah es, daß man im Boden ein Loch fand, tief wie ein Grab, und in dem Loche lag gebettet wie in süßem Schlafe, ein wunderbar herrliches Bildwerk. Als der Bischof das sah, erkannte er, daß es das Bild derjenigen war, die einst den Tempel bewohnt hatte, der Göttin Aphrodite, und obschon er sich sagte, daß es ein heidnisches Götzenwerk sei, konnte er den Blick nicht davon lassen, weil es ihm war, als hätte das holdselige Antlitz ihn angesehen mit süßen, klagenden Menschenaugen. Darum nahm er es an sich, und als die Kirche erbaut war, besprengte er das Bild mit geweihtem Wasser, um es rein zu baden von seiner Unheiligkeit und zog dem strahlenden Leibe Gewänder an, fügte einen goldenen Heiligenschein um sein Haupt und setzte es auf den Altar der Kirche, und: „Kommet her," sprach er zu den Menschen, die da droben auf den Bergen in den armseligen Häusern wohnten. „Maria, die Gebenedeiete ist auferstanden wie ein Wunder aus den Trümmern der Heidenstadt, kommet alle und betet sie an." Da kamen sie gezogen, Männer, Weiber und Kinder, und schauten staunend auf die wunderbare Frau und knieten davor, beteten zu ihr und zündeten ihr Kerzen an. Wer ein Gebresten am Leibe hatte, der zeigte es ihr, daß sie es ihm heile, wem Leid das Herz bedrückte, der vertraute es ihr, daß sie es ihm lindere, denn sie war ihnen wie eine Mutter, der man alles sagt, ihr Trost und ihre Seligkeit, ihre süße, geliebte Madonna.

Und nicht weit von diesem Tempel, wo jetzt die Christenkirche des Bischofs stand, war ein Trümmerhaufen, der so aussah, als hätte auch dort einmal ein Tempel der Heiden gestanden, noch größer als jener, und aufrecht unter den Trümmern stand eine einsame, riesige Gestalt.

Wenn die Menschen die von ferne sahen, so bekreuzigten sie sich und getrauten sich nicht heran, denn sie fürchteten sich davor und flüsterten untereinander, daß das gewiß ein Werk des Teufels sei. Ratschlag wurde gehalten, ob man nicht ausziehen sollte mit Hebebäumen und Werkzeug, den Furchtbaren zu beseitigen. Aber während man beim Beraten war, geschah es in einer Nacht, daß ein Erdbeben kam, und als die Menschen den Morgen darauf hinausblickten, stand die Gestalt nicht mehr, wo sie gestanden hatte, sondern sie war umgestürzt, und lang dahingestreckt lag sie inmitten des einstigen Tempels. Da schlichen sie vorsichtig zagend heran, den zum ersten Male ganz in der Nähe zu besehen, zu dem sie bisher nur von fern hinübergeblickt hatten, der jetzt vor ihnen lag wie ein großer, schlafender, steinerner Mann. Sie sahen die gewaltigen Glieder, die Füße, die so zusammengeschoben waren, als wären sie gebunden gewesen, die Arme übers Haupt erhoben, beinahe als wenn der Riese gebetet hätte, und da sie in sein Gesicht blickten, das sie heute zum ersten Male sahen, da fuhren sie in Schrecken zurück, denn sie hatten gesehen wie der Schlafende die Augen aufgetan hatte und sie ansah. Dann aber wurden sie wieder ruhig, denn sie bemerkten, daß er nicht sie ansah, sondern über sie hinweg in den Himmel blickte. Und indem die Sonne herab und ihm in die Augen sah, stießen die Menschen sich untereinander an, und: „Sehet," flüsterte einer dem anderen zu, „er spricht mit der Sonne, er lächelt." Da standen sie, verstummend wie vor einem unbegreiflichen Wunder, dann schlichen

sie lautlos hinweg, und: „Er soll ruhen bleiben, wo er liegt," sprachen sie zueinander, „wir wollen ihm nichts tun; denn wer so mit Sonne und Himmel sich unterredet, wie dieser es tut, der kann kein Geschöpf des Bösen sein."

Und wieder, nachdem dieses alles gewesen und geschehen war, gingen die Jahre und die Jahrhunderte; an die Stelle derer, die Akragas bewohnt hatten und Agrigent, kamen die, welche jetzt in Girgenti wohnen, und aus Ländern, von denen die einstigen Menschen von Akragas nicht geahnt hatten, daß sie auf der Erde wären, kamen und kommen in Dampfwagen und Dampfschiffen die Menschen von heute und suchen auf Sizilien die Stätte, wo die Königsmumie liegt, die uralte, die müde, die Mumie von Akragas, der königlichen Stadt.

Diese Menschen von heute nun, wenn sie, nach langer Reise an der Stätte des Schweigens dort unten angelangt, am Felsendiadem stehen, das heute noch die Hügel krönt, und auf die Ebene hinuntersehen, die heute noch unter dem Felsen hervorquillt wie braunes Haargelock, wenn sie statt des purpurflammenden Menschengewimmels einstiger Zeit ein paar maultiertreibende Bauern, statt der Opferzüge, die von den Tempeln zum Meere und vom Meere zu den Tempeln wallten, einige schwarzberockte Konviktschüler, statt der schneeweißen Rosse, die in den Straßen stampften und wieherten, hier und da eine Herde langhaariger Ziegen sehen, die auf dem vermagerten Boden ihr mageres Futter suchen, dann sagen sie: „Akragas ist tot, und alles, was da gewesen, ist dahin."

Wenn sie alsdann hinuntersteigen, von Tempeltrümmern zu Trümmern schreiten und drunten an der Felsenmauer entlang gehen, so daß die alten Tempel ihnen zu Häupten stehen wie Gesichter mit vermorschten Zügen, mit eingefallenen Wangen, mit Augenhöhlen, in denen keine Augen mehr sind, dann senken sie das Haupt und sagen noch einmal: „Akragas ist tot, und alles, was da gewesen, ist dahin."

Und dennoch ist es nicht also, Akragas ist noch nicht ganz tot, und noch ist nicht alles von ihm dahin:

Denn noch heute liegt mitten auf dem Fußboden des einstigen Göttertempels, den freilich keine Marmorfließen mehr bedecken, sondern auf dem das Gras wächst und Unkraut gedeiht, lang hingestreckt wie ein schlafender Mann, der steinerne Gigant, der einst der erste und schönste seiner Genossen war, und dann als einziger und letzter von ihnen und beinahe als letzter Zeuge von der heiligen Schönheit des alten Akragas übrig blieb. Viel hunderttausend Tage und Nächte voll Sonnenglanz und Sternenschein, voll Mittagsglut und Regenflut sind über ihn dahingegangen, noch aber sind die mächtigen Glieder wohl zueinander gefügt, die Arme noch übers Haupt erhoben und das gewaltige Antlitz blickt heute noch lächelnd zum leuchtenden Himmel Siziliens.

Und er ist nicht der einzige — sondern mitten in der stummen, toten Ebene erhebt sich eine kleine, uralte Christenkirche, braun wie das Land ringsumher, nicht die, welche einstmals der Bischof in den Aphroditentempel hineinbaute, denn die ist lange schon wieder dahin, sondern eine andere, die aber auch in einen alten Heidentempel hineingewachsen ist. Auf dem Altar dieser Kirche steht eine christliche Madonna, eine zierliche, wunderbar liebliche Gestalt,

von der der Beschauer die Blicke nicht lassen kann, weil es ihm ist als sähe das holdselige Antlitz ihn an mit tiefen, süßen, klagenden Menschenaugen.

Und alle hundert Jahre einmal, zu nächtlicher Zeit, wenn der volle Mond am Himmel steht, geschieht alldort ein wunderbar geheimnisvolles Ding:

Da geht ein Schauer über den Leib der heiligen Frau, die Gewänder sinken herab, und im Mondlicht, das durch die Fenster blickt, leuchten wie Schnee die weißen, lauteren Glieder.

Dann erinnert sie sich, daß einstmals eine Zeit gewesen ist, wo sie nicht Maria, sondern Aphrodite war; vom Altar steigt sie herab; freiwillig öffnet sich ihr die schwere Pforte, und aus der Kirche, leisen Schrittes, geht sie hinaus in die flimmernde Nacht.

Nicht zu dem Hause, das einst ihr Haus war, zu dem Tempel geht sie, wo der Göttergott gewohnt hat, denn dort, das weiß sie, ist einer, der ihrer wartet.

Wenn dann ihr Fuß im Grase rauscht, geht ein Zucken durch die steinerne Gestalt, wenn sie die weiße Hand auf die Brust des Giganten legt, auf die Stelle, wo in Leibern das Herz schlägt, leuchtet sein Antlitz, und wenn sie ihm zu Häupten tritt, dann ertönt ein Laut, wie der Nachhall einer verschollenen Welt. Das ist der Gigant, der die Göttin begrüßt.

Ihm antwortet alsdann die Göttin, und beide sprechen zueinander. Was sie sprechen — wer hat es gehört? Und wenn einer es gehört hätte, wer vermöchte es wiederzugeben? Aber sie nennt ihn Bruder, und er nennt sie Schwester, denn sie wissen, daß sie Geschwister sind, Kinder der großen Liebe, beide geboren aus einem und demselben Leben, das unsichtbar wurde, damit sie sichtbar blieben, und sich aufgab, damit sie lebten.

So sind sie beieinander in der einen Nacht, die alle hundert Jahre einmal wiederkehrt, und bleiben beieinander, bis über dem Jonischen Meere das Zwielicht graut und ihnen verkündet, daß sie scheiden müssen. „Wirst du wiederkommen in hundert Jahren?" fragt dann der Bruder; und: „Ich werde wiederkommen," antwortet die Schwester; denn beide wissen, daß sie leben werden in hundert und aberhundert und tausend Jahren, weil das unsterbliche Teil der Welt in ihnen ist, die Seele.

Moltkes Operationsplan zu einem Kriege gegen Frankreich aus dem Jahre 1859.

Von

J. von Verdy du Vernois.

Moltkes militärische Korrespondenz. Aus den Dienstschriften des Jahres 1859. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Mit einer Übersichtskarte und 6 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

II.

Die bisherigen Betrachtungen haben sich auf die Moltkesche Denkschrift vom 7. Februar 1859 beschränkt. Diese enthielt den Operationsentwurf für einen Krieg mit Frankreich unter Berücksichtigung des Konfliktes, welcher mit dieser Macht bei ihrer Unterstützung Sardiniens gegen Österreich in Aussicht stand.

Man könnte nun der Meinung sein, hier ist — wenigstens für jenes Jahr — ein Operationsentwurf festgelegt, der im gegebenen Fall unter allen Umständen während desselben die Grundlage für das Verfahren bei kriegerischen Verwicklungen bilden würde, in welche Preußen geraten könnte.

Aber ein Operationsentwurf ist ein derartiges feinmaschiges Gewebe, daß oft die geringste Luftbewegung das Gefüge an einzelnen Stellen zerreißt und nötigt, anderweitig es wieder zu befestigen, damit das Ganze überhaupt noch verwertbar bleibt. Eine derartige Veränderung trat hier in den äußeren Verhältnissen ein, und wir erkennen ihre Wirkung darin, daß es sofort erforderlich wird, auch in der Gestaltung des Entwurfes Änderungen zu treffen. Dies beweist, wie notwendig es ist, selbst bei festgelegten Absichten, unaufhörlich der weiteren Entwicklung der Sachlage die gespannteste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Unsere Korrespondenz zeigt uns einen solchen Wandel durch Änderung in der politischen Gestaltung. Den Ausgangspunkt bildet ein Schreiben, welches der General von Moltke an den Kriegsminister unter Hinzufügen einer besonderen Denkschrift bereits am 26. Februar 1859, also nur wenige Tage nach dem ersten Memoire, richtet.

In dem Anschreiben heißt es:

Ew. Exzellenz vertrauliche Andeutung einer möglichen aktiven Teilnahme Hollands und Belgiens an dem Kriege gegen Frankreich und mit Preußen ist mir Veranlassung gewesen, diese Verhältnisse näher ins Auge zu fassen.

Das Schreiben geht nun darauf ein, daß der Beitritt dieser Staaten als Bundesgenossen auch die Verpflichtung auferlege, ihre Länder in Schutz zu nehmen.

Diese Wandlung in der politischen Kombination bedingt infolgedessen, die Hauptmasse der preußischen Streitkräfte an dem unteren Rhein zu konzentrieren, da es nur dann möglich sein würde, den Bundesgenossen eine sofortige und ausreichende Unterstützung zu gewähren. Selbstverständlich müßte unter dieser Voraussetzung der Kriegsschauplatz nach der geographischen Lage von Belgien auch in diesem Lande zu suchen sein, unsere Offensivoperation nach Frankreich hinein daher auch über dieses Land gehen.

Es tritt sonach der in meinem Memoire vom 7. d. M. im Schlußabschnitt bezeichnete Fall ein, wo die beiden am spätesten marschfertig werdenden Armeekorps, sobald sie verfügbar, über Hannover und Kassel sofort nach dem Niederrhein abgesandt werden sollten.

Der Hinweis auf die frühere Denkschrift bezieht sich auf folgende Sätze derselben:

Es wird ferner sich übersehen lassen . . ., ob etwa auf eine aktive Teilnahme des belgischen Heeres gerechnet werden darf, wenn demselben ein direkter Beistand gewährt wird . . . In allen diesen Fällen würde die sofortige Heranziehung der Reservearmee (also die an der Saale zu versammelnde) nach dem Niederrhein über Hannover und Kassel zweckmäßig erscheinen.

Ich möchte darauf aufmerksam machen, wie aus dieser kurzen Anführung bereits ein charakteristisches Merkmal in den Kombinationen Moltkes hervortritt. Seine Entwürfe nämlich sind stets so umfassender Natur, daß aus ihren Anordnungen heraus allen Verschiedenheiten der Lage, welche sich durch anderweitige politische Gestaltung oder mit der Zeit durch Kenntnis von den Absichten des Gegners ergeben, Rechnung getragen werden kann. Dies ist auch hier der Fall.

So hatte er in dem früheren Memoire die beiden zuletzt transportbereiten Korps als eine Reserve zurückbehalten, da sich noch gar nicht überblicken ließ, ob die Offensive des Gegners südlich der Mainlinie oder auf den Niederrhein zu erfolgen würde. Das hing eben davon ab, wie der Gegner die Sache angreifen würde; ob er sich größere Vorteile versprach, wenn er den Angriff zunächst auf Süddeutschland richtete, oder wenn er ihn gegen Belgien führte. Nach einer von beiden Richtungen hin mußte er sich ausbreiten, denn sonst schrumpfte der Teil der Grenze Frankreichs, über welche hinaus die Bewegungen führten, derartig zusammen, daß bei einem unglücklichen Verlauf des Feldzuges sich recht beträchtliche Gefahren daraus ergeben konnten. Denn, hat man statt einer weiten Strecke, welche man in großer Breite zu überschreiten vermag, nur ein Loch hinter sich, durch das man zurückkommen soll, so kann

man begreifen, daß, wenn der Gegner hart nachdrängt, die Massen sich stauen und in eine übele Lage geraten. Diese Lage wird aber noch schlimmer, wenn durch einen Druck von der Seite die Zurückeilenden aus der Richtung gedrängt werden und so überhaupt nicht mehr durch das Tor zurückgelangen können. Also ist für ein Vorgehen über die Grenze stets eine ausreichende Streckenausdehnung erforderlich, militärisch ausgedrückt: eine ausreichende Basierung. Ist solche nicht durch die natürlichen Grenzen gegeben, so muß eben noch anderweitiges Gebiet mit hineingezogen werden.

Die Anforderungen der neuen Lage lassen sich aber aus diesen Betrachtungen heraus sehr einfach entwickeln. Denn nun ist der Zweifel einigermaßen gehoben, wohin Frankreich sich zuerst wenden würde: durch das als wahrscheinlich hingestellte Zusammengehen von Belgien und Holland mit Preußen. Man braucht nur einen Blick auf eine ganz allgemein gehaltene Übersichtskarte zu werfen, um sofort zu erkennen, daß in diesem Falle Süddeutschland erst in zweiter Linie für Frankreich in Betracht kommen kann. Die Lage Belgiens gestattete nie ein Vorgehen Frankreichs gegen den Nieder- oder Mittelrhein, wenn nicht die belgische Armee, welche sich in der Flanke oder bei einem nur kurzen Vorgehen selbst im Rücken derselben befände, vorher in irgend einer Weise unschädlich gemacht wird.

Somit konnte man unter diesen Umständen mit ziemlicher Sicherheit auf ein Vorgehen Frankreichs gegen Belgien rechnen. Wollte nun Preußen die sich aus der Verbindung mit letzterer Macht ergebenden Vorteile genießen, so war es einleuchtend, daß es ihr zur Hilfe eilen mußte. Da dann aber die Entscheidungen voraussichtlich in Belgien fielen, war die weitere Folge, daß man auch preußischerseits die Hauptkräfte am Niederrhein versammeln, also, was nach rückwärts verfügbar war, dorthin heranziehen mußte.

Die veränderte Sachlage erscheint daher von selbst sich ergebende Maßregeln zu erfordern, welche aber bereits vorgesehen waren. Man brauchte nur die beiden Korps, welche an der Saale die Reservearmee bilden sollten, nicht dort erst zu versammeln, sondern sie, sobald die Eisenbahnlinien für sie frei wurden, nach dem Niederrhein zu transportieren.

Wenn man nun aber in die neue Denkschrift vom 26. Februar 1859 tiefer hineinblickt, so wird man sofort erkennen, daß es trotz dieser in der ersten Anlage vorhandenen Begünstigung durchaus nicht so leicht war, für die Lage in ihrer jetzigen Gestalt die sich weiter daran knüpfenden Maßregeln festzustellen. Denn mit der Vereinigung der Hauptkräfte am Niederrhein waren die Erwägungen noch nicht erledigt; es handelte sich nun noch vor allem darum, über die von dort aus einzuschlagenden Operationen Klarheit zu gewinnen. Erst jetzt hatte die Lage eine greifbare Gestalt angenommen, so daß man die bereits angestellten Erwägungen nunmehr weiter zu verfolgen vermochte. Das Memoire erhält durch die bezüglichen Untersuchungen wiederum einen ganz beträchtlichen Umfang.

Vor allen Dingen erweitert sich nunmehr die Aufgabe. Sie nötigt durch die erforderliche Unterstützung Belgiens zur Offensive, während sie bisher die Abwehr eines feindlichen Angriffes vorzugsweise im Auge gehabt

hat. Letzteres Verfahren konnte erforderlich werden, sobald man zur indirekten Unterstützung Österreichs in seinem Konflikt mit Sardinien und Frankreich die preußischen Streitkräfte am Rhein und Main versammelte. Den Preis dieser Unterstützung aber mußte Österreich gewähren, ihn festzusetzen, war Sache der Diplomatie.

Jetzt lagen die Dinge anders. Die Unterstützung Belgiens ward erforderlich, die eigene Offensive daher unvermeidbar. Die hiermit in Verbindung tretenden Erwägungen Moltkes erscheinen aber von höchstem Wert für die Erkenntnis seines auch in politischen Verhältnissen weiten Blickes. Denn, indem er es der Diplomatie überläßt, sich demnächst mit Österreich abzufinden, da hierbei die inneren so verwickelten Verhältnisse Deutschlands vornehmlich in Betracht kamen, bezeichnet er Frankreich gegenüber klar und bestimmt auch die politischen Forderungen, welche von diesem Gegner zu erreichen wären.

Man könnte hier stutzen und sagen: „Das ist doch nicht die Aufgabe eines Generalstabschefs?" —

Aber dann möge man sich daran erinnern, was ich bereits im ersten Teile unserer Betrachtungen angeführt habe, daß kein Entwurf militärischer Operationen denkbar, ohne daß nicht das politische Ziel, für welches die Waffenentscheidung eintritt, festgelegt worden ist. Dieses politische Ziel kann sich in verschiedenartigster Gestalt zeigen, von Erhaltung des Besitzstandes durch einfache Abwehr an bis zur Eroberung ganzer Länder durch rücksichtsloseste Offensive.

Und ferner habe ich mir bereits anzuführen erlaubt, daß, wenn dem Generalstabschef dieses politische Ziel nicht gegeben wird, er es sich selber stellen muß, da sonst alle seine operativen Erwägungen der erforderlichen Grundlage entbehren und nur umherschwirrende Luftgebilde erzeugen.

Hier kann ich nur durch Hervorheben von einigen Einzelheiten darlegen, in welcher Weise Moltke dieser Aufgabe gerecht geworden ist. Gleichzeitig wird auch dabei sich der Belag von selbst finden, daß die Festlegung des politischen Zieles im innigsten Zusammenhange mit dem Entwurf der Operationen steht. Die Verschiedenartigkeit jenes Zieles in Rücksicht auf das früher beabsichtigte drückt hier den Operationen einen eigenartigen Charakter auf.

Wohl dürfte dies anregen, von dem gesamten Inhalt der Denkschrift selbst Kenntnis zu nehmen, insoweit sie sich mit diesem Stoffe beschäftigt[1]).

Das Memoire vom 26. Februar 1859 führt die Überschrift:

Erste Aufstellung der preußischen Armee für den Fall einer aktiven Teilnahme Belgiens und Hollands am Kriege gegen Frankreich.

Sie beginnt mit den Worten:

Wenn in dem durch den Kaiser Napoleon hervorgerufenen Konflikt Preußen schon jetzt den Kampfplatz betritt, so ist der Zweck dieses freiwilligen Auftretens in Verbindung mit Österreich und Deutschland, unter im allgemeinen sehr günstigen Verhältnissen die Agression Frankreichs zurückzuweisen und dieses

---

[1]) Korrespondenz 1859, S. 41 ff.

Land in eine Lage zu versetzen, in welcher es für die Zukunft auf einen sonst wahrscheinlich bald erfolgenden Angriff auf die Rheinprovinz verzichten muß.

Wir wissen aus den früheren Mitteilungen, wie Moltke durchdrungen war von der Überzeugung, daß der Kampf um die von Frankreich stets erstrebte Rheingrenze doch eines Tages zum Austrage kommen müsse; wir wissen auch wie er sich mit dem Gedanken trug, daß dem gewaltigen Andrange Frankreichs Preußen vielleicht einst allein zu widerstehen haben würde [1]).

Am 7. Februar wies Moltkes Denkschrift noch nicht die Absicht auf, den Eintritt kriegerischer Ereignisse für Österreich seinerseits zu einer endgültigen Entscheidung zwischen uns und Frankreich auszubeuten; die Stärkeverhältnisse mag er damals noch für unzureichend dafür angesehen haben, der gesamte politische wie militärische Zweck konzentrierte sich in der Abwehr eines französischen Angriffes.

Jetzt aber verbessern sich nicht bloß die Stärkeverhältnisse, sondern auch die strategische Situation zu unseren Gunsten. Letzteres durch die geographische Lage Belgiens, indem dort befindliche Streitkräfte jeden direkten Vorstoß Frankreichs gegen Preußen flankieren, wie ich dies schon vorhin entwickelt habe. Wenn nun aber Frankreich mit den Hauptkräften in Belgien engagiert ist, kann es nicht gleichzeitig vom Elsaß her in ausreichender Stärke gegen Süddeutschland vorstoßen, die dort befindlichen deutschen Kontingente kommen dann der Offensive zu gute. Mehr noch fällt aber jetzt ins Gewicht, daß Belgien und Holland über 100000 Mann aufzustellen vermögen und somit die Überlegenheit über die Franzosen zu einer beträchtlichen Höhe anwächst.

Wie aber denkt sich Moltke nun den Verzicht Frankreichs auf die Absichten, welche es für die Rheingrenze hegt, herbeizuführen? Die Antwort findet sich in der Denkschrift: Er nimmt hierzu die Schwächung des Gegners in Landbesitz in Aussicht, so daß dessen Grenzen weiter ab vom Rhein zu liegen kommen, während Deutschland durch den Zuwachs seine Kraft erhöht. Doch hören wir ihn selbst:

Das Resultat eines glücklichen Krieges würde an sich wichtig genug sein, allein es fehlt dabei irgend welche materielle Entschädigung für die großen Opfer, welche Preußen aus freier Wahl übernimmt.

Wenn hier auch nur von einer materiellen „Entschädigung" die Rede ist, so ergibt sich doch aus dem Zusammenhange, in welchem dieser Satz mit dem vorhin als Einleitung bezeichneten und hier wiedergegebenen steht, daß diese „Entschädigung" eben dazu beitragen soll, Frankreich von einer Wiederholung des Angriffes abzuhalten.

Über das in Bezug hierauf zu Erstrebende heißt es dann an einer anderen Stelle:

Die einzig dauernd zu behauptende Eroberung in Frankreich würden die alten deutschen Provinzen Lothringen und Elsaß mit einer noch deutschen, wenn auch für jetzt entschieden französisch gesinnten Bevölkerung sein. Frankreich und Deutschland erlangen dadurch ihre wirkliche natürliche Grenze: die Vogesen.

---

[1]) Februarheft der „Deutschen Rundschau" 1903.

Der Gedanke aber, durch welchen das politische Ziel die militärischen Absichten beeinflußt, kommt in Betrachtung über die Entschädigung in folgenden Worten zum Ausdruck:

Dazu gehört (bei dem Ländererwerb), daß man das Gebiet, welches man behalten will, beim Friedensschluß wirklich inne hat, die auf demselben befindlichen Festungen besitzt und die Eroberung durch Heeresmacht deckt.

Auf die vorliegenden Verhältnisse übertragen, heißt dies: Das Ziel der Operationen muß die Eroberung des Elsaß und Lothringens sein. Dazu gehört, daß die französische Waffenmacht niedergeworfen wird, welche diese Eroberung verhindern will.

So werden hier beim Entwurf des Feldzugsplanes zwei Gesichtspunkte maßgebend: „Man wird die Überlegenheit unserer Waffen gegen die feindliche Armee führen, gleichzeitig aber auch den Landstrich zu besetzen haben, welchen man schließlich behalten will.“ —

Hiermit sind die veränderten Absichten festgelegt, welche durch ein wahrscheinliches Bündnis mit Belgien und Holland die Grundlage des Feldzugplanes zu bilden haben.

Aber an diesem Punkt angelangt, wird wohl bei einem jeden die Erinnerung an tatsächlich Geschehenes von selbst wieder erweckt. Warum haben wir 1870 nicht dies Verfahren eingeschlagen? Warum nicht damals so gehandelt, wie es Moltke 1859 zu tun beabsichtigte? Nämlich: sich Elsaß-Lothringens zu bemächtigen, ihre Festungen erobern, und diese gesamten Eroberungen durch die gesamte Heeresmacht zu decken. Oder den Kern der Sache betrachtend und auf den bestimmten Fall übertragen: Warum sind wir nach der Schlacht von Sedan nicht stehen geblieben, statt den Marsch auf Paris anzutreten? Es ist dies eine Frage, die damals, 1870, manchen Kopf in Erregung gesetzt und die noch heutigen Tages vielfach diskutiert wird.

In Bezug hierauf kann ich nur auf die im Anfange hier gemachte Bemerkung hinweisen, daß bei im allgemeinen ähnlichen strategischen Verhältnissen es nur einer Verschiebung in einer ihrer Grundlagen bedarf, um die Anwendung anderer Mittel zu erfordern.

Und hier stoßen wir wiederum auf einen Gedanken in unserer Denkschrift, der erneut zeigt, in welcher genialen Weise Moltke Allbeherrscher des so äußerst verwickelten Stoffes war. Auch diese Frage des Vorgehens auf Paris unter den 1859 maßgebenden Verhältnissen hat er hier in der eingehendsten Weise in Erwägung gezogen. Auch hieraus sei das Hauptsächlichste mitgeteilt:

Für den Angriff eines Platzes wie Paris finden sich in der Kriegsgeschichte keine Vorgänge.

Muß angenommen werden, daß ein streitfähiges Korps von nur etwa 80 000 Mann sich in die Hauptstadt geworfen hat und dort über die Streitmittel und den guten Willen der Bewohner verfügt, so kann Paris weder erstürmt noch eingeschlossen, noch belagert werden.

Hier muß ich hinzufügen und zwar wohl als selbstverständlich: Unter den damaligen Stärkeverhältnissen und unter der Voraussetzung, daß der übrige Teil des französischen Heeres das Land beherrscht, so weit nicht das be-

reits auf dem Vormarsch durchzogene Gebiet durch Truppen des Angreifers gesichert wird (Verbindungen).

Die Werke des Platzes sind gegen den gewaltsamen Angriff gesichert. Ihr Umfang beträgt $7^1/_2$ Meile, die möglichst enge Einschließung würde eine Ausdehnung von 10—11 Meilen haben; wie stark mußte man an allen Punkten auf beiden Ufern der Seine sein, um dem Stoß eines ganzen Heeres zu widerstehen, welcher in jedem Augenblick und in jeder Richtung mit gesichertem Rückzug aus dem feindlichen Zentrum geführt werden kann?

Fügen wir auch hier hinzu: Unter gleichzeitigen Kämpfen gegen die aus den Provinzen erfolgenden Vorstöße des übrigen Teiles des französischen Heeres.

Moltke gibt hiermit unverkennbar seiner Überzeugung Ausdruck, daß, um diese Operationen auszuführen, die verfügbaren Streitkräfte nicht ausreichen. Dies ist aber gleichzeitig der Schlüssel zur Lösung unserer Frage. Was Moltke 1859 nicht zu planen vermochte, war er 1870 sehr wohl in der Lage auszuführen. Denn nicht nur wurde der letzte Feldzug mit bedeutender Überlegenheit eröffnet, sondern es gestaltete sich das Stärkeverhältnis nach Sedan auch über alle Maßen günstig, indem fast das ganze Heer des kaiserlichen Frankreichs teils schon verschwunden, teils im Verschwinden begriffen war.

Ein Stehenbleiben nach Sedan hätte dem Feinde gestattet, neue Streitkräfte in aller Ruhe zu organisieren, die Hilfsquellen des Landes in weiterem Umfange auszunutzen und, indem es die Initiative völlig in seine Hand gelegt, den Krieg in unabsehbare Länge zu ziehen. Um ihn zu beenden, hätte man aber schließlich doch aus dieser defensiven Haltung heraustreten müssen. Nur der Fall von Paris eröffnete die sichere Aussicht auf eine Beendigung des Feldzuges.

So weit geben die Betrachtungen der letzten Denkschrift wohl schon eine Vorstellung, wie ein festgelegter Operationsplan der Veränderung durch andere Gestaltung von Einzelheiten unterworfen sein kann und wie umfangreiche Erwägungen auf militärisch-politischem Gebiet dabei in Betracht kommen. Und doch sind hier nur einzelne Gedanken aus dem Memoire hervorgehoben worden. Zur Darstellung und Erläuterung der sonst in demselben niedergelegten Ideen aber ließe sich noch eine sehr umfangreiche Broschüre schreiben.

Die Denkschrift wendet sich nach Feststellung des politischen wie militärischen Zieles nunmehr den Maßregeln zu, durch welche diese Ziele erreicht werden sollen.

In Bezug hierauf legt Moltke klar, daß politische und strategische Gründe, die Aufstellung einer Nebenarmee am Main bedingen, die Hauptkräfte aber am Niederrhein zu versammeln wären, und zu diesen daher auch die beiden bisher zur Reserve bestimmten Korps sofort herangezogen werden müßten.

Erstere berechnet er unter Hinzutritt der Süddeutschen, aber mit Ausschluß Österreichs auf 140 000 Mann, letztere auf 234 000 Mann, in welcher Ziffer nicht nur das IX. und X. Bundeskorps mit eingezogen sind, sondern auch die Niederländer (20 000 Mann) und die belgische Armee (mit 60 000 Mann Feld-

truppen angenommen). Durch den Hinzutritt dieser beiden Kontingente ist Moltke nun aber auch genötigt, deren Operationen in Betracht zu ziehen, um sie in Einklang mit denen der deutschen Truppen zu bringen.

Dabei weist er auf die Schwierigkeit hin, welche sich für die politische Leitung ergibt, die Geschäfte so zu führen, daß die Mobilmachung weder zu früh noch zu spät erfolgt.

Es erscheint wünschenswert, Frankreich sich zuvor schon mit bedeutenden Kräften gegen (für?) Italien engagieren zu lassen. Zwar ist der Kaiser schon jetzt zu weit vorgegangen, um Sardinien ganz preiszugeben, doch kann Frankreich, wenn es sich von Preußen an seiner Nordgrenze bedroht sieht, in Italien mit einem Minimum auftreten und desto größere Streitmittel gegen uns führen. Erfolge hingegen unsere Rüstung zu spät, so sind wir außer stande, Belgien an der Maas zu unterstützen, und der erste strategische Aufmarsch unseres Heeres kann nur noch unter dem Schutze unserer Rheinlinie stattfinden . . .

Unter der Voraussetzung, die zum Aufmarsch am linken Rheinufer erforderlichen sechs Wochen ungestört zu erhalten, beleuchtet Moltke dann die Operationen unter zwei Gesichtspunkten: entweder erfolge der französische Hauptangriff von Lille und Valenciennes her oder von Metz gegen die Rheinarmee.

Im ersteren Falle hat man es in der Hand, auf der Linie Lüttich—Mastrich, einschließlich Belgier und Holländer, 240000 Mann entgegenzustellen, mit diesen durch Belgien nach Nordfrankreich vorzugehen, und das französische Heer aufzusuchen. Der Mainarmee fiele dann die Aufgabe zu, unverzüglich vorzurücken, die Offensive über die Argonnen zu treiben und die Belagerung von Metz bezw. Diedenhofen zu decken.

Bei letzterer Annahme dagegen sind bei Trier 170000 Mann zu vereinen, die Belgier und Holländer durch ein Korps auf 110000 Mann zur Sicherung von Brüssel zu verstärken, und ist dann unter Heranziehung von zwei Korps der Mainarmee mit in Summa etwa 300000 Mann gegen das französische Hauptheer vorzugehen, dessen Stärke auf kaum mehr als 200000 Mann geschätzt wird. Als leitender Gedanke wird hingestellt:

Im allgemeinen läßt sich nur sagen, daß die schwächere Mainarmee bestimmt ist, das Kriegsobjekt zu besetzen, die stärkere Rheinarmee diese Besetzung durch Schlachten zu ermöglichen und zu sichern.

Schließlich wird aber auch darauf hingewiesen, daß im zweiten Falle die Hauptoffensive gegen Paris in der Richtung über Nancy längs der Marne direkt die zu erobernden Landstriche decke und das kombinierte Heer in Belgien dann ein rechtes Flankenkorps bilde.

Aber auch damit ist eine Eroberung von Paris keineswegs ins Auge gefaßt, indem an anderer Stelle Moltke bereits in dieser Denkschrift darauf hingewiesen hat, daß zwar der Anmarsch auf die Hauptstadt in ihrer dadurch entstehenden Bedrohung günstige Ergebnisse haben könnte, andererseits aber, wenn eine derartige Bedrohung ihren Zweck verfehlt, sich dem wirklichen Angriff außerordentliche Schwierigkeiten böten.

Muß man schließlich diesen Angriff als unausführbar aufgeben, so würde der Rückschlag unberechenbar sein.

Das Vorgehen auf Paris wird von Moltke zu jener Zeit stets nur als eine Eventualität betrachtet, die Einschließung der Hauptstadt aber nicht beabsichtigt. Nur ganz besonders glückliche Umstände konnten ersteres rechtfertigen und letzteres gestatten.

Diese Glücksfälle haben sich im Jahre 1870 durch die Einschließung der Bazaineschen Armee in Metz, und die Gefangennahme der Mac Mahonschen Armee bei Sedan eingestellt. Sie bildeten die Grundlage für das oben erwähnte Operationsziel — den Fall von Paris — nun auch tatsächlich erstreben zu können.

Wesentliche Unterschiede ergeben sich somit bei einem Vergleiche der Denkschriften vom 7. und 24. Februar 1859. Wenn man nun erwägt, daß von den neunzehn Tagen, die dazwischen liegen, doch nur ein Teil derselben für Abfassung des zweiten Memoires verfügbar gewesen sein kann, so wird klar, wie es Lagen gibt, in denen nur kurze Zeit vorhanden ist, um die weitestgehenden und einschneidendsten Erwägungen anzustellen, daß hierzu also ein eminent scharfer, logisch geschulter Geist und ein umfangreiches Wissen gehört, um zu nutzbringenden Ergebnissen zu gelangen. Diese schwierige Aufgabe, den Wandlungen in den Vorbedingungen mit Abänderungen des Geplanten zeitgerecht zu folgen, wird in der Regel nur da erfüllt werden, wo der erste Entwurf der Operationen sich so gestaltet hat, daß aus ihnen heraus sich bereits die Anforderungen neu eintretender Verhältnisse ohne Schwierigkeiten erfüllen lassen.

Und diese Eigenschaft ist es eben, die so genial in allen Moltkeschen Operationsentwürfen hervortritt: die Möglichkeit, zunächst gefaßte Entschlüsse bei Änderungen in den Situationen auch sofort diesen anpassen zu können. Aber das gilt bei ihm nicht allein für die jahrelange Zeit der Vorbereitung zu einem Kriege, sondern zeigt sich im höchsten Maße auch während der Feldzüge selbst. Die Grundlage seiner Operationsweise war immer die, daß sich sofort, selbst außergewöhnlichen Verhältnissen gegenüber, zweckmäßige Anordnungen aus ihnen heraus treffen ließen. So war dies bei Königgrätz der Fall, als es sich herausstellte, daß die Österreicher nicht, wie man voraussetzte, uns auf dem linken Ufer der Elbe, gestützt auf die Festungen Josefstadt und Königgrätz erwarteten; so auch vor Sedan, als der Vormarsch nach Westen unterbrochen wurde, auf die Mutmaßung der unsere rechte Flanke umgehenden Bewegung Mac Mahons hin, einer Bewegung, welcher die wichtigsten strategischen Bedenken entgegenstanden.

Aber mit diesen Festsetzungen begnügte sich Moltke nicht. Immer und immer wieder hat er für alle kriegerischen Lagen, die in den Vordergrund traten, erneute Prüfungen der Verhältnisse eintreten lassen, immer wieder sich selbst — und zwar sehr häufig schriftlich — Rechenschaft abgelegt, ob er sich mit seinen Erwägungen und Vorschlägen auch auf dem richtigen Wege befände.

Und so finden wir bereits unter dem 6. März 1859 erneut Betrachtungen von ihm, welche er unter der Bezeichnung: „Zur Zeitfrage“ niedergeschrieben hat, und zwar nur für sich allein, für seine eigene Klärung, mit dem Zusatz: „Nicht weiter mitgeteilt.“

Am liebsten möchte ich den ganzen Wortlaut dieser Auslassungen hier wiedergeben, als ein beredtes Zeugnis seines Genies und der fortwährenden Vertiefung seiner Gedanken, die in dieser ununterbrochenen Übung seiner geistigen Kräfte es schließlich zu so hoher Vollendung gebracht hat. Aber bei der Fülle des Stoffes muß ich auch hierbei mich begnügen, nur Vereinzeltes hervorzuheben, was sich auf die allgemeine Lage bezieht.

Da vergegenwärtigt er sich selbst noch einmal, daß wir bei der Eigentümlichkeit unserer Organisation, welche fast die ganze wehrkräftige Mannschaft ins Feld führt, wie bei den enormen Kosten des Unterhaltes der starken Armee, nicht in der Lage sind, die Streitkräfte tatenlos längere Zeit hindurch versammelt zu erhalten; daß also aus der Mobilmachung und der Versammlung heraus unmittelbar die Operationen beginnen mußten. Dann aber fährt er fort:

Zur Zeit würde die Frage entstehen, gegen wen diese Aktion gerichtet sein soll, die beiden sich bedrohenden Mächte, Frankreich und Österreich, sind für jetzt noch gar nicht auf dem Kampfplatz erschienen, und letzteres hat zu rüsten kaum angefangen.

Nun macht er es sich erneut klar, daß eine sofortige Versammlung des preußischen Heeres am Rhein Frankreich zu einem Kriege zwingen würde, „den die Diplomatie noch zu vermeiden hofft.“ Wenn sich diese Hoffnung aber nicht erfüllt, so würde die italienische Frage für Frankreich nicht mehr die Hauptsache sein, sondern der Kampf mit uns zu solcher werden. Welche Garantie aber wäre wohl vorhanden, daß wir alsdann durch Österreich und das übrige Deutschland eine wirksame Unterstützung fänden? Frankreichs Nutzen würde den Kaiser Napoleon wohl bewegen, Österreich gute Bedingungen zu bieten, um sich gegen uns mit seiner ganzen Macht wenden zu können.

Andererseits liegt aber auch in einer zu späten Anordnung der Mobilmachung für uns eine große Gefahr. Unsere Armee befindet sich im vollständigen Friedensverhältnis zerstreut vom Rhein bis zur Weichsel, während der größte Teil der französischen Armee bereits fast kriegsbereit zwischen Paris und dem Rheine steht. Von den freundschaftlichen Versicherungen eines Napoleon darf man sich nicht verblenden lassen; bevor wir und auch unsere Nachbarn mobil gemacht haben, kann „ein französisches Heer die Grenze Belgiens, Rheinpreußens oder Süddeutschlands überschreiten.“

Nach sorgfältiger und umfassender Untersuchung, wie sich in diesem Falle die Verhältnisse gestalten würden, und welcher Maßregeln es bedürfe, um Herr der Lage zu bleiben, gipfelt das Endergebnis in folgenden Gedanken:

Eine teilweise Mobilmachung (zum Schutz einer Mobilmachung der Masse der Armee) darf nicht stattfinden, da sie die französischen Streitkräfte von Italien ab-, auf uns ziehen würde, ohne daß wir einer Unterstützung Österreichs sicher sind, die überdies zu spät kommen würde. Dagegen aber wird der Augenblick, die gesamte Armee mobil zu machen und mit ihr die Offensive zu ergreifen, gekommen sein, sobald ein französisches Heer den Boden Sardiniens betritt. —

Erinnert man sich, daß ich aus der letzten Denkschrift vom 26. Februar Äußerungen Moltkes, die er nebenbei gemacht, und die sich auf ein zu frühes

oder zu spätes Eingreifen bezogen, mitgeteilt habe, so dürfte man nicht fehlgreifen, wenn man als Grund dieser neuen Niederschrift vom 6. März annimmt: Moltke habe sich selbst gesagt: „Ich muß mir doch die Lage für diese Fälle in allen ihren Einzelheiten klarlegen." Es ist dies ein neuer Beitrag dazu, wie in seiner Gedankenschmiede der Meister verfuhr.

Bei einer richtigen Organisation, wie sie heutigen Tages besteht, ist die Feststellung des Operationsplanes eine Angelegenheit, die sich zwischen dem obersten Kriegsherrn und seinem Chef des Generalstabes vollzieht. Aber ich habe schon darauf hingewiesen, daß die damalige Organisation noch nicht dazu gelangt war, das allein richtige Verhältnis für den Generalstab herzustellen, daß dieser sich vielmehr noch in Abhängigkeit vom Kriegsminister befand.

So blieben dem General von Moltke neben der schon an und für sich die ganze Tätigkeit beherrschenden Sorge für die zweckmäßige Aufstellung der verschiedenen, auch auf den Zusammenstoß mit anderen Mächten gerichteten Operationsentwürfe und der aus denselben sich ergebenden Versammlung der Truppen recht unliebsame Friktionen nicht erspart.

Auf Vortrag des Kriegsministers hatte der Prinzregent die Aufstellung zweier Armeen nach Moltkes Vorschlag genehmigt; dagegen war vom Regenten als Sammelpunkt für die erste Aufstellung der einzelnen Armeekorps ein von den Absichten des Generalstabes abweichender Vorschlag des Kriegsministers angenommen worden, welcher den Aufmarsch auf eine Ausbreitung von 60 Meilen von Aachen bis Bamberg ausdehnen wollte.

Ein derartiges Verfahren schloß eine beträchtliche Zeitvergeudung in sich, denn aus diesem Aufmarsch konnte man unmöglich sofort zu Operationen schreiten, sondern es wurde dann erforderlich, um die Korps in einer ausreichenden Weise zu denselben zu befähigen, noch zu einem zweiten Aufmarsch in engerer Konzentration zu schreiten.

General von Moltke wandte sich nun unmittelbar an den Prinzregenten und meldete, daß er die Tableaux für den Transport der Armeekorps zwar habe sofort bearbeiten lassen, fügte indes hinzu:

> Die erste Aufstellung des Heeres ist aber von so überaus großer Wichtigkeit und fällt so ganz in das Ressort des Generalstabes, daß ich Eure Königl. Hoheit bitte, mir allergnädigst gestatten zu wollen, meine Bedenken gegen die mir bezeichneten Sammelpunkte ehrfurchtsvoll auszusprechen.

Die betreffenden Darlegungen umfassen wieder ein umfangreiches Schriftstück, hatten aber das von Moltke gewünschte Ergebnis. Die Neubearbeitung nach Ansicht des Kriegsministers wurde dadurch nur zu einer nutzlosen Arbeit, welche den Generalstab überflüssigerweise in seiner Tätigkeit belastet hatte. Aber fast möchte ich glauben, daß aus diesem Vorfall doch ein großer Nutzen erwachsen ist, nämlich: die Anbahnung unmittelbarer Beziehungen zwischen dem obersten Kriegsherrn und dem Chef des Generalstabes der Armee.

So umfassend auch die bisher besprochenen Entwürfe gewesen waren, so sehr sie auch den Verhältnissen angepaßt erschienen, so sollten sie doch noch

weiteren Wandlungen in recht wichtigen Beziehungen unterworfen werden. Mit der Zeit entwickelten sich die hierauf bezüglichen Verhältnisse in weiterem Umfange. Die Österreicher waren in Italien Anfang Mai in die Lomellina eingerückt, die Franzosen in piemontesisches Gebiet zur Unterstützung ihres Bundesgenossen.

Im ersten Drittel des Mai fand infolgedessen beim Prinzregenten eine Konferenz statt, welcher der Kronprinz, verschiedene Minister und Generale beiwohnten, und in welcher Moltke seine Ansicht dahin auseinandersetzte, daß er den Zeitpunkt politisch wie militärisch für günstig hielt, um nun selbst in bestimmter Weise in Aktion zu treten.

Wenn eine halbe Million Soldaten am Rhein in Waffen steht, aber auch wohl erst dann, werden Worte der Vermittlung bei der französischen Regierung schwer ins Gewicht fallen. Dringt indessen auch dann diese Vermittlung nicht durch, so würde nur der unmittelbare Übertritt auf französischem Boden zu einem Ziele führen. Durch längeres Zuwarten mit den mobilen Heeren würden wir unsere Kräfte unnütz verzehren und dem Gegner Zeit lassen, seinen Ersatz auszubilden, neue Formationen zu schaffen und die Rüstung seiner Kriegsplätze zu beenden.

. . . Politische Erwägungen können dabei in Betracht kommen, die hier nicht beurteilt werden können. Aber vom rein militärischen Standpunkte scheint es unzweifelhaft, daß der Entschluß zur Mobilmachung der Armee zugleich die bestimmte Absicht in sich tragen muß, die Franzosen in Frankreich selbst anzugreifen.

Wir sehen hier Moltke in voller Konsequenz der Ansichten, welche er sich aus seinen mitgeteilten bisherigen Erwägungen gebildet hat, vorgehen. Der Zeitpunkt, den er für eine Mobilmachung als den geeignetsten erkannt hat, ist gekommen, und der Gedanke wird von ihm vertreten, daß es sich nicht mehr um die Abwehr eines französischen Angriffes handeln dürfe, sondern daß mit der Mobilmachung auch der Entschluß gefaßt werde, Frankreich im eigenen Lande zu bekriegen. Wir wissen, daß er sich auch bereits über den Preis dieses Kampfes, welcher vom westlichen Nachbar zu zahlen sei, völlig klar war.

Eine Änderung gegen die frühere Absicht des Aufmarsches am Rhein tritt aber bald darauf ein und ist in Notizen vom 19. Mai zu einem Vortrage beim Prinzregenten niedergelegt. Er betrifft das Vorschieben des Aufmarsches bis an die Saarlinie. Die Begründung hierfür bietet der Umstand, daß die Franzosen sich veranlaßt gesehen hatten, immer mehr Kräfte nach Italien hineinzuführen, so daß ein offensives Verfahren derselben gegen uns unwahrscheinlich wurde. Hierbei geht Moltke nun wieder einen bedeutsamen Schritt weiter vor. Die politische Leitung läßt sich nicht darüber aus, welches politische Ziel sie sich stellt; Moltke aber bedarf einer Feststellung desselben und tritt nun mit dieser Frage hervor, um danach die militärischen Ziele der Offensive nach Frankreich hinein formen und die Operationen dementsprechend feststellen zu können.

Wir haben die Begründung dieser Anschauungen bereits kennen gelernt; seine Ansicht aber über das zu Erreichende, welche er bisher nur für sich selbst gebildet hatte, bringt er jetzt bei dieser offiziellen Gelegenheit mit folgenden Worten zum Ausdruck:

Hiernach scheint mir die dauernde Besitznahme von Lothringen und Elsaß das beschränktere aber unmittelbare Kriegsobjekt zu sein, der Marsch auf Paris nur die weitere Eventualität. Auf den ersteren Zweck mußten schon jetzt alle Mittel in Bereitschaft gesetzt und alle Verabredungen getroffen werden.

Die auf diese Auseinandersetzung, welche übrigens sich auch noch auf alle sonstigen bezüglichen Einzelheiten erstreckte, folgende Beratung fand am 23. Mai statt, diesmal nur in Gegenwart des Generals von Manteuffel.

Die Auseinandersetzung erfolgte dann noch einmal schriftlich, und der Prinzregent sendete darauf am 25. Mai dem Kriegsminister folgendes Handschreiben:

General von Moltke hat mir nach einer Besprechung die Anlage am gestrigen Tage eingereicht. Ich finde die Aufstellung sehr richtig und will sie morgen beim Vortrag zu einer Besprechung benutzen.

Es scheint, als ob die militärischen Grundlagen des Operationsentwurfs, einschließlich des Aufmarsches an der Saar, die definitive Genehmigung des obersten Kriegsherrn gefunden haben, und man sollte glauben, daß nunmehr endlich damit die Herstellung des Operationsplanes zum Abschluß gelangt sei. Das war aber auch jetzt noch nicht der Fall.

Die diplomatischen Verhandlungen hatten inzwischen unter den Großmächten und sonst beteiligten Staaten ihren Fortgang genommen. Preußen erklärte sich bereit, zum Zwecke der Erhaltung des österreichischen Territorialbesitzes in Italien eine bewaffnete Vermittlung eintreten zu lassen und „je nach dem Erfolge derselben so weiter zu handeln," wie es „seine Pflicht als europäische Großmacht und der hohe Beruf Deutschlands es erheischen würde."

Als Österreich, welches inzwischen am 4. Juni eine Niederlage bei Magenta erlitten hatte, nach einigem Zögern auf die besonderen von Preußen gestellten Bedingungen einging, wurde am 14. Juni der Befehl zur Mobilmachung von sechs Armeekorps in Berlin gegeben und ein Antrag beim Bundestage auf Bildung eines Observationskorps von 60000 Mann aus den beiden süddeutschen Bundeskorps gestellt.

Preußen wollte hierdurch Österreich zeigen, wie ernst es ihm mit seinen Versprechungen sei, vorerst aber nicht eine direkte Bedrohung Frankreichs aussprechen.

Nachdem politisch dieser Standpunkt angenommen war, konnten Moltkes Vorschläge sich nicht mehr auf dem bisherigen Boden bewegen. Es war nicht mehr die Aktion, die in den Vordergrund trat, sondern die Vermittlung, und mit ihr mußten alle die militärischen Absichten und Vorteile aufgegeben werden, die aus dem sofortigen Handeln nach erfolgter Mobilmachung zu erwarten standen. Er selbst aber, ohne anderweitige Anregung, ist es, der sich nun an den Prinzregenten unter dem 15. Juni wendet und in dem Schreiben von seinem, den bisherigen Verhältnissen so völlig entsprechendem Vorschlage zum Aufmarsch an der Saar Abstand nimmt.

Der betreffende Passus in dem Schreiben vom 15. Juni lautet:

Wenn die erste Versammlung von sechs mobilen Armeekorps als eine direkte Bedrohung Frankreichs noch nicht erscheinen darf, so wird es angemessen sein, mit

selbiger vorerst noch nicht weiter vorzugehen als bis zum Rhein und Main. Sofern aber diese Aufstellung den demnächstigen strategischen Aufmarsch der Armee weder behindern noch verzögern soll, ist es auch nicht ratsam, hinter der bezeichneten Linie zurückzubleiben, da das weitere Vorrücken, sei es mittels Fußmarsches oder durch Wiederbetreten der Eisenbahn, großen Zeitverlust verursachen würde.

Unter diesen Aufsatz schrieb der Prinzregent noch an demselben Tage:

„Einverstanden.

15. 6. 59. W. Prz. v. Pr."

So hatte sich die Ausarbeitung des Operationsplanes den verschiedenen Phasen in der Entwicklung der Sachlage beständig angepaßt, und so kam der Entwurf nunmehr zum Abschluß. Aber es sollte ihm nicht beschieden sein, nun auch zur Durchführung zu gelangen. Die ganze schwierige Arbeit blieb nur ein Werk der Vorsicht. Immerhin kam jedoch das mit ihr verbundene weitere Durchdenken verschiedener operativer Fragen den Vorbereitungen eines im Gebiet des Wahrscheinlichen liegenden Krieges mit Frankreich zu gute.

Weitere Verhandlungen und Vorarbeiten reichten noch bis in den Juli hinein. Da erhielt die Gesamtlage unerwartet eine völlig veränderte Gestaltung. Der wiederum für die Österreicher unglückliche Ausfall einer Schlacht (Solferino) führte zu einem Waffenstillstand und zur unmittelbaren Verständigung zwischen den kriegführenden Parteien, und damit fiel der Gedanke einer Vermittlung wie jedes weitere Eingreifen Preußens in sich zusammen. —

Der vorliegende Band der Korrespondenzen enthält noch sehr viele Dokumente, die teils mit der Begründung und den Vorarbeiten für die operativen Angelegenheiten sich beschäftigen, teils noch anderweitige Materien berühren. Der reichen Anregung, die dadurch geboten wird, zu folgen, ginge weit über die Grenzen, die hier zu ziehen sind, hinaus. Ich habe hier nur die operativen Verhältnisse in ihren großen Zügen berührt, um durch dieselben darzulegen, was ein Operationsentwurf zu beachten hat und wie ein solcher entsteht. Anderweitige Lagen werden auch den operativen Entwürfen in den Einzelheiten eine anderweitige Gestaltung geben können, in dem Aufbau selbst aber werden sie im allgemeinen eine große Ähnlichkeit mit den hier erläuterten aufweisen.

Die vorstehenden Darlegungen dürften wohl gleichzeitig einen Beitrag liefern zur weiteren Erkenntnis unseres unvergeßlichen nationalen Helden; sie eröffnen uns einen Blick in die schwierigen und überaus umfassenden Arbeiten seiner geistigen Werkstatt, in welcher er die Operationen schmiedete, sie geben dabei ein beredtes Zeugnis von seinem unausgesetzten scharfen Beobachten, seinem universalen Gesichtskreis und der nie erlahmenden Arbeitskraft. Ferner dürfte aber noch aus ihnen hervorgehen, wie diese Vorbereitung für den Krieg eine hervorragende politische Reife erfordert, und daß auch auf diesem Gebiete Moltkes Einsicht im glänzenden Lichte erscheint.

Von Moltkes Wahlspruch: „Erst wägen, dann wagen!" geben diese Korrespondenzen einen sprechenden Beleg für sein bewunderungswürdiges „Wägen!" — sein „Wagen!" aber hat er unauslöschlich in die Tafeln der Geschichte eingegraben!

Das energetische Weltbild.

Von

J. Reinke.

> Unser ganzes psychisches Leben, so insbesondere auch das wissenschaftliche, besteht in einer fortwährenden Korrektur unserer Vorstellungen.
> Ernst Mach. (Wärmelehre, S. 390.)

I.

Die Naturwissenschaft arbeitet in ihrem rastlosen Fortschritt an sich selbst wie der einzelne Forscher. Dessen Leben ist Lernen, will er sich nicht zum „ärmlichsten von allen Erdensöhnen“ herabsetzen, der sein Glück findet im Gefühl, wie herrlich weit wir es gebracht. So sehen wir viele unserer wissenschaftlichen Grundanschauungen im Wandel, in unausgesetzter Gärung begriffen; und wie man in 100, in 500 Jahren urteilen wird, vermag heute niemand zu ahnen. Dennoch stehen am Ufer des schäumenden Stromes der theoretischen Vorstellungen feste, unverrückbare Marksteine, bald in weiten Abständen, bald dichter gedrängt, bald größere, bald kleinere; sie bilden den Trost aller, die sich am Sicheren freuen. Wollen wir einige der größten unter ihnen durch Namen bezeichnen, so lauten sie: Archimedes, Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton, Lavosier, Schleiden und Schwann, Julius Robert Mayer.

Der Träger des letzten Namens ist eine der genialsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit [1]). Daß seine Gedanken unter den ungünstigsten Umständen sich zum Siege hindurchringen mußten, läßt ihn uns nur um so größer erscheinen. Wenn seine grundlegenden Arbeiten von der Leitung der hervorragendsten physikalischen Zeitschrift zurückgewiesen wurden, so ist dies ein beschämendes Zeugnis für die Kurzsichtigkeit offizieller und herrschender wissenschaftlicher Orthodoxie; eine geschichtliche Tatsache, an die nicht oft genug erinnert werden kann, die wir uns immer als Spiegel vorhalten sollten.

---

[1]) Julius Robert Mayer wurde geboren 1814 in Heilbronn, studierte Medizin, war erst Schiffsarzt, dann praktischer Arzt in seiner Vaterstadt, wo er 1878 starb.

Mayer hat das unverrückbare Fundament gelegt, auf dem in unseren Tagen kühne Künstlerhände das energetische Weltbild errichtet haben. Mag manchem dies letztere auch noch so einseitig erscheinen, mag die Mosaik, aus der es zusammengefügt ist, an manchen Stellen schon heute nicht halten, an anderen dem Zahne der Zeit verfallen sein, — es ist immer ein großartiger Bau, an dem kein Gebildeter achtlos vorübergehen sollte[1]).

Robert Mayers große Geistestat trat in die Öffentlichkeit im Jahre 1842 in Gestalt einer kleinen Abhandlung unter dem Titel: „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur". Hier spricht er davon, daß sich Kraft in Bewegung, Bewegung in Wärme verwandle, und um Wärme werden zu können, müsse die Bewegung aufhören, Bewegung zu sein; auch das mechanische Äquivalent der Wärme hat er durch Rechnung bestimmt. Damit war die Grundlage aller Energetik gewonnen. Schon das Wort „Energie" braucht Mayer gelegentlich; aber wenn er gewöhnlich auch für das „in seiner Wirkung sich nicht Verzehrende" das Wort „Kraft" gebraucht, „so ist doch die klare Abscheidung des jetzt als Energie Bezeichneten aus den alten Kraftvorstellungen die Errungenschaft Mayers" (Helm). Auch die Trennung von potentieller und kinetischer Energie ist von Mayer klar erfaßt worden (Helm). Eine gewaltige Ausdehnung und schärfere Formulierung gab dann Mayer seiner Theorie in dem 1845 erschienenen Buche: „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel", worin er den energetischen Grundgedanken nicht nur auf den Organismus übertrug, sondern auch zeigte, daß bei Elektrisiermaschinen sich ein mechanischer Effekt in Elektrizität verwandle, und ebenso stellt er Magnetismus, Licht, Chemismus mit der mechanischen Bewegung und der Schwere zusammen. „Aus nichts wird nichts," dies Wort Mayers ward, so einfach und selbstverständlich es klingt, doch zum Wegweiser der Energetik. Auch kosmische Anwendungen seiner Theorie finden sich in jenem Buche, die 1848 in einer Abhandlung: „Beiträge zur Dynamik des Himmels" weitergeführt wurden. Alle Arbeiten Mayers sind von dem Streben durchglüht, soviel als möglich der Hypothesen zu entraten. Bezeichnend sind nachstehende, in einem Aufsatz aus dem Jahre 1850: „Bemerkungen über das mechanische Äquivalent der Wärme" geäußerte Worte:

Die wichtigste, um nicht zu sagen einzige Regel für die echte Naturforschung ist die, eingedenk zu bleiben, daß es unsere Aufgabe ist, die Erscheinungen kennen zu lernen, bevor wir nach Erklärungen suchen oder nach höheren Ursachen fragen mögen. Ist einmal eine Tatsache nach allen ihren Seiten hin bekannt, so ist sie eben damit erklärt, und die Aufgabe der Wissenschaft ist beendigt. — Mag auch dieser Ausspruch von einigen für trivial erklärt, von anderen mit noch so viel Gründen bekämpft werden, so bleibt doch gewiß, daß diese Grundregel bis in die neueste Zeit herab nur allzu oft vernachlässigt wird, daß aber alle spekulativen Operationen selbst der glänzendsten geistigen Kapazitäten, die, statt von den Tatsachen als solchen Besitz zu ergreifen, sich über dieselben erheben wollten, bis jetzt nur taube Früchte getragen haben.

---

[1]) Nachstehende Bücher sind dem Leser zur Orientierung auf dem Gebiete der modernen Energetik besonders zu empfehlen: Georg Helm, Die Energetik nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Leipzig 1898. — Friedrich Kohlrausch, Die Energie oder Arbeit und die Anwendungen des elektrischen Stromes. Leipzig 1900. — Wilhelm Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie. Leipzig 1902. — Eduard von Hartmann, Die Weltanschauung der modernen Physik. Leipzig 1902.

Es würde zu weit führen, die Geschichte der Energetik auch nur in Umrissen skizzieren zu wollen; nur an wenige Phasen derselben sei hier noch erinnert. 1843 äußerte Joule die Überzeugung von der Unzerstörbarkeit der Naturkräfte und der Äquivalenz von mechanischer Kraft und Wärme. 1847 veröffentlichte Helmholtz seine berühmte Abhandlung „Über die Erhaltung der Kraft", worin er, von der Unmöglichkeit des perpetuum mobile ausgehend, zu ähnlichen Ergebnissen gelangte wie Mayer, wenn auch nach Helm (S. 48) die größere prinzipielle Klarheit auf seiten Mayers war. Auf seiten Helmholtz' lag dagegen die vollendetere technische Durcharbeitung des Problems. 1855 hat Rankine zuerst von einer Energetik gesprochen und die Energie definiert als die Fähigkeit, Arbeit zu leisten.

In der packenden Klarheit seiner Sprache zeichnet E. Mach[1]) das Verhältnis der drei großen Entdecker Mayer, Joule und Helmholtz mit folgenden Worten: „Während Mayer das formale Bedürfnis mit der größten instinktiven Gewalt des Genies, man möchte sagen mit einer Art von Fanatismus vertritt, wobei ihm doch auch die begriffliche Kraft nicht fehlt, vor allen anderen Forschern das mechanische Äquivalent der Wärme aus längst bekannten, allgemein zur Verfügung stehenden Zahlen zu berechnen und ein die ganze Physik und Physiologie umfassendes Programm für die neue Lehre aufzustellen, wendet sich Joule der eingehenden Begründung derselben durch wunderbar angelegte und meisterhaft ausgeführte Experimente auf allen Gebieten der Physik zu. Etwas später nimmt auch Helmholtz in seiner ganz selbständigen und eigenartigen Weise die Frage in Angriff. Nächst der fachlichen Virtuosität, mit welcher dieser alle noch unerledigten Punkte des Mayerschen Programms und noch andere Aufgaben zu bewältigen weiß, tritt uns hier die volle kritische Klarheit des sechsundzwanzigjährigen Mannes überraschend entgegen. Seiner Darstellung fehlt das Ungestüm, der Impetus der Mayerschen. Ihm ist das Prinzip der Energieerhaltung kein a priori einleuchtender Satz. Was folgt, wenn er besteht? In dieser hypothetischen Frageform bewältigt er seinen Stoff."

Heute steht das Prinzip der Energie da als eins der machtvollsten unter den Grundlagen naturwissenschaftlichen Denkens, ja, seine begeistertsten Anhänger suchen das Ganze des Geschehens in uns und außer uns auf diese eine Grundlage zu stellen, und das ist es, was ich als energetisches Weltbild im Auge habe.

Wir können drei Richtungen, um nicht zu sagen Parteien, unter den heutigen Energetikern unterscheiden, konservative, fortgeschrittene, radikale. Als literarischer Repräsentant der ersten Gruppe möge Kohlrausch, als solcher der zweiten Helm, als Vertreter der dritten Gruppe Ostwald genannt sein.

Den konservativen Energetikern ist die Energie ein wichtiges Erklärungsprinzip unter mehreren. Bei ihnen kann daher von einem energetischen Welt-

[1]) Die Prinzipien der Wärmelehre historisch-kritisch entwickelt. Zweite Auflage. Leipzig 1900. S. 320.

bilde nicht wohl die Rede sein. Die Mehrzahl der Physiker und Naturforscher möchte sich auf dieser Seite befinden. Von Helm wird die gesamte Physik und Chemie und in Anknüpfung an R. Mayer auch die Physiologie, soweit es geht, unter Hinweis auf ein hier sich eröffnendes Feld der Zukunft, auf Energetik zurückgeführt. Ostwald sucht nicht nur alle physiologischen, sondern auch alle psychischen Erscheinungen energetisch zu erklären. Er hat, wie ich oben schon andeutete, in künstlerischer Intuition das energetische Weltbild geschaffen. Von der hohen Warte des Philosophen endlich erörtert E. v. Hartmann die energetischen Probleme in eigenartiger, geistvoller Weise.

Damit ist aus der Energetik eine der wichtigsten wissenschaftlichen Prinzipienfragen geworden. Ihre konsequente Anwendung auf alles Geschehen hat, wie jede konsequent durchgeführte Lehre, etwas Bestechendes, Verführerisches. Aber je temperamentvoller eine solche Lehre begründet wird, um so mehr fordert sie auch eine kühle Kritik bei ihrer Aufnahme heraus.

Zunächst kommt in Betracht, daß es sich immer nur um ein Bild der erörterten Tatsachen handeln kann. Daher haften auch der Energetik die Nachteile eines jeden Bildes an; sie bestehen namentlich darin, daß niemals ein Bild seinem Gegenstande vollkommen gerecht wird, ihn niemals vollständig erschöpft, und daß der Bildner stets von seinem Eignen mehr oder weniger hinzutut. Daß aber die Energetik, auch wenn sie in vollkommnerer Weise als andere Lehren die Erscheinungen zum Ausdruck bringt, mehr als ein Bild sei, dies zu behaupten ist Selbsttäuschung. Und sicher enthält das energetische Weltbild auch spekulative neben empirischen Elementen. Wenn Ostwald (S. VIII) es ausspricht, er habe sich bemüht, „ein Buch zu schreiben, in welchem keine Hypothesen aufgestellt oder benutzt werden", so wird jeder ein solches Bestreben nicht nur dankenswert, sondern auch interessant finden. Ob es ihm aber geglückt ist, sein Programm durchzuführen, darüber wird später zu diskutieren sein.

Bemerkenswert ist, daß sowohl Helm wie Ostwald[1]) auch einen lebhaften Kampf gegen die Atome und Moleküle eröffnet haben, ganz unbekümmert um die Triumphe und Fortschritte, welche die Chemie unleugbar der Atomtheorie verdankt. Die Energetik glaubt solcher Hilfskonstruktionen nicht zu bedürfen. Wenn Helm (S. 361) vom Atom sagt: „Es existiert etwa, wie das Himmelsgewölbe existiert, was ja auch für die meisten Menschen eine ganz befriedigende Aussage ist, während wir vorteilhafter denken, wenn wir denken, es existiert nicht"; und alsbald hinzufügt: „Aber für die allgemeine theoretische Physik existieren weder die Atome noch die Energie, noch irgend ein derartiger Begriff, sondern einzig jene aus den Beobachtungsgruppen unmittelbar hergeleiteten Erfahrungen", so hat er damit auch die Energie gleich den Atomen für einen symbolischen Begriff erklärt.

Nach dieser vorläufigen Orientierung wollen wir uns den Hauptsätzen der Energetik und insbesondere den von Ostwald entwickelten Anschauungen zuwenden.

---

[1]) Nach dem Vorgange von E. Mach.

II.

Zum Ausgangspunkt nehme ich Rankines Definition von Energie als der Fähigkeit eines Systems, Arbeit zu leisten, als Arbeitsvermögen. Kohlrausch setzt die Begriffe Arbeit und Energie einander gleich; doch scheint mir dies schon aus sprachlichen Gründen unzweckmäßig, wie denn auch Kohlrausch selbst hervorhebt, man könne nicht gut sagen: „ich verrichte eine Energie." Ostwald gibt keine kurzgefaßte Definition von Energie; in seinem Sinne dürfte es aber liegen, Energie als „das Arbeitsfähige" zu definieren.

Die schärfste Definition eines allgemeinen Begriffes ist weniger wert als eine Anschauung von den Elementen, die ihn zusammensetzen. Um diese zu gewinnen, müssen wir uns über den Begriff der Arbeit zu verständigen suchen.

Wenn ich ein Kilogramm einen Meter hochhebe, so habe ich eine Arbeit verrichtet, die gleich ist dem Produkt aus der gehobenen Last und der Hubhöhe. Das Kilogrammeter wird in der Technik benutzt als Maß für geleistete mechanische Arbeit. Ob die Hebung verrichtet wurde durch Muskelkraft, durch Dampfdruck, durch fallendes Wasser, durch Wind, durch Elektrizität oder sonst irgend ein Agens, ist hierbei ganz gleichgültig; in jedem Falle ist die arbeitleistende Kraft Energie.

Außer mechanischer Kraft, Elektrizität und Wärme hat man auch den Magnetismus, das Licht und sonstige Strahlungen, ferner die Schwerkraft und die chemische Anziehung unter den Begriff der Energie zusammengefaßt. Neben diesen Energiearten oder Energieformen, von denen in der Natur, z. B. im Organismus, möglicherweise noch eine große Zahl vorhanden ist, sind dann zwei Zustände der Energie zu unterscheiden, die kinetische und die potentielle Energie. Ein fallender Stein repräsentiert kinetische, ein in der Luft festgehaltener Stein potentielle Energie, die sich in kinetische Energie verwandelt, wenn man ihn fallen läßt. Außer der potentiellen und kinetischen Energie sind auch die meisten Energiearten ineinander umzuwandeln, so mechanische Energie in Wärme und in Elektrizität, chemische, elektrische, strahlende Energie gleichfalls in Wärme, chemische Energie in elektrische u. s. w. Allen diesen Umwandlungen der Energien ineinander ist wesentlich, daß hierbei ihr quantitativer Wert sich nicht ändert, was man als ersten Hauptsatz der Energetik bezeichnet.

Neben dem ersten besteht ein zweiter Hauptsatz der Energetik, der weniger leicht in ein paar Worten sich ausdrücken läßt. Er wurde anfänglich nur für die Wärmelehre aufgestellt und besagt hier, daß Wärme nur Arbeit verrichtet, wenn sie von einem wärmeren auf einen kälteren Körper übergeht, also gleichsam von einem höheren auf ein niederes Niveau sinkt, wie das Gefälle eines Baches. Die Temperatur wird dabei als Intensität der Wärme bezeichnet; sie bedeutet etwas anderes als eine in Kalorien auszudrückende Wärmemenge. So kann auch im allgemeinen Energie nur Abeit verrichten, wenn eine Intensitätsdifferenz irgend welcher Art vorhanden ist, so daß ein Gefälle zustande kommt. Besteht innerhalb eines substantiellen Systems keinerlei Intensitätsunterschied von Energie, so kann es zu keiner Arbeitsleistung kommen, es kann überhaupt nichts

geschehen. Alles Geschehen in der Natur hat Intensitätsdifferenzen in der wirksamen Energie zur Voraussetzung; so etwa ließe sich der zweite Hauptsatz der Energetik in seiner allgemeinsten Anwendung formulieren. Das „Gesetz des Geschehens", wie Ostwald jenen zweiten Hauptsatz geradezu nennt, erhebt also nicht das Vorhandensein von Energie, sondern das Vorhandensein eines Gefälles von Energie zur notwendigen Bedingung für das Zustandekommen eines Ereignisses.

Energie kann nur wirken, wenn sie von der höheren zur niedrigeren Intensität übergeht. Bei einem Wasserfall, der ein Mühlrad treibt, vermindert sich die Energie der Stelle, wo der höhere Druck ausgeübt wird, und gewinnt das Niveau geringeren Druckes Energie. Elektrizität geht stets über von Orten höherer zu Orten geringerer Spannung. Alle Intensitätsunterschiede von Energie können sich daher von selbst nicht vergrößern, sondern nur verkleinern. Das gilt auch hinsichtlich der chemischen Energie. Darum kann kein System den Zustand stabilen Gleichgewichts, der dem Minimum von Energie entspricht, aus sich selbst, ohne Zutun einer fremden Gewalt, verlassen[1]); es kann keine Arbeit verrichten, wenn es selbst keinen Arbeitsvorrat enthält. In diesem Punkte berührt sich der zweite Hauptsatz der Energetik mit dem ersten. Damit etwas geschieht, muß in einem Gebilde überschüssige Energie vorhanden sein; sonst geschieht nichts. Wo aber etwas geschieht, nähert sich ein Gebilde dem stabilen Gleichgewicht, z. B. ein gehendes Uhrwerk der Ruhe, falls nicht fremde Energie kompensierend eingreift.

Gerade die Uhr dürfte das bestgeeignete Beispiel sein, um dem Laien den Unterschied beider Hauptsätze der Energetik zu zeigen. Dem Vorrat an Muskelenergie der Hand entnehmen wir soviel, um die beim Ablaufen der Uhr entschwundene Energiemenge durch Aufziehen zu ersetzen. Im Aufziehen geschieht bei der Taschenuhr eine quantitativ genaue Umwandlung der Muskelenergie in die Formenenergie (Elastizität) der zusammengedrückten Feder; bei der Wanduhr eine entsprechende Umwandlung in die Distanzenergie des gehobenen Gewichts. Diese Tatsachen fallen unter den ersten Hauptsatz. Die zugeführte Energie kann aber nur darum das Werk der Taschenuhr in Bewegung setzen und an demselben Arbeit leisten, weil den Forderungen des zweiten Hauptsatzes Genüge geleistet ist, indem die zusammengedrückte Feder bei ihrer Wiederausdehnung von einer höheren Stufe der Spannung (Intensität der Energie) auf eine niedrigere übergeht, also energetisches Gefälle besitzt; ein gleiches gilt von dem gehobenen und allmählich herabsinkenden Gewicht der Wanduhr.

Es ist bemerkenswert, daß die Wurzeln des zweiten Hauptsatzes der Energetik weit älter sind als die des ersten: sie finden sich in dem 1824 erschienenen Buche des damals achtundzwanzigjährigen französischen Artillerieleutnants Sadi Carnot: „Réflexions sur la puissance motrice du feu et sur les machines propres à développer cette puissance". Das Buch gibt eine Theorie der Dampfmaschine und enthält unter anderem den Satz:

---

[1]) Vgl. Ostwald, l. c. S. 250.

„Überall, wo ein Temperaturunterschied besteht, kann die Erzeugung von bewegender Kraft stattfinden"[1]).

Schon Robert Mayer hatte das Problem der Kausalität an seine energetische Naturbetrachtung angeschlossen, indem er sagte, daß, um eine Wirkung zu erzielen, die Ursache aufhören müsse, also verbraucht werde. In diesem Sinne entspricht das Kausalgesetz dem ersten Hauptsatz der Energetik. Indem Ostwald jenen Gedanken aufnimmt, formuliert er ihn dahin (S. 296): „Es geschieht nichts ohne äquivalente Umwandlung einer oder mehrerer Energieformen in andere." Ostwald betont dann aber, daß der zweite Hauptsatz der Energetik hinzutreten müsse, um den Inhalt des „sogenannten Kausalgesetzes" für alles physische Geschehen zu vervollständigen. Weiter hebt er hervor, daß beide Sätze nicht ausreichen, das Geschehen vollständig zu beschreiben (S. 297); denn das Zeitmaß des Ablaufes wird dadurch noch nicht berührt. Den zeitlichen Bedingungen des Geschehens entsprechen endlich noch räumliche, so daß Energie, Zeit und Raum die Elemente des Weltbildes darstellen.

Die Energie erscheint aber in einer beträchtlichen Mannigfaltigkeit von Arten oder Formen. Ostwald hat zunächst für die leblose Natur außer den bereits angeführten noch eine Anzahl von Energiearten unterschieden: so die Volumenenergie, ein Produkt aus Druck und Volum, z. B. bei Gasen; die Flächenenergie, ein Produkt aus Spannung und Fläche, besonders als Oberflächenenergie wichtig (Kapillarität); die Bewegungsenergie, Produkt aus Masse und Geschwindigkeit; Formenenergie, die in der Elastizität hervortritt; Distanzenergie, wohin die Schwerkraft gehört, deren Größe von der Entfernung zweier Körper im Raume abhängt. Damit ist auch die Materie zu Energie geworden, und in der Tat kann nicht bezweifelt werden, daß wir von der Materie nur etwas wissen durch Vermittlung der Arbeit, die sie in unseren Sinnesorganen leistet.

Daß die Wärme eine der wichtigsten Energiearten ist, wurde bereits gebührend hervorgehoben. Ostwald verwirft die von den meisten Physikern, z. B. auch von Kohlrausch, aufrecht erhaltene mechanistische Hypothese derselben, wonach die Wärme eine Bewegung der kleinsten Körperteilchen ist; er sagt mit R. Mayer: „Um Wärme zu werden, muß die Bewegung aufhören, Bewegung zu sein" (S. 202). Die Wärme zeigt außer der Fähigkeit, aus mechanischer Energie zu entstehen und sich in mechanische Energie umwandeln zu können, noch eine Reihe wichtiger Erscheinungen, die von ihrer in kurzen Worten schwer charakterisierbaren Eigenschaft der Entropie herrühren. Da ist zuerst zu erwähnen, daß, wenn Wärme durch Leitung und Strahlung sich ausbreitet, hierbei eine Zerstreuung von Energie stattfindet, so daß ihre vollkommene Wiederherstellung unmöglich ist. (Helm, l. c. S. 93.) Hierbei kommt in Betracht, daß ein Teil der Wärme sich fortwährend im Weltenraum zerstreut, und auf der Erdoberfläche würde längst keine Wärme mehr vorhanden sein, würde sie nicht durch die Sonnenstrahlen fortwährend

[1]) Vgl. Helm, l. c. S. 52.

ersetzt. Außerdem ist nicht die gesamte aus anderen Energien entstandene Wärme wieder in jene Energiearten zurückzuverwandeln; es bleibt immer ein Rest von Wärme zurück. Da aber die Wärme sich zugleich im Weltraum zerstreut, so nähert sich tatsächlich die Wärme unseres Sonnensystems langsam dem Nullpunkte. Das Minimum von Arbeitsfähigkeit und damit stabiles Gleichgewicht wird eintreten, sobald alle Energie erst in Wärme verwandelt und diese an den Weltraum abgegeben sein wird. Hiermit würde das Ende des Naturgeschehens und seiner Möglichkeit innerhalb des Sonnensystems gekommen sein. Ein solches Ende liegt indes in so weiter Ferne, daß die praktische Wissenschaft damit nicht zu rechnen braucht.

Wir befinden uns danach in einem Prozesse des Werdens, der nach und nach alle übrige Energie in Wärme umwandelt und diese dann im Weltraum zerstreut; wo sie da bleibt, wissen wir nicht. Aber hier erhebt sich ein gewichtiger Zweifel: Die Materie als solche geht doch nicht in Wärme über; kann sie dann Energie sein? Oder gilt das Gesetz der überwiegenden Umwandlung in Wärme nur für einzelne Energiearten?

Damit gelangen wir an den Punkt, wo die Ansichten der Energetiker auseinandergehen. Es ist der Begriff der Energie selbst. Die konservativen Energetiker fassen die Energie auf als eine Eigenschaft, als die Fähigkeit, Arbeit zu leisten. Da entsteht sofort die Frage: die Eigenschaft, die Fähigkeit wessen? Ist die Energie eine Eigenschaft, so muß sie auch einen Träger besitzen. So wird die Bewegungsenergie als die Eigenschaft schwerer Massen, die Wärme als die Eigenschaft sich bewegender Atome und Molekel, das Licht als Eigenschaft des bewegten Äthers gedeutet. Demgegenüber erklärt Ostwald (S. 238, 239) die Forderung eines Trägers der Energie für überflüssig, die Annahme eines den Weltraum erfüllenden Äthers für entbehrlich; das Licht ist nach ihm ein Energiestrom, der, von den leuchtenden Körpern ausgehend, sich durch den Raum hin verbreitet.

Wenn Ostwald verschiedene Energiearten unterscheidet, wie Licht, Wärme Chemismus, Elektrizität u. s. w., so ist die „Energie" auch für ihn zunächst der allgemeine Begriff, der jene Sonderbegriffe umfaßt. Aber die Energie ist in seiner Auffassung noch weit mehr als ein bloßer Begriff. Sie ist das quantitativ-unveränderliche Wirksame in der Natur; darum ist sie „die Substanz im eigentlichsten Sinne" (S. 280). Er sagt weiter: „Die Energie ist die allgemeinste Substanz, denn sie ist das Vorhandene in Zeit und Raum, und sie ist das allgemeinste Accidens, denn sie ist das Unterschiedliche in Zeit und Raum" (S. 146). Somit ist alles, was außer Zeit und Raum in der Welt existiert, Energie.

Schon Mayer hatte die Energie in gewisser Weise substantiell aufgefaßt, und Ostwald stellt sich mit Entschiedenheit auf diese Seite. Das tun aber keineswegs alle Energetiker. Helm, der sonst dem Energieprinzip den weitesten Einfluß zu erkämpfen sucht, tritt der Ostwaldschen Lehre in diesem Punkte mit scharfem Widerspruch entgegen. Er sagt, wenn wir von einem Energiestrome sprechen, so sei dies ein mechanisches Bild, eine Analogie.

Keineswegs dürfe die Energie angesehen werden als ein „existierendes, hinter den Erscheinungen spukendes Wesen, ein Etwas, das auch ohne die Erscheinungen da sein könnte, eine unzerstörbare, von Ort zu Ort bewegliche *Substanz*. Das ist eine völlig grundlose und auch ganz unnütze Vorstellung; die Energie bringt immer nur Relationen zum Ausdruck"[1]) (S. 350). An anderer Stelle äußert er, er sehe in den Versuchen, der Energie *substantielle* Existenz zuzusprechen, einen bedenklichen Abweg von der ursprünglichen Klarheit der *Mayerschen* Anschauungen. Nur *Beziehungen* seien unserer Erkenntnis zugänglich. Es ist ein Traum, „wollten wir in der Energie ein Absolutes sehen und nicht vielmehr nur den zur Zeit schlagendsten Ausdruck quantitativer Beziehungen zwischen den Naturerscheinungen" (S. 362). — Auch *E. von Hartmann* erklärt sich mit Entschiedenheit dagegen, daß die Energie Substanz ist (S. 13).

Bei solchem Gegensatz der Meinungen über eine der wichtigsten Grundfragen nicht nur der Naturforschung, sondern auch der Naturphilosophie hat es ein hohes Interesse, die Ansicht von *Ernst Mach* kennen zu lernen, der sich darüber in seinen Prinzipien der Wärmelehre ausgesprochen hat (S. 316 ff.).

Auch *Mach* bezeichnet die Energie als „jenes unzerstörbare Etwas, welches die Differenz zweier physikalischer Zustände charakterisiert, und dessen Maß die leistbare mechanische Arbeit ist bei dem Übergang aus dem einen Zustand in den anderen". Dabei erklärt er das Energieprinzip für ein Erfahrungsergebnis (S. 325); der Energiebegriff aber verdanke seinen Ursprung der Analogie. „Zu den geläufigsten unbewußt entstehenden Begriffen gehört der Substanzbegriff. Unter Substanz versteht man gewöhnlich das *absolut* Beständige. Ich glaube jedoch gezeigt zu haben, daß es ein solches nicht gibt, daß vielmehr nur Beständigkeiten der Reaktion, Beständigkeiten der Verbindung oder Bedingung existieren. Jede physikalische Beständigkeit kommt schließlich immer darauf hinaus, daß eine oder mehrere *Gleichungen* erfüllt sind, also auf ein bleibendes Gesetz im Wechsel der Vorgänge (S. 342)." Dann aber sagt er wieder (S. 344 und 345), das Energieprinzip führe eine solche Schätzung der verschiedensten Reaktionen ein, daß alle zusammengezählt bei allen Vorgängen dieselbe konstante Summe geben, somit als *eine* Substanz aufgefaßt werden können. „Demnach scheint es, daß das Energieprinzip ebenso wie jede andere Substanzauffassung nur für ein *begrenztes* Tatsachengebiet Gültigkeit hat, über welche Grenze man sich nur einer Gewohnheit zulieb gern täuscht." *Mach* weist hierbei namentlich darauf hin, daß es keinen gesunden Sinn habe, einer Wärmemenge, die man nicht mehr in Arbeit verwandeln kann, noch einen Arbeitswert beizumessen. Arbeitswert ist aber Energie. Somit würde es auch Wärme geben, die nicht Energie ist[2]).

---

[1]) *Helm* vertritt auch die Ansicht, die verschiedenen Energieformen seien wohl quantitativ äquivalent, aber keineswegs wesensgleich (S. 322).

[2]) Es kommt hier die oben erörterte Tatsache in Betracht, daß in unserem Sonnensystem alle Energie nach und nach in Wärme übergeht, deren Temperatur sich ausgleicht. Sind aber keine Temperaturdifferenzen mehr vorhanden, so kann keine Arbeit mehr geleistet werden, es kann nichts mehr geschehen; dennoch ist Wärme vorhanden, sofern sie sich nicht in den Weltraum zerstreute.

Dieser Kritik gegenüber kann wohl die bedingungslose Substantialität der Energie nicht aufrechterhalten werden. Man wird auch einräumen müssen, daß die Energie nicht als eine proteusartige Sache aufzufassen ist, die bald in jener, bald in dieser Maske sich zeigt, bald als Wärme, bald als Strahlung, bald als Magnetismus, bald als Massenbewegung auftritt, weil der allgemeine Begriff der Energie aus den analogen Eigenschaften aller jener Vorgänge abstrahiert wurde. Denn Analogie ist noch keine Identität. Angenommen, es gäbe in der Natur fünfzig Energiearten, wie es achtzig chemische Elemente gibt, so würde der allgemeine Begriff der Energie in ganz ähnlicher Weise gebildet sein wie der Begriff der Materie aus jenen Elementen. Wenn wir uns aber Energie, Materie, Masse, und was dergleichen Begriffe mehr sind, vorstellen wollen, so erzeugen wir ein Bild, wie auch Hertz ein energetisches Bild der Mechanik vorschwebte, auf dessen Ausführung er indes verzichtete, weil ihm Zweifel an der Richtigkeit dieses Bildes aufstiegen[1]). Dies stimmt zu dem Urteil von Mach, wenn derselbe sagt: „Gewiß kann das Energieprinzip nicht alle physikalischen Fragen erledigen (l. c. S. 360)."

Mit dieser kritischen Stellung von Helm und Mach gegenüber einer allzu weitgehenden Anwendung des Energieprinzips kontrastiert die Auffassung von Ostwald, nach der wir mit dem Begriffe der Energie die ganze Außenwelt zu erschöpfen vermögen, wobei zur Außenwelt nicht nur unser eigener Körper, sondern auch unsere geistige Tätigkeit gerechnet wird. Also rein energetische Striche genügen nach Ostwald, das Weltbild zu zeichnen (S. 244).

Charakteristisch für Ostwalds Lehre sind folgende Sätze: „Alle Naturerscheinungen lassen sich in den Begriff der Energie einordnen. Jeder Vorgang, ohne Ausnahme, läßt sich dadurch exakt und erschöpfend darstellen oder beschreiben, daß man angibt, welche Energien zeitliche und räumliche Veränderungen erfahren. Alles, was wir von der Außenwelt wissen, können wir in der Gestalt von Aussagen über vorhandene Energien darstellen." (S. 152 und 153.)

Ist man nicht versucht, hiernach in der Energie das Absolute zu sehen, das es nach anderweitiger Äußerung Ostwalds doch nicht geben soll?

Interessant für die erkenntnistheoretische Begründung seiner Naturauffassung ist noch der folgende Ausspruch Ostwalds: „Nur wenige haben sich dazu erzogen, in dem Ausdrucke der vorhandenen gesetzmäßigen Beziehungen zwischen den in Betracht kommenden meßbaren Größen alles zu sehen, was sich wissenschaftlich überhaupt über die Sache sagen läßt, und nicht mehr zu verlangen." (Annalen der Naturphilosophie I, S. 98.)

Bei dieser Stellungnahme ist die Lebhaftigkeit begreiflich, mit der die Energetiker die Annahme von Atomen und Molekülen bekämpfen. Für Ostwald, der die rein energetische Zusammenfassung der Tatsachen für hypothesenfrei erklärt, haben die Atome nur noch historische Bedeutung (Vorlesungen S. 210 und 211). Demgegenüber hält E. von Hartmann in

---

[1]) Vgl. J. Reinke, Mechanik und Biologie, in „Deutsche Rundschau", Dezemberheft 1901, S. 436.

Übereinstimmung mit der Mehrzahl der Chemiker und Physiker entschieden an der Annahme von Atomen und Molekülen fest. Da die atomistische Auffassung der Materie die Wärme für mechanische Energie der Moleküle erklärt, so ist für sie auch die Wärme gleicher Temperatur, der alle Energieumwandlung zusteuert, immer noch selbst Energie, nämlich Energie der Molekularbewegung.

III.

Ostwald hat es unternommen, das Energieprinzip auch auf die Erklärung der Lebenserscheinungen der Organismen anzuwenden, mit Einschluß sämtlicher geistiger Vorgänge im Menschen. Er wandelt hierbei insofern auf den Wegen Robert Mayers, als dieser nicht nur die physiologischen Erscheinungen in den Kreis seiner Betrachtung zog, sondern durch sie sogar die erste Anregung zu seinen energetischen Forschungen erhielt. Es geschah das auf seiner Tropenreise im Jahre 1840 durch die in Batavia gemachte Beobachtung, daß das unter dem Tropenhimmel der Armvene entnommene Blut eine auffallend hellrote Färbung zeigte, als entstammte es einer Arterie. Bei uns ist das Blut der Venen infolge der Atmung dunkel gefärbt; die Atmung aber versorgt uns mit Energie und Wärme. Da auch venöses Blut in den Tropen hellfarbig blieb, so schloß Mayer daraus auf geringere Atmung wegen der größeren Wärmezufuhr aus der Umgebung. Auch später ist allgemein von den Physiologen das Energieprinzip bei Analyse der Lebenserscheinungen herangezogen worden, doch niemals so weitgehend wie durch Ostwald.

In meinem oben zitierten Aufsatze „Mechanik und Biologie" habe ich es als Grundsatz der biologischen Forschung hingestellt, zu versuchen, die Lebensvorgänge so weit als irgend möglich auf mechanische bezw. energetische Vorgänge zurückzuführen. Es dürfte indessen nicht überflüssig sein, die erkenntnistheoretische Berechtigung eines solchen Verfahrens sorgfältig zu prüfen.

Ich gehe davon aus, daß niemand die Erläuterung und Erklärung von Lebenserscheinungen durch mechanische oder energetische Analogien unzulässig finden wird. Die Streitfrage zwischen „Mechanistik" und „Vitalismus" ist nur die, ob jene physikochemischen Analogien zur Erklärung der Lebensvorgänge ausreichen, ob wir die Lücken, die bei der empirischen Anwendung des Energieprinzips auf die Lebenserscheinungen bleiben, durch das Denken auszufüllen imstande sind. Es fragt sich ferner, ob die Analogie gewisser Vorgänge genüge, um auf ihre Identität zu schließen. Haben wir die erfahrungsgemäß im Organismus bestehenden energetischen Vorgänge festgestellt, so stehen diesen andere gegenüber, für die wir die Zulässigkeit der Anwendung des Energieprinzips nicht erweisen können, ohne dogmatisch zu dekretieren. Wir dürfen vor den Unterschieden zwischen allgemein energetischen Vorgängen und solchen, die wir ausschließlich im Organismus finden, nicht die Augen verschließen; sonst täuschen wir uns über wissenschaftliche Schwierigkeiten hinweg, anstatt sie zu beseitigen. Schon auf physikalischem Gebiete wird die absolute Anwendbarkeit der Energetik als Erklärungsprinzip bestritten; ich erinnere an das Wort Machs: „Gewiß kann das Energieprinzip nicht alle physikalischen Fragen erledigen." (Wärmelehre, S. 360.) Danach scheint den Lebensvorgängen

gegenüber eine gewisse Zurückhaltung angezeigt zu sein. Ohne weitgehende Anwendung der Sätze der Energetik wäre die moderne Biologie allerdings gar nicht denkbar. Wenn aber Ostwald apodiktisch erklärt (S. 314), die Lebensvorgänge seien nur Energievorgänge, und wenn er weiter die Überzeugung ausspricht (S. 317), die reiche Mannigfaltigkeit der Lebenserscheinungen enthalte nichts, was sich der energetischen Darstellung entziehe, so bedarf die Grundlage solcher Sätze einer eingehenden Prüfung.

Ostwald hält die „Fähigkeit der Selbsterhaltung" für die wesentlichste Eigenschaft der Lebewesen. (S. 314 ff.) Damit eine „selbsttätige Erhaltung" möglich wird, muß sich das Gebilde im stationären Gleichgewicht befinden. Solche stationären Gebilde gibt es auch in der leblosen Natur, z. B. eine Flamme, einen Springbrunnen, einen Wasserfall. In den letzteren treten immer neue Wasserteile ein, während andere ihn verlassen; dennoch bleibt seine Form erhalten. Der Flamme einer Lampe wird durch den Docht immer neues Öl zugeführt, während es an seinem oberen Ende durch die Verbrennung immer wieder verschwindet. Auf diese einen Vorgang der Selbstregulierung umfassende Analogie gründet Ostwald seinen Vergleich des Organismus mit einem solchen stationären Gebilde, einen Vergleich, der übrigens nicht neu ist, da bereits Örsted die Erhaltung des Lebens mit der eines Springbrunnens verglichen hat.

Die Analogie liegt darin, daß eine Pflanze oder ein Tier einen Stoffwechsel zeigt, daß ihr Dasein, ihre Gestalt sich nur so lange erhält, als die Stoffe der Nahrung in den Körper eintreten, während andere Stoffe, die bislang einen Bestandteil des Organismus bildeten, ihn verlassen; wird die Zufuhr der Nahrung sistiert, so stirbt das Tier, wie die Flamme verlöscht, wenn das Öl aufgezehrt ist.

Allein eine solche Analogie beweist keine Identität, sonst müßte man den Vergleich umkehren und die Flamme oder den Wasserfall für ein lebendes Wesen erklären können. Bei genauerem Zusehen erweist sich die Ähnlichkeit zwischen dem Organismus einerseits, dem Springbrunnen oder der Flamme anderseits auch weit geringer, als Ostwald anzunehmen scheint. Fast mit gleichem Rechte könnte man sagen: zwischen einem Stein und einem Tier ist kein prinzipieller Unterschied, weil beide schwer sind.

Zunächst sind Pflanzen und Tiere nur dann annähernd „stationäre" Gebilde, wenn sie ausgewachsen sind. Ziehen wir aber den Formenwechsel in Betracht, den sie beide in ihrer embryonalen Lebensperiode durchlaufen haben, so zerrinnt der Begriff des Stationären. Aber auch wenn wir an den Stoffwechsel einer ausgewachsenen Pflanze denken, so trifft er nicht recht zu. Die Membran der Zellwände bleibt ungeändert, in sie tritt Substanz weder ein noch aus. Auch das Protoplasma wird nur teilweise erneuert; ein Teil bleibt als unzerstörbares Gerüst zurück, wenn z. B. im Hunger bis zum Tode alle „Arbeitsstoffe" verbraucht sind. Nur für diese Arbeitsstoffe paßt das Gleichnis der Flamme völlig. Gleiches gilt von den Zellen der Tiere. Bei Nahrungsentziehung stirbt die Zelle immer schon ab, wenn noch genügend organisierte Substanz vorhanden ist, um ihre Form und Größe aufrechtzuerhalten,

während das Ende eines Wasserfalls oder einer Flamme ein ganz anderes ist, d. h. beide hören auch der Form nach auf, zu existieren. Darum bleibt der alte, oft angewendete Vergleich der zutreffendere: der Organismus verhält sich wie eine Dampfmaschine; die Nahrung entspricht der Kohle, die jene speist; sind Nahrung oder Kohle aufgezehrt, so steht der Mechanismus still. Darum halte ich auch das im Organismus herrschende Gleichgewicht für ein weit komplizierteres als das des Springbrunnens; ich habe es meinerseits nicht als stationäres, sondern als morphologisches oder als biologisches Gleichgewicht bezeichnet[1]).

Darin hat Ostwald unzweifelhaft recht, daß der von der Sonne ausgehende Energiestrom das Leben auf unserem Planeten erhält; aber er erhält es nicht bloß, wie der Bach einen Wasserfall, den er bildet, sondern wie der Bach das Getriebe einer Mühle unterhält. Daß die strahlende Energie der Sonne, sobald sie im Organismus lebenerhaltend wirkt, sich zunächst in chemische Energie umwandelt, kann auch keinem Zweifel unterliegen. Ich selbst habe den Stoffwechsel stets als einen Zu- und Abgang von Energie aufgefaßt, als einen Energiewechsel; ein System chemischer Energie ist im Organismus gegeben. Diese chemische Energie kann sich dann in verschiedene andere Energiearten umsetzen, z. B. in elektrische und in mechanische, in Wärme, wobei die letztere großenteils als Verlust zu buchen ist. So wandelt sich die chemische Energie des Muskels höchstens zu einem Drittel in mechanische Arbeit; zwei Drittel derselben werden zu Wärme, von der ein großer Teil den Körper nutzlos verläßt. Neben diesen auch der leblosen Natur angehörigen Energiearten dürften aus der chemischen Energie der lebenden Zelle noch andere Energiearten entstehen, wie eine besondere Muskel- und Nervenenergie, deren künstliche Herstellung vielleicht einmal ein Problem der Zukunft bilden wird.

So sehr meine eigenen Anschauungen auf dem Gebiete der Chemie des Organismus mit denen Ostwalds übereinstimmen[2]), scheinen mir die Analogien, die er zwischen der Gestalt von Pflanzen und Gebilden der unorganischen Chemie konstruiert, doch äußerst entfernte zu sein (S. 346). Die Ähnlichkeit zwischen der gitterförmigen Aneinanderreihung von Salmiakkristallen und Pflanzen erscheint mir im Grunde nicht größer als die zwischen einem Wolkengebilde des Abendhimmels und einem Elefanten oder zwischen einem Berge und einem menschlichen Haupte.

Wo möglich noch erheblicher sind meine Bedenken gegen die Parallele, die Ostwald zwischen der Fortpflanzung und gewissen unorganisch-chemischen Vorgängen zu ziehen sucht. Wie das Wesen des Lebens nach ihm in Selbsterhaltung bestehen soll, so ist die Fortpflanzung nur ein Teil dieser Selbsterhaltung. Die Fortpflanzung ist eine Teilung der Individuen, wie die Teilung einer Zelle ein Fortpflanzungsakt ist. Aber wenn Ostwald meint (vgl. S. 344 ff.), etwas der Teilung der Zellen Ähnliches trete ein, wenn in einer übersättigten Salzlösung nicht nur der hereingebrachte Kristall weiter

---

[1]) Vgl. J. Reinke, Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin 1901. S. 509.
[2]) Ebenda, S. 268 ff.

wächst, sondern an seiner Oberfläche zahlreiche andere, jüngere Kristalle entstehen läßt, „so daß schließlich eine Anzahl annähernd gleich großer Kristalle übereinstimmender Gestalt, entsprechend der einfachen Vermehrung der Zellen in der Nährflüssigkeit, vorhanden sind", so kann ich in dieser Kristallvermehrung durch Berührung wirklich kaum eine Ähnlichkeit mit der Zellenvermehrung durch Teilung erblicken; ebensowenig wie im Verwitterungsprodukt der Glaubersalzkristalle eine Spur von Ähnlichkeit mit den Dauersporen der Bakterien, an die Ostwald darum denkt, weil das Pulver des verwitterten Salzes in einer übersättigten Lösung wieder die Entstehung neuer Glaubersalzkristalle hervorruft. Ostwald glaubt, daß dieser Vorgang Ähnlichkeit habe mit dem zweckmäßigen Verhalten der Organismen, und sagt: „Solche Beispiele leisten wenigstens so viel, daß sie die Möglichkeit der Entstehung zweckmäßiger Lebewesen nicht als unendlich fern erscheinen lassen." Wohl verwahrt sich Ostwald dagegen, als wolle er die Entstehung der Kristalle und der Bakterien einander gleich setzen; „es handelt sich nur darum, aus der formalen Übereinstimmung die Möglichkeit entsprechender Vorgänge im organischen Reich darzulegen und den Einwand zu beseitigen, als lägen solche Erscheinungen überhaupt außerhalb der physikochemischen Welt." Meine Auffassung weicht eben nur darin ab, daß mir jene „formale" Übereinstimmung kaum größer zu sein scheint als die zwischen einem Dendriten und einer Alge oder der Wolke und dem Elefanten. Auch bei der Wolke wirken äußere Einflüsse, wie die leichteste Luftströmung, formändernd ein. Morphologische Reaktion auf die Außenwelt kann somit kaum zu den wesentlichen Merkmalen des Lebens gezählt werden; wie nicht die Rede davon sein kann, daß Ostwalds Definition das Wesen des Lebens erschöpft.

Auch die Erblichkeit glaubt Ostwald als eine „chemische Eigentümlichkeit" deuten zu können (S. 369), womit natürlich so wenig gesagt ist, als wenn man sie eine morphologische oder eine dynamische Eigentümlichkeit nennen wollte. Die Urzeugung hält er für möglich; ja, er glaubt, „in der Auslese des Dauernden im Sinne des Darwinschen Gedankens ein zureichendes Prinzip" zu sehen, um die elternlose Entstehung von Organismen „entwicklungsgeschichtlich denkbar" erscheinen zu lassen (S. 379). — Da ich mich bereits mehrfach über das Problem der Urzeugung ausgesprochen habe [1]), auch beabsichtige, auf diesen Schwerpunkt aller Naturphilosophie demnächst ausführlich zurückzukommen, so soll hier auf die Frage der Urzeugung nicht näher eingegangen werden.

Während Darwin in vorsichtiger Selbstbeschränkung darauf verzichtete, aus seinen Prinzipien die Entstehung des Lebens aus dem Unorganischen begreiflich zu machen, befindet sich Ostwald in Übereinstimmung mit Darwin, wenn auch er die Finalität bezw. Zweckmäßigkeit der Organisation durch Naturzüchtung zu erklären sucht (S. 232 ff.). Demgegenüber will ich auf den oft wiederholten Einwand verzichten, daß schon die ersten Organismen

[1]) Vgl. J. Reinke, Die Welt als Tat. Zweite Auflage. Berlin 1901. S. 310 ff. — Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin 1901. S. 545 ff.

zweckmäßig konstruiert sein mußten, und nur hervorheben, daß, wenn Ostwald die auch von ihm nicht geleugnete Zweckmäßigkeit der Organe durch Selektion erklärt, er damit das Gebiet reinster Hypothese betritt, da die Physiologie bisher kaum einen einzigen Fall erfahrungsmäßig festgestellt hat, in dem zweckmäßige Einrichtungen eines Tieres oder einer Pflanze durch Naturzüchtung hervorgebracht worden wären. Besteht doch auch in der spekulativen Biologie, wohin die Frage nach den Ursachen des Zweckmäßigen gehört, noch die weiteste Meinungsverschiedenheit über die Tragweite der Selektion. Während z. B. Darwin die Entstehung der Arten darauf zurückführen will, glaubt de Vries, daß Selektion für die Artbildung gar nicht in Betracht komme.

Bedeutsam erscheint mir, daß auch Ostwald im Nervensystem nach O. Rosenbachs[1]) Vorgang eine besondere Energieart, die Nervenenergie, tätig sein läßt. Ich habe mich in gleichem Sinne ausgesprochen und die Nervenenergie für jede Zelle postuliert. Natürlich ist diese Nervenenergie zur Zeit eine Hypothese. Weiter nimmt Ostwald an, daß die geistige Tätigkeit dieser Nervenenergie entspringt (S. 381). Endlich soll auch aus einer Umwandlung von Nervenenergie das Bewußtsein entstehen, was unter allen Hypothesen Ostwalds wohl als die kühnste bezeichnet werden darf. Er unterscheidet Nervenenergie des Eindrucks von bewußter Nervenenergie (S. 383—385). „Es macht mir nicht mehr Schwierigkeiten, zu denken, daß kinetische Energie Bewegung bedingt, wie daß Energie des zentralen Nervensystems Bewußtsein bedingt." (S. 396.)

Wohl hat schon Stumpf[2]) die Möglichkeit hervorgehoben, daß das geistige Leben auf energetischen Vorgängen beruhen könne, doch es war gleichsam ein leichter Schatten, den er im Hintergrunde seiner Zeichnungen andeutete. Bei Ostwald wird diese Idee zu einem Lehrgebäude. Aber höchstens werden wir jenem Gedanken, so verführerisch er uns auch erscheinen mag, die Möglichkeit, richtig zu sein, zugestehen können; von einer Lösung des größten aller biologischen Rätsel durch solche Hypothese kann gar keine Rede sein, zumal das Energiegesetz in seiner streng wissenschaftlichen Begrenzung doch nur eine erfahrungsmäßige Beziehung meßbarer Größen sein will. Darum dürfte sich Ostwald im Irrtum befinden, wenn er den Dualismus der alten Begriffe Materie und Geist durch schematische Unterordnung beider unter den Begriff der Energie glaubt aufgehoben zu haben; so weit sind wir noch nicht!

Ist denn nicht das Bewußtsein in erster Linie der Zusammenhang der Vorstellungen? Kann es anderweitige Energie erzeugen, was doch eins der wichtigsten Merkmale der Energie ist? Wird auch Bewußtsein und Denken Energie genannt, so wird der Umfang des Begriffes so sehr erweitert, daß sein Inhalt schließlich verschwindet. Können wir das Bewußtsein durch Einreihung unter die Energien etwa besser beschreiben als zuvor? Und wo ist

---

[1]) O. Rosenbach, Energetik und Medizin. Wien und Leipzig 1897.

[2]) Eröffnungsrede des dritten internationalen Kongresses für Psychologie. München 1896.

da die Grenze! Es denkt nicht nur in uns, sondern es warnt auch, es bestreitet, es lobt, es tadelt, es bejaht, es verneint in uns; soll auch das Gewissen eine Energieart sein?

Die Idee, das Bewußtsein zu den Energien zu rechnen, scheint mir bestechend, wenn wir den ausschließlichen Nachdruck legen auf die Annahme (Hypothese), daß im Ei und im Embryo noch keine Spur von Bewußtsein vorhanden ist. Dann muß es im Laufe der Entwicklung wie die Nervenenergie aus chemischer Energie hervorgegangen sein. Ist es aber im Ei in unwahrnehmbaren Anfängen vorhanden gewesen, so muß es zum Bewußtsein des ausgebildeten Individuums herangewachsen sein gleichfalls auf Kosten chemischer Energie. So könnte man schließen; doch ob dieser Schluß richtig ist, bleibt mir zweifelhaft. Ich möchte ihm das andere Urteil entgegenstellen: Das Bewußtsein kann nicht Energie sein, weil es nicht arbeitet im Sinne energetischer Arbeit. Ist es doch nur der helle und sich selbst erkennbare Hintergrund, auf dem die Vorstellungsbilder sich abheben. Die Vorstellung einer Arbeit ist aber noch keine Arbeit, wie die Vorstellung einer Pappel noch keine Pappel ist.

So werden wir die Lösung der Bewußtseinsfrage wohl unseren Nachkommen überlassen müssen, denn heute scheint mir keine Aussicht dazu vorhanden zu sein. Mit einer bloßen These ist nicht viel gewonnen.

IV.

Wenn in dem Maße, wie unsere Betrachtung von den energetischen Vorgängen in der leblosen Natur überging zu der Rolle, welche die Energie in den Lebensprozessen spielt, immer mehr Einwände erhoben wurden gegen die Ansichten Ostwalds, des Schöpfers des energetischen Weltbildes, so möge man nicht glauben, daß ich damit das Werk Ostwalds herabzusetzen gewillt sei. Es ist zweifellos ein höchst anregendes Buch, zu dessen Lesen ich nur eindringlich auffordern kann. Nach noch so vielen Abzügen bleibt eine großartige, glänzende Arbeit übrig; nur ein Philister könnte nicht seine Freude daran haben, daß ein so gedankensprühender Geist, ohne Rücksicht auf das, was man rechts oder links sagt, seine Quadern türmt und das Gold seiner Mosaikarbeit Stein für Stein wie aus einer Inspiration heraus aneinander fügt. Doch je himmelstürmender solche Titanenarbeit auftritt, um so weniger wird eine Verwunderung darüber am Platze sein, wenn die Zuschauer mit kühlem Kopfe den Maßstab der Kritik anlegen und fragen: Ist das alles auch richtig? Ist es Phantasie oder zwingender Schluß? Ist es beweiskräftig, überzeugend, einleuchtend? — Hertz stiegen Zweifel darüber auf, ob ein energetisches Bild der bloß mechanischen Vorgänge richtig sein könne, und er verzichtete deshalb darauf, ein solches zu zeichnen; dürfen wir da erwarten, daß energetische Linien und Farben ausreichen, ein Weltbild zu schaffen, daß die Vorgänge des körperlichen und des geistigen Lebens umfaßt? Geht die Welt wirklich restlos auf in Energetik? Das ist das Problem, die Frage, um die es sich handelt.

Wenn ich Bedenken trage, diese Frage dogmatisch zu bejahen und damit eine der gewagtesten Hypothesen zu unterstützen, die jemals menschliche Wissen=

schaft aufgestellt hat, so glaube ich gerade dadurch einem erfolgreichen Vordringen des energetischen Gedankens die Wege zu ebnen. Bei jeder umfassenden theoretischen Arbeit ist es geboten, die Schwierigkeiten in volles Licht zu rücken, anstatt über sie hinwegzugleiten oder den Kopf bei ihrem Anblick zu verhüllen. Gerade das letztere ist in hohem Maße gefährlich; man stolpert dann leicht, und der Fuß verfängt sich in Löchern und Schlingen. Lauert doch für den dogmatisch veranlagten Kopf überall die Gefahr, Möglichkeiten für Wirklichkeiten zu nehmen, und diese Gefahr wächst mit der Schwierigkeit und der Verwicklung der Probleme. Wunschlos soll der Forscher an die Natur herantreten; nur als aufmerksamer Beobachter, dem einerlei ist, was herauskommt, auch wenn die enthüllende Arbeit seine Lieblingsträume zerstören sollte. Freilich wird dies Gebot stets Ideal bleiben, weil wir keine Beobachtungs- und Denkmaschinen, sondern temperamentvolle Menschen sind, und darum müssen wir bei Zeiten auch lernen, einander zu ertragen, namentlich in den Differenzen wissenschaftlicher Ansichten; um so mehr dürfen wir des Vielen uns freuen, worüber ein Einverständnis erzielt ist. Mir scheint es das Zeichen eines echten Forschers zu sein, wenn er gegen fremde Ansichten immer duldsamer, gegen sich selbst immer strenger wird.

Doch nur im Kampfe kann wissenschaftliche Wahrheit sich durchsetzen, und in diesem Sinne bitte ich auch noch die nachstehenden Bemerkungen hinnehmen zu wollen.

In der Maschine wie im Organismus müssen nach meiner Auffassung Energie und Form zusammenwirken. Hierbei handelt es sich nicht etwa um Formenenergie im Sinne Ostwalds, sondern die Form, mag sie sich auf die äußere Gestalt oder auf die Struktur beziehen, ist ein von der Energie verschiedenes Prinzip. Die Anordnung der Energie ist etwas anderes als die Energie selbst. So ist es energetisch ganz gleichgültig, ob ich ein Pfundgewicht auf die linke oder rechte Seite einer Wagschale lege; in Wirklichkeit kann es aber von großer Bedeutung sein. Es handelt sich da nicht um einen Größen-, einen Intensitäts- oder Kapazitätsunterschied der Energie, sondern um einen geometrischen Zusammenhang von Teilen, durch den der Energiewirkung Beschränkungen auferlegt werden. So ist in der Uhr nicht der treibende Energiestrom, der durch sie hindurchgeht, das Wesentliche, sondern die Konfiguration und Zusammenstellung der Teile. Wäre der Energiestrom der gleiche, so könnte doch bei anderer Konfiguration des maschinellen Apparats eine völlig andere Wirkung hervorgebracht werden. Um die Zeiger zu drehen, um die Dampfmaschine zu bewegen, muß in beiden Fällen die Energie, mit der man sie beschickt, in der verschiedensten Weise transformiert werden; die maschinellen „Transformatoren“ [1]) der Energie sind aber keineswegs schlechthin identisch mit Energie. So sagt auch Mach: „Das Energieprinzip bestimmt nur die Beträge der Umwandlung, nicht die Umstände, unter welchen dieselbe eintritt. Letztere zu ermitteln ist Aufgabe der Spezialphysik.“ (Wärmelehre S. 337).

[1]) Vgl. O. Rosenbach, Die Organisation als Transformator. Wiener klinische Rundschau 1901.

Für nicht-energetisch halte ich es daher, daß in den Maschinen, den Tieren und den Pflanzen jeder elementare energetische Vorgang sich an seiner richtigen Stelle vollzieht und gezwungen ist, dies zu tun. Wäre es anders, so könnte die Energie nicht in der geregelten Weise ablaufen, wie sie in Maschinen und Organismen tatsächlich tut; die geringste Abweichung würde schon Stillstand, Versagen und Tod hervorrufen.

In jeder Maschine sind Gedanken verkörpert, die auf einen unmittelbar erkennbaren Ursprung zurückzeigen, auf den Erfinder und Verfertiger. In den Organismen treten uns Analoga solcher Gedanken entgegen, durch welche das energetische System derselben einheitlich verknüpft wird; ich habe sie Dominanten genannt[1]). Die Quelle der Dominanten ist nicht unmittelbar erkennbar; nur auf spekulativem Wege kann man versuchen, sie zu erschließen, doch kommt man dabei über Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten nicht hinaus. Mit dieser durch Descartes begründeten Maschinentheorie der Organismen hat auch die Energetik zu rechnen; aber so viel ist sicher, daß die Behauptung, das Energieprinzip reiche aus, um die Organismen zu erklären, Hypothese ist.

Darum ist auch Ostwalds energetisches Weltbild eher alles andere als hypothesenfrei. Er bildet tatsächlich nur eine Seite des Naturgeschehens ab, doch nicht das ganze. Seine Energetik ist eine nicht weniger einseitige Abstraktion, wie vorher der gerade durch ihn bekämpfte Materialismus es war. Daß seine Lehre geeignet sei, die ganze Natur zu erklären, ist gerade seine Haupthypothese. An diesem Urteil kann auch der Umstand nichts ändern, daß Ostwald für das Wort „Hypothese" in dem bisher üblichen Sinne das Wort „Protothese" einzuführen sucht, während er das Wort „Hypothese" einschränken will auf einen Begriff, den man meistens mit dem Worte „Vorurteil" auszudrücken pflegt. (Vgl. S. 399.)

Wenn so hervorragende Denker wie Mach und Ostwald sich gegen die Atomhypothese und für die Kontinuitätshypothese aussprechen, während doch das ganze Gebäude der Strukturchemie auf der Atomtheorie ruht, dürften Fernerstehende zu der Schlußfolgerung kommen, daß in den Wissenschaften, die sich selbst mit Vorliebe „exakt" nennen, die Anschauungen über elementare Begriffe und Vorstellungen kaum weniger weit auseinandergehen als auf den Gebieten religiöser und politischer Parteidogmen. Über den Kampf um die Wahrheit scheinen wir auch in den Naturwissenschaften vielfach nicht hinauszukommen.

Nichtsdestoweniger haben wir im energetischen Gedanken einen der bedeutsamsten Fortschritte des Naturerkennens zu feiern, und Robert Mayers Name wird durch die Zeiten hindurchleuchten wie der Galileis und Newtons. Mich aber sollte es freuen, wenn es mir im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes gelungen wäre, auch in Fernerstehenden die Überzeugung zu wecken, daß die Energetik die größten und schwierigsten Probleme der Naturforschung umspannt, und daß sie unter den Naturanschauungen der Gegenwart in vorderster Linie steht.

[1]) Vgl. J. Reinke, Zur Dominantentheorie; in „Preußische Jahrbücher", Band 110 (1902), S. 502 ff.

Aus der Berliner Hofgesellschaft der Jahre 1805 und 1806.

Tagebuch-Aufzeichnungen einer jungen Dame.

(Schluß.)

Hochzeitsreisen waren vor hundert Jahren noch nicht üblich. Drei Tage verbrachte das junge Paar bei den Eltern, und daß nach Ablauf derselben eine Reise nach Würzburg unternommen wurde, geschah lediglich, weil der Ehemann veranlaßt worden war, den Kurfürsten (nachmaligen König) Max und den Leiter der bayrischen Politik, Montgelas, aufzusuchen. Nach fünftägiger, anstrengender Reise „auf den fürchterlichen Wegen des Vogtlandes“ langen die Reisenden in Regensburg an, wo ihnen durch den preußischen Gesandten Grafen Goertz (einen Rastatter Bekannten Brays) mitgeteilt wird, daß der kurfürstliche Hof nicht in München, sondern in Würzburg weile. Daß die Übersiedelung dahin mit der Abschwenkung Bayerns auf die französische Seite und mit dem Wunsche des Kurfürsten zusammenhing, der Nachbarschaft der österreichischen Armee und der Gefahr eines Handstreichs derselben entrückt zu werden, scheint die junge Frau weder damals noch später erfahren zu haben. — Es blieb nichts übrig, als die Reiseroute zu ändern und den Weg nach Franken einzuschlagen. — Zwölf Stunden nach der Abreise von Regensburg ist Nürnberg erreicht, „wo wir die gesamte beau monde in der Komödie vorfinden und in der Loge des bayrischen Gesandten mit dem Grafen Egloffstein zusammentreffen[1]), der von Weimar und Meiningen spricht“. Abermals drei Tage, und mit Hilfe eines vorausgesandten Kuriers und von diesem bestellter Postpferde ist Würzburg erreicht. Hier finden die herkömmlichen Vorstellungen bei Hof statt, „wo die Frau Kurfürstin, die hübsch und artig ist, viel mit mir spricht, viel fragt, und wo ich mein Kreuzchen herausziehen muß. . . . Der Kurfürst ist komisch und liebenswürdig.“ Einige Stunden später holt Mont-

[1]) Die am Weimarer Hof lebenden Gräfinnen Julie und Karoline Egloffstein gehörten zu Goethes engerem Kreise und werden in den Eckermannschen Gesprächen wiederholt genannt. Eines Generals v. Egloffstein geschieht in den „Unterhaltungen“ Müllers Erwähnung.

gelas die Gemahlin seines Freundes „in die Komödie ab, wo die ‚Jäger‘[1]) ziemlich gespielt werden.“ Anderen Tages macht Frau von Bray die Bekanntschaft der Gemahlin des Ministers. Über den Eindruck, den die eigentümliche Erscheinung des damals sechsundvierzigjährigen Begründers des modernen Bayern („gepudertes Haar, scharfe, doch unstete braune Augen, eine überhängende, mächtige Nase über dem großen, faunischen Munde“ heißt es in einer zeitgenössischen Schilderung) auf sie machte, läßt das Tagebuch sich nicht aus, der frivole Ton, den der Minister und seine Gemahlin zu dem in München herrschenden gemacht hatten, scheint der feinfühligen und sittenstrengen jungen Livländerin indessen nicht entgangen zu sein. „Die Montgelas und der preußische Gesandte Schladen,“ heißt es in einer Aufzeichnung vom 17. September, „aßen bei uns. Nie war ich mehr mal à mon aise; ich glaube, die freien Reden der Montgelas waren daran schuld ... Die Montgelas wohnt hier nicht bei ihrem Mann. Nach Tisch kam der französische Gesandte Otto, abends gingen wir nach Hof. Es werden kleine Kartenspiele gespielt.“ Nur an zweien der in Würzburg verbrachten Tage gelingt es dem von Besuchen und Einladungen überschütteten Ehepaare, mindestens einige Stunden für sich zu behalten. „Einsame Promenade mit Bray,“ heißt es vom 23., „im Huttenschen Garten; interessantes Gespräch. Er ist so liebenswürdig, er liebt mich, und ich liebe ihn. Er liest mir den Abend vor, wir trinken Tee.“ „24. September. Wir machen eine Spazierfahrt, dann schreibt er, und ich mache eine Visite bei Montgelas. Bei ihr finde ich den schönen General Wrede; er sieht aus wie ein Held und spricht auch so. — Zu Hause setze ich mich neben Bray; er schreibt, und ich lese.“

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in der alten Bischofsstadt am Mainufer kehrt das Ehepaar nach Dresden zurück, um einige Tage später nach Berlin überzusiedeln, wo die junge Frau am 12. Oktober zum ersten Male das eigene Haus betritt.

Hier bricht das Tagebuch ab, um ein Jahr später, und zwar an dem verhängnisvollen Tage des Einzugs der Franzosen in die preußische Hauptstadt, wieder aufgenommen zu werden.

Aus dem an dieser Stelle veröffentlichten Tagebuch des Gemahls der Tagebuchschreiberin[2]) ist bekannt geworden, daß der Gesandte des rheinbündlerischen Bayern, trotz seiner französischen Herkunft und seiner Parteinahme für das „französische System“, von jeder Feindseligkeit gegen Preußen entfernt war. Wären Brays persönliche Wünsche und Ansichten für den Gang der Ereignisse in Betracht gekommen, so würde der Krieg vermieden und das Berliner Kabinett an der Seite Bayerns und im Einvernehmen mit Frankreich gehalten worden sein. Dementsprechend nahm der human denkende Mann an den über die Monarchie Friedrichs des Großen hereingebrochenen schweren Geschicken jeden mit seiner Stellung vereinbaren Anteil. Zu sichtbarer Erwärmung seines Nationalgefühls und zu patriotischer Begeisterung für Napoleon kam es erst nach der persönlichen Begegnung mit dem gewaltigen

[1]) Das bekannte und vielbeliebte Ifflandsche Schauspiel.

[2]) Vergl. „Berlin im Oktober und November 1806“, a. a. O. S. 40, 41.

Manne, den er einige Jahre zuvor als Ersten Konsul kennen gelernt hatte, und in dem er jetzt den Träger einer weltgeschichtlichen Mission sehen zu müssen glaubte. Im übrigen handelt es sich, wie man sich erinnern wird, in dem von Herrn von Bray geführten Tagebuche vornehmlich um Berichte über die politischen Ereignisse des Tages und über die Verhandlungen, die er im Interesse seiner Regierung mit Talleyrand, Maret, Duroc und anderen Vertrauten des Imperators zu pflegen hatte. Obgleich die gleichzeitigen Vorgänge auf gesellschaftlichem Gebiete regelmäßig registriert und durch Mitteilungen über die in seinem Hause versammelten deutschen und französischen Gäste ausgestaltet werden, ist der politische Gesichtspunkt der vorherrschende und geschieht der privaten Beziehungen zwischen Siegern und Besiegten nur beiläufige Erwähnung.

Anders steht es mit den Aufzeichnungen der jungen Frau, die in mehrfacher Rücksicht eine Ergänzung zu dem Tagebuche des Gemahls bilden. Abgesehen davon, daß Frau von Bray zu sehr deutsch ist, um dem französischen Sieger mehr als das durch die Verhältnisse bedingte Entgegenkommen zu beweisen, verweilt sie fast ausschließlich bei der menschlichen und gesellschaftlichen Seite der Ereignisse, zu deren politischem Inhalt sie kein bestimmtes Verhältnis einnimmt. Erst durch sie erfahren wir im einzelnen, daß mindestens ein erheblicher Teil der Berliner Gesellschaft den gewohnten train de vie auch nach dem Tage von Jena fortsetzte, daß in diesen Kreisen von keinem deutlichen und bewußten Gegensatze gegen die gewaltsam eingedrungenen Fremden die Rede war, sondern daß die Vertreter der beiden auf Tod und Leben kämpfenden Nationalitäten einstweilen noch auf dem hergebrachten Gesellschaftsfuße verkehren. In den nämlichen Salons bewegen sich französische und deutsche Würdenträger, französische und deutsche Offiziere, Männer, die einander noch kurz zuvor mit gezücktem Schwerte gegenübergestanden haben. Alexander von Humboldt steht in beständigem Verkehr mit Denon, Maret und anderen Trägern der napoleonischen Politik, Herzog Karl August von Weimar verbringt den letzten Tag des Jahres 1806 in einer fast ausschließlich französischen Gesellschaft, und von dem eben erst mit dem Tode bedroht gewesenen Schwiegersohne des letzten preußischen Gouverneurs von Berlin, dem Fürsten Hatzfeld, hören wir, daß sein Haus in gleicher Weise für Freund und Feind geöffnet ist. Unbeschadet ihrer durch die amtliche Stellung des Gemahls bedingten nahen Beziehungen zu den diplomatischen Vertretern Frankreichs sieht Frau von Bray verwundete und gefangene Offiziere des von Napoleon mit besonderer Härte behandelten Regiments „Gensdarmen“ als alte Freunde bei sich und läßt sie für eine befreundete Militärfamilie, die infolge der Kriegsereignisse „alles verloren hat“, ihre Verwendung eintreten. Wären den Berichten über diese Vorgänge nicht Daten vorgesetzt, die mit blutigem Griffel in die Annalen Preußens eingezeichnet sind, so könnte man glauben, sie stammten aus einer Sphäre, in welche nationale Leidenschaften und Gegensätze überhaupt nicht hineinreichten.

Der letzte Abschnitt des Tagebuches beginnt (wie erwähnt) am Tage des Einzuges der ersten Franzosen in die preußische Hauptstadt.

24. Oktober 1806. Heute zogen die ersten Franzosen in Berlin ein.

25. Oktober. Heute ging das Corps des Marschalls Davout durch, welches am meisten zum Siege der Bataille bei Auerstädt beigetragen hat. Die Minister und die Ersten der Stadt zogen ihm am Tor entgegen, — er nahm den Hut nicht ab.

26. Oktober. Früh kam Dumoustier von der Legation in Dresden an; er ist jetzt mit dem Kaiser. Mittags bei Mama mit Lützow; auch den Abend sind wir recht vergnügt mit Hagens bei Mama.

27. Oktober. Es wird angekündigt, daß der Kaiser seinen Einzug halten wird; Marschall Lefèvre und der Erbprinz von Baden führen den Zug an. — Schöne Garden zu Fuß und zu Pferde, Napoleon mitten unter seinen Generalen, sein Bruder Jérôme vor ihm, dann die Mameluken. Mit dem Marseiller Marsch ziehen sie ein. — Mama kommt zu mir; wir sehen aus dem Fenster. Mittags kommen Dumoustier und ein Bekannter Brays, der Inspecteur Chivaille, ein guter Alter. — Szene des Kaisers mit Néale[1]).

28. Oktober. Schreckliche Geschichte des Fürsten Hatzfeld[2]). Er wird arretiert und fällt glücklicherweise in die Hände des Capitaine Noirot, der ihm rät, der Fürstin zu schreiben; zwei Billetts werden ihr aus Delikatesse nicht abgegeben. Der Offizier besteht darauf, daß Hatzfeld zum dritten Male schreibt, was die Fürstin erhält. Sie eilt mit einem Briefe der Prinzessin Ferdinand[3]) zum Kaiser aufs Schloß, wo die Wachen sich gut und hilfreich erweisen. Sie erwartet im Saale des corps de garde, daß der Kaiser nach Hause kommt, wirft sich vor ihm nieder, gibt ihm den Brief und bittet um Gnade für ihren Mann. Der Kaiser sagt ihr, aufzustehen, — er werde sich der Sache annehmen. Einen Augenblick darauf wird sie zu ihm gerufen und bleibt eine halbe Stunde mit dem Kaiser allein. Er empfängt sie mit unbeschreiblicher Güte und Sanftmut; sie erzählt ihm vieles von ihrem Manne und ihrem Vater[4]). Er fragt sie, ob sie wisse, was ihr Mann verschuldet habe; sie antwortet, sie habe gehört, es sei ihres Vaters wegen, glaube es aber nicht, denn dieser habe doch nur seinem Könige treu gedient. „Vous croyez nous donc des tyrans," sagte der Kaiser, „mais c'est une chose tout à fait personnelle à lui. S'il l'a écrite, il est coupable, si non, je saurais l'en récompenser d'une manière brillante." (Der Kaiser hat nachher dem Minister Maret gesagt, die bebende Stimme, mit der sie den deutschen Brief gelesen, habe ihn beinahe zu Tränen gerührt.) Die Fürstin sagt, sie könne nicht leugnen, es sei die Handschrift ihres Mannes, oder diese sei sehr gut nachgeahmt. „Eh bien," sagte der Kaiser, „tenez la pièce d'accusation qui est la lettre et emmenez votre mari." Er umfaßte sie halb und führte sie an die Tür, wo Rapp und Duroc sie ins andere

---

[1]) Dem Grafen Néale, Vater der patriotischen und durch ihre Freundschaft mit Gneisenau bekannten Hofdame der Prinzessin Louise (Fürstin Radziwill), hatte Napoleon gesagt, seine Tochter verdiene, geschoren und ins Irrenhaus gesperrt zu werden. (Vgl. „Aus der Zeit der Noth", S. 155, 337 und XVIII. Berlin 1900. — „Gräfin Elise Bernstorff", Bd. I, S. 55, 292. Berlin 1896.)

[2]) Die in der vorstehenden Version des bekannten Vorfalles berichteten Einzelheiten scheinen die von Häusser u. a. ausgesprochene Meinung zu bestätigen, nach welcher Verhaftung und Begnadigung Hatzfelds eine in majorem gloriam Napoleons bestellte Komödie gewesen sind.

[3]) Die Prinzessin Ferdinand, Gemahlin von Friedrichs des Großen einzigem überlebendem Bruder, war Mutter des kurz zuvor bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand und der Fürstin Radziwill.

[4]) Der Vater der Fürstin, Graf Schulenburg-Kehnert, war während der Schlacht von Jena Gouverneur von Berlin gewesen und sodann mit den preußischen Truppen abgezogen. Von ihm stammte die Proklamation, die mit den historisch gewordenen Worten: „Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht," schließt. Warum die Fürstin glaubte, Napoleons Zorn habe vornehmlich ihrem Vater gegolten, ist nicht ersichtlich.

Zimmer geleiteten und ihr ihren Mann wiedergaben. Wir fuhren noch denselben Abend zur Fürstin, die wir mit ihrem Manne nach den ausgestandenen Leiden doppelt glücklich fanden. Sie war durchdrungen von dem schönen Gefühl, ihren Geliebten gerettet zu haben, denn der Kaiser hatte ihr gesagt: „Sans vous votre mari eut été fusillé cette nuit."

30. Oktober. Große Revue der französischen Garden. Ich sehe ihr vom Schlosse zu und bin in demselben Saale, wo ich vor einem Jahre den russischen Kaiser ankommen sah.

1. November. Mittags bei Mama, abends bei Dönhoffs, Hatzfelds und Rederns, wo der Prinz Borghese oft ist. Hübsch und dumm[1]).

2. November. Großes Diner bei uns. Talleyrand und Duroc; ersterer sieht recht wie ein alter Hofmann aus. Flahault, der Sohn von Frau v. Souza (und vermutlich Talleyrands), ist bescheiden und artig und sieht wunderschön aus[2]). Abends kommen Hatzfelds, Selbys und der Minister Maret, der bis gegen 12 Uhr bleibt und immerfort steht. Ein höflicher, liebenswürdiger Mann. Auf der einen Tabatière hat er das schöne Porträt seiner Frau, auf einer anderen das seiner Kinder, in einem Vogelnest sitzend mit einem Ei.

Montag, 3. November. Diner bei Pardo, dem spanischen Gesandten; ich sitze neben Duroc. Nachher zu Mama, abends zu Hause, wo ich Tee mache. Hagens, Correas (portugiesischer Gesandter), Lagrange[3]), den ich in Würzburg sah, Périgord, Duroc, Ségur kommen. Alles artige Menschen, wenn sie nur nicht so viel Böses täten! Morgens war ich bei Recks, die Nachricht haben, daß Constantin (Graf Stolberg, Schwiegersohn des Hauses) einen Hieb am Kopf hat. Die Gensdarmen sind hier durchgekommen, gefangen nach Spanien (?) und dann nach Frankreich[4]).

4. November. Nach Tisch gehe ich mit Mama zu Frau von Borstell, deren Mann gefangen genommen worden ist[5]). Die Kinder dort wissen von keinem Kummer und spielen glücklich. Abends kommen zum Tee Hagens, Caillard (französischer Diplomat), der mit seinem Wagen umgeworfen worden ist und seine große Nase mit einem Pflaster bedeckt hat, und der hübsche kleine Périgord[6]), der alles tun will, damit Borstell hier bleiben kann. Diese wilden Menschen, die so viel Böses tun, scheinen im einzelnen fast alle gut, gefällig und gebildet. Auch Denon[7]), der die Reise nach Ägypten geschrieben hat,

---

[1]) Der im Jahre 1775 geborene Prinz Borghese war seit 1803 Napolons Schwager (Gemahl von Pauline verw. Leclerc) und Oberst, gestorben 1832.

[2]) Flahault, der Geliebte der Königin Hortense und Vater des Grafen von Morny, starb, nach einem bewegten Leben, als Graf und Pair von Frankreich am Tage der Gefangennahme Napoleons III. nach der Schlacht von Sedan.

[3]) General Lagrange, ein Kombattant des ägyptischen Feldzuges, wurde im Dezember 1806 zum Gouverneur des okkupierten Kurhessen ernannt.

[4]) „Welch ein Anblick, als das glänzende Regiment Gensdarmes, entwaffnet, abgerissen und halb verhungert, in jammervollem Zustande, wie eine Viehherde die Linden hinabgetrieben wurde! Unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, in feierlichem Aufzuge, trug man die alten Fahnen mit dem sonnenwärts fliegenden Adler, ganze Körbe voll silberner Pauken und Trompeten durch die Stadt." (Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. I, S. 252.)

[5]) Rittmeister Ludwig v. Borstell, während der Schlacht von Jena Adjutant Rüchels, später des Generals v. Elsner, 1811 Oberst, 1827 Generalmajor und Kommandeur der sechsten Kavalleriebrigade; geb. 1775, gest. 1844.

[6]) Der im Jahre 1787 geborene Neffe des Diplomaten Herzog Edmond de Talleyrand-Périgord, Herzog von Dino, heiratete 1809 die Tochter Peters, des letzten Herzogs von Kurland.

[7]) Denon, Napoleons Reisebegleiter nach Ägypten, berühmter Kunstkenner und Generalinspektor der Pariser Museen. Er war nach Berlin beschieden worden, um die zu raubenden Kunstschätze auszusuchen.

kam, ein feiner alter Mann mit einem interessanten Gesicht. Es wurde etwas Musik gemacht, und ich mußte mit Barbequière singen. Ein Offizier erzählte, der König von Preußen sei nach der Bataille von Auerstädt mit einigen Offizieren verirrt durchs französische Lager gegangen[1]). Eine Schildwache rief: „Qui vive?“ — der König antwortete: „France“ und entkam unerkannt.

5. November. Während unseres Frühstücks kommt Fagel[2]), auch ein Gefangener. Er bittet Bray um seine Vermittlung, um noch vier Tage hier bleiben zu dürfen, und sieht elend und unglücklich aus. Mittags bei Mama, — abends zum kleinen Souper kommen der Minister Maret, Denon und Humboldt (Alexander). Denon erzählt sehr interessant; dann kommen Hagens und der junge Jordan, der im vorigen Jahre Kufstein nahm. Die Gräfin Hagen spielt mit Lützow[3]) und General Rousset. Einige gehen fort; die interessantesten bleiben noch lange. Wir erfahren, daß Napoleon dem Kurfürsten von Hessen sein Land genommen hat, um ihn für die doppelte Rolle zu strafen, die er gespielt hat. Der Kurfürst ist nach Altona geflüchtet.

6. November. Mit Mama in den Läden. Nach Tisch zur Borstell, deren Mann trotz aller Mühe, die ich mir für ihn gegeben habe, nicht in Berlin bleiben darf. Er hat alles verloren und ist über das Unglück und die Schande Preußens untröstlich. — Dann zu Mama, abends zu Hause. Maret, Humboldt und Denon kommen, sind sehr liebenswürdig und erzählen bis 12½ Uhr.

7. November. Mittags bei Mama, während Bray bei sich ein Diner hatte. Um 6 Uhr zu Hause. Maret da, dann General Clarke[4]), Gouverneur von Berlin, ein lustiger, artiger Mann, der wie ein Engländer aussieht. Humboldt zeigt sein Portefeuille mit Zeichnungen. Ich glaube, er hat Lust, sich in Paris zu plazieren. Um 8 Uhr bringt Maret mich in seinem Wagen in die Komödie, ich gehe in Mamas Loge und sehe noch einen Akt der „Iphigenie“ von Gluck.

8. November. Als ich mittags zu Mama gehe, glaube ich Pourtalès mit einem französischen Offizier vorbeireiten zu sehen; man hatte ihn todt gesagt. . . . Abends kommen einige Herren zu uns — und Pourtalès[5]). Meine Freude, diesen guten Menschen wiederzusehen! Er hat sich tapfer gehalten und mit sechs Mann durch den Feind durchgeschlagen, als die übrigen Gensdarmes gefangengenommen wurden. Dann vereinigte er sich mit Bielaschen Husaren, die sich endlich bei Anclam von einer großen Macht umgeben sahen und sich ergeben mußten. Berthier, der Prinz von Neuchatel, hat ihn herkommen lassen und sehr gütig behandelt. Er geht nach Neuchatel, war sehr traurig und fragte mich, ob ich nichts von der kurländischen Familie und deren Freunden wüßte.

9. November. Mit Mama in der Petrikirche, wo Hanstein[6]) gut predigt. Nachher halten wir auf der Schloßfreiheit, wo der Kaiser Revue abhält. Mein Wagen muß fort, bevor der Kaiser kommt. Ein artiger französischer Offizier, dem ich dankend für seine Gefälligkeit sage, der bayrische Gesandte werde mir wohl zu

---

[1]) Vgl. hierüber des Königs eigenhändige Relation: Deutsche Rundschau, 1899, Bd. CI, S. 388.

[2]) General Fagel, Adjutant und Vertrauter des Prinzen von Oranien, späteren Königs Wilhelm I. der Niederlande, den er während seines Exils begleitete, und mit dem er bei Jena gegen die Franzosen gefochten hatte; gestorben 1856.

[3]) Mecklenburgischer Gesandter, der von Napoleon mit besonderer Ungunst behandelt wurde.

[4]) Jaques Guillaume Clarke, Graf von Hüningen und Herzog von Feltre (geb. 1765, gest. 1818) machte sich durch Härte und Grausamkeiten allgemein verhaßt.

[5]) Es scheint der im Jahre 1779 geborene jüngste Sohn des im Jahre 1814 in den Grafenstand erhobenen Neuenburger Bankiers de Pourtalès, der spätere Oberzeremonienmeister des preußischen Hofes Graf Julius Karl Heinrich Friedrich (gest. 1867 zu Vevey), gemeint zu sein, dessen Sohn, Graf Albert, 1859 Gesandter in Paris war.

[6]) Durch seine patriotische Gesinnung rühmlichst bekannter Geistlicher.

morgen einen Platz schaffen, sagt, ich sei vermutlich seine Tochter. — Mittags mit allen Kurländern (Korff, Firks, Taubes u. s. w.) bei Mama. Abends Maret bei uns, der sich gut und teilnehmend zeigt. Dann kommt Himmel, der herrlich spielt, und mit dem ich die „Hoffnung" (aus der „Urania") singe. . . . Später Humboldt, Denon und Clermont-Tonnère[1]), der mir von seiner jungen Frau erzählt. — Es kommt die Nachricht, daß Magdeburg sich übergeben hat, und daß Lübeck genommen ist, — nach hartnäckigem Gefecht mit dem Blücherschen Korps, dem einzigen Überrest der preußischen Armee!

10. November. Mittags bei Mama, Bray bei Talleyrand. Nachher zu Recks, wo ich Harry (Reuß) finde, der unblessiert und lustig wie früher ist. Wieder zu Mama, — die Herz ist bei ihr.

11. November. Abends kommt Talleyrand, was eine große Auszeichnung ist. Alles behandelt ihn mit Ehrfurcht, er macht eine angenehme, animierte Unterhaltung. Bray stellt ihm den armen Lützow vor. T. sagt ihm kein Wort, hat auch ihn allein (von dem gesamten diplomatischen Korps) nicht eingeladen, — ein schlechtes Omen für Mecklenburg. Nachher wird Musik mit Himmel gemacht; Frau von Souza kommt.

12. November. Nachmittags kommt Roesel (der bereits erwähnte Zeichner) und erzählt, er habe für den Kaiser Napoleon Ansichten von Sanssouci machen müssen. Abends in die Komödie: „Armida".

Einige Tage später muß Herr von Bray zu mündlicher Berichterstattung nach München reisen; die junge Frau zieht inzwischen zur Mutter, um sich während der Abwesenheit des Gemahls von den durchgemachten geselligen Anstrengungen zu erholen. Daß man sich dem Ernst der Zeit auch in diesem begünstigten, von dem zunehmenden Elende des eroberten Landes unberührten Kreise nicht mehr entziehen kann, macht sich in unserem Tagebuche gelegentlich bemerkbar. „Ich bin bei meiner guten Mutter," schreibt Frau von Bray; „ich liebe sie so unaussprechlich, daß wir nie unglücklich sind, wenn wir beisammen sind. Wir sind es ja auch sonst nicht, aber die Zukunft scheint doch gar zu traurig; ich hoffe, der liebe Gott macht es noch besser, als wir hoffen." Die Ansprüche des Tages machen sich indessen immer wieder geltend. Einige Tage später ist großes Diner bei dem Fürsten Hatzfeld, der die Spitzen der Armee um seinen Tisch versammelt. Neben Maret und General Beaumont sitzt Humboldt, der auch hier die Seele der Gesellschaft ist und nicht müde wird, von seinen Reisen zu erzählen. Von einem zwischen Siegern und Besiegten bestehenden Gegensatz ist auch jetzt nirgend die Rede. Vielmehr zeigen sich die Franzosen nach Kräften bemüht, die gute Meinung desjenigen Teils der Berliner Gesellschaft zu erwerben, der ihnen nicht direkt feindlich gegenübersteht, — vor allem suchen sie die Damen zu gewinnen und durch sentimentale Schilderungen ihrer häuslichen und ehelichen Verhältnisse an die gemütlichen Seiten derselben zu appelliren. Allen tut es dabei Maret, der einflußreichste der diplomatischen Berater Napoleons, zuvor[2]). „Ich plaudere lange mit ihm; er scheint gut

[1]) Der spätere Kriegs- und Marineminister Ludwigs XVIII. war damals Adjutant Murats.

[2]) Der nachmalige Herzog von Bassano (geb. 1763, gest. 1839) hatte als junger Mann mit Napoleon die Wohnung (rue St. Thomas du Louvre) geteilt.

und liebenswürdig zu sein. Er erzählt mir von seiner jungen Frau, die ihm eine Viertelstunde nach ihrer Niederkunft geschrieben hat und ihr Kind selbst stillt." — „Maret," heißt es ein anderes Mal, „erzählt, wie er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in Italien gereist ist. Vor jeder Tür des großen Wagens hat ein Kinderbett gestanden." Auch an Aufmerksamkeiten läßt der spätere Herzog von Bassano es nicht fehlen: „Maret schickt mir eine Kiste mit Kastanien und sagt in einem liebenswürdigen Billett, dieselben kämen von seinen Kindern, die sie mir anbieten lassen." — Einige Tage später überrascht der französische Minister die junge Frau mit dem Vorschlage, englische Modeartikel, die ihr Bruder, der junge Otto von Löwenstern, gegen das herrschende Verbot nach Hamburg gebracht hat, unter seiner Adresse kommen zu lassen. Die Sendung trifft glücklich ein (7. Dezember). „Ich bin mittags bei Hatzfelds mit dem englischen Strohhut, den das gestrige Paket mitgebracht hat, der allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und mit dem ich geneckt wurde. Humboldt sagt sogleich, ich müsse von Maret eine besondere Erlaubnis für englische Waren bekommen haben, die jetzt so streng verboten sind." — Da der Postenlauf ein unregelmäßiger und unzuverlässiger ist, stellt der liebenswürdige Franzose auch hier seine Dienste zur Verfügung. Er besorgt Briefe, die die junge Frau nach München sendet, und stellt Frau von Löwenstern für ihre Korrespondenz nach Kurland die Vermittlung der Kuriere zu Verfügung, die er nach Warschau abfertigt. Trifft man einander im Theater, so erscheint Maret in der Löwensternschen Loge, um seine Aufwartung zu machen oder um vornehme Gäste vorzustellen und einzuführen. „Maret bringt den Prinzen von Ysenburg und den Marschall Bernadotte[1]), Prinzen von Ponte-Corvo, in die Loge. Der Prinz ist ein schöner Mann in prächtiger Uniform von dunkelgrünem Sammet, reich mit Gold gestickt und spricht zärtlich von seiner Frau." — In kleinerer Gesellschaft nimmt der mächtige Mann keinen Anstand, sich an harmlosen, kleinen Spielen zu beteiligen. „Abends," so heißt es in einer Notiz vom 26. November, „war ich mit Lisinka und Hagens bei Correa, wo die Gesellschaft bereits versammelt ist und Dussek[2]) schön Klavier spielt. Maret ist da, — er wird abgerufen, expediert zwei Kuriere und kommt wieder, als Szenen und Charaden aufgeführt werden. Er nimmt sehr viel teil daran; die jungen Herren, darunter mehrere Auditeurs und Marets Sekretäre Etienne[3]) und Légard, sind sehr vergnügt und kostümieren sich au ridicule. Die aufgeführten Charaden sind ‚Disgrâce', ‚Morphée,' ‚Pompon' (Troddel)."

Daß man in kriegerisch bewegten Zeiten und unter dem Druck brutaler Säbelherrschaft lebt, macht sich indessen — wenn auch nur gelegentlich — geltend. Frau von Löwenstern hat es mit einer so insolenten Einquartierung

---

[1]) Der nachmalige König Karl Johann XIV. von Schweden war mit Désirée Clary, der Schwester von Napoleons Schwägerin, der Gemahlin Joseph Bonapartes, verheiratet.

[2]) Der durch die besondere Gunst des kurz zuvor gefallenen Prinzen Louis Ferdinand ausgezeichnete Musiker war in die Dienste des rheinbündlerischen Franzosenfreundes Fürsten Karl von Ysenburg-Birstein getreten.

[3]) Ein (auch von Frau v. Staël genannter) Etienne war zur Zeit der ersten Restauration als gemäßigt liberaler Publizist und Mitarbeiter des „Journal de Paris" tätig.

zu tun, daß sie die Intervention der Freunde ihres Schwiegersohns anrufen muß, der alte Fürst Reuß kann die in sein Haus gelegten Soldaten kaum bergen, und die Fürstin Hatzfeld klagt, daß immer wieder neue Generale bei ihr einquartiert würden, und daß die Anmeldung derselben durch höchst unverschämte Leute geschehe. Bei dem Besuch eines Ladens (Nathan) geraten die Fürstin Hatzfeld und Frau von Bray in so bedenklicher Weise zwischen französische Truppen und Kanonen, daß es eines zufällig erscheinenden Bekannten bedarf, damit die Damen „von der Gefahr erlöst und sicher nach Hause geführt werden". Peinlicher noch ist ein Abenteuer, das denselben jungen Frauen am 30. Dezember zustößt: „Ich war in der Kirche, wo Ancillon[1]) predigt und sehr verschieden von dem spricht, was er vor zwei Monaten sagte. Dann zur Hatzfeld und mit ihr spazierend, bloß von einem Bedienten begleitet. Sie geht zu Taboui hinein, um nach Schock (dem wiederholt erwähnten Prinzen Reuß) zu fragen und wir gehen durch die Küche. Es kommen uns mehrere Franzosen entgegen, von denen einer die Hatzfeld umfaßt, — ich hatte mich hinter den Bord retiriert, und sie gingen an mir vorüber." — Auch darüber wird man belehrt, daß der liebenswürdige Schein, mit welchem die französischen Herren sich zu umgeben wissen, nicht selten ein trügerischer gewesen ist. Von dem anfänglich als interessant und unterhaltend bezeichneten Denon[2]) heißt es im Dezember: „Ich mag ihn täglich weniger, bei all seinem Verstande und all seiner Schlauheit. In allem, was er spricht, ist er schmutzig und pfiffig;" und einige Tage später: „Herr (folgt ein unleserlicher Name) erzählt, Denon wolle die Gemälde der Prinzessin von Holstein wegnehmen; ich solle für sie bitten. Es ist am Ende doch nicht wahr!" Daß der berühmte Kunstkenner und Archäologe die Plünderung der Sammlungen in den von seinem Kaiser besiegten Ländern berufs- und gewerbsmäßig betrieb, war bei seiner Einführung in das Haus des bayrischen Gesandten wohlweislich verschwiegen worden. — Dem Urheber aller dieser Übel und „Manne des Jahrhunderts" ist die Tagebuchschreiberin nur einmal begegnet. Die bezügliche (vom 21. November datierte) Eintragung ist charakteristisch genug, um wörtlich wiedergegeben zu werden:

„Ich gehe mit der Hatzfeld unter die Linden, wo der Kaiser ganz langsam vorbeireitet und uns freundlich grüßt. Ich sah ihn zum ersten Male und finde, daß er eine angenehme Physiognomie hat, die mir gefällt. Nachher fuhr ich mit Mama aus und

---

[1]) Ancillon (geb. 1767, gest. 1837) war damals Prediger an der französischen Kirche in Berlin, übernahm 1810 die Erziehung des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., trat 1817 in den Staatsrat, sodann unter Bernstorff in das Auswärtige Departement, dem er von 1832 bis zu seinem Tode vorstand.

[2]) Nicht ohne Interesse ist eine auf diesen berühmten Kunstkenner bezügliche Bemerkung vom 10. Dezember: „Mittags war Frau Herz bei Mama: ich lese Englisch mit ihr. Abends. Nachdem der Prinz von Weimar — der recht gut und artig ist — Abschied genommen hat, kommt um 10 Uhr noch Denon. Ich sage ihm gleich, ich könne ihn nicht annehmen, weil Mama nicht recht wohl sei. Er spricht mir aber noch lange vom ‚Don Carlos', den er eben gesehen hat, und findet das Stück nicht gut geleitet."

begegne ihm wieder. Er ist ernst und sieht jetzt gar nicht mehr so hübsch, sondern recht finster und schrecklich aus."

Wenige Tage später verließ Napoleon Berlin und Preußen, um nach Polen zu gehen, dessen sog. „Reorganisation" in die Hand genommen werden sollte. Bereits am 27. November in Posen eingetroffen und von dem daselbst versammelten Adel der westlichen Gebiete der ehemaligen „Königlichen Republik" mit Enthusiasmus aufgenommen, berief der Imperator den ihm damals unentbehrlichen Maret dorthin. Am 1. Dezember verabschiedete sich der zum Freunde der Familien Bray und Löwenstern gewordene spätere Herzog von Bassano. Tags zuvor hatte er, unmittelbar nachdem er dem zur Beratung des Friedensschlusses herbeigeeilten Kurfürsten (späteren Könige) Friedrich August von Sachsen seine Aufwartung gemacht, dem Brayschen Hause einen Besuch abgestattet, über welchen das folgende berichtet wird:

„Um vier Uhr kommt Maret in prächtiger, dunkelblauer, reich mit Gold gestickter Uniform vom Kurfürsten. Er erzählt, derselbe sei ‚entsetzlich höflich' gewesen und habe ihn zu seinem (M.s) Leidwesen die Treppe hinunterbegleitet" [1]).

An den zahlreichen Mittags- und Abendgesellschaften, von denen das Tagebuch berichtet, und zu denen sich in Berlin anwesende deutsche Fürsten (darunter Herzog Karl August und der Erbprinz von Weimar), Mitglieder der Hofgesellschaft, des hohen preußischen Adels und des diplomatischen Korps und hochgestellte Franzosen fast täglich vereinigten, gehen wir vorüber, weil dieselben sich in den gewohnten Gleisen bewegten. Gelegentlich wurde man auch hier daran erinnert, daß für die unter französische Herrschaft geratenen Teile Deutschlands ein rücksichtslos und despotisch waltender Wille maßgebend geworden. In einer Abendgesellschaft im Hause des portugiesischen Gesandten lernte Frau von Löwenstern z. B. den berühmten italienischen Opernkomponisten Paër (geb. 1771, gest. 1839) kennen, der mit seiner als Sängerin gefeierten Frau, geborenen Riccardi, auf der Durchreise nach Warschau begriffen war; ohne Rücksicht darauf, daß er seit Jahr und Tag Hofkapellmeister in Dresden war, hatte Paër den Befehl erhalten, nach Polen zu gehen, um bei den daselbst vom Kaiser veranstalteten musikalischen Abendgesellschaften mitzuwirken und schließlich in den kaiserlichen Dienst zu treten. Gleichzeitig mit Paër waren ein Sänger Brizzi und dessen Frau zu dem Allgewaltigen beschieden worden. „Er erzählte in voller Verzweiflung, daß er unter Zurücklassung seiner Kinder nach Polen müsse. Der Gouverneur hat ihnen fünfzig Louisdor — viel zu wenig zur Reise — ausgezahlt und dabei gesagt, daß, wenn sie sich nicht bald aufmachten, er sie mit sechs Chasseurs abfertigen würde." — Einige Tage später wird berichtet, Denon habe sich verabschiedet, weil er „nach Kassel und Braunschweig" (sc. zur Plünderung der dortigen Gemäldegalerien) reisen müsse.

[1]) Der Friedensvertrag mit Sachsen wurde einige Tage später (11. Dezember 1806) von Napoleon zu Posen unterzeichnet, das Kurfürstentum zum Königreich erhoben und in den Rheinbund einbezogen.

Am 15. Dezember „bei Sommerwetter“ aus München zurückgekehrt, mußte Herr von Bray bereits am 23. nach Warschau abreisen, wohin Napoleon sich mit dem Stabe seiner diplomatischen und militärischen Gehilfen und Ratgeber bereits früher begeben hatte. Abermals in das Haus der Mutter übergesiedelt, feierte die junge Frau das Weihnachtsfest in gewohnter deutscher Weise mit ihren Angehörigen. Man besucht den Christmarkt, beschert den Kindern, zündet denselben den Baum an und erfreut sich der guten Nachrichten, die von den abwesenden Familiengliedern einlaufen. Bis ins einzelste verfolgen die Aufzeichnungen der zärtlichen Tochter die Stimmungen der Mutter, auf der der Ernst der Verhältnisse begreiflicherweise schwerer lastete als auf dem jüngeren Geschlecht, das sie um sich versammelt hatte. Den letzten Tag des Jahres 1806 verbringt Frau von Bray im Hatzfeldschen Hause. „Viele Franzosen, Konzert, in welchem Mademoiselle Fischer singt. Dann geht alles fort; nur der Herzog von Weimar, Humboldt und ich bleiben zurück. Die Hatzfeld gießt mit uns Zinn und Humboldt legt aus demselben schöne Dinge aus. Nach 12 Uhr fahre ich weg; der alte Herzog bringt mich an den Wagen. Zu Hause wecke ich Mama und die Kinder, um ihnen ein glückliches neues Jahr zu wünschen. Gott gebe uns ein solches und vereinige uns mit allen unseren Lieben.“

Bis zum 13. Januar (1807) fortgesetzt, bricht unser Tagebuch an diesem Tage ab, ohne daß der Grund dafür sich erraten ließe. Die letzten Aufzeichnungen sind die folgenden:

> Mittags bei Hatzfelds, wo Graf Nesselrode[1]), der eben von Warschau kommt, von der Tapferkeit der Russen erzählt; ich sitze neben dem Herzog von Weimar. Nach Tisch muß ich nach Hause gehen, weil der Kronprinz (der spätere König Ludwig I. von Bayern) zum Abschied zu mir kommen will. Ich fahre zu Mama und schicke den Wagen nach ihr — sie ist in der Komödie. Der Prinz kommt nach dem ersten Stück. Er sagt, er trinke niemals Tee, wenn derselbe ihm nicht von schöner Hand gereicht werde. Er trinkt dann vier Tassen, die ich ihm gebe, und sagt, ich könne ihn mit Tee berauschen. — Gegen die Preußen will er sich schlagen, wenn es sein muß — aber nicht gegen die Russen. Man nennt ihm Lisinka (die jüngste Tochter des Löwensternschen Hauses), und er sagt, er fände die russischen Namen hübsch, besonders Lisinka — dann sagt er, auch „Katinka“. „Wir haben eine schöne, gute Großfürstin dieses Namens,“ antworte ich. Er schweigt. „Sind Sie eine gute Diplomatin?“ fragt er mich dann. — Er bleibt bis 1/2 11 Uhr und reist anderen Morgens nach Warschau.

Den Zusammenhang zwischen ihrer Antwort und der an dieselbe geknüpften Frage ihres nachmaligen Landesherrn hat Frau von Bray zur Zeit dieser Niederschrift offenbar nicht gekannt. Ohne es zu ahnen, hatte sie einen wunden Punkt berührt. Der Erbe des ersten Bayernkönigs war seit dem Jahre 1798 zum Gemahl der (in der Familie Katinka genannten) dritten Tochter Kaiser Pauls I., der nachmaligen Königin von Württemberg, bestimmt, diese Angelegenheit indessen in der Schwebe geblieben und nicht an die

[1]) Der im Jahre 1780 geborene ehemalige russische Reichskanzler, der in den Jahren 1802 bis 1805 Legationssekretär in Berlin gewesen war, ging später in der gleichen Eigenschaft nach Paris.

Öffentlichkeit getreten; mit ihr hing zusammen, daß der Prinz nicht gegen Rußland fechten wollte. Bereits damals zweifelhaft geworden, scheiterte das Heiratsprojekt zum lebhaften Mißvergnügen Ludwigs an der Zögerung des russischen Hofes und schließlich an dem Willen Napoleons. (Vgl. Montgelas, Denkwürdigkeiten, S. 34, 156 und 161 der deutschen Ausgabe. Stuttgart 1887.) — Das Gelöbnis, „sich nicht gegen die Russen schlagen zu wollen", hat der (gegen seinen Willen in einer spanischen Studienreise unterbrochene und in das Warschauer Hauptquartier Napoleons berufene) Erbe der bayrischen Krone übrigens nicht gehalten, bezw. nicht halten können. An die Spitze einer bayrischen Division getreten, hat er im Jahre 1807 an verschiedenen gegen die russische Armee geführten Gefechten (nach der Angabe des Grafen Montgelas bereits an der Schlacht bei Pultusk) teilgenommen, sich übrigens schon in Tilsit angelegen sein lassen, sein gutes Verhältnis zum russischen Hofe wiederherzustellen. (Montgelas a. a. O., S. 157.)

Die ferneren Geschicke der ausgezeichneten Frau, die wir durch die entscheidenden Phasen ihres Jugendlebens begleitet haben, gehören nicht hierher; ihrem Hauptinhalt nach lassen sie sich in ein paar kurze Sätze zusammenfassen. — Nachdem Frau von Bray am 17. Mai 1807 Mutter eines Sohnes geworden war (des im Jahre 1899 verstorbenen ehemaligen bayrischen Ministerpräsidenten und langjährigen Gesandten in St. Petersburg und in Wien, Grafen Otto von Bray-Steinburg), begleitete sie den Gemahl im folgenden Jahre nach St. Petersburg, wo derselbe von 1808—1812 und sodann während der Jahre 1815—1822 als Gesandter Bayerns akkreditiert war; die Kriegszeit hatte die junge Frau bei den zu Wolmarshof in Livland lebenden Eltern verbracht. 1822 wurde Graf Bray nach Paris, 1830 nach Wien versetzt; 1832 nahm er den Abschied, um einige Monate später auf seinem Gute Irlbach im siebenundsechzigsten Lebensjahre zu sterben. Den einundzwanzig Jahre älteren Gemahl, mit dem sie siebenundzwanzig Jahre lang in ungetrübt glücklicher Ehe gelebt, und dessen Geschicke sie getreulich geteilt, hat die Gräfin um viele Jahre überlebt. Im Schoße ihrer zahlreichen, aus Kindern und Enkelkindern bestehenden Familie ist sie im Jahre 1854 gestorben und zur Seite ihres Gatten auf dem Kirchhof zu Schloß Irlbach begraben worden.

Aus den Memoiren von August Schneegans.

II. Die Nationalversammlung in Bordeaux und die Abtretung des Elsasses.

Das Vorrücken von Bourbakis Heer gegen Werder fachte die einige Zeit erloschenen Hoffnungen der Straßburger Bevölkerung wieder mächtig an. Die Schlachten im Tale des Doubs machten gewaltiges Aufsehen im Elsaß. Während in der Schweiz, wo ich mich damals, mit der Redaktion meiner Zeitung, der „Helvétie“, beschäftigt, befand, niemand, auch der wärmste Freund Frankreichs, an ein günstiges Ergebnis glaubte, spekulierte man bereits im Elsaß auf dessen Folgen. Man sprach von deutschen Regimentern, welche durch die Vogesentäler flohen; man hielt einige zersprengte Banden für die Vorläufer der Niederlagen Werders; man erwartete Bourbaki und Garibaldi in Mülhausen, in Colmar, in Straßburg. Mein Freund Klein, welcher dem neuerwählten Bürgermeister von Straßburg, Küß, in seinem schwierigen Amte tatkräftig zur Seite stand, konstatierte, daß die deutschen Behörden beim Anblick der unverhohlenen Freude der Bevölkerung von einer Art Panik ergriffen wurden, die sie nicht zu verhehlen suchten. „Wer weiß, ob wir in Straßburg bleiben werden?“ sagte ihm eines Tages ein hoher preußischer Beamter.

Trotzdem auch diese Hoffnungen plötzlich und rasch vereitelt wurden, glaubte man in Straßburg doch noch gern an eine endliche günstige Wendung der Dinge. Es bildete sich die Partei, welche man später die chauvinistische genannt hat, und die sich namentlich aus den Resten der radikalen Partei zusammensetzte, die im Jahre 1869 eine furchtbare Niederlage bei den Wahlen erlitten hatte. Als Paris seine Tore öffnete, sandte es uns eine Menge von Delegierten, welche im radikalen Sinne die bevorstehenden Wahlen beeinflussen sollten. Es handelte sich hauptsächlich darum, die Opposition gegen Küß und seine Freunde im Gemeinderat in Szene zu setzen. Wir, die wir während der Belagerung und der Besetzung der Stadt durch die Deutschen die Angelegenheiten der Stadt geleitet hatten, sollten durch diese Pariser Phrasenhelden an die Wand gedrückt werden. Den Republikanern von der Färbung Gambettas waren wir nicht patriotisch genug. Der Bürgermeister von Straßburg, welcher

zugleich das Amt eines Präfekten des Niederrheins bekleidete, hatte die Wähler zusammenberufen. Die Zeit drängte. Wir hatten nur einige Tage vor uns, um die Wahlen vorzubereiten. Der in außerordentlicher Sitzung berufene Gemeinderat stellte eine Liste von Kandidaten auf. Einem hochpolitischen Gedanken folgend, setzte er nur die Namen von Elsässern auf die Liste. Waren die Abgeordneten nach der Abstimmung über eine etwaige Annexion nicht überhaupt dazu berufen, sich mit der Zukunft des Landes zu beschäftigen? Und war es deshalb nicht dringend notwendig, daß diese Abgeordneten Elsässer seien?

Diese Gesichtspunkte wurden aber nicht von der radikalen Partei begriffen, noch weniger von den Parisern. Eine Abordnung begab sich auf das Rathaus und bat den Bürgermeister, diese Liste zurückzuziehen; sie protestierte gegen Kandidaturen, die sie in törichtem Mißverständnis offizielle Kandidaturen nannte; sie forderte den ersten Beamten der Stadt auf, die „Freiheit der Wahl" zu respektieren. Küß hörte sie bis zu Ende an, dann erhob er sich, ging auf sie zu und rief aus, er werde niemals gestatten, daß man in das Straßburger Rathaus die Sitten der Pariser Vorstadt Belleville verpflanze; er habe getan, was er als seine Pflicht ansehe; es sei lächerlich, von offiziellen Kandidaturen angesichts der Besetzung durch die Deutschen zu reden; es wäre ein großer politischer Fehler, in diesem Augenblick sich im Elsaß zu zersplittern. Übrigens, wenn die Herren für sich eine Liste aufstellen wollten, würde er es ihnen natürlich nicht verwehren können oder wollen. Sie möchten tun, was ihnen gut dünke, wenn sie seinen Rat zu befolgen nicht die Absicht hätten. Freilich seine Liste würde er nicht zurückziehen.

Die Radikalen versammelten sich darauf und stellten eine neue Liste auf, welche neben einigen elsässischen Namen diejenigen von Gambetta, von Jules Favre und von anderen, weniger berühmten Männern trug, welche aber der speziell elsässischen Sache doch ebenso unnütz waren. Es waren Männer, die zwar im Elsaß geboren, ihre Heimat aber doch schon seit Jahren verlassen hatten und nicht mehr daran dachten, zurückzukehren, so Chatrian, Siebecker, Ratisbonne, Singrelet.

Zur selben Zeit stellte auch die klerikale Partei ihre Liste auf, mit Monseigneur Freppel und General Ducrot an der Spitze. Das Elsaß, welches angesichts der gemeinsamen Gefahr Frankreich und Deutschland das Schauspiel der absolutesten Einmütigkeit hätte geben, welches alle Zwietracht in diesem Augenblick hätte vergessen sollen, stürzte sich in Gegenwart des Feindes in innere Kämpfe. Vergeblich beschworen die bedeutendsten Politiker des Elsasses, Küß, Ignace Chauffour, August Dollfuß, Kablé, Hartmann, Ch. Boersch, ihre Mitbürger, sie möchten doch ihre inneren Streitigkeiten vergessen, sie möchten an die Zukunft des Elsasses denken, sie möchten doch Männer wählen, welche fähig wären, unsere Interessen und unsere Rechte zu verteidigen, nicht bloß in Bordeaux allein, wo unsere Sache doch von vornherein verloren sei, sondern auch an der Stätte der späteren Friedenskongresse, in Brüssel, Frankfurt oder sogar in Berlin. Aber bereits damals konnte man die Erfahrung machen, wie wenig das Ansehen eines Namens gegen die Volks-

leidenschaft ausrichten kann. Die Männer, auf deren Wort man gestern noch hörte, wurden heute verschrieen, verdammt, an den Pranger gestellt. Sie predigten in der Wüste, und das Volk drehte ihnen den Rücken.

In Straßburg trug die radikale Liste mit erdrückender Mehrheit den Sieg davon. Die gesetztere, ruhige Landbevölkerung glich das Resultat aus. Die Wahlen waren in der größten Ordnung vor sich gegangen, ohne daß die deutschen Behörden sie im mindesten verhindert hätten, und ohne daß irgend ein Druck ausgeübt worden wäre.

Ich hatte nicht im entferntesten daran gedacht, meine Kandidatur aufzustellen. Das Schauspiel, welches mir Frankreich bot, hatte mir den intensivsten Wunsch nahegelegt, meine Kinder dereinst der Notwendigkeit zu entziehen, einem Lande zu dienen, in dem nur die äußersten Extreme zu Worte kommen. Ich trug mich mit dem Gedanken, Schweizer zu werden und den großen militärischen Nationen auf ewig Lebewohl zu sagen. Was hätte ich in der Nationalversammlung tun sollen? Hätte ich für den Krieg bis aufs Äußerste stimmen können? Hätte ich anderseits für den Frieden stimmen sollen, für den Frieden, welcher das Elsaß an Deutschland auslieferte? Ganz ohne mein Zutun wurde aber mein Name auf die Liste gesetzt, und eines Tages erfuhr ich, daß ich als einer der ersten im Niederrhein gewählt worden war. Trotz der großen Ehre, die mir dadurch zu teil wurde, konnte ich über diese Wahl keine Freude empfinden. Ich schwankte, ob ich annehmen sollte, und nur folgende Erwägungen bestimmten mich, das Mandat, welches mir meine Mitbürger übertragen hatten, nicht zurückzuweisen.

Man hatte die Protestanten angeklagt, die Freunde Deutschlands zu sein. Ich dachte mir, daß es meine Pflicht sei, mit Küß, Kablé und den anderen gegen diese Anklage energisch zu protestieren. Ich mußte Frankreich beweisen, daß die Protestanten ebenso gute Patrioten seien als die Katholiken. Ich mußte das Elsaß Frankreich gegenüber decken, und in der Zukunft, wenn meine Heimat sich vor der Notwendigkeit der Annexion beugen würde, mußte ich für sie gewissermaßen ein Schild sein gegen die Anklagen des Verrats, die Frankreich ihr gewiß nicht ersparen würde.

Leider hatte ich ohne die Stimmung Frankreichs gerechnet. Ich ahnte damals nicht, daß alle diese Demonstrationen unnütz sein würden, daß die Verleumdungen nicht aufhören würden, und daß ich selber ein Opfer derselben werden würde. Am Tage, wo ich gewahr wurde, daß alle meine Anstrengungen eitel waren, kehrte ich nach dem Elsaß zurück und schüttelte den Staub von meinen Füßen.

Die Wahl von Küß an der Spitze aller Listen war eine beredte Huldigung für den, der das Elsaß damals am besten personifizierte; sie war aber leider zugleich auch ein großes Unglück, denn Küß sollte unter der Last seiner Mission zusammenbrechen, und niemand in Straßburg hatte die Fähigkeiten, die Stadt und das Land zu leiten, wie er es getan hätte. Er zögerte anfangs, abzureisen. Er fühlte, wie notwendig seine Gegenwart im Rathaus war. Seine Freunde — und Feinde drängten ihn dazu, sein Mandat als Abgeordneter zu erfüllen, so krank er war, und er gehorchte.

Als ich ihn auf seiner Durchreise in Bern sah, war ich auf das schmerzlichste überrascht durch die Änderung, die in seinem Aussehen vor sich gegangen. Er war weiß geworden, er sah gealtert aus und ging gebückt einher. „Mein lieber Schneegans," sagte er, indem er mich umarmte, „ich werde in einem Sarge von Bordeaux zurückkehren." Am Tage darauf kamen Hartmann, Grosjean, Renker, Titot durch Bern. Ich reiste mit ihnen ab. Wir saßen kaum in der Eisenbahn, als wir vom Elsaß, von Frankreich und von der Rolle, die wir dort spielen würden, zu sprechen anfingen. Der Präfekt von Maine-et-Loire, Engelhardt, hatte gegen mich ein Pamphlet veröffentlicht, in welchem er mich aus Anlaß meiner Broschüre über die Belagerung als Preußen verklagte. Ich hatte in diesem Büchlein den Gedanken ausgesprochen, das Elsaß möge aus seiner neuen Situation möglichst Nutzen ziehen, um vom siegreichen Deutschland die Gewährung gewisser Freiheiten zu erlangen, die wir in Frankreich niemals hatten durchsetzen können. Hartmann, mit dem ich mich darüber aussprach, erwiderte: „Ihre Gedanken sind durchaus die meinigen; wir können nur das eine tun: wir müssen uns zwar vor der Annexion beugen, aber Elsässer bleiben und unser Möglichstes tun, um unter den neuen Verhältnissen, die wir nicht herbeigeführt haben, liberale Institutionen und ein self-government zu erlangen, das uns Frankreich immer verweigert hat."

Die anderen Abgeordneten beteiligten sich an der Unterhaltung, und keiner dachte auch nur daran, gegen diese Ansichten zu protestieren. Man sprach darauf von der Haltung, welche die Abordnung in Bordeaux einnehmen würde. Ich schlug meinen Kollegen vor, wir sollten uns der Abstimmung enthalten. Sie waren mit mir alle einig. Nur Grosjean zeigte sich unentschieden. Er wünschte für die Abgeordneten des Elsasses einen möglichst theatralischen Abgang. „Wir müssen alle," sagte er, „nacheinander auf der Rednerbühne erscheinen, und jeder muß in einem kurzen Satze von Frankreich Abschied nehmen." Er fügte hinzu, daß, was ihn beträfe, er seinen Satz schon bereit habe. Er würde sich darauf beschränken, auszurufen: „Morituri te salutant!"

Der leitende Gedanke in allen diesen Unterhaltungen war die Überzeugung, daß Frankreich verloren sei, nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Zukunft, verloren als Nation, zum Untergang reif wie ein zweites Spanien. Wir waren alle außerordentlich gereizt gegen diese Nation, welche uns seit den ersten Tagen im Stich gelassen hatte, und welche uns leichten Herzens preisgeben sollte. Was mich im Jahre 1873 veranlaßte, Frankreich zu verlassen, das empfanden wir damals alle. Küß sprach einige Tage vor seinem Tode in Bordeaux denselben Gedanken aus, als er sagte: „Frankreich verdient die Anhänglichkeit des Elsasses nicht. Wir sind besser als jene Leute."

Das war die Stimmung, in welcher die Abgeordneten des Elsasses Frankreich betraten. Die ersten Eindrücke, die wir an der Grenze empfingen, waren nicht geeignet, unsere Stimmung zu ändern. Unser Zug hielt ungefähr zwanzig Minuten in Culoz. Neben uns stand ein Zug mit Soldaten. Sie kamen aus Savoyen und sollten, scheint es, zu einem in Lyon in Formation begriffenen Korps stoßen. Die Soldaten lehnten sich zu den Coupéfenstern

hinaus, brüllend und heftig gestikulierend. Und was waren — großer Gott! — die Worte, welche diese Vaterlandsverteidiger den Abgeordneten des Elsasses ins Gesicht schleuderten? „Vive la Prusse! A bas la France! Vive Berlin, à bas Paris! Et que la République soit f . . .!“ Wir waren entsetzt. Grosjean, der an der Türe saß, lehnte sich hinaus und fuhr die Soldaten an: „Was für ein Regiment ist das?“ — „Le troisième légion Haute Savoie!“ wurde ihm geantwortet. — „Wo sind eure Offiziere?“ — „Nous nous f . . . de nos officiers!“ — „Ihr seid Elende!“ — „Nieder mit Frankreich! Gebt uns Brot!“

„Finis Poloniae!“ murmelte Renker und bedeckte sich weinend das Gesicht mit den Händen.

Unser Zug fuhr ab. Wir stiegen in Maximieux aus, um eine Tasse Bouillon zu trinken. Der Bahnsteig, der Restaurationssaal, alle Wartesäle strotzten von Uniformen. Überall Offiziere, Generale, Intendanten, Militär von allen Gattungen; überall Tressen und Litzen, auf den Ärmeln, am Kragen, auf dem Käppi! Sie führten das große Wort, sie umringten die Mädchen, sie lachten, spielten Karten und tranken Absinth. „Los coronels de las Españas!“ sagte Renker, der seinen sarkastischen Witz mit düsterer Ironie an diesen seltsamen Dingen gern ausließ und lachte —, um nicht zu viel zu weinen. Wehe! das war also das französische Heer, und mit solchen Elementen wagte man von einem Krieg bis aufs Messer zu sprechen.

Als wir nach Lyon kamen, war es noch viel schlimmer. Im Bahnhof die fürchterlichste Unordnung. Man sah Gruppen von Arbeitern, von Frauen, von Nationalgardisten, viele Offiziere, aber stets mit Phantasieuniformen, eine Menge von Franktireurs und Garibaldianern, Leute, welche so aussahen wie Griechen und Italiener und sich als Herren des Weltalls gebärdeten. Es waren merkwürdige Gestalten, mit den merkwürdigsten Kopfbedeckungen, mit Flinten und Säbeln, welche die Hölle selbst hätten in Schrecken versetzen können. Keine eigentlichen Soldaten, keine Rothosen! Nicht Frankreich trafen wir hier, nur die Republik; doch was sage ich? Die Lyoner Kommune, die Föderation, den Kosmopolitismus, ein Unnennbares und Unbekanntes, zugleich großmütig und töricht. Auch Damen, die in Lazaretts tätig zu sein schienen, erblickte man, aber keine Schwestern. In einer Ecke verteilte man Suppe und Brot unter Elende, welche riefen: „Es lebe die Republik!“ Redner sprachen von Zeit zu Zeit die Menge an. Ich habe nie so häufig „Hoch die Republik!“ ausrufen hören als während der Viertelstunde, die wir in diesem Bahnhof verbrachten. Den Namen Frankreich freilich habe ich da nicht aussprechen hören. Wir wußten nicht recht, wo wir uns hinwenden sollten. Ein Offizier der Nationalgarde kam auf uns zu und fragte uns, ob wir die elsässischen Abgeordneten seien; er stellte uns sofort unter den Schutz eines Milizsoldaten, welcher, die Flinte auf dem Rücken, auf und ab ging. „Mit diesem Jungen haben Sie nichts zu fürchten,“ sagte er; „er ist ein gutmütiger Kerl!“ — „Wie?“ fragte ich, „und die übrigen?“ — „O, die!“ antwortete der Offizier, „sprechen wir nicht davon! Nichts als Gesindel!“ — „Was, alle?“ — „Und noch viele andere!“ Der Milizsoldat stellte sich uns zur Verfügung und half

uns, unsere Koffer mitten in dem unbeschreiblichen Durcheinander dieses Bahnhofes zu finden. Rings um uns her schrie man gegen die Bonapartisten, gegen die Jesuiten, gegen die Reaktionären, gegen die Versammlung; niemand sprach von den Preußen!

Wir kamen im Grand Hôtel von Lyon an, wo Hartmann ein Logis für uns bestellt hatte. Unter der Türe standen einige Personen. Es schienen angesehene Leute zu sein, Notabeln. Als wir dem Hôtelomnibus entstiegen, begannen diese Herren untereinander zu flüstern, dann kamen sie auf uns zu, und einer von ihnen nahm mich beiseite: „Ach, mein Herr," sagte er, „Sie sind alle Abgeordnete, nicht wahr? Wir beschwören Sie, stimmen Sie für den Frieden! Sehen Sie: Lyon ist bedroht! Lyon wird belagert werden! Wir können uns aber nicht verteidigen. Man muß um jeden Preis Frieden schließen!" — „Mein Herr!" sagte ich ihm, „wir sind Abgeordnete des Elsasses!" Und damit ging ich weiter. Wenn ich in diesem Augenblicke meinen Stimmzettel hätte abgeben müssen, würde ich gewiß für den Krieg bis aufs Äußerste gestimmt haben, nur um diese „mercantili" Patriotismus zu lehren.

Am Tage darauf reisten wir nach Bordeaux weiter. Ach, die wunderbare Reise, die wir da machten! Wir kamen aus dem Winter. Bei uns starrte noch alles von Schnee und Eis. Ein weißer Mantel hielt in Bern die Berge noch umfangen. In Lyon machte uns ein feiner, eiskalter Regen bis aufs Mark erstarren. Schwarze Nebel stiegen zwischen den zwei Flüssen auf. In Valence dagegen wölbte sich bereits ein tiefblauer Himmel über uns. Die Sonne strahlte. Im Hintergrunde blitzten die silbernen Spitzen der Alpen; die Cevennen erhoben sich auf der anderen Seite, jenseits der Rhone, in der glühenden Sonne des Südens errötend. Eine laue, weiche, Nerven und Willen erschlaffende Luft umfing uns.

Welcher Friede in diesen Dörfern! Welch süßes far niente! Wie köstlich, sich gehen zu lassen in der Sonne des Südens! Und diesem verweichlichten Volke der Provence sollten wir in den Falten unserer Toga den Krieg bis aufs Messer bringen? Invasion, Brand und Plünderung? Bei Gott! Das waren doch nicht die Leute, die mit Flintenschüssen die Männer des Nordens empfangen würden. Sie würden ihnen die Tore ihrer Häuser weit öffnen, sie würden für sie die besten Flaschen alten Weines aus dem Keller holen, sie würden alle möglichen Kriegssteuern zahlen, wenn man sie nur ungeschoren ließe, und wenn die Deutschen ihnen von Elsaß-Lothringen sprächen, würde man sie ausrufen hören: „Ach, was gehen uns diese Leute an? Wir kennen sie nicht. Sie sind schon lange Preußen. Wenn man uns nur in Ruhe läßt, wenn wir nur unseren Wein und unsere Oliven verkaufen! — wir kümmern uns den Kuckuck um das übrige."

Zur Linken des Eisenbahndammes sahen wir ein Lager, das Lager der Alpinen. Eine kleine, blauweißrote Fahne flatterte auf einer Baracke. Mobilgardisten rauchten im Schatten. Keiner exerzierte. Es lagen da 20000 Mann, erzählte man uns. Sie waren sehr ruhig in ihrem Lager.

In Bordeaux setzte sich die traurige Komödie, deren Zuschauer wir seit Culoz waren, weiter fort. Der Zug, der uns brachte, bestand aus etwa

vierzig Wagen. Von überall her strömte man zur Versammlung herbei. Staatsmänner außer Dienst, Beamte auf der Suche nach einer neuen Stelle, Frauen aus jeder möglichen Gesellschaftssphäre. Ich dachte lebhaft an das Konzil von Konstanz und an das Volk, welches sich dort traf. Im Nu waren alle Omnibusse und Droschken voll. Wir blieben auf dem Perron und warteten. Zugleich mit uns wartete ein merkwürdig aussehender Herr, ein Abgeordneter, schien es, denn er führte das große Wort, sprach mit gewaltigem Pathos von seinem Mandat. Auf dem Kopf ein weitkrempiger Hut, über den Schultern ein weiter Überrock, in den er sich malerisch drapierte, so ging er stolz auf dem Trottoir auf und ab, von Zeit zu Zeit heftig gestikulierend. In unverfälscht provençalischem Accent hörten wir ihn auf einmal ausrufen: „Wie? meine Wähler haben mich hierher geschickt, um für den Krieg bis aufs Äußerste zu stimmen, — und ich finde nicht einmal einen Omnibus!" (Eh quoi! mes électeurs m'ont envoyé ici pour voter pour la guerre à outrance, — et je ne trouve pas même d'omnibus!) Mit welch südlicher Glut sprach er nicht das Wort „outrance" aus, indem die gewöhnlichen Nasallaute einen energisch gutturalen Klang annahmen! Aber einen Omnibus brauchte dieser Eisenfresser unbedingt. — Nachdem wir eine Stunde gewartet hatten, kam endlich das ersehnte Fuhrwerk herangerasselt; wir brachten einstweilen unser Gepäck in einem befreundeten Hause unter und suchten zunächst nach einer Wohnung und einer Restauration.

Unser Cicerone, ein biederer, alter Spießbürger von Bordeaux, der sich aber auch, wie jedermann in diesen stürmischen Zeiten, als Nationalgardist verkleidet hatte, setzte uns, die wir todmüde waren nach all den Strapazen und aufregenden Erlebnissen, in einem Café gegenüber dem großen Theater ab. Nur mit Mühe konnten wir einen Tisch finden. Neben uns saß eine Gruppe von Offizieren, unter ihnen der wunderbarste aller Franktireurs: ein herrlicher Filzhut mit blauweißroten Federn; ein Anzug von blauem Sammet, ganz funkelnagelneu; tadellose Gamaschen, ein prachtvoller Karabiner! Mit laut erhobener Stimme deklamierte er gegen die Feiglinge, die noch nicht zu den Truppen gestoßen waren. Einer von uns drehte sich um und machte ihn darauf aufmerksam, daß er doch selber auch noch in Bordeaux sei. — „Té!" erwiderte lachend der Franktireur, „es mußte doch einer zurückbleiben, um die anderen zum Abmarsch anzufeuern!" (il fallait bien qu'il reste quelqu'un pour dire aux autres de partir!) — Dieser Franktireur personifizierte den Süden, das „ignoble midi", wie Gambetta sagte.

Die Nationalversammlung hielt ihre Sitzungen im großen Theater ab; später sollte sie im Theater von Versailles zusammenkommen. Ein Theater war der geeignete Versammlungsort für diese Vereinigung von Schauspielern. In andern Ländern, in der Schweiz z. B., sind die Abgeordneten Bürger, deren Ehrgeiz allein darauf ausgeht, die Angelegenheiten des Landes zu besorgen; in Frankreich richtet sich ihr Ehrgeiz zuerst auf ihre Person. Sie verlangen, daß jedermann wisse, daß sie die Vertreter des Volkes sind, daß sich in ihnen die Nation personifiziert, daß ihre Stimme die feierliche und souveräne Stimme des Landes ist. Sie bekleiden ein priesterliches Amt. Sie bilden die Oberkaste. Die Stimmen ihrer Mitbürger haben ihnen besondere Tugenden und eine be-

sondere Weisheit verliehen. Ein französischer Abgeordneter nimmt sein Frühstück mit feierlicher Würde ein; ein Glorienschein umgibt sein Haupt und er stolziert einher, um ihn zu zeigen. Unsere Kollegen in Bordeaux gefielen sich darin, in der Säulenhalle des Theaters auf und ab zu gehen; Zigaretten rauchend lehnten sie sich an die Säulen und betrachteten hinter der Truppenkette, welche das Theater umgab, die Volksmenge, die sie anstarrte. „Da sind Leute, welche uns anschauen," schienen sie einander zuzuflüstern, „und welche mit Fingern auf uns zeigen, indem sie einander zuraunen: Seht, das sind die Abgeordneten!" Die Zuschauer sahen sie von weitem auf und ab gehen, die Hände auf dem Rücken, stolz erhobenen Hauptes, den Hut feierlichst auf den Kopf gedrückt. Und sie dachten sich, daß diese ernsten Männer auf ernste Weise ernste Interessen erörterten, und daß ihre Kompetenz alle Kompetenzen der kompetentesten Leute überschritte. Und die Abgeordneten hatten ihre besondere stolze Freude daran, die Neugierde des Volkes zu sich hinüberstrahlen zu lassen.

Diese Versammlung, in welche wir hineintraten, war wirklich die treue Vertreterin Frankreichs. Die Listenwahl, welche man eingeführt hatte, und von welcher die republikanische Partei schon seit Jahren behauptete, daß sie allein eine Kammer ins Leben rufen könne, welche das aufrichtige Bild der Wählerschaft darstelle, hatte ins Theater von Bordeaux jene Majorität ruhiger, konservativer, katholischer, ängstlicher, nach Frieden, Ruhe und Genuß eifrigst trachtender Männer geschickt, welche ohne Zaudern die fünf Milliarden und das Preisgeben Elsaß-Lothringens durch ihre Abstimmung genehmigen sollte.

Das Resultat der Wahlen hatte uns überrascht, und wir teilten es mehreren unserer republikanischen Kollegen mit. „Ja," sagten sie, „so ist Frankreich. Das ist das Frankreich des Plebiszits unter den Bonapartes; das ist das konservative Frankreich vor allem; die Leute werden alles sein, was man will, Imperialisten, Legitimisten, Orleanisten, Republikaner selbst, wenn sie nur zu gleicher Zeit konservativ sein können. Was in den Februarwahlen den Sieg davongetragen hat, das ist nicht diese oder jene spezielle Partei, das ist die große, konservative Masse, die entschiedenste Gegnerin der Revolution, der Demokratie, der Traditionen von 1789." So sprachen die Republikaner. Ihre Sprache änderte sich nachher. Aber im ersten Momente kann man die Gedanken der Männer und der Parteien erkennen; sie verstellen sich dann noch nicht; sie handeln nicht nach einer Parole; sie zeigen ihr Antlitz ohne Maske und ohne Schminke. Bevor man das Resultat der Wahlen kannte, gab es keinen republikanischen Abgeordneten, der nicht offen und ausdrücklich dieser künftigen Versammlung die Eigenschaft einer konstituierenden Kammer zuerkannt hätte. Es war ganz im Sinne der Parteihäupter, im Sinne der Regierung von Tours und Bordeaux, daß die Nation dazu berufen sei, eine konstituierende Versammlung zu wählen. Ich selbst konnte es in Bern gewahr werden. Als ich mich in die Botschaft begab, um meinen Paß entgegenzunehmen, traf ich dort den Herrn Grisse, den früheren Redakteur des „Avenir national", welcher damals Militärbevollmächtigter Frankreichs bei der Helvetischen Republik war. Was tat dieser biedere Herr Grisse in seiner Eigenschaft

als Militärbevollmächtigter? Er wird es wohl ebensowenig gewußt haben als ich. Er führte seinen prächtigen Pelzmantel vom Bundespalast zum Hôtel, in dem er wohnte, spazieren; er redete viel, er rauchte Zigaretten und spielte den Botschafter. An diesem Tage freilich sprach er von Geschäften; er gab mir Auskunft über verschiedene Männer, die ich in Bordeaux besuchen sollte, über Gambetta, über Laurier und über ihre Beziehungen zu Jules Favre, zu Thiers. „Sie wissen," sagte er mir, „sie werden die Republik konstituieren." — „Aber," antwortete ich ihm, „sind wir denn eine konstituierende Versammlung?" — „Gewiß," erwiderte er, „und Sie müssen sogar auf Ihren Paß den Titel eintragen lassen: Mitglied der konstituierenden Versammlung." — Sie waren alle dieselben. Ein Titel genügte ihnen; ein Wort bedeutete alles und wog eine Tat auf.

Während die Republikaner im voraus in ihrer gewohnten Ungeschicklichkeit das konstituierende Recht einer Versammlung ankündigten, die sie republikanisch erhofften, bestritten ihr die Monarchisten, die ebenfalls ein republikanisches Resultat erwarteten, dieses Recht. Man durchblättere nur die royalistische Presse dieser Zeit! Man wird überall die kategorische Behauptung finden, daß die Versammlung keine andere Aufgabe habe, als den Frieden zu schließen. Am Tage aber, wo man in das Resultat klaren Einblick hatte und erkannte, daß die Majorität antirepublikanisch war, kehrte sich alles um. Nun erklärte ebenso kategorisch das republikanische Orakel, daß diese Versammlung niemals eine konstituierende Aufgabe zu lösen gehabt habe, als die royalistische behauptete, sie sei stets in dem Sinne einberufen worden. Und die Hohenpriester beider Parteien exkommunizierten alle die Ketzer, die in ihrem Glauben vom Tage vorher noch verharrten und die durch den Hohen Rat ausgegebene Parole noch weiter gaben. So sind die Parteien in Frankreich — und auch noch anderswo.

Wie kam es aber, daß die Wahlen eine konservative Mehrheit in die Kammer schickten? Wie konnten sich fünf Monate nach Sedan die Republikaner schon in der Minderheit befinden? Die Ursache ist in der Politik der „rasenden Tollwut" zu erblicken, jener Politik „de fou furieux", wie Thiers sagte, die Gambetta in Tours und Bordeaux verfolgt hatte. Das Land wollte keinen Krieg bis aufs Äußerste, es verlangte den Frieden, nur den Frieden. Wenn die Wahlen gleich nach Sedan vorgenommen worden wären, würde die Versammlung in ungeheurer Mehrheit Abgeordnete der gemäßigten republikanischen Linken gewählt haben; die vorherrschende Empfindung war damals noch der Haß des Kaiserreichs. Der Sündenbock war Napoleon III.; die Plebiszitmänner und Leute, welche nach Berlin hatten marschieren wollen, hätten ihren Fetisch damals vernichtet, wie die Wilden mit den ihrigen nach dem Sturme tun. Es war von der Regierung der nationalen Verteidigung ein großer politischer Fehler gewesen, daß sie sich damals weigerte, die Wahlen vorzunehmen. So hatte das Land Zeit, die Stimmung zu wechseln. Und wie geschah das?

Die weisen und ernsten Elemente der Regierung blieben in Paris; man beging die Torheit, die Regierung in einer belagerten Stadt einzuschließen, in welcher nur ein General mit diktatorischer Vollmacht hätte befehlen sollen.

Die wirkliche Regierung Frankreichs führte aber in der Provinz Gambetta, jener großartige Rhetor, jener geschickte Parteiführer, jener ausgezeichnete Stratege im parlamentarischen Leben, jener genuesische Tribun, mehr Politiker als Staatsmann, dabei aber ein Republikaner, der ein geradezu blindes Vertrauen in die Traditionen des Jahres 1793 hatte, in die „levée en masse“, und der von einer Vaterlandsliebe beseelt war, welche — bei Republikanern eine Seltenheit — die Schwelle der Republik noch um einige Fuß überschreiten konnte. Gambetta herrschte von Tours aus über ganz Frankreich. Paris hatte die furchtbarsten Kämpfe zu bestehen und schlug sich tapfer. Die Departements sahen aber die Invasion immer mehr an die Loire und Rhone heranrücken; sie hatten kein Vertrauen in die Proklamationen Gambettas, sie sagten sich, wie die Soldaten bei Wörth, daß man sie ins Schlachthaus führe; und um den Schrecken der Situation noch zu erhöhen, sahen die Bürger der Provinz, die Bauern und ihre Frauen noch zu ihnen jene seltsamen und fremden Bundesgenossen ankommen, die Gambetta in der ganzen internationalen Demokratie aufgeboten hatte; sie sahen Polen, deren Kommandant damit angefangen hatte, mit der Kasse durchzubrennen, sie sahen Pallikaren, die von wunderbaren Mänteln bedeckt waren, deren Uniformen von goldenen Litzen und Tressen strotzten, sie sahen Amerikaner, Garibaldianer, Vengeurs de la Mort, Eclaireurs, Voltigeurs, Chasseurs jeder möglichen Art, — und diese Phantasiesoldaten wurden von Phantasiegeneralen befehligt, sie hatten Phantasieuniformen, eine Phantasiebewaffnung, einen Phantasiepatriotismus und besonders eine Moral, die ganz ausnehmend phantastisch war. Diese Leute überfluteten den Süden, während die Preußen den Norden überschwemmten. Die republikanischen Präfekten ließen sie vor sich defilieren, in Marseille, Lyon, wie wenn sie ernsthaft zu nehmen gewesen wären. Man zahlte ihnen die Kosten der Reise bis zu den Truppenkorps, denen sie sich angliedern sollten, aber sie marschierten nicht ab; sie beschimpften die Landpfarrer im Namen der Republik, sie tranken alten Wein in den Dörfern im Namen der Republik, sie umarmten die Töchter der Bauern im Namen der Republik, und so brachten sie in unseren Städten und Dörfern die Staatsform, welche das Kaiserreich ersetzt hatte, in Verruf. Noch ein anderer Umstand schadete der Republik. Die Präfekten, welche aus der radikalen Partei entnommen worden waren, setzten ihre Allmacht an Stelle der kaiserlichen „préfets à poigne“ ein; sie kommandierten, wie ihre Vorgänger kommandiert hatten, mit ebensoviel Hochmut, aber mit weniger Kompetenz; sie nötigten den Bürgern den Ruf „Hoch die Republik!“ auf, wie die anderen den Ruf „Es lebe der Kaiser!“ aufgenötigt hatten; sie hatten bald überall in der Bevölkerung Haß und Groll gesäet; der Klerus mußte unter diesem fünfmonatlichen Régime die unverdiente Gunst büßen, mit welcher ihn das Kaiserreich bedacht hatte; die Präfekten behandelten die Bischöfe wie Schulbuben; die Priester wurden auf der Straße beschimpft und fanden bei keiner Behörde Schutz; die Kongregationisten wurden aus ihren Wohnstätten verjagt, sie wurden ausgeplündert, beraubt, und ihre Häuser wurden in Brand gesteckt. Die Präfekten selber waren nur dann Meister, wenn sie gewissen geheimen Komitees gehorchten, deren Mitglieder sich aus sehr zweifelhaften Elementen zusammen=

setzten. Der Druck, den diese Komitees auf die Präfekten ausübten, wirkte dann weiter auf Tours und auf Bordeaux. Dort, in den „Vorzimmern des Diktators", herrschten verschiedene recht merkwürdige Persönlichkeiten; sie zogen um Gambetta einen magischen Kreis, den niemand ohne ihre Erlaubnis überschreiten durfte; sie überbrachten dem Diktator die Eindrücke von außen, welche sie nach ihren persönlichen Wünschen und Gesichtspunkten zurechtstutzten; sie beeinflußten auf diese Weise seine Gesinnungen und Entschließungen.

Die Folge aller dieser Tatsachen war aber, daß allmählich die anfangs so populäre Regierungsform an Volkstümlichkeit immer mehr verlor. Die des Krieges müde Nation sah sich in einen Krieg bis aufs Äußerste gedrängt. Ein großer Fehler war auch die Aufhebung der Generalräte. Gambetta und seine Partei haben vielleicht nie geahnt, einen wie verhängnisvollen Streich sie durch diese Maßregel der Republik beigebracht haben. Man hat sie durch Motive allgemein patriotischer Politik rechtfertigen wollen, welche nach außen imponierten. Die preußischen Zeitungen sprachen die Ansicht aus, daß diese Generalräte die einzige legale Macht seien, die vom Kaiserreich her noch bestünde, und man mit dieser zu einer Versammlung vereinigten Körperschaft eventuell über den Frieden würde verhandeln können. Wollte vielleicht Gambetta durch die Aufhebung dem Feinde die Möglichkeit nehmen, eine gesetzliche beratende Körperschaft seiner Diktatur entgegenzusetzen? Man hat es im Ausland geglaubt und hat in Anbetracht der patriotischen Motive, welche sie veranlaßt haben, dieser Maßregel die Billigung nicht versagt. In Frankreich ist man freilich anderer Ansicht gewesen; man hat in dieser Maßregel nur die Beseitigung des letzten Restes des Repräsentativsystems erblickt; man hat sich gedacht, daß dadurch die Republik, das sog. Regiment der Freiheit sich jeder Kontrolle entledigen wollte, um sich immer mehr zur persönlichen Diktatur zu entwickeln. Auch dies erbitterte die Gemüter gegen Gambetta. Und alle diese Umstände zusammen bewirkten, daß bei den Wahlen die Opposition den Sieg davontrug.

„Friede! Friede!" das war der Ruf, der sich überall in Frankreich erhob. Das Friedensbedürfnis war so allgemein, daß man z. B. bei der Wahl entdeckte, daß auf drei Vierteln der Stimmzettel der elsaß-lothringischen Legionen Lyon's statt der Namen der Kandidaten nur die zwei Worte zu lesen waren: „La paix!" Niemals hat irgend jemand diese Tatsache auch nur zu erwähnen gewagt; man wird sie leugnen, wenn diese Seiten veröffentlicht werden, weil Frankreich nicht will, daß man seine Legenden vernichte, und weil es schmeichelhafte Unwahrheit einer verletzenden Wahrheit vorzieht. Aber diese Tatsache bleibt nichtsdestoweniger wahr. Die früheren Mitglieder der alten elsaß-lothringischen Komitees in Lyon werden sie nicht leugnen können, denn sie sind es, welche sie mir ausdrücklich bestätigt haben.

Schon dieses ungeheure Friedensbedürfnis machte auf uns Elsässer, die wir in die Versammlung eintraten, einen recht merkwürdigen Eindruck. Geradezu empörte uns aber die vollständige Gleichgültigkeit, die wir bei der großen Majorität der Abgeordneten hinsichtlich des künftigen Schicksals der elsässischen Bevölkerung trafen. Die Sprache und Haltung der Abgeordneten

ließ uns gar keinen Zweifel in dieser Beziehung. Gewiß, wir begegneten einigen vereinzelten Bezeigungen von Sympathie, aber für die große Masse dieser Abgeordneten waren wir nur ein Gegenstand der Verlegenheit. „Ach was!“ sagten sie untereinander, um ihre instinktiven Gewissensbisse einzuschläfern, „diese Elsässer sind immer Deutsche gewesen; schließlich nimmt Preußen sein Eigentum nur wieder zurück.“ Gar mancher fügte hinzu: „Diese Protestanten des Nordostens werden sich einfach in dem ihnen zusagenden Milieu wiederfinden, wenn sie an das protestantische Preußen annektiert werden.“ Man konnte derartige Äußerungen in den Wandelgängen der Kammer hören. Das Echo dieser Gedanken drang zu uns, wo wir uns nur befanden, in den Restaurationen, an der Table d'hôte, in den Pensionen, auf den Straßen. Wir hatten immer mehr das Gefühl, daß man uns möglichst schnell loswerden wollte, und daß man wünschte, diese Operation so kurz und bündig als möglich vorzunehmen. Wie oft sprachen wir nicht davon, wenn wir unter uns waren, Küß, Kablé und ich! Wie oft machte sich nicht die Bitterkeit unserer Gedanken Luft über dieses so frivole Volk! „Wenn wir an eurem Platze wären und ihr an unserem,“ rief Küß eines Tages aus, „würden wir noch Männer und Geld finden, um euch zu verteidigen!“ Doch hatten die Abgeordneten für derartige Empfindungen kein Verständnis; sie ließen sich ihr Frühstück gut schmecken, sie rauchten ausgezeichnete Zigarren, sie sprachen von ihrem „Roy“, von ihren Prinzen und von der Republik, die man begraben müsse; vom Elsaß und von Lothringen sprachen sie kaum; diese paar Millionen Seelen konnte man billig hergeben.

Mitten in dieser Verwirrung hatte nur e i n Mann den Kopf oben behalten, Herr Thiers. Er kannte besser als irgend jemand die materielle Lage und moralische Stimmung Frankreichs; er wußte, was man von den Prahlereien eines Krieges bis aufs Messer halten sollte; er wußte auch, daß die Versammlung, welche das getreueste Echo des ganzen Landes war, für den Frieden um jeden Preis stimmen würde. Er, dem seit den ersten Tagen die oberste Gewalt übertragen worden, war der Überzeugung, daß ein einziger Gedanke alle seine Handlungen beherrschen und leiten sollte, der Gedanke an die Rettung Frankreichs, nicht der Republik oder der Monarchie, sondern Frankreichs. Wenn wir, die Abgeordneten des Elsasses, nicht vom ersten Augenblick an in den Kreis Gambettas hineingezogen worden wären, und wenn wir uns alle in corpore zu ihm begeben hätten, um seinen Rat über die Haltung, die wir einnehmen sollten, einzuholen, so würde uns Thiers dasselbe gesagt haben, was er zwei von unseren Kollegen, Saglio und Boersch, gesagt hatte: „Ich kann und darf nur Frankreich im Auge haben; das Elsaß wird von Frankreich losgelöst werden; wir können nichts mehr für euch tun! Wenn ihr besondere Bedingungen für euer Land erreichen wollt, so ist es nicht in Bordeaux, sondern in Brüssel und Berlin, daß ihr handeln mußt.“ Diese Sprache hätte uns hart angemutet, wie sie Saglio und Boersch hart vorkam; aber der Chef der exekutiven Gewalt in Frankreich konnte und durfte keine andere Sprache führen. Gewiß wird es ihm selber schwer genug geworden sein, so zu reden; er tat sich aber Gewalt an, um ruhig und seiner sicher, wie ein wirklicher

Staatsmann, zu bleiben. Möglicherweise hatte es ihn auch erbittert, daß wir uns in den Kreis Gambettas hatten ziehen lassen. Aber die Majorität der Abgeordneten des Oberrheins, die radikal gesinnt war, hatte dies veranlaßt. Außerdem war unser Führer, Bürgermeister Küß, krank geworden. Einige andere Gleichgesinnte, welche Einfluß hätten ausüben können, so vor allen Boersch, nahmen an unseren Sitzungen nicht teil oder schwiegen, wenn sie kamen.

Dieser Einfluß Gambettas ist höchst verhängnisvoll gewesen; er hat uns mit vollen Segeln in eine reine Gefühls- und Manifestationspolitik hineinsteuern lassen und hat unsere Gedanken von den Pflichten abgewendet, die wir dem Elsaß gegenüber zu erfüllen gehabt hätten. Diese Politik gab sich den Anschein, nur auf die Vergangenheit Rücksicht nehmen und an die Zukunft nicht denken zu wollen. Sie führte zu den Theatercoups, die man kennt; aber diese Theatercoups, welche auf Frankreich und auf das Elsaß die Wirkung eines recht gelungenen Feuerwerks ausübten, haben für unser armes, aufgeopfertes Land kein anderes Ergebnis gehabt, als uns der Vertretung zu berauben, im Momente, wo sie gerade die größten Dienste hätte leisten können, und die Einmischung des Elsasses in die Friedensverhandlungen unmöglich zu machen. Daß Gambetta, der selbst niemals nähere Beziehungen zum Elsaß gehabt hatte, dieses Verfahren für besser hielt als jedes andere, das wird wohl niemanden überraschen; aber wir, die wir gerade an das Elsaß hätten denken sollen, im Moment, wo Frankreich es im Stiche ließ, wir handelten, indem wir seiner Direktive folgten, nicht als Staatsmänner.

Ich sah Gambetta zum ersten Male am Tage nach unserer Ankunft in Bordeaux, am 15. Februar. Wir hatten uns auf der Quästur einschreiben lassen; wir hatten der Sitzung der Versammlung beigewohnt; wir waren durch diese Entfaltung von Orleanismus erschreckt worden. „Das sind die Generalräte!" sagte einer von uns. „Das sind die landwirtschaftlichen Vereine," erwiderte ein anderer. „Los diputados de las Espáñas," fügte Renker hinzu. Man beschäftigte sich mit der Untersuchung der Gültigkeit der Wahlen; ein Abgeordneter erstattete Bericht über Garibaldis Wahl, den er mit Absicht Herr Garibaldi nannte; ein anderer hielt es für zeitgemäß, die Wahl Grosjeans zu beanstanden, weil Grosjean Präfekt gewesen war. Wie berechtigt es auch vom allgemeinen Standpunkte ist, die Wahl von Beamten zu verhindern, in diesem speziellen Falle war es doch recht verkehrt, da es sich um ein Departement handelte, welches die Versammlung preisgeben sollte, weil es sich um den Präfekten handelte, der Belfort verteidigt hatte; — daran hätte man denken sollen, und es wäre ein Gebot des Patriotismus gewesen, dem Elsaß am Vorabend seiner Trennung von Frankreich die Abgeordneten, welche es sich angesichts des Feindes gegeben hatte, nicht streitig zu machen.

Nach Schluß der Sitzung begab ich mich zu Gambetta. Der Exdiktator bewohnte ein kleines Haus in einer der Straßen, die auf die Allées de Tourny mündeten. Ich wurde im Erdgeschoß durch einen Herrn empfangen, welcher der Sekretär Gambettas zu sein schien, und dem wohl die Weisung erteilt worden war, die Besucher fernzuhalten. Es gelang mir erst nach dringenden

Vorstellungen, Einlaß zu erhalten. Ich wurde in den ersten Stock hinaufgeführt, wo mich Gambetta empfing. Nur mit sehr gemischten Gefühlen trat ich vor meinen Kollegen des Niederrheins. Seine herrschsüchtige Natur hatte mich nie angezogen; ich konnte nicht die Art und Weise vergessen, wie dieser Vertreter der Republik Straßburg einen nicht von der Bürgerschaft gewählten Bürgermeister hatte aufnötigen wollen. Anderseits bewunderte ich aber die Energie, die er in Tours und Bordeaux entfaltet hatte, ohne freilich die Kundgebungen seiner eigenmächtigen Kraftnatur billigen zu können. Ich fürchtete immer, daß er sich plötzlich als Fanatiker, als Diktator entpuppen könnte, dem es nicht darauf ankäme, im Namen der Republik einen Staatsstreich zu machen. Die letzten Ereignisse nach der Einnahme von Paris, der Widerstand Gambettas gegen die Regierung, die Proklamationen, die er in diesem Augenblick erlassen hatte, und welche Frankreich bis an den Rand des Bürgerkrieges gebracht hatten, der Ausbruch jener persönlichen Politik, die sich im äußersten Moment nicht beherrschen konnte und beinahe die Vaterlandsliebe dem Interesse der radikalen Partei und derjenigen seiner Führer geopfert hätte, — alle diese ganz frischen Erinnerungen flößten mir eine Art Mißtrauen diesem Manne gegenüber ein. Ich trat nur mit Reserve an ihn heran, indem ich ihn als Kollegen des Niederrheins begrüßte, der von denselben Wählern in die Versammlung geschickt worden sei als ich. Die Aufnahme, die ich bei ihm fand, war offener, als ich erwartet hatte. Er kam meinen Gedanken zuvor, indem er mir von Küß sprach, vom Straßburger Gemeinderat und von den Verleumdungen, mit denen wir überschüttet worden waren. „In so stürmischen Zeiten wie die jetzigen,“ sagte er, „müssen gerade die Besten gewärtig sein, verleumdet zu werden.“ Übrigens ein Wort, das gerade die radikale Partei später nicht genügend beachtete, als ihre Zeitungen sich mit dem annektierten Elsaß beschäftigten. Während ich mich mit Gambetta unterhielt, trat ein neuer Besucher ins Zimmer ein; es war ein noch junger Mann, dessen Aussehen mehr an einen Studenten der Rechte oder einen angehenden Advokaten erinnerte als einen Politiker; er hatte ein sehr freies, zwangloses Auftreten; durch seine Gewohnheit, sich selber nicht ernst zu nehmen, machte er es einem sehr leicht, mit ihm umzugehen; ich sah ihn später in der Versammlung öfters wieder, wo er demselben Bureau angehörte wie ich. Es war Herr Bethmont. Er trat in den Salon Gambettas ein, wie man zu einem Jugendfreund eintritt. Seine ersten Worte fielen mir auf. „Du weißt,“ sagte er, beinahe bevor er ihn begrüßt hatte, „ich bin nicht deiner Meinung. Jules Favre ist ein großer Bürger; ja, du kannst sagen, was du willst, er ist ein großer Bürger!“ Gambetta schüttelte den Kopf. Ich stand auf, um nicht lästig zu fallen, und nahm vom Exdiktator Abschied.

Der Eindruck, den ich von diesem ersten Besuch heimbrachte, war ungefähr derselbe, mit dem ich den Besuch angetreten hatte. Gambetta machte mir den Eindruck eines Tribunen, leidenschaftlich, persönlich, — aber zu gleicher Zeit einer Wandlung zum Staatsmann nicht unfähig, wenn die Elemente der Klugheit und des Nachdenkens, die in ihm offenbar schlummerten, über die anderen den Sieg davonzutragen vermöchten; ein sehr vielseitiger Charakter,

im Grunde geschmeidiger, als es zuerst den Anschein hatte, und der sich sehr wohl eines Tages die Mäßigung ebensogut würde zu nutze machen können wie bisher die Heftigkeit.

Ich sah Gambetta außerhalb der Versammlung, wo er zwischen Hartmann und mir saß, noch zwei- oder dreimal. Eines Abends, als wir aus der Kammer kamen, begleitete ich ihn bis zum Jardin des Plantes. Wir sprachen von Frankreich. Er war wütend, daß das Volk zum Ausharren im Kampfe so weich und so schlaff war. Ich sprach ihm von dem Eindruck, den wir seit den ersten Tagen im Elsaß gehabt hatten; ich fügte hinzu, daß das, was wir in Bordeaux sahen, nicht geeignet sei, uns Vertrauen einzuflößen; ich endete, indem ich hinzufügte, daß gar manche von uns — und ich unter den ersten —, da wir einerseits sähen, daß das Elsaß von unserem Vaterlande losgelöst würde, anderseits Frankreich mit vollen Segeln dem Klerikalismus, der Reaktion und Restauration entgegentreibe, sich gefragt hätten, ob wir nicht nach der Schweiz auswandern sollten. Gambetta unterbrach mich. „Nein, nein!“ fuhr er auf, „das werden Sie, das dürfen Sie nicht tun!“ — „Ich bin noch nicht ganz entschieden,“ antwortete ich ihm, „ich werde es vielleicht nicht tun, weil ich Frankreich zu unglücklich sehe, weil ich ihm vielleicht noch einige Dienste werde leisten können und ihm helfen, die Republik zu gründen. Ich will auch denen beweisen, die uns mit so viel mala fides angreifen, daß wir Protestanten und Republikaner von Anfang an ebenso gute Patrioten gewesen sind wie die anderen. Am Tage, wo meine Landsleute mich gegen meinen Willen zum Abgeordneten gewählt haben, habe ich mir gesagt, daß ich diese Mission erfüllen werde, und ich werde sie erfüllen, solange Frankreich es mir erlauben wird.“ Als ich dies sagte, war ich weit entfernt, zu denken, daß ein Tag kommen könnte, an dem ich, von fortwährenden Beschimpfungen angewidert, unaufhörlich von Klerikalen und Radikalen zugleich als schlechter Franzose verschrieen, mich gezwungen sehen würde, dieses Land zu verlassen; an dem ich in meine Heimat zurückkehren würde, erschöpft und abgemattet, mit der bitteren Überzeugung, daß der Geist der Aufopferung, den ich ihm entgegengebracht hatte, nicht den mindesten Erfolg gehabt habe für die Sache, die ich verteidigen wollte.

Am Tage nach meinem ersten Besuche bei Gambetta konstituierte sich die Gruppe der elsaß-lothringischen Abgeordneten. Herr Louis Chauffour wurde zum Präsidenten ernannt; man erwies mir die Ehre, mich zum Sekretär zu wählen. Es handelte sich nun darum, eine Kommission einzusetzen, die unsere Protestation redigieren sollte. Die Stimmen der siebzehn Wählenden verteilten sich, wie folgt: Gambetta 17, Keller 16, Louis Chauffour 14, Küß 12, Schneegans 11. Diese fünf Abgeordneten bildeten die Kommission. Die Herren Keller und Küß begaben sich sofort zu Gambetta, der unserer Sitzung nicht beigewohnt hatte, und er war es mit Keller, der das bekannte Schriftstück aufsetzte.

Unser Protest zog, wie es nicht anders sein konnte, da er von den Vertretern der radikalen und ultramontanen Partei verfaßt worden war, einzig und allein unsere gegenwärtige Lage in Betracht; er berücksichtigte durchaus

nicht die künftigen Interessen des Elsasses. Wir handelten einzig und allein als französische Abgeordnete, nicht als Vertreter einer Provinz, die schon halb von Frankreich losgelöst war, und für welche wir in diesem entscheidenden Augenblick mit unserer Person, unserer Stimme, unserer Autorität hätten eintreten sollen, um für sie die mildesten Bedingungen zu erlangen, so z. B. die Befreiung vom Militärdienst für einige Jahre, die Verpflichtung Deutschlands, keinen politischen Eid zu fordern, die Beibehaltung der französischen Sprache und unserer Gesetze während einer näher zu bestimmenden Periode. Mancher von uns, ganz besonders Herr Hartmann, der Bürgermeister von Münster, vertraten energisch diese Richtung, die Majorität war aber nicht dafür zu gewinnen, und die, welche solche Gedanken aussprachen, galten bald bei einigen ihrer Kollegen für verkappte Preußen; in diesem Sinne spottete man über Hartmann; man sah ihn schon als Kandidaten einer künftigen höheren in Berlin tagenden Kammer; die, welche später die ligue d'Alsace, jenes verdammungswürdige Pamphlet, ins Leben rufen und die ersten Streiche gegen Hartmann und Tachard führen sollten, begannen damit bereits in Bordeaux und übten sich darin, den Ruf ihrer mit größerer Voraussicht begabten Kollegen zu untergraben. Für die Zukunft sorgen? Hieß denn das nicht ebensoviel, als die Annexion annehmen? Hatten die Elsässer denn nicht alle die Pflicht, auszuwandern und dem Sieger ihre Städte, ihre Häuser, die Gräber ihrer Väter preiszugeben? Wer es in diesem Augenblick wagte, derartige Aussprüche von Patriotismus in Frage zu stellen, wurde sofort verfemt; man suchte ohne ihn zu verhandeln; man floh ihn. Diese Stimmung, die sich bereits in den ersten Tagen kundgab, beunruhigte Küß und einige seiner Freunde, die ganz die entgegengesetzten Ansichten hegten, außerordentlich. Wenn Küß nicht krank geworden, wenn er am Leben geblieben wäre, würden sein Name und das Ansehen, welches er genoß, vielleicht vermocht haben, das Aufwallen des Wahnsinns, welcher sich immer mehr der Geister bemächtigte, zu dämpfen, — oder er wäre das erste und größte Opfer der Liga geworden.

Auch Boersch konnte diese Haltung der Gruppe nicht billigen. Er hatte sich zuerst geweigert, die Protesterklärung zu unterschreiben. In der Vorhalle des Theaters hatte er laut zu Kablé geäußert: „Ich werde nie unterschreiben! Es ist albern!" Als aber Scheurer-Kestner, die Feder in der Hand, auf ihn zukam, unterschrieb er doch ohne Zaudern. So groß war die Macht der Einschüchterung, die von der äußersten Linken der Partei, der „protestation pure et simple", ausging und uns alle beherrschte.

Frankreich und das Elsaß haben diese Protesterklärung mit Enthusiasmus aufgenommen. Die Geschichte hat sie in ihre Annalen eingetragen. Und dann? Von welchem Nutzen ist sie, sei es für Frankreich, sei es für das Elsaß, geworden? Sie ist der beredte Ausdruck unserer Empfindungen gewesen. Aber wie? Nach allem, was das Elsaß gelitten hatte, konnte man denn über seine Empfindungem im Zweifel sein? Und wäre es nicht wichtiger und weiser gewesen, in einem so wichtigen Aktenstücke nicht bloß die Gefühlspolitik zu Worte kommen zu lassen?

Aber die Gefühlspolitik machte sich überall geltend. Jeder ließ sich von seinen Empfindungen fortreißen. Nur Thiers und seine nächsten Freunde handelten als Staatsmänner. Wie seltsam ist aber uns gegenüber selbst die Haltung der gemäßigten Linken gewesen, welche sich im Saale des Jeu de Paume versammelte, und in welche einige von uns, Küß, Kablé, Tachard, Hartmann und ich, eingeführt wurden. Gewiß! ich bin der letzte, der sich beklagen wird über die Sympathiebezeugungen dieser unserer Kollegen, als wir eintraten. Noch mit Rührung denke ich daran. Aber wie wenig politisch war die Haltung dieser Abgeordneten, die uns eben, Tränen in den Augen, begrüßt hatten, einige Momente später. Tachard hatte sich erhoben, um in unserem Namen einige Worte zu sprechen. Er schloß seine Rede mit dem Hinweis darauf, daß wir nur vorübergehende Gäste in dieser Versammlung seien, da wir bald nicht mehr die Kollegen, ja sogar nicht mehr die Landsleute unserer jetzigen Kollegen sein würden. Was war vernünftiger, natürlicher als diese Worte? Aber man protestierte dagegen, alles protestierte. „Nein, nein!“ rief man von allen Seiten, „ihr werdet Franzosen bleiben!“ — Man hatte also die Hoffnung, daß die Annektierung nicht würde beschlossen werden? Man dachte also vielleicht, daß es möglich sein werde, Bismarck zu bestimmen, sich mit einigen Milliarden zu begnügen? — Nein! man erhoffte nichts Derartiges. Man wußte, daß die Annexion unvermeidlich war; aber man wollte die Folgen nicht auf sich nehmen. Und seltsames Verfahren! Von uns, die wir als Lösegeld dem Feinde überlassen wurden, von uns, die man aufopferte, um das Land zu retten, von uns schickte man sich an noch ein anderes Opfer zu verlangen und sogar Beweise von Patriotismus. Ja, man ging noch weiter. „Wenn ihr die Annexion annehmt, die wir euch auferlegen, so werdet ihr schlechte Patrioten sein,“ so dachte, so sagte man. „Wenn ihr euch vor unserem Beschluß beugt, so werden wir euch vorwerfen, ihn herbeigewünscht zu haben.“ Frankreich hätte uns gegenüber eine ganz andere Sprache führen sollen. Seine Worte hätten ungefähr so lauten müssen: „Blutenden Herzens bringen wir dieses Opfer. Ertragt die Trennung mutig, als Männer und Politiker! Versucht, aus eurem Unglück wenigstens für euch Vorteile zu ziehen! Niemals — seid dessen überzeugt —, niemals wird irgend ein Wort des Vorwurfs von unserer Seite euch in eurem Rettungswerke stören. Wir haben keine Rechte, wir haben nur noch Pflichten euch gegenüber. Wenn einer das Recht hat, dem anderen etwas vorzuwerfen, so habt ihr uns gegenüber dieses Recht; denn ihr seid unser Opfer, und euer Land, das wir preisgeben, muß das übrige Frankreich retten. Wir dagegen haben nur noch ein einziges Recht euch gegenüber, wir müssen euch um Verzeihung bitten, daß wir euch preisgeben, — um das Vaterland zu retten.“

Unsere Protesterklärung wurde in der Sitzung des 17. Februar 1871 auf der Rednerbühne von Herrn Keller verlesen. Er verlangte die Dringlichkeit. Der Präsident, Herr Grévy, richtete an die Versammlung die Frage, ob nicht zunächst in den einzelnen Bureaus über die Sache verhandelt werden sollte. Die Linke war der Ansicht, daß man es auf den folgenden Tag verschieben könnte. Thiers erhob sich. „Wir müssen uns klar und deutlich aussprechen,“ sagte

er mit vor Erregung bebender Stimme. „Krieg oder Friede! Hier ist alles feierlich. Es handelt sich um das Los sehr interessanter (sic!) Provinzen und um das Schicksal Frankreichs. Gehen wir also sofort in unsere Bureaus und sprechen wir uns dort klar und deutlich über eine so wichtige Frage aus! Verbergen wir uns nicht hinter einen Aufschub von vierundzwanzig Stunden!" Thiers sprach als Staatsmann. Wir verstanden es freilich damals nicht. Unser Herz bäumte sich auf. Aber konnte der Chef der exekutiven Gewalt Frankreichs eine andere Sprache führen? Wenn das Haus brennt, muß man manchmal mit eigenen Händen die Teile niederreißen, die sowieso verloren sind, um den Brand aufzuhalten und das übrige zu retten.

Die Nationalversammlung hatte sich seit den ersten Tagen in fünfzehn Bureaus geteilt. Ich gehörte mit Grosjean und Titot dem elften an. Unser Bureau befand sich in einem kleinen, niedrigen, weißgetünchten, durch zwei kleine Fenster, die nach dem Cours de Tourny und den Quinconces hinausgingen, erhellten Zimmerchen, direkt unter dem Dach des Theaters. Ein großer Tisch nahm die Mitte ein. Die Abgeordneten saßen oder standen um denselben. Herr Bethmont, welcher zum Sekretär der Versammlung ernannt worden war, die Herren Viktor Hugo, Rochefort, Arnaud, Lucien Brun, Lefranc, Le Royer, Razoua, Dufaure, Vacherot waren auch Mitglieder des Bureaus. Unser Präsident war Herr Dufaure.

Nachdem der Antrag Thiers angenommen worden war, begaben wir uns in unser Bureau. Wir waren alle einig über die Haltung, die wir einnehmen sollten. Da die Politik der Protestation bei uns den Sieg davongetragen, mußten wir die äußersten Anstrengungen machen, um die Kammer dazu zu bringen, die Friedenspräliminarien nicht anzunehmen, welche auf der Möglichkeit einer Gebietsabtretung basierten. In der verzweifelten Lage, in der sich Frankreich befand, wäre es größer und patriotischer von uns gewesen, wenn wir uns gewissermaßen selbst als Opfer angeboten hätten, um das Vaterland zu retten; aber diesen Patriotismus verstehen die Franzosen nicht, sie nennen ihn Verrat und Feigheit. Ritter Curtius, der sich in den Abgrund stürzt, um die Götter zu besänftigen, ist kein französischer Held. Das moderne Frankreich sucht eher seinen Ruhm darin, den Göttern zu trotzen und ganz zu Grunde zu gehen, als die Existenz einer Macht über sich anzuerkennen.

Als die Diskussion im elften Bureau eröffnet worden war, bat ich ums Wort. Im Namen der elsässischen Abgeordneten erinnerte ich unsere Kollegen an den Widerspruch unserer Bevölkerung gegen die Invasion: „Wir haben bis zuletzt ausgeharrt," sagte ich ihnen, „wir haben uns bombardieren, verbrennen, massakrieren lassen; unsere Kinder haben trotz der Besetzung des Landes durch die Feinde ihre Heimat verlassen, um auf dem Boden Frankreichs den Kampf wieder aufzunehmen." Ich fügte hinzu, daß die Abtretung des Elsasses Frankreich verhängnisvoll sein würde, da es das Prinzip der nationalen Einheit und Unteilbarkeit gefährde; die, welche das Elsaß jetzt abtreten würden, könnten die Veranlassung zu noch weiterer Zerstückelung des Vaterlandes bieten. Ich schloß, indem ich sagte, daß wir unsere Pflicht getan hätten; wir erwarteten jetzt, daß Frankreich die seinige erfülle. Herr Rochefort erhob sich nach mir.

Ich hatte ihn einige Tage vorher schon in der Versammlung sprechen hören, als er gegen das seltsame Aufgebot von Truppen in Bordeaux, dessen wir alle Zeugen gewesen waren, protestiert hatte. Seine Art, in kurz abgerissenen Sätzen und ironischen, haßerfüllten Worten zu sprechen, war mir aufgefallen; ich war zugleich überrascht worden durch den seltsamen Geist, der diesen Pamphletisten erfüllte. Was uns Elsässern bei diesem Truppenaufgebot aufgefallen war, das war der Umstand, so viele Soldaten aller Waffengattungen hier in Bordeaux vereinigt zu sehen, während es doch immer zu wenig gab, um dem Feinde an der Loire entgegenzutreten. Rochefort dagegen schien an die Deutschen nicht zu denken, sondern an die Orleanisten. Das Vaterland interessierte ihn weniger als die Parteien. In sarkastischer Art, wie er es in der „Lanterne" getan hätte, fragte er, indem er sich umschaute: „Was geht vor? Die Versammlung ist von einer gewaltigen Anzahl Soldaten umgeben. Wir haben Infanteristen, Zuaven, Marinesoldaten, Kavallerie, ja sogar Kanoniere mit Kanonen gesehen. Sollte vielleicht die Regierung Maßregeln ergriffen haben, um uns gegen eine royalistische Verschwörung zu schützen?" Diese Rede, welche zu anderen Zeiten ein Meisterwerk gewesen wäre, hatte uns damals einen recht traurigen Eindruck gemacht. Man sprach immer von Parteien und so wenig von Frankreich. Man beschäftigte sich immer mit Orleanisten, Bonapartisten, Republikanern; man bekümmerte sich so wenig um die Deutschen. — Im elften Bureau bezeugte Rochefort auch denselben Mangel an praktisch politischem Blick. „Hören wir," so rief er aus, „was die Abgeordneten des Elsasses uns sagen! Sie erklären uns im Namen ihrer Mitbürger, daß, wenn wir für den Friedensschluß sind und der Abtretung ihres Gebietes unsere Zustimmung geben, die Elsässer und Lothringer den Krieg auf eigene Rechnung fortführen werden, in ihren Schluchten, hinter jeder Scheune, hinter jeder Hecke, den Guerillakrieg bis aufs Messer. Haben wir das Recht, sie preiszugeben, sie allein zu lassen im Kampfe, während wir uns zurückziehen?" Solche Übertreibungen in Sprache und Gedanken durften nicht unbeantwortet bleiben. Ich ergriff wiederum das Wort, um zu sagen, daß Rochefort unser Land und unsere Bevölkerung schlecht kenne, daß wir nicht im Namen unserer Mitbürger uns verbürgen könnten, den Krieg auf eigene Rechnung fortzuführen, daß die Gestalt des Bodens selbst bei uns sich einem Guerillakriege widersetze, und daß wir von einem anderen Gesichtspunkte aus die Versammlung bäten, die Annexion sich nicht vollziehen zu lassen: der heute abgeschlossene Friede würde nicht von kurzer Dauer sein; lange Zeit würde vergehen, bis uns Frankreich befreien könnte. Anderseits seien die Deutschen ein geschicktes Volk, sie würden versuchen, die Bevölkerungen zu gewinnen, indem sie ihnen materielle Vorteile böten, vielleicht, indem sie ihnen mehr Freiheit in Kommunal- und Provinzialangelegenheiten ließen; man kenne die Bauernbevölkerung genügend, um zu wissen, daß sie derartigen Vorteilen gegenüber nicht unempfindlich bleiben würde. Am Tage, an dem Frankreich ins Elsaß zurückkäme, um es wieder an sich zu reißen, würde es riskieren, wenn es heute für eine endgültige Annexion stimmte, keine Franzosen mehr bei uns zu finden. Das seien die Erwägungen, welche die Versammlung bestimmen müßten, einen Friedensschluß zurückzuweisen, der uns dem Feinde preisgäbe.

Auf diese Worte wurde mir eine Antwort zu teil, die ich weit entfernt war zu erwarten, und welche mir bereits damals deutlich die Vorurteile und Hintergedanken gar mancher Kollegen uns gegenüber enthüllte. Der Präsident selbst gab mir in dem Resumé der Diskussion diese Antwort. „Wir wissen in der Tat," sagte er, „daß ein ganz beträchtlicher Bruchteil des Elsasses leider preußische Sympathien hat. Es sind die Protestanten!" Er führte diesen Gedanken in einigen Sätzen aus, die für uns, die protestantischen Vertreter des Landes, äußerst schmerzlich waren, für uns Protestanten, die wir seit Beginn des Krieges nicht aufgehört hatten, mit unseren katholischen Mitbürgern an Patriotismus zu wetteifern, um allen und jedem die Torheit dieser beleidigenden Anklagen zu beweisen. Diese Anklagen hatte uns das Kaiserreich nicht erspart; wir konnten aber nicht darauf gefaßt sein, sie in dieser Versammlung wieder auftauchen zu sehen, sie formulieren zu hören durch einen so angesehenen Mann, durch den Präsidenten unseres Bureaus, und namentlich im Augenblick, wo wir unsere Kollegen anflehten, uns nicht dem Feinde preiszugeben. Ich fühlte, wie mein Herz sich aufbäumte; das Blut schlug mir an die Schläfen, wie wenn ich eine Ohrfeige ins Gesicht erhalten hätte. Ich stand auf und bat abermals ums Wort. Mein Kollege Teutsch, der aus Versehen sich in unser Bureau begeben hatte, bat mich, nicht auf meiner Forderung zu bestehen; der Präsident zögerte, mir das Wort zu erteilen. Er schien meinen Einspruch ignorieren zu wollen. Ich bestand nichtsdestoweniger darauf und protestierte im Namen meiner Religionsgenossen gegen die Erklärung, die man eben gehört hatte. Ich tat es mit Energie, in leidenschaftlich-schmerzlicher Erregung. Ich betonte, daß es im Elsaß seit Beginn des Krieges weder Protestanten noch Katholiken, noch Juden gegeben habe, sondern nur Franzosen, daß jedermann seine Pflicht erfüllt habe, und daß wir nicht erwarten konnten, in dieser Versammlung unseren Feinden gleichgestellt zu werden. Ich verlangte, daß mein Protest ins Protokoll aufgenommen werde und setzte mich.

Es war das erste Mal, daß diese Beleidigung von mir in gewissermaßen offizieller Weise formuliert wurde. Ich empfand sie, wie wenn sie meinem ganzen Lande, dessen Vertreter ich in diesem Augenblicke war, zugefügt würde, und habe sie nicht vergessen. Später noch und bei mancher Gelegenheit begegnete ich derselben Gesinnungsweise, deren beleidigende Wiederholung mich schließlich aus Frankreich verjagte.

Andere meiner Kollegen sind Zeugen ähnlicher Vorkommnisse gewesen. Gar viele haben freilich ihre damaligen Eindrücke vergessen oder wollen sich ihrer nicht erinnern. Der Zorn über die Eroberung läßt diese schmerzlichen Erinnerungen bei ihnen nicht mehr aufkommen. „Ich muß viel an die Preußen denken," sagte mir einer von ihnen noch vor kurzem, „um an das Frankreich von 1871 nicht zu denken." Und ein anderer, Renker: „Ich will nicht zu sehr an Bordeaux denken, damit meine Liebe zu Frankreich nicht darunter leide." Kablé diskutierte eines Tages in der Versammlung mit einem Abgeordneten der Rechten. „Wir sind alle Republikaner im Elsaß," sagte er. „Nun wohl," antwortete der andere, „das wird euch die Trennung erleichtern."

Andere, so versicherte man mir, haben mit Abgeordneten zu tun gehabt, die eine ganz andere Sprache führten. Ich will es wohl glauben. Nicht jedermann kann solche Empfindungen gehegt haben. Was mich aber betrifft, so habe ich eben das Unglück gehabt, solchen Männern nicht begegnet zu sein und nur solche Aussprüche gehört zu haben, wie ich sie erzählt habe.

Victor Hugo gehörte auch zum elften Bureau. Ich habe stets für diesen Dichter eine sehr große Bewunderung gehegt. Ich fühlte mich geehrt, an seiner Seite zu sitzen. Ich sehnte mich danach, ihn reden zu hören. Wie sehr wurde ich enttäuscht! Victor Hugo saß in einer Ecke des Zimmers; er schien sich zu verbergen, damit sein Ruhm seine Kollegen nicht blende. Als über die Friedenspräliminarien geredet wurde, verlangte er das Wort. Er erhob sich langsam; langsam näherte er sich dem Tische; er spielte den Propheten. Bethmont, welcher neben mir saß, neigte sich zu mir hinüber und sagte: „Es wird zwei Stunden dauern. Wollen Sie eine Zigarette rauchen?" — „Verzeihen Sie," antwortete ich ihm, „ich habe Victor Hugo noch nie reden hören." — „Nun gut, bleiben Sie nur! Sie werden bald genug haben. In einer Viertelstunde erwarte ich Sie!" Und er ging hinaus. Er hatte recht. Es war furchtbar. Ich habe nie eine so leere und hochtrabende Phraseologie gehört. Victor Hugo sprach de omnibus rebus et quibusdam aliis. Es saß unter uns ein Admiral. Auf einmal wandte sich der Dichter an ihn. „Admiral," rief er aus, „ich habe gesagt, daß Feigheiten begangen worden sind. Nicht Ihretwegen habe ich aber das gesagt! Admiral, den ich liebe, Admiral, den ich verehre, Admiral, den ich mit Ruhm bedecke!" Und dabei hielt er die Hände über den Kopf des armen Admirals und segnete ihn. In diesem Tone ging es weiter. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach er sich, um zu sagen: „Ihr wollt nicht, daß ich weiter rede?" Kein Mensch hatte ihn jedoch unterbrochen, man sagte kein Wort, aber man schaute sich an. „Nein, nein," sagte der Präsident, „niemand will Sie am Sprechen verhindern." Und Victor Hugo setzte seine Litaneien weiter fort. Ich ging hinaus und rauchte die Zigarette Bethmonts. Victor Hugo sprach zwei Stunden lang, und niemand wußte, was er gesagt hatte. Die anderen Bureaus waren schon lange fertig. Die Abgeordneten kamen zu uns, um zu sehen, was uns zurückhielt. Victor Hugo sprach immer noch. Ach, der merkwürdige große Mann! Ich erinnerte mich eines Wortes, das mein Freund Neffzer, der Chefredakteur des „Temps", zu mir sagte. Ich sprach ihm mit Bewunderung von unseren großen Zeitgenossen. Er lächelte dann und sagte mir: „Wenn Sie diese Männer in der Nähe sähen, würden Sie nicht so reden." Ich weiß nicht, ob er für die anderen recht hatte, aber was Victor Hugo betrifft, so hatte er gewiß nicht unrecht.

Nachdem unsere Arbeit in den Bureaus beendigt war, stiegen wir wieder in den Saal hinunter. Der Antrag Keller bezüglich unserer Protesterklärung hatte gelautet: „die Nationalversammlung möge die einstimmige Erklärung der Abgeordneten des Niederrheins, des Oberrheins, der Mosel, der Meurthe und der Vogesen in Erwägung ziehen". An seine Stelle wurde ein folgendermaßen formulierter Antrag gesetzt: „die Nationalversammlung möge bei lebhaftester Sympathie für den Antrag Keller und Genossen der Weisheit und

dem Patriotismus der Friedensunterhändler volles Vertrauen schenken"! Eine ungeheure Mehrheit nahm diesen Antrag an. Das Opfer war vollbracht.

Es mußte vollbracht werden, und die Versammlung konnte nicht anders handeln. Aber es gibt einen Unterschied zwischen einem feierlichen und patriotischen Beschluß und der Empfindung, welche ihm seine besondere Farbe und seinen besonderen Charakter verleiht.

Am Tage nach dieser Sitzung schrieb ich unter dem frischen Eindruck dieser Ereignisse, die auf meine Kollegen ebenso gewirkt hatten wie auf mich, folgendes aus Bordeaux an meine Zeitung, die „Helvétie“:

Sie werden mich einen Pessimisten schelten. Ich bin es in der Tat und werde von hier mit großer Entmutigung im Herzen abreisen.

Wenn das französische Volk wollte, würde das nicht geschehen. Aber dieses Volk will nicht, es weiß nicht. Die Versammlung ist gewiß die treue Vertreterin dieses Landes; wir dürfen uns in dieser Hinsicht keinen Illusionen hingeben. Diese Abgeordneten sind die Abgeordneten Frankreichs, und Frankreich ist nicht republikanisch; es ist konservativ, es ist erschöpft, es sehnt sich nach Ruhe und will wieder seine Geschäfte besorgen. Und soll ich es hinzufügen? Es erkennt kaum, wie schwer in der Wage seiner Entschlüsse die Zerstückelung des Vaterlandes, die es durch seine Unterschrift endgültig bestätigen wird, lasten sollte. Es wird das Grab Elsaß-Lothringens mit oratorischen Blumen schmücken; es wird ihm sein Beileid und seine Sympathie bezeugen, — und dann: möge man diese Brüder begraben, und möge ihnen die Erde leicht sein!

Schmerzlich leicht geht diese Loslösung vor sich; man hat sich darein gefunden. Ich will nicht sagen, daß man beim Gedanken, die zwei Provinzen preiszugeben, nicht leide; man seufzt jedenfalls darüber, aber im Grunde genommen fühlt man nicht, welch tiefe Wunde die Zerstückelung in die Idee der Einheit Frankreichs reißt . . .

Die Linke hatte sich während der Lektüre des Manifestes von Gambetta und Keller erhoben; die Majorität saß ihr stumm gegenüber. Dann nahm Thiers das Wort. Wir stiegen in unsere Bureaus. Wir kamen zurück, und das Manifest war begraben. Wir werden es morgen auch sein, und wenn ich meine Gedanken vollständig aussprechen darf: seit dem Tage meiner Ankunft in Bordeaux, seit der ersten Kammersitzung komme ich mir selber ebenso wie meine Kollegen aus dem Elsaß wie Leute vor, die beauftragt wären, einen Sarg zum Friedhof zu geleiten, in dem wir selber liegen. Und ich hege nur den einen Wunsch: Frankreich möge im Augenblick, wo wir uns von ihm trennen, noch so schön, so groß, so edel sein, daß wir, Tränen im Auge und das Herz von Trauer zusammengepreßt, zugleich aber auch von der tiefen Liebe erfüllt, die wir diesem unglücklichen Lande entgegengebracht haben, ihm noch, wie der sterbende Fechter als letztes Wort der Liebe und der Ergebenheit zurufen können: „Salve, Gallia, te salutant morituri!“

Zu unserem Schmerz gesellte sich also ein gut Teil Bitterkeit. Und es war dies nicht bloß meine persönliche Empfindung, sondern die aller Vertreter des Elsasses. Es war dies so sehr die Grundstimmung, die uns beherrschte, daß wir in den Sitzungen unserer Gruppe vielfach die Frage erörterten, ob es nicht angebracht sei, daß wir ein Manifest verfaßten, welches nach der Abstimmung über den Friedensvertrag vorgelesen werden sollte, und welches mit Energie und Entrüstung protestieren sollte gegen die Haltung der Versammlung. Mehrere Tage lang waren wir alle darin einig, daß unsere letzte parlamentarische Handlung diesen Charakter tragen sollte. Dann machten aber einige von uns geltend, daß wir Frankreich im Momente des Abschieds,

und während der Feind noch das Land besetzt hielt, nicht unsere Bitterkeit bezeugen dürften. Von diesem ersten Plan blieb schließlich nur noch ein Wort, das Herr Grosjean in unserem zweiten Manifest, auf welches ich gleich zurückkommen werde, ganz besonders zu betonen beauftragt wurde.

Diese unsere Stimmung fand ihren Widerhall in den Artikeln, die ich der „Helvétie“ einsandte. Ich ließ mir gewöhnlich eine große Anzahl Zeitungsnummern nach Bordeaux schicken; ich verteilte sie unter meine Kollegen, welche in der Restauration zum Chapon fin ihre Mahlzeiten einnahmen. Keiner von ihnen hat jemals gegen diese Artikel protestiert. Sie gaben eben unsere damalige Stimmung wieder. Später, als ich in die Schweiz zurückkehrte, wurde mir von seiten einiger unserer Soldaten und Franktireurs in beredter und rührender Weise bezeugt, daß sie mit mir in der Auffassung der Lage durchaus übereinstimmten. In Genf kam ein Offizier der bretonischen Franktireurs, welcher elsässischer Abstammung war, da er erfahren hatte, daß ich neben ihm frühstückte, auf mich zu und sprach mir im Namen seiner Kameraden seine Dankbarkeit aus für die Worte, die ich oben zitiert habe. Er warf sich weinend mir in die Arme, indem er ausrief, das Elsaß sei viel unglücklicher noch, von Frankreich preisgegeben, als vom Feinde erobert worden zu sein. Remember!

Eine Kommission von fünfzehn Mitgliedern war durch die Versammlung gewählt worden, um Herrn Thiers nach Versailles zu begleiten und um ihm in den Friedensverhandlungen mit ihrem Rate beizustehen. Sie verließ Bordeaux am 22. Februar.

In diesen Tagen kam der Gedanke einer Neutralisation des Elsasses merkwürdigerweise wieder auf. Die Agentur Havas machte sich zum Fürsprech desselben und plaidierte dafür. Es war natürlich viel zu spät. Man hätte, solange es Zeit gewesen wäre, darauf kommen sollen. Man hätte nicht diejenigen gleich als verkappte Preußen verdammen sollen, welche — scharfsichtiger als die anderen — lange vorher dieses Mittel als das einzig mögliche, um die Situation zu retten, bezeichnet hatten. In allem und überall ließ sich aber Frankreich in diesem verhängnisvollen Kriege durch die Ereignisse überholen.

Am 20. und 21. Februar machte ich in der „Helvétie“ auf die seltsamen Illusionen aufmerksam, die sich damals der Geister bemächtigt hatten. Und es war nicht bloß in außerpolitischen Kreisen, daß man den Ernst der Forderungen Deutschlands bestritt. Auch die Abgeordneten, die mit der Situation doch einigermaßen hätten vertraut sein und die Politik Bismarcks hätten verfolgen können, dachten sich, daß sich schließlich Deutschland damit begnügen würde, Elsaß-Lothringen zu neutralisieren, oder daß man alles mit schweren Milliarden würde loskaufen können. Ein weiterer Gedanke, der damals auch häufig ausgesprochen wurde, war der: „Schließen wir nur Frieden, so schnell als möglich und um jeden Preis. In zwei Jahren werden wir unsere Revanche nehmen und die verlorenen Provinzen wieder zurückerobern.“

„Ruunt in servitudinem,“ sagte Tacitus von den Römern der Dekadenz. „Ruunt in pacem,“ würde er heute von den Franzosen gesagt haben. Es war

nicht bloß ein Streben, ein Sehnen, ein Bedürfnis nach Ruhe und Frieden, — es war brennende Leidenschaft, glühender Wahnsinn!

Am 26. Februar kündigte ein Telegramm in Bordeaux die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien durch die Vertreter Frankreichs und Deutschlands an. Thiers wurde für den Tag darauf erwartet. Elsaß und Lothringen mit Metz sollten deutsch werden. Belfort blieb dagegen französisch. Die Kriegsentschädigung war auf fünf Milliarden bestimmt worden.

Wie in Bordeaux die Dinge sich nun entwickelten, habe ich unter dem Datum des 1. März 1871 in der „Helvétie“ folgendermaßen beschrieben:

Der letzte Kampfestag ist angebrochen. Die Nationalversammlung ist in ihre Bureaus berufen worden. Der Chef der exekutiven Gewalt kehrt aus Paris zurück. Der Friedensvertrag wird den Vertretern des Landes unterbreitet werden. Nichts verlautet noch über die Bedingungen Preußens. Einige machen sich noch Hoffnung darauf, daß Bismarck sich mäßig zeigen wird. Eitle Illusionen! Bismarck will Frankreich zerschmettern; Deutschland will es aus der Reihe der großen Nationen streichen. Die härtesten Bedingungen wird Deutschland auferlegen.

Herr Thiers kommt spät. Die in ihren Bureaus versammelten Abgeordneten müssen sich bis drei Uhr nachmittags vertagen, um eine Mitteilung der Regierung entgegenzunehmen. Um drei Uhr erfolgt diese Mitteilung: Abtretung des Elsasses und eines Teils von Lothringen, Bezahlung von fünf Milliarden. Traurig, aber wahr! Mit absolutestem Stillschweigen hat man in den Bureaus und nachher in der Kammer die Nachricht der Abtretung der Departements entgegengenommen, aber lautes Stöhnen empfing die Nachricht der fünf Milliarden zu 5 %. Welch traurige Majorität hatte sich Frankreich gegeben!

Nach der Zusammenkunft in den Bureaus wird die Versammlung zu einer öffentlichen Sitzung einberufen. Eine Truppenkette umgibt das Theater. Die Abgeordneten gehen in den Säulengängen auf und ab. Die Friedensbedingungen werden allmählich im Publikum bekannt. Beredte Demonstrationen finden statt. Ein Bataillon, Musik an der Spitze, zieht an dem Boulevard, vor dem Theater vorbei; sofort leeren sich die Cafés. „Keine Musik,“ ruft man, „die Musik schweige!“ Und die Musik schweigt. Ein Trauerschleier senkt sich über die Stadt. Dieser Friedensvertrag ist der Ruin, ist die Schmach Frankreichs.

Die Sitzung wird eröffnet. Ich schicke Ihnen den genauen Bericht und den Text des Friedensvertrages. Schon bei der ersten Probe zählt man sich. Eine feste und fügsame Majorität erhebt sich, um mit der Regierung zu stimmen. „Das sind die, welche den Friedensvertrag unterschreiben werden!“ ruft eine Stimme auf der Linken. Es erhebt sich eine Diskussion betreffs der Verweisung an die Bureaus. Abgesehen von den Mitgliedern der Regierung tritt die Versammlung einstimmig für die Einberufung der Bureaus für morgen um neun Uhr vormittags ein. Thiers erhebt sich. Vor Erregung bebend besteigt er die Rednerbühne. Er ruft aus, daß, wenn man nicht sofort begönne, die folgenschwersten Ereignisse sich in Paris zutragen würden.

Es wird später den Abgeordneten ein Telegramm aus Paris mitgeteilt, welches verkündigt, daß die Pariser Nationalgarde Kanonen auf die Wälle schleppt und die Preußen am Eintritt in die Stadt verhindern will. Die Majorität verliert den Kopf. Das Bureau bietet die Hand zu einem parlamentarischen Handstreich; die eben vorgenommene Probe, welche doch die Einstimmigkeit ergeben hatte, wird plötzlich für zweifelhaft erklärt, und auf einmal, mitten unter dem Lärm, erfährt man, daß die Bureaus sich um neun Uhr abends versammeln und morgen um zwölf Hauptsitzung stattfinden wird. Die Majorität erhebt sich mitten im Tumult. Die Sitzung wird durch einen geschickten Handstreich der Regierung geschlossen.

In den Bureaus wird abends bereits sehr lebhaft hin und her gestritten. Die Vertreter der Regierung verlangen, daß man ohne Diskussion schweigend abstimme und so schnell als möglich. Die Abgeordneten von Elsaß und von Lothringen protestieren im Namen ihrer Wähler. Aber umsonst. Die Majorität ist fest entschlossen und will die Sache schnell erledigen. Sie werden alle den Friedensvertrag annehmen.

Das war die Stimmung, in welcher wir elsaß-lothringische Abgeordnete damals die Ereignisse betrachteten. Ich habe von diesen letzten Tagen eine ganz besonders schmerzliche Erinnerung. Nichts als Trauriges rings um uns her! Küß rang mit dem Tode. Die Versammlung gab uns schmachvoll leichten Herzens preis. Innerhalb unserer Gruppe machten sich die ersten Anzeichen von Uneinigkeit bereits geltend; man konnte die Liga schon voraussehen. Ich mußte mir Gewalt antun, um unseren Sitzungen noch beizuwohnen. Die Phrase triumphierte auf der ganzen Linie; unser Chef lag im Sterben; die übrigen schwiegen; Hartmann, der allein redete, hatte durch seine Inkonsequenzen das Talent gehabt, seinem Worte das ihm gebührende Ansehen selbst zu nehmen.

Was außerhalb der Versammlung und unserer Bureaux geschah, mußte einen noch mehr anwidern. Bordeaux bekümmerte sich nicht im geringsten um die Agonie des Elsasses. In den Theatern wurde gespielt. An den Cafés hingen Fahnen zum Fenster heraus; die friedliche Freude dieses südlichen Volkes erinnerte mich an die Unterhaltung der Totengräber Hamlets. Wir hatten einen Tag Pause benutzt, um uns die Umgegend von Bordeaux anzusehen; wir hatten uns gewundert, daß in den Dörfern so viele junge Leute zu sehen waren. Als einer von uns fragte, was sie denn hier täten, warum sie nicht mit dem Heere an der Loire seien, lachte man ihm ins Gesicht: „Glauben Sie denn,“ antwortete eine Frau, „daß wir unsere Kinder wollen totschlagen lassen? Denen, die weg sind, haben wir weiße Taschentücher mitgegeben.“ — „Weshalb das?“ fragte Herr Chauffour. — „Tè,“ erwiderte die Frau, „um sie an ihre Flinten anzubinden, wenn die Preußen kommen!“ Und wir, wir hatten uns bombardieren lassen! Zum Lohne machte man Preußen aus uns. Nein, nein, wer das nicht miterlebt hat, kennt den Schmerz nicht und kennt auch Frankreich nicht, dieses leichtsinnige, vergeßliche, wenn auch durch seine Schönheit und Anmut so bezaubernde Volk! Vergeßlich! ja, so vergeßlich, daß es sich seiner eigenen Vergeßlichkeit nicht mehr erinnert, daß es fähig ist, sich zu wundern, daß die Opfer dieses Leichtsinnes ihm diesen Fehler vorwerfen, daß es bereit ist, gegen sie selbst diesen Vorwurf umzukehren und sie, die Verlassenen, die Preisgegebenen, anzuklagen, es verraten zu haben. O, dieser verhängnisvolle Wahnsinn!

Als die Abgeordneten des Elsasses den Vorabend des letzten Tages heranrücken sahen, versammelten sie sich, um ein neues Manifest zu redigieren. Die zwei Strömungen, welche sie trennten, zeigten sich dabei sehr klar und deutlich. Für die einen handelte es sich darum, auf der Basis der neuen Sachlage, welche den Friedensvertrag ins Leben rufen sollte, Fuß zu fassen und zu reden wie Männer, welche entschlossen waren, eine aktive Politik unter der deutschen Regierung wieder aufzunehmen; die anderen wollten von einer derartigen

Resolution nichts hören; sie nannten sie verbrecherisch, sie erhoben bereits damals die Enthaltung und Protestation zum Prinzip. Koechlin trat als erbittertster Verteidiger dieser Politik auf, welche Gambetta besonders empfahl. Hartmann dagegen erhob sich energisch gegen dieses System, welches, wie er sagte, den Ruin des Elsasses herbeiführen würde. Er legte den Entwurf eines Manifestes vor, welches ausgezeichnet war — es war von Neffzer, dem Chefredakteur des „Temps", redigiert worden —, und in welchem die Abgeordneten des Elsasses Frankreich ein letztes Lebewohl zuriefen, Frankreich, für welches sie glücklich waren sich aufzuopfern; dann, den neuen Verhältnissen mutig ins Gesicht schauend, wiesen sie darauf hin, daß neue Pflichten ihr Eingreifen erheischten, daß, nachdem Frankreich aus dem Leben des Elsasses geschwunden, dieses sich selber schuldig sei, was von seinen Traditionen, seinen Sitten, seiner „Autonomie" übrig blieb, zu verteidigen. Wie anders würde das Schicksal des Elsasses geworden sein, wenn dieser Entwurf angenommen worden wäre! Er wäre es geworden, wenn Küß unter uns geweilt hätte, um mit der ganzen Autorität seiner Persönlichkeit auf unsere Entschlüsse zu wirken. Aber Küß lag im Sterben. Niemals wird das Elsaß wissen, wie verhängnisvoll dieser Tod für das Land gewesen ist.

Ein anderer Entwurf wurde dem von Hartmann entgegengestellt. Er war ganz und gar französisch und nahm auf das Elsaß nicht mehr Rücksicht, als wenn es durch seine Annexion an Deutschland vom Erdboden hätte verschwinden sollen. Nichtsdestoweniger gelang es Hartmann, eine Klausel einzufügen, welche das Lächeln Koechlins und Grosjeans hervorrief, aber sehr politisch gedacht war. „Die Zurückforderung unserer Rechte bleibt auf ewig offen," sagte das Manifest. Hartmann fügte hinzu: „Für alle und jeden, in der Form und in dem Maße, die sie mit ihrem Gewissen vereinbaren können."

Wenige Tage vor der Sitzung des 1. März wurde der Wortlaut des Manifestes endgültig angenommen. Freilich, die Dankbarkeit, die wir in demselben Frankreich im Momente des Abschieds bezeugten, war nicht im Sinne eines jeden. Gar mancher von uns empfand sie nicht, als er Bordeaux betrat, und einige hatten sie verloren, seitdem sie in dieser Stadt weilten. Nichtsdestoweniger mußte sie ausgesprochen werden, denn Gambetta war unser Kollege, und einige unter uns waren seine Mitarbeiter in seiner Agitation für den Krieg bis aufs Äußerste. Was uns aber betrifft, die wir uns um Küß gruppierten, wir erinnerten uns an das Wort unseres Kollegen, welches er sprach an dem Tage, als er sich hinlegte, um nicht wieder aufzustehen: „Wir sind besser als diese Nation; Frankreich war nicht würdig, das Elsaß zu behalten." Gar mancher wird vielleicht diese Worte als hochmütige Überhebung bezeichnen. Diesen Gedanken sprach aber Küß aus, und wir wiederholten ihn, nicht im Tone der Herausforderung oder der törichten Bewunderung für uns selbst. Wir legten einfach auf die eine Wagschale, was das Elsaß alles gelitten hatte: die Beweise der Liebe, die es Frankreich in verschwenderischer Weise gegeben, den Tod, die Verwüstung, den Ruin, die es so freudig für das Vaterland erduldet, jenes tapfere Fieber der Aufopferung, welches es bis zum

letzten Augenblick erfüllt hatte, die Großmut, mit der es sich in den Abgrund stürzte, um das Vaterland zu retten; und auf die andere legten wir jenes Sehnen, uns loszuwerden, jenes vorzeitige Vergessen der Aufgeopferten, jene Freude, befreit zu sein, jene Heuchelei des Patriotismus — und wir wandten uns schaudernd ab und hätten gerne unseren Kollegen jenes Wort entgegengeschleudert, welches Küß einem der Abgeordneten sagte: „Wenn wir an eurem Platze gewesen wären, hätten wir noch Geld und Männer gefunden, um euch zu verteidigen."

Küß wurde auf seinem Sterbebette von Kablé unser letztes Manifest gebracht. Er wandte sein sterbendes Auge zu ihm und fragte ihn: „Ist doch wenigstens diesmal kein Eidschwur des Hannibal darin?" — „Nein," sagte ihm Kablé — und dann erst ergriff Küß die Feder und unterzeichnete. Er sah klar voraus, wohin uns diese Politik führte; er beschwor seine Freunde, an die Zukunft zu denken. „Frankreich," schrieb er in seinem letzten Briefe, „Frankreich ist für uns verloren! Denken wir daran, das Elsaß zu retten!" Ein Glück war es für ihn, zu sterben, bevor er sah, in welches Labyrinth die Elsässer sich hineinstürzten, und wie sie in ihrer Verblendung das Elsaß dem Verderben preisgaben.

Ich wußte, daß man mich beauftragen wollte, das Manifest nach der Annahme des Friedensvertrages vorzulesen. Da ein Abgeordneter des Oberrheins, Herr Keller, unsere erste Erklärung vorgelesen hatte, sollte jetzt diese durch einen Abgeordneten des Niederrheins verlesen werden. Ich wohnte der letzten Sitzung unserer Kommission nicht bei, um dieser Ehre zu entgehen. Grosjean, der frühere Präfekt Belforts, wurde gewählt. Keiner von uns wird jemals vergessen, in welchem Tone Grosjean in dem Satze, in welchem wir vom Vertrauen sprachen, mit dem wir der Zukunft entgegensahen, bis das verjüngte Frankreich den Weg seiner glorreichen Bestimmung wieder einschlage, wie er in diesem Satze das Wort „verjüngtes Frankreich" unterstrich. In diesem Ausdruck hatte sich unsere ganze Bitterkeit dem gegenwärtigen Frankreich gegenüber gewissermaßen konzentriert. Gar mancher der früheren Abgeordneten des Elsasses würde, wenn er diese Zeilen läse, sich wie durch eine lästige Erinnerung, die man nicht gerne auffrischt, betroffen fühlen. Gar mancher von ihnen hat diese im Jahre 1871 so peinlichen Erinnerungen so sehr vergessen, daß er vielleicht behaupten würde, sie niemals empfunden zu haben. Ich habe sie nicht vergessen und habe den Abgeordneten, die uns gegenüber das Werk vollendeten, welches die Marschälle und Generale begonnen hatten, nicht verziehen. Im Jahre 1871 ist das Elsaß von Frankreich preisgegeben und aufgeopfert worden, wie es 1648 durch das Deutsche Reich im Stiche gelassen worden ist.

Ich habe hier den Verlauf der Sitzung, in welcher die Versammlung den Friedensvertrag annahm, nicht zu erzählen. Der einzige bemerkenswerte Vorfall mitten in dieser Überschwemmung von Phrasen war das Auftreten des Herrn Conti auf der Rednerbühne und die Abstimmung über die Absetzung der Dynastie Bonaparte. Eine unbeschreibliche Szene! Der Abgeordnete der Mosel, Herr Bamberger, hatte gerade in einigen Worten den gebrandmarkt,

welcher den Krieg erklärt hatte, als sich der lebhafteste Protest auf den Bänken der Korsen erhob. Der Unterbrecher stürzte nun auf die Rednerbühne. Der frühere Sekretär Napoleons III. nahm den Fehdehandschuh auf, den die verlorenen Provinzen dem Kaiserreich entgegenwarfen. Der ganze Saal erhob sich; eine unerhörte, furchtbare Erregung bemächtigte sich aller. Drei Viertelstunden lang blieb Herr Conti, leichenblaß, mit zusammengeballten Fäusten, auf der Rednerbühne und bot den beleidigenden Beschimpfungen der Kammer Trotz. Er fand Worte, die wie glühendes Blei auf die Majorität herunterfielen. „Ihr, die ihr gegen den Kaiser protestiert," rief er aus, „ich habe euch vor seinen Füßen kriechen sehen!" Der Präsident, der den Tumult nicht bändigen konnte, bedeckte sich. Auf Vorschlag des Herrn Bethmont wurde alsdann ein Antrag formuliert, welcher die Absetzung der Familie Bonaparte auf immer bestätigte. Nach Wiedereröffnung der Sitzung wurde er mit erdrückender Majorität angenommen.

Darauf wurde die Diskussion über den Friedensvertrag fortgesetzt. Victor Hugo redete, darauf Louis Blanc, Edgar Quinet und andere. Der Dichter verlor sich wieder in unendlichen Abschweifungen und Antithesen. Er verkündigte, daß der Tag der Revanche kommen werde, und daß dann Frankreich sich nicht bloß damit begnügen würde, Metz und Straßburg zu nehmen, daß es das ganze linke Rheinufer, Mainz, Koblenz an sich reißen und dann Deutschland die Hand mit den Worten entgegenstrecken würde: „Du hast mich von meinem Kaiser befreit; ich befreie dich von dem deinen." Der Dichter stellte sich nicht einen Augenblick die Frage, ob es denn Deutschland daran gelegen sei, von seinem Kaiser befreit zu werden. Er nahm ganz einfach die alte Politik der ersten Republik wieder auf, welche mit Hilfe von Kanonen den anderen Völkern ihre Einrichtungen aufzwingen wollte. Es scheint wirklich, als ob es für gewisse Geister keine Geschichte gäbe. Herr Tachard antwortete im Namen der Abgeordneten von Elsaß-Lothringen mit einigen Worten auf diese lächerlichen Theorien. „Wir protestieren gegen diese Worte," sagte er sehr vernünftig; „wir wollen nicht, daß man den anderen tue, was wir nicht wollen, daß man uns antue." Diese Erklärung reizte, scheint es, den großen Poeten außerordentlich. Denn als wir die Versammlung verließen und Tachard auf ihn zuging, um ihn zu begrüßen, stieß ihn Victor Hugo mit tragischer Gebärde zurück. „Dich, dich kenne ich," rief er aus, „du bist Tachard, du verstehst nichts von der Solidarität der Völker! Gehe deines Wegs!" Und da Tachard, welcher sich wunderte, daß Victor Hugo ihn ohne weiteres duzte, einige Worte zu erwidern versuchte, drückte Victor Hugo sein Nationalgardistenkäppi, das er immer trug, energisch auf die Stirne, drehte ihm den Rücken zu und wiederholte: „Gehe deines Wegs!" Wir wußten nicht recht, wie wir diesen Fieberanfall des großen Poeten auffassen sollten.

Als es nun zur Abstimmung kam, stimmten 546 Abgeordnete für den Friedensvertrag, 107 dagegen.

Das französische Elsaß hatte aufgehört, zu existieren. Unser Kollege Grosjean betrat alsdann die Rednerbühne und las unsere Erklärung vor.

Als er fertig war, reichte er sein Manuskript dem Präsidenten hin, der es entgegennahm, ohne ein Wort zu sagen.

Wir hatten uns alle erhoben; wir erwarteten ein Wort des Abschieds. Keiner sprach es.

Darauf verließen wir den Saal.

Ein Abgeordneter der Rechten rief aus: „Warum bleiben die elsässischen Abgeordneten nicht unter uns?“ Kablé, der mit mir hinausging, drehte sich wütend um, und mit vor Zorn zitternder Stimme rief er in den Saal hinein: „Weil ihr eben aus uns Preußen gemacht habt!“

Das Opfer war vollbracht.

Der Abschied war ihnen leicht geworden. Als wir auf der Treppe einige Abgeordnete der Rechten antrafen, hörten wir einen, der sich seinem Kollegen gegenüber glücklich schätzte, daß die Sitzung so gut geendet habe. „La chose s'est passée assez proprement“, — sagte er, „et sans trop de grincements de dents.“ „La chose,“ das war die Preisgebung Elsaß-Lothringens! Teutsch, der hinter diesem Abgeordneten herunterging, konnte sich nicht mehr beherrschen. In heftigen Worten fuhr er ihn an und schalt die Vertreter Frankreichs törichte Gecken. Als der andere ihn fordern wollte, sagte er ihm: „Ich habe das Recht, so zu sprechen, denn ich bin Abgeordneter des Elsasses.“

Heute sind es diese Franzosen, welche von jenen Elsässern verlangen, daß sie ihnen Beweise ihres Patriotismus geben.

Als wir auf dem Cours de Tourny angekommen waren, sahen wir einige Häuser beflaggt. Wir fragten verwundert, weshalb die Fahnen heraushingen. Man antwortete uns, daß in Bordeaux die Restaurationen, Cafés, Wirtshäuser seit undenklichen Zeiten die Gewohnheit hätten, zu flaggen.

Uns schien es aber, als ob es Zeiten gäbe, wo es nicht bloß ein Recht, sondern eine Pflicht ist, auch von den ältesten Gewohnheiten einstweilen abzustehen, und wir kehrten nach Hause zurück, indem wir uns seltsame Gedanken machten über die Solidarität des Patriotismus in Frankreich.

Die Witwenverbrennung in Indien.

Von
Richard Garbe.

Volkstümliche Anschauung hat überall dem Verstorbenen ein ganz in den Bahnen irdischen Lebens fortlaufendes Dasein zugeschrieben. Die Folge dieser Anschauung war, daß man dem Toten dasjenige mitgab, was er in diesem Leben nötig und gern gehabt hatte, vor allen Dingen also Speise und Trank, aber auch Kleider, Gerätschaften, Waffen, Geld, Schmucksachen, die Abzeichen der Würde u. s. w. Alle diese Dinge wurden je nach der üblichen Bestattungsart dem Toten entweder in das Grab gelegt oder mit ihm zusammen verbrannt, immer auf Grund der Überzeugung, daß auf diese Weise der Genuß und Gebrauch der Beigaben (oder vielmehr geistiger Abbilder dieser Beigaben, der sogenannten Gegenstandsseelen) dem Abgeschiedenen gesichert werde. Und gewöhnlich wünschten dabei die Hinterbliebenen weniger, dem Verstorbenen Liebes zu erweisen, als ihn durch Befriedigung seiner Bedürfnisse zu beruhigen und von sich fernzuhalten; denn der notleidende Tote ist nach volkstümlichem Glauben ein unheimlicher Gast, der zu seinem Hause zurückkehrt und sich auf allerlei Weise unangenehm bemerkbar macht. Daher denn auch vielfach für die fortlaufende Erquickung der Abgeschiedenen durch regelmäßig zu bestimmten Zeiten wiederholte Totenopfer gesorgt wurde. Mit der Veränderung der Kulturzustände änderten und steigerten sich natürlich auch die Bedürfnisse des Toten; und so hatte z. B. im skandinavischen Norden in der Wikingerzeit der Häuptling auch sein Schiff im Jenseits nötig. Das Schiff wurde deshalb mit ihm zusammen verbrannt oder er in ihm begraben.

Diese Sitten stammen mitsamt der ihr zu Grunde liegenden Vorstellung aus den Urzeiten der Menschheit; denn sie haben in merkwürdiger Übereinstimmung allerorts auf Erden geherrscht und herrschen noch heute bei Völkern auf niedriger Kulturstufe; ja, vereinzelt haben sie sich auch bis in höhere Kulturstufen in die neueste Zeit hinein erhalten. So legt man z. B., wie ich aus Mogks „Germanischer Mythologie" (in Pauls „Grundriß", Bd. III, S. 252) ersehe, noch jetzt in Schweden den Toten Messer, Tabakspfeifen, ja

selbst die gefüllte Branntweinflasche in den Sarg, und im sächsischen Vogtlande gar Regenschirme und Gummischuhe.

Wo die Anschauung herrscht, daß man auf so einfache Weise für die Bedürfnisse und das Behagen des Abgeschiedenen sorgen kann, liegt nichts näher als der Gedanke, ihm auch alle die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die er auf Erden durch die Dienste seiner Frau und seiner Sklaven genossen hat, dadurch weiter zu verschaffen, daß man auch Frau und Diener dem Toten in das Grab oder auf den Scheiterhaufen folgen läßt. Denn wenn jeder nach dem Tode einfach sein im Diesseits geführtes Leben fortsetzt, so müssen auch Frauen und Sklaven im Jenseits fortfahren, ihre Dienste dem Herrn und Gebieter zu widmen. Edward B. Tylor hat in seinem grundlegenden Werke „Primitive Culture" I, p. 413 ff., aus allen Weltteilen eine größere Anzahl von Beispielen für die grausame Sitte des zu Gunsten eines Verstorbenen geübten Frauen- und Sklavenmords gesammelt. Das wichtigste davon sei im folgenden angeführt.

Bis vor kurzem wurden auf den Fidschi-Inseln bei der Bestattung eines Vornehmen seine Frauen, Freunde und Sklaven erdrosselt, in der bestimmten Absicht, dem Verstorbenen ihre Gesellschaft in der Geisterwelt zu sichern. Die Witwe des Fidschianers wurde geradeso wie die des Hindu durch Drohungen und Überredungen der Angehörigen, durch den Zwang der öffentlichen Meinung und durch die Furcht vor einem elenden verachteten Dasein auf Erden in den Tod getrieben. Bei dem nordamerikanischen Indianerstamm der Osagen wurde über dem Grabe eines verstorbenen Angehörigen oder Freundes der Skalp eines Feindes an der Spitze einer Stange befestigt, in der Überzeugung, daß auf diese Weise der Geist des getöteten Feindes dem Geist des begrabenen Kriegers dienstbar gemacht werde. Ähnliche, immer auf der gleichen Vorstellung beruhende Gebräuche sind durch ganz Amerika verbreitet und haben sogar bei den amerikanischen Kulturvölkern in Mexiko, Bogota und Peru in gesteigertem Umfang geherrscht. Auch aus ganz Afrika wissen wir von den Negerstämmen das gleiche: zum Teil wurden dort Frauen und Sklaven bei den Bestattungsfeierlichkeiten erschlagen oder verbrannt, zum Teil Sklaven und Sklavinnen mit dem Toten zusammen lebendig begraben. Das bekannteste Beispiel aus Afrika sind die entsetzlichen Menschenschlächtereien von Dahome. Der König von Dahome mußte bei seinem Eintritt in das Totenreich von einem nach Hunderten zählenden Hofstaat von Geistern begleitet sein, von Frauen, Eunuchen, Soldaten, Trommelschlägern und Sängerinnen; ja, von Zeit zu Zeit bedurfte der Hofstaat des verstorbenen Herrschers im Jenseits der Ergänzung und Erneuerung. So hat in Dahome der aus der Urzeit in die Neuzeit hineinragende Wahn seine gräßlichen Konsequenzen lange über den Tod des Königs hinaus gezeitigt; aber es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß diese furchtbaren, in regelmäßigen Abständen wiederholten Menschenschlächtereien einem zwar auf grausige Abwege geratenen, aber doch durchaus aufrichtigen und lebhaften Pietätsgefühl entsprungen sind.

Asien bietet, zunächst abgesehen von der ostindischen Halbinsel, die charakteristischsten Beispiele für den hier besprochenen Gebrauch in Borneo, China und Japan.

Bei den wilden Kajans, einem Dâjakstamm auf Borneo, werden die Sklaven, die nach dem Tode eines Vornehmen ihr Leben lassen müssen, vorher noch zu ganz besonders sorgfältiger Ausübung ihrer Dienste angehalten, damit sie an musterhafte Pflichterfüllung gewöhnt in das Jenseits gehen. Bekannt ist, daß bei allen Dâjakstämmen die Kopfjagd der nationale Sport war und zum Teil noch jetzt ist; sie beruht auf der Überzeugung, daß die Abtrennung eines menschlichen Kopfes die Seele des Getöteten nötigt, der Sklave eines Verstorbenen zu werden. Und je mehr Sklaven auf diese Weise einem verstorbenen Angehörigen geliefert werden, um so höher ist dessen Rang im Jenseits.

In China hat nicht nur die Legende die Erinnerung daran bewahrt, daß im Altertum bei der Bestattung Menschenopfer üblich gewesen sind, sondern auch in der Neuzeit ist der Selbstmord der Witwen, die den gestorbenen Gatten begleiten wollen, nicht ungewöhnlich und wird zum Teil in der Öffentlichkeit vollzogen. In dem Japan des 17. Jahrhunderts herrschte noch die Sitte, daß beim Tode eines Adligen sich 10—30 Diener durch das bekannte Harakiri oder Bauchaufschlitzen das Leben nahmen, nachdem sie sich schon bei Lebzeiten ihres Herrn durch eine feierliche Handlung dazu verpflichtet hatten.

Wie aus allen anderen Weltteilen, so ist die Sitte der Frauen- und Sklavenermordung nach dem Tode des Gatten und Herren auch aus Alt-Europa vielfach belegt; insonderheit bei den indogermanischen Völkern, wie wir später sehen werden. — Auf die Ersetzung des eigentlichen Menschenopfers durch symbolische Handlungen, die wie bei anderen Gelegenheiten auch beim Bestattungsritus uns vielfach auf Erden als Zeichen einer milder gewordenen Gesittung entgegentreten, hier näher einzugehen, ist kein Anlaß.

Das klassische Land der Witwenverbrennung — wenn ich so sagen darf — ist Indien. Hier hat bekanntlich der furchtbare Brauch trotz höherer allgemeiner Kulturverhältnisse bis in das vorige Jahrhundert hinein geherrscht. Wenn ihm auch in Indien ein idealerer Inhalt gegeben worden ist, so haben wir doch auch dort seinen Ursprung in dem eben behandelten Vorstellungskreis zu suchen, den die ethnologischen Forschungen überall sonst festgestellt haben. Die richtige Beurteilung der indischen Witwenverbrennung, die nur im Lichte der allgemeinen Volkskunde möglich ist, wurde allerdings durch den folgenden Umstand erschwert. Das indische Altertum nämlich, das uns ja in so mancher Hinsicht sympathischer anmutet als die spätere Zeit, bietet uns keine Belege für die grauenhafte Sitte der Witwenverbrennung. In den vier Veden ist kein Wort von ihr erwähnt. Eine Stelle des Atharvaveda (18, 3, 1), die auf sie hinzuweisen schien, ist von Prof. Hillebrandt in überzeugender Weise anders erklärt worden; und der berühmte Vers des Rigveda (10, 18, 7), auf den die Brahmanen sich später bei der Verteidigung der Witwenverbrennung stützten, den sie als Beweis dafür anführten, daß die Sitte schon in ihrem ältesten und heiligsten Buche angeordnet sei, — dieser Vers hat, wie allen Indologen wohlbekannt ist, eine Fälschung erfahren, indem sein ursprünglicher Sinn durch Abänderung einer einzigen Silbe so verdreht worden ist, daß er in dem den Brahmanen erwünschten Sinne aufzufassen war. In seinem

richtigen, über allen Zweifel beglaubigten Wortlaut aber bedeutet dieser Vers etwas ganz anderes, und außerdem wird mit dem Beginn des folgenden Verses die Witwe, die den gestorbenen Gatten bis zum Bestattungsplatz begleitet hatte, ausdrücklich aufgefordert, nun zur Welt der Lebenden zurückzukehren. Auch die auf die alten vedischen Sammlungen zunächst folgenden Literaturperioden enthalten keine Erwähnung der Witwenverbrennung, und das gleiche gilt selbst noch von den ältesten und berühmtesten indischen Rechtsbüchern. Erst jüngere Rechtslehrer empfehlen den Brauch, aber nie hat die indische Gesetzgebung ihn gefordert[1]); nach den Textstellen der Rechtsbücher, die über die Frage handeln, bleibt den Witwen stets die Wahl zwischen dem Feuertode und dem trostlosen Leben, das noch heute der indischen Witwe zur Pflicht gemacht wird. Auch in den beiden großen Epen, dem Râmâyana und Mahâbhârata, die eine Art Mittelstellung zwischen der vedischen und klassischen Sanskritliteratur einnehmen, spielt die Witwenverbrennung keine erhebliche Rolle; alle im Râmâyana auftretenden Witwen bleiben am Leben, und im Mahâbhârata die meisten. Erst im indischen Mittelalter gewinnt der grausame Brauch an Ausdehnung, und im Laufe der Zeit wird er dann bei den arischen Kasten zur Regel.

Bei dieser Sachlage ist es begreiflich, daß manche die Witwenverbrennung in Indien für eine verhältnismäßig späte Erfindung der Brahmanen angesehen oder gar die Textverderbnis in dem vorher besprochenen Vers des Rigveda für das ganze Unheil verantwortlich gemacht haben. Gegen solche Auffassungen hat sich Zimmer, „Altindisches Leben“ (1879), S. 328 ff., unter Berufung auf die Tatsache gewendet, daß die indische Sitte bei vielen indogermanischen Völkern im Altertum ihre Analoga habe. Er führt Belege an für die Thracier, Geten, Skythen, Hellenen, Germanen und Slaven; bei den letzten ist die Sitte, die Frau dem Manne in den Tod nachfolgen zu lassen, ganz besonders weit verbreitet gewesen, wie aus den Quellen über die meisten slavischen Völker hervorgeht. Aus diesen Übereinstimmungen folgt, daß der in Rede stehende Brauch schon bei dem indogermanischen Urvolk, zur Zeit vor der Völkertrennung, geherrscht hat, ebenso wie allerorts sonst in den Zeiten primitiver Kultur. Zimmer argumentiert nun auf Grund dessen folgendermaßen: Aus dem Schweigen der vedischen Texte über die Witwenverbrennung sei nicht zu schließen, daß diese in jenen alten Zeiten nirgends bei den arischen Indern vorgekommen sei. Wir dürfen annehmen, daß die uralte Sitte mit dem Fortschritt der Kultur bei den vedischen Indern im großen und ganzen abgestellt gewesen sei — so bei den Stämmen derjenigen Dichter, die von dem Fortleben der Frau nach dem Tode des Mannes oder von der Wiederverheiratung der Witwe gesprochen haben —; daß sich aber daneben die

[1]) Siehe das Nähere bei J. Jolly, „Über die rechtliche Stellung der Frau bei den alten Indern“. Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der Münchner Akademie. Jahrgang 1876, S. 447 ff. und „Recht und Sitte“. Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde. Bd. II, Heft 8. Bemerkenswert ist, daß alle indischen Rechtsquellen das Erbrecht der Witwe behandeln, also ihr Fortleben wenigstens als möglich voraussetzen.

Witwenverbrennung bei anderen Stämmen vereinzelt[1]) erhalten habe. Von den Brahmanen des indischen Mittelalters sei dann der lokal geübte Brauch als altheilige Sitte betrachtet, empfohlen und mit verhängnisvoller Konsequenz so weit wie möglich ausgedehnt worden. Diese Auffassung Zimmers hat Anklang gefunden, und zweifellos mit Recht; aber es muß erwähnt werden, daß schon vor Zimmer E. B. Tylor („Primitive Culture", 1871, I., p. 421) denselben Gedanken ausgesprochen hat mit den Worten: „Wir haben allen Grund, die Sitte nicht als eine neue Erfindung der späteren Hindupriester zu betrachten, sondern als einen alten arischen Ritus, der ursprünglich einer noch früheren Periode als der Veda angehörte und dann unter günstigen Einflüssen (under congenial influences) wieder ins Leben getreten ist." Und über diese Wiederbelebung des uralten grausigen Brauches, der in dem Ritual des Veda keine Stelle mehr hatte, sagt Tylor weiter unten: „Die Religionsgeschichte lehrt uns zu deutlich, wie sehr der Mensch geneigt ist, trotz der Änderung zum Besseren, in den niedrigeren und dunkleren Zustand der Vergangenheit zurückzufallen. Zäher und hartnäckiger als selbst die Autorität des Veda hat die entsetzliche Sitte einen Versuch, sie in früher brahmanischer Zeit zu unterdrücken, überdauert; und die englischen Beherrscher Indiens haben wohl mit ihrer Abschaffung nicht bloß einen Überrest des entarteten Hinduismus, sondern der viel ferneren ehemaligen Wildheit beseitigt, aus der sich die arische Zivilisation herausgebildet hatte."

Aus dieser Anschauung, die heute wohl allgemein geteilt wird, folgt, daß auch in der indischen Vorzeit die Witwen aus demselben Grunde verbrannt worden sind, aus dem sie bei so vielen anderen Völkern nach dem Tode des Gatten sterben mußten; damit nämlich der Verstorbene im Jenseits nichts von dem zu entbehren habe, woran er auf Erden durch den Besitz seiner Frau gewöhnt war. Und wie eine solche grausame Rücksicht überall vorzugsweise auf Häuptlinge und Vornehme genommen wurde, so ist auch in Indien die Sitte der Witwenverbrennung — wie wir aus vielfachen Anzeichen entnehmen können und wie schon Dubois richtig erkannt hatte — von den königlichen Familien ausgegangen, in denen sie auch später, im Mittelalter und in der neueren Zeit, konsequenter durchgeführt wurde als in den anderen Ständen, so daß tatsächlich die Witwen der Könige die einzigen indischen Witwen waren, die sich im Widerspruch zu den Gesetzbüchern dem Feuertode nicht entziehen durften.

Zu der Zeit, als die uralte Sitte in Indien wieder belebt und verbreitet wurde, war der rohe animistische Gedanke, der nur für die sinnliche Befriedigung des Dahingeschiedenen sorgen wollte, nicht mehr der leitende Gesichtspunkt. Wenn er auch gewiß nie ganz dem Bewußtsein des indischen Volkes entschwunden ist, so wissen wir doch, daß die allgemeine Auffassung von Zweck und Sinn der Witwenverbrennung eine andere, weit idealere geworden war. Die Witwe, die den Scheiterhaufen bestieg, tat das nunmehr in der Überzeugung, dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch den Gatten

[1]) Vgl. unten S. 424 den Bericht des Aristobul.

von aller Schuld zu entsühnen und sich ein seliges Beisammensein mit ihm im Himmel zu sichern. Diese Wahnvorstellung war die Macht, die zahllose Witwen in den freiwilligen Flammentod getrieben und so oft gegen dessen Qualen unempfindlich gemacht hat. Auf diesem verhängnisvollen Wahn beruhen in der Hauptsache auch die anderen Faktoren, die das ihrige zur Verbreitung der schrecklichen Sitte beigetragen haben.

In ganz anderer, aber sicher unrichtiger Weise hat der griechische Geschichtsschreiber Diodor (XIX, 33) den Ursprung der Sitte erklärt, indem er sie in einer Zeit der Sittenverderbnis aus Rücksicht auf die Sicherheit der Männer entstanden sein läßt. „In jener Zeit," erzählt er, „ließen sich viele Frauen verführen und gewannen, ungenügsam wie sie waren, andere Männer lieb. Weil sie aber die einmal gewählten Gatten nicht mehr mit Ehren verlassen konnten, so räumten sie diese am Ende mit Gift aus dem Wege. Und dazu bot ihnen das Land selbst Gelegenheit genug dar, da es vielerlei verderblich wirkende Gewächse hervorbringt . . . Als nun die Leichtfertigkeit überhand nahm und viele Männer auf diese Art getötet wurden, und da auch durch die Bestrafung der Schuldigen die übrigen sich nicht von dem Verbrechen abschrecken ließen, so machte man es zum Gesetz, daß mit den verstorbenen Männern ihre Frauen zugleich verbrannt werden sollten, ausgenommen, wenn sie schwanger wären oder kleine Kinder hätten. (Diese Ausnahme entspricht in der Tat einem in den indischen Gesetzbüchern enthaltenen Verbot) . . . Dieses Gesetz hatte die Folge, daß sich die Ruchlosigkeit der Weiber in das Gegenteil verwandelte . . . Sie waren nunmehr für das Leben ihrer Ehegatten wie für ihr eigenes besorgt."

Das ist eine Erklärung, die sich Diodor, oder vielmehr sein Gewährsmann, ein ungenannter Alexanderhistoriker[1]), in rationalistischer Art vom Standpunkt griechischer Anschauungsweise zurecht gemacht hat; sie wird durch das reiche, in der indischen Literatur über den Gegenstand vorliegende Material vollkommen widerlegt, und sie stimmt nicht einmal, wie die allgemeine Völkerkunde lehrt, zu den Motiven, die in der Urzeit zur Einführung der Witwentötung geführt hatten. Im indischen Mittelalter nimmt, wie unsere Quellen deutlich erkennen lassen, in Wahrheit der eben besprochene religiöse Wahn die Stelle ein, die bei Diodor den angeblichen Vergiftungsgelüsten der Frauen zugeschrieben wird. Ein solcher religiöser Wahn entsteht aber nicht plötzlich und unvermittelt, sondern er wächst aus einer allgemeinen Stimmung des Denkens und Fühlens heraus. Und diese Stimmung war gegeben in dem schwärmerischen Sinn des indischen Mittelalters, der von der Frau die vollkommenste Hingebung und die aufs äußerste gesteigerte Treue selbst nach dem Tode des Gatten forderte; sie war ferner gegeben in dem asketischen Zuge der damaligen Zeit, dem Entsagung, Weltflucht und Selbstpeinigung als Mittel zur Gewinnung des Heils galten. In dieser Entwicklung des Gefühlslebens

[1]) Auch Strabo (XV, p. 699, 700) berichtet, natürlich nach derselben Quelle, das gleiche, indem er mit den Worten schließt: „Glaublich ist weder das Gesetz (der Witwenverbrennung) noch die Ursache." Wenn nun auch Strabos Zweifel an der Sitte selbst unberechtigt sind, so hat er doch die Unwahrscheinlichkeit der Begründung richtig erkannt.

haben wir — um mit Tylor zu reden — die „congenial influences“ zu sehen, unter denen die fast erstorbene Sitte der Witwenverbrennung in Indien zu neuem Leben erwachte. Und das geschah ungefähr um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr.

Unter den Fällen, die das Mahâbhârata berichtet (dessen allmähliche Entstehung in der zweiten Hälfte jenes Jahrtausends begann) ist der folgende besonders merkwürdig und lehrreich. König Pându hatte zwei treffliche, ihm in gleicher Weise ergebene Frauen, Kuntî und Mâdrî. Kuntî hatte ihm drei, Mâdrî zwei Söhne geboren, auf übernatürliche Weise; denn die Keime waren von verschiedenen Göttern, die die Frauen zu dem Zwecke angerufen hatten, in ihren Schoß gelegt worden. Auf Pându haftete nämlich ein Fluch, den er sich bei einem phantastischen Ereignis zugezogen hatte, der Fluch, daß er eines sofortigen Todes sterben werde, wenn er eine seiner beiden Frauen berührte. Infolgedessen war Pândus Gemüt durch schweren Trübsinn verdüstert. An einem Frühlingstage nun erging sich König Pându mit seiner jüngeren Gattin Mâdrî im Walde. Es war die Zeit, die durch ihren Zauber jede Kreatur gefangen nimmt: alle Bäume und Pflanzen waren mit Blüten bedeckt, die Bienen summten, die Vögel sangen und auf den Teichen wiegten sich die Lotusblumen. In dieser blühenden, duftenden und melodischen Frühlingspracht regte sich in Pândus bekümmertem Herzen ein sehnsüchtiges Verlangen; und als er seine liebreizende, jugendliche Gattin erblickte, die in ihrer anmutigen, leichten Kleidung in der Waldeinsamkeit neben ihm wandelte, da flammte seine Leidenschaft auf „wie ein Waldbrand“. Des Fluches, der auf ihm lastete, vergessend, ergriff er seine Gattin, die sich aus Angst um sein Leben nach Kräften, aber vergeblich, gegen seine Umarmung zu wehren versuchte. Da erfüllte sich Pândus Verhängnis. Wie er leblos dalag, umschlang Mâdrî seinen Leib und weinte laut. Dieses Wehklagen rief Pândus ältere Gattin, Kuntî, herbei, die, sobald sie das hier angerichtete Unheil erkannt hatte, im Übermaß des Schmerzes der Mâdrî bittere Vorwürfe machte[1]): „Immer habe ich mit Sorgfalt unseren Gatten gehütet; das hättest auch du tun sollen! Wie konnte in ihm, der immerdar des auf ihm ruhenden Fluches eingedenk und stets bekümmert war, das Gefühl der Lust entstehen? Du trägst die Schuld an dem Unheil; denn du hast ihn in der Einsamkeit des Waldes angelockt, du Unselige! Und doch bist du beneidenswert und glücklicher als ich; denn du hast das Angesicht unseres Herrn in Freude strahlen gesehen.“ Mâdrî erwiderte: „Ich habe, o Königin, mich jammernd gesträubt, aber er konnte sich nicht beherrschen; es war, als ob er darauf ausging, daß der Fluch sich erfülle.“ Und nun beginnt der Wettstreit der beiden Frauen um das Besteigen des Scheiterhaufens. Kuntî spricht: „Ich bin die ältere Gattin; meine Pflicht ist es, ihm in das Reich des Todes nachzufolgen. Halte mich, o Mâdrî, nicht zurück von dem, was geschehen muß. Erhebe dich, laß ihn los und behüte unsere Kinder.“ Aber Mâdrî klammert sich an den Leib des Toten und macht zu ihren Gunsten geltend, daß Pându aus Liebe zu ihr gestorben

[1]) Die folgende Rede ist etwas frei wiedergegeben.

sei: „Ich werde dem Gatten nachfolgen; denn **mir** ist er genaht, und aus Verlangen nach **mir** ist er zu Grunde gegangen. Wie könnte ich dieses sein Verlangen in Yamas (des Todesgottes) Reich ungestillt lassen?“ Es springt in die Augen, **in wie bemerkenswerter Weise hier, in einem der ältesten indischen Berichte über die Witwenverbrennung, dieser Brauch in genau derselben Weise begründet wird, wie die Naturvölker es überall auf Erden getan haben**; ich war sehr überrascht, in diesem Verse des Mahâbhârata (I, V. 4891 der Kalkuttaer Ausgabe) noch jene primitive Motivierung in ganz unverhüllter Weise ausgesprochen zu finden. Nachdem Mâdrî noch in rührenden Worten gebeten, daß Kuntî ihr den Platz neben dem Gatten lassen und auch ihren Kindern eine sorgsame und gütige Mutter sein möge, wurde ihr der Wunsch gewährt, und ruhmvoll durfte sie den Holzstoß besteigen.

Man könnte meinen, ein solcher Wettstreit zweier Frauen um die Ehre und das Glück des Feuertodes sei ein Gebilde dichterischer Phantasie; aber das ist nicht richtig. Daß es sich hier um einen echten und wahren Zug des indischen Volkslebens handelt, geht aus einem griechischen Zeugnis hervor. Zunächst sei bemerkt, daß die älteste griechische Nachricht über die Witwenverbrennung von Aristobul von Casandria herrührt, einem der trefflichsten und glaubwürdigsten Berichterstatter über Indien aus der Zeit Alexanders des Großen, den Aristobul auf seinen Feldzügen begleitete. Aristobul erzählt (in dem inhaltreichen Fragment bei Strabo XV, p. 714 neben mancherlei anderem, kulturhistorisch Merkwürdigem), er habe gehört, daß bei **einigen** indischen Stämmen die Frauen sich freiwillig mit ihren Männern verbrennen ließen, und daß die, welche sich nicht dazu verständen, verachtet würden. Diejenige Nachricht aber, die ich eben im Auge hatte, als ich von dem Wettstreit zweier Frauen um die Zulassung zum Feuertode sprach, steht bei Diodor XIX, 33, 34. An dem Kampf der beiden Diadochen Antigonus und Eumenes nahm ein indisches Truppenkontingent auf seiten des letzteren Teil. Der indische Feldherr, Keteus bei Diodor — woraus wir den auch sonst in Indien vorkommenden Namen Ketu oder einen volleren mit dem Worte ketu gebildeten Namen erschließen können — fiel in der Schlacht bei Parätacene 316 v. Chr. Und nun erzählt Diodor nach einem Gewährsmann, der offenbar Augenzeuge der Vorgänge gewesen ist, folgendes: „Keteus hinterließ zwei Frauen, die ihn ins Feld begleitet hatten. Mit der einen war er erst kurze Zeit, mit der anderen seit einigen Jahren vermählt, und beide liebten ihn zärtlich . . . Während das Gesetz nur befahl, daß eine mitverbrannt werden sollte, erschienen bei der Bestattung des Keteus beide Gattinnen und stritten darum, welche mit ihm sterben dürfte, als wie um einen Ehrenpreis. Vor den Heerführern, die die Entscheidung treffen sollten, erklärte die Jüngere, die andere sei schwanger, und deswegen leide auf sie das Gesetz keine Anwendung. Die ältere aber behauptete, es sei billig, daß diejenige, die an Jahren vorgehe, auch hinsichtlich der Ehre den Vorzug habe . . . Die Heerführer entschieden für die Jüngere, nachdem sie durch kundige Personen festgestellt hatten, daß die Ältere schwanger sei. Diese lief, als das ungünstige Urteil ausgesprochen wurde, unter Weinen

weg, zerriß die Binde, welche sie um das Haupt gewunden hatte, und zerraufte sich das Haar, als wäre ihr ein großes Unglück angekündigt worden. Die andere aber ging, über den Sieg hocherfreut, dem Scheiterhaufen zu. Mit Haarbändern von ihren weiblichen Angehörigen bekränzt und prächtig wie zu einer Hochzeit geschmückt, wurde sie von ihren Verwandten begleitet, die auf ihren Mut ein Loblied sangen. Als sie dem Scheiterhaufen nahe kam, nahm sie ihren Schmuck ab und verteilte ihn unter ihre Angehörigen und Freunde, um ein Andenken, wie man es nennen könnte, denen zu hinterlassen, welche sie liebten . . . Endlich nahm sie Abschied von ihren Angehörigen, ihr Bruder geleitete sie auf den Scheiterhaufen, und bewundert von der zu dem Schauspiel versammelten Volksmenge, endete sie heldenmütig ihr Leben. Das ganze Heer unter den Waffen war dreimal um den Scheiterhaufen gezogen, ehe er angezündet wurde. Als die Frau, an die Seite des Mannes gelehnt, bei dem Andrang der Flammen keinen Laut des Schmerzes hören ließ, forderte sie den einen Teil der Zuschauer zu Äußerungen des Mitleids, den anderen zu übermäßigen Lobsprüchen heraus. Manche indessen von den Griechen schalten das Gesetz als eine grausame, unmenschliche Sitte."

Dieser Bericht bei Diodor bietet uns nicht nur die älteste eingehendere Beschreibung des Vorgangs, sondern auch den *ältesten historisch beglaubigten Fall* einer indischen Witwenverbrennung überhaupt, wennschon seine Darstellung deutlich erkennen läßt, daß der Brauch im vierten Jahrhundert v. Chr. bei den Indern ganz gäng und gebe gewesen ist. Ich will diesem ältesten historischen Bericht einen anderen zur Seite stellen, der einen Fall aus der letzten Zeit, in der der Brauch noch gestattet war, d. h. aus dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, behandelt. Auf diese Weise wird sich am deutlichsten ergeben, daß noch vor 70—80 Jahren ein starker religiöser Wahn in der indischen Frau die natürliche Angst vor dem Flammentode ebenso ersticken konnte wie vor mehr als zwei Jahrtausenden.

Im Jahre 1881 hat ein vortrefflicher Bengale, Namens Shib Chunder Bose, ein bejahrter und gereifter Mann, der mit allen Vorurteilen des Hindutums gebrochen hatte, ein ausgezeichnetes Buch über die Sitten und Gebräuche seiner Landsleute geschrieben unter dem Titel „The Hindoos as they are." Hier berichtet er (S. 272 ff.) aus den Erinnerungen seiner Kindheit, wie vor fünfzig Jahren seine Tante mit dem toten Oheim lebendig verbrannt wurde; und man merkt es der Darstellung an, welch einen gewaltigen Eindruck der Vorgang auf das empfängliche Gemüt des Knaben gemacht hatte. Er erzählt, wie eines Morgens ihm seine Mutter mit Tränen in den Augen gesagt, daß heute seine Tante den Flammentod erleiden werde, und wie er, der das Entsetzliche nur unvollkommen begreifen konnte, der überhaupt noch keine klare Vorstellung von dem Tode hatte, mehr durch Neugierde als durch Teilnahme in das Nachbarhaus getrieben wurde, in dem seine Tante wohnte. Dort findet er sie, in rote Seide gekleidet, mit allen ihren Schmucksachen geziert, mit rot bemalter Stirn und ebenso gefärbten Füßen, und Betel kauend. Dem Knaben, der alle diese Einzelheiten mit solchem Interesse beobachtet, daß er noch nach fünfzig Jahren eine lebendige Erinnerung an sie

hatte, fällt auf, wie seine Tante sich in offenbarer Verzückung befindet, aber ruhig und gemessen in allen ihren Bewegungen ist. Eine Anzahl ernst dreinschauender Frauen umgibt sie mit dem Ausdruck der höchsten Bewunderung und Verehrung, zum Teil auf den Knieen vor ihr liegend. Da tritt eine alte Brahmanenfrau an sie mit einem Licht heran und fordert sie auf, zur Prüfung ihrer Standhaftigkeit einen Finger in die Flamme zu halten. Die Witwe tut dies mit vollständiger Ruhe und hält ihren Finger, ohne eine Miene zu verziehen, ins Feuer, bis er geröstet ist. Gegen 11 Uhr Vormittags wird sie hinter dem Leichnam des Gatten auf einem offenen Palankin zu der verhängnisvollen Stätte getragen, und sie bleibt unverschleiert dabei. In ihrem ganzen früheren Leben würde sie tödliche Scham empfunden haben, ihr Angesicht unverhüllt vor Männern zu zeigen; aber sie lebte eben nicht mehr in dieser Welt, sondern nur in dem Gedanken, mit ihrem Gatten bald für ewige Zeiten selig vereinigt zu sein. Als sie an der Verbrennungsstätte angelangt ist, tritt ein Polizeibeamter, ein Hindu, an sie heran und versucht — seiner Pflicht entsprechend — sie von dem furchtbaren Entschluß abzubringen. Aber sie bleibt unerschüttert, gibt eine entschieden abweisende Antwort und schaut zu, wie der Scheiterhaufen zubereitet wird, zum größten Teil aus leicht brennbaren Stoffen. Als der Leichnam auf den Scheiterhaufen gelegt ist, wird die Witwe aufgefordert, siebenmal um den Holzstoß herumzugehen. Sie tut es, und da scheint es, als ob ihre Kraft und Geistesgegenwart sie verlasse. Der Polizeibeamte benutzt diese Gelegenheit, um noch einmal an sie heranzutreten und durch eindringliche Vorstellungen sie — selbst im letzten Augenblick — vor ihrem schrecklichen Geschick zu retten. Die Witwe aber gibt keine Antwort, sondern besteigt ruhig den Scheiterhaufen und legt sich zur Seite ihres Gatten nieder. Eine Hand legt sie auf die Brust und die andere unter das Haupt des Leichnams, ruft mit halb unterdrückter Stimme: Hari! Hari! (der gewöhnliche Name des Gottes Vischnu), und in demselben Augenblick werden die beiden Körper mit Bündeln von getrocknetem Reisig vollständig bedeckt. In einem Nu lodern die Flammen auf, ein Geschrei der Bewunderung und Begeisterung aus dem Munde aller Zuschauer erfüllt die Luft, bis die beiden Körper zu Asche verbrannt sind.

Durch die Einzelheiten, die ich im folgenden nach den Beobachtungen anderer Augenzeugen anführe, sollen die realen Verhältnisse veranschaulicht werden. Die Theorie, die sich in Indien in rechtlicher und religiöser Hinsicht über die Witwenverbrennung entwickelt hat, ist bekannt genug; weniger bekannt ist die Praxis, auf die ich noch näher eingehen will. Schon Colebrooke hat in seinem bekannten Aufsatz „On the duties of a faithful Hindu widow“ (Miscell. Essays, neue Auflage von Cowell, I. S. 140)[1]) darauf hingewiesen, daß manche Gebräuche bei der Witwenverbrennung üblich geworden, die durch

[1]) Vgl. auch die Reisebeschreibung Thevenots (der von 1665 bis 1667 Indien bereist hatte), deutsche Übersetzung, Frankfurt a. M. 1693, III, S. 168, 169. — Das Werk von Yule und Burnell, „A glossary of anglo-indian colloquial words and phrases“ (London 1886), enthält unter dem Worte Suttee eine Menge von Zitaten über den Gegenstand aus Schriftstellern von Diodor an bis auf die neueste Zeit.

keinen Ritualtext sanktioniert sind. Auch hat sich der Vorgang in den einzelnen indischen Ländern in manchen Punkten verschieden gestaltet, wie z. B. auf der Ostseite Indiens, in Orissa und auf der Koromandelküste, in der Regel nicht ein Scheiterhaufen errichtet, sondern eine Grube gegraben wurde, die man mit getrocknetem Reisig und Holz anfüllte. Wenn der Leichnam darauf gelegt und die Grube in Brand gesteckt war, so schritt die Witwe dreimal um sie herum und stürzte sich dann in die Flammen oder wurde von den Brahmanen hineingestoßen[1]).

Der Regel nach vollzog sich die Handlung, bei der natürlich allerlei Sprüche und Formeln von den leitenden Brahmanen und den Nächstbeteiligten rezitiert wurden, in folgender Weise (vgl. besonders W. Ward, II. 547 ff.). Im allgemeinen ist es nicht üblich gewesen, daß eine Frau bei voller Gesundheit des Mannes die Absicht aussprach, falls er eher sterben sollte, zur Satî zu werden. Das Wort Satî „die gute, treue Frau" ist technische und allgemein gebrauchte Bezeichnung für die Witwe, die sich mit der Leiche des Gatten verbrennen läßt. Durch Mißverständnis haben die Engländer das Wort, das sie gewöhnlich Suttee, seltener Sutti schreiben, zur Bezeichnung des Aktes der Witwenverbrennung gebraucht, und diese irrtümliche Verwendung des Ausdrucks ist auch bei uns sehr üblich geworden. Der richtige Zeitpunkt zur Ankündigung des Entschlusses war für die Frau gekommen, wenn der erkrankte Mann vom Arzte aufgegeben oder sein Ableben erfolgt war. Was für eine Macht da die Vorstellung des im Jenseits wirkenden unendlichen Glückes ausgeübt hat, ist schon oben betont worden; aber manch einer zaudernden Frau haben die Wünsche und Ermahnungen ihrer nächsten Angehörigen die Zustimmung abgenötigt; denn der Ruhm, den die Selbstaufopferung der Witwe nicht nur ihr selbst, sondern auch der ganzen Familie brachte, war groß. Und alle Inder sind sehr eitel. Eine Änderung des einmal gefaßten Entschlusses war zwar rechtlich erlaubt, galt aber als große Sünde und als eine Schande für die Familie; daher waren selbst die Verwandten bestrebt, mit allen Mitteln und in einer uns unmenschlich erscheinenden Weise eine solche Sinnesänderung zu verhindern. Natürlich ist es trotzdem vorgekommen, daß Witwen ihren Entschluß bereut haben und selbst noch im letzten Augenblick vor der Ausführung zurückgeschreckt sind; aber solche Fälle sind sehr selten gewesen. Die Berichterstatter aus der neueren Zeit erklären übereinstimmend, daß eine Rückkehr der Witwe von dem Wege zum Scheiterhaufen, wenn auch durch die Gesetzbücher gestattet, in Wirklichkeit doch nur ganz vereinzelt zugelassen wurde[2]). Die Brahmanen, über deren gefühllose Selbstsucht wir aus dem ganzen Verlauf der Geschichte genugsam unterrichtet sind, werden zudem noch oft einen guten Grund dafür gehabt haben, eine

[1]) S. Taverniers „Orientalische Reisebeschreibung" (aus der Mitte des 17. Jahrhunderts). Deutsch von Widerhold. Genf 1681. Drittes Buch. S. 166. — W. Ward, „Account of the writings, religion and manners of the Hindoos". Vol. II, p. 561. — J. A. Dubois, „Hindu manners, customs and ceremonies". (Zweite Ausgabe von Beauchamp. Oxford 1899.) p. 367.

[2]) S. z. B. Ward, Bd. II, S. 563. — Dubois, S. 363.

Änderung des Entschlusses von seiten der Witwe nicht zu dulden. Nach der Darstellung der Einen zwar war es Sitte, daß die Witwe ihre Schmucksachen, die sie zu dem letzten Gange anlegte, vor dem Besteigen des Scheiterhaufens an ihre Angehörigen und Freunde verteilte; das erzählt schon Diodor, wie wir vorher sahen, von der Witwe des Keteus, und unter den Neueren berichtet das gleiche z. B. Ward (II, 548). Dem steht aber die Angabe gegenüber (Colebrooke, S. 140), daß die Brahmanen, die den schauerlichen Akt zu leiten hatten, dafür zur Belohnung die Schmucksachen der Witwe erhielten. Und wer die Brahmanen kennt, der wird nicht bezweifeln, daß sie es verstanden haben, diesen Anspruch, wenn er nur einmal mit Erfolg erhoben worden war, im weitesten Umfange geltend zu machen. Tavernier (III, 165) und Thevenot (III, 169) berichten, daß die Witwen mit ihren Schmucksachen verbrannt wurden und daß die Brahmanen nachher alles aus der Asche herausgesucht haben.

Wenn eine Frau beschlossen hatte, als Satî zu sterben, so brach sie einen Zweig von einem Mangobaum und setzte sich neben der Leiche ihres Mannes nieder. Dann badete sie, legte neue Kleider an und ließ sich die Füße rot färben. Während dieser Vorbereitungen wurde eine Trommel in einer eigentümlichen Weise geschlagen, wodurch die Einwohner des Ortes auf das bevorstehende bedeutsame Ereignis aufmerksam gemacht und zusammengerufen wurden. Eine besondere Rolle in den Vorbereitungen spielte die Feuerprobe. Wie wir schon bei dem von Bose erzählten Fall erfahren haben, wurde der Witwe geheißen, einen Finger in die Flamme eines Lichtes zu halten oder nach anderen Berichten die Hand auf brennende Kohlen zu legen oder ein glühendes Stück Eisen zu fassen (Ward II, 550, 559, 566); tat sie das, ohne ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben, so nahm man an, daß sie auch vor den Flammen des Holzstoßes nicht erzittern werde. Bei Tavernier (III, 167) lesen wir von einer Frau, die sich, ohne zu zucken, in einer Fackel den ganzen Arm bis an den Ellenbogen verbrannte. Es ist oft die Behauptung oder Vermutung geäußert worden, daß den Witwen vor dem entscheidenden Augenblick ein sinnverwirrender oder betäubender Trank gereicht worden sei [1]. Möglicherweise ist das wirklich in einzelnen Fällen geschehen; aber beweisen läßt es sich nicht. Wenn wir sehen, was für ein Wert auf die eben erwähnte Feuerprobe gelegt worden ist, wenn wir die zahlreichen Berichte über die bis zum letzten Augenblick bewahrte kaltblütige Entschlossenheit und Sicherheit der dem Tode geweihten Opfer in Betracht ziehen, und wenn wir schließlich auch an diejenigen Fälle denken, in denen die Kraft der Witwe im Anblick des Holzstoßes versagt hat, so können wir mit Sicherheit behaupten, daß eine künstliche Betäubung der Witwen in Indien keinesfalls die Regel gewesen ist.

---

[1] S. z. B. die Anmerkung bei Dubois, S. 366: „Several travellers have said, and I am inclined to believe it, that they force upon these wretched victims of superstition a kind of drink, which confuses the mind and prevents them from forming a correct notion of the dreadful torture to which they are being led. This beverage, they say, consists of a decoction of saffron. It is known, that dried saffron pistils (Crocus sativus), taken in large quantities, cause violent and convulsive laughter, sometimes terminating in death."

Der letzte Gang der Witwe hat sich natürlich je nach ihrer sozialen Stellung und ihren Vermögensverhältnissen verschieden gestaltet. Es wird von jammervollen Wanderungen erzählt, die einzelne Witwen in Bengalen fünfzehn bis sechzehn Tage lang unternommen haben, hinter dem auf einem Karren liegenden verwesenden und die Luft verpestenden Leichnam des Mannes, lediglich zu dem Zwecke, um sich mit dem Toten an dem Ufer des Ganges, des heiligen Stromes, zu verbrennen, und so die Verdienstlichkeit der Selbstopferung und die Seligkeit des Mannes im Jenseits zu erhöhen. Im allgemeinen aber glich der Zug zur Verbrennungsstätte einem Triumphzuge. Von einer bewundernden Volksmenge umringt, begab sich die Witwe zu Fuß oder in einer Sänfte zu der Verbrennungsstätte, nicht selten unter Musikbegleitung. Manche haben den Weg tanzend zurückgelegt und sind ohne Verzug und Bedenken auf den schon in Flammen stehenden Scheiterhaufen gesprungen. Gewöhnlich aber ist doch eine dem Ernst der Handlung angemessene Würde beobachtet worden. Die Witwe umschritt in feierlicher Weise den Scheiterhaufen, auf dem bereits der gebadete und gesalbte Tote lag, dreimal — in Bengalen siebenmal (s. oben Boses Darstellung und W. Ward II, 548) — wobei sie aus ihrem Kleide geröstete Reiskörner und Kaurimuscheln zur Erde fallen ließ, die von den Anwesenden eifrig aufgelesen wurden, da man sie für ein Schutz- und Heilmittel gegen Krankheiten hielt. Auch herrschte der Glaube an ein Hellsehen der Witwe in den letzten Augenblicken; und die Brahmanen haben natürlich bei den Witwen die Erwartung genährt, daß ihnen in dem verhängnisvollen Zeitpunkt wunderbare Dinge offenbart werden würden. Daß wirklich eine derartige Einbildung manchen Frauen mit Erfolg suggeriert worden ist, geht unter anderem aus einem Bericht bei Dubois (S. 365) hervor, demzufolge eine Witwe, die übrigens bei der Ankunft an dem Holzstoß vor Entsetzen gelähmt war und ohnmächtig auf den Leichnam ihres Mannes geworfen werden mußte, auf dem Wege vorher den sie begleitenden Frauen mit freundlicher und herablassender Miene die angenehmsten Dinge für die Zukunft prophezeite und dazu Betelblätter verteilte, die als kostbare Reliquien mit außerordentlicher Begierde in Empfang genommen wurden. Bei Ward (II, 560) erinnert sich eine Witwe auf dem Scheiterhaufen einer früheren Existenz und spricht außerdem eine Prophezeiung aus, die nach der Versicherung des einheimischen Gewährsmannes natürlich in Erfüllung gegangen ist.

Hatte die Witwe den Scheiterhaufen bestiegen, so beugte sie sich entweder über die Leiche des Mannes oder legte sich neben ihr nieder oder wurde auch der Sicherheit halber mit ihr zusammen festgebunden; in einzelnen Gegenden erwartete sie, auf einem Sessel sitzend, den Tod, in anderen wurde sie an eine auf dem Holzstoß errichtete Säule gefesselt. War ihr Mann auf einer Reise gestorben und in der Ferne verbrannt, so durfte die Witwe auch allein den Flammentod sterben, indem sie ein Paar Schuhe von ihm an ihre Brust drückte (Jolly, „Recht und Sitte", S. 68) oder auch den Spazierstock oder irgend ein Kleidungsstück des Verstorbenen[1]). Tavernier (III, 165) und

[1]) Das letztere (in Abweichung von der Vorschrift der Gesetzbücher, die nur von den Schuhen

Thevenot (III, 169) erzählen von Witwen, die von dem Scheiterhaufen herab den Befehl zum Anzünden gaben; aber das scheint doch nur ausnahmsweise vorgekommen zu sein. Der Regel nach wurde, sobald die Witwe sich auf dem Holzstoß befand, mit der äußersten Schnelligkeit verfahren. Ein Sohn des Verstorbenen hatte das Amt, den Scheiterhaufen anzuzünden, wie auch schon vorher alle nötigen Vorbereitungen zu treffen; wo ein Sohn fehlte, trat der nächste männliche Verwandte an seine Stelle, und wenn auch ein solcher nicht vorhanden war, der Ortsvorsteher. Kaum hatte der Sohn oder dessen Stellvertreter unter dem Haupte des Toten das Feuer angelegt, so wurde der Holzstoß, den man vorher mit Öl und zerlassener Butter getränkt und mit dürrem Reisig, Hanf, Pech u. s. w. angefüllt hatte, von anderen Personen an allen Seiten angezündet. In dem Augenblick begannen alle Anwesenden zu schreien oder auch lärmende Musik erschallen zu lassen. Vielleicht war das nicht nur ein Ausdruck des Enthusiasmus, sondern eine zweckmäßige Maßregel. Wenigstens ist dies die Ansicht einiger Reisenden, die Augenzeugen des Vorganges gewesen sind, z. B. Sonnerats, der in seiner „Reise nach Ostindien und China“ (vom Jahre 1774—1781. Deutsche Übersetzung. Zürich 1783. Bd. I, S. 81) sagt: „Sogleich macht man mit einer Menge von Instrumenten das betäubendste Getöse, damit niemand das schmerzliche Jammergeheul des unglücklichen Schlachtopfers höre.“ Beim Emporlodern der Flammen wurden in großer Eile Reisigbündel auf den Holzstoß geworfen und über ihn zwei lange Bambusstäbe geschoben, die auf jeder Seite von mehreren Brahmanen heruntergezogen wurden, um die brennenden Massen und die beiden Körper zusammenzuhalten. Diese Brahmanen ließen sich von anderen Personen eifrig mit Wasser begießen, um nicht unter der Hitze des nahen Feuers zu leiden — ein recht bezeichnender echt brahmanischer Zug! Absolute Gefühllosigkeit gegen die entsetzlichen Qualen der verbrennenden Frau, aber sorgsamste Rücksicht auf die eigene Bequemlichkeit! Es konnte zwei Stunden lang währen, bis der Holzstoß völlig heruntergebrannt war, und in der ganzen Zeit wurde zerlassene Butter und Pech in das Feuer gegossen. Zum Schluß warf jeder der bei dem Akt beschäftigten Männer ein brennendes Holzstück auf das erlöschende Feuer, und goß später, nachdem der ganze Platz sauber gereinigt war, dreimal Wasser auf ihn nieder — eine Sitte, die in merkwürdiger Übereinstimmung mit unserem Brauch steht, beim Verlassen eines frischen Grabes eine Handvoll Erde oder einen Baumzweig in dasselbe zu werfen.

Die Knochenreste wurden, wenn der Verbrennungsakt am Gangesufer stattfand, in den Fluß geworfen und auch aus einiger Entfernung zu dem Zwecke in einem Topf dorthin geschafft[1]). An der Stelle aber, wo eine Witwe

---

sprechen) finde ich angegeben bei Reginald Heber, „Narrative of a journey through the upper provinces of India“. London 1828. I, p. 351.

[1]) In besonderen Fällen sogar aus der weitesten Entfernung. Als im Jahre 1801 ein König von Tanjore in Südindien gestorben und mit zwei seiner Frauen verbrannt war, wurden, wie Dubois (S. 369) berichtet, die in der Asche gefundenen Knochenreste in Kupferurnen gelegt, die man sorgfältig mit dem Siegel des neuen Königs verschlossen hatte. Dreißig Brahmanen wurden beauftragt, diese Urnen nach Benares zu schaffen und dort in den Ganges zu werfen.

als Satî ihr Leben gelassen hatte, wurde ihr zu Ehren ein Denkmal errichtet — eine in Indien doppelt hohe Auszeichnung, weil bei den Hindus Grabmäler sonst sehr selten sind. Die Witwe selbst wurde nahezu vergöttlicht, und Scharen von Gläubigen zogen zu ihrem Denkmal, um ihr Opfer darzubringen und ihren Beistand zu erflehen (Dubois, S. 362).

Wenn auch nach den Berichten der Augenzeugen die meisten indischen Witwen den Flammentod mit einer uns nahezu unbegreiflichen Standhaftigkeit erduldet haben, so ist daneben doch auch fürchterliches Schmerzensgeschrei beglaubigt (Ward II, 558); und wir erfahren von mehreren Fällen, in denen die unglücklichen Witwen von ihren eigenen Söhnen trotz verzweifelter Gegenwehr gebunden und in die Flammen geworfen worden sind. Ein solcher Akt brutalster Roheit und Grausamkeit findet seine Erklärung nur in den indischen Verhältnissen, in denen die Furcht vor unauslöschlicher Schande und vor dem Verlust der Kaste alle menschlichen Gefühle zu ersticken imstande ist. Der eben erwähnten Unmenschlichkeit möchte ich das Verbrennen verwitweter Kinder zur Seite stellen, bei denen von einem selbständigen Entschluß auf Grund einer ernsten religiösen Überzeugung noch keine Rede sein konnte. Nicht selten sind Mädchen von zwölf, zehn, ja acht Jahren mit den Knaben zusammen verbrannt worden, mit denen sie in frühester Kindheit verheiratet waren und deren vorzeitiger Tod ihre „Witwen" von dem Spielplatz fort auf den Scheiterhaufen rief (Ward II, 558).

Man hat es öfter als ein psychologisches Rätsel bezeichnet, daß eben dieselben Brahmanen, die so ängstlich in der Schonung alles Tierlebens sind, mit einer Gefühllosigkeit sondergleichen eine Frau dem Feuertode überantworten und bei dem furchtbaren Akt mit der kühlsten Geschäftsmäßigkeit fungieren konnten. Ich glaube, man muß bei der Betrachtung dieses Problems das Gefühl des Mitleids beiseite lassen, das gewiß immer eine geringe Rolle bei der Abneigung der Brahmanen gegen die Tötung eines Tieres gespielt hat. Mag auch nach den erhabenen Lehren in den besten Literaturwerken des Brahmanentums das Gebot der Schonung alles Lebenden durch die innere Wesensgleichheit motiviert sein — ein Gebot, das im Buddhismus zu dem Gebot der Liebe zu allen Wesen erhöht worden ist — so ließ und läßt die große ungebildete Masse der Brahmanen und vieler anderer Hindus sich doch wohl durch einen älteren animistischen Gedanken beherrschen, wenn sie vor der Tötung eines Tieres zurückschreckt. Ich meine die Furcht, daß der Geist des getöteten Tieres sich rächen werde. Bei Völkern auf niedriger Kulturstufe ist bekanntlich die Sitte außerordentlich weit ver-

---

Wie wenig Vertrauen ihnen aber dabei geschenkt wurde, geht daraus hervor, daß sie aus Benares beglaubigte Zeugnisse über die Ausführung ihres Auftrages mitbringen mußten. Ein Teil der Knochenreste fand jedoch eine andere Verwendung, indem er nämlich pulverisiert und in gekochten Reis gemischt von zwölf Brahmanen gegessen wurde, die sich dazu bestimmen ließen, weil jedem von ihnen ein neuerbautes Haus zur Belohnung geschenkt wurde. Diese Handlung hatte den Zweck, die Sünden des Verstorbenen auf die Personen zu übertragen, die von seiner Asche genossen — eine Vorstellung, in der wir ein Überlebsel aus den Zeiten der Wildheit zu sehen haben.

breitet, den Geist eines erjagten und getöteten Tieres um Entschuldigung zu bitten und auf allerlei Art zu versöhnen, damit er an dem Mörder keine Rache nehme. Diese animistische Furcht mußte in Indien durch die Ausbildung der Lehre von der Seelenwanderung wirksam unterstützt werden. Hatte man in diesem Vorstellungskreis allen Grund, die Rache eines getöteten Tieres zu fürchten, so brauchte man vor dem Geist einer verbrannten Witwe nicht in Angst zu sein; denn die Witwe hatte man ja zu der größten himmlischen Seligkeit befördert und sich damit zu Dank verpflichtet. Meines Wissens ist dieser Versuch einer Lösung des psychologischen Problems von anderer Seite noch nicht gemacht worden.

Da im indischen Volksleben von Alters her Monogamie die Regel gewesen ist, so ist mit den meisten Männern nur eine Frau verbrannt worden. Im Altertum scheint diese Beschränkung nach den oben angeführten Quellen Gesetz gewesen zu sein; aber im Laufe der Zeit wurde sie nicht mehr aufrecht erhalten, und besonders nicht bei den Radschas, deren Witwen ja auch, wie schon gesagt, seit den Zeiten des späteren Mittelalters die den anderen Witwen gelassene Wahl nicht hatten, sondern unweigerlich dem Flammentode verfallen waren[1]). Mit den Radschas hat man oft nicht nur mehrere Frauen, sondern auch zahlreiche Konkubinen verbrannt. In Orissa wurden, wie Ward (II, 561) berichtet, wenn nach dem Tode eines Radscha dessen erste Gemahlin den Scheiterhaufen bestiegen hatte, die Konkubinen ergriffen und durch Schlagen, Fesseln und andere gewaltsame Mittel in das Flammenmeer befördert. Eine ähnliche, wenn auch freiwillige Massenverbrennung von Frauen folgte manchmal in Bengalen auf den Tod eines kulina-Brahmanen, d. h. eines Brahmanen von besonders vornehmer Abkunft. Das Wort kulina — oder, wie man jetzt sagt, kulin — hat einen recht üblen Beigeschmack; denn es haftet an ihm die Vorstellung der größten Schande, die das Brahmanentum in der neueren Zeit auf sich geladen hat. Die kulin-Brahmanen Bengalens nämlich betreiben das Heiraten gewerbsmäßig. Sie gehen die Ehe mit vierzig, fünfzig oder mehr Mädchen ein, namentlich mit Mädchen aus niederen Kasten, und lassen sich dafür anständig bezahlen. Ihre Leistung besteht darin, daß sie den Mädchen durch die Heirat den Rang einer vornehmen Frau verleihen und sie von Zeit zu Zeit in ihrem Elternhause, in dem sie wohnen bleiben, besuchen oder auch nicht besuchen. Für den Unterhalt seiner Frauen und deren etwaiger Kinder sorgt der kulin-Brahmane nicht. Bose (S. 230) hat ein lebendiges Bild von diesem Abschaum seiner Landsleute entworfen. Der kulin-Brahmane

---

[1]) Eine bemerkenswerte, ganz vereinzelte Ausnahme berichtet Dubois (S. 361) von der Witwe eines Fürsten von Cangoondy in Karnatak. Obwohl man keine Bemühungen sparte, es weder an Bitten noch an Drohungen fehlen ließ, war die Fürstin nicht zu bestimmen, sich dem altheiligen Brauche entsprechend zu opfern. Von Tag zu Tage wurden die Bestattungszeremonien verschoben, in der Hoffnung, daß die Witwe anderen Sinnes werden würde; aber vergeblich: sie blieb allen Vorstellungen gegenüber taub. Ein solcher Fall konnte sich auch wohl nur in Südindien ereignen, wo die Sitte nie eine annähernd so große Verbreitung gewonnen hat wie im Norden des Landes. Weitaus die meisten Witwen sind in den Gegenden am Ganges verbrannt worden.

ist der Typus eines unwissenden, verweichlichten Schlemmers, eines ehrlosen und geldgierigen Nichtstuers. Er kümmert sich weder um die Lebensweise seiner Frauen, die ungestraft sich dem Laster ergeben dürfen, noch um die Erziehung seiner zahlreichen Kinder. Er mag ein Verzeichnis seiner Frauen anlegen, auf seine Nachkommenschaft aber wird es nicht ausgedehnt. So weiß der kulin-Brahmane nicht, wie viele Söhne oder Töchter er hat; er erkennt sie nicht auf der Straße, weil er sie nur selten oder nie gesehen hat. Wenn er eins seiner Weiber in seinem eigenen Hause hält, so tut er das, um die Dienste einer Magd nicht zu entbehren. Braucht er Geld, so wendet er sich an denjenigen seiner Schwiegerväter, den er gerade glaubt schröpfen zu können. Wenn nun zu der Zeit als die Witwenverbrennung noch gestattet war, ein solcher Lump aus dem Leben schied, so pflegte ihm eine Anzahl seiner Frauen in das Jenseits zu folgen — man kann nur annehmen: um sich vor dem jammervollen Los der indischen Witwe im Diesseits zu retten, von dem ich in meinen „Indischen Reiseskizzen" (Berlin 1889, S. 120 ff.) gehandelt habe. Im Jahre 1799 starb in Bagnapura bei Nadiyâ in Bengalen ein kulin-Brahmane, namens Anantârâma, der mehr als hundert Frauen hatte. Zunächst wurden nur drei Frauen mit ihm zusammen verbrannt; aber man mußte das Feuer drei volle Tage in Brand erhalten, denn am zweiten und dritten Tage kamen nicht weniger als neunzehn weitere Frauen, um sich in die Flammen zu stürzen. Von diesen zweiundzwanzig Witwen, deren Lebensalter von sechzehn bis vierzig Jahren schwankte, hatten nur die drei ersten mit dem verstorbenen Brahmanen zusammengelebt, die anderen hatten ihren „Gatten" nur selten gesehen. Aus einer Familie hatte er vier Schwestern geheiratet, von denen zwei sich mit ihm verbrennen ließen (Ward, II S. 555).

Nur der Vollständigkeit halber will ich hier mitteilen, daß sich auch die zweite Art der Witwentötung, nämlich das Lebendigbegraben, in Indien aus den Zeiten der Wildheit bis in das 19. Jahrhundert hinein erhalten hat, wenn auch in sehr viel geringerem Umfang als die Witwenverbrennung. Dieser Gebrauch, der durch die Sitte, die Toten zu begraben, bedingt war, wurde nämlich von den sogenannten Yogîs geübt, einer Unterabteilung der Weberkaste[1]), die nicht mit den gleichnamigen Anhängern des Yoga-Systems zu verwechseln ist. Wenn die Yogî-Witwen mit ihren verstorbenen Männern zusammen begraben wurden, so vollzog sich nach Ward der gräßliche Akt auf folgende Weise. In die Grube, die womöglich am Gangesufer gegraben wurde, breitete man zuerst ein ungebrauchtes Tuch und legte den toten Körper darauf. Dann stieg die Witwe, die sich vorher gebadet, neue Kleider angezogen und die Füße hatte färben lassen, nach Vollziehung einiger Zeremonien hinein, setzte sich nieder und legte das Haupt des Toten auf ihren Schoß. Eine brennende Lampe wurde neben sie gestellt. Der leitende Priester, der in diesem Falle kein Brahmane war, saß am Rande des Grabes und nahm gewisse rituelle Handlungen vor, während die Freunde des Verstorbenen mehrere Male

---

[1]) Vgl. Ward, II, 561, 562, und J. Shakespear, „Dictionary Hindûstânî and English", 4th edition, unter dem Worte jogî 2).

um das offene Grab herumgingen und dazu sprachen: „Hari bol, Hari bol“, d. h. „rufe Hari (= Vischnu) an!“ Darauf warfen die Freunde Kleidungsstücke, Süßigkeiten, Sandelholz, Silbermünzen, Milch, Quark, zerlassene Butter und dergleichen in das Grab, — also die seit Urzeiten her üblichen Beigaben zur Befriedigung der Bedürfnisse des Toten. Auch hier war es der Sohn des Verstorbenen, dem es oblag, die entscheidende Handlung vorzunehmen oder einzuleiten, und zwar in diesem Falle dadurch, daß er nach den Gaben der Freunde ein neues Gewand nebst Blumen, Sandelholz u. s. w. in die Grube warf. Darauf wurde die Erde mit großer Sorgfalt hineingeschüttet, in der Weise, daß sie die Witwe nicht berührte. Sobald die Anhäufung aber ihre Schulterhöhe erreicht hatte, wurden mit einem Mal so schnell wie möglich die Erdmassen hineingestürzt und ein Hügel über dem Grabe gebildet, den man mit den Füßen festtrat, so daß der Tod der unglücklichen Witwe rasch erfolgen mußte. Darauf stellten die Anwesenden eine Lampe, Sandelholz, Reis, geronnene Milch u. s. w. auf das Grab und verließen es, nachdem sie dreimal um dasselbe herumgegangen waren.

Bei Thevenot (III, 169) und Sonnerat (I, 82) finde ich eine Abweichung von der Wardschen Darstellung. Nach Sonnerat wird nämlich der in der Grube sitzenden Witwe im entscheidenden Augenblick in einer Schale etwas gereicht, „das ohne Zweifel Gift ist; endlich dreht man ihr vollends den Hals um, und zwar mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit.“ Weshalb unter solchen Umständen noch Gift angewendet worden sein soll, ist unverständlich; eher könnte man an einen betäubenden Trank denken. Thevenot berichtet nur, daß die Brahmanen die Frauen strangulierten, sobald ihnen die Erde bis an den Hals kam. Es ist das gewiß ein lokaler Gebrauch gewesen, wie sich ja auch bei der Witwen*verbrennung* lokale Abweichungen von der herkömmlichen Praxis genug herausgebildet hatten. Wenn aber Tavernier (III, 166) berichtet, daß auf der Koromandelküste sich die Frau *gewöhnlich* mit ihrem Manne zusammen lebendig *begraben* ließ, so ist das gewiß ein Irrtum, eine Generalisierung des Brauchs, der bei den Yogîs geherrscht hat.

Doch ich will auf die Witwen*verbrennung* zurückkommen. Colebrooke sagt in seinem schon oben zitierten Aufsatz, der zuerst in den „Asiatic Researches“ vom Jahre 1795 veröffentlicht wurde, daß Beispiele der Witwenverbrennung zu jener Zeit nur noch selten gewesen seien, und appelliert an die Erinnerung aller, die damals in Indien gelebt haben. Mir will es scheinen, als ob diese Ansicht des hohen britischen Beamten etwas optimistisch gefärbt war; und in Kalkutta selbst, wo Colebrooke lebte, sind gewiß Fälle von Witwenverbrennung damals nicht mehr häufig vorgekommen. Wenn wir aber die Statistik bei Ward (II, 563) vergleichen, nach der im Jahre 1803 innerhalb dreißig (englischer) Meilen von Kalkutta nicht weniger als 438 und im folgenden Jahre in demselben Umkreis zwischen 200 und 300 Witwen lebendig verbrannt worden sind, wenn wir ferner bei Dubois (S. 360 Anm.) lesen, daß im Jahre 1817 in der Präsidentschaft Bengalen 706 Witwenverbrennungen konstatiert worden sind, so gewinnen wir doch eine andere Anschauung. Man sträubt sich, auf Grund dieser Mitteilungen die Zahl der Opfer abzuschätzen,

die noch im Anfange des 19. Jahrhunderts in dem ganzen großen Indien von der furchtbarsten aller Sitten gefordert wurden.

Schon den mohammedanischen Beherrschern des Landes war die Witwenverbrennung ein Greuel, und der Kaiser Dschahângîr (1605—27) hatte sie, wenn auch ohne nachhaltigen Erfolg, verboten. Aber in der Folgezeit ist sie doch dadurch etwas erschwert worden, daß die Erlaubnis für jeden einzelnen Fall von dem mohammedanischen Befehlshaber des betreffenden Ortes eingeholt werden mußte. Unter der englischen Herrschaft ist dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als wunderbarerweise (von 1810 bis in die zwanziger Jahre hinein) eine beständige Zunahme der Witwenverbrennungen beobachtet wurde[1]), den Verwaltungsbeamten die Pflicht auferlegt worden, durch alle Mittel der Ermahnung und Überredung die unglücklichen Witwen von dem verhängnisvollen Schritt abzuhalten und ihn nur dann zu gestatten, wenn sie die Überzeugung von der völligen Freiwilligkeit des Entschlusses der Witwe gewonnen hatten. Aber auch dann wurde noch ein letzter Versuch gemacht, sie vor dem Betreten des Scheiterhaufens durch die Abmahnungen eines Polizeibeamten zur Umkehr zu bewegen, wie wir schon oben aus dem Bericht Boses erfahren haben.

Man wird bei uns geneigt sein, diese ersten Versuche der englischen Regierung zur Einschränkung des Übels für ganz ungenügend zu halten. Aber die Engländer befanden sich in einer mißlichen Lage, denn sie waren bei der Begründung ihrer Herrschaft in Indien die Verpflichtung eingegangen, Religion und Gebräuche ihrer neuen Untertanen unangetastet zu lassen; und dadurch waren ihnen auch mit Rücksicht auf die Sitte der Witwenverbrennung die Hände gebunden. Große Vorsicht bei Behandlung dieser Angelegenheit war also jedenfalls geboten. Da kam der englischen Regierung zu statten[2]), daß die Sache von einem Eingeborenen in die Hand genommen wurde. Der berühmteste Bengale, Râm Mohan Roy, der Begründer der unter dem Namen Brahmasamâdsch bekannten philanthropischen Sekte, veröffentlichte eine Broschüre, in der er die Witwenverbrennung als einen barbarischen Gebrauch hinstellte und ihre Abschaffung empfahl. Zwar fand Râm Mohan Roy zunächst sehr geringen Anklang bei seinen Landsleuten, fast alle einflußreichen Hindus bekämpften ihn leidenschaftlich unter den ärgsten Beschimpfungen und Drohungen; aber er ließ sich nicht einschüchtern und wirkte mit Geduld und Ausdauer für seine gute Sache weiter, bis er in dem Generalgouverneur Lord William Bentinck einen gleichgestimmten Mann fand, der nicht nur helfen wollte, sondern auch helfen konnte. In staatsmännischer Weisheit verhandelte Lord William Bentinck nicht nur lange mit Râm Mohan Roy, sondern auch mit der mächtigen Gegenpartei, zog Gutachten von Gelehrten ein über die Frage, wie der Brauch in den heiligen Schriften der Hindus begründet sei, und ließ so der öffentlichen Meinung Zeit, sich mit dem Gedanken der Abschaffung der Witwenverbrennung vertraut zu machen. Selbst Râm

---

[1]) Vgl. Dubois, S. 360, Anm. — R. Heber, „Narrative" I, p. 71.

[2]) Vgl. zu dem folgenden S. C. Bose, „The Hindoos as they are", p. 277 ff.

Mohan Roy hielt nur für zulässig, daß der Brauch in aller Stille durch Vergrößerung der Schwierigkeiten und durch indirekte Tätigkeit der Polizeigewalt unterdrückt werde; ein direktes Verbot mußte nach seiner Meinung ein tiefes Mißtrauen der eingeborenen Bevölkerung gegen die späteren Absichten der englischen Regierung erzeugen und die Befürchtung hervorrufen, daß damit vielleicht der erste Schritt zu gewaltsamer Einführung des Christentums gemacht werde. Aber Lord William Bentinck, dieser warmherzige und großdenkende Mann, erkannte, daß mit halben Maßregeln das Übel nicht zu heilen wäre. Nachdem er den entscheidenden Schritt genügend vorbereitet hatte, setzte er am 4. Dezember 1829 in dem gesetzgebenden Rat das Verbot der Witwenverbrennung für alle unter englischer Herrschaft stehenden Länder Indiens durch. Die Befürchtungen, die man im Hinblick auf ein solches Verbot vielfach gehegt hatte, gingen nicht in Erfüllung; die Ruhe des Landes wurde nicht gestört. In den vereinzelten Fällen, in denen Hindus das Verbot zu übertreten wagten, wurden die Beteiligten unter der Anklage des Mordes vor Gericht gestellt und abgeurteilt. Infolge dessen beschränkte sich das Vorkommen der Witwenverbrennung sehr bald auf die selbständigen Staaten Indiens. Da der größte Teil dieser damals noch unabhängigen Staaten dann allmählich britisches Territorium wurde, und da auch in den sogenannten selbständigen Staaten Indiens der englische Einfluß immer verstärkt wurde, so ist die Sitte der Witwenverbrennung schon seit längerer Zeit in Indien als ausgestorben zu betrachten. Es handelte sich um einen der letzten Fälle, als die Zeitungen im Jahre 1877 berichteten, daß sich drei Frauen mit der Leiche des Mahârâdscha Dschang Bahâdur in Nepal hatten verbrennen lassen.

Ein jeder, der über indische Verhältnisse ein Urteil hat, weiß, nach wie vielen Richtungen hin die englische Regierung dem Lande zum Segen gereicht hat. Hätte sie dort kein anderes Verdienst erworben als nur das eine, den furchtbaren Brauch der Witwenverbrennung abgestellt und damit Hunderttausenden von Witwen das Leben gerettet zu haben, so würde sie schon damit mehr zum Wohle des schwergeprüften Landes getan haben als irgend eine der früheren Regierungen.

Über die Bedeutung nationaler Seekabel.

Von

Dr. Richard Hennig.

Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Publikationen, welche sich mit der Frage der „deutschen Seekabel" befassen, und in immer weitere Kreise dringt die Erkenntnis von der eminenten Wichtigkeit solcher nationaler Überseekabel in Krieg und Frieden, dringt das Bewußtsein unserer fast absoluten Abhängigkeit von England im Weltkabelverkehr. Da nun aber nahezu alle Veröffentlichungen dieser Art in Form von räumlich sehr beschränkten Aufsätzen erfolgen und in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften zerstreut sind, so dürfte es nicht unangebracht sein, den Gegenstand wieder einmal in größerem Maßstabe zu behandeln, die sich rasch häufenden, einschlägigen Tatsachen und Vorschläge kritisch zu sichten, um so mehr, als die letzte eingehendere Untersuchung über unser Thema schon mehr als zwei Jahre zurückliegt [1]), und zwei Jahre viel zu bedeuten haben für eine Frage, die so häufig ihr Gesicht wechselt und so innig verquickt ist mit den beständig sich wandelnden politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der Völker [2]).

I.

Seit dem Beginn des Burenkrieges kann eine neue Epoche für die richtige Schätzung nationaler Seekabel gerechnet werden. Was bis dahin in Deutschland nur wenige Eingeweihte wahrgenommen hatten, die Tatsache der nahezu völlig schrankenlosen, unbedingten Herrschaft Englands über den Hauptkabelverkehr der ganzen Erde, zeigte sich plötzlich in erschreckender Deutlichkeit den

---

[1]) Dr. Thomas Lenschau, Deutsche Kabellinien. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1900.

[2]) Während diese Arbeit sich schon im Druck befindet, ist ein neues Werk von Dr. Th. Lenschau über den Gegenstand erschienen: „Das Weltkabelnetz" nebst einer „Karte des Weltkabelnetzes" (Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.), das wir der Aufmerksamkeit unserer Leser als ein höchst instruktives zu empfehlen nicht unterlassen wollen.

weitesten Kreisen des Volkes, als das durch seine ersten kriegerischen Mißerfolge und durch die Burensympathien des ganzen Kontinents mißtrauisch gewordene England am 18. November 1899 plötzlich die Zensur über alle via Aden nach Süd- und Ostafrika gehenden Telegramme verhängte. Fortan durften nur noch solche Telegramme in Aden passieren, welche der englischen Regierung genehm waren; kodierte Depeschen wurden für überhaupt unzulässig erklärt, und selbst ganz indifferente Telegramme, die in fern vom Kriegsschauplatz gelegene Länder, z. B. nach Deutsch-Ostafrika oder Mozambique, gerichtet waren, wurden infolge der Zensur oft tagelang in Aden zurückgehalten, ehe man sie an ihren Bestimmungsort weiter beförderte. Dauerte auch dieser Zustand nicht allzu lange an, und ging man auch im weiteren Verlaufe des Krieges bald wieder zu weniger rigorosen Maßnahmen gegen neutrale Nationen über, so hatte doch der kurze Zeitraum genügt, um den anderen Völkern Europas ihre absolute Ohnmacht im Weltkabelverkehr vor Augen zu führen und sie ahnen zu lassen, daß sie in ihren überseeischen Telegraphenverbindungen fast überall auf Gnade und Ungnade dem Machtspruche der britischen Regierung preisgegeben waren.

Jetzt erst erkannte man die dominierende Stellung Englands im Weltverkehr, sein erdrückendes Übergewicht jenseits der Ozeane. Still und geräuschlos hatte sich das britische Volk mit genialem Scharfblick durch das immer engere Umspannen des Erdballs mit britischen Kabeln im Laufe von knapp vierthalb Jahrzehnten eine Position unter den Völkern der Erde geschaffen, die wir heute ganz offen als fast unangreifbar bezeichnen können. Man hatte bis dahin meist geglaubt, es seien lediglich pekuniäre Interessen im Spiel gewesen, als eine englische Kabelgesellschaft nach der anderen entstand und ein dichtes Spinnennetz von Kabeln an allen wichtigeren Teilen der Erde geschaffen wurde; dankbar hatte man jedes neue englische Kabel als einen Fortschritt des Verkehrs, als eine willkommene Erleichterung der überseeischen Handelsbeziehungen begrüßt, und nun erkannte man, daß die englische Weltherrschaft sich mit diesen nationalen Kabeln eine Waffe geschmiedet hatte, der kein anderes Volk Europas gewachsen war. Was diese Waffe im Falle eines europäischen Krieges für England zu bedeuten hat, das haben wir glücklicherweise noch nicht zu erproben Gelegenheit gehabt und können es nur ahnen; daß sie aber auch im Frieden bereits dem englischen Handel wie der englischen Politik einen kaum einzuholenden Vorsprung einräumt, das erkennt unter anderem mit besonderer Deutlichkeit ein Passus in dem Gesetzentwurf zur Schaffung eigener, nationaler Kabel an, welcher im November 1900 der französischen Deputiertenkammer zuging; da heißt es in der Begründung resigniert:

„England verdankt seinen Einfluß in der Welt vielleicht mehr seinen Kabelverbindungen als seiner Marine. Es beherrscht die Nachrichten und macht sie seiner Politik und seinen Geschäften in wunderbarer Weise dienstbar. Von allen Punkten der Erde kommen die Depeschen in London an, und sie reden nur von dem englischen Handel, der englischen Industrie und der englischen Politik . . . Die Kabel haben kräftig dazu beigetragen, die Handelsgeschäfte Englands zu entwickeln, der Geschäftsmann in fremden Landen kennt nur den Kurs von London; Paris, Rouen, Roubaix, Lyon, Marseille, Antwerpen, Amsterdam, Hamburg sind ihm unbekannt."

Bedarf es noch des Hinweises, daß wir Bewohner des europäischen Kontinents auch alle sonstigen, wichtigen Ereignisse jenseits der Meere zunächst fast immer nur in englischer Beleuchtung erfahren und daß ebenso die Völker da draußen alle Vorgänge in der alten und neuen Welt zunächst nur so zu sehen bekommen, wie die Engländer sie ihnen zeigen? Frankreich kann davon erzählen, wie 1885 gelegentlich der Expedition in Tonkin und 1893 zur Zeit des Konfliktes in Siam seine wichtigsten und dringendsten Regierungsdepeschen in London schon publiziert waren, bevor sie auch nur ihren Bestimmungsort erreicht hatten; es kann erzählen, wie nach dem plötzlichen Tode des letzten Kaisers von Marokko, Mulei Hassan, (6. Juni 1894), die Nachricht von diesem Ereignis einen ganzen Tag lang in den englischen Telegraphenämtern liegen blieb, so daß die englische Regierung ihre Maßnahmen treffen konnte, bevor irgend eine andere Macht, vor allem das zumeist interessierte Frankreich, etwas von dem Geschehenen erfuhr! Was für Perspektiven eröffnen sich da den europäischen Kontinentalstaaten erst im Falle eines ernsteren Konfliktes mit England!

Mit verhältnismäßig minimalen Mühen und Kosten hat sich die englische Regierung diese ihre weltbeherrschende Stellung im Kabelverkehr gesichert. Wie schon gesagt, sind die englischen Kabellinien, von einem geringen Bruchteil abgesehen, fast durchweg in privaten Händen und nicht in staatlichem Besitz. Aber durch weitherzige Konzessionen und genial erdachte Kontrakte hat sich die englische Regierung aus diesen Privatunternehmungen Vorteile gesichert, welche in allen wichtigen Fällen einem vollen Verfügungsrecht gleichkommen, ohne daß dadurch die pekuniären Interessen der Kabelgesellschaften nennenswert beeinträchtigt würden. Die Mühen und Kosten der Verlegung und des Betriebes haben private Unternehmer gehabt — sie genießen dafür die fast überall recht lohnenden Einkünfte aus dem Telegraphenbetrieb und erfreuen sich in den wenigen Fällen, wo es not tut, hinreichender Geldzuschüsse seitens der britischen Regierung. Diese hingegen erhält dafür in jedem Einzelfall auf Verlangen das Recht, daß ihre Depeschen mit Vorrang vor allen anderen befördert werden, sie hat ferner durchweg nur die Hälfte der sonst üblichen Telegrammgebühren zu zahlen, und im Kriegsfalle hat sie auf Verlangen gar das Recht, die Kabel durch ihre eigenen Angestellten bedienen zu lassen, nach Gutdünken auf unbestimmte Zeit lediglich für ihre eigenen Depeschen zu benutzen und für jeden anderen Verkehr zu sperren — sie hat von diesem Recht im Januar 1896, nach der Krügersdorper Schlacht, eine volle Woche lang für alle nach Südafrika führenden Kabel Gebrauch gemacht.

Zu diesen Abmachungen, bei denen Privatunternehmer und Regierung gleich gut fahren, gesellen sich in neuerer Zeit noch andere, welche das englische Kabelprivileg für die britische Regierung noch wertvoller und für andere Völker noch fühlbarer machen. Seit einer längeren Reihe von Jahren darf nämlich die Anlage von Kabelzwischenstationen, welche für jede längere Kabelstrecke erforderlich sind, um die Depeschen von der vorhergehenden Station zu empfangen und an die nächstfolgende weiter zu geben, ausschließlich nur noch auf englischem Gebiete stattfinden, damit keine andere Macht die

Möglichkeit besitzt, den englischen Depeschenverkehr irgendwie zu kontrollieren, zu stören oder gar zu hindern. Diese Vorsichtsmaßregel ist auch bei der eben vollendeten Auslegung des großen transpacifischen Kabels, von dem weiter unten noch die Rede sein wird, beobachtet worden. Ebenso ließ man z. B. auch ein 11 093 km langes, neues, englisches Kabel, das den Indischen Ozean in seiner ganzen Ausdehnung durchquert, nur britischen Besitz berühren, indem man es von Durban in Natal über Mauritius zu den Kokos- (Keelings-)Inseln führte, von wo ein Zweig nach dem südlichen Australien (Perth und Adelaide) läuft, während ein anderer, der bisher noch nicht zur Verlegung gelangt ist, Point de Galle auf Ceylon und somit Indien erreichen wird. Auch die Beamten, welche von den Kabelgesellschaften zur Bedienung der Kabel und zur Beförderung der Depeschen angestellt werden, müssen seit längerer Zeit ausschließlich Engländer sein. Für Erfüllung all dieser Bedingungen, welche im Ernstfall einem unumschränkten Verfügungsrecht über die Kabel in ihrer ganzen Ausdehnung gleichkommen, zahlt die britische Regierung an die verschiedenen Kabelgesellschaften alljährlich eine Subvention von insgesamt circa 250 000 Pfund Sterling, eine Summe, welche im Verhältnis zu dem unschätzbaren Vorteil und Wert der genannten Bedingungen geradezu verschwindend klein genannt werden darf.

Man muß mit Bewunderung jetzt anerkennen, daß die Kabelpolitik Englands der großartigste Erfolg ist, den englischer Unternehmungsgeist und englische Intelligenz je errungen haben. Man könnte nun meinen, was wir Deutschen und die anderen Völker Europas bisher verabsäumt haben, die Schaffung eines großen Netzes von nationalen Kabeln, müßten wir doch in wenigen Jahrzehnten nachholen können, und man wird vielleicht hier und da sogar glauben, daß die in den letzten Jahren bereits verlegten, großen deutschen Seekabel die ersten Schritte darstellen, um den Vorsprung Englands einzuholen. Wie trügerisch aber eine derartige Hoffnung ist, für Deutschland sowohl wie auch für Frankreich und alle anderen europäischen Staaten, das wird aus den weiteren Ausführungen mit nur allzu großer Deutlichkeit hervorgehen.

II.

Die einzige Großmacht, welche in ihren überseeischen Kabelverbindungen einigermaßen von England unabhängig ist und hoffen darf, seiner Vorherrschaft in absehbarer Zeit die Spitze bieten zu können, sind die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Kabel freilich ohne Ausnahme privaten Unternehmern gehören. Kürzere Kabel, welche im Besitz von amerikanischen Gesellschaften sind, erstrecken sich in großer Anzahl um fast ganz Amerika herum. Im Kabelverkehr mit allen amerikanischen Ländern sind die Vereinigten Staaten daher völlig selbständig. Auch der Verkehr mit der alten Welt kann unabhängig bleiben, selbst wenn die Vereinigten Staaten in Krieg mit England geraten. Zwar die transatlantischen Kabel, so weit sie den Vereinigten Staaten (bezw. den betreffenden Gesellschaften) gehören, enden ausnahmslos in England oder berühren doch, wie das Kabel New York-Havre, in Valentia (Irland) britischen Boden, so daß ihre Benutzung der englischen

Kontrolle unterliegen kann; aber neben den amerikanischen und englischen Kabeln durchqueren den Atlantischen Ozean noch zwei französische and ein deutsches, bald sogar zwei deutsche Kabel, welche nirgends britischen Besitz anlaufen und somit der englischen Kontrolle entzogen sind. In Kriegszeiten freilich würde die Existenz der bisher verlegten unabhängigen Kabel den Vereinigten Staaten voraussichtlich nicht viel nützen, da England die Lage jener Kabel genau kennt und daher weiß, wo es sie finden kann, um sie, wenn es seine Politik erfordert, zu zerstören. Aber die Union kann diesen Eventualitäten mit Ruhe entgegensehen, denn wenn auch gegenwärtig für sie eine telegraphische Verbindung mit Europa nur auf dem direkten Wege über New York zu erzielen ist, so wird sie doch in absehbarer Zeit auch noch auf eine andere, freilich etwas umständlichere Weise mit Europa in telegraphischen Konnex treten können. Es ist nämlich beschlossene Sache, den Stillen Ozean mit einem national-amerikanischen Kabel zu durchqueren, das, nach englischem Muster, ausschließlich amerikanischen Boden berühren soll. Schon 1894 entstand die Idee zu diesem Plan auf der Konferenz zu Ottawa, aber erst seitdem die Vereinigten Staaten unter die Kolonialmächte gegangen sind und den Spaniern die Philippinen abgenommen haben, machte sich das Bedürfnis nach einer unabhängigen Kabelverbindung mit diesem neuerworbenen Gebiete, das bisher nur auf dem großen Umwege New York-London-Hongkong-Manila telegraphisch zu erreichen ist, allenthalben aufs dringendste fühlbar. Präsident Mac Kinley bezeichnete noch am 5. September 1901, am Tage, bevor er der Pistole des Anarchisten Czolgosz zum Opfer fiel, auf der panamerikanischen Ausstellung in Buffalo in seiner gewaltigen Rede über die künftigen Aufgaben der Union die Verlegung des amerikanischen pacifischen Kabels als eine unaufschiebbare nationale Ehrensache. Inzwischen sind auch die Vorarbeiten zu dem großen Werke schon beendet worden, und das geplante Kabel San Franzisko-Manila wird voraussichtlich bis zum 1. Juni 1903 fertig verlegt sein.

Die Engländer sind aber den Amerikanern mit der Kabeldurchquerung des Stillen Ozeans seither wieder zuvorgekommen und haben bereits im Sommer 1902 mit einem Kostenaufwand von rund 2 Millionen Pfund Sterling ein 14516 km langes, national-englisches Kabel von Vancouvers-Island (Kanada) über Fanning-Island und die englische Fidschiinsel Suwa nach der englischen Norfolkinsel (südöstlich von Neucaledonien) verlegt, von wo eine Gabelung einerseits die Verbindung mit Southport in Queensland, andererseits mit der Doubtleß-Bai in Neuseeland herbeiführt. Am 31. Oktober 1902 ist das große Werk zum glücklichen Ende geführt worden; seit diesem Tage ist somit der ganze Erdball von Telegraphenlinien umgürtet, so daß man jetzt von London bis London rund um die Erde telegraphieren kann — und zwar ausschließlich auf englischen Linien. — Der Wert des geplanten amerikanischen transpacifischen Kabels ist jedoch dadurch nicht beeinträchtigt worden, gerade weil der streng nationale Zug dieses Unternehmens gewahrt bleibt.

Somit wird denn der bisher in Bezug auf Kabelverbindungen jungfräuliche Boden des größten Meeres der Erde in kurzem gleich zwei Telegraphenlinien zwischen den begrenzenden Kontinenten aufzuweisen haben, und der schon

vor mehr als dreißig Jahren geäußerte Plan des **Cyrus W. Field**, im Stillen Ozean ein Seitenstück zu schaffen zu dem durch seine Bemühungen entstandenen ersten transatlantischen Kabel, wird alsdann gleich eine doppelte Verwirklichung finden.

Das Pacific-Kabel der nordamerikanischen Union wird in vier Sektionen verlegt werden. Bei derartig langen Strecken ist nämlich eine Teilung des Kabels und die Anlegung von Zwischenstationen eine unbedingte Notwendigkeit, weil bei allzu langen Kabeln die Größe der Ladungskapazität eine zu beträchtliche wird, worunter die Schnelligkeit und Deutlichkeit der telegraphischen Zeichengebung erheblich leiden würden, unter Umständen bis zur Unverständlichkeit. Von San Franzisko hat man daher das Kabel bereits bis nach Honolulu (2089 Seemeilen) geführt, von wo es später über die amerikanischen Besitzungen Wake-Island (2040 Seemeilen) und Guam (1290 Seemeilen) nach der Dingalabai auf Luzon (1520 Seemeilen) verlaufen wird. Das Kabel wird — dem Vorgehen der Engländer entsprechend — in den Vereinigten Staaten angefertigt, von eigens hierzu erbauten Schiffen der Union verlegt, von Amerikanern bedient werden; sein Betrieb ist also der englischen Machtsphäre vollkommen entzogen, und seine Lage bleibt der britischen Regierung absolut unbekannt und unzugänglich, um so mehr, als die Tiefen des Stillen Ozeans ganz besonders große sind[1]). Eine durchaus unabhängige Kabelverbindung mit dem Kolonialbesitz der Philippinen ist also den Vereinigten Staaten damit gewährleistet. Die Fortführung des Kabels durch Luftleitung nach Manila und von dort bis an den asiatischen Kontinent ist dann eine Kleinigkeit und würde unter gewöhnlichen Umständen schon durch die bereits bestehende, englische Kabelverbindung Hongkong-Manila in befriedigender Weise erzielt sein. Da aber die Union Wert darauf legt, daß sie auch mit dem asiatischen Kontinent und in weiterer Folge mit Europa auf diesem Wege eine von englischer Kontrolle völlig freie telegraphische Verbindung erhält, so hat sie gleichzeitig die Verlegung eines weiteren amerikanischen Kabels auf der relativ kurzen Strecke (630 Seemeilen) zwischen Manila und der Formosa gegenüber gelegenen chinesischen Hafenstadt Amoy geplant. Bis Amoy herab erstrecken sich nämlich die der russischen Sphäre angehörenden Kabel der Großen Nordischen Telegraphengesellschaft („Store Nordiske Telegraf Selskab"), welche Wladiwostok mit den wichtigsten Orten Chinas und Japans verbinden. Durch diese vorwiegend unter russischem und dänischem Einfluß stehenden Kabel eröffnet sich den Vereinigten Staaten die Möglichkeit, im Notfall auch auf anderem Wege als durch den Atlantischen Ozean eine von britischer Kontrolle freie telegraphische Verbindung mit Europa aufrecht zu erhalten, nämlich auf

---

[1]) Es ist vorgeschrieben, das Kabel möglichst nicht in größeren Tiefen als 18 000 Fuß, jedenfalls aber nicht in größeren als 20 000 Fuß zu verlegen. — Es sei bemerkt, daß man bei den Auslotungen des amerikanischen Kabelweges zwischen Midway-Island und Guam die größte bisher bekannte Meerestiefe aufgefunden hat, die 31 614 Fuß (9636 m) betragende „Nero-Tiefe", die vom Kabel natürlich umgangen werden wird. — Zur Auslotung des Weges für das britische Kabel hat man nicht weniger als 699 Messungen der Meerestiefe vornehmen müssen, für das amerikanische allein auf der schwierigen Strecke Honolulu-Guam 853 Lotungen.

dem Umweg San Franzisko-Manila-Amoy-Wladiwostok-Europa, denn von Wladiwostok aus geht die große transsibirische Landlinie der Nordischen Telegraphengesellschaft, welche den Verkehr Ostasiens mit Europa unter Umgehung der englischen Seekabel und chinesischen Landlinien zu vermitteln vermag.

Nach Verlegung ihres transpacifischen Kabels, das einen Kostenaufwand von etwa 34 Millionen Mark erfordern wird, werden also die Vereinigten Staaten sich von dem englischen Kabelmonopol völlig befreit haben, das sich für sie schon jetzt erheblich weniger schmerzlich fühlbar macht als für die Kulturvölker des alten Kontinents. Unter diesen kommen Frankreich und Deutschland hier weitaus in erster Linie in Betracht.

III.

Frankreich ist nächst England und den Vereinigten Staaten dasjenige Land, das die meisten Seekabel besitzt.

So ist es zunächst mit seinen algerischen Besitzungen (mit Oran, Algier und Bizerta), sowie mit Korsika durch eine Reihe eigener kürzerer Kabel verbunden, ebenso mit seinen Kolonien in Mittel- und Südamerika (via New York-Haiti), sowie mit seinen bei Neufundland gelegenen Inseln St. Pierre und Miquelon. Ferner besaß es schon vor dem Burenkrieg eigene Kabel von Mozambique nach Majunga (auf Madagaskar), von St. Louis (Frz.-Sudan) nach Teneriffa, in Annam zwischen den Städten Haiphong-Hué-Saigon und endlich von Ouaco in Neu-Caledonien nach Bunderberg bei Brisbane in Queensland.

Die ganzen letztgenannten Kabel haben natürlich bisher nur in Verbindung mit den jeweiligen, großen englischen Kabeln, welche ihren Anschluß ans Mutterland vermitteln, irgend welche Bedeutung. Für Telegramme, die mit den Interessen der britischen Regierung kollidieren oder dessen verdächtig erscheinen, kommen sie daher nicht in Betracht. Aber auch die sämtlichen anderen genannten Kabel, welche vom französischen Mutterlande direkt ausgehen und dem britischen Einfluß völlig entrückt scheinen könnten, würden im Fall eines Kriegs mit England nur so lange funktionieren, wie es der englischen Regierung gefällt. Denn da Frankreich bisher, ebenso wie Deutschland, keine eigenen Kabeldampfer besitzt, welche so große Kabel aufnehmen und verlegen könnten, sind die sämtlichen französischen Kabel, im Atlantischen Ozean wie im Mittelmeer, seinerzeit von englischen Kabeldampfern verlegt, zum Teil auch von englischen Kabelfirmen, nicht von französischen, fabriziert worden. Das mag im ersten Augenblick bedeutungslos erscheinen; man muß aber bedenken, daß derjenige, der ein Kabel verlegt, auch die genauesten Aufzeichnungen über seine Lage besitzen wird: somit ist es wahrscheinlich, daß man in England über die Lage der französischen Kabel genauer orientiert ist als in Frankreich selbst. Unter solchen Umständen aber würde es für die englischen Kriegsschiffe keine allzu schwere Aufgabe sein, die französischen Kabel auf dem Meeresgrunde aufzufischen, zu heben und zu zerschneiden. Nach dem internationalen Pariser Vertrage vom 14. März 1884 sind nämlich im Kriege die Kabel nicht neutral, die Zerstörung der dem Feinde nützlichen Kabel ist ausdrücklich gestattet, und die Vereinigten Staaten haben auch 1898 im spanischen

Kriege für die nach Kuba führenden Kabel von dieser Erlaubnis teilweisen Gebrauch gemacht. Frankreich wäre somit, wenn es die englische Regierung will, trotz seiner ziemlich zahlreichen Seekabel bald nach dem Ausbruch eines Krieges mit England aller seiner telegraphischen Verbindungen nach überseeischen Ländern beraubt, ohne irgendwie im stande zu sein, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, da die Lage der englischen Kabel ihm ein Geheimnis ist — und selbst wenn es ihm gelingen sollte, hier oder da ein englisches Kabel zu finden und zu zerstören, so würde es mit großer Mühe nichts erreichen, denn der englischen Kabel sind zu viele, und jede etwa unterbrochene Verbindung kann von England auf anderem Wege sofort wieder angeknüpft werden.

Als man sich in Frankreich durch die während des Burenkrieges gemachten Erfahrungen dieser großen Gefahr in weiteren Kreisen bewußt wurde, sann man sofort auf energische Abhilfe. Mit echt französischem Ungestüm schlug man nun aber sogleich ins andere Extrem über und wollte sämtliche wichtigen, französischen Kolonien durch eigene, national-französische Kabel mit dem Mutterlande verbinden, ohne Rücksicht darauf, ob für derartige Linien auch im Frieden ein Bedürfnis vorliege und ob man mit einer Rentierung so großer Anlagen rechnen könnte. Man wollte mit einem Kostenaufwand von insgesamt rund 130 Millionen Frank zunächst eine unabhängige Verbindung mit St. Louis im französischen Sudan, weiter von dort nach Libreville im französischen Kongogebiet herstellen, um alsdann von dort in weitem Bogen ein Kabel ums Kap der guten Hoffnung herum bis zum Fort Dauphin auf Madagaskar zu führen, das in Tamatave eine Fortsetzung über die Insel La Réunion bis an die indochinesische Küste finden sollte! Der von der französischen Deputiertenkammer gegen Ende 1900 schließlich angenommene Gesetzentwurf begnügte sich mit weniger großartigen Plänen und beantragte nur die Herstellung folgender Seekabellinien:

1. Oran-Tanger-Teneriffa-St. Louis,
2. zwischen dem Golf von Benin und Frz.-Kongo,
3. Tamatave-La Réunion,
4. zwischen Hué und einem zunächst noch unbestimmt gelassenen Punkte Chinas.

Mit dem ersten Kabel, von dem die Strecke Oran-Tanger inzwischen verlegt worden ist, würde der französische Depeschenverkehr mit dem Sudan von den spanischen Kabeln unabhängig werden; das zweite und dritte Kabel könnte jedoch von Frankreich aus zunächst wieder nur über englische Linien benutzt werden und hätte daher vorerst noch keine politisch-militärische Bedeutung haben können; das vierte Kabel endlich sollte den Anschluß an die oben erwähnten Kabel der Nordischen Telegraphengesellschaft herstellen und ist gleichfalls seither verlegt worden. Da als Landungspunkt dieses Kabels das im englischen Besitz befindliche Hongkong, das am bequemsten zu erreichen war, natürlich nicht in Betracht kommen durfte, weil man ja gerade von England loskommen wollte, so schaffte man dem Mutterlande mit der Fortführung des Kabels bis nach Amoy, dem Ausgangspunkt der Kabel der „Großen Nordischen Telegraphengesellschaft", eine zwar nicht national-französische, aber doch

von England unabhängige telegraphische Verbindung mit Indo-China (Paris-Wladiwostok-Amoy-Hué).

Nachdem der Gesetzentwurf angenommen war, folgte auf die große Erregung des impulsiven französischen Nationalcharakters die übliche Ernüchterung. Die kleinen Kabelstrecken Tanger-Oran und Hué-Amoy sind zwar, wie gesagt, verlegt worden, aber lange Zeit schien es so, als ob von den ganzen großen Plänen des national-französischen, von England unabhängigen Welt-Kabelnetzes nichts weiter übrig bleiben sollte als dieses doch immerhin etwas kümmerliche Resultat, und die „Times" spotteten:

„Von Zeit zu Zeit erscheinen in den französischen Zeitungen lange und interessante, zuweilen sensationelle Artikel über unterseeische Kabel. Etwa zehn Tage lang weist dann die ganze Pariser Presse auf die Notwendigkeit hin, ein überseeisches Kabelnetz zu schaffen, das keiner ausländischen Kontrolle untersteht. Dann verschwindet die Erregung ebenso schnell wie sie gekommen ist, und die Aufmerksamkeit wird wieder durch irgend eine pikantere und pariserische Neuigkeit in Anspruch genommen."

Wenn aber auch das große Publikum in Paris und die Pariser Presse die so eminent wichtige Frage der nationalen Kabel sehr bald wieder aus den Augen verloren, so hat sich die französische Regierung doch weiterhin mit den angeregten Plänen befaßt und sie auf ihre Durchführbarkeit und Güte eingehend geprüft. Nach reiflicher Überlegung hat man neuerdings den von der Deputiertenkammer bereits angenommenen, oben erwähnten Beschluß teilweise wieder fallen lassen und ist zu einem noch anderen übergegangen. Im September 1902 veröffentlichte dann die französische Regierung den definitiven Plan und schrieb eine Submission aus auf folgende drei Kabellinien:

Brest-Dakar (Senegambien), 2415 Seemeilen lang,
Saigon (Annam)-Pontianak (Borneo), 800 Seemeilen lang,
Tamatave-Réunion-St. Maurice, 610 Seemeilen lang.

Die letztere Linie wird zunächst noch nicht zur Ausführung gelangen, die zweite soll hauptsächlich in späterer Zeit einen Anschluß an geplante deutsch-holländische Kabel in Hinterindien vermitteln und durch diese sich an das amerikanische Pacific-Kabel anschließen, ohne dabei englische Linien zu berühren. Weitaus die wichtigste von den genannten drei Kabellinien ist jedoch die erste, die direkte Verbindung des Mutterlandes mit Senegambien. Wenngleich die Kosten des Kabels Brest-Dakar erheblich größer sein werden, als sie der ursprüngliche Plan des Kabels Marseille-Oran-Tanger-Teneriffa-St. Louis verursacht haben würde, so ist doch dieser Entschluß der französischen Regierung als ganz besonders wertvoll zu begrüßen, denn das Kabel Brest-Dakar kann mit in allererster Linie berufen sein, Frankreich und vielleicht auch bis zu einem gewissen Grade Deutschland von der englischen Kabelherrschaft zu einem großen Teil zu befreien.

Dieses Kabel, dessen Vergebung an eine französische Gesellschaft, die „Société Industrielle des Téléphones", am 10. November 1902 erfolgt ist und dessen Herstellung circa 16½ Mill. Frank kostet, würde fast überall in sehr große Meerestiefen kommen, so daß seine Auffindung und Zerstörung durch feindliche Kriegsschiffe, die seine Lage nicht kennen, äußerst schwierig, ja nahezu unmöglich sein wird. Der ursprüngliche Plan, St. Louis über Teneriffa, Tanger

und Oran mit Marseille zu verbinden, würde zwar nur einen Kostenaufwand von 5—6 Mill. Frank verursacht haben, wäre aber strategisch völlig wertlos gewesen, da das Kabel notwendigerweise in unmittelbarer Nähe des britischen Gibraltar auf sehr wenig tiefem Meeresboden hätte vorbeiführen müssen, wo seine Auffischung durch englische Kriegsschiffe ein leichtes gewesen wäre. Wenn nun vielleicht noch später ein national-französisches Kabel von Dakar einerseits nach Französisch-Kongo, andererseits nach den südamerikanischen Kolonien oder nach einem Ort, der mit diesen schon durch französische Kabel verbunden ist, verlegt wird und damit der Ring französischer Kabel Brest-New York-Cayenne-Dakar geschlossen ist, so dürfte Frankreich selbst im Fall eines Krieges mit England, zumal da ja auch die Verbindung mit Indochina durch die transsibirische Landlinie und die ostasiatischen Kabel als gesichert gelten darf, einen telegraphischen Konnex mit den für Frankreich wichtigsten Teilen des nichteuropäischen Auslandes aufrecht erhalten können.

IV.

Und wie sieht es nun mit den nationalen Kabeln bei uns in Deutschland aus? Was ist geschehen und geschieht noch, um unsere nationalen Interessen, deren Schwerpunkt sich von Jahr zu Jahr mehr aufs Meer und über die Meere hinaus verlegt, gegen alle Eventualitäten zu sichern?

— Das erste deutsche (preußische) Seekabel hatte eine Länge von nur 280 m und diente zur Verbindung von Stralsund mit dem Dänholm; es wurde als dreiadriges Kabel im Jahre 1854 verlegt, nur drei Jahre nach dem überhaupt ersten, bis heut dauernd tätig gebliebenen Seekabel Dover-Calais, das am 28. September 1851 verlegt und seit dem 13. November 1851 in öffentlichem Betrieb ist. Erst 1864 wurde das erste deutsche Kabel bis nach Drigge auf Rügen verlängert. Auch so wies es noch eine außerordentlich bescheidene Länge auf (1,45 km); aber 1865 erhielt es von Arcona aus, das mit Drigge durch Telegraphenlandlinien verbunden war, eine weitere, ansehnlichere Fortsetzung bis nach Trelleborg in Schweden. Dies Seekabel Arcona-Trelleborg hatte eine Länge von 82,86 km, die ganze Linie von Stralsund bis Trelleborg eine Länge von 121 km. Bis 1896 aber blieb doch noch die Verlegung deutscher Seekabel in sehr bescheidenen Grenzen und beschränkte sich auf eine größere Anzahl von telegraphischen Verbindungen in der Ost- und Nordsee (seit 1858) und den angrenzenden Meeresengen sowie im Bodensee (bayrisch-schweizerisches Kabel zwischen Romanshorn und Nonnenhorn schon 1863 verlegt). Im Jahre 1871 wurde von einer Privatgesellschaft, der „Vereinigten deutschen Telegraphen-Gesellschaft", die erste deutsche Kabelverbindung mit England hergestellt (Emden-Borkum-Lowestoft, 420,82 km lang), 1882 eine weitere mit Irland (Emden-Valentia), um einen direkten Anschluß an die transatlantischen Kabel zu gewinnen, deren Ausgangspunkt Valentia ist. Dieses letztere Kabel, das seit dem 31. August 1900 nicht mehr in Betrieb ist, und das, wie alle Kabel zwischen England und Deutschland, beiden Nationen zur Hälfte gehörte, blieb lange Zeit, bis 1896, das längste deutsche Kabel (1584,63 km). In diesem Jahre wurde als erster Teil eines schon seit dem Ende der achtziger

Jahre geplanten, transatlantischen, deutschen Kabels von der „Deutschen Seetelegraphen-Gesellschaft“ ein 2060,27 km langes Kabel zwischen Emden und Vigo an der spanisch-portugiesischen Grenze verlegt, das am 1. Januar 1897 dem Verkehr übergeben wurde. Damit wurde ein direkter Anschluß an die von Vigo und Lissabon auslaufenden großen englischen Kabellinien nach Afrika, Südamerika, Australien und Ostasien erreicht und das bis dahin notwendige, sehr lästige und viele Fehler verursachende Umtelegraphieren in Spanien und Frankreich vermieden.

Die Durchführung des Projektes, ein deutsches Kabel nach New York zu verlegen, war mit mannigfachen, sehr großen Schwierigkeiten verknüpft. An eine direkte, ununterbrochene Verbindung zwischen Emden und New York konnte man wegen der allzu großen Entfernung nicht denken, weil, wie oben erwähnt, bei dem jetzt üblichen Betrieb die Länge der Kabel aus technischen Rücksichten eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf. Da für die bisher üblichen Kabeldimensionen das 1902 verlegte, längste, in einer Strecke vorhandene (englische) Kabel Vancouvers—Island-Fanning—Island mit einer ununterbrochenen Länge von 3561 engl. Meilen (6595 km) bereits nahezu die äußerste Grenze darstellt, so war es ohne weiteres klar, daß man für die noch erheblich längere Strecke Emden-New York eine Zwischenstation unbedingt vorsehen mußte. Auf englischem Boden aber durfte diese Station nicht angelegt werden, da sonst der Wert der eigenen Kabelverbindung mit Nordamerika von vornherein illusorisch wurde. So mußte man denn die Azoren für die Zwischenstation ins Auge fassen. Die Azoren sind ja nun zwar portugiesisches, also für deutsche Interessen indifferentes Gebiet, aber trotzdem waren die Schwierigkeiten mit der Wahl dieser Inselgruppe noch nicht beseitigt, denn das ausschließliche Landungsrecht für Seekabel hatten sich hier, wie an fast allen wichtigsten Kabelstützpunkten der Erde, englische Unternehmer seit langem durch Vertrag gesichert, schon zu einer Zeit, als noch kein anderes Volk die Bedeutung derartiger Konzessionen zu würdigen vermochte. Somit schien durch englische Klugheit allen Konkurrenzbestrebungen von vornherein ein unlösbarer Riegel vorgeschoben. Es kam weiter hinzu, daß der Anschluß an die Landtelegraphenkabel der Vereinigten Staaten, ohne den die Benutzung des deutsch-amerikanischen Kabels ein Nonsens gewesen wäre, versagt werden sollte; außerdem ließ ein mit der britischen „Anglo-American Telegraph Company“ bestehender Vertrag, wonach bis zum Jahre 1900 sämtliche aus Deutschland kommenden Depeschen ausschließlich auf den transatlantischen Kabeln dieser Gesellschaft befördert werden durften, alle Bestrebungen Deutschlands, im Kabelverkehr mit Amerika unabhängig von England zu werden, lange Zeit hindurch ohnehin als verfrüht erscheinen.

Daß unsere deutsche Regierung, einer so verzweifelten Lage der Dinge gegenüber, es schließlich, allen Treibereien der „Anglo-American Telegraph Company“ zum Trotz, doch noch verstanden hat, ein deutsches transatlantisches Kabel zu verlegen, das Englands Kontrolle entzogen ist, macht ihrem diplomatischen Geschick, ihrer Energie und Umsicht alle Ehre. Freilich waren die Bedingungen, unter denen schließlich die erforderlichen Konzessionen erreicht wurden, zum Teil

noch beschämend genug. Das Landungsrecht des Kabels auf den Azoren wurde von der Besitzerin, der „Telegraph Construction and Maintenance Company“ nur unter der Bedingung abgetreten, daß das zu verlegende deutsche Kabel von ihr, der britischen Firma, in ihrer Fabrik zu Glasgow angefertigt und ausgelegt würde. Was aber die Kenntnis der Lage eines Kabels im Falle eines Krieges für den feindlichen Staat bedeutet, wurde schon weiter oben erläutert — und praktisch läuft es auf dasselbe hinaus, ob eine englische Privatgesellschaft oder die englische Regierung in den Besitz so wertvoller Kenntnisse gesetzt worden ist. Das deutsche transatlantische Kabel, das auf portugiesischem Boden die erforderliche Zwischenstation gefunden hat, erfüllt somit seinen Zweck, uns von der englischen Bevormundung zu befreien, nur in Friedenszeiten; für den Fall kriegerischer Verwicklungen mit England wird sein Wert illusorisch.

Die schließliche Ausführung des atlantischen Kabelprojektes ist übrigens von dem ursprünglichen Entwurf abgewichen. Wie gesagt, sollte das Kabel Emden-Vigo ursprünglich den ersten Teil des Kabels Emden-New York darstellen, welches dann zwei Zwischenstationen gehabt hätte, auf den Azoren und in Vigo. Als aber der mit der „Anglo-American Telegraph Company“ bestehende Vertrag zu Ende ging und man für das Jahr 1900 die Verlegung des deutsch-amerikanischen Kabels endlich ins Auge fassen konnte, zeigte es sich, daß die seit 1896 bestehende Kabelstrecke Emden-Vigo für den Durchgangsverkehr bereits derart wichtig geworden und derart belastet war, daß sie den deutschen Depeschenverkehr nach Amerika nicht auch noch aufnehmen konnte. So entschloß man sich denn zur Verlegung eines völlig neuen Kabels von Borkum aus.

Nach englischem Muster wollte die deutsche Regierung den ganzen Betrieb des Kabels und auch den Hauptverdienst daran dem Privatkapital überlassen, und so wurde denn auf Anregung des Reichspostamts am 21. Februar 1899 die „Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft“ mit einem Grundkapital von 21 Mill. Mark gegründet, welche auch tatsächlich das neue, 8086 km (4366 Knoten) lange Kabel Borkum-Kap Cod (bei Boston) im Laufe des Sommers 1900 mit Hilfe der britischen Kabeldampfer „Anglia“ und „Britannia“ und unter Leitung des in solchen Fragen ausgezeichnet bewährten englischen Ingenieurs Peake glücklich verlegte und am 1. September 1900 dem Verkehr übergab. Die Zwischenstation war in Horta auf der Azoreninsel Fayal errichtet worden. Die größte Tiefe, in welche das Kabel zu liegen kam, betrug 3318 Faden.

Die Leistungen des Kabels, welches bei der feierlichen Taufe den Namen „Adler-Linie“ erhielt, waren ganz hervorragende: die garantierte Vermittlungsgeschwindigkeit von 25 Worten zu je 5 Buchstaben = 125 Buchstaben in der Minute wurde noch bedeutend übertroffen, und man konnte volle 170 Buchstaben in der Minute depeschieren. Auch die finanziellen Ergebnisse übertrafen alle Erwartungen. Ein Risiko für das 21 Millionen betragende Anfangskapital der Gesellschaft war zwar von vornherein nicht vorhanden, angesichts des weitgehenden Entgegenkommens der Reichspost, welche hinreichende

Garantieen für alle Eventualitäten übernommen hatte. Der Vertrag zwischen der deutschen Regierung und der „Deutsch-Atlantischen Telegraphen-Gesellschaft" vom 28. Mai 1899 ist nach englischen Vorbildern entworfen und geradezu musterhaft durchdacht, so daß er die Interessen des Reiches wie die der Gesellschaft in gleich umsichtiger, trefflicher Weise wahrt. Die Postverwaltung, welche den Betrieb am europäischen Ende vollständig übernommen hat, garantiert eine jährliche Einnahme von 1400000 Mark, dafür erhält sie bei hinreichend großen jährlichen Erträgen die Summe von 1700000 Mark und von den Einnahmen, welche über diesen Betrag hinausgehen, 20 Pfennig für jedes Wort. Die Worttaxe für Telegramme beträgt 1,04 Mark und entspricht ungefähr dem Gebührensatz der englischen Gesellschaften für Telegramme nach New York. Die englischen Kabelgesellschaften, denen der neue, deutsche Konkurrent äußerst unbequem war, mußten sich in ihr Schicksal fügen; sie haben sich auch nicht erst in einen Gebührenkrieg eingelassen, d. h. in ein zeitweiliges Herabdrücken ihrer Worttaxe auf ein Minimum, damit der Nebenbuhler sich notgedrungen ihrem Vorgehen anschließen und sein Betrieb von vornherein unrentabel werden mußte. Denn die Tatsache, daß die deutsche Regierung dem Unternehmen den Rücken deckte, und die vorangegangenen, vergeblichen Bemühungen der englischen Kabelgesellschaften, das deutsche Emden—Vigo-Kabel durch einen Gebührenkrieg lahm zu legen, ließen die Anwendung einer so zweischneidigen Waffe sehr wenig ratsam erscheinen.

Die Benutzung des Kabels und sein pekuniärer Erfolg stiegen in überraschender Progression. Im Jahre 1898 betrug der deutsche Telegrammverkehr nach Amerika auf den sämtlichen vorhandenen englischen und amerikanischen Kabeln in beiden Richtungen 2800000, bezw. 2700000 Worte. Diese Zahlen wurden schon im ersten Betriebsjahre auf dem neuen deutschen Kabel, 1901, überschritten, trotz wiederholter Störungen und Unterbrechungen des Betriebes. Der Reingewinn ergab 1080000 Mark, und auf das vorhandene Aktienkapital konnten 4½ Prozent Dividende verteilt werden. Allein die „Anglo-American Telegraph Company" berechnete den Einnahmenausfall, den die deutsche Konkurrenz ihr verursachte, auf nicht weniger als 3000 Mark pro Tag.

Seit Dezember 1901 wurden von der „Deutsch-Atlantischen Telegraphen-Gesellschaft" mit Hilfe besonderer Apparate Versuche gemacht, trotz der bedeutenden Länge des Kabels zwischen Emden und New York direkt zu telegraphieren, um das lästige Umtelegraphieren in Horta zu vermeiden, das nicht nur notwendigerweise zeitraubend, sondern auch die Ursache mancher Telegrammfehler und -verstümmelungen und eine Quelle stark erhöhter Betriebskosten ist. Die Versuche scheinen zu einem günstigen Resultat führen zu wollen: schon wiederholt sind direkte Depeschen zwischen New York und Emden gewechselt worden, und es besteht tatsächlich doch noch Aussicht auf einen dauernden, direkten Betrieb.

Die starke Inanspruchnahme des Kabels, welche unter anderem im Jahre 1901 auch zur Errichtung von Agenturen der Gesellschaft in Hamburg, in Dänemark und in Schweden führte, ließ früher, als man ursprünglich geglaubt hatte, das Bedürfnis nach einer zweiten deutschen Kabelverbindung mit New York

entstehen. Der zwischen dem Reichspostamt und der Gesellschaft geschlossene Vertrag vom 28. Mai 1899, der übrigens bis zum 31. Dezember 1944 läuft, ist daher am 25./26. April 1902 durch einen Nachtrag erweitert und modifiziert worden, wonach bis zum 31. Dezember 1904 von der Gesellschaft ein zweites Kabel zwischen Borkum und Kap Cod via Horta verlegt werden muß. Ein solches würde nicht nur den Interessen eines schnelleren und umfangreicheren Depeschenverkehrs dienen, sondern es würden dann auch die unvermeidlichen, zeitweiligen Störungen in dem einen Kabel jederzeit durch den Betrieb des zweiten unschädlich und unfühlbar gemacht werden können, so daß durch die gelegentlichen Unterbrechungen ein finanzieller Ausfall nicht mehr entstehen kann. Die Gesamtkosten des zweiten Kabels werden auf 20084000 Mark beziffert und werden durch Aufnahme einer vierprozentigen Obligationsanleihe von 20 Mill. Mark gedeckt. Die ausgegebenen Obligationen sind fünfzehnmal überzeichnet worden — ein Vertrauensvotum für das Unternehmen, wie es glänzender nicht gedacht werden kann!

Viel wichtiger als durch seine Rolle in Deutschlands Handelsverkehr aber wird dies zweite Kabel noch durch seine strategische Bedeutung werden und durch die Tatsache, daß es das erste große deutsche Kabel, ja sogar das überhaupt erste große nichtenglische Kabel eines europäischen Staates sein wird, das von nicht-englischen Fabrikanten geliefert und von einem nichtenglischen Schiff verlegt werden wird. Da die deutsche Regierung das Landungsrecht auf Fayal nun einmal erworben hat, steht natürlich jetzt dem Plane, ein in jeder Beziehung national-deutsches Kabel zu schaffen, nichts mehr im Wege, gleichviel, ob die angestellten Versuche noch die Möglichkeit gewähren werden, ein ununterbrochenes, direktes Kabel Borkum-Kap Cod zu verlegen oder ob wir wieder zum Anlaufen der Zwischenstation Horta gezwungen sein werden. Das neue Kabel wird daher in Deutschland fabriziert und von einem in Deutschland eigens hierfür erbauten, großen, deutschen Kabeldampfer verlegt werden.

Bisher waren wir dazu nicht imstande, wiewohl es ein Deutscher, unser Werner Siemens, gewesen ist, der die ganze, heut übliche Konstruktion der Seekabel und die Methode ihrer Verlegung erdacht hat [1].

Zur Anfertigung von Seekabeln gehören nämlich besondere Vorbedingungen, welche bei keiner der großen deutschen Firmen — Siemens & Halske, Felten & Guilleaume, Schuckert & Co., Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, um nur die größten zu nennen — bisher erfüllt waren. Denn da die Seekabel sofort von der Fabrik in die unter Wasser befindlichen Schifftanks legefertig verladen werden müssen, kann ein Kabelwerk, das sich auf Fabrikation von Seekabeln in großem Maßstabe einlassen will, nur unmittelbar am Meer oder an den Mündungen der größeren Flüsse liegen. Die genannten deutschen Firmen aber haben ihre Fabriken sämtlich tief im Binnenland, und an Errichtung besonderer,

[1] Zur Verlegung von Kabeln sind besondere, eigenartig konstruierte Dampfer erforderlich. Es war wieder ein Deutscher, ein Bruder von Werner Siemens, der kaum minder geniale Sir William Siemens, der 1874 die seither mustergültige Konstruktion der Kabeldampfer entwarf und hiernach den ersten seiner Art erbauen ließ, den „Faraday", der noch heute im Besitze des Londoner Hauses „Siemens Brothers & Co. Ltd." ist.

kostspieliger Werke für Seekabel konnten sie früher nicht denken, da eben in Deutschland niemals ein nennenswertes Bedürfnis nach Seekabeln vorgelegen hatte, und England, das solche Kabel gebrauchte, seinen Bedarf natürlich nur von englischen Firmen bezog. Erst als man erkannt hatte, daß England die zahlreichen Überseekabel, die uns einen so bequemen telegraphischen Verkehr mit allen Weltteilen ermöglichen, ohne daß wir dabei einen Finger zu rühren brauchten, nicht bloß deshalb selber geschaffen hatte, um uns und den anderen europäischen Völkern einen Gefallen zu erweisen, daß sich dahinter vielmehr eine eminent weise, zielbewußte und weitblickende Politik verbarg, da regte sich das Bedürfnis, es England gleichzutun, da war der Boden geschaffen, auf dem die Fabrikation deutscher Seekabel gedeihen, aus dem deutscher Unternehmungsgeist Kapital zu schlagen vermochte. Und jetzt sind wir so weit!

Das Jahr 1899 bezeichnet den großen Wendepunkt. Angesichts des baldigen Ablaufs des Vertrages mit der „Anglo-American-Telegraph-Company“ wurde 1899, wie erwähnt, die „Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft“ gegründet; 1899 brachte die Erfahrungen des Burenkrieges, 1899 wurden die „Norddeutschen Seekabelwerke“ gegründet, das erste deutsche Unternehmen zur Fabrikation von Seekabeln, und 1899 endlich sah auch am 8. November den ersten deutschen Kabeldampfer — allerdings wieder in Glasgow — vom Stapel laufen, den „von Podbielski“.

Die Anfänge sind freilich bisher nur bescheiden. Die „Norddeutschen Seekabelwerke“, deren Fabrik sich in Nordenham an der Wesermündung befindet, haben sich zunächst nur mit kleineren Aufgaben befaßt, um erst eine gewisse Erfahrung zu sammeln, und auch unser erster deutscher Kabeldampfer war von zu bescheidenen Dimensionen, als daß er größeren Anforderungen hätte gewachsen sein können. Die Seekabelwerke wie der „von Podbielski“ lösten jedoch schon 1900 ihre erste Aufgabe in befriedigender Weise, die Fabrikation und Verlegung zweier 456 bezw. 700 km langer Seekabel von Tsintau nach Tschifu und von Tsintau nach Woosung (Shanghai).

Schon ist aber auch im Hinblick auf das geplante, zweite deutsch-amerikanische Kabel ein größerer Kabeldampfer von 5000 Tons auf einer deutschen Werft, der Bredower Werft des Stettiner „Vulkan“, am 29. Dezember 1902 vom Stapel gelaufen, welcher, von den „Norddeutschen Seekabelwerken“ in Bestellung gegeben, bei der Taufe den Namen „Stephan“ erhalten hat, den würdigsten und glückverheißendsten, den er erhalten konnte. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß größere Aufgaben auch größere Erfolge zeitigen werden. Der Auftrag auf Herstellung des zweiten deutsch-amerikanischen Kabels wird den „Norddeutschen Seekabelwerken“ auf lange Zeit volle und lohnende Beschäftigung sichern, und das für den Bau des zweiten, größeren deutschen Kabeldampfers aufgewendete Kapital wird gleichfalls gut aufgehoben sein, denn daß der Dampfer auch außer der Verlegung des neuen transatlantischen Kabels noch weitere große und bedeutungsvolle Aufgaben genug zu erfüllen finden wird, kann schon heut als sicher gelten.

Bis Ende 1904 wird die „Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft“ auch das Kabel Emden-Vigo übernehmen und die ältere „Deutsche See-

telegraphen Gesellschaft", welche dies Kabel verlegt und betrieben hat, ablösen; nachdem verschiedene, ältere Unternehmungen in der zuletzt genannten bereits früher aufgegangen waren, wird demnach von 1905 an die „Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft" bis auf weiteres das einzige, große, deutsche Kabelbetriebsunternehmen privater Art sein, wie die „Norddeutschen Seekabelwerke" einstweilen die einzige deutsche Fabrik für Fabrikation von Seekabeln sein werden.

Ein Überblick über sämtliche zurzeit bestehende deutsche Seekabellinien und ein Vergleich mit den Seekabeln anderer Völker ergibt jedoch, ungeachtet all jener energischen Versuche, sich aufzuraffen und sich auf eigene Füße zu stellen, noch immer kein sehr erfreuliches Bild. Im Jahre 1902 besaß Deutschland insgesamt 74 Kabellinien von zusammen 14861 km Länge; davon waren 71 mit 5130 km Gesamtlänge im staatlichen, 3 mit 9731 km Gesamtlänge (Emden-Vigo, Emden-Horta und Horta-New York) in privatem Besitz. Dabei sind diejenigen 2957 km Kabel, welche Deutschland mit andern Staaten (Großbritannien, Schweiz, Dänemark oder Schweden) gemeinsam besitzt, wie üblich, derart verrechnet, daß jedem Staat die Hälfte zuerteilt ist. 49 kurze Kabellinien vermitteln den Verkehr zwischen Gebietsteilen des eignen Landes, 6 zwischen Kolonien und 19 zwischen deutschem und fremdem Besitz.

Demgegenüber sei erwähnt, daß Frankreich allein 16252 km staatliche Kabel, Großbritannien 24095 km staatliche Kabel besitzt. Rechnet man jedoch die in privatem Besitz befindlichen Kabel hinzu, so besaß zu Ende 1902 England 248147 km Kabel, Nordamerika 57611, Frankreich 38665, Dänemark (hierzu zählt die „Große Nordische Telegraphengesellschaft", eine dänisch-skandinavisch-russische Finanzgruppe mit dem Hauptsitz in Kopenhagen) 15279, Japan 3745, Spanien 3229, Holland 2603, Italien 1964, Norwegen 1007 km u. s. w., während Deutschland mit seinen 14861 km sogar hinter dem kleinen Dänemark noch etwas zurückblieb. — Vom Anteil am gesamten Weltkabelnetz von 389881 km kommen auf England fast $^{2}/_{3}$, auf Deutschland nur etwa $^{1}/_{26}$ der Gesamtmenge!

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Der Pelz.

Von
Hans Hoffmann.

Ein Jahr war seit Tante Fritzchens Tode vergangen. Der alte Pastor Rathke machte an dem Erinnerungstage einen Gang nach ihrem Grabe, um einen Kranz darauf niederzulegen. Er freute sich, zu bemerken, daß auch andere den gleichen Gedanken gehabt hatten: einige frische Kränze und Blumentöpfe zierten den Hügel. Dazwischen fiel ihm ein umfangreicher Strauß etwas sonderbar auf: der war aus lauter grellfarbigen und lustigen Blumen gebunden und würde weit besser auf den Geburtstagstisch einer lebenslustigen Weltdame, etwa einer Schauspielerin, als auf den Kirchhof gepaßt haben. Dem Pastor ging flüchtig der Gedanke an die wandernde „Schmiere" durch den Kopf, die seit einigen Tagen in einem scheunenähnlichen Saale Stücke aufführte mit Titeln wie „Der blutige Knochen um Mitternacht" und ähnliche Lockrufe; er wunderte sich selbst über die Gedankenverbindung und verfolgte sie nicht weiter. Doch behielt der Strauß etwas Unangenehmes für ihn; ihn zu entfernen zwar fühlte er sich nicht berechtigt, aber er verdeckte ihn nach Möglichkeit durch andere, bescheidenere, feinere Kränze und durch Tannenzweige.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte, meldete das Mädchen, daß ein Herr auf ihn warte. Was für ein Herr? Ein unbekannter, feiner Herr mit einem sehr schönen Pelzmantel.

Rathke begab sich in sein Zimmer, wo der Gast ihm mit einer auffallenden Gebärde, die etwas zugleich Feierliches und Demütiges hatte, langsam entgegenschritt. Eine etwas absonderliche Erscheinung: unter dem in der Tat kostbaren Zobelpelz, den er breit auseinandergeschlagen hatte, so daß dessen ganze Pracht recht zur Geltung kam, trug er einen ziemlich schäbigen Rock, und Hosen, die etwas zu kurz und etwas geflickt waren. Das bartlose, noch nicht alte, aber stark verwitterte Gesicht wurde von einer sorglich frisierten und reich pomadisierten Mähne umrahmt, der man auf den ersten Blick ansah, daß sie künstlich gefärbt war. Der Pastor, ob er zwar sonst nicht eben sehr weltläufig war, bestimmte ihn in sich sofort: das ist einer von der Schmiere.

Angenehm war ihm das nicht; denn erstens fürchtete er einer Anleihe zum Opfer zu fallen — er kannte seine Wehrlosigkeit — und zweitens galten ihm Komödianten als halb anrüchiges Volk, das sich in einem christlichen Pfarrhause nicht gut ausnahm. Doch ein schroffes oder kalt abweisendes Benehmen war ihm von der kargen Natur nicht verliehen worden; das einzige, was er tun konnte, war, daß er ein ängstlich fragendes Gesicht aufsetzte, wobei er nach seiner Gewohnheit etwas schief durch die Brillengläser sah.

„Hochehrwürden," begann der Fremde, dieses Wort mit dreifacher Stoßbetonung in unendliche Längen dehnend, „Sie sehen in mir den Direktor der zurzeit hier gastierenden Künstlergesellschaft und zugleich, was Sie vielleicht nicht erwarten werden, ein Beichtkind, einen reumütigen Sünder. Nach dem gegen meinen Stand herrschenden Vorurteil wird Sie die Sünde nicht verwundern, wohl aber die Reue. Und doch ist es so: ich fühle nagende Reue und habe das Seelenbedürfnis, ausführlich zu beichten. Warum grade Ihnen, ehrwürdiger Mann? O, das will ich Ihnen erklären. Man hat mir hierorts berichtet, Sie seien ein Freund gewesen der verwaisten Frau Schiffskapitän Dühring, die in der Stadt Tante Fritzchen hieß. Auch daß diese vor einem Jahre zu einem besseren Leben hinübergeschlummert ist, gelangte erst jetzt und hier zu meiner Kenntnis. O daß ich sie noch lebend getroffen hätte und könnte an ihr gut machen, was ich einst an ihr gefrevelt! Wollen Sie meine offenherzige Beichte entgegennehmen, Hoch — ehr — würden?"

„Ich bitte, o, ich bitte," versetzte der Pastor etwas verwirrt und verlegen; „es ist meine geistliche Pflicht, einem reumütigen Menschenkinde das Ohr zu leihen und ihm göttlichen Trost zu spenden, soweit es in meiner Macht steht. Ihn zu absolvieren freilich steht nicht in meiner Macht — das ist katholische Lehre — wir Evangelischen stellen das in Gottes Hand allein. Doch es steht nicht umsonst geschrieben: Es wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut. Bitte, wollen Sie Platz nehmen."

„Mehr denn über neunundneunzig Gerechte," ergänzte der Schauspieler, indem er der Aufforderung folgte, während seiner Erzählung aber häufig wieder aufsprang und mit großen, feierlichen Schritten und pathetischen Gebärden im Zimmer auf und ab ging.

„Und darf ich darauf rechnen, daß Sie das Beichtgeheimnis unverbrüchlich bewahren?" fragte er etwas lauernd und ängstlich.

Rathke überlegte eine Weile.

„Auch das bedingungslose Beichtgeheimnis ist wohl katholische Lehre. Es sind Fälle denkbar, wo eine höhere Rücksicht mich zwänge, es zu brechen. Setzen wir etwa den Fall: ein Mörder beichtete mir seine Schuld, und ich sollte schweigend dulden, daß ein anderer an seiner Statt die Todesstrafe erlitte: da würde ich selbst ein festgegebenes Versprechen nicht halten dürfen. Auch würde ja freilich der Sünder seine Unbußfertigkeit dadurch beweisen, statt selbst nach der Gerechtigkeit die Sühne auf sich zu nehmen. Und Sie sind doch bußfertig. Ich sagte das nur als ein Beispiel."

„Sie haben recht, edler Mann," antwortete der Künstler, „nach göttlichem und menschlichem Gesetze recht. Aber der Fall liegt hier anders, ganz anders.

Ich bin bußfertig und glühender Sehnsucht voll, mein Vergehen zu sühnen. Aber sagen Sie, Hochehrwürden, kann solche Sühne einzig dadurch geschehen, daß ich mich dem Gerichte ausliefere und mich der Gefängnishaft unterziehe? Daß ich zu der quälenden Schuld noch Schande und Unglück über mein krankes, unschuldiges Weib bringe? Wie ist Ihre Meinung?"

„Wenn ich Jurist wäre," meinte der Pastor, „möchte ich wohl dieser Ansicht sein, daß eine Übeltat, die nicht nur den einzelnen schädigt, sondern auch wider die Staatsgesetze frevelt, auch vor diesem Staate als dem Bewahrer des öffentlichen Rechtsbewußtseins durch die gesetzliche Strafe gesühnt werden müsse. So aber, da ich nur dem geistlichen Amte verpflichtet bin, kann ich mir Fälle denken, da eine Sünde auch ohne äußere Strafe, allein durch Reue und Buße des Herzens gesühnt werden könne. Als Diener am Worte kann ich geneigt sein, die Bestrafung Gott dem Allerhöchsten anheimzustellen."

„Ihnen kann ich vertrauen, edler Mann," rief der Schauspieler, auf seine Brust schlagend, „Sie mögen entscheiden und mich beraten. Sie sehen, der große Schiller spricht zu dem himmlischen Richter:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;

womit er natürlich den richtigen lieben Gott nicht meinen kann, denn der ist doch gar nicht so. Aber wozu sage ich das Ihnen? Sie wissen das ja am besten, denn der liebe Gott ist Ihr Chef. Sehen Sie, so bin auch ich ein't schuldig geworden. Vernehmen Sie meinen Lebenswandel. Ich war ein ehrbarer, angesehener Mann, Haarkünstler meines Zeichens, in meiner Kunst wohlerfahren. Ich nahm ein Weib; dieses sollte mein Unglück werden. O Weiber, Weiber, was machen sie aus uns! Ich gedenke mein Weib nicht anzuklagen. Sie war ein tugendhaftes Weib. Sagen Sie, Herr Pastor, ich habe einmal in der Kirche einen schönen Spruch hierüber gehört; wissen Sie den vielleicht?"

Rathke besann sich ein Weilchen. „Nun, es mag dieser sein," sagte er dann lächelnd. „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, des lebt er noch eins so lange. So steht im Jesus Sirach und manches dem Ähnliche."

„Ja, ja, den meint ich," rief der Schauspieler eifrig, „oder so ähnlich. Aber sagen Sie, Herr Pastor, glauben Sie nicht, daß ein Weib auch allzu tugendsam sein kann?"

Rathke lächelte. „Das doch wohl nicht. Aber sie kann sich etwa ihrer Tugenden erheben."

„O nein, nein," rief der Künstler pathetisch, „das tat meine Hanne — meine Johanna nie. Nur vergaß sie leider, daß sie einen Künstler zum Gemahl hat. Sie lächeln, Hochehrwürden? Sie meinen, weil ich nur Friseur war? Aber bedenken Sie wohl, Benno Straube war Theaterfriseur! Sie ahnen wohl kaum, was dessen schaffende Hand für das Drama bedeutet; sie ist die Brücke zwischen dem Dichter und dem Mimen. Zudem aber begann schon damals der höhere Trieb in mir zu erwachen; der ungeborne Künstler sehnte sich schon zum Lichte. Ich bedurfte der Anregung; den ganzen Tag lang ertrug ich sie nicht, die dumpfe Luft der häuslichen Enge.

„Ich suchte den Verkehr mit den künftigen Berufsgenossen und Genossinnen; ich suchte und fand ihn, war wohlgelitten in ihrem Kreise. Sie lachten über meine Scherze so sehr, daß sie noch nicht aufhören konnten, wenn ich längst wieder in tiefem Ernste sprach. Sie lächeln wieder, Herr Pastor? Ich versichere Sie, es war so; sie lachten den ganzen Abend, meist ohne ersichtliche Ursache; aber mir tat das wohl, denn ich bedurfte der Aufheiterung, ich bin von Hause aus eine ernste, schwerblütige Natur. Das Herz ging mir auf unter ihnen; ihre Art, ihre Sitten waren frei, kühn und schön; sie verachteten die Gebundenheit, die Armseligkeit des Lebens der Philister, der geistesträgen Sklaven der stumpfen Arbeit. Wie anders die Arbeit des Künstlers! Geist in Geist! Auch in der Ruhe schafft er und wirkt, auch im Scherz und Spiel fördert er seine hohe Kunst!

„Und nun denken Sie mein Weib: es verstand nichts von der Weite meines Strebens, es wollte mir kleinbürgerliche Tugenden aufzwingen, die der Künstler nicht haben darf, will er seine höheren Ziele verfolgen, die Tugenden der platten Nüchternheit, des engherzigen Sparens, des ängstlichen Klebens am Hause, an der Kinderwiege, am Perückenkopf.

„Mein Weib konnte mich nicht verstehen, weil sie es nicht wollte. Sie schalt mich und höhnte, sie schmollte und trotzte, sie verleidete mir den Tag; und die Unselige merkte es nicht, daß sie mich nur immer mehr aus der Stickluft ihrer Nähe hinaustrieb ins Freie, in den frischen Himmelshauch der Kunst. Zu Hause war ich Pegasus im Joche —

„in lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge —

„Kuh und Flügelpferd sollte ich wohl sagen — draußen entfaltete ich die Schwingen im goldenen Sphärenlicht und wiegte mich in ahnender Schaffenswonne.

„Zuletzt ertrug ich die Mißhandlung des Edelsten in mir nicht länger. Ich verließ das Haus, die Sklavenketten, die armselige Stadt, die meine Gaben nicht zu entdecken wußte. Ich wurde, was ich war, ein ausübender Künstler. Mochte die verblendete Frau, die mich hinaustrieb, sehen, wie sie fertig ward; das Geschäft blieb ihr.

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit bess'res Verlangen —

„Wohl gedachte ich sie aus der Ferne zu unterstützen, wie es mir zukam als liebendem Gatten; aber ach, des Künstlers Weg geht über scharfe Dornen. O Hochehrwürden, wie stumpf, wie blöde, wie boshaft, wie ungerecht die Schar von Affen und Wölfen ist, die man das Publikum nennt!

„Mein reines Streben ward nirgends erkannt. Man lachte, man zischte, man warf nach mir mit unreinlichen Dingen. Des Künstlers Lorbeer verkleidete sich als faulendes Obst und verdorbene Eier. Ich verlor meine Stellung durch die Feigheit des Direktors. Dieser Elende wich kläglich zurück vor der Mißgunst der Verständnislosen. Der echte Künstler verachtet das Urteil der Massen; er greift in den eigenen Busen und holt seine eigenen

Gesetze heraus. Er mag verkommen und im Elend sterben, er bleibt dennoch der Sieger. Stolz hüllte ich mich in meine Toga und ging.

„Bald aber senkte die Not ihre aschgrauen Fittiche über mich.

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß —

„Ich aß es mit Tränen, manchmal auch Tränen allein ohne Brot. Ich hungerte und fror. Hat nicht auch der große Schiller gehungert? Meine Kleider waren verunreinigt, zerrissen, statt von Flügeln getragen, schleppte ich mich dahin auf durchlöcherten Sohlen.

„Mein edler Stolz war nicht gebrochen, aber gebeugt. Zurück zu meinem Weibe? In das erbärmliche Handwerk? Nimmermehr. Nein, mein Stolz war nicht gebrochen. Meiner Kunst blieb ich treu, auch da sie meine Liebe mit Leiden lohnte.

„Aber gebeugt war mein Stolz. Ich mußte mich demütigen, das Mitleid der Menschen anflehen, dieser Feinde der Kunst. Ich habe gebettelt, ja, gebettelt! Ich will nichts beschönigen, ich will nicht sagen: gefochten. Gebettelt hab ich meiner Kunst zuliebe. Ich zog von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt und empfing milde Gaben, wenig, o, sehr wenig, aber es fristete mein Leben.

„Und doch, welch ein Leben! Durch Ströme des Jammers wateten meine Füße. Es war nicht mehr zu ertragen. Da geschah es, daß ich auf der trostlosen Wanderschaft in hiesige Stadt kam. In der Herberge hörte ich reden von einer mildtätigen Dame, Frau Schiffskapitän Dühring. Man brauche ihr nur von ihrem seligen Gatten zu reden, als habe man ihn gekannt, so erweiche sich ihr Herz unfehlbar.

„Ich tat das. Ich log, Hochehrwürden! Entsetzlich! Ich log, ich betrog. Ich gab mich für einen schiffbrüchigen Matrosen aus. Ich könnte mich entschuldigen und sagen: war ich nicht schiffbrüchig auf dem Meere des Lebens? Doch ich will nichts beschönigen, ich will meine Sünde durch Wahrheit büßen. Denn der Tod ist der Sünde Sold, ich aber muß noch leben für meine Kunst. Meiner Sünde Sold sah freilich dort lieblicher aus: es war eine Erbssuppe mit Speck. Eine köstliche Suppe, dick, daß der Löffel darin stand. Mein Leib ward gesättigt; doch meine Seele dürstete nach Ruhe. Man wies mir einen Raum an zum Schlafen; es war eine Statt für Pferde. Ein Stall für unvernünftige Tiere; das mir, dem denkenden Künstler! Doch ich duldete und schwieg.

„In der Rückwand war ein Fenster; durch das Fenster sah ich in eine Kammer; in der Kammer hing kostbares Pelzwerk.

„Ich sah es, und der Versucher gewann Macht über mich. Mich fror. Ein Pelz! Ein Pelz! Mein Königreich fürn Pelz. Und dort hingen ihrer mehrere; meist unbrauchbar für die Besitzerin, Pelzsachen für Männer. Was konnte ihr groß daran liegen? In ihrer Hand ein totes Kapital — wie schöne Zinsen konnte es in der meinen mir und der Kunst bringen! Und wenn ich die Zinsen gewonnen hatte, wollte ich das Kapital ehrlich zurückerstatten. Ganz gewiß, das wollte ich, das war mein fester, gewaltiger Wille. Und siehe da, heute würde ich den Anfang der Rückzahlung machen, wäre nicht unseligerweise die Darleiherin inzwischen in jenes unentdeckte Land

entwichen, von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt. Welch ein Schmerz für mich! Sie wird niemals erfahren, daß sie keinen Unwürdigen mit Erbssuppe gespeist hat. Und auf meinem Gewissen wird die Sünde nun weiter brennen, auch da ich sie gebeichtet habe; ein Rest wird bleiben.

„Doch hören Sie, Hochwürden, welch ein Schatz dieses Pelzwerk in meinen Händen geworden ist, wie ich gewuchert habe mit meinem Pfunde. Entschuldigen soll mich das nicht. Ich habe gestohlen. Gelogen, betrogen, gestohlen. Zwar aus bitterster Not und zu meiner Rettung — aber dennoch gestohlen.

„Ich entfloh mit dem Pelzwerk aus einer Hintertür, rettete mich auf einsamen Wiesenpfaden ins Weite und verließ diese Gegend. Ein Dornenweg war es in der Furcht vor den Häschern, doch des Künstlers Bahn ist immer ein Dornenweg. Mein Stern oder der Genius der Kunst hat mich gerettet. In der nächsten Großstadt konnte ich die Sachen veräußern — bis auf diesen einen Zobelpelz, den ich noch an mir trage, meinen Helfer und Retter, ihn, der mich wieder zum Menschen gemacht hat und wieder zum Künstler. Sobald ich mich einmal mit ihm geschmückt im Spiegel erblickt hatte, fühlte ich es im Herzen: ich konnte nicht mehr von ihm lassen. In diesem erhabenen Augenblicke erkannte ich, daß ich noch Mensch, daß ich noch Künstler sei.

„Vernehmen Sie, Hochwürden, was der Pelz aus mir gemacht hat. Zum ersten bemerkte ich, daß meine anderen Kleider seiner nicht würdig seien; ich durfte nicht ihn zugleich tragen und das Bettlergewand. Von dem Erlös des übrigen kaufte ich mir einen Anzug und Stiefel, wie der Pelz sie verlangen konnte.

„Seit diesem Tage war ich ein anderer Mensch. Ich trank fortan keinen Schnaps mehr, wie ich sonst aus Not das gewohnt gewesen. Ich schämte mich vor dem Pelze des gemeinen Getränkes. Und das war ein Gottessegen, denn Schnaps, Herr Pastor, ist kein Getränk für einen denkenden Künstler, wie er nun alsbald in Benno Straube voll wieder aufwuchs.

„Und eines Tages widerfuhr Benno Straube ein anderes wundervolles Heil. In der trefflichen Stadt Anklam erfuhr ich, es gastiere dort eine Truppe, die keinen üblen Erfolg habe. Ich eilte dorthin, mir die Leute anzusehen und, wenn es anginge, mich engagieren zu lassen. Es konnten doch nicht alle Kollegen vom Dämon des Neides und der Feigheit besessen sein.

„Als ich hinkam, fand ich die Gesellschaft in Jammer und Tränen: ihr Direktor war vor dem Zahltag mit der Kasse auf und davon gegangen. So saßen sie in Not und Schulden und konnten obendrein ihre besten Stücke nicht einmal spielen, denn der Direktor war ihr erster Komiker gewesen. Keiner konnte ihn ersetzen.

„Da ich das vernommen, stieg ein großer Gedanke in mir herauf: ich wollte mich dieser armen Schar, der verwaisten, erbarmen, meine Vaterhand über sie halten: ich wollte ihr Direktor sein. Auch im Rollenfach hoffte ich jenen schändlichen Flüchtling ersetzen zu können; zwar war ich eigentlich Heldenvater von Fach, und ich darf wohl sagen: ein Held und ein Vater von Größe und Wucht. Den tragischen Liebhaber hatte ich auch nebenher gespielt — den Komiker noch nie. Doch ich mußte es versuchen. Und siehe da, ich fühlte, wie eine neue Kraft in mir aufwuchs. Ich fühlte, ich würde siegen.

„Mit meinem Pelze angetan trat ich unter sie hin und tat ihnen meinen Vorschlag. Der Pelz siegte; er brachte mich im Augenblick zu Ehre und Ansehen; die Verlassenen jauchzten in freudiger Hoffnung. So ward Benno Straube ihr Direktor, ihr geistiger Feldherr, und von diesem Tage leitet ihr Glück und meines seinen Ursprung her.

„Unsere Erfolge mehrten sich; die Bosheit zischte, das komme daher, daß die Gläubiger der Unglücklichen für sie Stimmung machten und die Trommel rührten. Ich aber sage: neben unseren künstlerischen Verdiensten trug mein Pelz ein Wesentliches zu unsern Siegen bei. Ich zeigte mich häufig, von seinen Falten umwallt, in der Stadt dem Volke; und wer ihn sah, zweifelte nicht an der Gediegenheit unseres Unternehmens. Auch auf der Bühne trug ich ihn stets, wo irgend der Geist des Stückes es gestattete; und ich wählte die Stücke mit Vorliebe aus diesem Gesichtspunkt.

„Auch ich selbst ward endlich verstanden und gewürdigt. Hatte man früher gelacht, wo ich sie weinen machen wollte, jetzt spielte ich mit ihren Seelen, jetzt zwang ich sie zum Lachen mit Wollen und Wissen, — nein, nicht zum Lachen, zum rohen Wiehern, sondern zu jenem zarten Lächeln, das der feinere Künstler hervorzaubert, und das nicht auf die Lippen tritt, sondern in den Seelen wohnt. An Neidern und stumpfen Geistern zwar fehlte es auch nicht, denn Mensch bleibt Mensch und Publikum Publikum; mit Zischen, Murren und Gähnen entluden sich die giftigen Dünste ihres Innern; allein das Gute siegte fast immer; unreinliche Stoffe sah man fast niemals mehr die Luft durchfliegen. Unsere Einnahmen waren gut, unser Ruhm war größer; so zogen wir weiter von Ort zu Ort, von Triumph zu Triumph.

„Und eines Tages, da ich wieder einmal vor dem Spiegel stand, nicht mich bewundernd, o wahrlich nicht, wohl aber den Pelz, da stieg mir eine heilige Sehnsucht ins Herz, mich meinem verlassenen Weibe in diesem Schmucke und in meinem Künstlerglanze zu zeigen: und ich war des sicher, ihre Seele mir zurückzuerobern.

„Der Gedanke ließ mich nicht wieder los. So bald als tunlich zog ich mit meiner Truppe in unsere Heimatstadt und kündigte dort eine Vorstellung an. Meinen dürren Namen Straube hatte ich längst in Strubani verwandelt: so konnte ich als Direktor ihr ein Freibillett schicken, ohne daß sie ahnte, von wem es kam, und wen sie zu bewundern ging; ich konnte sie ganz überraschen. Sie kam, sah, ich siegte.

„Nach der Vorstellung begab ich mich pelzgeschmückt in unsere alte Wohnung und bot ihr die Hand zur Versöhnung. Sie sank mir in den geöffneten Arm; wir waren versöhnt.

„Fortan blieb sie bei mir, wir verkauften unser Geschäft, und sie zog mit der Truppe weiter von Ort zu Ort; sie diente uns als Frisierdame und freute sich meiner Triumphe. Und der Pelz, der Pelz, er hat es ihr angetan. Er schützt mich wie ein Panzer vor allem Nörgeln und mürrischen Schelten, womit sie sonst mich bekümmerte: angesichts dieses Pelzes wagte sie keinen Tadel mehr. — Freilich, das durfte ich ihr niemals sagen, auf welche Art ich ihn leider gewonnen habe: mein Ansehen bei ihr wäre unwiederbringlich ver-

loren. Ihre hochtrabende Tugend würde wieder an den Tag treten und unser Glück verwüsten.

„Aber nun sehen Sie, Hochehrwürden: dieses düstere Geheimnis lastet auf meiner Seele; ich ertrug es nicht mehr, daß kein Mensch darum wußte. Ich erstickte in der Einöde meines nagenden Gewissens. Darum mußte ich mein Herz vor Ihnen erleichtern, — mag kommen, was will, und wär es das Zuchthaus. Könnte ich es meinem Weibe gestehen, längst wäre alles gut gewesen. Aber sie mit ihrer Tugend! Sie würde mich verstoßen, wie ich sie einst verließ; und das könnte ich nicht mehr ertragen. Ich bin gewohnt, mich von ihr bewundert zu sehen als Künstler und als Mensch; ihre Verachtung würde mich in den Abgrund stoßen. In den Abgrund der Reue, der Qual und des Schnapses.

„Darum flehe ich Sie an, ehrwürdiger Mann, sagen Sie meinem Weibe nichts von dieser Beichte. Denn Sie müssen wissen, Sie sollen sie sehen, sie begehrt nach einem geistlichen Tröster und wünscht das heilige Abendmahl zu empfangen. Und mein Wunsch ist, daß sie es von Ihnen empfange. Sie redet sich ein, bald sterben zu müssen. Schwachheit, dein Name ist Weib! Sie wird nicht sterben. Ich liebe sie, und ich kann sie nicht entbehren; wie sie versteht kein staubgeborenes Weib meinen Pelz zu behandeln noch mich zu frisieren. Sie darf nicht sterben, sie wird genesen um meinetwillen. Aber das Abendmahl und den geistlichen Zuspruch gönne ich ihr und flehe Sie an, Hochehrwürden, ihrer Bitte zu willfahren. Sie verdient es so sehr, sie ist immer ein tugendsam Weib gewesen.

„Und nicht wahr, edler Greis, mich werden Sie der grimmen Strenge des Gerichtes nicht überantworten, sondern mich schonen um meiner aufrichtigen Beichte willen und meinem unglückseligen Weibe zuliebe?“

Der Redner schwieg und machte eine Gebärde wie der antike betende Knabe. Dabei rannen die hellen Tränen ihm aus den Augen.

Der gute alte Pastor hatte schweigend, kopfschüttelnd, zuweilen lächelnd, im ganzen etwas verlegen dem seltsamen Menschen und seiner langen Rede zugehört; die ganze Art dieses pathetisch tuenden Gesellen war seinem einfachen Wesen nicht recht verständlich, stieß ihn heimlich ab. Und doch zwang wieder manches in dem abenteuerlichen Bericht ihm Teilnahme ab und selbst eine gewisse Rührung. Jetzt begann er mit einem Anflug von Schüchternheit vor dem pelzgeschmückten, redefertigen Manne:

„Mag der Herr richten nach seiner Langmut oder seinem Zorne. Ich fühle keine Pflicht, dem weltlichen Richter über ein halb verjährtes Vergehen Meldung zu tun. Vor Gottes Altar kann die Reue genügen, selbst ein Verbrechen zu sühnen. Lebte meine alte Freundin, sie würde selbst nicht anders entscheiden: sie würde Ihnen vergeben. Ja, sie würde sich freuen, daß sie auch ohne ihr Zutun und zu ihrem Schaden einen Menschen aus dem Sumpfe gerettet und seinem Weibe wieder zugeführt hat. — So aber freilich, da sie dahin ist, bleibt für mich doch ein Bedenken: darf ich eine Reue für vollwertig halten, die sich noch des Besitzes der geraubten Güter erfreut? Wem aber können Sie diese oder ihren Wert zurückerstatten, da die rechtmäßige Be-

sitzerin nicht mehr nach irdischem Gute verlangt? Ihren Erben, — das will wenig besagen, da sie leibliche Kinder oder auch nur nahe Verwandte nicht hinterlassen hat. — Ich setze voraus, Sie haben den ernsten Willen, sich des unrechten Gutes wieder zu entäußern —"

„O freilich, freilich," unterbrach ihn der Schauspieler mit einer hoheitsvollen Geste, „nur zwar nach meinen Kräften. Nur zwar diesen Pelz soll man mir nicht wieder abfordern, — das hieße meine Kunst, mein Leben und mich selbst zerstören. Aber seinen Wert will ich ersetzen und den der anderen entliehenen Sachen. Bei Heller und Pfennig. Dieses Pelzgewand wird von Kennern auf hundert Taler geschätzt; etwa dreimal so viel waren die übrigen Sachen wert, obgleich ich sehr viel weniger dafür empfangen habe. Ich will das alles zurückbezahlen, vierhundert bare Taler; ich will, weil ich es kann, und ich kann es, weil ich es will. Für den Augenblick allerdings muß ich mich mit einer Teilzahlung begnügen, einer ersten Rate. Ich habe sie heute früh schon entrichtet; das Geld habe ich verwendet zu einer Ehrung jener trefflichen Dame, der ich das Unrecht einst angetan: ich legte ein Blumenarrangement auf dem Grabe nieder."

„Im Werte von einem halben Taler," dachte Rathke bei sich, vermied aber, es laut auszusprechen.

„Im gleichen Sinne, meine ich," fuhr der Komödiant fort, „ist auch der Rest der Summe am besten zu verwenden. Ich denke an ein Denkmal von Erz oder Marmor, ein Werk von begnadeter Künstlerhand. Und ich werde dem Schöpfer dessen als einem Bruder die Hand drücken. O, alle Künstler sind Brüder, alle Kunst wächst aus dem gleichen gottgesegneten Boden."

„Zum Glück nicht alle Kunst aus gestohlenem Pelzwerk," dachte der Pastor, fand das aber zu boshaft, es jenen hören zu lassen.

„Aber bitte," begann sein Gast wieder, „sagen Sie meinem Weibe nichts von der erhabenen Absicht. Sie versteht nichts von der Kunst und würde mich der äußersten Verschwendung zeihen. Sie weiß ja nicht und darf es niemals wissen, daß es eine schuldige Rückzahlung ist. Aber wenn Hochehrwürden die Gnade haben wollen, die arme, bresthafte Frau zu besuchen —"

„Es ist meine Amtspflicht," fiel der Pastor schnell ein, froh, das Gespräch mit dem hochredenden Menschen zu beenden, gegen dessen Art er nicht aufkommen konnte. Und er zog den Talar an und rüstete sich zu der heiligen Handlung aus. Er begleitete den Fremden zu dessen Quartier in einem Gasthause „mit Ausspannung", das unter den wenigen Herbergen des Städtchens die bescheidenste war.

Die kranke Frau lag in einem Dachkämmerchen mit schräger Decke; neben dem Bette hatten gerade noch ein zweites Lager aus Strohsäcken auf dem Erdboden, zwei Stühle und ein großer Tisch Platz; auf ihm standen einige dürftige Kochgeschirre, eine halb zerbrochene Waschschüssel, mehrere Medizinflaschen. Wenige geringe Kleider hingen an den kahlen Wänden herum. Alles sah nach dem äußersten Elend aus. Wer etwa den kostbaren Pelz in dieser Umgebung gesehen hätte, mußte wohl glauben, ein Prinz sei segenspendend in die Hütte der Armut niedergestiegen.

Der Schauspieler trat an das Bett, strich seiner Frau leise mit der Hand über das Haupthaar, faßte dann still ihre Rechte, und beide blickten einander innig, mit stummem Weh in die Augen. Der Pastor erkannte mit einem Blicke, daß zwischen den beiden eine große Zärtlichkeit herrschte.

Er sah aber auch alsbald, daß der bleichen, furchtbar verfallenen Frau der Tod aus den Augen sprach. Er nahm neben ihr auf einem der Stühle Platz und sprach einige tröstende, auf Hoffnung deutende Worte, wie sie ihm in solchen Fällen geläufig waren. Der Gatte zog sich bescheiden ans Fenster zurück; den Pelz behielt er um und streichelte ihn gedankenlos mit zitternden Fingern.

Die Kranke hauchte mit schwacher Stimme dem Geistlichen ins Ohr:

„Ich möchte etwas sagen —, aber vor Ihnen allein, Herr Pastor. Bitten Sie ihn, hinauszugehen; aber sagen Sie nicht, daß ich es so wünsche; es könnte ihn kränken. Und er ist so schon so sehr zu bedauern."

Rathke entsprach ihrer Bitte und bedeutete dem Schauspieler, die vor dem Abendmahl nötige Beichte, wenn es auch keine katholische Ohrenbeichte sei, mache ein Alleinsein des Predigers mit dem Kommunikanten für eine kurze Weile wünschenswert. Jener gehorchte sofort; er ging, jedoch mit Tränen im Auge.

„Herr Pastor," begann die Kranke, als sie beide allein waren, „ich weiß, daß ich sterben muß. Und ich sterbe gern; nur daß ich das große Kind da im Leben allein lassen muß, macht mir Sorge und Kummer. Doch ist er jetzt auf gutem Wege, so närrisch er sich gebärdet mit dem Zeug, das er seine Kunst nennt, und worüber alle Leute lachen; das weiß ich ganz gut, und ich müßte ja wohl selbst lachen, wenn mir's nicht so weh täte. Aber es ist nun mal sein Spielzeug; wenn ein Kind seine Puppe hätschelt, lächeln wir wohl auch, aber für das Kind ist's die ganze Herzensfreude. Und was wichtiger ist: für ihn ist's trotz allem der richtige Weg, der einzige, auf dem er sich ehrlich — ich will nicht sagen ordentlich — durchschlagen kann. Mit einem verständigen Handwerk, das geht nicht; es ist nicht seine Schuld, er kann nicht anders, er hat die Unruhe im Blute; er braucht diesen fahrigen Unfug, sonst wird er liederlich und schlimmer.

„Das ist er früher gewesen, und ich bin mit schuld daran, daß er so geworden war. Ich begriff nicht, daß er für ein ruhiges Handwerk nun mal nicht geschaffen war und nicht für ein stilles häusliches Leben, daß es sein Blut war, nicht böser Wille, wenn er kein nüchterner, verständiger Hausvater wurde. Ich habe ihm scharf zugesetzt mit Keifen und Höhnen, Tag für Tag; ich meinte ihn damit bessern zu können und habe es nur zehnmal schlimmer gemacht. Die Natur läßt sich nicht besiegen.

„Das Ende war nur, daß ich ihn ganz aus dem Hause trieb und ihn für eine Zeitlang beinahe zum schlechten Kerl machte, der sich als Lump im Lande umhertrieb.

„Ich verstand ihn nicht, weil ich so anders bin. Ich habe die Stille gern und die gleichmäßige Arbeit. Mir war immer dies Herumziehen mit dem Komödianten schrecklich, aber ich mußte es tun, um ihm doch ein bißchen

ein Halt zu sein und ihm auch ein bißchen die Kleider zu flicken; wer tat das denn sonst? Und am allermeisten, weil ich ihn zu lieb hatte, trotz all seiner Faxen. Sauer ist's mir von Herzen geworden; mir war das alles greulich. Aber es war mir zur Buße. Alle Menschen können nicht gleich sein, das hab ich nicht bedacht; jede Sorte hat ihr Recht.

„Und er kann das Tadeln und Schelten nicht vertragen, er war's nicht gewöhnt. Seine Eltern haben ihn verzogen, weil er ein hübsches und aufgewecktes, drolliges Kind gewesen ist; in der Schule ist er immer der Beste gewesen und hat nur Lob von den Lehrern bekommen. Das ist ihm ein bißchen zu Kopfe gestiegen. Er ist auch ein kluger Mensch auf seine Art; er kann so stolz reden: und das bewundern viele Leute, und er läßt sich so gern bewundern. Und ich war die einzige, die ihn immerfort mit ihrem Nörgeln quälte. Da hat er mich am Ende verlassen. Und das war meine große Schuld, und ich hab viel drum geweint, denn ich hatte ihn so lieb.

„Aber er ist wiedergekommen und nannte sich Theaterdirektor — o du lieber Gott! —, und er kam mit diesem Pelz. Bitte, Herr Pastor, beugen Sie sich noch ein bißchen näher an meinen Mund, das Sprechen wird mir sauer, und ich hab Ihnen etwas Schreckliches zu sagen. So, ich danke Ihnen herzlich. Zu Ihnen hab ich so großes Vertrauen, die Leute hier reden so Gutes von Ihnen, und ich seh's noch mehr in Ihren Augen und fühl's an Ihrer Hand, daß Sie nichts weiter sagen werden von dem, was ich Ihnen erzählen muß, und werden meinen armen Mann nicht ins Unglück bringen. Und dem dürfen Sie am allerwenigsten etwas sagen, daß ich von diesen Dingen weiß. Versprechen Sie mir das?"

„Ich verspreche es heilig," erwiderte Rathke mit Tränen im Auge, und streichelte die armen, hageren Hände der Kranken.

„Sehen Sie," fuhr diese, anfangs noch zögernd, fort, „der schreckliche Pelz hat mich gleich in heftige Angst und nachher in bitteren Kummer gebracht. Denn ich wußte vom ersten Augenblick, mit rechten Dingen konnte es dabei nicht zugegangen sein. Ein solches Prachtstück bei dieser Schmiere! Er selbst sprach davon als von einem Geschenk, das ihm eine alte Dame aus Begeisterung für seine Kunst gemacht habe. Manches andere hätte ich allenfalls geglaubt, dieses am allerwenigsten. Ich verstehe mich nicht auf Kunst: aber daß diese Sorte höchstens dumme Bauern, aber keine alten Damen täuscht und auch keine jungen, das weiß ich sehr gut.

„Ich hatte auch eifersüchtige Gedanken — Gott, das wäre noch der günstigste Fall gewesen! — aber diesen Irrtum erkannte ich bald. Auf langen Umwegen, durch Lauschen und Lauern auf seine ausgeschmückten Berichte erforschte ich den Namen einer Frau Kapitän Dühring, die seine Verehrerin und Wohltäterin sein sollte, in hiesiger Stadt wohnhaft. Ich fand keine Ruhe, bis ich von Anklam her, als wir einmal wieder dort spielten, die kurze Reise hierher gemacht hatte. Ich führte mich unter einem Vorwande bei der Köchin der alten Dame ein und fand sie zum Glück gesprächig. Es wurde mir nicht schwer, das Gespräch auf Landstreicher, Bettler und solches Volk zu lenken; denn das hatte ich längst herausgebracht, daß mein Mann eine Zeitlang

nichts Besseres gewesen war. Und da hörte ich denn bald, was ich wissen wollte, und was zu hören mir doch das schrecklichste war. Mehr kann ich nicht sagen, Herr Pastor, — es tut mir zu weh.

„In langen Sorgen hab ich gesonnen, wie ich's gut machen sollte, wie seine Schuld zu tilgen sei. Ihn selbst durfte ich nicht merken lassen, was ich wußte: er würde mein Wissen von seiner Schande nicht ertragen und mich sicherlich abermals verlassen haben. Und wahrscheinlich wäre er abermals zum Lumpen geworden und dann vielleicht unrettbar. Auch den Pelz mußt ich ihm lassen; ich hatte es längst heraus, daß der für ihn einen Talisman bedeutete, einen Beschützer vor sich selbst und einen Blender für andere.

„So blieb denn nichts übrig, als das Geld zusammenzusparen, um den Wert zu ersetzen. Das war ein unendlich schweres und langes Stück Arbeit. Auf hundert Taler wurde das Ding geschätzt. Ich mußte darben und mich schinden über alles Maß — und immer heimlich vor ihm, er durfte nichts merken, ich mußte die Satte und Zufriedene vor ihm spielen.

„Aber ich konnte mein Ziel nicht erreichen; knapp die Hälfte, achtundvierzig Taler, habe ich zurückgelegt, und meine Kräfte sind erschöpft. So gedachte ich denn, als wir hierher gingen, mich der alten Frau Kapitän zu Füßen zu werfen und ihre Gnade und Verzeihung auch so zu erflehen. Und nun denken Sie meinen Schreck, als ich hier höre, sie ist tot. Und ich hörte auch, daß Sie Ihr Freund gewesen seien; darum bat ich Sie, zu kommen.

„Aber wohin nun mit dem Gelde? Wissen Sie einen Rat, Herr Pastor? Soll ich es den Erben einhändigen? Aber die dürfen doch nicht erfahren, wofür es die Bezahlung ist. Nun ja, vielleicht einfach: eine alte, vergessene Schuld. Loswerden muß ich das Geld; es brennt wie Feuer in meiner Hand. Ich muß meinen Mann loskaufen von der Schande, wenn auch niemand von ihr weiß als ich und er und nun Sie als mein Vertrauter, der Sie nichts verraten werden. Ich muß meinen Mann vor mir selber reinigen; ich gehe dann leichter in den Tod, in den ich mich ergeben habe. Einige Wochen oder Tage mag es ja noch dauern — dann ist's zu Ende. Der Pelz muß ihm rechtmäßig gehören; dann wird er auch ohne mich mit all seinen kleinen Narrheiten als ehrlicher Mensch weiter durchs Leben gehen; das ist alles, was ich noch zu wünschen habe. Und wenn ich im Jenseits die alte Frau treffe, will ich sie bitten, ihm den Rest zu erlassen. Denn sehen Sie, er bringt's doch niemals zusammen, so gern er gewiß möchte, das große Kind!"

Den alten Rathke ergriff eine Rührung, da er an Tante Fritzchen im Jenseits gemahnt wurde, die sich doch nur zu schlafen gewünscht hatte; und er sprach mit einem still feierlichen und doch freundlichen Ernste:

„Machen Sie sich hierüber keine Sorge mehr, gute Frau. Ich habe Tante Fritzchens — so nannten wir die Frau Kapitän — ich habe ihre letzten Worte und Meinungen empfangen, ich war ihr eng befreundet seit langen Jahrzehnten und glaube sie zu kennen bis in geheime Falten ihres goldenen Herzens hinein. So darf ich mich wohl berechtigt halten, an ihrer Statt ihre Meinung und Entscheidung in diesem seltsamen Falle zu geben, als ob sie selber lebendig vor Ihnen säße.

„Ich will Ihnen etwas verraten: Ihr Mann hat zu mir vor kurzem das Verlangen geäußert, von künftigen Ersparnissen ihr ein Denkmal von Stein oder Erz zu setzen. Jawohl, er ist Phantast; und ich bin mit Ihnen der Ansicht, daß er in seinem Leben nicht zum Sparen gelangen wird.

„Aber das Denkmal ist auch nicht nötig. Tante Fritzchen hat sich längst ein viel besseres Denkmal gesetzt in vieler Leute Herzen. Und nun noch zu den vielen das schlechteste nicht in Ihrem Herzen, gute Frau, und dem Ihres Mannes. Und grade dieses würde sie besonders freuen, wenn sie davon wüßte. Und sie würde sprechen — ich verbürge mich feierlich dafür —: „Dieser Pelz war mein freies Geschenk an den armen, verkommenen Menschen; er ist nichts schuldig. Ich war reich, und er war arm und in Gefahr, unterzugehen; ich war verpflichtet, ihm zu helfen. Er hat mir gedankt, so gut er irgend konnte: dadurch, daß er ein anderer Mensch geworden ist. Denn das allein war der Sinn meiner Gabe. Und so soll er denn auch das von seiner Frau so mühsam gesammelte Geld behalten; es kann ihm eine Stütze sein, daß er gut und rechtschaffen bleibe, auch in dem schwierigen und bedenklichen Berufe, den er sich erwählt hat. Er gehört wohl zu den Naturen, die Elend und Mißachtung nicht zu ertragen verstehen, in leidlichem Glück aber sich aufrecht erhalten. Und das ist auch eine Tugend, die wieder anderen nicht gegeben ist. Nicht verdorben ist er von Hause aus, aber zu schwach, harte Lasten zu tragen. Wir wollen ihm helfen, aufrecht zu bleiben.

„Das, beste Frau, ist ganz gewißlich Tante Fritzchens genaueste Meinung. Es ist alles gesühnt, was hier gefehlt worden, durch Ihre Treue, durch Ihres Mannes ehrliche Bußfertigkeit und durch die Güte und Weisheit meiner alten Freundin. Sie können leben oder sterben in Vertrauen und in Frieden."

Die arme Frau küßte, still hinweinend die Hand des alten Pastors, und er rüstete sich ernst, ihr das Abendmahl zu reichen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Das gemeinsame Vorgehen Englands, Deutschlands und Italiens in der Venezuela-Angelegenheit ist von englischen Staatsmännern in charakteristischer Weise erläutert worden. In Sheffield hielt der Parlamentsunterseketär des Auswärtigen, Cranborne, eine Rede, in der er vor allem betonte, daß die Politik der englischen Regierung durch den Entschluß bestimmt worden sei, die Interessen englischer Untertanen zu verteidigen. Cranborne hob hervor, daß es sich nicht um ein Bündnis bei dem Zusammenwirken mit Deutschland handle, daß dieses jedoch nicht im Stiche gelassen werden dürfe, nachdem eine gemeinschaftliche Aktion vereinbart worden sei. Auch der englische Generalpostmeister Austen Chamberlain hat sich in Birmingham in demselben Sinne geäußert, indem er davon ausging, daß die gegen die englische Schiffahrt und englische Staatsbürger in Venezuela verübten Gewalttaten es nötig gemacht haben, Genugtuung zu verlangen. Nach dieser Darstellung hat der englische Minister des Auswärtigen, Lord Lansdowne, dem deutschen Botschafter in London, Grafen Metternich, als dieser im Juli 1902 an ihn mit einer bezüglichen Anfrage herantrat, erklärt, Großbritannien sei entschlossen, Genugtuung zu suchen, und bereit, gemeinsame Maßregeln mit Deutschland zu vereinbaren, um Abhilfe zu erlangen. Aus einem früheren englischen Blaubuche geht überdies hervor, daß bereits geraume Zeit vorher von englischer Seite bei Deutschland eine allgemeiner gehaltene Anregung im Sinne eines Zusammenwirkens in Venezuela erfolgt war.

Es empfiehlt sich, auf diese Tatsachen, sowie auf die authentischen Kundgebungen englischer Staatsmänner mit besonderem Nachdrucke hinzuweisen, weil nicht bloß in französischen und amerikanischen Blättern, sondern auch in einem Teile der englischen Presse durchaus irrtümliche Darstellungen über die von Deutschland ergriffene Initiative verbreitet wurden. Blätter wie der Pariser „Temps" schrieben sogar dem deutschen Kaiser eine Rolle zu, die diesem um so mehr fern gelegen hat, als er mit Recht annimmt, daß private Geldforderungen gegenüber einem fremden Staate an und für sich nicht geeignet sind, ohne weiteres ein Einschreiten mit militärischen Machtmitteln zu begründen. Auf Grund zuverlässiger Mitteilungen darf denn auch betont werden, daß der Vorschlag, den Schiedsgerichtshof im Haag mit der Entscheidung der Differenzen zwischen den deutschen Gläubigern und Venezuela zu betrauen, bereits im Juli 1901 von deutscher Seite gemacht worden ist. Präsident Castro erachtete es aber nicht einmal für angemessen, den deutschen Vorschlag zu beantworten.

Dieser Punkt muß auch deshalb hervorgehoben werden, weil von französischen Organen ohne jeden stichhaltigen Grund behauptet worden ist, Deutschland und England hätten von Anfang an den Haager Schiedsgerichtshof geflissentlich umgangen. Hierzu kommt, daß von amerikanischer Seite später angeführt wurde, die Idee, einen solchen Schiedsspruch herbeizuführen, sei zuerst von Staatsmännern der

Union „suggeriert" worden. Dies ist so wenig zutreffend, daß in den am 23. Dezember 1902 von den Regierungen Deutschlands und Großbritanniens übermittelten Noten, in denen an erster Stelle der Präsident der Ver. Staaten um seinen Schiedsspruch ersucht wurde, gleichzeitig für den Fall der Ablehnung auf den Schiedsgerichtshof im Haag als entscheidende Instanz Bezug genommen wurde.

Inzwischen hatte der Präsident der Republik Venezuela den bei dieser beglaubigten Gesandten der Union, Bowen, mit seiner Vertretung bei den in Washington geführten Verhandlungen mit den Repräsentanten der Blockademächte, zu denen auch Italien gehört, betraut. Hiernach mußte angenommen werden, daß Castro, um die Blockade rascher beendet zu sehen, den Gesandten Bowen mit weitgehenden Vollmachten versehen habe, so daß eine Lösung des ganzen Konflikts, unter Verzichtleistung auf eine Entscheidung des Schiedsgerichtshofes im Haag, bereits in Washington erfolgen konnte. Dies entsprach sicherlich am besten der in Amerika viel verbreiteten Auffassung, wonach der Streit nach Möglichkeit lokalisiert bleiben sollte. Überdies stand es mit der Aufgabe des Gesandten Bowen als Bevollmächtigten Venezuelas besser im Einklange, selbst und unmittelbar bei der Erledigung der Streitfrage wirksam zu sein. Nicht Deutschland, Großbritannien und Italien trugen daher Bedenken gegen eine Entscheidung des Haager Schiedsgerichts, sondern in Venezuela und in den Ver. Staaten regten sich zugleich Empfindlichkeiten sowie Besorgnisse, die insbesondere durch die bei einer solchen Erledigung notwendig werdende Verzögerung hervorgerufen wurden.

Freilich war die Aufgabe, die der Minister Bowen sich gestellt hatte, ungemein schwierig. Zunächst konnte in Washington nicht gemeinsam mit den diplomatischen Vertretern Deutschlands, Englands und Italiens verhandelt werden; vielmehr ergab sich aus der Verschiedenheit der Forderungen die Notwendigkeit, mit jedem dieser Vertreter besondere Verhandlungen zu führen. Wichtig war andererseits für Venezuela die beschleunigte Aufhebung des Blockadezustandes, der, abgesehen von der Lähmung des Verkehrs, bedenkliche Verwicklungen herbeiführen konnte, wie durch die von venezolanischer Seite verschuldete Beschießung des Forts San Carlos erhärtet worden ist. Die beteiligten europäischen Mächte wiederum konnten auf die Blockade nicht verzichten, solange ihnen nicht für bestimmte und unbestreitbare Forderungen ausreichende Garantien gewährt worden waren.

Hauptsächlich entbrannte der Streit dann um die Prioritätsfrage. Die Republik Venezuela hatte die Verletzung der wohlerworbenen Rechte ihrer Gläubiger in ein förmliches System gebracht. Beinahe alle europäischen Staaten wurden in Mitleidenschaft gezogen, und die Ver. Staaten waren ebenfalls beteiligt. Frankreich hatte auch bereits ein Abkommen getroffen, und die französische Regierung stellte sich auf den Standpunkt, daß die Bestimmungen dieses Abkommens nicht verletzt werden dürften. In Wirklichkeit hatten die Blockademächte einen solchen Eingriff in fremde Rechte durchaus nicht beabsichtigt, wohl aber entstand die Frage, ob diese Mächte, welche die Exekution ins Werk gesetzt hatten, nicht auch befugt wären, abgesehen von den mit einem begründeten Vorrecht ausgestatteten Forderungen, für ihre eigenen die Priorität zu beanspruchen.

Des weiteren bezogen sich die Verhandlungen der Vertreter der Blockademächte mit dem Repräsentanten Venezuelas auf die Art und Weise der Abfindung der verschiedenen Gläubiger aus den Erträgen der Zollverwaltung Venezuelas. Die Vertreter der Mächte sollten jeder für sich ein besonderes Protokoll unterzeichnen, während in einem gemeinsamen Protokoll die Aufhebung der Blockade festgesetzt werden sollte. Wie in allen Stadien der Venezuela-Angelegenheit wurde auch bei Gelegenheit der Verhandlungen in Washington der Versuch gemacht, Beunruhigung zu verbreiten und Mißtrauen zwischen England, Deutschland und Italien zu säen. So hieß es, Großbritannien widersetze sich den Bestrebungen seiner Verbündeten auf Erlangung der Vorzugsbehandlung. Hinzugefügt wurde noch, daß Deutschlands und Italiens Haltung in der Frage dieser Vorzugsbehandlung wohl der

Abneigung beider Staaten gegen die Anrufung des Haager Schiedsgerichts zuzuschreiben sei. Wiederum ist es ein englischer Staatsmann, der Minister für Indien, Hamilton, der in Bradford alle Phantasien über die angeblichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Deutschland und England widerlegt hat. Nachdem er auf die Gemeinsamkeit der Interessen der beiden Mächte bei ihren Entschädigungsansprüchen gegenüber Venezuela hingewiesen hatte, erklärte er ausdrücklich: „Die deutsche Regierung hat in dieser ganzen Angelegenheit mit vollkommenem Takt und vollkommener Schicklichkeit gehandelt." Der englische Premierminister Balfour hat dann in einer am 13. Februar in Liverpool gehaltenen Rede angekündigt, er habe vom Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Marquis of Lansdowne, die Mitteilung erhalten, daß alle Schwierigkeiten hinsichtlich der Venezuelafrage beseitigt, das deutsche und das englische Protokoll angenommen worden seien. Balfour fügte hinzu, daß jetzt kein Hindernis mehr für die endgültige Regelung der Angelegenheit in absehbarer Zeit bestände. Der englische Premierminister unterließ nicht, in seiner bemerkenswerten Rede zu betonen, eine Einigung mit Deutschland über ein gemeinsames Vorgehen sei das vernünftigste Mittel zur Erzwingung ihrer Forderungen gewesen. Die Legende, wonach ein Bündnis mit Deutschland hinsichtlich der Venezuelafrage während des Besuches des deutschen Kaisers in England zustande gekommen sei, bezeichnete Balfour als eine lächerliche Erfindung. Der Unterzeichnung der Protokolle wird die Aufhebung der Blockade folgen und der Schiedsgerichtshof im Haag mit der Entscheidung über die besondere Behandlung der dann noch übrigen Forderungen Deutschlands, Englands und Italiens betraut werden.

Die marokkanische Frage drohte eine Zeitlang sich ernsthafter zu gestalten. Wäre der regierende Sultan in der Tat durch den Aufstand besiegt und verdrängt worden, so hätte sich nicht absehen lassen, ob auf die Dauer Ruhe und Ordnung aufrechterhalten worden wären. Dann lag aber die Gefahr vor, daß die zunächst beteiligten Mächte, Frankreich, England und Spanien, auf dem Plane erschienen, um ihre eigenen Interessen zu wahren. Deutschland hat keine politischen, sondern nur Handelsinteressen in Marokko. „Nous n'avons pas pignon sur la Méditerranée," so faßte ein ausgezeichneter deutscher Staatsmann Deutschlands Politik zusammen. In Frankreich regten sich andererseits früher bereits Besorgnisse, daß Großbritannien einen Handstreich in Tanger versuchen könnte. Sollte es damit zusammenhängen, daß unter der Ägide der französischen Regierung Pariser Banken dem Sultan von Marokko eine Anleihe im Betrage von 7½ Millionen Frank gewährt haben, für deren Zinsen die Zolleinnahmen im Hafen von Tanger haften würden? Ausgeschlossen ist, daß auf diese Weise etwa eine französische Besitzergreifung Tangers vorbereitet werden könnte, da Großbritannien unter allen Umständen den Schlüssel zur Straße von Gibraltar nicht einer anderen Mittelmeermacht überlassen würde. Wohl aber könnte in Frankreich das Bestreben maßgebend gewesen sein, in Tanger Rechte zu erlangen, durch die eine englische Okkupation dieses strategisch wichtigen Punktes erschwert wird.

Über Frankreichs Bestrebungen am Mittelländischen Meere sind in diesen Tagen erst Aufschlüsse erteilt worden, die sich in dem vom Deputierten Etienne Flandin über das „budget des protectorats" erstatteten Berichte befinden. Da in jüngster Zeit stets nur Frankreich, England und Spanien als die in Marokko interessierten Mächte bezeichnet wurden, konnte es den Anschein gewinnen, als ob die Mittelmeermacht Italien dort völlig ausgeschaltet worden wäre. Man weiß, daß Italien bei der Annäherung an Frankreich sich dessen Verzichtleistung auf Tripolis gesichert, dagegen selbst seine Neutralität in Marokko als Äquivalent gewährt haben sollte. Nun aber heißt es in dem angeführten Bericht: „Wir glauben nicht, daß wir die Hypothese der Nachbarschaft Italiens in Tripolis ins Auge fassen dürfen. Wie sehr wir auch die Bande herzlichen Einvernehmens zu befestigen wünschen mit einer Nation, zu der uns zugleich die Verwandtschaft der Rasse und die Erinnerung an dasjenige, was wir für das Erringen ihrer Unab-

hängigkeit getan, hinzieht, können wir doch nicht vergessen, daß Italien in Tripolis bedeuten würde, daß diese Macht in das Herz des dunklen Erdteils einzudringen sowie Tunesien zu bedrohen vermöchte."

An Deutlichkeit läßt diese Sprache nichts zu wünschen übrig. Italien glaubte, wenigstens theoretische Ansprüche auf Tripolis zu haben, und nun stellt sich heraus, daß selbst solche platonische Verheißungen Anfechtung erfahren. Der Deputierte Etienne Flandin ist freimütig genug, an das Abkommen zu erinnern, indem er fortfährt: „Nicht einen Augenblick können wir zulassen, daß unserer Diplomatie unter dem Vorwande, die Freiheit unserer Bewegungen im Westen unserer algerischen Besitzungen zu sichern, die Unvorsichtigkeit begehe, an unserer östlichen Grenze die Nachbarschaft eines im Verfalle befindlichen Reiches durch die unmittelbare Nachbarschaft einer aktiven, militärischen europäischen Macht zu ersetzen, die ein unternehmendes Mitglied der Tripelallianz ist. Sollte aber nicht schon die Besorgnis vor einer solchen Eventualität, für wie wenig wahrscheinlich wir sie auch erachten mögen, ein Grund mehr für uns sein, um uns die Ausdehnung der französischen Kolonisation in Tunesien gegenwärtig als eine bedeutsame Frage des nationalen Interesses ansehen zu lassen?"

Die Freiheit der französischen Bewegungen im Westen der algerischen Besitzungen, das heißt in Marokko, soll also von Italien in keiner Weise gestört werden; dagegen soll Frankreich nicht dulden, daß die Italiener sich in Tripolis festsetzen. Hiernach muß das ganze italienisch-französische Abkommen, insofern italienische Interessen dabei in Betracht kommen, illusorisch erscheinen. Bezeichnend ist, daß der Bericht von Pariser Blättern analysiert wird, ohne daß Kritik in der Richtung geübt wird, daß die Verwahrungen des Deputierten Flandin durchaus nicht im Einklange mit den früheren Versicherungen stehen. In der italienischen Presse wird ein solcher Widerspruch um so lebhafter erörtert werden, da mehrfach bereits berufene Stimmen sich in dem Sinne vernehmen ließen, daß Italien bedeutsame Interessen in Marokko habe, die nicht geopfert werden dürften, um einem Schattenbilde nachzujagen. Tripolis ist eben noch türkisches Eigentum, auf das der Sultan sicherlich nicht freiwillig verzichten wird.

Die Reise des englischen Kolonialministers Chamberlain nach Südafrika hat sich durchaus nicht zu einem Triumphzuge gestaltet. Weder ist es ihm gelungen, bei den Boeren in versöhnlichem Sinne zu wirken, noch haben seine Verhandlungen mit den „Rand Lords" zu befriedigenden Ergebnissen geführt. Bei einer Zusammenkunft, die Chamberlain am 6. Februar mit Dewet und anderen Delegierten der Boeren hatte, kam es zu lebhaften Auseinandersetzungen, da Dewet die englische Regierung beschuldigte, die Friedensbedingungen von Vereeniging verletzt zu haben. Chamberlain lehnte dann die ihm angebotene Adresse ab und machte den Delegierten der Boeren Vorwürfe, weil sie den guten Glauben der englischen Regierung und seinen eigenen guten Glauben in Zweifel gezogen hätten. Hiernach sind die Erwartungen auf eine von der englischen Regierung zu gewährende Amnestie nicht allzu günstig, obgleich Lord Kitchener seinerzeit eine solche versöhnliche Politik in Aussicht gestellt hatte. Auch im übrigen fehlt es in Südafrika nicht an Schwierigkeiten. Dies gilt namentlich hinsichtlich der Arbeiterfrage in den Minendistrikten. Lionel Phillipps, einer der Grubenmagnaten, hat dem Kolonialminister erklärt, die Vertreter der Grubeninteressen in der Kriegsschuldfrage würden sich nur unter der Voraussetzung zur Entrichtung eines beträchtlichen Beitrags bereit finden lassen, daß die Regierung in der Arbeiterfrage sich entgegenkommend erwiese. Tatsache ist, daß es in den Grubenbezirken an Arbeitern fehlt. Von der Einführung weißer Arbeiter aus dem Mutterlande kann nicht die Rede sein, obgleich während des Krieges Südafrika als ein gesegnetes Land für die englischen Arbeiter bezeichnet wurde. Die Grubenbesitzer verwahren sich auch mit aller Entschiedenheit dagegen, daß ihnen etwa die Hefe dieser Arbeiter zugeführt werde, während auserwählte Kräfte sich nicht bereit finden lassen werden, auszuwandern. Für diese

müßte der Lohn so hoch bemessen werden, daß die Unkosten sehr wachsen würden. Auch von der Einführung chinesischer oder indischer Arbeiter ist abgesehen worden im Hinblick auf die Vereinigten Staaten und Australien, Länder, die jetzt die größte Mühe haben, sich der „gelben Gefahr“ zu erwehren. So bleibt denn im wesentlichen das einheimische Element übrig. Die Kaffern eignen sich auch für die Arbeit in den Grubenbezirken; nur fehlt ihnen die Arbeitslust, zumal sie für ihren Lebensunterhalt sich mit wenig begnügen. Die Schwierigkeit der Rekrutierung dieser Arbeiter muß daher gelöst werden, und es ist charakteristisch, daß die Grubenbesitzer hier für einen Zwang eintreten, der hart an Sklaverei streift. Dagegen regt sich nun das Gewissen der englischen Nation, während in Südafrika selbst manche Interessenten durchaus nicht abgeneigt wären, die Kaffern durch List in die compounds zu locken, wobei auch der früher dort verpönte Alkohol eine wichtige Rolle spielen soll.

Der beunruhigenden, aber seitens der Pforte bestrittenen „Figaro“-Meldung einer Mobilisierung der türkischen Armee gegenüber darf nach wie vor gehofft werden, daß es den vereinigten Bemühungen der europäischen Mächte gelingen wird, den Ausbruch eines Aufstandes in Macedonien zu verhüten. Die sicherste Bürgschaft für eine solche friedliche Lösung bietet das Verhalten Rußlands. Bereits vor längerer Zeit hat Kaiser Nikolaus II. durch den russischen Botschafter in Konstantinopel, Sinowieff, dem Sultan durchaus freundschaftliche und friedliche Versicherungen übermitteln lassen, indem er zugleich zu Reformen in Macedonien riet, durch deren Verwirklichung die dort bestehenden Übelstände beseitigt, die Souveränetätsrechte des Sultans aber nicht berührt werden sollen. In maßgebenden Kreisen wird denn auch daran festgehalten, daß zwar die macedonischen Komitees nichts unversucht lassen werden, um Beunruhigung hervorzurufen, daß jedoch die türkische Regierung, den maßvollen Ratschlägen Rußlands und der anderen Mächte Folge leistend, durch eine durchgreifende Reformpolitik den Ruhestörern ein Paroli biegen wird.

Rudolf Delbrück ist in der Nacht zum 1. Februar aus dem Leben geschieden. Obgleich er bereits am 1. Juni 1876 seine Entlassung aus dem Reichsdienste erhielt und später nur noch eine Zeitlang als Mitglied des Reichstages seine umfassende Sachkenntnis in den Dienst des öffentlichen Wohls stellte, weisen doch auch heute mannigfache Einrichtungen des Reiches die Spuren der ersprießlichen Wirksamkeit des Staatsmannes auf, der Jahre hindurch als die rechte Hand des Fürsten Bismarck bezeichnet wurde, bis Meinungsverschiedenheit in den wirtschaftlichen Fragen die Trennung herbeiführte. Doch war in den eigentlich entscheidenden Jahren Delbrück der Leiter der gesamten inneren Reichspolitik. Wie er zur Zeit, da Bismarck in Versailles verweilte, die einleitenden Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten über ihren Eintritt in den Nordbund führte, wie er diese Verhandlungen dann in Versailles zum Abschlusse brachte, wie er die Verträge im norddeutschen Reichstage durchsetzte: das gehört der Geschichte an, in deren Annalen der Name Rudolf Delbrücks ehrenvoll verzeichnet steht.

Literarische Rundschau.

Biographische Denkmale.

Frohe Jugendtage. Lebenserinnerungen. Kindern und Enkeln erzählt von Rochus Freiherrn v. Liliencron. Leipzig, Duncker & Humblot. 1902.

Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius. Mit einem Bildnis in Kupferätzung. Berlin, J. Springer. 1903.

1. Ein Mann, dessen sichere Führung tausend und abertausend deutsche Biographien zu einem vielbändigen Ganzen, von keinem ausländischen Sammelwerk dieser Art übertroffen, vereint hat, durfte sich wohl vor anderen in unsrer mit allerlei Memorabilien gesegneten Zeit fragen, warum er nach solcher Aufopferung für fremde Lebensläufe nicht auch einmal an seine eigene Vita denken solle. So hat Herr v. Liliencron neben der Ausrüstung eines großen neuen musikgeschichtlichen Unternehmens, das ihn braucht und den Achtziger im steten Arbeitsbedürfnis frisch erhält, ein ungemein reizvolles Büchlein geschaffen, für die Familie zunächst, doch weiten Kreisen zu willkommenem Genuß. Wir hören von einem englischen Gelehrten, daß er jeden Morgen die wackeren Lexikographen in sein Dankgebet gen Himmel einschloß, und zählen den Werkmeister der „Allgemeinen Deutschen Biographie" diesen Wohltätern bei. Aber auch wer keinen besonderen Grund zu solchen frommen Opfern hat, wer von Liliencrons durch zwei Menschenalter gediehenen philologischen, historischen, musikwissenschaftlichen, liturgischen Arbeiten gar nichts weiß, Männer und Frauen, alt und jung, wird diesen so anmutig vorgetragenen Erinnerungen des Lebenskünstlers mit heller Freude lauschen. Sie sind nicht gelehrter Natur, trotz des schlicht erbrachten Nachweises, wie aus einem Theologen und einem Juristen kraft innerer Notwendigkeit ein Germanist wurde, sondern sie geben ein erquickliches Menschenbild und verabschieden uns, wenn das Doppelziel des Berufes und des eigenen Herdes erreicht ist. Ungesagt bleibt, was der Professor in Jena, der Geh. Kabinettsrat Herzog Bernhard Erich Freunds in Meiningen, der rastlose Privatgelehrte in München, endlich der Propst zu St. Johann vor Schleswig erfahren und geleistet hat. Der Reiz und die Gewähr runder epischer Darstellung schwinden ja meist auf den weiteren Lebensstrecken, und mannigfache Rücksichten hemmen das Bekenntnis des Mannes. Frohe Jugendtage werden ohne selbstgerechte Bespiegelung oder elegisches Nachschmecken vergegenwärtigt. Von schleswig-holsteinischer Politik nur eben so viel, als für den größtenteils noch in windstillem Royalismus befangenen Adel Deutsch-Dänemarks jener alten Zeit zu wissen unerläßlich ist, ohne einen Ausblick auf späteren Umschwung und Umsturz oder gar auf den Tag, da der einstige Gast des Kopenhagener Hofes bei der Vermählung unseres Kaiserpaares mitwirkte. Das Buch ist ein kleines Kunstwerk durch die geschlossene Komposition, die Gabe knapper, lebendiger Charakteristik, den beschwingten Vortrag, nicht zuletzt durch die Würze des allerliebsten Humors, der uns gleich auf der Schwelle vor Aufschlüssen über die Vorfahren dieses nasciturus begrüßt und dann den allgemach siegreichen Kampf gegen den possenhaften Namensvetter Rochus Pumpernickel ver-

zeichnet. Pietätvoller Schilderung der geprüften Eltern folgen die Schuljahre in Preetz, Plön und Lübeck, die Studien in Kiel und Berlin und wieder Kiel, der Abschluß in Kopenhagen. „Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage, Und manche liebe Schatten steigen auf.“ Auch manches alte Original ist darunter. Zwei Fäden aber hat Herr v. Liliencron mit besonderer Andacht gesponnen: seine fruchtbare Neigung zur Musik und die Theaterpassion, die ihn flüchtig wohl an eine „theatralische Sendung“ wie den Wilhelm Meister hat denken lassen. Ein shakespearisierendes Trauerspiel durfte als Kraftpröbchen nicht fehlen, dessen Titel ich, obgleich ich es besitze, wie der Schöpfer verschweigen will. Der junge Musiker stellt mit seinen persönlichen Fortschritten allgemeine Geschmackswandlungen dar und macht uns im Hause Mendelssohn noch heimischer als im Hörsaal Schellings oder des Meisters Leopold Ranke. Liliencrons vertraute Beziehungen zur Bühne sind noch heute in Alt-Jena unvergessen, wo seine virtuose Leistung als Holbergs geschwätziger Barbier das akademische Parterre entzückte. Er, der — fast märchenhaft zu hören — die große Sophie Schröder als Isabella und den Mimen W. Kunst als Hamlet gesehen hat, besitzt das überaus seltene Talent, die flüchtige Darstellung in Worten festzuhalten: wie Frau Crelinger daheim, das Strickzeug senkend, den Monolog „Lebt wohl, ihr Berge“ rezitierte, wird hier für jede Johanna als klassisches Vorbild dargetan; ein Kabinettstückchen zeigt uns Frau Heiberg in einer stummen Episode der Holbergischen „Wochenstube“. Doch auch zum Nante Beckmanns und in tiefere Niederungen der Berliner Komik wendet sich das Gedenken des dem alten Kunstevangelium ergebenen, aber nirgend verstockten Theaterfreundes. Daß er neben diesen bunten Eindrücken und aller Musiklust sein Schifflein nach irrigen Kursen in den sicheren Hafen steuerte und, während über seinem Vaterhause dunkles Gewölk lag, sich mit einer noch heute maßgebenden Erstlingsarbeit die Sporen erwarb, ist ein starkes Zeugnis dafür, der junge Doktor und angehende Bräutigam habe nicht bloß das ihm früh und spät erteilte Prädikat „gut und liebenswürdig“, mag er's auch belächeln, sondern ebenso alle Rechtstitel für eine emporsteigende wissenschaftliche Tätigkeit aufzuweisen gehabt.

2. Diesem feinen Geplauder über einen Lebensabschnitt schließt sich nun das vom Sohn dem Vater errichtete Denkmal als ein großes, aus der Kindheit bis ins höchste Alter führendes Werk an, gegensätzlich durch seine keineswegs konziliante Geschlossenheit und einen pathetischen Grundton, verwandt nur durch die Harmonie der Persönlichkeit. Ernst Curtius hat seit den Schultagen, da er für Sammlungen zu Gunsten der Hydrioten einen Backenstreich empfing, bis an sein Ende als Philhellene gewirkt, des Lebensberufes von Haus aus sicher, durch die Vaterstadt Lübeck und die gläubige, humanistisch gebildete, vaterländisch fühlende Patrizierfamilie dafür begünstigt, auf der Universität vornehmlich durch den imposanten Otfried Müller in große Bahnen der Altertumskunde hingewiesen. Die für einen jungen deutschen Philologen ganz ungewöhnlichen Ereignisse, erst der mehrjährige griechische Aufenthalt als Hauslehrer bei Professor Brandis, dann die Berufung zum Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, erscheinen in diesem Leben, als hab es gar nicht anders sein können, unter dem Gesichtspunkt einer prästabilierten Harmonie, wie Curtius selbst sie als göttliche Fügung pries. Jener Aufenthalt entwickelte die schon bewußten Keime zu allen Früchten, die ihm später gereift sind: sein Meisterwerk über den Peloponnes, die „griechische Geschichte“, die „Baugeschichte Athens“' „Olympia“, die vielen gelehrten oder populären Abhandlungen und Reden. Die segensreiche Verbindung mit dem Königshause, die einem begeisterten und begeisternden Vortrag über die Akropolis entsprang, hat die Möglichkeit der Ausgrabungen in Olympia ergeben, was der zweite berühmte, vor fünfzig Jahren gehaltene Berliner Vortrag über diesen heiligen Boden trotz aller Wucht nicht vermocht hätte. Erst das Kaiserwort konnte die Nike und den Hermes aus dem Geröll des Alpheios rufen. Heute schmückt dieser Hermes zahllose deutsche Stuben, und Schapers Büste unseres Ernst Curtius, dessen edel geschnittenes Antlitz

solcher Ehrung wert ist, steht am klassischen Ort wie die eines Olympiasiegers. Sein ganzes Dasein war aus einem Gusse. Er hat niemals geschwankt, keinen erschütternden Bruch in seinen Grundfesten erfahren und alles von sich abgleiten lassen, was ihm gegen den Strich ging. Er wollte das nicht sehen, er sah es nicht. Seine wissenschaftlichen Überzeugungen waren ihm heilig wie religiöse. Als letzter frommer Erbe idealistischer Konstruktionen aus dem achtzehnten Jahrhundert hielt er am „echten" Hellenentum fest, ohne Nachgiebigkeit gegen moderne Auffassungen. Seine Persönlichkeit ist am besten von einer Frau dargestellt worden (Charlotte Broicher, Erinnerungen an Ernst Curtius. Berlin, Stilke. 1897), aber auch ohne diese intime schmiegsame Kenntnis konnte niemand die herrschenden Eigenschaften übersehen — karikieren vielleicht, wie es ein jüngst erschienener Briefwechsel tut. Männer und Frauen von sehr verschiedener Bildung und Tendenz haben diesen reinen Mann mit Ehrfurcht betrachtet, wenn er des Festredneramtes in der Aula priesterlich waltete, und im Hause dem ernsten oder launigen Wort des oft so Versonnenen mit Liebe gelauscht. Der strebenden Jugend ist selten eine solche Wärme gewidmet worden wie von Ernst Curtius. Er hat dafür die Treue seines engeren Kreises erfahren und ihr Auge, ihre Hand zu Hilfe rufen können, wenn ihn körperliches Leiden anfocht, dem er sich doch nie ergab. Die Welt, sein Glück preisend, wie er selbst es pries, vergaß darob schwere Heimsuchungen, wie er selbst sie vergaß; niemand aber, der es mit angesehen, wird je vergessen, mit welcher ihm ganz selbstverständlichen Überlegenheit der Achtzigjährige, fortschaffend, solange es Tag war, klag- und wortlos dem letzten Siechtum begegnete. „Ich fühle es als Beschimpfung, liegen zu sollen," rief er einem Besucher zu. Er hat sein Leben ausgelebt, sein Wirken vollendet. Athen und Olympia empfingen noch alles, was er zu geben hatte. Nie sah man ihn enthusiastischer, als da er die akademische Abhandlung „Paulus in Athen" schrieb, nie vielleicht mehr auf das Urteil der Freunde gespannter, weil hier die beiden in ihm völlig harmonischen höchsten Mächte, Griechentum und Christentum, in einem weltgeschichtlichen Brennpunkt an der teuersten Stätte zusammentrafen. Christ, Hellene, Patriot zu sein, war seine dreieinige Losung.

Ein Band von mehr denn 700 Seiten mit einem Bildnis aus später Zeit, dem manche vielleicht eine Wiedergabe des Gemäldes von Reinhold Lepsius vorziehen möchten, gibt uns die Autobiographie in Briefen und eingewebten Gedichten. Der Vater, eine Jugendfreundin, Bruder Georg, die beiden schwesterlichen Gattinnen, im letzten Abschnitt der zum vertrautesten Freund erwachsene Sohn, hinter dem nur wegen des übergroßen Reichtums die Tochter hier zurücksteht, erscheinen als Hauptempfänger; zahlreiche Blätter sind dem stets gleich offenen und herzlichen, beide Teile ehrenden Austausch mit dem Kronprinzen gewidmet. Diese Partien und die Fülle der athenischen Berichte, aus denen selige Wochen auf Naxos und die Kunde von Otfried Müllers jähem Hingang in Griechenland am höchsten emporragen, bilden die Gipfel. Es hat an kürzeren und längeren Exzerpten daraus in unseren Zeitungen nicht gefehlt; hoffentlich nur zur Aufmunterung, nach dem Anbiß das Ganze zu genießen. Man sehe, wie besonnen der patriotische, doch wenig realpolitisch angelegte Mann 1848 und 49 auf seinem schwierigen Posten im Hause des Prinzen von Preußen stand! Man lege neben seine hellenischen Ernten etwa auch die frischen, genrehaften, modern gestimmten Plaudereien Ludwig Steubs über das bayrische Athen. Curtius hat später noch mehrmals, mächtig schürfend, in seiner zweiten Heimat verweilt:

> Warmes Lüftchen, weh heran,
> Wehe uns entgegen!
> Denn du hast uns wohlgetan
> Auf den Jugendwegen, —

mit diesen Versen Goethes begrüßte Mommsen einmal in festlicher Stunde den Kollegen.

Die eigentliche Gelehrtenarbeit läßt unser leider ohne erklärende Zutaten gebliebenes Buch im Hintergrunde, doch führen Blätter an den Bruder in die stille Werkstatt des Göttinger und Berliner Professors. Georg Curtius ist endlich als alter König einer junggrammatischen Palastrevolution erlegen; Ernst wurde trotz leisen Stoßseufzern über „meine arme griechische Geschichte", und obwohl er nicht bloß in der kunstwissenschaftlichen Archäologie neue Pharaonen zum Regimente steigen sah, an seinen Überzeugungen und seinem Betrieb nicht irre. Die ungestörte Harmonie dieses Lebens besaß ihre schönste Schutzwehr in der Familie, denn niemals haben Mann und Weib, Eltern und Kinder eine innigere gemütliche und geistige Gemeinschaft aufrecht erhalten und an dem Segen des Hauses dankbare Gäste wärmer teilnehmen lassen, als es bei den Curtiern geschah. Frau Clara war eine ideale Professorin.

Erich Schmidt.

Graf Keyserling.

Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild. Aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen. Zwei Bände. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Außerhalb der Grenzen seiner baltischen Heimat ist der Name des im Jahre 1891 in hohem Alter verstorbenen Grafen Keyserling bisher wohl nur dem engeren Kreise seiner Fachgenossen, der Morphologen und Paläontologen, bekannt und vertraut gewesen; aber in Liv-, Est- und Kurland, in dem akademischen Viertel Petersburgs und selbst am russischen Kaiserhof, wer hat ihn da nicht gekannt und, was er bedeutete, nicht verständnisvoll empfunden? Früh durch zwingende Verhältnisse aus einer produktiven und noch reichere Erträge verheißenden wissenschaftlichen Tätigkeit herausgerissen, wandte er seine staunenswerte Arbeitskraft dem Landesdienst der Provinz Estland zu, wo ihm durch seine Heirat mit einer Tochter des russischen Finanzministers Cancrin ein ansehnlicher Güterbesitz zugefallen war, und vermochte durch die Macht seiner Persönlichkeit ein so reiches Maß von wohltätigen Reformen in den wirtschaftlichen und Rechtsverhältnissen des Landes durchzusetzen, daß man den Jahren, da er an der Spitze der Landesvertretung stand, eine ganz außerordentliche Bedeutung beimessen darf.

Mit dem Namen Keyserling ist aber auch dauernd die Glanzzeit der Universität Dorpat verbunden. Er ist sieben Jahre ihr Kurator gewesen, hat ihr durch ein von ihm entworfenes, von der Staatsregierung genehmigtes Statut ihre selbständige Existenz gesichert, hat ihr neue Kräfte zugeführt, ihr namentlich aber durch die eigene geistige Größe und die Erhabenheit seiner Lebensrichtung das ungewöhnliche Ansehen verliehen, dessen die Universität so viele Jahre sich erfreut hat.

Auch von Keyserling gilt das Wort, daß er mehr war als die Summe seiner Leistungen. Wer die beiden Bände seiner an Freunde, Fachgenossen, Eltern, Geschwister und Kinder gerichteten Briefe und seine Tagebuchauszüge, die uns nun vorliegen, gelesen hat, wird sie an Reichtum der Gedanken und Empfindungen und an Kunst der Darstellung selbst in den schlichtesten Briefen an Sohn, Tochter und Enkel den besten Werken unserer biographischen Literatur an die Seite stellen.

Die Keyserlings sind ein altes westfälisches Rittergeschlecht, das schon im 15. Jahrhundert nach Livland verschlagen wurde. Am berühmtesten unter ihnen ist der Freund Friedrichs des Großen geworden, sein „Césarion", dem er in einer ergreifenden Ode ein schönes Denkmal der Freundschaft gesetzt hat. Ein Vetter dieses Keyserling war der Präsident der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg und Gesandte in Polen, und dessen Sohn war ein intimer Freund Kants; die große Verehrung des Königsberger Philosophen vererbte sich von einer Generation

der Keyserlings auf die andere. Der Vater des Grafen Alexander Keyserling war Besitzer von Rautenburg in Ostpreußen und erwarb sich durch seine Frau auch kurländischen Güterbesitz. In Kurland ist sein Sohn im Jahre 1815 geboren und mit neun Geschwistern aufgewachsen, erzogen von seinem hochgebildeten Vater und einem ausgezeichneten, in Schulpforta gebildeten Lehrer, der seine Zöglinge bis zur akademischen Reife brachte.

Im Jahre 1833 bezog Alexander Keyserling die Universität Berlin, um zuerst Jurisprudenz zu studieren; sehr bald aber entschied er sich für die Naturwissenschaften. Damals schloß er mit dem schon seinem älteren Bruder bekannten Otto v. Bismarck einen Freundschaftsbund, der trotz jahrelanger Trennung bis an Keyserlings Tod die Probe bestanden hat. Sie haben in Berlin zusammen gewohnt, zusammen Englisch getrieben und viel über ernste Dinge, besonders über Religion, philosophiert, und oft hat Bismarck dem Klavierspiel seines Freundes gelauscht.

Wichtiger wird für Keyserling die Verbindung mit gleichgesinnten, hochbegabten Studiengenossen gewesen sein, dem Zoologen Blasius, dem späteren bedeutenden Pflanzengeographen Grisebach, den Begründern der Zellentheorie Schwann und Schleiden. Auch zu Johannes Müller trat er in Beziehung, und mit Alexander v. Humboldt wurden Verbindungen angeknüpft, die Keyserling wohl zu statten kamen, namentlich bei seiner Rückkehr nach Rußland.

Er machte mit Blasius eine Reise in die Karpathen und plante schon damals mit ihm die Herausgabe eines Werkes über die Wirbeltiere Europas, von dem auch der erste, für die klassifikatorische Systematik bahnbrechende Band im Jahre 1840 erschien.

Von großen wissenschaftlichen Erfolgen gekrönt waren ein paar Expeditionen, die Keyserling, zum Teil in Begleitung der berühmten Geologen Murchison und de Verneuil, in den Ural und das südliche Rußland unternahm. Das Ergebnis dieser Reisen war das später erschienene Werk der drei Gelehrten, das die Grundlage zur Kenntnis der Geognosie des Urals geboten hat. Eine andere Expedition führte Keyserling in das Innere des Petschoralandes, wo er das bis dahin ganz unbekannte Timangebirge entdeckte. Er lernte die Küsten des Eismeeres kennen, durchfuhr auf Schlitten die Mooswüsten der Samojeden und kehrte zu Ende des Jahres 1842, mit wissenschaftlichen Schätzen reich beladen, nach Petersburg zurück. Aber Petersburg war nicht der Boden, auf dem seine Zukunft lag; nach schwerem Kampfe entschloß er sich, einer sich ihm öffnenden glänzenden akademischen Laufbahn zu entsagen, um sich in die Einsamkeit des ihm zugefallenen estländischen Rittergutes zurückzuziehen. Freilich blieb er in steter Verbindung mit der wissenschaftlichen Welt des Ostens wie des Westens, erschien mitunter auch bei Hof und machte dazwischen auch den Reisemarschall der ihm freundschaftlich gewogenen, geistvollen Großfürstin Helene; aber nun nahmen ihn doch mehr als die idealen die rein praktischen Fragen der Landwirtschaft und die kritischen politischen Verhältnisse in der Provinz selbst in Anspruch. Er war bald der angesehenste Mann des Landes, Ritterschaftshauptmann und als solcher berufen, die Interessen nicht nur seines Standes gegenüber der Staatsregierung zu vertreten. Es ist unter anderem Keyserlings Verdienst, daß der estländische Bauer seine Pachtstellen kaufen durfte, daß sich überhaupt ein leistungsfähiger Bauernstand entwickelte, daß die materielle Lage des Landes gesundete und der durch den Krimkrieg verursachte Notstand überwunden wurde. Der durchdringenden Kraft und Klarheit seines Geistes wie seiner weisen Mäßigung verdankt diese nördlichste Ostseeprovinz außerordentlich viel.

Im Jahre 1862 berief ihn das Vertrauen Kaiser Alexanders II. zum Leiter des Schulwesens der Ostseeprovinzen und zum Kurator der Dorpater Universität. Mit Jubel wurde Keyserling begrüßt, und mit Tränen ließ man ihn sieben Jahre später ziehen. Es ist namentlich Keyserlings großes Verdienst, eine Anzahl hervorragender Lehrkräfte nach Dorpat berufen zu haben. Adolf Wagner, Ludwig Schwabe, Maurenbrecher, Wilmanns und viele andere wurden, wenngleich nur auf

wenige Jahre, für Dorpat gewonnen. Auch den alten Freund Schleiden berief er, doch konnte dieser glänzende Geist und ausgezeichnete Redner sich hier nur einige Monate behaupten.

Keyserling selbst war glücklich, wiederum an einen Mittelpunkt wissenschaftlicher Tätigkeit gesetzt zu sein und namentlich mit dem nach Dorpat übergesiedelten großen Biologen K. E. v. Baer intim verkehren zu dürfen; aber in seinen Briefen finden sich doch auch Stellen, die Enttäuschungen auszusprechen scheinen. Er schreibt seiner Tochter am 26. August 1864: „Ich versichere Dich, es ist viel Schein und Schaum in der Verstandeswelt, und deshalb ist es so erfrischend, sich mit stillen Pflanzen und dummen Tieren zu beschäftigen ... Die Geisteshöhen sind ernst und eisig, und der Hochmut, der uns hinauftreibt, hat etwas Dämonisches, Beethovensches."

Er selbst bot im Umgang mit den Professoren diesen mannigfache Anregung aus dem ungewöhnlich reichen Schatz seines Wissens, aber wohl immer in etwas zurückhaltender Weise. Den unwiderstehlichen Zauber seiner Unterhaltung will man namentlich in drei Eigenschaften gesehen haben: der Kunst, zu reden, zu hören und zu schweigen. Es konnte sich niemand mehr an den Verdiensten anderer freuen als er. So sind auch seine Briefe voll Anerkennung, voll Teilnahme für andere; milde im Urteil, wenn auch fest und stark in Überzeugungen. Auch seine äußere Erscheinung zwang zur Ehrfurcht: eine hohe, schlanke Gestalt, die sich, noch bevor das Alter über ihn kam, ein wenig gebeugt trug, hohe Stirn, die Augen voll Wohlwollens, das Haar schneeweiß.

Seiner amtlichen Bande ledig, kehrte Keyserling auf seine Güter und zu den alten Beschäftigungen zurück. Er ist von früh bis spät in Aktion. „Die Arbeit, die von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht, bleibt die Grundlage, und glücklich, wen edle Freundschaft dabei erfrischt." Er fühlte sich wohl im Schatten der Einsamkeit, widerstand auch jedem Versuche, ihn von neuem für den Staatsdienst zu gewinnen. Als Herr v. Mühler im Jahre 1872 entlassen wurde, soll Bismarck seinen alten Freund Keyserling als geeignetsten Kandidaten für das Amt des preußischen Kultusministers vorgeschlagen haben; er ist der Versuchung klug aus dem Wege gegangen.

Die vorliegenden Bände enthalten überhaupt viele außerordentlich interessante Mitteilungen über die vertrauten Beziehungen Keyserlings zu Bismarck. Zwanzig Jahre nach der Trennung hatten sie sich zuerst in Petersburg wiedergesehen, und von da ab blieben sie miteinander in lebhafter Verbindung. Bismarck erschien zum Besuch auf Keyserlings Gut, und Keyserling war zu wiederholten Malen Gast in Varzin und Friedrichsruh. Die Tagebuchaufzeichnungen über den Friedrichsruher Besuch im Frühjahr 1890 werden aber wohl mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen sein, da, wie die Herausgeberin selbst bemerkt, die Wellen damals noch zu hoch gingen und die Verbitterung sanftere Empfindungen im Augenblick zurückdrängen mußte. Wie aber Bismarck über den Jugendfreund dachte, beweist eine Äußerung, die er zu Keyserlings Sohne tat: „Ihr Vater war in meiner Jugend der einzige Mensch, dessen Verstand ich fürchtete." Für Keyserling war das Leben in Friedrichsruh eine für Gemüt und Geist anregende Zeit, der letzte Sonnenblick in seinem Leben.

In seinem Hause war es einsam geworden: Sohn und Tochter saßen am eigenen Herde, seine Frau war vor ihm gestorben. Er selbst arbeitete aber unermüdlich an neuen und alten Problemen, beschäftigte sich, wie auch sonst oft, mit religiösen Fragen, gab noch seine Forschungen über die Unsterblichkeitslehre im Alten und Neuen Testament heraus, versenkte in seinem unendlichen Drange nach Erkenntnis bis in die letzten Tage seines Lebens seinen Forscherblick in alle Tiefen des Naturlebens und hätte von sich sagen können, was Goethe einmal an Jacobi schreibt: „Ich suche das Göttliche in herbis et lapidibus."

Arend Buchholtz.

β. **Die Verbreitung der Tierwelt.** Von Dr. W. Kobelt. Gemäßigte Zone. Mit 12 Tafeln in Farbendruck und Autotypie, sowie vielen Abbildungen im Text. Leipzig, Chr. H. Tauchnitz. 1902.

Das Werk versucht mit einer gewissen behaglichen Breite ein Landschaftsgemälde der Tierwelt zu geben, ein Stoff, der heute, wenn auch noch nicht so dem Laien, doch dem Fachmann immer merkwürdiger wird. In der geographischen Verbreitung der heutigen Tierwelt steckt fast so viel Geologie wie in allen Versteinerungen der alten Erdschichten. Wenn von irgendwo, so ist von hier aus die nächste und größte Erweiterung der Entwicklungslehre zu erwarten. Dazu kommt der Reiz beständig wachsenden Materials, das sogar (besonders Innerasien beweist es) noch mit großen Überraschungen arbeitet. Es ist verdienstlich und lohnend, auch durch volkstümliche Darlegung weite Kreise für diese ebenso junge wie lebenskräftige Wissenschaft zu interessieren. Aber die Schwierigkeit steckt auch im wildströmenden Fluß der Dinge selbst. Popularisieren fordert immer zwanzig Schritte zurück, Ruhe, Sammeln. Momentphotographie gilt bei ihm weniger als irgendwo. Rechnen wir diese Notlage ein, so gibt Kobelt (der als Spezialforscher auf dem Gebiete der Molluskenkunde bewährt ist) ein reiches, in jeder Hinsicht anregendes Buch, aus dem sich eine Masse entnehmen läßt. Es häuft eine Unmenge Stoff an, zum Teil aus neuester Fachliteratur, die der Mehrzahl der Leser nicht zugänglich sein wird. Eigene Ideenzüge zu den großen Problemen bilden überall das Gerüst, und in diesem Sinne hat man das angenehme Bewußtsein, nicht ein zum Zweck hingeworfenes Buch zu lesen, sondern die Arbeit eines Mannes, der eine Fülle zur Sache auf dem Herzen hatte. Unsere Bedenken treffen nur einen gewissen Kompositionsmangel im ganzen, der allerdings gerade der Volkstümlichkeit Abbruch tun muß. Es ist, als hätte die letzte Feile bei übereilter Herstellung gefehlt. Die Anordnung bleibt unklar, wie wenn die Kapitel mehrfach unabhängig voneinander geschrieben und ohne Überschau zueinander gereiht wären. Der Zug äußert sich bis in die oft konfusen Bilderunterschriften. Im übrigen sind diese Bilder zum großen Teil durchaus zu loben. Sie sind einheitlich von August Specht als Originale gezeichnet. Bei populären Werken empfiehlt sich mehr und mehr, einen festen Neuzeichner zu nehmen und nicht alte Clichés ermüdend zu wiederholen. Ein ganz sicheres Urteil wird man sich über das wertvolle Werk erst bilden können, wenn seine weiteren Bände vorliegen. Denn der Vermerk „Gemäßigte Zone" auf dem Titel bezeichnet es als erste Abteilung nur einer viel umfassenderen Arbeit, die, einmal in diesem Umfang vollendet, allerdings dann auch das Interesse der Fachkreise in hohem Maße wecken muß, da wir eine so breite Spezialbehandlung des Stoffes überhaupt noch nicht besitzen.

β. **Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung nach dem Standpunkte der astronomischen Wissenschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts.** Dritte, völlig umgearbeitete Auflage der „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels". Von Dr. Hermann J. Klein. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1901.

Der Band enthält die kombinierte Neuauflage von zwei astronomischen Handbüchern Kleins, die, obwohl stets sachverwandt und leicht verschmelzbar, doch lange Jahre jedes für sich ihren treuen Leserkreis gehabt haben. Diese Werke des alten trefflichen Kölner Astronomen, dessen Name in der Mondforschung verewigt ist, entbehren jedes höheren formalen Reizes, sie sind graunüchterne Bücher, aber sie haben eine Hauptsache: sie sind solid, übersichtlich, enthalten auf geringem Raum eine Unmasse echter Substanz ohne Ballast, kurz, sie sind, was stets ihren Erfolg verbürgt hat, brauchbar im eigentlichsten Sinne. Gerade dieser Band ist wieder eine Probe darauf. Es sucht keine Leser, die vom Buch als solchem unterhalten werden wollen. Bei populären astronomischen Werken ist das ja so oft jetzt das Ziel. Sie ziehen nicht zum Himmel, sondern in ihre Blätter. Klein denkt an den Laien, der wirklich ein Fernrohr hat. Den hat's ja zum Glück auch immer gegeben, und gute Entdeckungen werden ihm verdankt. Die Astronomie nimmt darin eine besondere Stellung in allen Fachwissenschaften ein. Dieser beobachtende Laie braucht aber genau, was Klein ihm bietet. Solid, wie der Verfasser seine Sache angreift, hat er mindestens in einigen Abschnitten ja wohl auch ein Kompendium geliefert, das noch weiter geht. Der Verlag hat das Ganze diesmal mit sehr reichen bildlichen Beilagen ausgestattet, ohne doch des Guten zu viel zu tun und die unberechtigte Vermutung eines amüsanten Bilderbuches zu wecken. Dem rechten Mann, an den es will, empfehle ich das Buch aus wärmster Überzeugung. Für eine müßige Stunde ist es nicht.

γ. **Cromwell's army.** By C. F. Firth. London, Methuen and Co. 1902.

Das englische Heer vor dem Bürgerkriege war für die Aufgaben eines großen Krieges durchaus nicht geeignet; die Einmischung Jakobs I. und Karls I. in die europäischen Kämpfe hatten keinen Erfolg, nicht bloß weil ihre Politik ohne Folgerichtigkeit und ihre Diplomatie ohne Geschick war, sondern vor allem, weil sie keine genügenden Kräfte einzusetzen hatten. Der Bürgerkrieg und sein großer Lenker, Cromwell, schufen das „neue Modell", das allmählich alle anderen Modelle aufsog und das Heer schlechthin wurde. Vor allem gewann das Fußvolk an Bedeutung: während unter Karls I. Fahnen noch 40—50% Reiter fochten, zählten die Parlamentstruppen 66% zu Fuß und 34% Reiter, und Ranke bezeichnete dieses Verhältnis als das normale. Cromwell hat auch seine Reiterei, die Eisenseiten, mit furchtbarer Wirkung verwandt, und darauf gehalten, daß sie stets angriff; aber vor allem schuf er das Fußvolk, das dann dadurch, daß das

Feuersteinschloß die Lunte ersetzte und die Pike dem Bajonett wich, das Fußvolk Marlboroughs und Wellingtons geworden ist.

βλ. **Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate.** Von Dr. Lesueur. Autorisierte Übersetzung von Hulda Foerster. Berlin, H. Walthers Verlagsbuchhandlung. 1901.

Bei Gelegenheit des internationalen Kongresses für Handel und Gewerbe in Paris referierte Herr Lesueur über die Entwicklung der Frauenbewegung in Frankreich. Als genauer Kenner von Zuständen und Verhältnissen, die mehr und mehr dazu drängen, die Frau im wirtschaftlichen Kampf um das Dasein auf sich selbst zu stellen, steht er nicht an, in dieser Überflutung fast aller Arbeitsgebiete durch Frauen, die er als soziale Notwendigkeit anerkennt, eines der schlimmsten Symptome des nationalen Verfalles zu verzeichnen. Eine mögliche Abhilfe gegen die Ausnützung weiblicher Energie und Aufopferungsfähigkeit erscheint ihm zunächst auf gesetzgeberischem Weg und dadurch möglich, daß dem Manne ein Teil der Verpflichtungen und Lasten wieder zuerteilt werde, die jetzt erdrückender und ungerechter Weise auf dem schwachen Geschlechte ruhen und die Zukunft der Rasse gefährden. Lesueurs sehr pessimistische Ausführungen sind durchaus auf Tatsachen gestützt und im höchsten Grade beachtenswert.

βλ. **Les voyages du Marquis de Nointel.** (1670—1680.) Par Albert Vandal. Paris, Plon. 1900.

Die traditionellen guten Beziehungen zwischen Frankreich und der Türkei unterbrach um die Mitte des 17. Jahrhunderts die einzige ernste Krisis, welche die wichtigsten und weitverzweigten französischen Handelsinteressen im Orient und seine Stellung als Beschützer der dortigen Christenheit bedrohte. Colbert erkannte die Gefahr, und es gelang durch die Mission des Marquis de Nointel, die Kapitulationen zu erneuern und die Wiederherstellung der guten Beziehungen zur Pforte zu erzielen. Allein der Erfolg der diplomatischen Mission verhinderte die Ungnade des Botschafters nicht, der sie zu einem guten Ende führte. Nointel war ein abenteuerlicher, von Wissensdurst und Wandertrieb erfüllter, origineller Kopf, der fünf Jahre hindurch Kleinasien, Palästina und Griechenland bereiste, nicht nur um politische Interessen, sondern mehr noch um künstlerische Zwecke zu verfolgen. Seine Verhältnisse gerieten darüber in Unordnung; er wurde in Händel mit den im Orient ansässigen Kaufleuten verwickelt, finanziell ruiniert und von Ludwig XIV. unwürdig erachtet, ihn fernerhin zu vertreten. Nointel starb zu Paris im äußersten Elend und hat dennoch Anspruch auf die Dankbarkeit der Welt. Denn ihm schuldet sie die Zeichnungen der Metopen und Friese der damals noch erhaltenen zweihundert Gruppen und Figuren des Pantheon, Schätze, die dreizehn Jahre nach Nointels Aufenthalt in Athen, 1773, zum großen Teil den venezianischen Bomben zum Opfer fielen. Mit der Divination staunender Bewunderung ließ der französische Botschafter von einem Maler seines Gefolges diese zweihundert Zeichnungen anfertigen, die trotz ihrer Unvollkommenheit von unvergleichlichem Wert für Kunst und Archäologie sind und von Beulé, Michaëlis und Collignon reproduziert, das erste und kostbare moderne Werk zur Kenntnis der Akropolis darstellen. Die Kunstschätze, die Nointel auf seinen Reisen sammelte und zu einem Museum vereinigen wollte, bewahrt zum Teil der Louvre und mit ihnen das Andenken des Mannes, der zum Märtyrer seiner schwärmerischen Liebe für die antike Kunst geworden ist.

βλ. **Der grüne Kater.** Ausgewählte Erzählungen von Maxim Gorki. Dresden und Leipzig, H. Minden.

Ein sonderbarer Leser etc. Drei Skizzen. Von Demselben. Deutsch von Jakokleff. Leipzig, R. Wöpke. 1901.

Von Maxim Gorki, „dem neuen Stern am Horizont der russischen Literatur", ist in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift ausführlicher die Rede gewesen — ein Vagabund, der kaum lesen und schreiben gelernt hatte, bis er selbst Vagabunden schilderte, leidenschaftliche, finstere Gestalten, wie die Phantasie des Slawen sie gebiert, mit der Realistik hingeworfen, die keine andere Schulung als die Vision des Erlebnisses kennt. Soldaten, Studenten, Handwerker, Bauern, Priester, betrunken, verkommen, brutale Kraftmenschen gleiten in die Gosse, werden zu Verbrechern und sinken dann am tiefsten, wenn die Kultur sich vorübergehend ihrer bemächtigt hatte. Aber dazwischen leuchtet in ihnen etwas auf, das besser ist als ihr armes, verkommenes Leben, ein Eindruck, eine Erinnerung, eine plötzliche Reue, eine Regung heroischen Großmuts, und sie sind plötzlich umgewandelt, kraft eines heldenmütigen Entschlusses und einer tiefen Traurigkeit über das unlösbare Problem ihres Daseins. Gorkis pessimistische Weltanschauung sucht die Lösung gar nicht. Im „Lied vom Falken", einem symbolischen Gedicht, sinnt die Schlange über den toten Vogel nach, den das Meer verschlang, nachdem er, an vielen Wunden verblutend, nicht mehr kämpfen und auf zum Himmel fliegen konnte. Die Wogen singen ihm den Abschiedsgruß: „Du bist zwar tot! . . . Doch im Liede der Kühnen und Starken an Geist wirst du stets ein lebendes Beispiel, ein stolzer Ruf nach Freiheit und nach Licht bleiben! Dem Wahnwitz der Tapferen singen wir einen Lobgesang!" Allein die Tapferen gehen unter. „Ein Geschöpf der Erde, lebe ich auf Erden," spricht die Schlange, wickelt sich auf dem Stein zum Knäuel zusammen und ist stolz auf sich. Das ist vorläufig die Moral eines cynischen, träumerischen, zuweilen auch bitter ironischen Darstellers seines Volkes, der unleugbar ein großes Talent ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel-Musgrave. — Memoiren eines Couleur-Studenten. Mitgeteilt von Curt Abel-Musgrave. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin, E. Heckendorff. 1903.

Andersen Neró. — Sühne. Von M. Andersen Neró. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von E. Stine. Dresden u. Leipzig, Moewig & Höffner 1902.

André. — Le Latin et le problème de la langue internationale. Par Ch. André. Paris, H. Le Soudier. 1903.

Androvic. — La questione croata. Di Giovanni Androvic. Spalato, „Narodna Tiskara". 1903.

Angewandte Geographie. — Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben. Redaktion: Karl Dove, Jena. Erste Serie: I. Das Weltkabelnetz. Von Thomas Lenschau. II. Venezuela und die deutschen Interessen. Von Wilh. Sievers. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

Auf! — Kunstgewerbe-Entwürfe von Bruno von Wahl. Achtes bis zwölftes Heft. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G. 1902.

Auskunftsbuch für Schriftsteller. — Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". Berlin 1903.

Baldauf. — Historie und Kritik: I. Der Mönch von St. Gallen. Von R. Baldauf. Leipzig, Verlag der Dykschen Buchhandlung. 1903.

Bardt. — Römische Komödie. Deutsch von C. Bardt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1903.

Barth. — Die Stoa. Von Paul Barth. Stuttgart, Fr. Frommann. 1903.

Birt. — Laienurteil über bildende Kunst bei den Alten. Ein Kapitel zur antiken Ästhetik. Rektoratsrede von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwert. 1902.

Boetticher. — Hermann Sudermann. Frau Sorge. Von G. Boetticher. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1903.

Bormann-Lewin. — Vivat laetitia! 20 neue hochdeutsche Kommerslieder nach bekannten Melodien. In helle Reime gebracht von Edwin Bormann und in künstlerisches Dunkel gebracht von Meister Arthur Lewin. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. 1903.

Brunier. — Marie Antoinette, Königin von Frankreich und Navarra. Ein fürstliches Charakterbild. Von Ludwig Brunier. Erster Teil: Die Dauphine. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1903.

Busse. — Geist und Körper, Seele und Leib. Von Ludwig Busse. Leipzig, Dürr. 1903.

Canstatt. — Äußere oder innere Kolonisation? Ein Beitrag zur Frage: Wohin senden wir unsere Sträflinge? Von Oskar Canstatt. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1903.

Cuvillier-Fleury. — Journal et correspondance intimes de Cuvillier-Fleury. Publiés par Ernest Bertin. II. La famille d'Orléans aux Tuileries et en exil, 1832—1851. Paris, Plon. 1893.

De la Brète. — Conte bleu. Par Jean de la Brète. Paris, Plon. 1903.

Delius. — Rienzi. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Von Rudolf von Delius. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1903.

Denis. — Histoire contemporaine. Par M. Samuel Denis. Tome quatrième. Paris, Plon. 1903.

Deutscher Universitätskalender. — Zweiundsechzigste Ausgabe. Wintersemester 1902/03. Mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von F. Ascherson. Zweiter Teil. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1902.

Dierks. — Wie ein gutes Lesebuch sein sollte. Von W. Dierks. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Dos Passos. — Commercial Trusts, the growth and rights of aggregated capital. By John R. Dos Passos. New York and London, G. P. Putnam's Sons. 1901.

Dreruv. — Welt und Leben. Gedichte von Engelbert Drerup. Kempten, Jos. Kösel. 1902.

El-Correi. — Reinhard Hofer. Die Gedichte eines Idealisten. Von El-Correi. Leipzig, Lotus-Verlag. O. J.

Errera. — Gemeinverständlicher Vortrag über die Darwinsche Theorie mit Berücksichtigung einiger neueren Untersuchungen. Von L. Errera. Mit 6 Abbildungen. Aus dem Französischen übersetzt von G. Michels. Odenkirchen, W. Breitenbach. 1902.

Fäh. — Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäh. Zweite Auflage, reich illustriert. Vierte und fünfte Lieferung. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 1903.

Fischer. — Goethes Faust. Von Kuno Fischer. Dritter Band. Heidelberg. Karl Winter. 1903.

Fuchs. — Richard Wagner und die Homosexualität. Unter besonderer Berücksichtigung der sexuellen Anomalien seiner Gestalten. Von Hanns Fuchs. Berlin, H. Barsdorf. 1903.

Gautier. — Madame de Staël et Napoléon. Par Paul Gautier. Orné d'une héliogravure. Paris, Plon. 1903.

Gerstäcker. — Friedrich Gerstäckers gesammelte Werke. Illustriert von Hans Stubenrauch und E. Zimmer. Erste Lieferung. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Goldacker. — Das Duell in sittlicher Beurteilung. Von Max Goldacker. Leipzig, O. Gradlauer. 1903.

Goldstein. — Die empiristische Geschichtsauffassung David Humes mit Berücksichtigung moderner methodologischer und erkenntnistheoretischer Probleme. Eine philosophische Studie von Julius Goldstein. Leipzig, Dürr. 1903.

Gorky. — Nachtasyl. Szenen aus der Tiefe in vier Akten. Von Maxim Gorky. Deutsch von August Scholz. München, J. Marchlewski & Co. 1903.

Griebens Reiseführer. — Rom und Umgebung. Praktischer Führer von W. Schultz-Riesenberg. Mit sieben Karten und acht Grundrissen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903—1904.

Grimm. — Die Ethik Jesu. Von Eduard Grimm. Hamburg, Grefe & Tiedemann. 1903.

Guth-Bender. — Im Werden und Wandern. Von Julius Guth-Bender. Heidelberg, Otto Petters. 1902.

Hauptmann. — Aus Hütten am Hange. Kleine Erzählungen von Carl Hauptmann. München, Georg D. W. Callwey. 1902.

Hassert. — Die neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee: die Karolinen, Marianen und Samoa-Inseln. Von Kurt Hassert. Leipzig, Seele & Co. 1903.

Haucks. — Aus meiner Seele! Gedichte von Bruno Haucks. Mit Bildnis des Autors. Haimhausen, C. v. Schmidtz. O. J.

Heidenstam. — Die Pilgerfahrt der heiligen Brigitta. Erzählung von Verner von Heidenstam. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine. Dresden und Leipzig, Moewig & Höffner. 1903.

Herrmann. — Gedichte von Emil Alfred Herrmann. Heidelberg, Otto Petters. 1902.

Herwarth von Bittenfeld. — Sie muß heiraten. Roman von Agnes Herwarth von Bittenfeld. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Hodermann. — Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung. Von Max Hodermann. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr. 1904.

Hofmann. — Naturgemäße Religions- und Sittenlehre. Für den privaten Unterricht zusammengestellt von Rafael Hofmann. Mit einem Begleitwort neu herausgegeben von C. von Schmidtz. Haimhausen, C. v. Schmidtz. 1902.

Holzamer. — Die Sturmfrau. Eine Seenovelle. Von Wilhelm Holzamer. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Horae semiticae. — Nr. I. The didascalia apostolorum in Syriac. Edited from a mesopotamian manuscript with various readings and collations of other MSS. by Margaret Dunlop Gibson. — No. II. The didascalia apostolorum in English. Translater from the Syriac by Margaret Dunlop Gibson. London, C. J. Clay & Sons. 1903.

Humboldt-Akademie, Aus der. — Dem Generalsekretär Herrn Dr. Max Hirsch zu seinem 70. Geburtstage gewidmet von der Dozentenschaft. Berlin, Weidmann. 1902.

Kellen. — Die Firma Krupp und ihre soziale Tätigkeit. Von T. Kellen. Hamm i. W., Breer und Thiemann. 1903.

Kiepert. — Rudolf von Bennigsen. Rückblick auf das Leben eines Parlamentariers. Von Adolf Kiepert. Mit einem Brustbilde. Zweite, bedeutend vermehrte Ausgabe. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1903.

Klaar. — Grillparzers Leben und Schaffen. Von Alfred Klaar. Berlin und Leipzig, Th. Knaur Nachf. O. J.

Larsen. — Was siehst du den Splitter. Von Karl Larsen. Berlin und Stuttgart, Axel Juncker. 1903.

Lavisse. — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la revolution. Par Ernest Lavisse. Tome

cinquième. I. Les guerres d'Italie. La France sous Charles VIII, Louis XII et François Ier (1492–1547). Par Henry Lemonnier. Paris, Hachette & Cie. 1903.

Liebmann-Edel. — Die Sprache der Geisteskranken nach stenographischen Aufzeichnungen. Von Alb. Liebmann und Max Edel. Mit einem Vorwort von E. Mendel. Halle a. S., Carl Marhold. 1903.

Lilienfein. — Menschendämmerung. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Lilienfein. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

Litterscheid. — Wenn der Tag verglüht. Dichtungen von Franz Litterscheid. Marburg, N. G. Elwert. O. J.

Loewenberg. — Gustav Frenssen (von der Sandgräfin bis zum Jörn Uhl). Von J. Loewenberg. Mit einem Bildnis Gustav Frenssens. Hamburg, M. Glogau jun. 1903.

Loforte-Randi. — Nelle letterature straniere. Di Andrea Loforte-Randi. (Quinta serie) „Poeti" (W. Shakespeare, Lord Byron, W. Goethe, P. B. Shelley). Palermo, Alberto Reber. 1903.

Löwe. — Flagellanten. Ein Epos von Fritz Löwe. Leipzig, Paul List. O. J.

Ludwig. — Ein Liebestraum. Von Adolf Ludwig. Wien, Carl Konegen. 1903.

Magnus. — Das Kurpfuschertum. Eine medizingeschichtliche Studie. Von H. Magnus. Breslau, J. U. Kern. 1903.

Necker. — Franz Grillparzers Leben und Schaffen. Von Moritz Necker. Mit 7 Bildnissen, einem Briefe und einem Gedicht als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Ottsen. — Wesen und Bedeutung des Helfersystems in den Schulen. Von Otto Ottsen. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Pannwitz. — Prometheus. Von Rudolf Pannwitz. Marburg a. d. L., Selbstverlag des Verfassers. 1902.

Paul-Dubois. — Frédéric le Grand d'après sa correspondance politique. Par L. Paul-Dubois. Paris, Perrin & Cie. 1903.

Petsch. — Otto Ludwig. Makkabäer. Von R. Petsch. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1902.

Pfeiffer. — Über Fouqués Undine. Von Wilhelm Pfeiffer. Nebst einem Anhang, enthaltend Fouqués Operndichtung Undine. Heidelberg, Carl Winter. 1903.

Poths-Wegner. — Lola Montez. Roman von Poths-Wegner. Zweite Auflage. Leipzig, Paul List. O. J.

Pröll. — Moderner Totentanz. Von Karl Pröll. Sechste Auflage. Leipzig und Frankfurt a. M., Jaegersche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Prudhomme-Schnitzler. — Sully Prudhommes Gedichte in deutschen Versen. Von J. Schnitzler. Mit einer französischen Vorrede von Sully Prudhomme. Berlin, Paul Ollendorff. O. J.

Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte. Der Literaturbilder achtes Bändchen. Marie Eugenie delle Grazie. Mit Autographen von Grazie, Scholz und Jacobowski. Herausgegeben von Anton Breitner. Wien, Ad. della Torre. O. J.

Richter. — Kunst und Schule. Von Wilhelm Richter. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Robert. — Aus dem Nichts zum Glauben. Ein Saatkorn für das Glaubensbekenntnis unserer Kinder. Von Friedrich Robert. Dritte Auflage in neuer Bearbeitung. Berlin, Hugo Bermühler, 1903.

Rogge. — Generalfeldmarschall Graf Albrecht von Roon. Ein Lebensbild. Von Bernhard Rogge. Mit Abbildungen. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1903.

Roth. — Sapphos Verse. Byzantinischer Roman. Von Karl Roth. Kempten, Jos. Kösel. 1902.

Russie, La, et la Finlande. — Le point de vue russe. Par un Russe. Paris, Édition de la revue nouvelle. S. a.

Savoyen. — Die Stella Polare im Eismeer. Erste italienische Nordpolexpedition 1899–1900. Von Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzog der Abruzzen, Königliche Hoheit. Mit Beiträgen von Kapitänleutnant Cagni und Oberstabsarzt Cavalli Molinelli, 166 Abbildungen im Text, 28 Separatbildern, 2 Panoramen und 2 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1903.

Sievers. — Süd- und Mittelamerika. Eine allgemeine Landeskunde. Von Wilhelm Sievers. Zweite, neubearbeitete Auflage. Erste Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1903.

Sorel. — L'Europe et la revolution française. Par Albert Sorel. Cinquième partie: Bonaparte et le directoire 1795–1799. Deuxième édition. Paris, Plon. 1903.

Stavenhagen. — Frankreichs Küsten-Verteidigung. Für Offiziere aller Waffen. Von W. Stavenhagen. Berlin, Richard Schröder. 1902.

Stern. — Lukas und Crescenz, die wahre Ehebruchstragödie. Von Victor Stern. Leipzig, Literarische Anstalt. 1903.

Steuer. — Zur Musik. Geschichtliches, Ästhetisches und Kritisches. Von M. Steuer. Leipzig, Bartholf Senff. 1903.

Stoll. — Meine Erlebnisse bei der holländischen Schutztruppe. Zwölf Jahre Dienstzeit in Ostindien. Von Friedrich Stoll. Leipzig, Th. Grieben. O. J.

Traumann. — „Wald und Höhle." Eine Faust-Studie von Ernst Traumann. Heidelberg, Otto Petters. 1902.

Überlegenheit, Die, der protestantischen Völker. — Von einem Verbannten. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Vogel. — Fritz Reuter. Ut mine Stromtid. Von Paul Vogel. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1902.

Waetzold. — Die Jugendsprache Goethes. — Goethe und die Romantik. — Goethes Ballade. Drei Vorträge von Stephan Waetzold. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr. 1903.

Walcker. — Der Liberalismus, sein Wesen und seine Machtmittel. Von Karl Walcker. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel. 1903.

Wesskalnys. — Ex est! Schmollis der Ganzen! und anderes. Van Jurs Wesskalnys. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1903.

Wolff-Beckh. — Das Recht des bildenden Künstlers und des Kunstgewerbetreibenden. Von Bruno Wolff-Beckh. Steglitz bei Berlin, Friedrich G. B. Wolff-Beckh. 1903.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXV.

(April — Mai — Juni 1903.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench. Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher. Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

cinquième. I. Les guerres d'Italie. La France sous Charles VIII, Louis XII et François I^er (1492–1547). Par Henry Lemonnier. Paris, Hachette & Cie. 1903.

Liebmann-Edel. — Die Sprache der Geisteskranken nach stenographischen Aufzeichnungen. Von Alb. Liebmann und Max Edel. Mit einem Vorwort von E. Mendel. Halle a. S., Carl Marhold. 1903.

Lilienfein. — Menschendämmerung. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Lilienfein. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

Litterscheid. — Wenn der Tag verglüht. Dichtungen von Franz Litterscheid. Marburg, N. G. Elwert. O. J.

Loewenberg. — Gustav Frenssen (von der Sandgräfin bis zum Jörn Uhl). Von J. Loewenberg. Mit einem Bildnis Gustav Frenssens. Hamburg, M. Glogau jun. 1903.

Loforte-Randi. — Nelle letterature straniere. Di Andrea Loforte-Randi. (Quinta serie) „Poeti" (W. Shakespeare, Lord Byron, W. Goethe, P. B. Shelley). Palermo, Alberto Reber. 1903.

Löwe. — Flagellanten. Ein Epos von Fritz Löwe. Leipzig, Paul List. O. J.

Ludwig. — Ein Liebestraum. Von Adolf Ludwig. Wien, Carl Konegen. 1903.

Magnus. — Das Kurpfuschertum. Eine medizingeschichtliche Studie. Von H. Magnus. Breslau, J. U. Kern. 1903.

Necker. — Franz Grillparzers Leben und Schaffen. Von Moritz Necker. Mit 7 Bildnissen, einem Briefe und einem Gedicht als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Ottsen. — Wesen und Bedeutung des Helfersystems in den Schulen. Von Otto Ottsen. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Pannwitz. — Prometheus. Von Rudolf Pannwitz. Marburg a. d. L., Selbstverlag des Verfassers. 1902.

Paul-Dubois. — Frédéric le Grand d'après sa correspondance politique. Par L. Paul-Dubois. Paris, Perrin & Cie. 1903.

Petsch. — Otto Ludwig. Makkabäer. Von R. Petsch. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1902.

Pfeiffer. — Über Fouqués Undine. Von Wilhelm Pfeiffer. Nebst einem Anhang, enthaltend Fouqués Operndichtung Undine. Heidelberg, Carl Winter. 1903.

Poths-Wegner. — Lola Montez. Roman von Poths-Wegner. Zweite Auflage. Leipzig, Paul List. O. J.

Pröll. — Moderner Totentanz. Von Karl Pröll. Sechste Auflage. Leipzig und Frankfurt a. M., Jaegersche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Prudhomme-Schnitzler. — Sully Prudhommes Gedichte in deutschen Versen. Von J. Schnitzler. Mit einer französischen Vorrede von Sully Prudhomme. Berlin, Paul Ollendorff. O. J.

Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte. Der Literaturbilder achtes Bändchen. Marie Eugenie delle Grazie. Mit Autographen von Grazie, Scholz und Jacobowski. Herausgegeben von Anton Breitner. Wien, Ad. della Torre. O. J.

Richter. — Kunst und Schule. Von Wilhelm Richter. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Robert. — Aus dem Nichts zum Glauben. Ein Saatkorn für das Glaubensbekenntnis unserer Kinder. Von Friedrich Robert. Dritte Auflage in neuer Bearbeitung. Berlin, Hugo Bermühler, 1903.

Rogge. — Generalfeldmarschall Graf Albrecht von Roon. Ein Lebensbild. Von Bernhard Rogge. Mit Abbildungen. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1903.

Roth. — Sapphos Verse. Byzantinischer Roman. Von Karl Roth. Kempten. Jos. Kösel. 1902.

Russie, La, et la Finlande. — Le point de vue russe. Par un Russe. Paris, Édition de la revue nouvelle. S. a.

Savoyen. — Die Stella Polare im Eismeer. Erste italienische Nordpolexpedition 1899–1900. Von Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzog der Abruzzen, Königliche Hoheit. Mit Beiträgen von Kapitänleutnant Cagni und Oberstabsarzt Cavalli Molinelli, 166 Abbildungen im Text, 28 Separatbildern, 2 Panoramen und 2 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1903.

Sievers. — Süd- und Mittelamerika. Eine allgemeine Landeskunde. Von Wilhelm Sievers. Zweite, neubearbeitete Auflage. Erste Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1903.

Sorel. — L'Europe et la révolution française. Par Albert Sorel. Cinquième partie: Bonaparte et le directoire 1795–1799. Deuxième édition. Paris, Plon. 1903.

Stavenhagen. — Frankreichs Küsten-Verteidigung. Für Offiziere aller Waffen. Von W. Stavenhagen. Berlin, Richard Schröder. 1902.

Stern. — Lukas und Crescenz, die wahre Ehebruchstragödie. Von Victor Stern. Leipzig, Literarische Anstalt. 1903.

Steuer. — Zur Musik. Geschichtliches, Ästhetisches und Kritisches. Von M. Steuer. Leipzig, Bartholf Senff. 1903.

Stoll. — Meine Erlebnisse bei der holländischen Schutztruppe. Zwölf Jahre Dienstzeit in Ostindien. Von Friedrich Stoll. Leipzig, Th. Grieben. O. J.

Traumann. — „Wald und Höhle." Eine Faust-Studie von Ernst Traumann. Heidelberg, Otto Petters. 1902.

Überlegenheit, Die, der protestantischen Völker. — Von einem Verbannten. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Vogel. — Fritz Reuter. Ut mine Stromtid. Von Paul Vogel. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1902.

Waetzold. — Die Jugendsprache Goethes. — Goethe und die Romantik. — Goethes Ballade. Drei Vorträge von Stephan Waetzold. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr. 1903.

Walcker. — Der Liberalismus, sein Wesen und seine Machtmittel. Von Karl Walcker. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel. 1903.

Wesskalnys. — Ex est! Schmollis der Ganzen! und anderes. Van Jurs Wesskalnys. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1903.

Wolff-Beckh. — Das Recht des bildenden Künstlers und des Kunstgewerbetreibenden. Von Bruno Wolff-Beckh. Steglitz bei Berlin, Friedrich G. B. Wolff-Beckh. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXV.

(April — Mai — Juni 1903.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench. Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Gutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Prass). — **New-York**, G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barthaus. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Raicher. Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundfünfzehnten Bande (April — Juni 1903.)

		Seite
I.	Das freie Kloster. Erzählung von **Adolf Wilbrandt** . .	1
II.	Der amerikanische Charakter. Von **Wilhelm von Polenz**	32
III.	Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Von **Richard Ehrenberg.** Das Haus Parish in Hamburg. I./VI.	51
IV.	Über die Bedeutung nationaler Seekabel. Von Dr. **Richard Hennig.** V./XI. (Schluß	77
V.	David Friedrich Strauß und Eduard Mörike. (Mit zwölf ungedruckten Briefen.) Von **Harry Maync**	94
VI.	Gustav Frenssen. Von **Otto Frommel**=Karlsruhe . . .	118
VII.	Judas. Von **Carl Hauptmann**	137
VIII.	Politische Rundschau	148
IX.	Melanchthon. Von **G. Egelhaaf**	153
X.	Eine Geschichte der chinesischen Literatur. Von **M. v. Brandt**	155
XI.	Literarische Notizen	157
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	Das grüne Band. Roman von **Georg Hirschfeld.** I./III.	161
XIV.	Albrecht von Roon. Seine Persönlichkeit und seine geschichtliche Bedeutung. Von **Erich Marcks**	202
XV.	Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Von **Richard Ehrenberg.** Das Haus Parish in Hamburg. VII./X. (Fortsetzung)	230
XVI.	Am Hofe der Sforza. Von **O. von Gerstfeldt**	254
XVII.	Die jüdische und die babylonische Schöpfungsgeschichte. Von **Hermann Gunkel**	267
XVIII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	287
XIX.	Politische Rundschau	304
XX.	August Weismanns wissenschaftliches Testament. Von **Wilhelm Bölsche**	309

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXI.	Ein Werk über Herzog Karl Eugen von Württemberg. Von **Richard Fester**	314
XXII.	Literarische Notizen	316
XXIII.	Literarische Neuigkeiten	319
XXIV.	Das grüne Band. Roman von **Georg Hirschfeld**. IV. VII. (Fortsetzung)	321
XXV.	Lassalles Kampf um Berlin. (1855—1859.) Von **P. Bailleu**	359
XXVI.	Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester **Betsy Meyer**. I./IV.	378
XXVII.	Der englisch-russische Wettstreit um Persien. Von **E. Fitger** (Bremen)	407
XXVIII.	Entstehung und Bedeutung großer Vermögen. Von **Richard Ehrenberg**. Das Haus Parish in Hamburg. XI./XIV. (Schluß)	421
XXIX.	Neuere Militär-Literatur.	
	1. Der Herbstfeldzug 1813. Von **von Hepke**, Generalmajor und Brigadekommandeur	449
	2. Die Literatur des Boerenkrieges. Von **M. von Brandt**	455
XXX.	Zur indischen Witwenverbrennung. Von **Marie von Bunsen**	458
XXXI.	Politische Rundschau	462
XXXII.	Clara Schumann. Von **Karl Krebs**	467
XXXIII.	Das Buch einer Anonymen	475
XXXIV.	David Friedrich Strauß und Eduard Mörike. Ein Nachwort. Von Dr. **Harry Maync**	477
XXXV.	Literarische Notizen	478
XXXVI.	Literarische Neuigkeiten	479

Das freie Kloster.

Erzählung
von
Adolf Wilbrandt.

Ihr kennt Schillers Worte — so beginnen die Aufzeichnungen, die der jung verstorbene Walter Z. über eine geradezu märchenhafte Zeit seines vielbewegten Lebens hinterlassen hat — die Worte, die Schillers Wallenstein sagt:

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst,
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.

Dahin gehört auch das, was mir widerfahren ist: es gibt Augenblicke, wo die Seele sich weiter öffnet als je und geheime Kräfte in ihr frei werden, die sie sonst höchstens ahnt, nicht kennt; so daß sie in Gegenden der geschaffenen Welt einzudringen vermag, die für gewöhnlich unseren Sinnen verschlossen sind.

So erging es mir, als ich vor ein paar Jahren, damals dreißig alt, mich aus einem großen körperlichen und seelischen Schiffbruch in ein schönes Winterparadies, nach Bozen in Südtirol, gerettet hatte. Es war Ende Februar oder Anfang März; ich hatte eben die schwere Erkrankung überstanden, von der ihr wißt, die mit jener Verirrung und Enttäuschung zusammenhing — „Marianne" war ihr Name! —, und die Zeit der Schlaflosigkeit, der Herzschwäche, gelegentlicher Ohnmachten war nur kaum vorüber. Ich fühlte mich aber doch wie ein selig Erlöster; mein Herz hatte sich von jenem schönen Alp befreit, die Einsamkeit tat mir wohl, die Reize der Gegend bezauberten mich. Es war noch nicht Frühling und nicht mehr Winter; ich liebe diese Zwischenzeit. An den Bergen hing der Schnee, im Tal und an den besonnten Hängen guckten die ersten Blumen aus der Erde. Allerlei süße, kleine Vogelstimmen sangen. Jeden Morgen ging ich im Mantel aus, jeden Mittag saß ich auf ihm in der Sonne. Dazu rauschten neben mir die raschen Bäche oder Flüsse, und die Romantik der alten Burgruinen, der weißen Kirchen und Kapellen mit den grünen Türmchen grüßte von den Bergen herunter.

Nur zuweilen ward das alles in Wolken und Nebel gehüllt und von Regen begossen; nun, ich wußte, den braucht die Erde. Ich brauchte ihn, oder den Nebel, wohl auch selbst: an solchen Tagen wurden meine Spaziergänge Gedankengänge; mir wurde zu Mut, als wäre der Nebel der Mantel meines Ichs. Da lebte ich dann ganz in mir, durchwanderte die Vergangenheit, schauerte im Gefühl der überstandenen Gefahren, der Versuchungen, und freute mich noch inniger als sonst, gerettet zu sein. Ach, dachte ich dann wohl, könnte man nur sagen: nun bin ich die Feinde für immer los! es war die letzte Schlacht und der letzte Sieg! Marianne bin ich los, und auch diesen wilden Ehrgeiz hab ich überwunden; dieser „Hang nach der Welt", wie Freund Alfred es nannte, ist still geworden. Aber wacht er nicht wieder auf? Die Feinde sind ja in uns selbst. Vielleicht gehen sie jetzt mit mir in diesem Nebel herum, über das nasse Land, neue Kräfte sammelnd; ich fühl sie nur noch nicht. Ach, wenn man diese Kerle aus der Brust herausnehmen und über diese Mauer werfen könnte, in das grüne Wasser hinein!

Ich ging gerade am rauschenden Eisack hin, stromab, auf dem Damm, der das breite, flache Obst- und Rebengelände vor dem oft wilden Gesellen schützt; über eine niedrige Mauer sah ich auf seine schöne, hier und da aufschäumende Flut. Sonst sah ich von der Welt nicht viel. Die Morgennebel zogen langsam hin und her; sie zeigten etwas und verdeckten es wieder; plötzlich war rechts die Stadt Bozen da, oder links eine Bergwand, dann wieder nichts als weiße Luft. Jenseits des Eisack und des Tals ward zuweilen das Weiß etwas dunkler; der Guntschnaberg! erriet ich dann. Helle Punkte erschienen in dem Dunkel: die weißen Bauernhäuser hoch am Guntschnaberg; mir sagte es aber nur der Verstand. Schon waren sie auch wieder weg . . . Ein Versteckensspiel, bei dem die Welt zum Märchen wurde. Sie konnte sich verwandeln in was sie wollte, sie war wie ein Hin und Her von schillernden Seifenblasen, die ein zauberndes Riesenkind aufsteigen läßt. So erschien denn auch plötzlich Sigmundskron vor mir, die alte Burg über der Etsch, die ich bis dahin nicht gesehen hatte. Sie schien eben aus dem Eisackbett aufgestiegen; denn nur das war sichtbar, die dahinter herankommende Etsch verbirgt sich noch. Von Nebel umwallt stand der Sigmundskroner Berg wie ein Traumbild da; die Mauern der noch wohlerhaltenen Burg, die runden Ecktürme, die höheren, schlanken, die aus dem inneren Kern emporwachsen, die wilde, kriegerische Schönheit dieser Linien schauten mich geisterhaft an. Es war, als sei dies das einzige Lebendige, Wirkliche in der weißen Welt, aber wie aus einer anderen Welt. Darüber schwebte breites Gewölk; über dem Gewölk schwebte der höchste Teil des Mendelgebirgs, die langgestreckte, rötlichweiße Felsmauer, wie ein zweiter Traum. Den überragte wieder der Nebel, das Chaos.

Ihr könnt euch wohl denken, mir wurde wunderlich zu Mut. Wenn man so viel erlebt hat wie ich damals; wenn einem die Erde gleichsam unter den Füßen gewankt hat, alles unsicher, trügerisch, unhaltbar geworden oder gewesen ist, so legen sich solche Erscheinungen wohl seltsam und fast gespenstisch auf das noch etwas wunde Gemüt. Ich weiß noch, daß ich in dem Augen-

blick dachte: Da oben in dieser Burg zu leben! so weltabgeschieden, so „draußen“, wie sie in dieser Stunde ist! aus all dem Treiben heraus — mit andern, die auch so fühlen und denken — in Freiheit und Gesundheit von Seel' und Leib — ungestört emporstrebend, in reinem Sinn und edler Harmonie! — Mir kam eine solche Sehnsucht danach, daß ich seufzte und die Augen schloß. Als ich sie wieder öffnete, denn ich wollte weitergehen, war der Nebel fort. Ich wunderte mich: wie kann das so geschwind geschehen? Die Sonne kann wohl hierzulande gewaltige Kunststücke machen, aber das doch nicht! — Sie schien aber wirklich vom blauen Himmel herab. Ich ging, und ging einen Weg hinauf zur Burg Sigmundskron; sie lag nur noch hundert oder zweihundert Schritte über mir, die riesigen Mauern glänzten im Sonnenlicht. Ja, was ist denn das? fuhr mir durch den Kopf. Das geht ja nicht! Ich muß doch erst über den Eisack; und dann über die Etsch. Und wie bin ich auf diesen Weg gekommen . . . Und wie steig ich denn so geschwind?

Ich war aber schon am Tor; das Tor war offen. Ich trat ein, immer mehr verwundert: denn wie ich mir das Innere der Burg gedacht hatte — drinnen gewesen war ich noch nicht — so sah's nicht aus. Rings Mauern und Türme, ja; aber das Ganze weiter gedehnt, hohe Bäume darin, unerwartete, fremdartige Gebäude, eines mit Säulen vor der Tür und von einer Kuppel gekrönt. Dieses war das schönste und gradaus vor mir; der Erdboden stieg bis dorthin an, über einen großen Platz; dann stieg eine Freitreppe weiter, zum Eingang mit den roten Säulen. Der Eingang war offen; im Innern spielte das Sonnenlicht auf bemalten Fenstern, wie in einer Kirche. Es war aber kein Mensch zu sehen; weder drinnen noch auf dem Platz. Tiefe Stille ringsum. Nur Zwitschern und Gesang von Vögeln, aus den Wipfeln der Bäume, die hinter oder zwischen den niedrigen Häusern in das Blau emporstiegen.

Ich ging zögernd weiter. Was tun? Wohin? Ich erstieg die Freitreppe und trat zwischen den Säulen — roter Marmor, wie ich nun sah — in das Gotteshaus; denn dafür hielt ich's, wenn auch kein Altar, kein heiliges Bild oder Schnitzwerk zu erblicken war. Mich wehte es doch feierlich an. Der Steinboden war mit rätselhaften Figuren und Zeichen geschmückt; in den hohen Fenstern leuchteten einzelne edle Gestalten, schöngefärbt; aus der Kuppel kam ein rötliches, seltsam ergreifendes Licht. An einem der Pfeiler, die sie trugen, fand ich etwas wie die Kanzeln in unseren Kirchen, aus demselben roten Marmor gebildet wie die Säulen draußen. Hölzerne Bänke standen davor. Sonst war die ganze Halle ein freier Raum. Ich setzte mich auf eine Bank, sah wie im Traum umher — vielleicht träum ich *wirklich*? dacht ich einen Augenblick — und konnte das ganze Ereignis nicht fassen.

„Es ist natürlich, daß du dich wunderst!“ sagte auf einmal eine tiefe, angenehme Stimme.

Ich erschrak nicht, mir lief nur ein wohliger Schauer über die Haut, wie wenn man im Kühlen sitzt und vom Sonnenstrahl überrieselt wird. Als ich mich wandte, sah ich einen graubärtigen Mann, der auf der nächsten Bank

hinter mir saß. Er war wohl leise herangekommen: ich bemerkte, daß er nur Sandalen an den Füßen hatte. Sein Kopf war unbedeckt, auch in den Händen trug er nichts, das ihn bedecken konnte; sein dunkelbraunes Gewand war weder Mönchskutte noch antik noch orientalisch, es erinnerte aber an das alles zugleich. Er lächelte mich freundlich an.

„Wo bin ich hier?" fragte ich nach der ersten Überraschung.

„Du hattest einen Wunsch, nicht wahr?" gab der Mann zur Antwort. „Hier oben weltabgeschieden mit Gleichgesinnten zu leben und zu wachsen; oder wie du das in dir gedacht und geformt hast. Nun — und nun bist du hier."

Er lächelte wieder.

Ich starrte ihn an, ich verstand noch nicht. „Und der Wunsch — der hat mich heraufgeführt?"

„Er muß doch wohl; sonst säßest du nicht auf der Bank. Ich seh dich ja zum erstenmal."

„Und ich bin hier auf Sigmundskron? In dieser Halle, unter dieser Kuppel? — Das ist doch unmöglich!"

„Was ist unmöglich?" erwiderte er; abermals mit diesem klugen, menschenfreundlichen, wunderbar jungen und alten Lächeln; so hab ich vorher und nachher niemand lächeln sehen. „Wenn man nach und nach dahinterkommt, wie grenzenlos die Schöpfung ist und wie viele Möglichkeiten es in ihr gibt, begreifbare und unbegreifliche, dann nimmt man zuletzt auch ruhig hin, daß dies Sigmundskron ist und doch nicht Sigmundskron, sondern — etwas drittes vielleicht. Der Tag wird noch kommen, wo du gar nicht mehr fragen wirst: ist dies Sigmundskron? und wo bin ich? und die Welt, in der ich war, wo ist die?"

Ich weiß noch, was er sagte; obwohl ich eigentlich mehr schaute als hörte: denn mit jedem Augenblick staunte ich über diesen graubärtigen, jugendfrischen Alten mehr. Ihr alle habt Bilder von Sokrates gesehen; von diesem „Silen" oder „Satyr" (wie Alkibiades in Platons „Gastmahl" sagt), bei dem die Schönheit nur von innen, aus dem Geist und der Seele kam. Es gibt kaum ein bekannteres Menschenangesicht. Und das saß mir gegenüber! Nicht nur diese und jene Form — nein, Zug für Zug; wenigstens erschien mir's so. Nicht nur Zug für Zug, auch der Geist, der im Sokrates dahinter wohnte; denn auch dieser Mann unter der Sigmundskroner Kuppel, in dem braunen Kleid, strahlte in aller Schlichtheit aus den wässerigen Augen eine unbeschreibliche, herzerquickende Mischung von Tiefsinn und Güte aus. Hätte ich nicht gewußt, er ist tot, Tausende von Jahren tot, so hätte ich zu mir gesagt: das ist Sokrates!

„Mit wem hab ich die Ehre zu reden?" fragte ich unwillkürlich.

„Bruder Gottlieb werd ich hier genannt," antwortete er.

„Bruder — ?"

„Wir sind alle Brüder hier oben. Darum sag ich auch du zu dir, wenn du auch noch nicht ganz zu uns gehörst; denn du bist doch hier."

„Klosterbruder? Bin ich in ein Kloster gekommen?"

„Nennen kannst du's so! Wenn es auch von den Klöstern da draußen so verschieden ist wie etwa ein Dampfschiff von einem Ruderboot. Alles, weißt du ja, verwandelt sich, und allmählich, langsam. Als die ersten christlichen Einsiedler in die Wüste zogen, hätten die gedacht, daß um ihre Nachfolger, die „Väter der Wüste", sich Jünger und Genossen sammeln würden und so die ersten Klöster entstehen? Und wie lange dauerte es dann noch, bis der heilige Benedikt das Klosterleben ins Große führte, der Welt nützlich und wertvoll machte. Freilich ist er auch der Vater der drei Klostergelübde: Gehorsam, Keuschheit, Armut! Wir geloben hier nichts. Unser Sinn ist anders. Unser Gedanke ist: Wie viele der Besseren finden in der Welt nicht das, was sie suchen! Sie scheitern in der Brandung des Lebens, oder sie sehnen sich nach einer Harmonie, die die Welt nicht gibt, nach einer Gemeinschaft, in der sie Frieden, Erleuchtung, Erhebung finden. Dort soll aber nicht Knechtschaft, sondern geregelte Freiheit sein; denn ohne Freiheit kann nichts voll und ganz gedeihen. Dort soll auch die Versuchung nicht ausgeschlossen werden; denn für den Kampf, nicht für die Flucht und das Versteck ist der Mensch geschaffen; ohne Kampf kein Sieg! Dort soll auch der Wille der Natur befolgt, nicht verachtet oder geleugnet werden; denn was ist die Natur, als Gottes Werk? Darum trenne man nicht Mann und Weib, sondern lasse sie in einer Gemeinschaft dem Gott aller dienen. Man hindere sie nicht, vereint zu leben, sondern ermutige, ermahne sie: Folgt Adam und Eva nach, lebt gepaart, in geweihter Ehe!"

„Hier oben?" fragte ich, nun doch sehr verwundert. „In euerm Kloster sind Mann und Weib?"

Er nickte und lächelte: „Hier sollen wahre, ganze Menschen leben; nicht halbe und auch nicht unfromme. Ist der wirklich und wahrhaftig fromm, der weiser sein will als Gott und die Flucht vor dem anderen Geschlecht zum Gesetz erhebt, als Tugend predigt? — So sagen wir auch nicht als Befehl: Sei arm! Du sollst nichts besitzen! Denn auch das ist ja ein Verbot gegen die Natur. Wir sagen nur: Sei dir alles andere, das wir dir hier geben, mehr wert als Erwerb und Besitz! Sei dir die Gemeinschaft mit so vielen Strebenden, die Verklärung deiner Tage durch weihevolle Erbauung, durch Genuß des Schönen, durch brüderliche Eintracht, durch Mäßigkeit, Gesundheit, Leben nach dem Sinn der Natur — denn wir pflegen und stärken den Körper wie die Seele — sei das alles dir so hoch im Wert, daß du Erwerb und Besitz mehr und mehr verachtest!"

Ich staunte den Bruder Gottlieb — oder Meister Sokrates, wie ich ihn bei mir nannte — immer freier und freudiger an. „Verzeihen Sie — verzeih," sagte ich nach einer Weile. „Und das alles ist hier? Es ist kein Märchen? Kein Traum?"

„Du wirst ja bald erleben, daß es ist," gab er mir zur Antwort, indem er den Kopf nach der Tür hin drehte, wo das Sonnenlicht flutete, während wir in einer schönen, farbigen Dämmerung saßen. „Bisher waren wir hier allein, und auch der Platz da draußen war leer, weil jeder in seiner Zelle oder in den Werkstätten seiner Arbeit nachging; denn jeder erarbeitet sich auf irgend

eine, von uns geregelte Weise, was er zum Lebensunterhalt braucht. Aber gegen Mittag — wenigstens in dieser Jahreszeit — sammelt sich hier oft eine ganze Menge, um diesen oder jenen, den es treibt, zu hören; dazu ist die Kanzel da. Wir haben keine Priester und Prediger, wie wir keine kirchliche Satzung haben; es redet zu uns, wer da will, wen die liebe Seele ruft . . . Schau, da kommt der erste; einer von uns Alten. Bruder Lorenz, grüß dich Gott!"

Eine lange, hagere Gestalt war eben eingetreten und herangekommen; ein grauhaariger Charakterkopf mit scharfen, nicht ganz offenen Zügen; das Kleid, das er trug, war dunkelblau, aber von dem gleichen Schnitt wie das braune des „Sokrates". „Dich auch, Meister Gottlieb," erwiderte er.

Warum nennt er ihn Meister? dachte ich. Bruder Gottlieb erriet wohl meinen Gedanken. „Es sind nämlich drei Meister im Kloster," sagte er halblaut; „oder ‚Älteste'; Äbte haben wir nicht. Die Meister werden von den Brüdern für ein Jahr gewählt; jetzt bin ich einer davon."

Ich stand auf und verneigte mich; es riß mich hin. Er lächelte und gab mir die Hand.

Andere Brüder und dann auch Schwestern erschienen, nach und nach, junge und alte; ich sah sie alle mit gespannter Neugier an, mit größerer als sie mich. Die Männerköpfe waren unbedeckt, wenn sie nicht kleine Käppchen trugen, die weiblichen alle mit einem schwarzen oder weißen Schleier geschmückt. Die Farben der Gewänder waren verschieden, der Schnitt aber bei allen Frauenkleidern der gleiche, ebenso bei den männlichen. Das Haar trug jeder, wie es ihm gefiel. Ehrwürdige Greisinnen kamen, mit rührenden, von vielem Weltleid sprechenden, frommen Gesichtern, oder auch klaräugig, fest, gesund; dann auch junge Mädchen, mit schön vergeistigten Zügen und gebräunten Wangen, als lebten sie so recht im Sonnenlicht. Endlich traten auch einige von meinesgleichen herzu, noch junge Männer, wohl noch nicht lange hier oben: der Kampf mit dem Leben, dem sie entronnen waren, stand noch auf den Gesichtern. Es war aber, wie wenn sie alle in den Augen ein gewisses Leuchten hätten. Auf einmal strahlten ein paar große Augen vor mir, heller und geistiger als alle anderen, und schauten mich durchdringend an. Es war ein stattlicher Mann in reifsten Jahren, noch nicht alt zu nennen; ein fast bis zur Schönheit kluges Gesicht. Lessing! fuhr es mir durch den Kopf.

Wie kam ich auf Lessing? Er erinnerte mich so sehr an Nachbildungen, die ich von dem Dichter und Denker gesehen. Er war einer der drei „Meister", wie ich aus dieser und jener Begrüßung erkannte. Auch mit dem dritten Meister, der bald nach ihm herantrat, sollte es mir wunderlich gehen: ich mußte an eine Büste des alten Philosophen Plato denken, die mein Vater besaß, die ich oft betrachtet hatte. Was ist denn das? dachte ich. Foppen mich hier Ähnlichkeiten über Ähnlichkeiten? Sind es Menschen, die diesen großen, berühmten von innen heraus so verwandt sind, daß sie auch ähnliche Züge haben? Oder seh ich wirklich — — ? — Unsinn! Es ist ja doch nicht eine Welt von Geistern um mich her. Sie leben. Sie sind!

Ich befühlte heimlich Meister Gottliebs Kleid, der noch neben mir stand. Es war weiche Wolle; so greifbar echt, wie ich je etwas zwischen den Fingern hatte. Lacht nicht! Ich lächelte nun selbst. Mir war aber doch alles noch wie ein großer Traum.

Meister Gottlieb weckte mich gleichsam: er berührte meinen Arm und deutete mit dem Kopf nach der Kanzel hin. Dort stand jetzt ein schlanker, zart gebauter Mann von vielleicht vierzig Jahren, mit etwas bleichem Gesicht; ich hatte ihn nicht hinaufsteigen sehen. Bisher hatte man gruppenweise, sitzend oder stehend, mit gedämpften Stimmen gesprochen; nun trat eine tiefe Stille ein, und nachdem sich alles gesetzt hatte, begann der Mann auf der Kanzel zu sprechen. Ein tiefes Verlangen treibe ihn, so ungefähr fing er an, vor den Brüdern und Schwestern ein Wort zu sagen, so sehr er auch noch zu den Jüngeren und zu den Neuen gehöre; ein Dankeswort und ein Klagewort. Alle Tage danke er Gott mit Inbrunst und mit Staunen: daß ihn, den einst tief Gefallenen, die Wunderkraft eines Wunsches, einer heißen Sehnsucht in dieses nie geahnte Paradies getragen, wo er sich wie im reinen Licht neuen Lebens fühle; wo die Reue zur Sühne, der gute Wille zur Besserung, Ahnung zur Erkenntnis, Emporstreben zur Erhöhung und Verklärung werde. „Denn es umgibt uns gleichsam eine bessere Luft, in der die Seele gesünder als vorher gedeiht; in dieser Gemeinschaft mit so viel Geprüften und Bewährten, durch Arbeit und Genuß gestärkt, durch das wahrhaft Schöne, das Menschen schufen, zum Urschöpfer geführt. Ja, ich danke Gott! Und euch, Brüder, Schwestern! Wenn irgendwo in der Menschenwelt, findet der arme Irrende hier seinen rechten Weg!“

Nur auch das eine Klagewort möchte er noch sagen, fuhr er nach anderm, das ich vergessen hab, fort. „Dieses Gotteshaus vereint uns alle! Es ist das einzige wahre Gotteshaus, das ich je betreten; denn wie Gott der Vater aller Menschen ist, deren keinen er hassen kann, deren keinen er verlieren will, so ist dies das Haus für alle, in welchem Glauben sie auch als Kinder gebetet haben, in welchem Sinn sie auch jetzt den Unsichtbaren, Unbegreiflichen verehren. Auf der Freitreppe da draußen steigt herauf, wer ein Kind Gottes ist oder werden will, mag er nun in der ‚Welt‘ Heide oder Christ, Muselmann oder Hindu heißen. Hier drinnen ist sein, mein, euer Gott! — O welche Wonne, ihr Brüder, ihr Schwestern. Und welche Seligkeit für den reuigen Sünder! — Darum wird mir nun weh ums Herz, wenn ich denke, wie viel doch auch hier noch übrig ist von der alten Krankheit, an der wir in der ‚Welt‘ fast alle litten: der Unduldsamkeit. Ja, auch hier geht dann und wann der böse Geist dieser Pest noch um; jeder von uns hat's erlebt. So manche Seele erträgt's noch nicht, oder doch nicht zu jeder Stunde, vor Gott klein zu sein; so demütig klein, daß sie nicht mehr fragt: Wer ist Gott näher, ich oder der? Wessen Glaube ist der bessere? Welcher ist Gott mehr lieb? — O du Mensch, wer bist du denn? Hat Gott dir oder irgendwem das Majorat gegeben? Kannst du mehr werden als ein Gotteskind? In allen Religionen ist ein Anhauch von Gott, oder sie sind alle falsch. Überhebt euch nicht! Streitet nicht! Duldet, duldet euch!“

Und über den Sprecher kam es dann, Lessing und seinen Nathan den Weisen für sich anzurufen; er sprach goldene Verse aus der Geschichte der drei Ringe nach, die Nathan dem Sultan Saladin erzählt, und schloß mit des Richters Schluß:

Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe jeder von euch um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hilf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen'
Als ich; und sprechen. — Geht!

Er verließ die Kanzel; mit einer so schlichten Bewegung des Kopfes, wie er seine Rede begonnen hatte. Seine blassen Wangen waren schön erglüht. „Sokrates" nickte ihm zu; einige drückten ihm stumm die Hand. Es trat dann eine junge Frau zu ihm, vielleicht dreißig alt wie ich; nicht schön, auch nicht so gesund blühend wie die andern — wohl noch nicht lange hier! dachte ich — aber von einem ernsten, seelischen Liebreiz, der mich rührte. Sie sahen einander eine Weile in die Augen, der Mann und die Frau — offenbar seine Frau — und drückten sich die Hände. Ich sah ihnen zu, so lange sie da standen; leise sprachen sie auch. Plötzlich wurden mir die Augen feucht, vor Freude. Dieses Ehepaar im Kloster, an dieser Stelle, nach dieser „Predigt"!

Das Gotteshaus leerte sich; ich merkte es nicht. Als ich endlich aus meinen Gedanken aufsah, blickte ich in das gute, weise Gesicht des Bruders Gottlieb. „Mir deucht, es gefällt dir bei uns," sagte seine herzliche Stimme.

„Gefällt!" erwiderte ich. „Wie kannst du so reden; — vergib. Das Herz ist mir aufgegangen — das ganze Herz — wie noch nie. Ich muß mit euch leben. Dieses freie Kloster — ja, so laß mich's nennen — das ist die wahre Welt! Meine Welt!"

„Du willst bei uns bleiben?"

„Ob ich will!"

„Übereil dich nicht. Zwar, du bindest dich nicht wie bei den andern; gehen kannst du wieder, wann du willst. Aber du mußt so leben wie wir. Und vielleicht —"

„Nein, nein!" rief ich aus. „Kein Vielleicht. Nur so wie ihr will ich, kann ich leben. Eine Wartezeit, willst du sagen. Ich brauch keine. Wenn ihr mich als Bruder wollt —"

„Noch heut, wenn du willst."

„Dann nehmt mich noch heut!"

Es kam mir so, ich konnte nicht anders, ich warf mich ihm an die Brust.

* * *

Laßt mich nicht weiter so ausführlich erzählen; es schmerzt mich doch mehr als ich dachte, da ich auf so unwiederbringlich Verlorenes zurückschaue; und euch — wer weiß — scheint es vielleicht kaum des Berichtens wert. Noch am Abend desselben Tags ward ich Mitbruder dieses „freien Klosters“; in einem Saalbau, den ich am Morgen nicht gesehen hatte: er lag hinter den hohen Türmen, in einem Hain halbversteckt. Hier geschah alles „Weltliche“, das die Klostergemeinde versammelte: Aufnahme neuer Brüder und Schwestern, Vermählungen, bei denen einer der Meister das Paar zusammensprach, festliche Aufführungen, entweder edler Musik oder großer Dichtwerke. Vor einer schlichten, etwas erhöhten Bühne saß man auf Stühlen, in langen Reihen, die Brüder rechts, die Schwestern links. Mich führten an diesem Abend die drei Meister auf die Bühne; unten saßen die anderen alle. Bruder Gottlieb-Sokrates stellte mich als Bruder Walter der Gemeinde vor; er erzählte, wie er mich am Morgen gefunden; er wiederholte mir kurz, wie das Leben hier, zwischen Freiheit und Ordnung, geregelt sei. „Alles weitere sagen dir die Tage,“ schloß er, „jeder das seine.“ Darauf gab der jüngere Meister, der dem Lessing so ähnlich sah, ein Zeichen mit der Hand, und die ganze Versammlung begann einen Gesang, der mich als neuen Bruder begrüßte; die Worte waren mehr herzlich als feierlich, sie wurden nach der Melodie von Mozarts „In diesen heiligen Hallen“ gesungen. Zuletzt geleiteten mich die Meister in den Saal hinunter, wo man mich auf verschiedene Weise bewillkommte, ältere Frauen und Männer auch mit einem Händedruck. Vor der Bühne, auf der ich gestanden hatte, senkte sich ein Vorhang: eine musikalische Aufführung sollte sich anschließen. Für diesen Abend ward ich in die vorderste Reihe gesetzt, wo die Meister saßen; ich sah „Sokrates“ rechts, „Lessing“ links von mir. So traumhaft hab ich mich wohl nicht oft im Leben gefühlt. Ich hab wohl zweimal, dreimal gedacht: Plötzlich wird es aus sein, und ich werde am Eisack erwachen!

Es war aber und blieb. Der Vorhang ging wieder auf, Chöre von Brüdern und Schwestern standen auf der Bühne; sie begannen zu singen, von unsichtbarer Musik begleitet, feierliche Chorgesänge, dazwischen einzelne Stimmen. Wie vieles war mir wohlbekannt: aus Oratorien von Händel und Bach, aus der Beethovenschen Messe. Wie sonderbar war mir aber zu Mut, es hier in „Sigmundskron“ zu hören! Mir schien, daß sie wohl nicht schöner, aber rührender, herzergreifender sängen, als ich's sonst gehört. Ich mußte einmal denken: Für so einen Ort und so einen Chor hat der alte Bach das geschrieben; nur hat er's nie so erlebt! — Es kam Händel, und eine Arie, die mir Tränen in die Augen brachte; ein junges Mädchen war ein wenig vorgetreten, das ich bisher nicht bemerkt hatte, ein fast noch kindliches, unschuldiges, beinahe engelhaftes Gesicht, dessen Ausdruck nun noch holder wurde, als sie diese Arie zu singen anfing. Sie sah aus wie die Arie. Ihr lieblicher Mezzosopran verlor gleichsam alles Irdische; als er in die Höhe kam, stieg er förmlich himmelan. Wenn ihr in diesem Augenblick an den Schultern Flügel gewachsen wären, ich glaub, ich hätte gedacht: Nun ja! Das versteht sich!

In meiner Bewegung flüsterte ich endlich, ich weiß nicht was. „Ja, ja!“ murmelte Meister Gottlieb neben mir und legte eine Hand auf meinen Arm.

Neben die Sängerin trat nun eine zweite; nicht mehr so jung, wie es schien, aber blühender; lebhaft blond, während die andere braun war, und mit etwas breiterem, vollerem Gesicht. Die ist weltlicher! ging mir durch den Sinn. Dann erstaunte ich aber sehr: noch ehe sie zu singen begann — der Chor war wieder eingefallen — wurden ihre Züge immer ernster, bedeutender, edler, feierlicher; als sänge schon jemand in ihr, irgend ein verklärter Geist, und erschiene in ihrem Gesicht. Ich hatte wohl auch früher, in der „Welt", schon erlebt, wie wunderbar sich ein Menschenantlitz veredeln kann, wenn die Seele ganz von der Musik erfüllt wird, die sie singen oder spielen soll; aber so sah ich's noch nie. Die großen blauen Augen dieser jungen Schwester wurden fast übergroß, es gab ihnen aber eine Gewalt, die ich nicht beschreiben kann; das übrige Gesicht verschwand, ich sah nur noch den strahlenden Blick. Dann kam die Stimme — ein hoher Sopran — nicht so süß wie die der andern, aber lebensvoll, leidenschaftlich — immer wechselnd, schwellend — zuletzt himmelstürmend — daß mir fast der Atem verging. Die Töne zitterten mir durch Seel' und Leib. O du göttlicher Händel! dacht ich. Heimlich, unbewußt meint ich aber wohl: O du Götterweib!

Es sang wieder der Chor. Ich hört ihn nicht. Ihr kennt mich: wenn mich etwas mit Macht ergreift — und wie oft ist mir das geschehen — dann vergeht alles andere, ich hab nur noch ein Gefühl. O Segen und Fluch der Leidenschaft! — Erst nach und nach kam ich wieder zu mir. Ich sah nun auch die andere wieder, die Liebliche, die Engelhafte. Sie schien eben auf mich zu blicken; mit einem ganz unschuldig neugierigen, aber freundlichen, beinahe schmeichelhaft aufmerksamen Blick. Es war, wie wenn die braunen Augen mich streichelten. Mög dir's hier gut gehen, du Fremdling! schienen sie zu sagen; gleichsam schwesterlich. Es tat mir wohl wie Sonnenschein; es zog mich zu ihr zurück.

Eine Pause trat ein, zwischen zwei Musikstücken. Die Sänger und Sängerinnen setzten sich, blieben aber an ihrem Platz; die beiden nebeneinander. Ich fühlte wieder Bruder Gottliebs Hand auf meinem Arm. „Ja, ja!" murmelte er wie vorhin. „Das hat mir gefallen," fuhr er gleich darauf fort, „daß dir die so zu Herzen ging."

„Wer, Meister Gottlieb?" fragte ich.

„Nun, die junge Sängerin. Das ist eine der feinsten Seelen hier."

„Die Blonde?"

Er sah mich verwundert und mit einem leichten Zusammenziehen der Brauen an. „Nein, die Braune mein ich. Die ihre Arie so rührend sang, und so rührend aussah."

„Verzeih, Meister Gottlieb: mich dünkt, die andere sang ebenso zum Herzen; und wie verklärte sich ihr Gesicht!"

„Ja, die Musik macht viel in ihr; ‚Flügel des Gesanges'! — Aber die Braune, Schwester Antonie, die ist immer so, wie du sie heute siehst. In der ist kein Aufundab und kein Hinundher. Die ist so, als hätte man sie nach Lessings Worten geschaffen, die wir heut im Gotteshaus hörten: ‚Die von Vorurteilen freie Liebe', ‚Sanftmut, herzliche Verträglichkeit, Wohltun,

innigste Ergebenheit in Gott'. Ein herrliches, frühreifes Geschöpf. Ja, wer die zur Lebensgenossin bekäme, das wär ein gesegneter Mann!"

Es war etwas in des Meisters Stimme, als sagte er das für mich. Ein leises Mißgefühl, ein Widerspruch regte sich in mir. „Wie heißt die andere, die Blonde?" fragte ich.

„Das ist Schwester Verena," antwortete er; „unsere feurigste Sängerin. Musik ist der gute Geist in ihr. — Von Schwester Antonie möcht ich sagen: sie ist selber ein guter Geist. Einer von den Menschen, von denen die Alltagsleute so gern achselzuckend rühmen: ‚zu gut für die Welt!' Ein Wort, das mir nie gefiel. Wer war je zu gut für Gottes Welt? Wer war je gut genug? — Aber um dir zu sagen, wie lieb ich dich schon hab, sag ich nur noch: ich wollte, Schwester Antonie würde dir. Und ich wollt mich freuen, stündet ihr da oben auf der Bühne und ich spräch euch zusammen!"

Durch mich ging ein kaltes Gefühl; dann ein großes Staunen. Werden hier Liebe und Ehe so behandelt? dacht ich. Noch hab ich keine Nacht im Kloster geschlafen, und Meister Gottlieb kuppelt schon? — Es war der erste ernüchternde Augenblick, seit ich den Klosterberg betreten hatte. Ich erwiderte nichts und sah zu den beiden Sängerinnen hinauf, deren blaue und braune Augen sich nun auf mich richteten.

„Du wunderst dich," sagte der Alte leise; er erriet offenbar, was in mir vorging, wie er überhaupt fast alles erriet. „Von der Liebe zwischen Mann und Weib soll man so nicht sprechen, denkst du; die soll unberührt und heimlich wachsen, wie das Saatkorn in der Erde wächst. Aber bedenk, mein jüngster Bruder, wo und wer du bist! Als ich dich vorhin in deine Zelle führte, erzähltest du mir, ungefragt, wie dich deine Leidenschaften in der Welt zugerichtet haben. Und hier bei uns sind Versuchungen wie da draußen; eine steht da oben, mit blauen Augen und blondem Haar; du hast sie auch schon verspürt! — Ist es da nicht klosterbrüderlich, wenn ein Alter, Vielerfahrener einem jungen Ankömmling sagt: da ist eine, die würde dir den Weg hier eben machen und die Bürde leicht; gewännst du dir die zur Gefährtin, da wärst du geborgen! Das ist ja dieses Klosters Sinn: Helfet euch einander! Kürzt einander den Weg!"

„Verzeih!" flüsterte ich erschüttert, gerührt. Eben begann das neue Musikstück, die unsichtbaren Posaunen ließen mich nicht weitersprechen.

* * *

O ihr schönen Tage, die ihr diesem ersten folgtet! Ihr seid mir jetzt wie der Frühling dieses neuen Lebens; ein heißer Sommer kam danach; den fruchtenden Herbst, auf den ich hoffte, hab ich nicht erlebt! — Ich sehe mich in meiner Zelle; sie war fast schmucklos wie die meisten, aber licht und sonnig; in ein Gärtchen schaute sie, das bald zu grünen und zu blühen begann. Ich sehe mich mit den Brüdern turnen, springen, laufen; seh mich bei meinem Tagewerk in der Bücherei, der geliebten Halle, oder über dem großen Buch, der Klosterchronik, die ich weiterschrieb. Denn da die drei Meister erfuhren, daß ich neben all meinen Torheiten auch der ernsthafte Bücherwurm sei, als

den ihr mich kennt, so gaben sie mir die Bücherei zu verwalten, aus der von Brüdern und Schwestern fleißig gelesen ward, und legten auch die Chronik in meine Hand; beide waren seit drei Tagen verwaist. So erwarb ich meinen Lebensunterhalt, wie es jeder tat, fühlte mich bevorzugt, beneidenswert, und hatte noch freie Stunden genug, um die ganze kleine Welt dieses menschenreichen Klosters zu studieren, von den gewählten und ungewählten Meistern in langen, tiefen Gesprächen zu lernen, und — um das Herz der Schwester Antonie zu werben. Bruder Gottliebs sanfte, brüderliche Mahnung hatte mich getroffen. Ja, dachte ich, schon in der ersten Nacht, er hat recht! Hierher sehnt ich mich ja — ohne zu wissen, so 'nen Hafen gibt es — um die inneren Feinde zu überwinden, um ganz zu genesen! Nun bietet mir hier Gott, durch „Sokrates" Mund, diese Helferin an. O, mit so einer süßen Kameradin den Weg der Rettung zu gehen! und das Ziel zu erreichen, von dem ich da draußen immer wieder hinweg irrte, weil es so viele Seitenpfade, Lockstimmen und Irrlichter gibt! — Versäum keinen Tag. Such sie zu gewinnen, eh's ein anderer tut. Tritt offen als „Bruder" vor die „Schwester" hin, wie sich's geziemt; heimlich gegirrt und erobert hast du in der „Welt" genug. Zeig ihr dein Herz, wenn's auch alle sehen; so wird hier gefreit, so will's Gott!

Ich näherte mich ihr gleich am nächsten Tag; Bruder Gottlieb half mir. So viel Liebes, Gutes, Holdes nahm mich für sie ein, bezauberte mich; denn sie war so ohne Falsch, wie ich noch kein weibliches Wesen gesehen. Man ward jedesmal besser, wenn man mit ihr sprach; wie es andere gibt, von denen man jedesmal etwas schlechter weggeht. Und ihre Stimme war so sanft, so liebreich; die schlanke, zarte Gestalt so blumenhaft; man hätte sie gern auf Händen getragen. Und nun ging mir's unverdient gut: sie wandte mir offenbar, ohne Widerstreben, ohne Versteckensspielen, ihre Neigung zu. Der Tag kam schon heran, ich fühlt es, wo ich ohne Gefahr vor sie hintreten und sagen konnte: Ich bitte dich, gib mir Herz für Herz, werde mein ehlich Weib!

So im Vorgefühl des reinsten Glücks, in einem Frieden, wie ich ihn noch nie gekannt, und doch auch von einer schönen, seligen Unruhe umhergetrieben, kam ich eines Nachmittags — ich weiß nicht, wie viele Tage inzwischen verstrichen waren — auf eine Terrasse neben dem ältesten Rundturm, wo man frei über die niedrige Mauer sah, weit ins Land hinein. Drum war dieser Platz auch vielbesucht; es saß auch jetzt eine kleine Gesellschaft auf der Mauer: Bruder Achim, der merkwürdigste und anziehendste unter den Jüngeren, wenig älter als ich, ein Feuerkopf, mit Schwester Leonore, um die er zu werben schien, und mit der Sängerin, Schwester Verena, die ich seit jenem ersten Abend wenig gesehen, ein paar Mal angeredet, sonst im Grunde gemieden hatte. Ich ging auch jetzt mit einem Gruß vorbei und setzte mich dort an die Mauer, wo sie an den Turm stieß. Mein Auge wanderte in die Tiefe hinab, in der hart am Fels der grüne Fluß vorbeifloß, und dann in die Ferne, über das breite Tal hinweg. Was für ein Tal? Das Eisacktal? Der andere Fluß, der dort heranschäumte, war's derselbe Eisack, an dessen Ufermauer ich gestanden hatte, ehe dies mein neues Leben begann? — Es schien so, und schien auch nicht; alles war bekannt und fremd. Ich möcht's euch sagen und kann's nicht in

Worte fassen, was für ein Seelenzustand das war: ein wunderliches Mittelding zwischen Erkennen und Nichterkennen, Glauben und Nichtglauben; und zugleich noch etwas anderes, das zufrieden und ruhig machte: eine traumselige Gleichgültigkeit, ob da draußen nun das oder das, ob es bekannt oder unbekannt, Schein oder Wahrheit sei; es ist halt, was es ist!

Ich nickte nach einer Weile vor mich hin und wandte dann den Kopf. Nun sah ich, daß die drei auf der Mauer mich betrachteten; Bruder Achim lächelte. „Es geht dir offenbar so wie mir und uns allen," sagte er in seiner frischen, zutraulichen Weise: „man gewöhnt sich wunderbar schnell daran, daß man nicht hinunterkommt. Unsere Gelehrten hier sagen ja, wir leben nicht in drei Dimensionen wie die andern, sondern auch in der vierten."

Schwester Leonore hob den Kopf. „Kann mir einer sagen, was das ist: die vierte Dimension?"

„Du weißt doch," antwortete Bruder Achim, „daß eine Linie nur lang, eine Fläche auch breit, ein Körper auch hoch ist; das sind die drei Dimensionen, in denen wir sonst lebten. Nun soll es aber noch eine vierte geben —"

„Und was ist denn die?"

Achim wollte reden, zuckte dann aber nur die Achseln. Schwester Verena lachte: „Er weiß es ja so wenig wie wir! — Gott sei Dank, es lebt sich sehr gut auch ohne daß man's weiß!"

Schwester Leonore, eine hohe, kräftige Gestalt mit lebhaftem und anziehendem Gesicht, stand auf. Achim folgte ihr und ging langsam mit ihr fort, in leisem und, wie es schien, sehr ernstem Gespräch. Verena blieb noch sitzen, ich auch. „Nun?" fing sie nach einer Stille an. „Schwester Antonie wird es?"

Ich sah ihr etwas verblüfft in die großen, fragenden Augen. So geradezu hatte hier noch niemand zu mir gesprochen; nur zarte Andeutungen hatte ich wohl gehört. „Was wird sie?" entgegnete ich.

„Bitte, verfinstere dich nicht," sagte sie mit ihrer weichen, versöhnenden Stimme; denn auch ihre Sprechstimme war schön. „Es wird hier vom Zusammengeben ja so viel geredet; das Heiraten gehört hier ja gleichsam zu den Pflichten gegen Gott! — Ich hab wenig Sinn dafür . . . Aber Schwester Antonie, die ist dazu geschaffen — wie zu allem Guten. Ich glaub, sie ist die Beste hier. Sie ist unsinnig gut!"

Ich lächelte; das „unsinnig" klang, von Verena gesprochen, so natürlich drollig. „Jedenfalls ist sie ausreichend gut."

„O Gott! Es reicht für ein halbes Dutzend! — Wenn sie mir von ihrem Guten soviel zulegt, wie ich schon hab, so merkt sie gar nicht, daß sie was verliert."

„Bist du so schlecht?" fragte ich, wieder lächelnd.

„Schlecht? — Ich könnt noch schlechter sein. Da draußen in den drei Dimensionen, da fühlt ich mich gar nicht so schlecht. Aber hier — und neben Schwester Antonie — — Ich schüttle ja oft den Kopf und denk bei mir: Was tu ich hier oben? Ich gehör ja gar nicht her!"

Jetzt machte ich wieder das verblüffte Gesicht; und sie dann ein heiteres. „Du gehörst nicht her?"

„O Gott, nein! — — Hast du das noch nicht gemerkt, du Kluger? Oder warum wunderst du dich so sehr?“

„Ich bewundere deine Offenheit.“

„Die bewunderst du? Dann hast du selbst wohl nicht viel davon. — Wir sollen hier ja immer aufrichtig, immer ehrlich sein. Das gefällt mir auch! O, die Verstellung, wie ich die hasse. Lieber mein schwarzes Herz auf dem Präsentierbrett herumzeigen, als ihm ein Rosenrot oder Tugendblau anheucheln.“

„Wie bist du denn hierher gekommen?“ fragte ich.

Sie legte die Hand an ihren Hals, mit einer reizend tragikomischen Gebärde: „Das ist schuld! Die Stimme! Das heißt, mein Singen, meine Musik. Wenn ich an diese edlen Meister komme, wenn dieser Singrausch, diese Musikbetrunkenheit — — ja, so muß ich's nennen. Von klein auf war's so. Singen war mein Himmel! — ‚Mein Himmel‘ — so sagt ich schon als Kind; und wie ist es seitdem wahr geworden. Ich komm ja jedesmal in den Himmel, von der schlechten Erde weg, wenn ich meine göttlichen Meister sing. O, dann bin ich gut. Ich glaub, so gut wie Schwester Antonie. Ja, so lang bin ich ganz, ganz gut!“

Sie schien es auch in diesem Augenblick zu werden; so wirkte wohl die Erinnerung in ihr. Die schönen Augen verklärten sich, und um den Mund spielte etwas wie lächelnde Wehmut, die mir zu Herzen ging. Es waren sonst sehr weltliche Lippen, lang und voll, vom blühendsten Rot, verführerisch. In ihren Winkeln schien sonst ein Lachen, eine Lust, ein Schalk zu lauern. Das war alles weg.

„Und deine Stimme oder dein Singen hat dich hergeführt?“

Sie schloß die Augen und nickte. „In solchen Stunden sehnt ich mich so gern in die reinste Luft! Sie war oft nicht sehr rein, verstehst du, die, in der ich lebte. Und der Gesang, mein Glück, sollte auch noch gar mein Unglück werden: ich hatte einen Lehrer darin, der mir zu sehr gefiel. Das merkte er — und mißbrauchte es. Ich war noch so unerfahren, so jung . . . Ich hab viel erlebt . . .“

Sie öffnete die Augen wieder und sah mich mit einem ergreifenden Lächeln an. „Nicht wahr,“ setzte sie hinzu, „in dem einen Punkt bin ich eine gute Klosterschwester: in der Aufrichtigkeit.“

Ich mochte nichts erwidern.

Eine Weile war sie still, dann sprach sie wieder, in die Luft hinaus: „Den haß ich. Schwester Antonie, die kann nicht hassen; ich kann's! — Lieben aber, das kann ich auch . . . Wenn nur da das Ende nicht wäre: es endet so selten gut. Und so saß ich einmal da, das Leben war mir so ganz verleidet, ich selber war mir verhaßt. Um nicht zu verzweifeln, flüchtete ich zur Musik; ich sang, ich sang; mir liefen endlich beim Singen Tränen auf Tränen über das Gesicht. O, dacht ich, in eine andere Welt! Auf den Mond, wenn's da besser ist! Oder in einen Ruhehafen, wo ich vor mir selber Frieden habe, wo die Menschen einander helfen, statt sich zu verderben, wo ich besser werde! — Und wie mich die Sehnsucht danach fast umbringen will — auf einmal bin

ich hier. Ich steh vor der Mauer, an der offenen Tür. Bin hereingegangen, — natürlich: welches Frauenzimmer ging nicht schon aus Neugier durch so eine Tür. Und bin ‚Schwester‘ geworden; singe, so oft gesungen wird, lehr die andern singen. Denn das eine Gute, das einzige, hab ich von meinem Lehrer gelernt!“

„Aber du bist nicht glücklich hier.“

„Bist du's? — Ach ja, du hast deinen Engel, die Schwester Antonie; oder wirst sie haben. — Sonst denk ich manchmal, wenn ich dich anseh: gehört der hierher? — Weißt du auch, was du tust? Schwester Antonie ist ein Musterbild, fehlerlos, vollkommen. Kannst du mit einem Musterbild leben?“

„Mit so einem wie die? Ich denk wohl.“

„Wirklich?“ — Sie schüttelte ihre lichtblonden Locken. „O Gott, ich könnt's nicht! Ein Mensch, der nie ordentlich gesündigt hat, und wohl auch nie mehr sündigen wird — den immer um sich haben — schrecklicher Gedanke. Du hast auch gesündigt; ich seh dir's an. Willst es doch nicht leugnen? — Nein, das tut er nicht. Das wär auch nicht schön. — Mit so einem wie dir könnt ich leben!“

Sie lachte. Um ihren Mund war nun lauter Übermut. Die Lippen brannten im schönsten Rot. Ich mußte hinschauen, die Augen konnten nicht weg. Es waren üppige Formen, auch das Kinn war üppig und das Grübchen darin; das alles schien zu einem anderen Gesicht zu gehören als die edel geformten Augen und die feine Stirn.

„Mit mir könnt'st du leben?“ fragte ich; mir stieg dabei das Blut ins Gesicht, ich wußte nicht warum.

„Ach! Nun wird er rot! — Ja, ich hab's vorhin gedacht, als du da allein auf der Mauer saßest und träumtest so in die Welt hinaus. Nicht wahr, in der hast du tüchtig ‚gelebt‘? ziemlich toll? — Jetzt läuterst du dich aber. Strebst so hoch, so hoch. Fliegst dem Himmel zu. Hätt'st so eine wie mich mitnehmen können, die allein nicht recht weiterkommt; da hätt'st du ein gutes Werk getan. Statt dessen — — Wozu brauchst du Schwester Antonie? Wozu braucht sie dich? — — Aber so ist die Welt. Sehr vernünftig geht's in ihr nicht zu!“

Sie stand auf. Ihre Augen schienen mich sehr ernsthaft zu betrachten, ihre Lippen lachten. „So nun kannst du von mir denken, was du willst. Ich wollt einmal so aufrichtig sein — wie's hier keiner ist. Denn es sind doch alles Menschen, Menschen. So klug! — Ich bin nicht klug. Eher unklug; nicht? — Was machst du für ein furchtbar ernstes Gesicht. Leb wohl!“

Sie ging.

* * *

Seit diesem Nachmittag hab ich Schwester Verena jeden Tag gesehen, jeden Tag mit ihr gesprochen; — nur jeden Tag? Wie oft! Und wie lange! Die „Versuchung“, vor der Meister Gottlieb mich so fein gewarnt, sie war über mich gekommen; ganz anders, als ich's gedacht: nicht weltlich verführerisch, sondern unter dem Namen einer Pflicht, einer Bruderpflicht. „Das ist ja des Klosters Sinn“ —

Meister Gottliebs Worte kamen mir wieder —: „Helfet euch einander!“ Hilf du der Verena! dachte ich. Du kannst es! Du hast die Kraft! Schwester Antonie braucht dich nicht! — Ach, so sind wir Menschen. Daß ich selbst sie brauchte, das vergaß ich in meinem stolzen Mut; und den Mut hauchte mir das Verlangen ein — ihr erratet's ja schon, ihr Weltklugen — das Verlangen nach Verenas Lippen, nach dem Weib, dem echten Weib, dem aus Himmel und Erde gemischten; dem Weib, das mir mit diesen glühenden Lippen gesagt hatte: „Mit dir könnt ich leben!“

Sie erhielt mich in diesem Selbstbetrug; ich weiß nicht, wie lange; aber lang genug. Wenn ich von Schwester Antonie, die ich immer seltener sah, die ich nun als „Musterbild“ sah, von der sich mehr und mehr meine Sinne wandten — ein Engel mit unsichtbaren Flügeln, nicht ein Erdenweib — wenn ich von dem Engel zu der andern kam, deren Augen sich nach meiner „Hilfe“ sehnten, deren Mund mir entgegenlachte, so schien mir alles an ihr zu sagen: Ja, hier bist du notwendig! Hier ruft dich dein Bruderwerk! Und doch täuschte sie mich auch wieder nicht; was sie schon auf der Mauer gesagt hatte: „ich hab fürs Heiraten wenig Sinn“, das kam immer wieder: „Sich fürs ganze Leben binden? Nein! Ewige Treue geloben? Das könnt ich nicht! Mit einander leben, so lang die liebe Seele es will, und einander gut sein und Liebes tun und helfen, so lang man beisammen ist — und dann: Behüt dich Gott!“

Daß viel Kampf in mir war, brauch ich nicht zu sagen. Wie erfinderisch ich mich auch betrog, alle Tage riefen mir innere Stimmen zu: Verfehl deinen Weg nicht! Vergiß nicht, wer und wo du bist! — Endlich lief ich einmal zu Meister Gottlieb, meinem ersten und besten Freund, meinem Sokrates; die Angst und Not in mir ward zu groß. Ich hatte ihn seltener gesehen, manches Mal gemieden; sein Blick war wohl auch ernster geworden; seine Worte waren wie sonst. Die Zelle, in der er wohnte, lag auf den großen Platz hinaus, sodaß er vieles überschauen konnte; sie war so einfach und schlicht wie er selbst; den „Bedürfnislosen“ nannten ihn die Brüder. Als ich eintrat und ihn an seinem Fenster sitzen sah, seufzte ich inwendig mit Neid: Ja, du hast es gut! Hast offenbar so willensstark und so rein gelebt wie dein Urbild, der athenische Sokrates, — wenn du nicht sein Fortsetzer bist; deine Anfechtungen haben dich höchstens ritzen, nicht verwunden können. Vor dir steht aber ein schwacher Mensch, einer von den vielen. Er will andere führen und weiß selbst nicht, wohin!

„Teurer Meister Gottlieb,“ sagte ich nach den ersten Reden, „ich hab viel von euch gelernt, seit ich hier bin, und den Sinn des Lebens hier wohl auch immer tiefer begriffen; aber diesen und jenen Zweifel wüßt ich doch noch gern gelöst. Du sagtest mir an jenem ersten Morgen im Gotteshaus: Wir geloben hier nichts, weder Gehorsam, Keuschheit noch Armut. Wie ist das nun? Wenn ich nun frei meinem Willen folge, freier als es euch gefällt, was geschieht mir dann? Gibt es Strafe dafür oder nicht? Wenn ich mich einer der Schwestern geselle, nicht im Ehebund, sondern ungefesselt, wird der gestraft oder nicht? Ich darf erwerben und besitzen, sagtest du. Wo ist da die Grenze? Und wird das Zuviel gestraft oder nicht?“

Bruder Gottlieb lächelte nach seiner Art. „Ich wundere mich nicht, daß du diese Zweifel hast. Denn du hast uns noch nie jemanden strafen sehen."

„Nein, Meister, noch nie."

„Wenigstens nicht anders als durch verändertes Verhalten: der Bruder bleibt uns Bruder, aber wir werden stiller zu ihm, wir ‚gehen um ihn herum', wie wir's nennen, wenn er uns mißfällt."

„Aber wann mißfällt er euch?"

„Sagt dir das nicht dein eigner Sinn? Ich dachte."

„Vergib. Ich bin noch nicht Meister wie du!"

„Muß man dazu Meister sein?"

„Meister über sich selber, mein ich."

Bruder Gottlieb warf einen Blick auf mich, bei dem sich mein Herz zusammenzog; er schien mir zu sagen: das bemerk ich wohl, wie wenig du noch über dich Meister bist! — „Also gut, ich will dir's sagen," erwiderte er dann ruhig, „da du dir's nicht selber sagst. Uns mißfällt der Bruder, wenn er die Freiheit mißbraucht, die ihm das Kloster gewährt. Er mißfällt uns, wenn er mit Eifer erwirbt, mit Begier besitzt oder mit Verschwendung verbraucht. Er mißfällt uns, wenn er nicht willig und freudig dem Gesetz gehorcht, das die Gemeinde sich gab. Er mißfällt uns, wenn er die Ehe vermeidet, aber nicht das Weib."

„Aber ihr straft ihn nicht."

„Ist verminderte Achtung und Liebe keine Strafe? Kennst du eine härtere?"

„Nein," stieß ich etwas verwirrt heraus. „Für den edleren Menschen nicht."

„Wollen wir denn andere hier? — Menschenwürdige Freiheit vor allem; was wir nur durch Zwang erreichen, hat das vor Gott einen Wert? Wem hier Vorbild, Beispiel, Erhebung nicht helfen, wie führen wir den zu Gott? — Dies sind unsere drei ungeschriebenen Gebote: sich willig beugen unter das Gesetz; nicht anders erwerben, besitzen, verbrauchen, als sich hier geziemt; sich dem Weib nur durch die Ehe gesellen. Wer gegen eines sündigt, da drücken wir noch ein Auge zu. Wer sich gegen zwei vergeht, da ist doch noch Hoffnung. Wer sich gegen alle drei vergeht, mit dem ist's aus."

„Was geschieht mit dem?"

„Er — verschwindet."

„Verschwindet? Wie denn, Meister?"

Bruder Gottlieb ging durchs Zimmer. Erst bei der Tür murmelte er: „Das ist Gottes Sache."

Es kamen andere, die zum Meister wollten. Ich dankte ihm, grüßte und ging.

* * *

Es trieb mich zu Verena. Sie erwartet mich wohl wieder an der Mauer, dachte ich; dort, bei dem alten, runden Turm, hatten wir uns inzwischen oft gesehen. Als ich näher kam, hörte ich sie singen. Ach, dachte ich mit Verdruß,

sie ist nicht allein, die andern sind da! Denn sie hielt noch immer mit Bruder Achim und Schwester Leonore zusammen, ihren Liebsten neben mir; und auf deren Wunsch sang sie wohl zuweilen ein Lied. Ich irrte aber: sie saß auf der Mauer, ganz allein, und sang vor sich hin. Es war eine ihrer schönsten und traurigsten Arien, in der ihre Seele so recht schluchzen konnte. Eine Wehmut oder Schwermut, die nach Tönen verlangte, war wohl über sie gekommen; das geschah zuweilen. Die gedämpfte Stimme klang weich und erschütternd in den Abendfrieden hinaus. Sie hörte mich nicht herantreten. Sie sah mich erst, als ich vor ihr stand.

„Bitte, sing doch weiter," sagte ich, da sie aufhörte.

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen waren feucht.

„Waren die andern nicht hier?"

„Doch. Ich war ihnen aber zu trübsinnig. Ich hab meinen ‚unvernünftigen Tag', wie Bruder Achim es nennt. Er und Schwester Leonore sind vergnügt wie Fische! Sie schwimmen im Meer der Liebe. Sie wollen durchaus in die Ehe hinein."

Ich setzte mich neben Verena auf die Mauer. „Das will ich auch," sagte ich.

„Ah! Wird Schwester Antonie doch gefreit?"

„Verena! Wie kannst du so reden. An wem häng ich denn noch auf der Welt als an dir? Du hast mich von ihr losgerissen ... Steh nicht auf. Runzle die Stirn nicht so. Wenn das Wort dich kränkt, so sag ich: ich selbst hab mich von ihr losgerissen. Warum bist du heut so trübsinnig? Weil du einsam bist? Ich komm, um dich zu bitten: werde mir das, was Schwester Leonore dem Achim wird: mein Weib!"

„Dein Weib?"

„Schüttle doch nicht gleich den Kopf. Kannst du mich nicht so lieb haben, daß du mit mir sein und bleiben magst?"

„Dich? — Niemanden. Also kränk dich nicht. — Warum willst du, daß ich mit dir auf der Bühne stehen soll, vor dem ganzen Volk?"

„Warum willst du's nicht?"

„Sie haben dir ins Gewissen geredet, nicht wahr. Grad so siehst du aus. Dein Meister Gottlieb, dein Sokrates, wie du sagst, guckt dir aus den Augen. Geh, das steht dir nicht gut; du bist schön und er ist häßlich."

„Verena!"

„Wenn du mich Verena nennst, dann ist's gut. Dann sind wir zwei Menschen, die sich gern haben, die sich gut sein wollen, so lang wie sich's fügt. Aber du willst mich zur Schwester Verena machen, die mit dir zum Meister geht: ‚Gottes Stimme hat in uns gesprochen, gib uns für Zeit und Ewigkeit vor der Gemeinde zusammen!' — Dazu taug ich nicht. Ach, du weißt es ja. Quäl mich nicht; mich quält schon meine Seele genug, die so dumm zusammengewürfelt ist wie mein Gesicht."

„Verena! Warum bist du denn hier?"

„Weißt du's?"

Sie hatte wieder das traurige Lächeln, das sie so verschönte. Es mag wohl nichts gefährlicher sein als so ein Gesicht: „Hilf mir doch!" sagt es, „sei nicht so hart, ich bin elend, tu mir zu Lieb, was ich will!" Und die lächelnden Lippen sagen: Und wenn du das tust, o, was geben wir dir dann, wie machen wir dich glücklich!

„Verena!" versucht ich noch einmal. „Mein Weib werden kannst du nicht?"

„Laß mich. Ich heirat nie, ich hab mir's gelobt."

„Gelübde gelten hier nicht."

„Was ich mir gelob, das gilt!"

Ich sah mich in Gedanken wieder in Bruder Gottliebs Zelle, vor seinem ernsten Gesicht. Aber ich hört ihn auch wieder die Worte sagen: „Wer gegen eines sündigt, da drücken wir noch ein Auge zu. — Wer sich gegen alle drei vergeht, mit dem ist's aus!"

Erst mit dem ist's aus!

„Geh!" seufzte sie, sich eine Hand gegen die Augen drückend.

„Warum soll ich gehen?"

„Da du durchaus freien willst; weil's der Meister will. Geh zu Schwester Antonie. Die haben sie dir bestimmt!"

„Du hast mich nicht lieb?"

„Ich hab dich nicht lieb? — Warum saß ich hier denn? Warum wein ich denn?"

Die Tränen stürzten ihr unter der Hand hervor. Sie fing an zu schluchzen.

„Verena!" sagte ich. „Ohne dich kann ich ja nicht leben!"

Und wie damals im Gotteshaus dem Bruder Gottlieb, so warf ich mich nun ihr an die Brust.

* * *

Und das Lügenleben begann!

Schon am nächsten Tag — oder auch am zweiten; ich weiß nicht mehr — stand ich mit „Sokrates" vor dem Gotteshaus; er sah mich so fragend an. „Teurer Meister," sagte ich, all meine Kraft zusammennehmend, „du hattest wohl auch gedacht wie ich: Schwester Antonie und Bruder Walter —! — Und nun wird's doch nicht."

„Will sie nicht?" fragte er, ohne daß er eine Miene verzog.

„Ich weiß nicht. Mich dünkt aber, sie — sie wollte wohl. — In mir will's nicht, Meister. Ich hab wohl noch einen Feind in mir. Ich — fühl mich noch nicht reif zum Freien."

„Meinst du nicht, diesen Feind vertriebe grad dein Weib aus dir?"

„Weiß nicht, Meister Gottlieb. — Ich werde reifer, hoff ich. — Zu Schwester Antonie zieht's mich nicht so sehr, wie ich — damals dachte."

„Nicht genug."

„Nein, nicht genug."

„Tut mir leid; für dich. — Mich ruft mein Amt ins Gotteshaus. Leb wohl, Bruder Walter. Verlier nicht dein Glück!"

Er ging, ich sah ihm nach. Welches Glück? dacht ich in aufsteigendem Trotz. Das Verena-Glück oder das Klosterglück? — Ich ging zu Verena . . .

Ja, ja, ja, sie gab mir Glück! Ich werd's nie vergessen! Heimliches, ungeweihtes, unklösterliches, aber freudvolles Glück! Sie hatte keine Tränen mehr, die hatte ich gestillt; wie sich ein Schwimmer in die Wellen stürzt, so warf sie sich in diese Lebensflut, die über ihr zusammenschlug. Oder als wäre in ihr ein Winter vorbei und ein Lenz gekommen . . . Es gab Tage, wo ihre „Singseele" ganz verschwand, wo auch die Stirn und die Augen üppig weltlich wurden. „Hab ich dich nun bekehrt, befreit?" sagte sie wohl, beide Hände in meinem lockigen Haar, über ihren Triumph übermütig lächelnd. „Ach, nur heimliche Liebe ist schön! Da sind sie nun auch hingegangen, Leonore und Achim, haben vor der Gemeinde den bräutlichen Gruß gemacht, leben als vermählter Bruder und vermählte Schwester. Wie das amtlich ist! Wie wenn du Bücher aus der Bücherei verleihst! — Laß uns nur etwas Erdenluft in das Kloster bringen; die Luft ist hier dünn und kühl genug. Laß uns auf unsre Art glücklich sein!"

Ward ich nun ihr ‚Helfer'? Ward ich, was ich sollte und wollte? — Ach, mein Gott, wohl umgekehrt. Ihre neu aufblühende Weltlichkeit zog mich dem Abgrund zu . . .

Wenn Frauen schön sind, wollen sie noch schöner werden; Schmuck! Der alte Fluch. Was die Natur ihnen gab, ohne dafür Zahlung zu verlangen, das ist nicht genug; Schmuck soll es erhöhen, der oft mehr als Geld, der oft ein Lebensglück kostet. Verena sah die kostbaren Ringe an Schwester Leonores Hand, die Juwelenketten um ihren schönen Hals, in heimlichen Stunden angelegt. Sie fragte nicht lange, die Träumerin: woher hast du die? oder wie kommt Bruder Achim dazu, wenn der sie dir schenkte? Sie erzählte mir von dieser verschönernden Pracht und Herrlichkeit, sie gestand mir ihren Neid mit Lachen und mit Seufzen. Urteilt, wie verliebt ich war: ich lag dann nachts ohne Schlaf in meiner Zelle, weil ich stundenlang grübelte: gibt's denn gar kein Mittel hier oben, ihr diese Freude zu machen? Im Traum war ich Schatzgräber, eine Laterne in der Hand, unter der Erde, im Berg, wie in alten Märchen; auf einmal blitzten mich dann die kaiserlichsten Juwelen an . . . Eines Morgens erschien mein Schicksal, in Bruder Achims Gestalt. Er und ich waren Freunde geworden; sein feuriges, leicht aufflammendes Wesen war mir wie blutsverwandt. „Ich weiß durch Leonore," sagte er, zuerst nur lächelnd, „welchen Seelenkummer Verena hat. Willst du ihr das schaffen, was sie wieder froh machen kann, da könnt ich dir raten!"

„Wie denn?"

„Und auch helfen."

„Du?"

„Müßtest mir aber erst aufs heiligste — — Nein, vor dir brauch ich keinen Eid; dich kenn ich. Wenn du mir fest und ernsthaft sagst, daß du nie gegen jemanden davon reden willst, so bin ich zufrieden!"

Ich sicherte ihm unverbrüchliche Verschwiegenheit zu. „Ich bin ziemlich bedürfnislos," sprach er darauf weiter, „aber für Leonore möcht ich die ganze

Erde plündern, und die vierte Dimension dazu! Kurz, ich hab den Mann gefunden — ein Zufall — den Mann, den ich brauchte, um zu Gold und Schmuck zu kommen; denn mein Tagewerk hier erhält mich nur. Der Mann hat auch mein Gewissen beschwichtigt ... Wie weit kennst du Bruder Lorenz?"

Bruder Lorenz! Der lange, hagere, mit dem grauen Charakterkopf, den ich an jenem ersten Morgen als ersten nach dem „Sokrates" im Gotteshaus gesehen. Einer der mit Ehrfurcht behandelten Alten; nur die Meister schienen kühl und etwas fremd gegen ihn zu sein. Wohl weil ich das fühlte, sprach ich noch nicht oft mit ihm.

Ich war sehr erstaunt, auch unheimlich betroffen. „Der ist dein Mann?"

„Es gibt nur den einen hier."

„Der hat Schmuck und Gold?"

„Der hat Schätze, Bruder. Den hat die Natur zum Erwerben geschaffen; darum hat er's selbst hier im Kloster erreicht, eine Art von Krösus zu sein."

„Ich versteh nicht. Hier? Wozu? Wenn er's nicht zeigen, nicht verbrauchen, nicht genießen kann?"

„Er hat's doch. Wie genießt denn Harpagon? — Und Wert gibt's ihm doch. Er hat Ehrgeiz, merk ich. Es gibt ihm ein Machtgefühl; mit der Zeit wohl auch Macht."

„Dem alten Mann?"

„Er fühlt sich noch jung, will noch lange leben."

„Und zu dem soll ich —?"

„Mit mir gehen. Ja, wenn du willst. Wenn du diese Klosterbruderscheu bezwingen kannst, die dir eben so blasse Augen macht."

„Wer sich gegen zwei vergeht —!" fuhr mir durch Kopf und Brust. Ich glaubte Bruder Gottliebs Stimme zu hören: „Dies ist eins unsrer ungeschriebenen Gebote: nicht anders erwerben, besitzen, verbrauchen als sich hier geziemt!" — Aber ich hörte auch Verenas Stimme. O, hätte ich sie nie gehört! Ihr Singen hatte mich emporgerissen, ihr Flüstern, ihr liebeglühendes, schmeichelndes, liebkosendes, zog mich hinab.

Was sage ich viel. Endlich ging ich mit Achim hin. Bruder Lorenz empfing uns in der kahlsten aller Zellen; Savonarola hat nicht schlichter gewohnt. Ein ganz verlebter und verblichener Vorhang trennte sie von dem kleinen Nebenraum, den alle unsere Zellen hatten, zur Aufbewahrung unserer Wäsche, Kleider, Vorräte; denn kärglich oder gar schmutzig leben sollten wir nicht. „Auf diesen Bruder kannst du bauen wie auf mich," sagte Achim nach den ersten Begrüßungen. „Ihn führt derselbe Wunsch her wie mich. Er ist so jung, so verliebt und so verschwiegen wie ich."

„Ihr zwei seid also einer," erwiderte Bruder Lorenz lächelnd.

Mich durchfuhr ein schauerliches Gefühl. Da saß ich auf einmal, ich, der Jünger und Bruder des „Sokrates", wie ein Verschworener mit Verschworenen; gegenseitig in Geheimnisse gehüllt wie die Diebe bei Nacht! — Über das magere Entbehrergesicht des Bruders Lorenz zog ein faunisches Lächeln, das ich noch nie an ihm gesehen; „verliebt!" fuhr er fort. „Ja,

ja. Neben dem Gold ist auch das Weib eine gute Sache. Manchmal führt das eine zum andern. Oft braucht aber auch das andere das eine — und da muß man's schaffen! — Der Bruder Walter hat ein feines, kluges, verstehendes Gesicht. Weiß er schon —?"

„Noch nicht," antwortete Achim. „Er hört's am besten von dir."

„Der Mensch braucht nicht viel, so heißt's hier im Kloster; so heißt's wohl auch in der ‚Welt'. Als ich herkam in meiner frömmsten, gläubigsten Zeit, hab ich's auch geglaubt! — Ein Kindermärchen, um uns still zu machen. Warum ist denn Gottes Schöpfung so voll, so reich? Damit der Mensch sie mit seinem Geist, seinem Willen wie mit zwei Magneten an sich reißen soll. Warum ist dieser große Berg gewachsen? Nur um ein Kloster zu tragen? Nein, auch um seine goldenen und blitzenden Eingeweide für uns aufzutun. Oben die Stätte des Friedens, der Erbauung, unten die Schätze, womit man die Welt erkauft!"

Bruder Lorenz lächelte; es war ein gleichsam unterirdisches Lächeln, so klosterfremd, daß mich's überlief. Wie kommt der hierher? dachte ich. — „In diesem Berg ist Gold?" fragte ich dann sehr überrascht. „Davon wußt ich nichts!"

„Die Meister und die Alten verschweigen es; die Jungen erfahren's nicht. Es soll nicht mehr gesucht und gegraben werden, so lang der vor Zeiten angesammelte Vorrat reicht; und für hundert Jahr noch, heißt es, hat das Kloster genug. Aber nicht nur Gold — edle Steine, die edelsten, stecken in diesem Berg und in diesem ganzen Gebiet, das dem Kloster gehört. Das also auch uns gehört! — Ich hab's aufgefunden; wer Augen hat und sich rührt, der findet. Ich nehm mir meinen Teil davon. Wer braucht das zu wissen? Der Gemeinde ist's besser, sie weiß es nicht, lebt in Frieden weiter. Meiner Seele schadet's nicht; sie ist alt und fest. Und auch euren nicht, hoff ich, so jung ihr seid; ihr habt helle Geistesaugen, ihr verfehlt um das bißchen Glanz nicht den rechten Weg. Und ihr wollt eure Liebsten glücklich sehen. Darum will ich euch helfen! Dir auch!"

Er nickte mir zu.

„Du brauchst ebenso unsre Hilfe, Bruder Lorenz," sagte Achim ruhig. „Deine Glieder werden alt und tun's nicht mehr allein. Und auch sonst ... Du mußt nämlich wissen, Bruder Walter: das ist der klügste von den klugen Alten hier. Ich kann davon reden! So ganz in der Stille ein Tausch- und Handelsgeschäft, weit ins Land hinaus. Dazu braucht er meine Feder, meine Augen; seine wollen nicht mehr. Wird auch deine brauchen."

„Gewiß!" — Bruder Lorenz stand auf. „Jeder hilft dem andern; für nichts ist nichts!"

Er schloß die Tür seiner Zelle ab. Dann sah er mir noch einmal tief in die Augen — das konnten die seinen noch — ging zu dem verwitterten, eingerissenen Vorhang und zog ihn zurück. In dem Nebenraum war ein Schrein in der Wand, gegenüber stand eine alte Truhe mit einem Vorhängeschloß. Er zog einen kunstvoll geschmiedeten Schlüssel hervor und schloß sie auf. Als er dann eine grobe, graue Decke hob, entfuhr mir ein Laut der

Überraschung, der Verwunderung. In Fächer geteilt, leuchteten mich kleine Berge von gemünztem Gold und Haufen von herrlichen Edelsteinen aller Farben an.

Die Augen des Alten liebkosten das alles, auch in sie kam ein Funkeln.

* * *

Laßt mich davon schweigen, was ich in den nun folgenden Wochen dem Götzen Mammon für Dienste getan habe, um mir damit irdische Schätze — wahrhaft irdische — zu erkaufen und der heimlich Geliebten in den Schoß zu werfen! Nur das möchte ich sagen: wenn ihr dies nach meinem Tode lesen und euch wohl wundern werdet, daß ich so unwürdig schwach war, so bedenkt, daß zu Verena, meinem Verhängnis, auch noch dieser Mann kam, in dem etwas Dämonisches lebte, dem ich nur zu leicht erlag. Bruder Lorenz hatte Geist, starken Willen und eine fesselnde, verführende, beherrschende Gewalt. In seinen abgemagerten Formen war auch Edles, Großes; wenn ich seither in Ruhe über ihn nachdachte, so erschien er mir wie einer, der von sich selbst abgefallen ist. Sein Verderben hatte wohl begonnen, als er den geheimen Reichtum unserer Berge entdeckt hatte; da wuchs dieser bis dahin halberstickte Trieb, zu haben, zu gewinnen, und mit ihm die anderen, die gegen unsere ungeschriebenen Verbote verstießen.

Verena dankte mir für die Opfer, die ich ihr brachte, durch noch heißere Zärtlichkeit; und in dieser Zärtlichkeit berauschte ich mich, um mich zu vergessen. Heimlichkeit wie die unsere bleibt aber auf so engem Raum wohl nicht lange unbemerkt; auch daß ich nun viel mit Bruder Lorenz verkehrte — wie versteckt auch immer — konnte den andern nicht entgehen. Ich suchte blind und taub meinen Weg zu wandeln, da ich nun doch die Kraft nicht hatte, ihn zu verlassen; im Innersten war mir aber schlecht zu Mut. Eines Tages, weiß ich noch, ging ich durch den Hain, in dem der Saalbau des Klosters lag; süßer Vogelgesang kam aus den Wipfeln, dann hörte ich Menschenstimmen, die im Saal für das nächste Musikfest übten. Ich unterschied Verenas, dann auch Schwester Antoniens Stimme. Mir ward eng ums Herz. Wie anders hatte das alles begonnen, und wo war ich nun! — Ich blieb stehen und horchte. Bald wurde es beinahe lautlos still hinter der geschlossenen Tür, bald stiegen die hellen Töne gleichsam himmelan, entzückend und bedrückend. Endlich sah ich, daß an einem der Bäume im Hain noch zwei andere standen, als horchten sie wie ich. Es waren Bruder Gottlieb und der andere Meister mit den hellstrahlenden Augen, der mich damals und auch später immer wieder an Lessing erinnert hatte. Sie sprachen leise. Sie betrachteten mich. Dann, da sie meine Blicke sahen, schauten sie wieder weg, schienen nur zu horchen. Auf ihren Gesichtern lag aber tiefster Ernst. Sie sprachen dann wieder; offenbar von mir.

Eine schreckliche Traurigkeit überfiel mein Herz; Scham, Reue, Selbstverachtung, alles, was uns niederwirft. Dahin ist's mit dir gekommen! dachte ich. Nachdem dir Gott die Gnade gegeben, dich hierher zu führen, in ein neues Leben, mit so hohen, herrlichen Menschen wie die da, mit allem, was dich aus

deiner Schuld und Schwachheit erlösen konnte, stehst du nun wie ein Gemiedener da. Sie reden über dich, aber nicht zu dir; von ihren Stirnen kannst du ablesen, wie sie von dir denken! — „Ist verminderte Achtung und Liebe keine Strafe? Kennst du eine härtere?" Die Worte fielen mir ein. Dabei hörte ich Schwester Antoniens Stimme; sie sang eben allein, mit voller Kraft. Ihr süßer, unschuldiger Mezzosopran stieg wieder wie in den Himmel hinein. Mir war, als wollte er mich mitnehmen — mich hielt aber die Erde an den Füßen fest . . . Ich drückte die Augen zu.

Als ich sie wieder öffnete, sah ich Meister „Lessing" gegen die hohen Türme zu verschwinden; Bruder Gottlieb wollte in einer Entfernung an mir vorbei. Auf einmal riß es mich, ich trat ihm in den Weg. Zuerst stand ich hilflos schweigend da. „Teurer Meister Gottlieb," brachte ich dann hervor, „du ‚gehst um mich herum'."

„Hast du das bemerkt?" fragte er nur.

Ich nickte stumm.

Er zuckte leise die Achseln. Darauf sah er mich aber mit einem seiner liebevollen, brüderlichen Blicke an und sagte: „Magst du eine freundliche Warnung hören?"

„Ich bitte."

„Wir haben hier, dafür dank ich Gott, nicht viele, die auf ihrem Weg mehr als einmal straucheln, und wenige, die in Gefahr sind, ihn ganz zu verfehlen. Da ist einer, den seh ich in dieser Gefahr: Bruder Lorenz — der dich jetzt anzieht, wie mir scheint. Er hat geheime Kräfte, innere und äußere. Ich weiß, ich kenn ihn ja lange. Er ist aber auch gezeichnet, kann ich dich versichern."

„Wie gezeichnet? Von wem?"

„Sagen wir: von Gott. — Mein guter Bruder Walter, mehr will ich nicht sagen; weder über ihn noch über dich. Nur dies letzte Wort: er hat nur noch *einen* Stein im Brett. Verliert er den *auch* noch, dann ist's aus."

„Dann ist's aus?"

„Dann *verschwindet* er. — Behüt dich Gott!"

Er nickte mir zu und ging.

Wieder dieses Wort! „Verschwindet!" — Es schüttelte mich, es schauerte mir über die Haut. Aber ich verstand es nicht.

Im Saalbau hatte der Gesang geendet; sprechende Stimmen näherten sich von innen der großen Tür, es schien, sie wollten nun alle heraus. Ich erschrak. Jetzt sie sehen? Nein, Antonie nicht und Verena nicht! Ich floh um die Ecke.

* * *

Von einem Abend aus diesen Zeiten laßt mich noch berichten, damit ihr begreift, wie es stand und wie das Ende herankam; von einem Abend, der mir in voller Klarheit vor den Augen steht: sonst ist mir so vieles wirr und wüst geworden, ich war seelenkrank, ich taumelte so dahin, wie wenn einer nachts durchs Gewitter geht. Wir saßen in Bruder Lorenz' Zelle, sie war

abgeschlossen; einige Stühle waren noch aus Nachbarzellen geholt, Weinflaschen und Becher standen auf dem Tisch. Zwischen Verena und Leonore saß der Alte, ich ihm gegenüber; neben mir Bruder Achim und ein anderer jüngerer Bruder, Ricardo; neben Ricardo noch einer; auch diese hatte Bruder Lorenz, ich weiß nicht wie, in sein Netz gelockt. Wir hatten schon manchen Tropfen seines guten, süßen Weins getrunken, den er in seinem Wandschrein nach und nach angesammelt hatte; seine knochigen Wangen glühten, die erhitzten Augen ruhten zuweilen auf Verena mit einem Wohlgefallen, das mir nicht gefiel. Er behielt sich aber fest in seiner Gewalt, in dem schlichten Sessel thronend wie ein Patriarch. Nachdem er den beiden Nachbarinnen scherzend zugetrunken, ward er auf einmal ernst, sein grau umrahmtes Gesicht gleichsam größer; er stellte den Becher hin und begann mit der gedämpften Stimme, mit der wir aus Vorsicht alle sprachen: „Ich war also heut mit den drei Meistern beisammen und hab unsre Sache geführt!"

„Das sagst du uns erst jetzt, Bruder Lorenz?" versetzte Achim sehr erstaunt.

Der Alte lächelte: „Zuerst Wein und Lust; alles zu seiner Zeit! — Ich hatte verlangt, mit den Meistern in einer bedeutenden Sache zu reden, sie luden mich in das Amtsgemach. Sie saßen wie Bildsäulen da. Werte Brüder, sagte ich, es hat sich der alte Wunsch erneuert, alle Jüngeren teilen ihn, daß, was wir bei unsern festlichen Aufführungen hören, sich nicht fort und fort auf die alten Großmeister der Musik und der Dichtkunst beschränke, daß auch die Neueren, die minder Erhabenen, die Anmutigen, die Heiteren zu Worte kommen! Mich hat man damit betraut, euch dies vorzutragen; denn viele der jungen Brüder und Schwestern hängen an mir. Ohne euren guten Willen aber — wie die Dinge nun einmal liegen — kann ja nichts geschehen! — Da nahm gleich Meister Gottlieb das Wort, der's so gerne führt: ‚Guten Willen haben wir wohl immer, denk ich. Das glaubt wohl auch die Gemeinde, da sie uns Jahr um Jahr von neuem zu ihren Vorstehern wählt'."

Bruder Achim, der Hitzkopf, stand auf. „Die Gemeinde?" rief er fast zu laut. „Werden wir gefragt, die kein Wahlrecht haben?"

Der Alte winkte ihm, sich wieder zu setzen: „Nur gemach, gemach! Davon sprach ich auch, das kommt noch; hör nur erst, was der große Meister sagte. ‚Der Wunsch,' fuhr er fort, ‚mit dem man dich hierher schickt, hat seine Stimme schon mehrmals erhoben; wir, die Ältesten, haben ihn aber bekämpft, und die Gemeinde hat uns recht gegeben. Und so bleibt es, hoff ich! Denn auf unsern Berg gehört nicht Allerweltsmusik und Allerweltspoesie; nur was die Seele erhebt, ihr höhere Weihe gibt, das soll hier erklingen. Den Menschen herabzuziehen, ist leicht, ihn zu erhöhen, ist schwerer; das ist deiner Weisheit doch gewiß bekannt; oder nicht?'"

„Gewiß, Meister, sagt ich" (so fuhr Bruder Lorenz fort); „aber ihr drei, die ihr für unsre Feste das Auswählen habt, ihr wählt nach eurem Geschmack, und die Jungen meinen, euer Geschmack sei alt. Und wenn die Gemeinde euch recht gegeben hat — und wenn sie euch immer wieder und wieder zu ihren Vorstehern macht — so ist daran wohl die Satzung schuld, daß viele

hier oben nicht mit abstimmen, nicht mitwählen dürfen: kein Bruder und keine Schwester, die nicht dreißig Jahre alt sind, und auch von den Dreißigern, die neu zu uns kommen — wie Bruder Walter, Bruder Achim, und so manche noch — keiner, eh er drei Jahre hier war! So fehlt all unsern Beschlüssen das frische und das junge Blut. So klebt der Verfassung unsres kleinen Reichs ewig etwas Ältliches an, läßt uns nicht zu vollem Leben gedeihen. Das bedaure ich, das beklage ich, einer von euch Alten!"

„Nein, ein ewig Junger!" rief der Bruder Ricardo aus. „Heil dir, hab Dank, daß du so gesprochen hast!"

„Unser Jüngster!" sagte Verena, indem sie ihren Becher hob.

„Unser Meister!" rief Achim. Leonore nickte. Sie riefen ihm alle zu: „Ja, ja, unser Meister!" Sie tranken ihm zu. Ich auch. Ich hatte heute im Wein die Betäubung gesucht, nach der meine Seele alle Tage lechzte. Es gelang mir nun auch, zu glauben: er hat recht, und sie haben recht! Und daß ich auch noch eins gestehe, das letzte: wie ein Gefangener war ich in des Alten Hand. Tief in seiner Schuld: um die immer neuen Wünsche Verenas zu erfüllen, hatte ich wohl zehnmal mehr aus seiner schwarzen Truhe erkauft, als ich mit meinen Diensten bezahlt hatte.

„Euer Meister, sagt ihr!" nahm Bruder Lorenz wieder das Wort. „Hört nur erst, was der jetzt regierende Meister sagte; denn bei Meister Gottlieb vor allem ist der Wille und ist die Macht! ‚Ich denk grade umgekehrt,' sagte er, ‚ich preise unser Schicksal, daß wir diese Satzung haben; denn ohne die, wohin steuerten wir wohl? Nach der Art der Jugend grad auf den Magnetberg los, der aus unserm Schiff alle Nägel und Klammern herausrisse, und so führ es zu Grund! Wer noch nicht drei Jahre hier ist, der lerne noch ruhig die Weisheit unsrer Gesetze begreifen, eh er Gesetze geben will. Und wer noch nicht dreißig Jahre gezählt hat, der warte, bis sein Erfahrungsschatz sich ein wenig füllt und sein Blut sich ein wenig kühlt. Was du ältlich nennst, möcht ich weise nennen. Denn wenn zu wenig Freiheit kein Leben ist, so ist zu viel Freiheit der Tod!'"

„Ein alter Tor!" rief Bruder Achim, der von Wein und Empörung glühte. In ihm lehnte sich ein heftiger Ehrgeiz gegen diese Unmündigkeit auf; auch er war noch nicht drei Jahre hier. Alle stimmten ihm zu; alle waren hier oben noch „unmündig", so oder so. Sie fingen an zu lärmen. Bruder Lorenz hob die Hände und mahnte zur Ruhe.

„So sprach der weise Meister noch manches!" fuhr er fort; „und dann die beiden andern auch, beide ganz wie er. Alles, was ich entgegnete, alle meine Mahnungen, sich dem Strom des Lebens nicht in den Weg zu stellen, der Jugend freie Bahn zu geben, alles war umsonst. Sie gaben mir zu verstehen: ‚Warum trittst du für die Jugend auf gegen uns? Weil du selber herrschen willst!' — Ich sah sie an, diese Kaltgewordenen, diese in ihrem Dünkel erstarrten, von ihrer Gottähnlichkeit aufgeblähten, nur noch von ihrer Herrschaft lebenden, unheimlichen Geschöpfe; was seid ihr denn eigentlich? dachte ich. Seid ihr wirkliche, lebendige Menschen? Ich glaub's nicht! Böse Geister seid ihr, scheint mir, die sich gute nennen. Oder wenn ihr

vor Zeiten einmal Menschen wart, so geistert ihr nun so weiter, in der vierten Dimension — so heißt's ja hier — und habt nur noch eure Freude daran, über uns zu herrschen!"

„Sie sollen nicht mehr!" rief der vierte von uns Jüngeren; ich hab seinen Namen vergessen. „Du, du sollst unser Meister werden!"

„Ja, du, du!" riefen alle.

Der Alte verneigte sich: „Liebe Brüder, liebe Schwestern, habt meinen Herzensdank für die gute Meinung. Soweit sind wir freilich noch nicht! Aber vielleicht kommt der Tag, wo wir uns von diesen Herrschern befreien, wo eure frische Jugend zusammen mit den bessern der andern mich zum Meister wählt und zwei von den jungen dazu. Für jetzt — tun wir einstweilen den ersten Schlag! damit die alte Satzung fällt! Ihr habt Genossen geworben, ich auch; jeder von euch Brüdern, habt ihr mir gesagt, ist so und so vieler Gleichgesinnten sicher. Ich auch. Wenn wir übermorgen Abend wieder die alten Tonmeister und Dichter hören, an die wir verkauft sind, dann beginnen wir mit der Wiedergeburt!"

„Wie das, teurer Meister?" fragte Bruder Achim.

„Wir lassen erst singen und sagen; aber eh das letzte kommt, zieht sich ein Teil von uns — ein vorher bestimmter, auserlesener; ihr seid mit dabei! — unauffällig in den Vorsaal zurück. Die drei Meister entfernen sich zuerst, wie ihr wißt. Im Vorsaal werden sie umringt; die kräftige Jugend führt die guten Alten mit gelinder Gewalt hinaus in den Nebensaal, verschließt und bewacht sie dort. Dann tret ich auf die Bühne mit den Älteren, die ich gewonnen hab, und fordere die Gemeinde auf: Ändern wir die Satzung! sie ist überlebt, wir kranken an ihr! Jeder, den Gott hier oben leben und streben läßt, hab auch seine Stimme, sein Recht! — Und ihr alle ruft mir zu. Jeder hebt die Hände. Wir beschließen: so soll es sein! Und es ist beschlossen!"

„Die andern werden es dulden, glaubst du?" fragte einer der Brüder. „Werden ruhig schweigen?"

Der Alte lächelte, es war wohl sein dämonischestes Lächeln: „Wenn sie keine Meister haben? Daß die sie bei jedem Schritt führten, am Gängelband, daran sind sie gewöhnt wie an Tag und Nacht. Nimm den Bienen den Weisel weg! — Wir überraschen sie, mein junger Bruder. Und dann — wenn ich vor ihnen auf der Bühne stehe — ich bin auch noch einer!"

Er stand auf. Er reckte sich. Die lange Gestalt mit dem mächtigen Kopf, den scharfen Augen, hatte etwas Gebietendes.

Ein Glockenschlag ertönte. Es war der erste der drei mächtigen Schläge, die jeden Abend eine Viertelstunde vor zehn Uhr das Zeichen gaben: nun kommt die Ruhe der Nacht! Um zehn sollte jeder in seiner Zelle sein. Bruder Lorenz erhob sich; wir auch, um nach Haus zu gehen.

„Also morgen mehr davon," sagte er nur noch; „und übermorgen — die Überraschung. Wenn wir hernach die Meister wieder herauslassen, dann ist dieses erste geschehen! Sie werden ein sauersüßes Ja und Amen sagen, um nur nicht ganz weggefegt zu werden, um nur noch zu herrschen. Ihr lieben Brüder und Schwestern, Gott gebe euch eine gute Nacht!"

* * *

Übermorgen kam. Alles war bereit. Am Nachmittag, in der Zeit, die ich der Klosterbücherei zu widmen hatte — sie lag am großen Platz, zu ebener Erde — trat Bruder Gottlieb ein; er war tief ernst, beinahe finster. Eine Weile sagte er nichts; er sah die Wände an, darauf durchbohrte er mich mit einem langen Blick. Dem hielt ich stand, so gut es ging. Mich empörte aber, daß der Blick kein Ende nahm. „Meister Gottlieb!" sagte ich endlich, „begehrst du ein Buch?"

„Ja," antwortete er, ohne daß seine Augen von mir ließen. „Die Gedichte Schillers."

Ich war froh, daß ich mich abwenden konnte, ich nahm sie von der Wand. Er blätterte in dem Buch und suchte. „Ja," sagte er dann, „ich hatte recht, da steht's. Im ‚Spaziergang' steht's."

„Was, Meister Gottlieb?"

„Die schöne Inschrift auf dem Denkmal der Spartaner, die bei den Thermopylen gegen die Perser gefallen waren. So hat Schiller sie übersetzt, hör zu:

> Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
> Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."

Er legte den Finger auf die Stelle. „Wie das Gesetz es befahl," wiederholte er; seine Augen ruhten auf mir. Weiter sprach er kein Wort. Es ließ das Buch auf den Tisch fallen und ging wieder hinaus.

Ich stand zuerst wie erstarrt. Eine Warnung! Das war gewiß. „Gehorch auch du dem Gesetz!" — Aber wie kam er dazu? Was wußte oder was ahnte er? — Oder war es nur der weise Mann, der ‚Herrschende', der mich wieder einmal wollte fühlen lassen, daß sein Geist über mir schwebte? — Ich trat in die offene Tür und sah ihm nach. Sein fester, aufrechter, ehrbar sicherer Gang — wie hatte ich mich früher daran gefreut; heut mißfiel er mir. Der ewig Grade, Weise, Unanfechtbare! Das „Musterbild"! Ich fühlte eine Art von Haß auf ihn; den Haß des Sünders gegen den Gerechten.

Dann schüttelte ich das alles ab; und der Abend kam. Wir saßen im Saalbau, die ganze Gemeinde, die Brüder rechts, die Schwestern links; auf der Bühne standen die drei Meister, zwischen ihnen Schwester Antonie mit dem Mann, dessen Werbung sie angenommen hatte, mit dem sie heut vermählt werden sollte. Es war ein Klosterbruder von mittleren Jahren, einer unserer Sänger. Antonie seine Braut, sein Weib! Mir war's wie ein Traum. Der dritte der Meister, der, den ich bei mir „Plato" nannte wegen der Ähnlichkeit, trat zwischen die Verlobten, hielt die Weiherede; ich hörte die klangvolle, für mein Ohr etwas zu feierliche Stimme, ich verstand aber fast kein Wort. Schmerzliche Gefühle durchwogten mich; auch bittere, häßliche. Kann sie den nun lieben? dacht ich. Hat sie mich nie geliebt? War es nur frommes Mitleid mit mir? schwesterliche Freundschaft? Es schien so viel mehr! so viel mehr! — Und ich? dacht ich dann. Meine Augen irrten nach links, dort sah ich Verena neben Leonore sitzen; sie grüßte mich mit einem stummen Blick. Es schien etwas Spöttisches darin aufzublinken; oder etwas Leicht-

fertiges. Mir mißfiel's; wie mir heut alles mißfiel. Und ich? fragte ich mich wieder. Hatte ich diese Antonie nicht von Herzen lieb? War mir nicht so wohl? in mir lauter Frieden? — Wie sitz ich hier nun. Ich lieb niemanden mehr. Nein, dich holden Engel nicht — und die andre nicht. Nein, auch Verena nicht! Es sind nur noch Stunden des Verlangens; das Herz, das ist ausgebrannt. Hassen kann ich sie, wenn sie so dasitzt neben dem Alten, dem Juwelenmann, seinen Plänen zustimmt, seinen heißen Augen zulächelt, ihn den ‚Meister' nennt . . .

Ja, mir war auch in diesem Augenblick, als haßt ich sie.

Der Meister hatte die Vermählung vollzogen, die Gemeinde sang ein Weihelied. Ich saß da und regte mich nicht, mir wollte kein Ton aus der Kehle. Endlich war auch das vorbei; sie kamen von der Bühne herunter, das Paar und die Meister, das Beglückwünschen begann. Auf einmal stand Bruder Achim vor mir, bleich und mit starker Erregung kämpfend. Er winkte mir, aus der Sitzreihe herauszutreten. Ich folgte ihm, den Saal hinab. „Weißt du," flüsterte er, „daß Bruder Lorenz verschwunden ist? Seit dem Nachmittag kann ihn niemand finden. Seine Zelle ist leer. Kein Lebenszeichen, keine Spur."

„Vielleicht ist er im Gotteshaus," sagte ich.

„Man hat ihn überall und auch dort gesucht. Ich war jetzt auf dem ganzen Berg herum. Er ist fort!"

„Er wird drinnen im Berg sein; auf einem seiner heimlichen Wege."

„Jetzt? da das Werk geschehen soll?"

„Vielleicht ein kleiner Unfall," murmelte ich, um ihm Mut zu machen; ich war selbst bestürzt. „Im Berg irgendwo ausgeglitten; was weiß ich; es gibt tausend Möglichkeiten. Er wird wiederkommen."

„Gut, hoffen wir, er wird wiederkommen. Aber was tun wir jetzt? Ohne ihn?"

„Nichts," sagte ich. „Was können wir tun? — Vertagen! Morgen und übermorgen ist auch noch ein Tag!"

Er nickte mir zu, obgleich noch immer sehr verstört. „Gehen wir auf unsere Plätze zurück," flüsterte ich noch, „um nicht aufzufallen." Er ging.

Ich ging langsam nach. Von hinten faßte mich jemand am Arm; ich wandte mich und sah einen der älteren Brüder vor mir stehen, den ich wenig kannte. Er winkte mir geheimnisvoll. Einer von denen, die Bruder Lorenz gewonnen hat! dachte ich. Mit sehr leiser Stimme bat er mich, ihm hinaus zu folgen; es sei wichtig, dringend. Ich folgte ihm stumm.

Wir kamen in den Vorsaal; „bitte, dort hinein!" sagte er, nach links auf den Nebensaal deutend. „Dort ist man jetzt ungestört!" Ich nickte, ging hin und öffnete die Tür. Der andere, hinter mir, drängte mich vor, die Tür fiel zu. Ich sah zu meiner höchsten Überraschung die drei Meister vor mir, hinter einem langen Tisch. Rechts und links von mir sah ich je zwei Klosterbrüder, kräftige Gestalten. Sie bewachten offenbar die Tür — oder mich.

„Tritt näher, Bruder Walter," sagte Meister „Lessing". „Wir haben eine Frage an dich. Einer von den Brüdern, dem du besonders nahe stehst, ist heut — verschwunden: der Bruder Lorenz. Wir wissen nun, was er wollte: sich

auflehnen gegen das Gesetz. Aber wie? Das wissen wir nicht. Du warst einer seiner — Treuesten, Anhänglichsten all diese letzte Zeit. Was hat er gewollt?"

Ich schwieg. Ich sag's euch nicht für eine Welt! dachte ich bei mir.

„Bruder!" begann nun Meister Gottliebs tiefe, menschenfreundliche Stimme; es war ein letzter Klang von Liebe und Wehmut darin, der mich einen Augenblick erschütterte. „Du bist noch hier. Du hast also noch eine Frist. Wenn du mitschuldig bist — oder werden wolltest — du kannst es noch durch Reue und durch Rückkehr sühnen."

„Darum sag uns," rief der dritte Meister, „was geschehen sollte! Und kehr, eh's zu spät ist, auf deinen guten Weg zurück!"

Diese Stimme reizte mich. Ich ward wieder Stein; ich fühlt es. „Wofür haltet ihr mich?" antwortete ich. „Und wenn ich etwas wüßte, denkt ihr, das sag ich euch? Zum Verräter werden? — Ich weiß nichts —"

„Du weißt!"

„Nun, dann hol mir's aus der Seele heraus. Über meine Lippen kommt's nicht. Lieber will ich hier auf der Stelle sterben, als Verräter heißen!"

„Unsinniger!" sprach nun Meister Gottlieb wieder. „Vom Sterben ist nicht die Rede, sondern von deinem Seelenheil. Willst du so verschwinden, wie der andere verschwunden ist? Kannst du deinen Trotz nicht beugen, um dich noch zu retten?"

Mich zu retten? Das Wort empörte all meinen Trotz. Sie kamen mir vor wie die drei Richter in der Unterwelt. Alles Blut stieg mir ins Gesicht. „Wer seid ihr?" rief ich aus. „Was wollt ihr? — Verschwunden! Ihr habt ihn verschwinden lassen. In irgend ein Verlies habt ihr ihn geworfen — weil er zu groß ward neben euch. Werft auch mich hinein! Laßt mich auch verschwinden! Ich hab keine Furcht. Aber Stolz, Ehre, Gewissen hab ich. Ein Verräter — nie!"

„Bruder!" sagte Meister Gottlieb noch einmal. „Bruder! Bruder!" Ich hör es noch.

Aber meine Seele war wild und wund. „Bruder? — Euer Knecht soll ich sein. Wir alle sollen eure Knechte sein. Herrschen wollt ihr; und wer euch nicht gehorcht, der verschwindet! Ich beug mich aber eurem Willen nicht. Eurer Satzung gehorch ich nicht; eure —"

* * *

Ich machte die Augen auf. Ich sah in helles und tieferes Grau hinein. Eine Zeit lang dacht ich noch nichts; dann: wo bin ich denn? Endlich wendete ich den Kopf. Nun sah ich, daß ich auf der Erde lag, gegen eine niedrige Mauer. Der Kopf tat mir weh; hatte er sich an dieser Mauer gestoßen? Allmählich begriff ich, wo ich war: auf dem Damm, neben dem der Eisack floß. Warum lag ich denn? War ich ohnmächtig geworden und hingefallen?

Und was hatte ich denn alles geträumt? Lange, wunderbare, zuletzt wilde Träume . . .

Ich richtete mich auf. Nebel um mich her; nur hier und da etwas Körperhaftes, Bäume, strömendes Wasser, ein Haus. Jetzt dämmerte ein Berg aus

dem Grau hervor, wie durch einen Schleier hindurch; Mauern, Türme erschienen auf ihm. Sigmundskron! Nun erkannt ich die schöne Burg.

War ich nicht da oben gewesen? Wochen, Monde lang? Aber wie in einer anderen Welt? Kein Traum . . .

Auf einmal — o welch ein Schmerz! — verstand ich, was mir geschehen war. „Verschwunden!" Nicht in ein Verlies, nach der Meister Willen, wie ich in meiner wütenden Blindheit gemeint; nein, aus dieser anderen Welt auf die Erde zurück — nach Gottes Willen. Nun hörte ich erst das Wort im Geist: „Das ist Gottes Sache." Das Wort, das ich damals nur mit dem Ohr vernahm, als Bruder Gottlieb es sprach: „Wer sich gegen alle drei Gebote vergeht, mit dem ist's aus. Der verschwindet. — Wie denn? — Das ist Gottes Sache."

So war Bruder Lorenz verschwunden, als sein Maß erfüllt war. Und die Meister erkannten daran, daß er auch gegen das dritte Gebot gesündigt hatte: sich beugen unter das Gesetz!

Und dann füllte auch ich das Maß meiner Schuld. — O Schwachheit! Schwachheit! — —

Von einem Fruchtbaum unter dem Damm kam die erste Stimme des Lebens in der tiefen Stille: eine Drossel sang. So hatte ich's oft da oben gehört, im Hain, auf der Mauer. Ich horchte; mir schwoll das Herz. Mir war, als sänge der Vogel für mich; als verstünd ich ihn: „O du! O du! O du Menschenkind! Was hast du verloren! Wo ist es hin? Wo ist es hin? Warst auf dem Weg zu Gott. Verschwunden! Verschwunden! — O du!"

Ich setzte mich auf die niedrige Mauer, stützte den Kopf in die Hände. Ich mußte bitterlich weinen.

Der amerikanische Charakter.

Von
Wilhelm von Polenz.

Von den vielen merkwürdigen Überraschungen der Neuen Welt ist diese wohl die merkwürdigste, daß jeder, der mit Entdeckerabsichten hingeht, Amerika noch einmal entdecken kann. Ein Recht, über Amerika zu schreiben, hat nur der verwirkt, dem die gewaltigen Eindrücke in jenem Wunderlande den kritischen Sinn umnebelt haben. Ich habe gefunden, daß man sein Deutschtum nirgends stolzer empfindet als auf Reisen, aber ich meine auch, daß unser Blick für die Schwächen deutschen Wesens sich nirgends mehr schärft, als wenn wir Gelegenheit haben, uns mit einer anderen großen Nation zu vergleichen.

Es ist Mode geworden, amerikanische Einrichtungen zu bewundern und uns als nachahmenswert vorzuhalten. Aber es wäre das Unsinnigste, was wir tun könnten, wollten wir amerikanisches Wesen gedankenlos bei uns einführen. Daß jenseits des Ozeans in einem jungen Volke mit einer demokratischen Verfassung freiere Sitten und zeitgemäßere Einrichtungen entstehen konnten als in dem beengten Europa, ist klar. Von Europa verlangen, daß es sich amerikanisieren solle, ist ebenso verkehrt, wie den Amerikanern Rückkehr zu unseren Anschauungen zuzumuten. Jede Art hat ihre Berechtigung, wenn sie nur organisch entstanden ist. Etwas anderes ist es, in einer fremden Volksindividualität wehrlos aufgehen, wie es der Deutsche zu seinem Schaden oft genug getan; ein anderes, versuchen, fremdem Wesen liebevoll gerecht zu werden. Grenzenlose Bewunderung ist gerade Amerika gegenüber durchaus nicht am Platze. Den „unbegrenzten Möglichkeiten" möchte ich das deutsche Wahrwort entgegensetzen: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen."

Was Amerika für uns werden mag in der Zukunft, wird in erster Linie von uns selbst abhängen. Sollten die beiden großen Nationen wirklich dazu ausersehen sein, einander zu bekämpfen, so würde es erst recht wichtig sein für uns, den Gegner zu kennen. Unterschätzung wäre noch schlimmer im Kampfesfalle als Überschätzung. Aber ich hoffe mit vielen diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans, daß die Zukunft nur friedlichen Wettbewerb um die Palme hoher Kultur zwischen den stammverwandten Völkern bringen möge.

Keine außereuropäische Nation ist in der letzten Zeit so in den Vordergrund getreten auf allen Gebieten menschlicher Betätigung wie die amerikanische. Mit keinem Lande der Erde haben wir seit der Einigung des Reiches stärkere Fäden des äußeren Verkehrs angeknüpft als mit den Vereinigten Staaten von Amerika. Es gibt nicht zwei Völker auf dem ganzen Erdenrund, die so viel von einander lernen könnten wie das amerikanische und das deutsche, und es gibt keine zwei Völker, die vorläufig sich so wenig im innersten Kern ihres Wesens verstehen wie gerade diese beiden. Riesenhaft ist der Verkehr, den alljährlich die Schiffahrtsgesellschaften von Wasserkante zu Wasserkante vermitteln. Die Leiber der beiden Völker berühren sich trotz des Ozeans, aber die Seelen haben einander noch nicht gefunden. Daß für die Zukunft diese höchst erwünschte Vermählung herbeigeführt werde, sollen diese Zeilen fördern helfen.

Niemand wird seine Väter abschütteln; der Yankee kann seine europäische Kindheit nicht verleugnen. Die besten Eigenschaften des amerikanischen Volkes sind in den Eichenwäldern Deutschlands, auf den Marschen Holsteins, in den Dörfern Englands und Irlands, in der Einöde des schottischen Hochlands erwachsen. Aber erst der vierhundertjährige Kampf mit der Natur, die großartigste aller Völkerwanderungen, die Besiedelung Amerikas von Ozean zu Ozean, haben dem Volkscharakter die besondere Prägung gegeben. Es ist in der Neuen Welt genau wie in der Alten: auf der breiten Basis des Grund und Bodens ruht die menschliche Gesellschaft. Im platten Lande wächst die gesunde Volkskraft, das Dorf ist die Kinderstube jeder Rasse. Auch die Amerikaner waren ursprünglich ein Volk von Ackerbauern und Pflanzern, ehe sie zu Kaufleuten, Industriellen und Bankiers wurden. Jetzt freilich wohnt der größte Teil von ihnen in Städten. Das Stadtleben hat seinen nivellierenden, die Züge des Stammes wie der Einzelpersönlichkeit verwischenden Einfluß auch auf das Volk von Nordamerika ausgeübt.

Gleichmachend hat aber vor allem auch die Verfassung gewirkt, die sich dieses Land gegeben hat. Die Konstitution von 1787 war ein weitspannendes Dach, unter dem die Vereinigten Staaten wie Zimmer von verschiedener Größe eingebaut sind. Der Bundesgedanke hat den Partikularismus der Einzelteile, der im Anfang groß war, allmählich besiegt. In erster Linie fühlt sich heute der Yankee als Bürger Großamerikas, wenn er auch auf seine Herkunft von Kentucky, Ohio, Pennsylvanien noch so stolz, oder von den Vorzügen New Yorks, der Empire-city, oder ihrer jungen Rivalin Chicago noch so tief überzeugt sein mag. Die englische Sprache hat einer aus aller Herren Ländern zusammengeströmten Menge das gemeinsame Verständigungsmittel gegeben. Und schließlich haben die Eisenbahnen, deren Bedeutung für Nordamerika kaum überschätzt werden kann, die einzelnen Teile des Riesenlandes einander nahe gebracht und das Volk vollends zur Einheit zusammengeschweißt.

Das Resultat ist, daß, wo immer man jetzt in Nordamerika reisen mag, ob in den Neuenglandstaaten mit ihrer verhältnismäßig alten Kultur, ob im Süden, dem erst vor knapp vierzig Jahren der Zentralgewalt unterworfenen, ob in den ehemals französischen oder spanisch-mexikanischen Gebieten, ob in

den Teilen, wo die Neger vorwiegen, ob in den Strichen, die durch deutschen Fleiß besiedelt sind — daß man sich doch überall in Amerika fühlt und den Gedanken sehr bald fahren läßt, dieses Gebilde könne sich jemals wieder in seine Teile auflösen. Im Gegenteil: wenn nicht alles trügt, werden die Vereinigten Staaten ihre erstaunliche Fähigkeit, sich Fremdkörper zu assimilieren, auch auf Kanada, das sie jetzt schon umspannen, und auf Mexiko, in dem sie wirtschaftlich längst herrschen, ja, auf die ganze umgebende Inselwelt ausdehnen. Denn es scheint die Mission dieser Nation zu sein, ein Staatsgebilde zu schaffen, das im Gegensatz zur Alten Welt mit dem Kontinent zusammenfällt.

Die amerikanische Gesellschaft ist bereits jetzt von der europäischen stark verschieden. Die Tendenz geht dahin, die Ähnlichkeiten, die sie vor allem mit der englischen besaß, verschwinden zu lassen und die Besonderheiten immer stärker herauszutreiben. Das Volk der Vereinigten Staaten ist äußerlich vollständig amerikanisiert, obgleich die Zahl derer, deren Großeltern oder gar Urgroßeltern in Amerika geboren, eine kleine sein dürfte. Die Zuwanderung Fremder wird relativ bedeutungsloser, je schneller das ganze Volk wächst. Gemeinsame geschichtliche Erlebnisse, gemeinsame wirtschaftliche Interessen führen die Bürger immer näher zueinander. Ein übriges tun die Zeitungen, die allen den gleichen Unterhaltungsstoff zuführen und ähnliche Lebensauffassung weithin verbreiten, mag auch die Parteiansicht verschieden sein. Der gleichartige Jugendunterricht in den Public schools macht die Söhne und Töchter des ganzen Landes immer mehr zu echten Yankees. Die Jugend lernt auf der Schule fast nur die Geschichte des eigenen Landes kennen. Begriffe wie klassisches Altertum oder Mittelalter lassen den jungen Amerikaner, wenn er überhaupt damit in Berührung kommt, kalt. Auch die Tatsache, daß ein großer Teil des Volkes drüben ohne schulmäßige Bibelkunde aufwächst, muß mit der Zeit uns gegenüber trennend wirken. Eine neue Ethik bildet sich und veränderte Auffassungen von Pflicht und Schicklichkeit. Die Stellung, welche die öffentliche Meinung zur politischen Korruption einnimmt und zu dem in Amerika so weit verbreiteten System des laissez-faire, beweist das. Über Geld und Gelderwerb denkt der Amerikaner ganz anders als wir. Die Frau ist freier und selbständiger in Haus wie Öffentlichkeit. In der Kindererziehung herrschen laxere Prinzipien als bei uns. Der Arbeiter, der Farmer können mit den gleichen Ständen in Europa gar nicht verglichen werden. Unter den Männern der guten Gesellschaft bildet sich ein ganz neuer Typus heran, der der spezifisch amerikanische zu werden verspricht. Während nämlich für das Preußen einer bestimmten Periode der Offizier das tonangebende Vorbild darstellte, während England im Gentleman sein gesellschaftliches Ideal ausgebildet hat, ist in Amerika ein Typus in der Entwicklung begriffen, der mit dem Gentleman wohl verwandt erscheint, der aber seine Herkunft aus einer minder aristokratischen, mehr dem Geschäft zugewandten Welt nicht verleugnen kann: den „captain of industry“, den „smartman“ möchte man ihn taufen.

Die Absonderung der amerikanischen Gesellschaft wird immer ausgesprochener werden, je mehr der Westen in den Vordergrund kommt und der Süden erstarkt. Der Westen mit seinen noch ungehobenen Schätzen, die weit edler und kostbarer sind als alle kalifornischen Goldfunde, gravitiert nach Asien. Der Süden, der nur allmählich das im Sezessionskrieg verlorene soziale Gleichgewicht wiederfinden kann, weist nach Südamerika. Der Einfluß der halb europäischen Neuenglandstaaten aber muß schwächer und schwächer werden, je mehr das übrige Land zum Bewußtsein seiner Kräfte kommt. Jetzt sitzt noch die Geldmacht und die Oberkontrolle des zentralisierten Geschäftlebens in Wallstreet, und die feinste Geisteskultur blüht in Boston. Aber schon zieht Chicago Kapital und Geschäft des mittleren Westens in bedrohlicher Weise an sich. Im äußersten Westen an der pacifischen Küste aber wird in der kalifornischen Staatsuniversität von Berkeley und in Leland Stanford University trotz Harvard und Yale geistiges Leben gepflegt. Charakteristisch ist auch, daß man es bereits wagen darf, in St. Louis, recht in der Mitte des Kontinents, die nächste Weltausstellung zu veranstalten. Je mehr aber das wirtschaftliche und kulturelle Schwergewicht von der Ostküste nach der Mitte und gar nach dem Westen rückt, desto nachhaltiger macht sich die Nation von europäischen Einflüssen frei.

Daß das Volk von Nordamerika, jung, wie es ist, sich eine absonderliche, ihm allein eigene Weltanschauung ausgebildet hat, ist nicht zu verwundern; Weltanschauung bildet sich beim Individuum wie bei Klassen und Völkern durch Erlebnisse. Die Nation hat ihre Lehr- und Wanderjahre durchgemacht. Sie war mündig in dem Augenblicke, als sie vom Westen dauernd Besitz ergriffen hatte. Erstaunlicher ist es vielleicht, daß in diesem buntscheckigen Konglomerat von Rassen und Nationalitäten sich etwas entwickeln konnte, was ich das rein amerikanische Temperament nennen möchte.

Es ist in erster Linie sanguinisch, aber in anderer Art als das gallische Temperament. Der Franzose ist bei aller Lebhaftigkeit Pessimist, der Yankee Optimist. Auch die Slaven sind ja sanguinisch veranlagt, aber ihre Flamme gleicht dem Strohfeuer; sie fallen aus leichtbewegtem Enthusiasmus schnell in melancholische Apathie zurück. Beim Amerikaner balancieren sich schnelle Begeisterungsfähigkeit und ausdauernde Tatkraft in glücklichster Weise.

Mit einem einzigen Beiwort ist das amerikanische Temperament kaum anzudeuten, geschweige denn zu umschreiben. Wie der Landschaft Nordamerikas an vielen Stellen, wie dem Klima, so ist auch dem Charakter der Menschen in jenem Lande etwas Sprunghaftes, Groteskes, manchmal Gewaltsames und Brutales eigen. Den für seine Geduld berühmten Yankee kann gelegentlich Berserkerwut erfassen, und die Nüchternheit des öffentlichen Lebens schlägt drüben, wenn die nationale Eitelkeit verletzt wird, in Hysterie um.

Will man amerikanische und deutsche Gemütsart vergleichen, so kann man dem Deutschen den Ruhm größerer Originalität und Tiefe zugestehen, dem Yankee muß man Beweglichkeit und Vielseitigkeit lassen.

Am liebenswürdigsten äußert sich das amerikanische Temperament im Humor. Er tritt viel mehr in der Öffentlichkeit zu Tage als bei uns, wo er

am schönsten ist, wenn er das Familienleben durchwärmt, und am aufdringlichsten, wenn er sich am Stammtisch breit macht. In Amerika tritt er kecker auf und gewinnt durch Selbstbewußtsein, was er an Intimität verliert. Er ist die Würze der Zeitungen. Dem Politiker darf er nicht fehlen, wenn er, wie sie drüben sagen, „magnetic“ sein soll. Bei Bankettreden und Vorträgen wird er mehr als Gründlichkeit vom Redner angestrebt. Selbst der Geistliche, der seine Kirche füllen will, wird mit ihm liebäugeln.

Der amerikanische Humor ist minder fein und sinnig als der deutsche oder der englische. Er ist nicht grimmig wie der von Dickens, nicht empfindsam wie der Jean Pauls. Er hat selten jene geheime Verwandtschaft mit dem Tragischen, welche bei Reuter, Keller, Raabe das Auge mit Tränen füllt, während der Mund lacht. Er übertreibt lieber und zieht ins Lächerliche, statt zu versöhnen und zu trösten. Der Tiefsinn im Unsinn, für den Busch das ewig klassische Beispiel bleiben wird, ist ihm fremd. Er ist gutmütig, von schnellem Blick für klar zu Tage liegende Widersprüche, nicht tief, manchmal etwas pointelos, aber auch frei von Frivolität. Mark Twain und der Karikaturenzeichner Gibson sind gute Repräsentanten.

Der Deutsche, der Amerika nicht aus eigener Anschauung kennt, und der sich kein Urteil über die Amerikaner aus dem bildet, was die Zeitungen über Lynchjustiz, Streiks, Raubzüge der Multimillionäre, Korruption der städtischen Verwaltung, Exzentrizität des smart set Skandalöses zu berichten wissen, wird kaum geneigt sein, zu glauben, daß hervorstechende Züge im amerikanischen Volkscharakter Ritterlichkeit und Großmut sind. Man denkt sich den Yankee nur allzu gern als kalten, berechnenden Nur-Geschäftsmann, als rücksichtslos brutalen Egoisten, dem jede edlere Regung des Gemüts fremd bleibt, weil sie ihn bei seiner wichtigsten Beschäftigung, der Dollarjagd, stören könnte. In Wahrheit ist diesem Volke eine Begeisterungsfähigkeit, eine Hoffnungsfreudigkeit eigen, die näher kennen zu lernen ich vielen unserer Pessimisten, Nörgler und Neidhämmel zur Korrektur ihres verkrüppelten Gemüts dringend empfehlen möchte.

Wir pflegen es rühmend als eine Tugend hervorzuheben, wenn jemand sein Vaterland liebt. Dem Amerikaner ist der Patriotismus selbstverständlich. Eine Partei, die nicht als ersten Grundsatz in ihrem Programm den Bestand des Vaterlandes hätte, wäre drüben von vornherein unmöglich; Liebäugeln mit internationalen Gewalten würde als Landesverrat gelten. Der amerikanische Patriotismus erstreckt sich auf alles, auf die Gesetze, die Einrichtungen, selbst auf die anerkannten Mängel des Landes. „Amerikanisch, folglich gut!“ ist das Argument. Der Yankee ist Patriot im Schlafen und Wachen, beim Essen und Trinken, in jeder Lebenslage. Der erste Schrei des Neugeborenen ist bereits ein Triumphgesang auf Amerika. Ich machte die Überfahrt mit einem hochbetagten Mann, der zehn Jahre lang bei seinen Kindern in Deutschland gelebt hatte; trotz schwersten Leidens kehrte er nach New York zurück aus dem einen, offen geäußerten Verlangen: in Amerika zu sterben.

Den Amerikaner, der eine Zeitlang in der Fremde gelebt hat, packt es plötzlich mit unerhörter Sehnsucht; das ist nicht das stille, zehrende Heimweh

des Schweizers, sondern ein bewußtes Aufbäumen der ganzen Person gegen die Fremde. „Amerika ist das einzige Land der Welt, wo man leben kann," ist die naive Anschauung des echten Yankee. Man muß nur gesehen haben, wie gleichsam mit Zaubergewalt das Bewußtsein, sich der Heimat zu nähern, auf diese Leute wirkt, wie, je näher sie dem Ufer kommen, sie stärker und stärker unter den Bann des großen Landes geraten, bis schließlich, wenn am Horizont die ersten Häuserreihen von Jersey City und Hoboken, die Silhouette der Freiheitsstatue und die edle Linie der Brooklyn-Brücke auftauchen, der Jubel keine Grenzen kennt. Das ist mehr als prahlende Großtuerei. Es kommt da bei den kühlen Verstandesmenschen eine Glut des Gefühls, ein Hingeben des ganzen Menschen an eine Idee, eine Dankbarkeit und innige Kindesliebe für die allnährende Mutter: Amerika, zum elementaren Ausbruch, die unser angeblich gemütvolles und gefühlstiefes Volk in seiner temperamentlosen Zurückhaltung dem Vaterlande gegenüber gewaltig beschämt.

Dieser Patriotismus bleibt jedoch nicht in äußerlicher Begeisterung bei Ovationen und Demonstrationen stecken, er ist mehr als Hurrapatriotismus; er hat sich glänzend bewährt in schwerer Zeit, als Opfermut. Der Sezessionskrieg ist so außerordentlich in seiner Art, weil er ein Kampf war für Prinzipien und Ideale, nicht ein Rache- und Beutekrieg. Seine Dauer und Heftigkeit forderte von beiden Seiten Opfer und Ausdauer sondergleichen. Und seine Folgen: dauernde Versöhnung der erbittertsten Feinde, die sich nach dem Kriege näher standen als vorher, seltene Großmut auf seiten des Siegers und ungewöhnliche Selbstüberwindung von seiten des Besiegten.

Wir werden uns eben daran gewöhnen müssen, dem Yankee eine gewisse Ritterlichkeit zuzugestehen, wenn uns auch nicht alles, was er tut, schreibt und sagt, vornehm und selbstlos anmutet. Seine Ritterlichkeit zeigt sich in glänzendster Weise den Frauen gegenüber. Sie hat nichts gemein mit jener ekstatischen Verhimmelung des Weibes, in der sich die späteren Minnesänger mit unseren dekadenten Literaturjüngelchen treffen, auch nicht mit der hysterischen Verzückung der modernen Franzosen. Vor den Torheiten des Feminismus schützt den Amerikaner das Selbstbewußtsein der männlichen angelsächsischen Rasse. Er läßt die Frau auf dem Gebiete herrschen, das ihr zukommt: dem der Sitte. Er behandelt sie weder als Engel noch als Haustier — zwischen diesen beiden Polen schwankte die Stellung der Frau bei uns bis vor kurzem —, sondern als ein nur körperlich schwächeres, seelisch aber reiner und feiner veranlagtes, auf alle Fälle gleichwertiges Wesen, das zu schützen, wo es nötig, erste Pflicht des Mannes ist. Das kommt nicht nur in der Gesetzgebung zum Ausdruck, die in vielen Staaten Ungebühr gegen Frauen mit den schärfsten Strafen bedroht — das tritt in dem Benehmen des einfachsten Mannes in schöner Weise zu Tage. Das Haranguieren schutzloser Frauen auf der Straße, wie es sich bei uns mit der Selbstachtung sogenannter anständiger Herren durchaus verträgt, kann Lynchgerichte zur Folge haben, welche unartigen Männern den Mut zu solchen Flegeleien für immer verderben. Überhaupt besitzen die Massen drüben ein feineres Gefühl für Schicklichkeit, einen höher entwickelten Sinn für Gerechtigkeit als bei uns. Man kann es zum Beispiel im Theater erleben,

daß vom Publikum stark Partei genommen wird für das Gute gegen das Schlechte, Niedrige, Gemeine. Beifalls- und Mißfallensbezeugungen, spontan geäußert, beweisen, wie sich die Zuschauer mit dem, was sie für recht und billig halten, identifizieren. Keinen stärkeren Trumpf kann der Dichter ausspielen, als wenn er an den Edelmut seiner Landsleute appelliert.

Gegen Schwache, Kranke, Unmündige ist der Amerikaner voll hilfsbereiten Mitleidens. Nirgends stehen die Krankenhäuser, Irrenanstalten, Asyle für vernachlässigte Kinder, Blinden- und Taubstummenanstalten und Altersheime auf so hoher Stufe und sind so leicht zugänglich wie in den Vereinigten Staaten. Nirgends ist die Wohltätigkeit so groß und frei und weitherzig. Sie verlangt keinerlei Zerknirschung und Tugendheuchelei, womit sie bei uns gelegentlich ihre gute Wirkung aufhebt. Sie ist auch nicht ans Konfessionelle gebunden; oft unterhalten verschiedene Denominationen dieselbe Anstalt.

Der Amerikaner vergibt gern und schnell; für das Grollen und Nachtragen, das Ballen der Faust in der Tasche hat er kein Talent. Das hat sich nach allen Kriegen, die dieses Volk geführt, gezeigt. Das Vergeben- und Vergessenkönnen drückt sich auch in der Strafrechtspflege aus. Die Justiz, die im übrigen in Amerika durchaus nicht ideal gehandhabt wird, zeigt wenigstens menschlich schöne Seiten beim Strafvollzug, der nicht vom Geiste der Rache, sondern dem der sorgenden Liebe durchdrungen ist. Der Jugend gegenüber werden vorbeugende Mittel angewandt, in den sogenannten Schools of reform, wo man gefährdete Kinder beiderlei Geschlechts für das bürgerliche Leben ausbildet. Für Erwachsene dagegen gibt es in einzelnen Staaten die Reformatories. Hier werden bedingt Verurteilte aufgenommen. Man strebt in ihrer Behandlung vor allem Weckung des Ehrgefühls und Erhaltung aller besseren Triebe an. Nach einiger Zeit guter Führung werden die Korrektionäre entlassen, bleiben aber in Kontrolle der Anstalt. In diesen Instituten, soweit ich sie gesehen, herrschte wahrhaft humaner Geist.

Dem Yankee kann man viele üble Eigenschaften mit einem gewissen Scheine von Recht vorwerfen, nur nicht Kleinlichkeit oder Geiz. Daß seine Vorzüge ebenso wie seine Fehler ins Große gehen, zeigt sich auch in seinem Verhältnisse zum Gelde. Nirgends werden gigantische Vermögen unter so rücksichtsloser Ausnutzung aller Erwerbsmöglichkeiten gewonnen wie in Amerika, nirgends aber wird auch von derselben Hand, die hier Milliarden aufhäuft, die Million mit solcher Freigebigkeit wieder herausgegeben wie in dem Lande der Bibliotheksgründungen und Universitätsstiftungen durch Privatleute. Mancherlei Fluch mag am amerikanischen Dollar kleben, — zur schmutzigen Knauserei hat er seinen Anbeter nicht gebracht. Den Yankee leitet bei seinen Spekulationen viel weniger die Gier nach Mammon; der Erwerb nimmt bei ihm mehr den Charakter des Sports an. Sein reger, energischer Geist will unausgesetzt wagen und wetten, das Glück versuchen. Ans Sparen und Haushalten denkt er dabei selten. Die Erben kümmern ihn verhältnismäßig wenig. Durch eine großartige Stiftung für die Armen oder für Bildungszwecke, meint so mancher Multimillionär könne er seine Persönlichkeit dauernder über das Grab hinaus verlängern und sein Gedächtnis unsterblich machen als durch den alltäglichen Erbgang an

Kinder und Kindeskinder. Manche Väter drüben halten es auch für richtiger, den Söhnen kein großes Vermögen zu geben, damit ihnen nicht der Ansporn zum Selbstverdienen genommen werde.

Viele sympathische Züge des amerikanischen Charakters sind ja zu erklären aus der Wohlhabenheit des Landes. Wirklicher Pauperismus ist nur in den Armenvierteln einiger großen Städte zu finden. Wer gesund und im Besitze seiner geistigen Kräfte ist, braucht nicht arm zu sein. Die tiefe Tragik unseres Offiziers- und Beamtenproletariats, das gezwungen ist, um der Standessitte willen Geld auszugeben, ohne die Möglichkeit, entsprechend zu verdienen, kennt man drüben in keinem Stande.

Die Abwesenheit jeder Rangunterschiede und damit des Kastengeistes hat in der Union zu jener menschlich schönen Kameradschaftlichkeit geführt, jenem freier Sichgeben und Gewähren-lassen, jener franken Offenheit, jener Hilfsbereitschaft und Gastlichkeit, die den Amerikaner so angenehm von seinem steifzugeknöpften englischen Vetter unterscheidet.

Daß diese Tugenden nicht überall gleichmäßig vorhanden sind, kann nicht wundernehmen bei einer Nation, die zunächst einmal gegen zehn Millionen Mitglieder nichtkaukasischer Rasse beherbergt, in einem Lande, das im Westen und Süden auf der Ranch, im mining-camp und in den Urwaldhütten noch ein gut Teil Nomadentum und Hinterwäldlerei aufweist. Und was ein aus Börsianern, Sportsleuten, Lebemännern und Modeschönheiten zusammengesetzter, als Newport-Set berüchtigter Kreis an törichten Extravaganzen begeht, ist belanglos. Diese Rotte ist international. Was will jene Handvoll halbverrückter Menschen bedeuten in einem Achtzig-Millionen-Volke, das im ganzen und großen gesund, tüchtig und ehrenhaft ist.

Angenehm muß jedem, der in Nordamerika reist, auffallen, wie wenig Betrunkenheit man sieht. Das Temperenzlertum hat ja viele lächerliche Seiten, aber es liegt doch etwas Großes darin, wenn ganze Staaten, Stände und Parteien sich aufraffen, um dem populärsten aller Laster entgegenzutreten. Ein besserer Beweis noch dafür, wie man drüben Selbstzucht zu üben versteht, scheint mir in der Beobachtung gegeben, daß man selbst in intimer Männergesellschaft niemals ein häßliches Wort über Frauen zu hören bekommt. Zoten sind mir drüben nur von solchen aufgetischt worden, die noch nicht lange im Lande waren. Ich meine, daß deutsche Männer auf keinem Gebiete mehr an sich zu arbeiten hätten als auf diesem. Der Unterschied der Auffassung wird hier schon in der Erziehung gelegt. Der deutsche Jüngling der Mittelstände bezieht seinen gesellschaftlichen Schliff am Biertisch. Der junge Amerikaner wird mit Mädchen gemeinsam erzogen von Damen. Daß er dadurch Feminist würde, hat noch niemand behauptet, der ihn beim Spiel und Sport gesehen hat, wohl aber eignet er sich im frühen Verkehr mit dem anderen Geschlecht Gewandtheit und weltmännisches Wesen an, die ihm später im Geschäftsleben, in der Politik und im Salon von hohem Nutzen sind.

Im Widerspruch dazu scheinen allerdings einige Angewohnheiten der Yankees zu stehen, die jeder kennen wird, der jemals den Fuß auf das Trottoir einer amerikanischen Stadt gesetzt hat; ich meine das Kauen und Spucken. Auch die Art

und Weise, wie die Männer drüben beim Sitzen ihre Beine unterzubringen pflegen, kann weder ästhetisch noch manierlich genannt werden. Doch werden diese schlechten Angewohnheiten, denen vor allem der Westen frönt, auch drüben von den besseren Leuten verdammt, und in Städten von älterer Kultur, wie Washington, Albany, Boston, bemerkt man sie kaum noch.

Manche Eigentümlichkeiten und Gaben sind den Völkern so in Fleisch und Blut übergegangen, daß man sie der Menge gleichsam am Gesichte ablesen kann. Wer in Amerika die Physiognomien studiert an Orten, wo viele Menschen zusammenkommen, auf der Straße, in der Lesehalle, bei Volksversammlungen, den wird bei den echten Yankees als gemeinsames Rassezeichen überraschen: die Energie, die aus aller Zügen leuchtet, das rüstige Vorwärtsstreben in knappen Bewegungen, die glückliche Zuversicht des Gelingens. Unsere Leute, besonders die auf dem Lande oder in den Industriebezirken, tragen viel eher einen verdrossenen Zug geheimer Verbitterung zur Schau, als schritten sie unter einer unsichtbaren Last einher, verrichteten Sisyphusarbeit, von deren Vergeblichkeit sie innerlich überzeugt erscheinen. Die Amerikaner marschieren wie junge Soldaten kühn in die Zukunft hinein, die ihnen kraft ihres Siegenwollens gehören muß.

Verwandt mit diesem Optimismus ist eine Eigenschaft des Amerikaners, die je nach dem Fall schlecht oder gut genannt werden muß: seine Wagehalsigkeit. Sie entspringt eben jener kecken Zuversichtlichkeit, die sich ein Volk angeeignet hat, dem alles bisher geglückt ist. Sie ist auch verwandt mit dem Fatalismus, den Menschen ganz natürlich besitzen, die in einer Umgebung von riesenhaften Dimensionen, in einer Bevölkerung leben, welche jährlich um Millionen wächst, — Verhältnisse, in denen sich der einzelne täglich von der Belanglosigkeit seines Lebens überzeugen kann. Die Waghalsigkeit hat aber zum Gegengewicht die Geistesgegenwart. In der Selbsthilfe zeigt sich der Yankee am genialsten. Über nichts staunt man mehr, wenn man aus der Bevormundung unserer Öffentlichkeit hinüberkommt in das Land scheinbarer Schrankenlosigkeit, als über die leichte und glückliche Art, wie sich dieses Volk selbst regiert. Eine Ansammlung von Menschen, nach Hunderttausenden zählend. Kein Policeman zu sehen. Wie von einem inneren Gesetz getrieben, strömt alles in leidlicher Ordnung ab. Ein Wagen umgestürzt quer über das Gleis. Sofort staut sich Car hinter Car; geduldig wartet die Menge. Einige kräftige Männer greifen zu. Niemand flucht, niemand räsonniert, niemand schnauzt das Publikum an. Nach wenigen Minuten ist alles wieder in Ordnung. — Eisenbahnzüge kreuzen die belebtesten Straßen ohne Barriere, ohne Überführung, in schnellstem Tempo fahrend; kaum daß eine Tafel warnt. Man geht drüben von der Voraussetzung aus, daß jedem sein Leben lieb ist, und daß jeder, der sich auf die Straße begibt, im Besitze seiner fünf Sinne sein sollte. Natürlich passiert viel Unglück. Der Betroffene aber, falls er mit dem Leben davonkommt, erträgt sein Geschick mit gutem Humor.

Verwandt mit der Sorglosigkeit ist der mangelnde Ordnungssinn in öffentlichen Dingen. Die meisten großen Städte bieten ein Bild der Liederlichkeit und Unsauberkeit, bei dessen Anblick dem an Ordnung und Akkuratesse

deutscher Städte Gewöhnten die Augen übergehen. Trotz der guten Krankenhäuser und trotz des hohen Standes der medizinischen Wissenschaft fehlen hygienische Einrichtungen fast ganz in der Öffentlichkeit. Die städtische Beschleusung ist meist völlig mangelhaft. Infolgedessen ist die Sterblichkeit noch immer relativ groß. Erstaunlich ist auch, daß ein Volk, welches Großtaten der Ingenieurkunst, wie die Pacificbahnen, geleistet hat, seine Wege im traurigsten Zustande läßt und die Stromregulierung so arg vernachlässigt.

An mancher dieser Erscheinungen trägt die politische Korruption ihr gut Teil Schuld. Die öffentlichen Arbeiten, wie Beleuchtung, Wasserleitung, Kanalisation, scheinen vor allem dazu ausgeschrieben zu werden, damit die gerade am Ruder befindliche Partei ihren Anhängern und Kreaturen Verdienste zuwenden kann. In manchen Departements gehört die Unordnung zur Tradition; so im Heerwesen. Die fehlende Disziplin in Heer und Flotte und die mangelnde Kriegsbereitschaft sind bekannt. Und doch ist diese Armee noch niemals wirklich überwunden worden. Im Sezessionskriege wurden anfangs Fehler über Fehler gemacht, Schlachten verloren, Generale mitten in der Aktion abberufen, und schließlich siegte die Unverwüstlichkeit des Nordens doch über den sanguinischen Süden. Charakteristisch für Amerika ist es, daß während eines Krieges, der um die Grundlagen des Staates geführt wurde, und der alle besten Kräfte in Anspruch nahm, Handel und Wandel nicht nur nicht daniederlagen, sondern sich im Gegenteil hoben, und daß der Ausbau der großen Pacificbahn selbst in diesen erregten Zeiten nicht liegen blieb. Ich meine, auch das ist ein Beweis für die wunderbaren Widerstandskräfte und Heilsäfte, die diesem Organismus zur Verfügung stehen.

Neben so vielen schönen Zügen stehen in der Physionomie des Volkes von Nordamerika auch genug tiefe Schatten; aber der Gegensatz von hell und dunkel, der Wechsel von matt und grell, machen ein Bild ja erst charakteristisch, plastisch und interessant.

Der Sorglosigkeit, die aus dem Optimismus entspringt, ist in der Tiefe verwandt die Leichtfertigkeit des Yankee, die bis zur Gewissenlosigkeit und Frivolität geht. Geschwisterkind zum Optimismus ist die Oberflächlichkeit. Die Politik wird drüben vom laissez faire beherrscht. Korruption ist natürliche Folge des Spoil-Systems, nach welchem dem Sieger die Beute zuerkannt wird als selbstverständlicher Ersatz für Mühe und Ausgaben bei der Wahlagitation. Die Korruption, allgemein anerkannt und allgemein entschuldigt als notwendiges Übel, stiftet unberechenbaren Schaden an der Volksseele. Nicht minder tiefe und unverbesserliche Schädigung fügt der angeborene Leichtsinn der Masse dem kostbarsten Erbe zu, das die Nation besitzt, der Natur des Landes.

Reiche Erben sind meist keine guten Haushalter. Die unerhörten Reichtümer, welche sich den Ansiedlern auf ihrem Zuge zum Stillen Ozean allmählich auftaten, größer und kostbarer als alles, was die beutegierigen Spanier auf ihren Indienfahrten geträumt hatten, die Leichtigkeit eines Gewinns, der ihnen durch keinen ernst zu nehmenden Feind streitig gemacht wurde, mögen den Hang, alles leicht zu nehmen, schon früh dem Volke eingepflanzt haben. Jene naive Arroganz des Yankee stammt daher, die alles

Gute als selbstverständlich aus der Hand Gottes annimmt; wie Kinder, die im Wohlleben geboren, Tag für Tag Kuchen und Konfekt als ihr gutes Recht fordern.

Der größte Feind Amerikas ist der Amerikaner. Wenn man das Nordamerika von heute mit dem vergleicht, welches die Passagiere der „May Flower“ betraten, ist klar, daß der Kontinent in den dreihundert Jahren unendlich gewonnen hat durch das, was wir Zivilisation nennen. Aber hat er nicht unendlich viel eingebüßt an Schönheit, Poesie, Ursprünglichkeit, Naturwüchsigkeit? Der alternde Lederstrumpf in Coopers unvergleichlich schönem Buche wendet der Kolonie seiner Landsleute traurig den Rücken und geht westwärts in die Prärie, weil er die Verwüstung der Wälder, die Vernichtung der Tiere und die ungerechte Behandlung der Indianer durch die zivilisierten Neuenglandbewohner nicht länger mitansehen will. Wo sind heute die Schwärme wilder Tauben, wo die keusche Schönheit des „Glimmerglassees“, wo der Salm in den Flüssen, wo der Büffel der Prärie, wo die himmelanstrebenden Baumriesen in den endlosen Urwäldern, die das Auge jenes Alten noch gesehen? Und wo ist die Rothaut, die harmlos wie das Wild jene unberührten Flußtäler, Wälder und Grasflächen durchstreifte? Wird nicht dereinst der große Geist die Bleichgesichter vor seinen Richterstuhl fordern und sie nach dem Verbleib ihres roten Bruders fragen?

Wirklichen Schaden am eigenen Leibe empfinden die Yankees schon jetzt durch die Verwüstung der Wälder, die seit jenen entfernten Zeiten betrieben wird, wo die ersten Pioniere sich mit Axt und Feuer ein clearing im Urwalde machten. Gegen das Roden der Wälder zur Urbarmachung des Grund und Bodens ist nichts zu sagen, obgleich an manchen Stellen, ähnlich wie bei uns, in Nordamerika guter Wald wertvoller wäre als Feld von zweifelhafter Güte. Auch besäßen in vielen Distrikten die Ansiedler heutzutage ein besseres Klima, wenn ihre Vorgänger der Erhaltung der Gehölze und dem Bodenschutz durch Bäume, Sträucher und Streudecke mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Zum unverzeihlichen Verbrechen aber wird die Waldverwüstung, wenn sie, wie es neuerdings der Fall, zwecklos, achtlos, ja, geradezu systematisch über das ganze Land geübt wird.

Was die Eisenbahnen nicht vernichtet haben, deren Trakte durch meilenbreite, vom Funkenflug angesteckte, heute nur noch mit weißen Baumleichen bestandene, ehemals prächtige Waldbestände gehen, das vernichtet der Leichtsinn der Ausflügler mit ihren Picknickfeuern. Die Ziegen, Schweine, Schafe und Rinder der Farmer treiben sich unbewacht in den Gehölzen umher, lassen den jungen Nachwuchs nicht aufkommen und beschädigen die älteren Bäume. Am gierigsten aber und grimmigsten arbeiten die kleinen und großen Sägemühlen, die an den Wasserläufen entlang überall hindringen, wo es noch guten Wald gibt. Sie wüsten im Material, als ob der Holzreichtum unerschöpflich wäre. Nur das Kernholz verarbeiten sie; der Abfall, aus dem wir noch die schönsten Bretter schneiden würden, wird verbrannt. Edeltannen, Zedern, Sequoia, Föhren von zehn, zwanzig Festmetern Inhalt werden in doppelter Manneshöhe über dem Boden erst abgeschnitten, der Stumpf bleibt dem Verfaulen überlassen,

und wenn der herrliche Baum, den aufzubauen Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende nötig waren, zur Mühle geflözt und geschleppt ist, wird er häufig zu Schindeln kleingeschnitten. Neben jeder Mühle aber dampft ein mächtiger Haufen, wo Sägespäne und Holzteile verbrannt werden, die anderweit zu verwerten sich angeblich nicht lohnen soll.

Der Yankee hat sich, verführt durch Reichtum, Geduld und scheinbare Unerschöpflichkeit der Natur, ein blindes Wüsten in ihren Schätzen angewöhnt. Er scheint geradezu Freude am Vergewaltigen der Schöpfung zu empfinden. Zu diesem Behufe hat er die sinnreichsten Einrichtungen getroffen, die seiner Erfindungsgabe alle Ehre machen, aber seine Ehrfurcht vor Gottes Gabe und seine Scham vor der Kreatur keineswegs rühmen. So wurden die Büffel, das stolze Wild der Prärie, weil ihre Ausrottung den ungeduldigen Weißen nicht schnell genug von statten ging, schließlich mit einer Art von Kugelspritze beschossen. So werden noch jetzt an den Mündungen von Strömen und Flüssen, wo die wichtigen Aufstiegwege zu den Laichplätzen sind, Fischzüge großen Stils mit riesigen, durch Maschinen angetriebenen Netzen unternommen.

Es gibt natürlich auch in den Vereinigten Staaten Bestrebungen, die dem sinnlosen Verschwenden der Naturgaben entgegenarbeiten. Tierschutzvereine sind tätig, eine Liga für Baumpflege besteht, es ist ein Tag bestimmt, an dem jeder Amerikaner einen Baum pflanzen soll. Die Indianer haben ihre Reservationen, der Büffel wird an ein paar Stellen in Parks gehegt. Einige der großartigsten, wunderreichsten Striche sind als Nationalparks für sakrosankt erklärt. Das Holzkulturgesetz hat die Tendenz, die Aufforstung der Prärie zu befördern. Viele Staaten haben Einrichtungen für den Forstschutz getroffen und sogenannte Fire-Wardens angestellt. Aber die besten Maßnahmen und Gesetze nützen in solchem Falle nichts, wenn nicht das ganze Volk mit ernstem Willen dahinter steht. Es wird in Amerika unendlich viel geschrieben und gesprochen über die Notwendigkeit rationeller Forstwirtschaft zur Erhaltung der noch bestehenden Wälder, schon um der nicht mehr abzuleugnenden Verschlechterung des Klimas Halt zu gebieten. Vor mir liegt der siebente Jahresbericht des „Chief Fire Warden“ von Minnesota, der in drastischer Weise durch Wort, Bild und graphische Darstellung die Verwerflichkeit des amerikanischen Raubbaus illustriert und demgegenüber Beispiele aus der deutschen Forstwirtschaft zur Nachahmung anführt. Hie und da merkt man also Zeichen des bösen Gewissens nach dieser Richtung hin. Man sucht dem Fremden gegenüber nach Entschuldigungen und Bemäntelung des jetzigen Zustandes. Aber der Vorsatz, selbst Hand anzulegen zur Besserung oder nur schonender umzugehen mit den Wäldern, hat die große Menge noch nicht durchdrungen.

Wie so oft in Amerika stehen die Gesetze nur auf dem Papier. Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. An die kapitalkräftigen Sägemühlenbesitzer und Waldspekulanten, an die allmächtigen Eisenbahngesellschaften mit ihrem Grundbesitz wagt sich der Arm des Richters nicht heran. Und gerade hier wäre der Hebel anzusetzen. Solange dem Großkapital erlaubt ist, an einem der kostbarsten Güter der Nation Raubbau zu

treiben, werden alle jene Maßregeln Flickwerk bleiben. Einige kleine Risse und Löcher am Bau kleistert man zu, während mächtige Hände daran sind, das Ganze abzutragen.

Wie geringe Achtung der Yankee vor der Natur hat, erkennt man, wenn man nur einen Blick auf die Staatenkarte wirft und sie mit der natürlichen Geographie des Kontinents vergleicht. Würde ein Volk, das Respekt besäße vor dem Gewordenen, Sinn für Geschichte und feineres Naturempfinden, es fertiggebracht haben, ein Netz von rechtwinkelig sich schneidenden, mit dem Lineal gezogenen und dem Zirkel abgemessenen Grenzlinien über Gebirge, Flüsse, Seen, Täler und Ebenen hinweg, ohne jede Rücksicht auf die Oberflächengestaltung, dem Lande gleichsam aufzuzwingen? Hier wieder hat der praktische Sinn des Amerikaners und sein Hang zur Gleichmacherei einen unleugbaren Triumph gefeiert; gleichzeitig aber hat sich auch seine Respektlosigkeit vor allem Organischen und seine mangelnde Keuschheit vor der Natur ein ewiges Denkmal der Monotonie, der Gemüts- und Phantasiearmut gesetzt.

Dem oberflächlich-respektlosen Menschen aber wird die Eitelkeit selten fern sein. Der Durchschnittsamerikaner hat ein Bedürfnis nach Bewunderung, das an Kinder oder Halbwilde erinnert. Wird ihm diese Bewunderung für sein Land, seinen Staat, seine Stadt nicht ohne weiteres von selbst gewährt, so provoziert er eine Aussprache. Dann ist ihm kein Lob zu dick aufgetragen, um es nicht ernsthaft zu nehmen. Fällt aber der Gefragte ein minder beifälliges Urteil, so hat die Enttäuschung geradezu etwas Rührendes. Die Ruhmredigkeit und Übertreibung nimmt stetig zu, je weiter man nach dem Westen kommt. Siebenmal ist mir in den Vereinigten Staaten die längste Brücke der Welt gezeigt worden. Bei einer Brücke, mit deren Länge man beim besten Willen nicht renommieren konnte, wurde wenigstens rühmend hervorgehoben, daß sich von hier die meisten Selbstmörder herabgestürzt hätten. In einer jungen westlichen Stadt mit sehr primitiven Gesundheitseinrichtungen wies der auf den Ruhm der Heimat bedachte Führer auf den Umfang des Kirchhofs hin, der trotz der Jugend des Ortes doch schon eine stattliche Belegschaft habe. Und das Wasser eben dieser Stadt wurde darum als das beste der Welt angepriesen, weil es von sehr weit her und mit großen Kosten geröhrt sei. So verführt die Sucht zum Prahlen diese Leute zu den lustigsten Widersprüchen.

Die schlimmsten Prahlhänse sind merkwürdigerweise unter den Neueingewanderten, leider auch den deutschen, zu finden. Sie wollen sich jedenfalls mit dem lauten Herausstreichen der Neuen Welt über die vielleicht zu spät erkannte Tatsache hinwegtäuschen, daß das Wasser auch drüben bergab läuft. Diese Sorte geriert sich viel chauvinistischer als die Eingeborenen; und man tut dem Volke von Nordamerika am Ende unrecht, ihm eine Menschenklasse zuzurechnen, welche die Fehler der Alten Welt nicht abgelegt und die der Neuen nur zu begierig angenommen hat.

Sicher ist, daß sich die Sitten darin gegen früher gebessert haben. So widerwärtig prahlerisch, selbstsüchtig und niedrig gesinnt, wie zum Beispiel Dickens die Yankees im „Martin Chuzzlewit“ schildert, findet man jetzt drüben

kaum noch vereinzelte entartete Exemplare. Der Mangel an Selbstkritik, der der Überhebung zu Grunde liegt, ist auch vielleicht bei einem Volke entschuldbar, das, in einem Lande ganz für sich lebend, wenig Gelegenheit gehabt hat, sich mit anderen zu vergleichen und so seine Grenzen früh zu erkennen.

Daß es in einer Nation, die bei größten Erfolgen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete eine Geschichte von Ständen und Klassen kaum besitzt, viele Snobs gibt, kann nicht verwundern. Die Yankees blicken auf nichts mit ausgesprochenerer Verachtung herab als auf Etikette und Zeremoniell europäischer Höfe, auf die Rangunterschiede unserer Beamtenhierarchie, auf unsere Orden und Titulaturen. Den Bundesbeamten ist es bekanntlich ausdrücklich verboten, Ordensauszeichnungen von fremden Ländern anzunehmen. Man sucht etwas darin, bei Empfängen von Gesandten, bei Schreiben an europäische Höfe, bei Reisen offizieller Persönlichkeiten allen Dekor wegzulassen, möglichst bürgerlich formlos aufzutreten, von der unverkennbaren Absicht geleitet, zu beweisen, daß die Neue Welt über solch altmodischen Firlefanz erhaben sei. Die demokratischen Airs, die man sich gibt, können jedoch die Tatsache nicht verdecken, daß durch die Gesellschaft des modernen Amerika ein Zug zum Aristokratischen geht. Man stoppelt sich Stammbäume zusammen, man ist stolz darauf, wenn man Großväter aufweisen kann. Da man keine Peerstitel und Stammburgen besitzt, so liebäugelt man mit dem hohen Adel Europas; und die Fälle mehren sich, wo Dollar und Herzogstitel Ehen eingehen.

Auch in den Klassen, welche den Esquire auf dem Briefumschlag nicht verlangen, ist doch ein Bedürfnis nach Abzeichen vorhanden, die den einzelnen aus der grauen Masse hervortreten lassen sollen. Man bedeckt die Brust mit badges und läßt sich bei der Aufnahme in Ordensgesellschaften und Logen schmückende Namen beilegen, vor denen die Nomenklatur mittelalterlicher Zünfte und Gilden verblaßt.

Es ist im Grunde kein Widerspruch, daß der Yankee ein gewisses Bedürfnis nach Zierat und Emblemen empfindet, denn es scheint dem Menschen nun einmal angeboren zu sein, sich von seinesgleichen auch äußerlich durch bedeutsame Sinnbilder abheben zu wollen. Das Leben aber in der Neuen Welt ist im allgemeinen so nüchtern, alle Gedanken und Wünsche dort so stark vom Positiven in Anspruch genommen, daß man nicht staunen darf, wenn die Reaktion dagegen den Trieb zum Phantastischen und Symbolischen an ganz merkwürdigen Stellen hervorbrechen läßt. Befremdend für uns wirkt der mittelalterliche Schmuck nur darum, weil er nicht mit der Entwicklung von Volk und Gesellschaft organisch gewachsen ist.

Alles würdevoll Bedeutsame steht dem Yankee schlecht zu Gesicht. Wenn man den ganzen Unterschied zwischen aristokratisch und demokratisch an zwei drastischen Beispielen erkennen will, muß man die Physiognomie des englischen Parlaments und seine altehrwürdige Tradition vergleichen mit den formlosen Allüren des Repräsentantenhauses zu Washington.

Drüben sind alle Einrichtungen auf Zeitersparnis zugeschnitten. Die Eisenbahnen, die Elevatoren, die geraden Straßen — alles, alles predigt, daß die Minute kostbar ist. Zum Auskosten seiner eigenen Würde und Bedeutung,

zum Feierlichsein aber gehört in erster Linie Zeit. Wo sich die Feierlichkeit durch Hintertüren gleichsam doch einmal ins amerikanische Leben einschleichen will, wie im Ritus mancher Denominationen, fällt sie aus der Umgebung heraus. Trotz der Chorröcke, des Niederknieens und der Umzüge habe ich beim Gottesdienst der Episkopalkirche niemals das Gefühl des Feierlichen empfunden, das einen in mancher ärmlichen deutschen Dorfkirche machtvoll ergreifen kann.

Es fehlt dem Yankee an Behäbigkeit, körperlicher wie seelischer. Er ist ungeniert und offenherzig; die Steifheit des Engländers hat er gründlich abgeschüttelt, aber es sind ihm auch jene Quellen des Gemüts verschüttet, die das deutsche Leben, anspruchsloser, wie es ist, doch innerlich erquicklicher machen. Das amerikanische Tagesleben hat den großen Nachteil, monoton zu sein. Es fehlen ihm die feineren Nuancen, das, was die Maler Lüfte nennen; es scheint alles Vordergrundmalerei. Das Brachliegen der Musik ist bekannt; sie ist drüben Amusement, aber nicht tägliches Brot des Lebens. Es fehlt die trauliche Sinnigkeit, die Durchdachtheit, welche gute Tradition unseren öffentlichen Handlungen und Familienfesten verleiht. Nie würde man in Amerika den Christbaum erfunden haben. Es fehlt das tiefe Naturgefühl des Deutschen, das sich auch in der Stadt noch unbewußt mit Wald und Feld verbunden weiß. Es fehlt der jungen Rasse der Zug der Urmystik, jenes edelste, kaum definierbare Erbteil der älteren Indogermanen. Daher jener doppelte Mangel im amerikanischen Leben: äußerlich an Gemütlichkeit, innerlich an bedeutsamem Gehalt.

So kommt es, daß die modernen Amerikaner, die mehr als irgend ein anderes Volk Erfindungen ersonnen haben, das Leben zu erleichtern und es durch Zeitersparnis scheinbar zu verlängern, doch die Kunst zu leben noch nicht zu entdecken vermochten.

Sie haben vor allem noch nicht das rechte Verhältnis gefunden zwischen Verdienen und Genießen. Über dem Hervorbringen materieller Güter, über Glücksspiel und Geschäft ist man nicht dazu gekommen, wirkliche Kultur zu entwickeln. Denn diese verlangt zum Ausreifen gerade das, was der Amerikaner sich nicht gönnt: Zeit und Konzentration. Darum ist weder ein Florenz, Genua, Venedig noch ein Nürnberg und Weimar bisher jenseits des Atlantischen Ozeans erstanden. Dafür hat aber Chicago in seinen Packinghouses, haben St. Paul und Mineapolis in ihren Mühlen, Pittsburg in seinen Stahlwerken, Niagarafalls in seinem Powerhouse, New York im Stock Exchange Institute entwickelt, die ihresgleichen in der Welt nicht haben.

Das Praktische ist unleugbar die starke Seite des Amerikaners; darüber hat er bis zu einem gewissen Grade das Ideelle vernachlässigt. Die Maschine, die er zu so hoher Vollendung gebracht hat, rächt sich nunmehr an ihm, indem sie ihn mechanisiert. Er ist geneigt, in erster Linie nach Zweck und Nutzen einer Sache zu fragen. Größe und hoher Preis, den er auch gern jedermann erfahren läßt, imponieren ihm. Darüber übersieht er leicht das, was nicht gewogen oder gemessen werden kann, die innere Schönheit und Harmonie von Menschen und Dingen. Für das Transcendentale hat er noch keine Organe entwickelt, und der tiefste Sinn der Kunst ist ihm bisher unerschlossen geblieben.

Wenn man Gelegenheit gehabt hat, amerikanische Geschäftsleute an der Arbeit zu sehen, so wird einem neben ihrer Klarheit, ihrem praktischen Sinn, ihrer energischen Knappheit ihre rastlose Emsigkeit aufgefallen sein. Derselbe Fleiß, der sich niemals genug tun kann, beseelt auch die Gelehrten. An Intensität der Arbeit stehen die Schulen und Universitäten drüben den unsrigen nicht nach, und ich habe den Eindruck gewonnen, daß die College-Besucher beiderlei Geschlechts unsere akademische Jugend, was Strebsamkeit betrifft, beschämen.

Unwillkürlich fragt man sich, wie es kommt, daß ein Volk von solcher Intelligenz und jugendlichen Spannkraft, von so zielbewußtem Wollen, daß ein Volk und Land, welches dem einzelnen soviel Schulterfreiheit läßt und Spielraum zur Entwicklung, doch verhältnismäßig so wenige große Männer — wenn man ein paar Staatsmänner, Generale und Erfinder ausnimmt — und kein einziges weltbeherrschendes Genie hervorgebracht hat. Die Rastlosigkeit des amerikanischen Lebens kann nicht allein daran schuld sein. Denn das Genie hat bisher den Erweis gebracht, daß es sich äußeren ungünstigen Einflüssen zum Trotze zu entwickeln weiß, daß es sogar an den Hemmnissen der Umgebung seine Kraft zu erproben und zu stärken pflegt. Ich glaube nicht, daß ein wirklich genialer Mensch sich die innere Stimme wird übertäuben, die Wahrheit oder die Schönheit, welche er der Welt zu verkünden hat, wird stören lassen durch die unartikulierten Laute der Straße, das Pfeifen und Heulen der Dampfmaschinen, das nervöse Auf-und-ab der Börsen, das seichte Geschwätz der Zeitungen, durch den ganzen Trara der Moderne. Nicht der Lärm stört den Denker und Dichter, der trifft kaum seine äußeren Organe; es gibt eine ganz andere Gefahr für die Entwicklung der Schöpferkraft, nämlich die, wenn die Umgebung des Menschen von Kindheit auf so nüchtern und verstandeskalt, wenn die Atmosphäre, in der der junge Mensch die maßgebenden Eindrücke aufnimmt, so stimmungslos ist, daß Phantasie und Genialität, die keimhaft in ihm liegen mögen, entweder ganz verdorren oder einseitig sich entwickeln. Das amerikanische Leben hat wohl Aufregungen, es ist intensiv und hochgespannt, aber es fehlt ihm der Feuchtigkeitsgehalt fruchtbarer Anregungen, es ist arm an allem, was zum Gemüt spricht. In so trockener Luft können wohl kluge Gedanken gefaßt, aber nicht leicht tiefe Ideen geboren werden. Für ein Land, in dem immerfort so viel Sensationelles passiert, ist die Monotonie des eigentlichen Daseins erstaunlich. Diese Monotonie treibt die Yankees in Scharen nach Europa, nach dem kleinen, altmodischen, von ihnen wegen seiner Unfreiheit bemitleideten Europa. Dieses Europa hat etwas, was ihnen alles Geld drüben nicht schaffen kann: das undefinierbare Bukett ausgereifter Kultur, den romantischen Reiz des Altertümlichen und vor allem die Mannigfaltigkeit des Lebens. Welcher Überfluß von Originalität in einem Lande wie Norwegen, das halb soviel Einwohner zählt als New York mit Nebenstädten! Welch bunte Gegensätze in dem beengten Deutschland, das wesentlich kleiner ist als der Staat Texas! Deutschland, wo jedes Ländchen seinen Separatcharakter hat, jede Provinz ihre wohlerworbenen Eigentümlichkeiten, wo jede Stadt, jedes Dorf eine Individualität ist, wo der Schwabe

sich mit dem Mecklenburger kaum zu verständigen vermag, wo man mit den verschiedenen Landestrachten noch heute einen Maskenball ausstatten könnte. Deutschland mit seinen ungezählten Verschrobenheitsecken, wo jede kleine Stadt ein „Seldwyla“ ist, wo, wenn wir hundert Wilhelm Raabes besäßen, wir ebensoviel „Sperlingsgassen“ besitzen könnten.

Verehrer von Bret Harte werden geneigt sein, in Nordamerika ein gut Stück Ursprünglichkeit und farbiger Romantik zu suchen; aber seit die „Kalifornischen Erzählungen“ Aufsehen erregten, sind große Veränderungen vor sich gegangen, auch im Westen. Die Eroberung des Landes durch die weiße Rasse ist nun beendet, und mit der dichteren Besiedelung und den Eisenbahnen hat die Zivilisation überall ihren Einzug gehalten. Zivilisation aber heißt Nivellierung. Dieselbe Sprache, dieselben Zeitungen, dieselben großprahlerischen Plakate, ein und dieselbe Schuhform und ein und dasselbe Zahnwasser für alle Menschen, dieselben, das ganze Land durchwandernden minderwertigen Theatertruppen, die ein und dasselbe Stück Abend für Abend spielen, dieselben politischen Schlagworte, Gassenhauer und Anekdoten, derselbe langweilige, der Fremde entlehnte Baustil der öffentlichen Gebäude. Auf dem Lande dasselbe fix und fertig aus der Fabrik bezogene Frame House, die in der Sägemühle zurechtgeschnittene, wo möglich transportable Kirche! Kann man sich einen größeren Triumph der Technik und ein traurigeres Armutszeugnis des Heimgefühls denken?

Ich weiß es, es gibt auch trauliche, von der Unrast des amerikanischen Lebens und Treibens unberührte Stätten in der Neuen Welt. In den Neuenglandstaaten trifft man zu seinem Staunen auf manches idyllische, in hohe Ulmen, Ahorne und Linden eingehuschelte Wohnnest; ja, selbst das gemütliche Village Green Altenglands fehlt nicht. In den Villenvierteln der großen Städte, die sich oft weit an Fluß und See hin in den Wald hinausziehen, Stadt mit Land glücklich verbindend, sieht man Häuser, die dem Geschmack der Erbauer alle Ehre machen. Der Kolonialstil vom Nordosten und der Missionsstil vom Südwesten sind eigenartige Bauweisen, in denen Zukunft steckt.

Aber diese Kulturerrungenschaften sprechen im besten Falle von drei Jahrhunderten. Die ältesten Ruinen in den Vereinigten Staaten sind die spanischen Klöster in Kalifornien und Neu-Mexiko und die Landsitze der Kreolen von Louisiana. Es fehlen der Landschaft die deutschen Burgen, Kirchtürme und Dome, die französischen Kathedralen, die italienischen Palazzos, die niederländischen Rathäuser, die englischen Schlösser und Abteien. Die Phantasie findet nichts, woran sie Träume anspinnen, die Nachdenklichkeit nichts, darein sie sich versenken könnte. Gewiß sind einige Naturwunder vorhanden, welche Staunen hervorrufen: die Niagarafälle, der Yellowstone Park, der Grand Canyon, manche Partien der Rocky Mountains und der Sierra. Das sind jedoch die großen Ausnahmen; die typische amerikanische Landschaft ist einförmig. Größe hat sie nur in der Ausdehnung. Es fehlt ihr am intimen Detail, das nur alte Kultur zu geben vermag. Tagelang Weizenfelder, tagelang Maisfelder, tagelang Prärie — das sind die ermüdenden Typen, die

der Tourist zwischen den vereinzelten großen Sehenswürdigkeiten vom Coupé-fenster aus in sich aufnimmt.

Ob die gleichmachenden Kräfte, welche in der amerikanischen Gesellschaft am Werke sind, ob der Zug zur Uniformität sich verstärken wird, ist schwer zu sagen, hängt von der Entwicklung ab, welche die Geschicke der Nation nehmen werden. Wer es mit der großen Demokratie jenseits des Atlantischen Ozeans gut meint, müßte ihr wünschen, daß sie noch einmal in die Lage käme, ernsthaft um ihre Existenz zu kämpfen.

Es schlummern wundervolle Kräfte in diesem Volke, die aber eines scharfen Sturmwindes bedürfen, um aufgeweckt zu werden. Der Sonnenschein stetigen Glücks in allen auswärtigen Angelegenheiten und vereinigt damit die unerhörte Gunst der wirtschaftlichen Lage, die nun schon jahrzehntelang für Nordamerika andauern, wirkten nicht eben günstig auf die Hervorbringung von Heroen. Der Krieg mit dem altersschwachen Spanien hat zu einem allzu leicht erkauften Siege geführt. Die Nationalhelden, die aus diesem Kriege hervorgegangen sind, haben nicht die Feuertaufe wirklicher Gefahr und Not durchgemacht. Beschränkter Chauvinismus und eitle Ruhmredigkeit, alte Untugenden der Yankees, blühen üppiger denn je. Präsident Roosevelt hat den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er sagt, daß prahlerisches Wesen sich mit dem Stolze einer großen Nation nicht vertrage.

Während man sich früher an dem Betonen der Monroedoktrin genügen ließ, um sein Selbstbewußtsein anderen gegenüber zum Ausdruck zu bringen, ist jetzt im demokratischen Amerika der Imperialismus erwacht, die Sucht, unter dem Vorgeben, Befreier und Zivilisationsträger zu sein, andere Völker zu tyrannisieren („kontrollieren", wie man es milder bezeichnet) und ihre Länder sich anzugliedern.

Man darf über all dem chauvinistischen Geschrei der gelben Presse, über dem lauten und arroganten Wesen, das nun einmal vom Yankeetum untrennbar ist, eine Unterströmung nicht übersehen, die durch das amerikanische Volk geht, in der sich alle jene guten, feineren Elemente zusammenfinden, die von der allgemeinen Oberflächlichkeit und Roheit, von der Korruption und dem Glücksspiel abgestoßen, nach Verinnerlichung, Veredlung und Kultur streben.

Den Weltbeherrschungsgelüsten des Imperialismus setzt diese Richtung den Hinweis entgegen auf die wahre Mission der Demokratie: Freiheit und Recht im eigenen Lande aufrechtzuerhalten, aber auch anderen Nationen nicht zu verkümmern. In der inneren Politik sind solche Bestrebungen schon älter, sie drängen auf Reform des Civil Service; andere Verbesserungspläne sehen in Bodenbesitzreform und Single Tax das Heil. Gegen die Plutokratie macht eine reformerische Volkspartei mobil. Vor den Gefahren des Raubbaus und der Waldverwüstung warnen die Stimmen ernster Volkswirte. Gegen Trunksucht und Schlemmerei ist eine kräftige Abstinenzbewegung im Gange. Die Bestrebungen für ethische Kultur haben von Amerika ihren Ausgang genommen. Dem zunehmenden Ritualismus der herrschenden kirchlichen Richtung setzen die Stillen im Lande Herzensfrömmigkeit und Einfachheit der ersten Christen als Ideal entgegen. In der Literatur ist eine Strömung im An-

schwellen gegen sensationelle Mache und Konvention. Diese Richtung schließt sich an Emerson und die Concord School an; sie schreibt Natur, Intimität, Echtheit, Persönlichkeit auf ihre Fahnen. Walt Whitman ist ihr Abgott, sie ist von Herbert Spencers Individualismus beeinflußt, und sie blickt nach verwandten Geistern in der Fremde, wie Tolstoi und Maeterlinck, aus.

Diese Unterströmung wird von den Intellektuellen getragen und genährt, sie kommt hie und da in der besseren Presse, auf der Kanzel und vom Katheder herab zum Ausdruck. An den Universitäten mit ihrer wachsenden Zahl gebildeter Lehrer und wacker strebender Schüler finden die edleren Bestrebungen auf geistigem Gebiete ihren besten Rückhalt.

Es finden sich in solchem Reformdrang alle jene besseren Elemente der amerikanischen Gesellschaft unbewußt zu einer idealen Gemeinschaft zusammen, die, minder oberflächlich und überhebend als das Gros ihrer Landsleute, ohne den Glauben an den Stern Amerikas verloren zu haben, doch nicht blind sind für die schwachen Seiten ihrer Kultur. Diese stille Gemeinde repräsentiert das Gewissen der Neuen Welt.

Während die Durchschnittspolitiker darauf los wirtschaften, als wären die Kräfte und Güter des Landes unerschöpflich, als gäbe es niemals Zahltag in der Volkswirtschaft, ist dieser Zahl ernsterer Persönlichkeiten das Verständnis für jenes Gesetz aufgegangen, wonach die Völker ebenso wie der einzelne nur das ernten können, was sie gesäet haben. Bei ihnen findet man auch ein Ahnen davon, daß die allzu leicht erworbenen Erfolge der Politik für das Volk im ganzen nur ein zweifelhaftes Glück bedeuten. Sie haben sich durch den industriellen Aufschwung, durch den günstigen Stand der Finanzen, durch den Boom großen Stils, der über das ganze Land gegangen ist, nicht die Sinne berauschen und die Augen verblenden lassen, um die Gefahren zu übersehen, welche dem Lande drohen, und die Grenzen zu verkennen, die der Nation gesteckt sind.

Man muß für das Gedeihen Amerikas und für das Heil der ganzen Welt hoffen, daß diese besonneneren Elemente allmählich auch in der inneren wie äußeren Politik der Vereinigten Staaten das Übergewicht bekommen.

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von
Richard Ehrenberg.

Das Haus Parish in Hamburg.

I.

Die Männer, von denen ich heute erzählen will, haben eins der größten Geschäftshäuser errichtet, welche in der ereignisreichen Zeit um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts bestanden, und wohl das größte, welches damals in Deutschland vorhanden war. Dennoch sind sie jetzt nur noch wenig bekannt, und selbst in Hamburg, wo sie ein halbes Jahrhundert lang geschäftlich wie sozial in der ersten Reihe standen, mögen nicht mehr viele wissen, daß dort die Leute des kleineren Bürgerstandes, wenn sie etwas Ordentliches draufgehen lassen wollten, früher wohl die Redensart anzuwenden pflegten: „Hüt' wöllt wie 'mal parrisch leben!"

Die Bedeutung John Parish's und seiner Söhne für ihre Zeit war eine sehr große. Für unsere Zwecke aber ist der Vater besonders wichtig, weil er einer der ganz wenigen erfolgreichen Geschäftsleute war, die selbst ausführlich berichtet haben, wie sie reich geworden sind. Und John Parish tat dies auf eine Art, die wohl einzig dasteht. Ein großer Kaufmann mit bedeutendem Geiste, weitem Horizonte, ungewöhnlicher Darstellungsgabe und lehrhaften Neigungen, der seinen Kindern rückhaltlos über die Einzelheiten seiner geschäftlichen Laufbahn, über die Ursachen seiner Erfolge und Mißerfolge, über deren Zusammenhang mit den Weltereignissen berichtet, der dann auch die Geschäftstätigkeit seiner Söhne mit tiefdringendem Verständnisse verfolgt und kritisiert, — das ist doch in der Tat eine seltene, merkwürdige Erscheinung!

Der englisch geschriebene Bericht ist enthalten in zwei Foliobänden, die sich noch im Besitze der Familie von Parish befinden[1]). Es ist nicht überflüssig, zunächst einige Worte über diese Familie zu sagen.

[1]) Die Benutzung der Memoiren John Parish's ist mir in höchst dankenswerter Weise durch die Familie gestattet worden. Kurze Übersicht über deren Genealogie (auf Grund mühsamer Forschungen des leider kürzlich verstorbenen Freiherrn Richard von Parish in Vevey) im „Gothaischen Genealogischen Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser". 1901. S. 542.

Die Parish sind eine alte Familie des niederen englischen Adels, der „landed gentry“. Sie waren, soweit nachweisbar, zuerst in Süd-Wales ansässig; von da kam um 1300 ein Mitglied der Familie nach Cambridgeshire und erwarb dort durch Heirat ausgedehnten Grundbesitz. Aber während des Bürgerkriegs im 17. Jahrhundert gingen alle Besitzungen verloren, die Familie zerstreute sich, und ein Zweig kam nach Schottland. Der letzte männliche Sproß dieses Zweiges auf britischem Boden, der Schiffskapitän George Parish, siedelte 1756 nach Hamburg über. Er war der Vater unseres John Parish. Der Zusammenhang der Parish von Hamburg mit dem alten englischen Geschlechte dieses Namens ist durch zahlreiche Urkunden und durch das übereinstimmende Wappen erwiesen, drei Einhornköpfe, welche auch die gegenwärtig dem österreichischen und preußischen Adel angehörigen Mitglieder der Familie noch im Wappen führen.

John Parish begann die Niederschrift seiner Lebenserinnerungen im Alter von 57 Jahren, nämlich am 10. Dezember 1797, auf seinem Landsitze in Nienstedten an der Elbe, und zwar auf Bitten seiner Tochter Henriette („Henny“) und deren Gatten Hercules Roß of Rossie Castle („The Laird“). Beiläufig gesagt: ein Sohn dieses Paares, Horatio Roß († 1885), war einer der besten Schützen und vielleicht überhaupt der namhafteste Sportsmann, den Schottland je erzeugt hat.

Johns Vater George war, wie bereits erwähnt, Schiffskapitän; seine Fahrten gingen von Hamburg aus, aber unter englischer Flagge, im Dienste eines der dortigen englischen Faktorei angehörigen Kaufmanns, namens Antony Simpson. Von dieser Faktorei muß daher das Nötigste hier gesagt werden[1]).

Die englische „Court“ in Hamburg — so wurde sie allgemein genannt — war der letzte Rest der „Fellowship of the Merchant Adventurers of England“, jener alten, hochangesehenen Gilde seefahrender Kaufleute, die in den entscheidungsreichen Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts den englischen Außenhandel, namentlich dessen damals weitaus wichtigsten Teil, den Tuchexport, mächtig gefördert und die im Mittelalter England beherrschenden fremden Kaufleute, besonders die der Deutschen Hanse, hinausgedrängt hatte. Im Jahre 1567, beim Ausbruch der niederländischen Wirren, verlegten die Adventurers ihren Tuchstapel von Antwerpen nach Hamburg, wo sie große Privilegien erlangten. Sie brachten der Stadt einen ansehnlichen Zuwachs an Handel, entfremdeten sie aber zugleich der Hanse, was für diese einer der letzten Nägel zu ihrem Sarge war. Im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurden die Privilegien der „Court“ für die Hamburger selbst sehr drückend. Aber obwohl das frühere Handelsmonopol der Adventurers in England bald nach der Revolution von 1688 aufgehoben wurde und die Gesellschaft in ihrer Heimat seitdem nur noch eine Scheinexistenz führte, wagte Hamburg, aus Besorgnis vor englischen Repressalien, doch nicht, ihr die Privilegien zu nehmen. Erst Napoleon blieb es vorbehalten, nach der Besetzung Hamburgs im Jahre 1806 der Faktorei ein gewaltsames Ende zu bereiten.

[1]) Die Anfänge der Faktorei habe ich geschildert in meinem Buche: „Hamburg und England im Zeitalter der Königin Elisabeth“. Jena 1896.

John Parish spricht sich in seinen Erinnerungen sehr abfällig über die damaligen Mitglieder der englischen Faktorei aus. Allerdings ist dabei in Rechnung zu ziehen, daß er von ihnen als Eindringling betrachtet und auf jede Weise bekämpft wurde. Aber sein Urteil stimmt überein mit manchen anderen Wahrnehmungen und war sicher nicht unbegründet. Er sagt:

So bedeutungslos manche von ihnen waren, so hatten sie doch als Körperschaft immer noch etwas zu bedeuten. Ein ansehnlicher Teil des von England kommenden Geschäfts war noch an einige ihrer Häuser gefesselt. Mit ein wenig Weitsichtigkeit hätten sie wohl einen Teil des Ansehens sich bewahren können, das sie von ihren Vorfahren geerbt hatten. Aber was war ihr Charakter? Leerer Hochmut! Wichtigtuerei mit ihrer Herkunft! Es waren Lebemänner, deren häusliches Glück darin bestand, eine unechte Sorte von Müßiggängern zu züchten, weder geeignet, die Rasse zu verbessern noch einen neuen Kurs zu steuern. Wenn ich den alten Metcalf ausnehme, hätte man aus allen zusammen noch nicht einen ordentlichen Kaufmann machen können

Eifersucht verhinderte die Anstellung englischer Gehilfen in ihren Kontoren, und während die Chefs auf dem Lande sich ihren Mätressen widmeten, leiteten ihre deutschen Kommis das Geschäft in der Stadt. Das geschah mit solchem Erfolge, daß die jungen Deutschen einen großen Teil des ausgezeichneten Geschäfts eroberten, welches die Eitelkeit ihrer gedankenlosen Chefs als deren Erbteil betrachtete. Ich habe es erlebt — nenne es nicht Prahlerei, Henny, sondern schicklichen Stolz — daß der Umsatz eines Monats vom Geschäfte deines Vaters größer war, als der Jahresumsatz aller Mitglieder der ganzen Gesellschaft.

Diese herbe Charakteristik war jedenfalls auf Antony Simpson[1]), den Prinzipal von Johns Vater George, mitgemünzt. Im Jahre 1755 machte Simpson bankrott, weshalb George Parish die Seefahrt aufgab und ein kleines Geschäft als Segelmacher, Schiffsmaterialhändler und dergleichen, am Hamburger Hafen (an den „Vorsetzen") begründete. Seine Familie, die er bislang in seiner Heimatstadt Leith mit 40 £ jährlich mühsam ernährt hatte, ließ er jetzt nach Hamburg kommen. Sie bestand aus seiner Frau, zwei Söhnen und einer Tochter.

Der älteste Sohn John war damals (1756) vierzehn Jahre alt. Er hatte nur eine ganz geringe Erziehung genossen, da er auch zur See gehen sollte. Doch seine erste Seereise war nach — Hamburg, wo er als Schiffsjunge auf der „Garland" ankam, deren Kapitän Smith sein Onkel und später viele Jahre in seinen Diensten war. Mit Mühe nur bewog Vater George seinen Sohn, Jacke und lange Hosen abzulegen und sein Ausläufer zu werden.

Kapitän George war kein Kaufmann und führte keine Bücher. Erst 1759 ermittelte sein Sohn, daß das Geschäftskapital sich auf 4216 Mark Courant

---

[1]) Simpson war 1740 Mitglied der „Court" geworden. Er kaufte in Nienstedten einen großen Hof, legte dort einen schönen Garten an und baute ein Haus, das er ungewöhnlich prächtig einrichtete. Bald nach seinem Bankerotte gelangte das Landgut in die Hände des regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe, der es zehn Jahre lang besaß; es war damals wohl der schönste herrschaftliche Landsitz in der Umgegend Hamburgs. Hundert Jahre später, im Jahre 1864, wurde das Haus nebst Garten — alles übrige war inzwischen veräußert worden — wieder von einem Fürsten gekauft, von dem Herzoge Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg, dem damaligen Prätendenten, der es zwei Jahre lang besaß. In diesen Jahren hat auch seine Tochter, unsere jetzige Kaiserin, dort gelebt. Es ist die jetzige Villa Newman.

und 16 Schillinge belief. John hielt seitdem eine Art Ordnung aufrecht, bemerkte aber bald, daß er selbst vom Handel und seinen Erfordernissen nicht das geringste verstand. Oftmals bat er den Vater, ihn auf irgend einem Kontor unterzubringen. Das wurde auch vielfach versucht, doch immer vergebens. Schließlich erbot sich der schon genannte Metcalf, ihn anzunehmen, wenn er sich auf sieben Jahre als Lehrling und auf drei Jahre als Gehilfe mit 20 £ Jahresgehalt verpflichtete. Der Vater lehnte es begreiflicherweise ab, ihn so billig herzugeben; er sagte seinem Sohne: „Young spark, that wo'nt do," und John blieb bei dem Alten, dem er seine Segel zuschnitt, sein Pech, Teer und Werg verkaufte, zur großen Zufriedenheit des Kapitäns, der ihn 1760 zum Teilhaber machte. Um dem Geschäft den Anstrich eines richtigen Hauses zu geben, erhielt es die Firma Geo. Parish & Son. Den Geschäftsfreunden wurde ein großes Diner gegeben, dabei der neue Partner eingeführt und auf das Gedeihen des Geschäfts eine gewaltige Menge Punsch getrunken. „Father and son were more than half seas over and, I believe, went reeling to bed."

Im Jahre 1761 starb erst die Mutter und gleich darauf auch der Vater, wodurch John in seinem zwanzigsten Lebensjahre die Aufgabe erwuchs, für sich und seine Geschwister selbständig zu sorgen. Das Geschäftskapital betrug damals nominell 18422 Mark Banko, aber nach Abzug der schlechten Schulden blieben für jedes der Geschwister nur 3000 Mark übrig. John Parish übernahm nun das Geschäft allein, und damit erst begann seine eigentliche kaufmännische Laufbahn.

Er selbst meinte später, er müsse wohl damals den Eindruck eines frühreifen Naseweises gemacht haben. Das verstärkte noch das Übelwollen seiner Landsleute von der englischen „Court", während er sich unter den Hamburgern manche Freunde erwarb. An dieser Stelle seiner Memoiren finden sich folgende charakteristische Reflexionen:

> Ich war *damals* ein Hamburger. Meine Landsleute weigerten sich, mich, und sei es selbst als Diener, an den Privilegien teilnehmen zu lassen, auf die ich ein Geburtsrecht hatte. Dieses selbe Geburtsrecht unterwarf mich doch den Gesetzen meines Landes, als die ungerechten Hände von Sir James Marriott [1]) während des amerikanischen Krieges auf mich gelegt wurden, und ich als Feind des Landes angesehen ward. Damals — so helfe mir Gott! — konnte ich mich und meine Familie nur als ein Hamburger Kaufmann ehrenhaft ernähren; ich mußte die englische Flagge auf vier meiner Schiffe streichen und die drei Türme von Hamburg heißen.

Sir James drohte sogar, Parish verhaften zu lassen, wenn er den Fuß auf englischen Boden zu setzen wagte. Noch mehr „— mark the asperity of this unrelenting sinner!" —: selbst 1794 noch, als Parish sich des vollen Vertrauens der englischen Regierung erfreute, erklärte jener ein Schiff als „gute Prise", weil es John Parish von Hamburg, „einem offenen Feinde Englands", gehörte; und bald darauf mußte dieser mit Entsetzen und Grimm

[1]) Judge of the Court of Admiralty, gest. 1803. Auf die im Texte erwähnten Vorkommnisse wird zurückzukommen sein.

sehen, daß sein Name obenan stand unter denen, welche gegen Englands Interesse mit Frankreich Handel trieben, auf einer Liste, die durch Sir James aufgestellt worden war, um den Kapitänen der englischen Kreuzer als Instruktion mitgegeben zu werden.

Der Widerspruch war um so schneidender, als an demselben Tage, da ich dieses Schriftstück empfing, in meinem Keller 600 000 £ englische Regierungsgelder lagen, in zwei englischen Kriegsschiffen an denselben John Parish, den offenen Feind seines Landes, gesandt, und zwar unter Übergehung des englischen Konsuls in Hamburg[1]).

Parish beklagte sich darauf lebhaft bei der englischen Regierung und empfing die Antwort, jene Instruktion sei zwar leider längst verteilt, doch solle sein Name in der nächsten Ausgabe gestrichen werden; inzwischen möge er aus der Subsidienvermittlung ersehen, daß die Regierung weder ihm noch seinem Hause feindlich gesinnt sei. Als Parish drei Jahre später in seinen Erinnerungen darüber berichtete, fügte er hinzu:

Seitdem hörte ich nichts mehr von jenes Mannes Gift und Galle. Niedergedrückt vom Gewicht seines Alters und seiner Sünden, wird er bald nur eine Hand voll Schmutz sein. Wehe seiner Seele, wenn sie an einem anderen Orte nicht mehr Gnade findet, als er selbst in seinem Gerichtshofe ausgeübt hat!

Die Geschichte ist so bezeichnend für den Mann, seine Gesinnung und sein Temperament, daß ich sie, den Memoiren folgend, schon an dieser Stelle untergebracht habe, obwohl die Ereignisse, von denen sie handelt, erst einer späteren Zeit angehörten.

II.

Parish's Erzählung wendet sich nun dem Jahre 1763 zu, sowie den Wirkungen des mit diesem Jahr endigenden Siebenjährigen Krieges für den Hamburger Handel im allgemeinen und für das Haus Parish im besonderen. Der alte, treffliche Büsch hat in seinem — gleichfalls 1797 verfaßten — „Versuch einer Geschichte der Hamburgischen Handlung“ [2]) auch von jenen Wirkungen und der mit ihnen zusammenhängenden großen Handelskrisis des Jahres 1763 gesprochen. Es ist von hohem Interesse, die Darstellung des Praktikers mit derjenigen des Theoretikers zu vergleichen, um so mehr, als sie nahe Freunde waren und sicher oft miteinander über diese Dinge gesprochen haben.

Beide stellen fest, daß der Hamburger Handel im Siebenjährigen Kriege florierte: „Wir verdienten Geld“ — sagt Parish, — „wie Kaufleute zu Kriegszeiten immer tun; denn an sie muß der Finanzmann sich in solchen Zeiten immer wenden, um den Plänen seines Kollegen, des Kriegsministers, mehr Spielraum zu verschaffen.“ Diese Generalisierung ist — was Büsch als historisch gebildeter Mann wußte — insofern jedenfalls nicht richtig, als es Kriege wie der Dreißigjährige gibt, welche dem Handel viel mehr Nahrung

---

[1]) Auch von diesen Regierungsgeldern — Subsidien für Preußen — werden wir später ausführlich berichten.

[2]) Wiener Ausgabe seiner Schriften, Bd. XII. Vgl. jetzt auch W. P. Sautijn Kluit, De Amsterdamsche Beurs in 1763 en 1773. Amsterdam 1865.

nehmen als zuführen, und als der Siebenjährige in Deutschland der erste war, der hiervon eine Ausnahme machte: er förderte nicht nur die von Parish ausschließlich erwähnten staatlichen Kreditgeschäfte mit den Kaufleuten, sondern auch deren Warenhandel. Beide stimmen dann freilich wieder darin überein, daß jene Kreditgeschäfte die Ursache der Krisis von 1763 bildeten. Aber während Büsch tiefer auf die sachlichen Momente eingeht, welche die Geschäfte hervorriefen, legt Parish das Schwergewicht seiner Darstellung auf die subjektiven Beweggründe, welche die Kaufleute zu ihnen veranlaßten. Und zunächst schildert er das gewaltige, sinnreich konstruierte Getriebe des Kapitalverkehrs in Friedenszeiten:

Im Frieden wird alles Geld produktiv umgesetzt; jeder Viertelzentner Ware hat seinen Anteil an der Geldzirkulation[1]), und so genau ist dies kalkuliert, daß nicht das geringste davon genommen werden kann, ohne daß ein anderes Rad in Bewegung gesetzt werden muß, um das Verlorene zu ersetzen. Es ist eine wunderbare Maschine, welche die Geschicklichkeit des Menschen beweist. Ich habe oftmals tief darüber nachgedacht, und je mehr ich es tue, desto mehr bewundere ich den Scharfsinn der Handhaber dieses gewaltigen Mechanismus. Überlegt selbst einen Augenblick, was das bedeutet: ein Volk, das Vertrauen genug besitzt in seine Regierung, seine Gesetze, seine Finanzeinrichtungen, daß es ein Stück Papier ebenso gierig in den Geldschrank legt wie ein neugeprägtes Goldstück!

Doch weiter verrät uns Parish hier nichts von den Ergebnissen seines Nachdenkens über den Kapitalverkehr, vielmehr fährt er fort:

Im Siebenjährigen Kriege wurde eine ungeheure Papierzirkulation in Gang gebracht, über den ganzen Kontinent hin, und die ersten Häuser von Amsterdam und Hamburg wurden durch hohe Provisionen bestochen, sich an ihr zu beteiligen. Das Rad wurde in Bewegung gesetzt.

Hier läßt uns Büsch tiefer blicken: die englischen Subsidienzahlungen in Deutschland, die Lieferungsgeschäfte für die Kriegsheere, die schweren Kontributionen, welche Friedrich der Große den Sachsen auferlegte, die auch durch ihn hervorgerufene Verschlechterung der deutschen Münzen, die Ausgabe großer Massen von Papiergeld durch die schwedische Regierung bei ihrer Beteiligung am Kriege, — alle diese Momente veranlaßten eine ungeheure Wechselreiterei, bei der sich in Berlin namentlich der persönlich höchst ehrenwerte Gotzkowsky, in Amsterdam das große Haus der Gebrüder de Neufville, daneben aber auch noch viele Häuser in Berlin, Leipzig, Hamburg, Amsterdam und Schweden beteiligten. Alle diese Geschäftshäuser acceptierten Wechsel in weit höherem Maße, als ihre Verhältnisse es rätlich erscheinen ließen. Wie kamen sie dazu? eine Frage, die Parish folgendermaßen beantwortet:

Das Geschäft, für Andere Wechsel zu acceptieren, bringt dem Kaufmann mit bedeutendem Kredite eine leicht geerntete Provision ein. Auch erhöht es das Ansehen eines Geschäftsmannes. Sein schwindelnder Ehrgeiz bringt leicht seine Vernunft zum Schweigen, wenn ihn die ersten Handelshäuser anspornen, den Geschäftsgang zu beschleunigen und zu vergrößern, wenn er geschmeichelt hört, daß nur mit Leuten seiner Art solche Geschäfte gemacht werden können. Wie wenige von uns würden

---

[1]) So verstehe ich die Worte: „Every quarter has its quota, in a representative, to serve as a circulating medium." Sie zeugen von tiefer Einsicht in das Wesen des Geldumlaufs.

widerstehen! Der Köder wird geschluckt, und der erste Teil der Veränderung vollzieht sich ohne Störung. Frühere Vorsicht hatte seinen Kredit fest begründet. Sobald er jetzt den Fuß in die Börse setzt, wird er umgeben und bedrängt von einem Schwarm von Maklern, die ihn um Wechsel bitten. „Machen Sie Ihren eigenen Wechsel!" heißt es; er tut so und bemerkt, daß nur der seinige bereitwillig genommen wird. Welches Futter für die Eitelkeit! Turmhoch erhebt er sich über seine Nachbarn, und bald hält er sich für Achse und Pfeiler der Börse.

In einer Laufbahn solcher Art wiegt jedes kaufmännische Vermögen federleicht. Wenn der Mann wirklich Mut genug besitzt, in sein Acceptbuch zu schauen, so bemerkt er, wie weit er schon über die Grenzen seiner Kräfte hinausgetrieben ist. Zu spät, an Rückzug zu denken! Vorwärts muß er, immer weiter in der Strömung, selbst wenn er sieht, daß er bestimmt ist, im Ozean zu scheitern. Seine Kunden behandeln ihn schon mit weniger Respekt; sie sind im selben Fahrzeuge eingeschifft, und mit ihm müssen sie sinken oder schwimmen. Seine Erträge sind groß; aber auch die Massen seiner Accepte werden allgemein sichtbar, und deren Diskont beginnt zu steigen. Ehe er sich dessen versieht, macht das Lächeln auf des Maklers Gesicht einem Ausdrucke Platz, der Mißtrauen verrät. Sein Stolz verläßt ihn. Von allen aufgegeben, verläßt er seinen Börsenstand, um seine Demütigung zu verbergen, und kehrt in sein Kontor zurück, ohne von seiner langen Liste von Wechseln etwas losgeworden zu sein.

Die Maschine, des Wassers für ihren Betrieb beraubt, stürzt bald mit einem Krach zusammen, indem sie alles mit sich fortreißt, und Tausende kleiner, gedankenloser Sterblicher sieht man im Mühlwehr zappeln.

Das, geliebte Henny, ist das getreue Bild eines solchen Kaufmanns, und ein solcher bin ich selbst mehr als einmal gewesen; aber ebenso oft habe ich glücklicherweise dem Sturme widerstanden. Die Sorgen, die schlaflosen Nächte, die ich durchmachen mußte, wenn solche Verbindlichkeiten auf mir lasteten, drängen mich, Gott anzuflehen, daß meine geliebten Söhne sich nie durch Vorteile irgend welcher Art versuchen lassen möchten, derartigen Gefahren sich auszusetzen, zumal da sie jetzt schon wie auf Sammetpolstern sitzen, da sie ein Geschäft haben, so beneidenswert wie möglich, so vollkommen genügend, um jeden maßvollen Ehrgeiz zu befriedigen.

Dieses Gebet John Parish's ging nicht in Erfüllung. Doch kehren wir wieder zurück zum Jahre 1763. Damals erreichten jene schwindelhaften Wechselgeschäfte ihren Höhepunkt, und selbst die ehrbaren kleinen Bürgersleute ließen sich, wie Parish erzählt, durch die hohen Diskontsätze (10 bis 15 %) massenhaft verleiten, ihre Ersparnisse in Reitwechseln anzulegen. Da stellte am 25. Juli plötzlich das hochangesehene Haus Gebrüder de Neufville in Amsterdam, welches an der Spitze der ganzen Bewegung stand, seine Zahlungen ein; „a general crash" — dieser Ausdruck ist also nicht erst 1873, sondern viel früher entstanden — „took place on the Continent": nicht weniger als 62 Amsterdamer und 54 Hamburger Häuser, darunter solche ersten Ranges, fielen gleichfalls; ihnen folgten weitere Bankrotte in Berlin, Breslau, Leipzig, Frankfurt a. Main u. s. w.

Es war ein vollständiges Erdbeben; nur wenige gut gezimmerte Häuser blieben ganz unerschüttert; der wilde Spekulant, der vertrauensselige Bankier, der unvorsichtige Kaufmann — sie alle lagern hingestreckt am Boden und mußten mit Weib und Kindern ihr Schicksal beweinen. Doch die schließlichen Wirkungen waren gut: die Börse wurde befreit von einer Reihe baufälliger Häuser, und dadurch wurde für andere Platz gemacht. Auch blieb ein tiefer, langdauernder Eindruck zurück: Scheu vor übergroßem Vertrauen und Abkehr von dem maßlosen Luxus der letzten Jahre.

Parish, der sich ebenfalls an jenen Wechselgeschäften beteiligt hatte, kam dennoch ohne schweren Schaden davon. Leider geht er aber in seinen Memoiren über seinen Anteil an der Krisis kurz hinweg, ebenso über die nächstfolgende Zeit. Sein Kapital betrug Ende 1763: 22435 Mark Banko. Im Jahre 1765 gab er seinem Bruder ein Fünftel Anteil am Geschäft, und 1767 hatte sich das Kapital auf 38000 Mark vermehrt. Im folgenden Jahre heiratete er, und die Sorge für eine rasch wachsende Familie — von 1769 bis 1781 wurden ihm acht Kinder geboren — wirkte auf ihn sehr günstig: sie trug dazu bei, seinen Hang zum Wohlleben zu mäßigen, und spornte zu doppelten Anstrengungen an. Der Geschäftsgang war nach der Krisis in Hamburg viele Jahre lang ein flauer, und Parish mußte von früh bis spät umherlaufen, um vorwärtszukommen. So gelang es ihm, bis 1772 sein Kapital bis auf 54000 Mark zu erhöhen.

Dann sagte ich mir: „Gut gemacht, mein Junge! Das Schlimmste ist vorüber! Bald wirst du bei 10000 £ anlangen, und dann heißt es sich aus dem Staube machen." Das war tatsächlich meine Absicht. Ich hatte ganz nette Beziehungen angeknüpft und hielt mich für vollkommen geborgen; wie wenig ahnte ich, was mir bevorstand!

III.

Wir kommen nun zum Jahre 1773 — die Jahre mit der Ziffer „3" am Ende waren für Parish, wie er wiederholt betont, Unglücksjahre — und damit zu einer neuen schweren Wirtschaftskrisis, welche 1772 eingeleitet worden war durch den Fall des großen englischen Bankiers Fordyce, und die im folgenden Jahre durch den Bankrott des zweitgrößten Amsterdamer Geschäftshauses, Clifford & Söhne, weithin Unheil verbreitete. Die Hamburger Börse blieb jedoch zunächst unberührt, und Parish hatte die ganze Sache bereits fast vergessen. An einem schönen Sommerabend saß er nichtsahnend in einem bescheidenen Häuschen, das er auf dem Lande für seine Familie genommen hatte, zwei seiner Kinder auf den Knien, froh über die wohlverdiente Ruhe nach den Mühen des Tages, — da kam ein Expreßbrief von Bremen mit der Nachricht: „Turner ist bankrott!" Es war eine verspätete Folge des Bankrotts von Fordyce.

Meine gesamten verfügbaren Mittel wurden hierdurch in Anspruch genommen. Gezwungen, mich nach unmittelbarer Hilfe umzuschauen, war ich im Nu nach der Stadt unterwegs und am nächsten Tage gerüstet, allen Anforderungen zu begegnen: 4000 £ protestierte Wechsel — damals für mich noch ein großer Betrag — wurden von mir aufgenommen ohne die geringste Schädigung meines Kredites.

Aber wenn sich auch am Jahresschlusse nur ein buchmäßiger Kapitalverlust von 8000 Mark ergab, so waren dabei doch 64000 Mark schlechte Ausstände für voll angerechnet, die sich später als gänzlich wertlos herausstellten, sodaß tatsächlich eine bedeutende Unterbilanz vorhanden war.

Parish war nicht der Mann, sich dadurch entmutigen zu lassen, und die Art, wie er später von dieser kritischen Lebensperiode sprach, zeigt klar und deutlich, wes Geistes Kind er war:

Ich befand mich gerade inmitten meines häuslichen Glücks: ein Prachtkind folgte dem anderen. „Nur nicht stolpern, Kutscher" — sagte ich mir — „all dies werden wir schon kriegen; wie sagt doch das gute, alte deutsche Sprichwort: ‚So viele Kinder, so viel Gottessegen!'" Ich fühlte mich als der reichste Mann unter der Sonne.

Anders stand es mit Johns Bruder George; der seufzte und ließ den Kopf hängen; inständig bat er John, sich künftig auf das sichere Schiffsmaterialgeschäft zu beschränken. Die Antwort lautete: „Kriech in eine Nußschale, wenn du Lust hast, lieber George, wir wollen uns trennen. Übernimm du als deinen Teil das ganze Schiffsgeschäft mit allen Vorräten; ich will mich schon allein durchschlagen." George wurde rot, nahm aber das Anerbieten dankbar an.

Das Jahr 1774, das erste nach dieser Trennung der Brüder, brachte Johns Kapital auf 83711 Mark; das folgende schloß dagegen mit 10000 Mark Verlust ab, wozu noch 30000 Mark schlechte Ausstände kamen. Wieder nahm er sich vor, nach Erzielung von 100000 Mark das Geschäft aufzugeben; denn ihm schwante neues Unheil; doch als schon 1777 das Kapital bis auf 138000 anwuchs, vergaß er seinen Entschluß, wie das stets geschieht, wenn die Wolken sich verziehen, und das Schiff mit vollen Segeln die Wellen durchschneidet.

Parish's Geschäfte begannen jetzt großen Umfang anzunehmen, und seine kaufmännische Tüchtigkeit wurde immer reifer. Er fühlte sich auf der Höhe seiner Lebenskraft und war fest entschlossen, mit aller Energie vorwärtszudringen. Er bemerkte, wie man ihm im reichsten Maße Kredit gewährte, vielleicht mehr, als er nach seiner eigenen Empfindung schon verdiente. Er wurde dadurch in den Stand gesetzt, große Beträge Wechsel mit seiner Namensunterschrift in Umlauf zu bringen.

Das benutzte er zunächst für die Erleichterung des damals sich stark entwickelnden Handels mit baltischem Getreide.

Seit vielen Jahrhunderten bildeten die Ostseeländer die Kornkammer für Westeuropa. Dieser alte und bedeutende Handel machte seit 1770 eine wesentliche Entwicklung und Umgestaltung durch. Erstens bedurfte England infolge seiner mit den großen Erfindungen jener Zeit mächtig vorwärtsschreitenden Industrialisierung eines rasch wachsenden Getreideimports; zweitens verdrängte der englische Handel denjenigen der Holländer immer mehr aus diesem Verkehre; und drittens erlangte auch der Eigenhandel der Ostseeplätze selbst immer mehr Bedeutung. In diesem lebhaften Getriebe übernahm Parish eine wichtige Rolle.

Er trat in Verbindung mit einer Reihe baltischer Kornhändler, welche sich nicht mit den niedrigen Heimatspreisen begnügen wollten, sondern die hohen Preise der westeuropäischen Märkte zu erzielen wünschten, womit freilich bei den damaligen mangelhaften Verkehrsverhältnissen auch ein sehr hohes Preisrisiko verknüpft war. Parish acceptierte die Tratten dieser Händler gegen Übergabe der Konnossemente ihrer Kornverschiffungen, besorgte ferner deren Assekuranz in Hamburg und hatte die freie Wahl, sie an beliebige seiner Geschäftsfreunde in England, Portugal, Spanien u. s. w. zu konsignieren. Die

Bedingungen dieses Geschäfts konnte er selbst festsetzen, und da der Umsatz groß war, erzielte er hohe Gewinne. In einem einzigen Sommer behandelte er auf solche Weise etwa hundert Schiffsladungen Weizen. Die baltischen Kaufleute empfingen gegen Parish's Accepte von ihren Hamburgern Bankiers ganze Wagenladungen Bargeld. Diesen Geschäftsbetrieb führte Parish in Hamburg zuerst ein und beherrschte ihn zwei Jahre lang fast ausschließlich. Viele Millionen wurden von ihm so umgesetzt. Die bedeutenden Geschäfte, welche er seinen ausländischen Freunden zuführte, verschafften ihm eine Reihe wertvoller Verbindungen, und da er seinen Verpflichtungen pünktlich nachkam, nahm sein geschäftliches Ansehen immer mehr zu.

Alles das hatte er vorausgesehen, als er in das Geschäft hineinging; aber der Geschäftseifer führte ihn weiter, als er ursprünglich beabsichtigte, und allmählich wurde ihm klar, daß einer seiner baltischen Hauptkorrespondenten ihn so fest umklammert hatte, daß diese Verbindung wie ein Mühlstein an seinem Halse hing. Sie brachte ihm in einem Jahre nicht weniger als 60000 Mark ein; dennoch beschloß er, sich von ihr loszumachen. Glücklicherweise waren seine Konkurrenten eifrigst bemüht, ihn bei dem Manne zu unterbieten, und als dieser ihm bei gleichen Bedingungen den Vorzug geben wollte, lehnte Parish das ab. So gelang es ihm, innerhalb sechs Monaten ein Blanko-Engagement von 300000 Mark abzustoßen, und als der Balte kurze Zeit darauf fallit wurde, kam Parish mit einer „Kontusion" von 40000 Mark davon, während zwei seiner übereifrigen Konkurrenten mit ins Verderben gerissen wurden. Und auch seine anderen baltischen Korrespondenten behandelte er so geschickt, daß er bei ihnen nichts verlor, trotzdem noch drei von ihnen bankrott gingen.

Dieses Korngeschäft dauerte im ganzen vier Jahre, von 1774 bis 1777. Es war eins der größten „Räder", die Parish bis dahin in Bewegung gesetzt hatte, und, wie er hinzufügt, die Bedeutung desselben überstieg alles bisher in Hamburg Dagewesene.

Dazu kam nun in den folgenden Jahren das amerikanische Geschäft. Die Beschreibung, welche er in seinen Erinnerungen von diesem Geschäfte gibt, reicht nicht hin, um dessen Charakter zu erkennen. Wenn man indes seine Mitteilungen zusammenhält mit dem, was wir aus anderer Quelle wissen[1]), so ergibt sich, daß John Parish einer der ersten war, der von Hamburg aus mit den „rebellischen" Kolonien seines Vaterlandes Handel zu treiben begann, und zwar hauptsächlich in Gemeinschaft mit seinem Landsmanne John Roß. Der Handel ging, weil die englische Regierung ihm jede erdenkliche Schwierigkeit in den Weg legte, offenbar hauptsächlich über Frankreich, Spanien und Holland, weshalb man selbst in Hamburg den wirklichen Sachverhalt nicht vollkommen überschaute. Vielleicht war das Geschäft zwischen Hamburg und Nordamerika schon in den ersten Kriegsjahren umfangreicher als Büsch annahm[2]).

---

[1]) Baasch in der „Hamburgischen Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas". Bd. I, S. 37 ff.

[2]) Versuch einer Geschichte der hamburgischen Handlung § 54.

Jedenfalls wurde es von der englischen Regierung und dem englischen Admiralitätsgerichte bereits 1776 streng überwacht.

Das Geschäft — so berichtet Parish — erforderte ausgedehnte Geldoperationen. Um sie zu erleichtern, ging Roß nach Frankreich; in Amsterdam, Paris, Bordeaux und selbst in London wurden zum gleichen Zwecke „Maschinen“ in Gang gebracht. Waren bildeten die Sicherheit, auf der das Geschäft beruhte, und glücklicherweise gelang es mir, meinen Freund innerhalb dieser Grenzen festzuhalten, wofür er mir später dankte; denn einmal kamen 100 000 £ seiner Accepte unter Protest mangels Zahlung an mich zurück, und ein anderes Mal war John Joy, bevollmächtigter amerikanischer Minister am spanischen Hofe, außer stande, 50 000 Dukaten Kongreßbills, die er acceptiert hatte, zu bezahlen; ich hatte sie indossiert und empfing einen Posttag vor dem Verfall von ihm die Nachricht, daß er sie nicht honorieren konnte; glücklicherweise konnte ich gerade noch den Stoß parieren. Beide Fälle schwächten nicht meinen Kredit, sondern stärkten ihn vielmehr. Aber das „Rad“ wurde immer größer; ich mußte bei meinen Freunden Blankokredite in Anspruch nehmen und ihnen natürlich das gleiche Entgegenkommen erweisen, so daß jede 1000 £, die ich auf solche Weise verlangte, die Höhe meiner Accepte um den doppelten Betrag vermehrten. Die Hamburger Geldleiher zögerten damals, mir Kredit zu gewähren. Ich mußte mich daher an einen Juden, namens Salomon Benjamin, einen notorischen Wucherer, wenden und mußte ihm, selbst für kleine Summen, 1% Zinsen monatlich bezahlen. Der alte Schurke war stets meine letzte Zuflucht. Bei Tage durfte ich nicht zu ihm gehen; es wurde also stets eine Nachtszene daraus, und manche lange Stunde bin ich bei ihm gewesen, wenn meine müden Glieder Ruhe verlangten. Ich hatte damals kein Bedenken, zeitweise bis zu 50 000 Mark von ihm zu nehmen. Wenn der Alte dann mürrisch wurde, war mit ihm nichts anzufangen, und es kam vor, daß ich seine Frau veranlassen mußte, ihn umzustimmen. Das war für mich eine peinvolle Arbeit. Aber warum ließ ich mich in solche Schwierigkeiten hineinführen? Ich dachte immer, mich beizeiten von dem alten „Carmadgion“ losmachen zu können. Aber mit der Zunahme meiner Umsätze wuchsen auch meine Schwierigkeiten. Stets hatte ich mich ausgezeichnet durch die Pünktlichkeit meiner Zahlungen, und meinen letzten Dukaten hätte ich meinem Juden gegeben, um der Gefahr des Gemahntwerdens zu entgehen. Ich dachte nur daran, die Maschine in Gang zu halten. Für meinen persönlichen Bedarf gab ich wenig aus; aber das Ölen der Räder war höchst kostspielig. Ich kam nicht vorwärts, weil die Kosten den Gewinn aufzehrten. So arbeitete ich mehr für die Kasse des Juden als für meine eigene, und mein Kapital stieg 1778 nur auf 143 472, im Jahre 1779 auf 156 439 Mark.

Parish hatte in diesen Jahren zu viel gearbeitet. Lange sträubte er sich dagegen, einen Teilhaber aufzunehmen; als er aber im Jahre 1779 schließlich ernsthaft erkrankte, wurde es unbedingt nötig. Seine Wahl fiel auf George Thomson, einen seiner Gehilfen, der mit einem Satze von 1000 Mark Gehalt auf ein Fünftel Geschäftsanteil avancierte. Er erwies sich als ein ruhiger, williger Helfer von unantastbarer Ehrenhaftigkeit.

Das Geschäft nahm einen neuen Aufschwung, und das Kapital wuchs bis Ende des Jahres 1782 auf 203 000 Mark.

IV.

Das Jahr 1783 war wieder eins der schicksalsschwersten in der geschäftlichen Laufbahn John Parish's. Er besaß damals über 200 000 Mark Banko in guten, gesunden Werten und doch: ohne daß er einen Verlust von irgend welcher Bedeutung erlitt, kam er seinem geschäftlichen Untergange so nahe

wie nur irgend möglich, ging aber schließlich auch aus dieser neuen Krisis gekräftigt hervor:

Das größte Geschäftshaus in Hamburg war damals die Firma Peter Hiß & Sohn. Ihr Kredit war unbegrenzt; ihr Geschäftsumfang, ihre glänzende Prosperität deutete auf alles eher, als auf Mangel an verfügbarem Kapital; ihr Hauptchef war mein täglicher Besucher. An einem Feiertage im Sommer befand ich mich in meinem Landhause zu Nienstedten (dies hatte er 1779 gekauft) und blieb dort auch bis zum folgenden Mittag; dann ritt ich in die Stadt, wo ich um 2 Uhr auf dem Marktplatze ankam; dort sah ich, wie die Juden gerade von der Börse kamen. Auf ihren Gesichtern lag etwas, was mir Unheil verkündete. Ich hielt still und fragte, was es Neues gäbe. — „Wissen Sie es nicht?" war die Gegenfrage. — „Ich komme eben erst vom Lande." — „Guter Gott, Herr, Peter Hiß ist bankrott, und die ganze Börse ist in Aufruhr." — Sie nannten drei Juden, die auch fallen mußten —; ich hatte ihnen gerade vor den Feiertagen für 130 000 Mark Wechsel verkauft, die noch nicht bezahlt waren! — Ich fühlte, wie mein Gewicht plötzlich doppelt auf den Sattel meines Pferdes zu drücken schien. Im Kontor traf ich Thomson, dessen Botschaft mich verfehlt hatte. Er hatte die drei Juden schon aufgesucht; aber sie hatten ihm erklärt, der Fall von Peter Hiß würde voraussichtlich den ihres Korrespondenten nach sich ziehen, und dann müßten sie ebenfalls folgen; ehe es entschieden wäre, könnten sie niemanden bezahlen. — Im Augenblick war ich draußen, um meinerseits zu versuchen, was geschehen könnte: dieselbe Geschichte und derselbe Vorwand, um nicht zahlen zu müssen. Ich führte ihnen hart zu Gemüte, welche Unbilligkeit es sei, andere Gläubiger mit meinem Gelde zu bezahlen, und erfuhr schließlich von meinem größten Schuldner, daß er die Wechsel (in Höhe von 100 000 Mark) nach London gesandt hatte. Dies gab mir starke Macht über ihn, und um Mitternacht erlangte ich endlich, nach hartem Kampfe, eine Anweisung auf seinen Londoner Korrespondenten für den Fall seines Bankrotts. In viel besserer Stimmung ging ich zu seinem Nachbarn, der mir 24 000 Mark schuldete. Seinen Charakter beurteilte ich ungünstiger; es hieß, er sei schon im Bett; aber ich platzte wie eine Bombe in einen Raum, wo er mit seinen Leuten noch arbeitete. Harte Worte und Drohungen erzielten ein Kompromiß von 50%; ich bekam zwei Goldbarren und ging von dannen. Mittlerweile war es 3 Uhr morgens geworden. Zu meinem dritten Manne, der mir 6000 Mark schuldete, konnte ich nicht mehr gehen; er fiel am nächsten Tage. Überhaupt herrschte an diesem Tage, einem Donnerstage, Panik, weil man weitere auswärtige Fallissemente erwartete. Doch ich glaubte, sie würde rasch vorübergehen.

Ich hatte damals große Beträge Wechsel acceptiert, hauptsächlich für Korn, das ich im Auftrage von Pitts Agenten, Claude Scott, in der Ostsee für die englische Regierung gekauft hatte. Täglich hatte ich bedeutende Zahlungen zu leisten, für deren Deckung ich auf Scott trassieren sollte. Der dritte Tag war ein Feiertag: auf London war kein Geld zu bekommen. Auf Holland? Die Juden haben kein Geld. Auf Paris? Nicht die geringste Nachfrage. Kurz, allgemeines Mißtrauen. Die Juden, unsere wichtigsten Wechselkäufer, hatten weder Geld noch Kredit. Da mein Bankbestand ansehnlich war, ging ich ohne Sorge nach Hause. — Der nächste Wechseltag, der Dienstag, kam, aber keine Besserung: das Wechselgeschäft lag völlig brach. Man wußte, daß ich große Zahlungen zu leisten hatte, und flüsterte einander zu: „Wie wird Parish durchkommen?"

Täglich hatte ich Zahlungen zu leisten; aber auch der nächste Wechseltag, wieder ein Feiertag, brachte keine Veränderung. Jetzt wurde die Sache ernst. Mein Banksaldo war bald zu Ende. Ich griff zu meinem mit erstklassigem Papier angefüllten Inlands-Portefeuille; aber auch die besten Diskonten wurden zurückgewiesen. Alle Welt häufte Geld auf, in der Erwartung einer allgemeinen Explosion, das beste Mittel, um sie herbeizuführen.

Ich begann, unruhig zu werden; denn obwohl ich das Geld von den Juden ganz wieder erlangt hatte — sogar die andere Hälfte meiner 24 000 Mark hatte ich dem Manne durch Beschämung abgerungen, nachdem er selbst ohne jeden Verlust weggekommen war — so hatte ich doch schon alles wieder zu Zahlungen verwendet und mußte jetzt von Tag zu Tag Dispositionen treffen, richtiger: von Nacht zu Nacht; Schlaf hatte mich verlassen, und das Kontor war mein nächtlicher Aufenthalt; dort, während alles sonst im festen Schlafe lag, suchte ich für den kommenden Tag Vorsorge zu treffen. Am Tage lief ich umher und gab schließlich statt Bargeld Wechsel in Zahlung. Ich fühlte mich langsam zu Tode gehetzt.

Ich besaß 100 000 Gulden ausgezeichnete Wechsel auf Holland; sie bildeten meine letzte Hoffnung. Zwei Makler versprachen mir, sie am folgenden Dienstag unterzubringen; denn die Panik wegen Holland begann zu schwinden. Ich wandte mich ferner an einige Freunde mit der Bitte um Hilfe; sie hatten selbst kein Bargeld, sondern nur Papier anzubieten; doch schließlich erhielt ich die Zusicherung einer Summe für den Mittwoch, so daß ich mich geborgen fühlte selbst für den Fall, daß die Wechsel auf Holland den Dienst versagten.

Der Dienstag kam, und meine Hoffnung blieb lebendig bis gegen Schluß des Geschäfts; dann erst erhielt ich die Nachricht, vor dem nächsten Freitage sei nichts mit den Wechseln zu machen. Es war ein tödlicher Streich, und die folgende Nacht war eine höchst angstvolle. Ein gewisses Etwas sagte mir, auch wegen des mir für Mittwoch versprochenen Geldes würde ich eine Enttäuschung erleben. Kaum war ich aufgestanden, so kam in der Tat eine Entschuldigung. Die Wirkung dieses letzten Schlages auf meine Nerven kann ich nicht beschreiben: das Armesünderglöcklein hätte mich nicht mehr durchschauern können.

Ich wußte, daß alles auf mich blickte, daß, wenn ich nur eine Stunde lang dem Unheil nachgab, ich verloren war. Die Zahlungen dieses Tages waren die letzten der Woche; die der folgenden Woche konnte ich mit eigenen Mitteln bewältigen. Aber jetzt fehlten mir 80 000 Mark für den folgenden Tag; konnte ich diese nicht schaffen, so war ich ruiniert.

Ich verlor jeden Appetit. Dagegen plagte mich fortwährender Durst, weshalb ich unausgesetzt kaltes Wasser trank. Mein Gesichtsausdruck war der eines Übeltäters, eines Ertrinkenden.

Die folgende Nacht ging vorüber, der schreckliche Morgen brach an. Ich setzte mich an meinen Platz im Kontor, um zu sehen, wenn die fälligen Wechsel gebracht wurden, wer sie in Händen hatte; denn bezahlen konnte ich sie nicht. Um zehn Uhr begannen sie sich einzustellen. Die übliche Antwort „Gut!" wurde erteilt, und der Kommis legte sie auf mein Pult. Ein bedeutender Betrag war noch nicht vorgezeigt; um elf Uhr kam ein zerlumpter Jude mit einem ganzen Paket an. „Gut!" war die Antwort, und der Jude ging fort: es war der ganze Rest in Höhe von 90 000 Mark, alles in der Hand eines höchst achtbaren Juden, Wolf Lewin Popert.

Thomson hatte während der ganzen Zeit wie im Starrkrampfe dagesessen; ein schreckliches Schweigen herrschte. Die Kommis kannten meine Lage und schauten mehr auf mich als auf ihre Bücher; ihre Blicke bezeugten ihre Teilnahme. Ich sah auf die Masse Wechsel vor mir und blätterte in ihnen wieder und wieder: was war zu tun? — „Thomson, was denken Sie?" — „Sie wissen es selbst am besten", war die Antwort. — „Wartet alle, bis ich wiederkomme."

Ich raffte all meinen Mut zusammen, steckte meine Wechsel auf Holland in die Tasche, verließ gefaßt das Kontor und ging zu meinem reichen Juden, meinem furchtbaren Gläubiger. Ich traf ihn im Schlafrocke, mitten zwischen Geldsäcken, die für den Postwagen verpackt wurden. — Welch ein reicher, glücklicher Mann! dachte ich. — „Ich möchte Sie allein sprechen." — Er ging mit mir in den nächsten Raum. Offenbar sah ich jämmerlich aus: „Was ist los, Herr Parish? Geht es Ihnen nicht gut?" — „Sehr schlecht, Herr!" — „Das

tut mir leid." — „Sie haben heute eine große Forderung an mich." — „Was gibt es dabei zu sagen?" — „Ich kann den Betrag heute nicht abschreiben" [1]). — „Das hat nichts auf der Welt zu bedeuten; machen Sie von den elf Respekttagen Gebrauch [2]); hier ist meine Hand: keine Seele soll davon erfahren; das Vertrauen an der Börse kehrt schon zurück; bald wird sich auch wieder Nachfrage nach Wechseln einstellen. Leider habe ich gerade selbst keine Verwendung für Wechsel auf London; sonst würde ich Ihnen Ihre Tratten abnehmen." — „Können Sie nichts auf Holland brauchen?" — „Jawohl, 30 000 Gulden." — „Passen Ihnen diese Wechsel? Sie sind alle acceptiert." — Dabei legte ich meine 100 000 Gulden vor ihn hin. — „Sie sind so gut wie Bankzahlung; wenn Ihnen darum zu tun ist, will ich das Ganze nehmen und Ihnen den Überschuß heute abschreiben."

Das Geschäft war erledigt. Mein Herz wollte mir schier vor Freude springen; ich hätte den alten Mann küssen mögen, und solange Atem in mir ist, wird sein Andenken mir teuer sein. Am folgenden Wechseltage konnte ich meine Londoner Wechsel wieder wie immer absetzen. Der Sturm hatte sich ausgetobt.

Dies war die schwerste Zeit meines Lebens. O Henny! Was ich in jenen vierzehn Tagen litt, könnte nur ein großer Mann („somebody") so beschreiben, daß man es einigermaßen nachfühlte. Noch jetzt schaudere ich, wenn ich daran denke. Damals schüttelte es mir das Mark aus dem Gebein. Wer graue Haare, dieses äußere Zeichen der Respektabilität, rasch zu haben wünscht, soll nur das Wechselaccept-Geschäft beginnen und mein damaliges Leben führen, er wird sein Ziel bald genug erreichen.

So verlief eine der härtesten Krisen in Parish's geschäftlicher Laufbahn. Ich habe sie ihm wörtlich nacherzählt, weil sein Bericht an Fülle und Schärfe der Einzelheiten nicht zu übertreffen wäre, und gerade auf diese kommt es hier an. Ehe ich aber daran gehe, sie zu analysieren, muß ich zunächst noch die Lehren wiedergeben, die Parish selbst aus der ganzen Sache gezogen hat. Er hat sie in die Form einer Anrede an sich selbst gekleidet:

Ich frage dich, Mr. John of the North: was war wohl die Ursache deiner schlimmen Lage? Wir hören immer, wie du deinen Kredit und deine Tüchtigkeit preisest, und doch, ohne daß du einen nennenswerten Verlust erleidest, wirft dich die Zahlungseinstellung eines einzigen Hauses vollkommen zu Boden, und nur ein zufälliger Umstand rettet dich, die Tatsache nämlich, daß ein so großer Teil deiner Accepte an dem verhängnisvollen Donnerstage sich in der Hand eines Juden befindet, und daß dieser Jude sich als etwas erweist, was du damals am wenigsten erwarten konntest, als dein Freund! — Das ist alles buchstäblich wahr wie das Evangelium, und zu meiner Rechtfertigung habe ich nur eins anzuführen: ehe man mich hätte zum Kirchhof bringen müssen, stand mir noch eine einzige Schutzwehr zu Gebote für die Verteidigung meines untergehenden Kredits: die Frist der elf Respekttage, so weise vom Wechselrechte vorgesehen, aber nur in den äußersten Notfällen ausgenutzt. Ging sie vorüber, ohne daß Hilfe kam, so mußte die Festung übergeben werden; ein kurzes Sträuben noch, „and the verdict on poor Pill Garlicks projects would probably not have been of the most favorable nature".

Von so kleinen Umständen hängt oft der Kredit, die Rettung eines Kaufmannes ab. Doch alles in allem gerechnet, war eben doch die letzte Ursache darin

---

[1]) Der Hamburger Ausdruck für Zahlung durch Giroüberweisung.

[2]) Days of grace, Respit- oder Respekttage. So heißen die Fristtage, welche nach Verfall eines Wechsels für die Bezahlung noch freistehen, von denen aber zahlungsfähige Wechselschuldner keinen Gebrauch machen.

zu suchen, daß meine Verpflichtungen nicht nur mein Kapital, sondern auch meinen Kredit überstiegen. Die richtige Bemessung des Geschäftsumfanges sollte der wichtigste Gegenstand vorsichtiger kaufmännischer Beurteilung sein, und die goldene Regel des Kaufmanns sollte stets sein: Wolle nicht zu rasch reich werden!

So weit John Parish, und nun wollen wir auch unserseits uns der „Moral" der Geschichte zu bemächtigen suchen. Was Parish so merkwürdig erschien, ist es für den Geschäftskenner der Gegenwart in noch weit höherem Grade, daß nämlich der Fall eines einzigen Hauses ihn fast mitgerissen hätte, trotzdem er innerlich so zahlungsfähig war wie nur möglich, reichliche Beträge erstklassiger Wechsel in Händen hatte und damit also über Mittel verfügte, welche nach heutigen Begriffen vollkommen ausreichen würden, um allen Verpflichtungen jederzeit zu genügen. Wenn dies bei Parish nicht der Fall war, so wurde das dadurch verschuldet, daß der Hamburger Wechselmarkt im Jahre 1783 noch sehr klein war, und daß die unvollkommenen Verkehrsmittel Parish hinderten, seine Wechsel auf anderen Märkten zu verkaufen. Heutzutage würde dafür eine telegraphische Verkaufsorder und eine telegraphische Anweisung des Gegenwerts ausreichen, ganz abgesehen davon, daß die großen Banken unserer Zeit erstklassige Wechsel immer verwenden können. Eine Verlegenheit, wie Parish sie durchmachen mußte, wäre jetzt undenkbar. Daß vollends damals in Hamburg die Juden noch die einzigen großen Wechselkäufer waren, zeigt deutlich, daß sich der Hamburgische Handel im Verhältnis zu demjenigen Westeuropas noch auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung befand. Gerade in den folgenden Jahrzehnten hat sich das freilich geändert: Hamburg wurde ein Wechselplatz von großer Bedeutung; aber 1783 war es das offenbar noch nicht in dem Maße, wie man bisher wohl geglaubt hat.

Dasselbe Jahr 1783 erwies sich noch in anderer Hinsicht als verhängnisvoll für John Parish, nämlich durch den unglücklichen Ausgang eines großen Geschäfts mit W e s t i n d i e n. England gab damals den Handel mit den westindischen Inseln Grenada und Tobago den Neutralen frei, damit diese Inseln sich verproviantieren und ihre Erzeugnisse nach neutralen Häfen absetzen konnten.

Parish kam um jene Zeit auf der Reise nach England durch Ostende, das, vom Kaiser zum Freihafen erklärt, wegen seiner Lage dicht bei England vorzüglich sich als Depot von Waren eignete, welche den Kriegführenden gehörten, und das auf solche Weise binnen kurzer Zeit aus einem Fischerdorfe sich zu einem ansehnlichen Handelsplatze entwickelte. Parish bemerkte, daß die kleinste Dachkammer als Kontor verwendet wurde, und daß Waaren aller Art massenhaft auf den Straßen herumlagen, jeder Unbilde des Wetters ausgesetzt, weil es an Speicherraum fehlte. Die Verwirrung war groß, und er sagte sich: „Wie viel besser würdest du dies Geschäft in Hamburg handhaben können!" Namentlich der westindische Handel erregte seine Aufmerksamkeit. Er setzte sich in London mit einigen der ersten Häuser in Verbindung, welche ihre Waren in Ostende „neutralisieren" ließen, indem sie einem der dortigen Händler eine Provision bezahlten, damit er die Waren als sein Eigentum erklärte. Die Leichtigkeit, mit der dies in Ostende sich erreichen ließ, veranlaßte sie, ohne Umschweife Parish das gleiche vorzuschlagen. Aber dieser wollte davon nichts wissen:

Ich hatte immer den Mann aufs äußerste verachtet, der seinen Charakter als Kaufmann so weit erniedrigte, daß er für eine Provision sich herbeiließ, einen Meineid zu schwören. Daher kam ich natürlich zu der Überzeugung, daß mein schönes westindisches Projekt sich nicht werde durchführen lassen, und begann, mich mit anderen, meinem Empfinden mehr zusagenden Dingen zu beschäftigen.

Da schlugen zwei der ersten Häuser im Tobagohandel ihm vor, einige tüchtige Schiffe zu kaufen, sie für eigene Rechnung mit Lebensmitteln nach Tobago zu befrachten, woran offenbar viel Geld zu verdienen war, wogegen sie die Rückfracht für ihre Rechnung besorgen und die Waren von Parish nach Hamburg konsignieren wollten. Darauf ging er mit Freuden ein. „Aber kaum je ist ein wohlangelegter Plan durch so viele unglückliche Zwischenfälle vereitelt worden."

Parish rüstete zwei vorzügliche Schiffe von 350 und 400 Tonnen aus und befrachtete sie mit Rindfleisch, Schweinefleisch u. s. w. Doch damit war sein rastloser Geist nicht befriedigt: er charterte zum gleichen Zwecke noch ein großes schwedisches Schiff von 450 und eine portugiesische Brigg von 250 Tonnen. Als Supercargo engagierte er einen Kapitän Millar, der ihm als einer der erfahrensten und geschicktesten Leute im Tobagohandel empfohlen worden war. Die beiden ersten Schiffe segelten ab, und während die anderen beiden Ladung einnahmen, blieb Millar noch in Hamburg. Es war November, und gerade, als auch diese Schiffe segelfertig waren, zeigte sich das erste Eis; die gefährliche Barre unterhalb des Hamburger Hafens hatten sie schon passiert; doch als Millar in einem Boote ihnen nachsegelte, fand er die Brigg wegen des jungen Eises bei Twielenfleth an Land gesetzt, während das schwedische Schiff schon hinausgesegelt war. Wie er weiterfuhr, um dieses Schiff einzuholen, wurde er selbst durch das Eis aufgehalten und mußte die Reise zu Lande fortsetzen, und in Cuxhaven fand er nur einen Brief des Kapitäns des schwedischen Schiffes vor, der mitteilte, daß er wegen des Eises schleunigst abfahren und den Supercargo mit der Brigg in Tobago erwarten müsse. Mittlerweile war aber die Brigg vollständig eingefroren, und während Parish zuversichtlich glaubte, Millar sei längst auf hoher See, kam er nach vier Tagen wieder in Hamburg an:

Ich habe nie etwas gesehen, was so geeignet gewesen wäre, als „Bild der Enttäuschung" verwendet zu werden. Ich konnte meinen Gefühlen nur Ausdruck geben, indem ich mit dem Fuße stampfte und mir die Lippe biß. Wäre es nur dabei geblieben!

Es blieb nichts übrig, als daß Millar zu Lande nach Ostende reiste, wo täglich Schiffe nach Westindien absegelten. In weniger als einer Stunde saß er schon im Wagen und in acht Tagen in Ostende, wo er sechs Wochen wegen ungünstiger Winde zurückgehalten wurde, während die ganze Fahrt des schwedischen Schiffes nur 54 Tage gedauert hatte. Als es in Tobago ankam, waren die Lebensmittelpreise hoch; der Kapitän ließ sich aber von manchen anderen Häusern beim Verkaufe ihrer Ladungen verwenden, während „der eigensinnige Schurke" seine eigenen Luken nicht öffnete, bevor Millar nachkam. Dann wurde die halbe Ladung in Auktion verschleudert; „Abrechnung darüber

habe ich nie erlangt.“ Nach Ankunft der portugiesischen Brigg im Frühjahre ging deren Ladung denselben Weg, und der „ehrenhafte, wohlempfohlene“ Supercargo sandte die beiden Schiffe in Ballast zurück, während er den Erlös der Ladungen in seine Tasche steckte und in Amerika spurlos verschwand[1]). An den beiden gecharterten Schiffen verlor Parish nicht weniger als 16000 £. Seine beiden eigenen Schiffe dagegen langten wohlbehalten in Westindien an, ihre Ladungen wurden mit mäßigem Nutzen verkauft und dafür wertvolle Rückfrachten eingenommen. Zum ersten Male in seinem Leben versicherte Parish von seiner voraussichtlichen Provision beim Verkaufe dieser Waren 3000 £, und diese Vorsicht war wohlangebracht; denn beide Schiffe gingen auf der Rückfahrt verloren. Trotzdem betrug Parish's Verlust an der ganzen westindischen Expedition nicht weniger als 220000 Mark Banko, d. h. mehr als sein Geschäftskapital. Aber er konnte sich nicht entschließen, den ganzen Verlust abzuschreiben[2]):

Es wäre nicht angegangen, alles mit einem Federstrich auszuschneiden. Das Messer wäre dem Rückenmark zu nahe gekommen. Es geschah allmählich, um die Lebensgeister eines kranken Mannes nicht zu sehr niederzudrücken, der noch vorwärts schaute und eine höhere Sprosse der Leiter zu erklimmen suchte.

Allerdings verdiente Parish in diesem Jahre (1783) bei anderen Geschäften nicht weniger als 170000 Mark Banko. Der buchmäßige Verlust am Geschäftskapital betrug daher nur 15000 Mark, so daß das Jahr mit einem nominellen Kapitale von 188000 Mark abschloß. In den folgenden Jahren wurde dann so stark verdient, daß der übrige Verlust an der westindischen Expedition leicht nach und nach abgeschrieben werden konnte. Außerdem ging aber noch die höchst intensive, aufreibende Arbeit eines vollen Lebensjahres verloren, was Parish besonders schmerzlich empfand.

In seinen Memoiren geht Parish nach dieser Erzählung wieder streng mit sich ins Gericht:

Bevor wir fortfahren, Mr. John, laßt hören, was ihr zur Rechtfertigung dieses wilden westindischen Projekts sagen könnt. Es lag eurem Beruf als Faktor vollständig fern. Ihr begabt euch damit auf ein Gebiet, das euch vollkommen fremd war, und — gestattet, daß ich es sage — das schlimmste war, daß ihr euer ganzes Vermögen an ein Unternehmen wagtet, dessen Leitung ihr Fremden anvertrauen mußtet. Ihr beraubtet euch endlich zeitweilig eines Kapitals, dessen ihr für euer eigentliches Geschäft bedurftet, und das ihr zu den höchsten Zinsen wieder schaffen mußtet, wodurch ihr euren Kredit schwer gefährdetet.

Offenbar wußte Parish zur Verteidigung seines Verfahrens nichts anzuführen; denn er bricht darüber ohne weiteres den Stab in folgenden an die Tochter gerichteten Worten:

---

[1]) Vgl. hier Büsch, Hamburgische Handlungsgeschichte § 55: Ein anderer Kargadeur dieser Art schickte den Schiffer ledig nach Hause und sagte ihm lachend ins Gesicht: „Ich bin oft in meinen Geschäften betrogen worden; jetzt ist die Reihe an mir, zu betrügen.“

[2]) So nennt man bekanntlich das kaufmännische Buchen eines Verlustes. Die psychologische Motivierung der Verteilung des Verlustes auf eine längere Zeit ist sehr interessant. Von Parish's Krankheit wird nachher die Rede sein.

Ein Mangel an Voraussicht liegt offen zu Tage; Klugheit war fest eingeschlafen; Überstürzung charakterisiert jede Phase des Geschäfts; kurz, nichts ist dabei einwandsfrei; und doch: wie sicher war ich damals des Erfolgs! Es läßt sich eben nur durch das gute deutsche Wort „Leichtsinn“ charakterisieren. Das wird unter uns bleiben, liebe Henny! Und nachdem ich so artig gebeichtet habe, gib mir Absolution, damit wir dieses schwarze Kapitel im Buche meines Lebens schließen können.

Heutzutage wären Geschäfte solcher Art überhaupt nicht mehr möglich, und ebensowenig könnten sich die Unglücksfälle ereignen, welche ihr Gelingen vereitelten. Zunächst wäre eine so weitgehende Behinderung der Schiffahrt durch kriegführende Mächte wie damals bei dem heutigen Umfange des Seeverkehrs undenkbar, ganz zu schweigen von der Entwicklung des Völkerrechts, die doch auch nicht ohne Wirkung geblieben ist. Ferner würde es jetzt keinem Kaufmann mehr einfallen, seine Waren einem Supercargo mitzugeben; vielmehr würde er sie durch seinen Korrespondenten im Bestimmungshafen verkaufen lassen, und dies würde nicht erst nach Ankunft des Schiffes, sondern vorher schon geschehen, denn das alte „Konsignationsgeschäft“, die Verschiffung von Waren zum Verkauf nach Eintreffen, hat zum großen Teil aufgehört. Eisgang auf der Elbe behindert jetzt die Seeschiffahrt nur noch wenig, und auch ein sechswöchentlicher Aufenthalt wegen widriger Winde kommt nicht mehr vor; die Fahrt nach Westindien dauert nicht sieben bis acht, sondern kaum zwei Wochen u. s. w.

„Trotz aller solcher schweren Störungen“ — so fährt Parish fort — „erlangte die Maschine durch wachsende Erfahrung Dauerhaftigkeit. Hier wurde eine Boje gelegt, dort eine Leuchtbake angezündet, und wenn nur des Lotsen altes Augenlicht klar, seine Hand fest und sicher bleibt, so steuert er seinen Kurs einsichtig weiter.“

Im Jahre 1784 begann Parish's Solidität offenbar zu werden. „Das mißtrauische Urteil vom Vorjahre verwandelte sich in Parteilichkeit.“ Parish selbst konnte den plötzlichen Wechsel kaum begreifen; aber es war so: Bis dahin hatte er stets mit großem Kapitalmangel und hohen Zinsen zu kämpfen gehabt und einem Schiffe geglichen, das sich mühsam unter dem Schutze der Küste vorwärtsarbeitet. Jetzt wurde ihm in weniger als einem Monate von dem größten Kapitalisten 100 000 Mark niedrig verzinsliches Geld gegen Schuldschein anvertraut:

Geld gegen Schuldschein zu 4% ist für den Geschäftsmann etwas sehr Erstrebenswertes, wenn er es mit Vorteil verwenden kann, ganz abgesehen davon, daß es seinen Kredit wesentlich erhöht, wenn man sieht, daß die ersten Geldleiher ihm solches Vertrauen schenken. Aber man darf nicht darum nachsuchen; es kann nur aus freien Stücken oder gar nicht kommen. Der Börsenkredit allein tut es nicht. Erst wenn die Kapitalisten überzeugt sind, daß das Schiff ganz sicher segelt, bieten sie ihr Geld zu niedrigen Zinsen an.

In den folgenden Jahren wurde sehr stark verdient; aber weil alte und neue Verluste noch zu decken waren, stieg das Geschäftskapital nicht entsprechend mit, wie aus folgender Zusammenstellung hervorgeht:

	Verdienst Mark	Kapital Mark
Ende 1783	—	188 000
1784	104 000	210 000
1785	92 000	238 000
1786	49 000 [1])	219 000
1787	45 000 [1])	237 000
1788	92 000	272 000
1789	147 000	321 000

Trotzdem also in sechs Jahren zusammen 529 000 Mark verdient wurden, stieg das Kapital nur um 133 000 Mark.

Unausgesetzt mußten in diesen Jahren alte, vermorschte Zweige vom Stamme des Geschäfts abgehauen werden, und es fehlte auch keineswegs an schweren neuen Verlusten. Aber die rüstige Entwicklung des Geschäfts ließ sie leicht verschmerzen. Dem Hause Parish & Co. strömte in dieser Zeit der Verkehr massenhaft zu, und am Schlusse jedes Jahres stand es in den Importlisten stets obenan; doch passierte nichts Ungewöhnliches: „Es war wie ein Schiff im Passatwinde, dessen Segel nur in Ordnung gehalten werden müssen, damit es auf dem geradesten Wege vorwärtskommt."

Dagegen erreichte mittlerweile das körperliche Leiden Parish's einen solchen Grad, daß 1789 eine schwere Operation nötig wurde, welche sein Freund Dr. Roß erfolgreich ausführte. In den Erinnerungen wird sie genau beschrieben.

Im gleichen Jahre mußte Parish sich von seinem langjährigen Mitarbeiter und Kompagnon Thomson trennen, weil dessen Verheiratung zu übertriebenen Ausgaben führte, die mit Parish's Begriffen von kaufmännischer Solidität nicht vereinbar waren. An Thomsons Stelle trat am 1. Januar 1790 J. P. Möller mit $^1/_{10}$ Anteil am Geschäftsgewinne. Parish hatte ihn, als er vierzehn Jahr alt war, ins Geschäft genommen; er war ein tüchtiger Gehilfe geworden, pünktlich, unermüdlich, und hatte große kaufmännische Fähigkeiten bewiesen. Für die bescheidene Stellung, welche Parish ihm neben sich nur einzuräumen gedachte, besaß er freilich etwas zu viel Ehrgeiz, der bald wiederholter Zügelung bedurfte; „sonst wäre er mehr als einmal mit seinem Reiter durchgegangen." Doch in den Jahren der größten Tätigkeit, welche ein Hamburger Geschäftshaus je entfaltet hatte, unterstützte er Parish männlich, was besonders wichtig war in einer Zeit, als dieser meist ans Zimmer gefesselt war.

Hier sei gleich berichtet, wie Möllers geschäftliches Verhältnis zu Parish endete. Im Jahre 1796, als letzterer die Leitung des Geschäfts seinen damals noch sehr jungen und unerfahrenen Söhnen John und Richard übertrug, wünschte er, daß Möller als ihr Berater in der Firma bleiben möge. Aber sie antworteten, und zwar jeder für sich, sofort: „Vater, laß uns allein unser Glück versuchen, spanne uns nicht mit Möller zusammen! Du wirst schon

[1]) In diesen Jahren war der Hamburger Markt für den Verkauf nicht günstig, weshalb viele Konsignationen ausblieben.

sehen, daß wir das Geschäft zu leiten wissen." Der Vater stimmte zu, und als er kurz darauf in seinen Erinnerungen hiervon berichtete, sprach er die Hoffnung aus, seine Nachgiebigkeit nie bereuen zu müssen. Das ist ihm bei seinen Söhnen John und Richard in der Tat erspart geblieben.

Doch kehren wir zurück zum Jahre 1790. Parish hatte damals soviel erworben, daß es für ihn selbst und für seine Frau genügte. Aber als er nun sah, wie ihm die einträglichsten Geschäfte aus allen Teilen der Welt zuströmten, da sagte er sich:

> Dieses stattliche Gebäude, dessen Errichtung mir so viel Mühe und Sorge gekostet hat — soll ich es Fremden hinterlassen? Du hast doch selbst eine so prächtige Sippe; bald wird sie wachsen und jeden Winkel des Hauses ausfüllen können. Du wirst wohl noch lange genug leben, um jeden der Kleinen in sein eigenes Nest setzen zu können.

So wurde denn das Schiff von neuem den Wellen anvertraut! Die Reise, zu der es jetzt aussegelte, war weit und das Land der Bestimmung teilweise noch unerforscht; aber das Schiff war gut und der Schiffer, obwohl krank, noch voll Unternehmungslust und Ehrgeiz. Nichts erschien ihm unerreichbar und die größten Aufgaben wurden ohne Furcht und Sorge übernommen: „sein Ziel war, Millionär zu werden!"

VI.

Jetzt erst gelangte Parish auf den Höhepunkt seiner kaufmännischen Laufbahn. „Ein Rad wurde in Bewegung gesetzt, das gewaltigste seiner Gattung": Die Firma Boyd, Ker & Co. in Paris trat mit ihm in Verbindung. Sie gehörte zu einem Konsortium erster Handelshäuser, welches sich unter der Leitung der Firma Hope & Co. in Amsterdam gebildet hatte für verschiedene kaufmännische Unternehmungen allergrößten Umfangs. Außer Hope & Co., Boyd, Ker & Co., Parish & Co. gehörte nur noch die Firma Harman, Hoare & Co. in London dazu.

Von diesen Geschäftshäusern ist die Firma Hope & Co. weltbekannt. Sie war für das 18. Jahrhundert dasselbe, was Rothschild für das 19.: das bedeutendste Handelshaus ihres Zeitalters; nur daß die Geschäfte von Hope & Co. noch weit vielseitiger waren als diejenigen des Hauses Rothschild, namentlich den Betrieb von Warenhandel größten Stils umfaßten[1]).

Die Umsätze jenes Konsortiums, von denen Parish zunächst berichtet, betrafen die französischen Assignaten. Sie waren von enormem Umfange und erwiesen sich für die Beteiligten als eine Quelle reicher Verdienste.

Die Ausgabe des „Assignaten" genannten Papiergelds begann zu Anfang des Jahres 1790, hielt sich aber geraume Zeit hindurch noch in mäßigen Grenzen, auch als im April der Zwangskurs dekretiert wurde. Erst seit dem September, nach der Entlassung Neckers, wurde der Damm durchbrochen, das

[1]) Über die Geschichte dieses Welthauses ist bisher noch fast gar nichts bekannt geworden; nur Vincent Nolte hat in seinem interessanten Buche „Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären" (Hamburg 1854) einiges darüber mitgeteilt. Übrigens gehörten auch die Boyds zu den größten Bankhäusern ihrer Zeit.

Maximum der Zirkulation von 400 auf 1200 Millionen und dann immer weiter erhöht. Natürlich entstand jetzt alsbald eine gewaltige Spekulation in Assignaten, und namentlich war es für Leute mit großen Mitteln, welche sich durch die vielen Tagesschwankungen des Assignatenkurses nicht beirren ließen, ein ausgezeichnetes Geschäft, à la baisse, auf den weiteren Fall des Kurses zu spekulieren.

Dies tat Boyd in Paris für das Hopesche Konsortium in solchem Umfange, daß die französischen Finanzen dadurch aufs schwerste geschädigt wurden. Der Konvent beauftragte andere Bankhäuser, ihm entgegenzuarbeiten, doch vergebens. Der Assignatenkurs fiel immer weiter. Parish hatte anfangs, wie übrigens auch Hopes, mit beiden Parteien zu tun, zog sich aber, sobald er die darin liegende Gefahr erkannte, von den Haussiers zurück, so daß er, als bald darauf das zu ihnen gehörige Haus Tourton & Ravel fallierte, nicht einen Pfennig verlor. Hätte man Boyd in Paris weiterarbeiten lassen, so hätte er die Haussiers sämtlich ruiniert und für sich selbst ein fürstliches Vermögen erworben; doch die Ereignisse der folgenden Zeit machten diesem Geschäfte ein Ende.

Als das Schreckenssystem anbrach, rettete Boyd sich nach London, wo er die Firma Boyd, Benfield & Co. begründete, die alsbald dem großen Konsortium beitrat, während der junge Walter Boyd in Paris blieb, um das dortige Haus zu leiten. Indem er sich möglichst den neuen Verhältnissen anbequemte, gelang es ihm, nach wie vor bedeutende Umsätze zu erzielen. Aber schließlich wurde er denunziert; der Konvent forderte seine Bücher ein, und sein Kontor wurde versiegelt. Er hätte seine Zahlungen einstellen müssen, wären andere Bankiers nicht für ihn eingetreten; sie bezahlten acht Tage lang alle seine fälligen Accepte, und auch die auswärtigen Geschäftsfreunde erhielten von dem Konsortium Order, alle Tratten Walter Boyds zu acceptieren, bis es diesem durch Bestechung der Untersuchungskommissare gelang, eine schriftliche Bescheinigung seiner republikanischen Gesinnung und die Einstellung des Verfahrens zu erreichen, worauf die ganze Maschine wieder in Gang kam. Doch bald erfolgte eine neue Denunziation, schärfer als die erste. Im Dunkel der Nacht sandte Robespierre drei Leute von seiner Rotte nach dem Hause Walter Boyds, den sie im Schlafe überraschten. Als er erwachte, sah er natürlich die Guillotine vor sich. Aber nein: man befahl ihm nur, seinen Patriotismus zu beweisen durch Ausstellung von Tratten auf seine ausländischen Geschäftsfreunde und durch Überlassung dieser Tratten an den Konvent, der sie zur Bezahlung des von ihm gekauften Korns gebrauchte. Man verlangte von ihm nicht weniger als 50000 £ auf London, 500000 fl. auf Amsterdam und 500000 Mark auf Hamburg.

Vergebens remonstrierte er, unter Hinweis auf seinen durch die erste Untersuchung geschädigten Kredit; alles war vergeblich. In Gegenwart der Kommissare mußte er nicht nur die Tratten ausstellen, sondern auch die Avisbriefe dazu schreiben und zwar in französischer Sprache, damit die Kommissare sie verstehen konnten.

Der Avisbrief, der Parish zuging, lautete dahin, Boyd habe, um sich dem Nationalschatz dienlich zu erweisen, 500 000 Mark gezogen, welche er zu honorieren und dem Konto T. N. zur Last zu bringen bitte. Tratten in solchem Betrage waren für Parish nichts Ungewöhnliches, und die Operation wurde deshalb, wie üblich, in das Acceptbuch eingetragen; wären die Wechsel gleich präsentiert worden, so hätte Parish sie jedenfalls acceptiert, aber als er zu Bette ging, fiel ihm ein, wie sonderbar es doch sei, daß der Brief sich der französischen Sprache bediene; und was bedeutete T. N.? Offenbar Trésor national! Es könnte also wohl eine erzwungene Sache sein. Sofort beschloß er, Hope & Co. zu befragen, und sandte ihnen am nächsten Morgen mit reitendem Eilboten einen Brief, worin er seinem Zweifel Ausdruck verlieh und den Entschluß mitteilte, die Wechsel bei Vorzeigung nicht zu acceptieren. Diese Estafette kreuzte sich mit einer von Hope & Co., welche vor Honorierung der Wechsel warnte. So wurde glücklich ein großer Verlust verhütet, was das Ansehen der Beteiligten in der Geschäftswelt noch vermehrte. Walter Boyd aber brachte mit vieler Mühe noch rechtzeitig seinen Hals in Sicherheit.

Ein anderer Teilhaber des Pariser Hauses Boyd, Ker & Co. war der Marquis de Walkiers, Sohn eines Hofbankiers in Brüssel, dessen Vermögen auf 5 Millionen Gulden geschätzt wurde. Der Sohn hatte eine sehr reiche Frau geheiratet und führte in Paris ein wahrhaft fürstliches Leben. Bei Boyd, Ker & Co. war er mit einer Million Livres beteiligt, betrieb aber daneben noch für eigene Rechnung Spekulationen im größten Umfange, die seine Kapitalkraft überstiegen. Das Ostender Haus Harries diente hauptsächlich der Ausrüstung und Befrachtung seiner Schiffe nach Indien, woran dieses Haus stark verdiente, er selbst aber zwei Millionen Livres einbüßte.

De Walkiers genoß bei den andern Häusern der Hopeschen Gruppe fast unbegrenzten Kredit, und Boyd betrachtete es als eine besondere Gunst für Parish, daß er seinen Sozius bei diesem einführte. Der erste Brief, den Parish von Walkiers empfing, war sehr lakonisch; er lautete:

> Paris, 5. Januar 1791. Nach Empfang dieses Schreibens kaufen Sie für meine Rechnung bestmöglich Zucker und Kaffee im Betrage von 500 000 Gulden; schaffen Sie sich Deckung durch Tratten auf Hope & Co.

Die Waren wurden am selben Tage noch gekauft, und binnen eines Monats ließ Walkiers aus Bordeaux zwei Schiffsladungen derselben Güter im Werte von 800 000 Mark nach Hamburg gehen, damit Parish sie dort verkaufen sollte; das stärkte natürlich dessen Vertrauen ganz außerordentlich. Walkiers hatte dabei zwei Ziele im Auge: erstens wollte er durch Preissteigerung verdienen, und das wäre ihm auch gelungen, hätte er Parish freie Hand gelassen. Doch sein Hauptzweck bestand darin, sich einen Fonds als Grundlage neuer Operationen zu schaffen, und als die Preise heraufgingen, stiegen auch seine Erwartungen.

Bald begannen seine neuen Operationen im gewaltigsten Maßstabe; er deckte zunächst alles durch sofortige Rimessen, während er anderseits auch unausgesetzt auf Parish trassierte. Posttägliche Tratten von 200 000, 300 000, 400 000 Mark kamen oft vor. Bankgeld lief um wie Spreu in der Mühle,

und die Kolonnen der Pariser Wechsel schwollen immer mehr an. Aber Parish machte sich deshalb lange Zeit keine Sorgen, war doch als Sicherheit ein Warenlager in seinen Händen, dessen Wert sich auf 100000 Pfd. Sterling belief, und wurden doch die Anweisungen, welche Walkiers namentlich auf Hope & Co. erteilte, pünktlich honoriert.

Wenn die Dinge so glatt verlaufen, verliert man bald das volle Bewußtsein von der Sachlage und ihren Gefahren, und Millionen werden alltäglich, wie „Murmeln" dem Schuljungen.

Da empfing Parish im Jahre 1792 einen Brief von Harman Hoare & Co. in London, worin sie ihm mitteilten, daß sie 38000 £ Tratten von Parish & Co. für Walkiers zu acceptieren abgelehnt und sie statt dessen zu Ehren Parish's acceptiert hätten. Gleich nach Empfang dieser Post lief ein Brief von Boyd, Ker & Co. in Paris ein, mit Avis neuer Tratten für Walkiers in Höhe von 450000 Mark. Parish war in seiner Sicherheit schon durch die erste Nachricht stark erschüttert worden; bei dieser zweiten ging es ihm wie ein gewaltiger Ruck durch den ganzen Körper. Acceptierte er die Tratten, so stieg seine ungedeckte Forderung an Walkiers auf 100000 £. Verweigerte er dagegen das Accept, so beleidigte er nicht nur Walkiers schwer, sondern auch den noch viel wichtigeren Boyd, der die Wechsel ausgestellt hatte. Er hätte sie zwar zu dessen Ehren acceptieren können, aber auch Boyds Rechnung bei Parish & Co. stand damals nicht gut. Ein böses Dilemma! Überdies war Parish krank. So entschied er sich denn für vorsichtiges Aufschieben jeder neuen Verpflichtung, teilte dies Hope & Co. durch Expreßboten mit, erklärte sich aber bereit, die Tratten unter ihrer Garantie zu acceptieren. Darauf erhielt er eine hochmütige Antwort: man sei erstaunt, daß er sich einen Augenblick wegen einer solchen „Lappalie" besänne; die erbetene Garantie wurde in unzweideutigster Form gegeben. Glücklicherweise wurden die Pariser Tratten erst nach Empfang dieser Antworten präsentiert. Aber Boyd bekam trotzdem Wind von der Sache. Sofort überfiel er Parish wie ein Wahnsinniger und verfluchte sein Geschick, das ihn verführt habe, seinen Kredit den schwachen Nerven Parish's anzuvertrauen. Rimessen kamen, die den Betrag der Boydschen Tratten überstiegen, und die Anordnung wurde erteilt, daß dessen Konto beim Hause Parish & Co. für immer geschlossen werden solle. Die Fortdauer der ganzen, so wichtigen Verbindung hing an einem Haare. Doch wurde durch die Bemühungen gemeinsamer Freunde der Frieden wiederhergestellt. — Walkiers selbst nahm Parish's Aufklärungen so freundlich auf, daß letzterer eine starke Zuneigung zu ihm faßte:

Er hatte eine liberale Erziehung erhalten, und seine Manieren waren die eines Gentleman. Seine Briefe zeigten eine hochherzige Gesinnung, wie sie sich selten findet bei Geschäftsleuten, die ihrem Untergange entgegeneilen.

Als Walkiers später, ohne einen Schilling in der Tasche, nach Hamburg kam, bewies Parish ihm die Fortdauer seines Vertrauens in solchem Umfange, daß er bei ihm schließlich die große Summe von 25000 £ verlor. Dieser Verlust erfolgte allerdings zu einer Zeit, in der er ihn nicht mehr empfand, als den „eines Landguts auf dem Monde". Doch konnte er sich nicht ent-

halten, in seinen Erinnerungen sein eigenes Verfahren wieder scharf zu kritisieren: Gerade umgekehrt hätte er handeln sollen; als Walkiers noch obenauf war, hätte er ihm auf jede Weise dienen, nachher aber, als er alles verloren hatte, sich nicht nochmals mit ihm einlassen sollen. Dann hätte er bei ihm ein kleines Vermögen verdienen können, während er statt dessen tatsächlich ein solches bei ihm einbüßte. „Das war nicht Großmut, sondern in Wahrheit nur Dummheit!“

Dieser monumentale Ausspruch Parish's bedarf sehr der Erklärung. Denn sonst könnte es scheinen, als ob das Verfahren eines klugen Kaufmanns mit dem eines anständigen Menschen sich nicht vereinigen ließe. Das wäre eine schauerliche Erkenntnis. Tatsächlich aber liegt die Sache ganz anders. Wenn Parish dem Walkiers, als es mit diesem so stark bergab ging, noch ausgedehnten Kredit gewährte, war es offenbar nicht sein Hauptzweck, ihm eine Wohltat zu erweisen; denn zu dem Zwecke hätte er gewiß nicht seine Kreditgewährung derart ausgedehnt, daß sie ihm selbst unter Umständen sehr gefährlich werden konnte; vielmehr wollte er vor allem sich selbst einen werten Geschäftsfreund erhalten, an dessen Stern er noch glaubte; das ist es, was er später als seine eigene „imbecillity“ bezeichnete. Damit läßt es sich natürlich vollkommen vereinigen, daß er seinen Freunden oftmals wertvolle uneigennützige Dienste erwies; aber darin zu weit gehen soll allerdings kein guter Geschäftsmann.

Andererseits blieb es doch sichtlich nicht ohne Eindruck auf Parish, daß Walkiers seinerseits ein Geschäftsmann von selten vornehmer Gesinnung war, was wir auch aus anderen Quellen wissen. Walkiers stand in Paris mit dem Herzog von Orléans (Égalité) in reger Geschäftsverbindung. Als dessen Söhne während der Revolution im Auslande umherirrten, war Walkiers unter allen Agenten des Vaters — welcher letztere damals bereits auf dem Schafott geendet hatte — der einzige, der dem machtlosen Verbannten die Treue hielt: er bezahlte dem jungen Herzog Louis Philipp eine ansehnliche Monatsrente, die erst aufhörte, als er selbst 1796 in Vermögensverfall geriet.

Zu den bisher aufgeführten großen Geschäften Parish's kam nun noch hinzu dasjenige mit Nordamerika, das er jetzt fast ganz beherrschte. So verstehe ich wenigstens seine Worte: „To these were added, at this time, almost the whole of the American trade.“ Und dem entspricht es, daß er im Jahre 1793 zum ersten Konsul der Vereinigten Staaten in Hamburg ernannt wurde, welches Amt er bis 1796 bekleidete[1]). Es brachte ihn in Beziehung zu hervorragenden nordamerikanischen Staatsmännern, besonders zu Gouverneur Morris, einem der begabtesten Finanziers und Diplomaten der jungen Republik, der in den argen Jahren 1789—1794 sie in Paris vertrat und in den folgenden Jahren wiederholt monatelang in Parishs unmittelbarer Nähe, in Altona, wohnte, wo ihn hauptsächlich seine Liebe zu einer

[1]) Zeitschrift für Hamburger Geschichte, Bd. III, S. 455. Wegen des Folgenden vgl. Sparks, Life of Gouv. Morris (1838); Diary of letters of Gouv. Morris (1889). In Parish's Memoiren ist von diesen Beziehungen nicht die Rede.

schönen Emigrantin, der Gräfin Flahaut, festhielt. Im Jahre 1795 befand sich in deren Gesellschaft unerkannt der junge Herzog Louis Philipp von Orléans. Morris brachte beide vorübergehend in Nienstedten unter (aber offenbar nicht bei Parish), welche Zufluchtsstätte Louis Philipp indes bald verließ, um größere Reisen anzutreten.

Das Geschäftsgetriebe bei Parish & Co. wurde jetzt immer großartiger. Das Haus war auf der Höhe seines Weltrufes angelangt. Doch der Hauptleiter dieses Getriebes war ein kranker Mann: „Ich glich einer auf dem Rücken liegenden Schildkröte; nicht einmal umdrehen konnte ich mich und nur ganz mühsam mit dem Bleistift schreiben.“ Trotzdem traf er selbst alle für das Geschäft nötigen Geld-Dispositionen: „Wenn ich auch manche dicke Hilfsbücher besaß, mußte mein armer Kopf doch das Beste dabei tun, und wäre mein Kredit nicht fest wie ein Fels geblieben, so hätten wir wieder und wieder im Schlamm stecken bleiben müssen.“

Hier flicht Parish abermals eine jener kritischen, belehrenden Erörterungen ein, die den Wert seiner Erzählung so außerordentlich erhöhen:

Die immensen Konsignationen, die an mein Haus gerichtet wurden, bildeten in den Augen des Publikums die Hauptrechtfertigung für die Höhe meiner Verpflichtungen. Das war ein Trugschluß; denn meine ungedeckten Engagements überstiegen bei weitem den Wert der Waren, die ich in Händen hatte. Aber um diese Zeit begann ich, dem Beispiele meines reichen Freundes in Amsterdam (Hope) zu folgen, indem ich an der Börse, namentlich unseren Juden gegenüber, meine stete Bereitschaft bekundete, meine eigenen Accepte zu diskontieren, und zwar unter dem sonstigen Zinsfuße. Für diesen Zweck hatte ich auf meinem Bankkonto stets eine große Summe in Bereitschaft. Deshalb begannen unsere Juden, ihren auswärtigen Geschäftsfreunden die Wahl von Wechseln auf Parish & Co. zu empfehlen, ebenso eifrig, wie es die von Amsterdam hinsichtlich der Wechsel auf Hope & Co. zu tun gewohnt waren[1]). Das verschaffte unserem Hause großen Kredit in London, und Wechsel auf Parish & Co. bedangen regelmäßig um $1/8$% bessere Kurse als die auf andere Häuser.

Solche Mittel müssen Geschäftshäuser anwenden, um die Höhen des Lebens zu erklimmen. Ich habe nie gezaudert, kleine Opfer dieser Art zu bringen. Für den Kaufmann ist sein Kredit alles, und wer vor den Kosten einer solchen „Politur“ zurückschreckt, wird nie den höchsten Glanz erreichen.

In diesem Geschäftslärm, liebes Kind, befand sich dein Vater zu einer Zeit, als er mit einem Fuße bereits auf der Schwelle der Ewigkeit zu stehen schien. So faszinierend („delusive“) ist die Tätigkeit in einem erfolgreichen Unternehmen für den geborenen Geschäftsmann, der danach strebt, der Erste in seinem Berufe zu werden, daß alle meine Körperleiden selbst in dieser Zeit meine Geschäftsführung nicht beeinträchtigten.

In dieser Zeit erwies sich Möllers unermüdliche Tätigkeit als sehr wertvoll. Waren doch durchschnittlich in jeder Woche etwa 200 Briefe zu schreiben, von denen Parish nur den kleinsten Teil selbst erledigen konnte. Freilich beeiferte sich Möller in seinen Briefen, die Geschäftsfreunde mehr, als richtig war, zur Erteilung von Konsignationen anzustacheln, was Parish in seinen Erinnerungen als einen großen Fehler bezeichnete, da die Marktlage ohne

[1]) Offenbar eine Vorstufe des jetzigen börsenmäßigen Privat-Diskontverkehrs.

Verschleierung der etwaigen ungünstigen Momente geschildert werden müsse. Er mußte seinem Sozius indes diesen Teil der Geschäftsführung überlassen, und tatsächlich wurden durch Möllers Verfahren die Umsätze gewaltig vergrößert. Mit Stolz wies letzterer am Jahresende auf die dadurch erzielten Gewinne hin.

Im ganzen wurden während der ersten drei Jahre der Kompagnieschaft mit Möller (1790—92) volle 491000 Mark Banko verdient, ungerechnet einen großen Betrag, der Ende 1792 als Reserve für künftige Verluste beiseite gesetzt wurde. Das Geschäftskapital stieg in dieser Zeit nur von 321000 auf 543000 Mark; es muß also über die Hälfte jener Gewinne schon vor dem Ende des Jahres 1792 wieder verloren gegangen, verbraucht oder auf ältere Verluste abgeschrieben worden sein.

Gegen Schluß dieser Periode erlangte Parish seine volle Gesundheit wieder und übernahm aufs neue die ganze Leitung der Geschäfte. Ein Glück, daß er dazu im stande war, denn schon nahte abermals — mit dem Wiedererscheinen der Schicksalszahl „drei" (1793) — ein Sturm, der die volle Kraft des vielerfahrenen Mannes in Anspruch nahm.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Über die Bedeutung nationaler Seekabel.

Von

Dr. Richard Hennig.

(Schluß.)

V.

Wenn heute ein Krieg zwischen Deutschland und England ausbrechen sollte, würde es England keine sonderliche Mühe machen, die zwei bestehenden, größeren deutschen Kabel Emden-Horta-New York und Emden-Vigo, die es ja selbst verlegt hat, wieder aufzufinden und sie, falls es ihm der Mühe wert erscheint, zu zerschneiden. Beim Emden-Vigo-Kabel, das ausschließlich durch seinen direkten Anschluß an die großen englischen Überseekabel für uns Wert hat, würde eine solche Maßregel ohnehin nicht einmal erforderlich sein, denn das Kabel ist ohne die englischen Fortsetzungen ein zweckloser Torso. Also: unsere eigenen Kabel sind im Handumdrehen zerstört oder entwertet, die englischen Kabel bleiben uns natürlich verschlossen, und so würden wir denn nahezu von jeglichem Depeschenverkehr mit den überseeischen Ländern abgeschlossen und unser Gesichtskreis durch ein einziges Machtwort der englischen Regierung auf Europa beschränkt sein. Nur zwei Telegraphenlinien würden uns noch mit der übrigen nicht-europäischen Kulturwelt notdürftig in Konnex halten können, erstens die sibirische Landlinie mit den daran angeschlossenen Kabeln der „Großen Nordischen Telegraphengesellschaft" in Ostasien, die zwar dem Machtbereich der Engländer entzogen ist, aber doch viel langsamer und unzuverlässiger arbeitet als die nach Ostasien führenden, englischen Kabel; zweitens das eine direkte, französische Kabel Brest-New York (das zweite französische Kabel über den Atlantischen Ozean landet in St. Pierre, nahe dem englischen Neufundland, zählt also im Kriegsfall überhaupt kaum mit). Aber auch diese neutralen Linien würden schwerlich ausreichen, um uns einen Telegrammverkehr mit Amerika zu ermöglichen, denn ihre Lage ist England bekannt, und wenn auch im Falle eines Krieges zwischen Deutschland und England die französischen Kabel nicht einfach das sichere Los des deutschen teilen würden, aufgefischt und zerschnitten zu werden, so müßte es doch schon sehr merkwürdig zugehen,

wenn sie nicht bald nach der Zerstörung des deutschen Kabels „zufällig“ durch schleppende Anker britischer Schiffe beschädigt und für längere Zeit unbrauchbar gemacht würden. An irgend welchen telegraphischen Verkehr mit Afrika, Australien und unseren Interessensphären in der Südsee wäre natürlich überhaupt nicht zu denken. Nicht einmal der schwache Trost, daß wir vielleicht Gleiches mit Gleichem vergelten können, kann uns bleiben. Schon das Auffinden der feindlichen Kabel, deren Lage uns unbekannt ist, würde für uns ungleich schwieriger sein als für England, das genaue Aufzeichnungen darüber besitzt, wo es unsere Kabel zu finden hat[1]). Und abgesehen davon — wie sollte das Durchschneiden einiger englischer Kabel, selbst wenn es unseren Kriegsschiffen wirklich hier und da zufällig einmal glücken sollte, in Anbetracht der ungeheueren Ausdehnung des englischen Kabelnetzes im stande sein, die überseeischen Verbindungen des Gegners in auch nur einigermaßen fühlbarer Weise zu stören?

Nun male man sich die Situation aus, in die wir schon vierundzwanzig Stunden nach Ausbruch eines Krieges mit England geraten sein können! England im vollen Besitz all seiner Kabelverbindungen, wir ohne jeden Konnex mit anderen Ländern als mit Europa und allenfalls einigen Teilen von Asien! Die Konsequenzen, die sich dann für uns ergeben würden, sind völlig unübersehbar.

Wenn England es darauf anlegt, können wir unsere meisten Kolonien und unsere auswärtigen Schiffe nicht einmal von dem bloßen Zustand des Krieges telegraphisch benachrichtigen, geschweige ihnen irgend welche Verhaltungsmaßregeln und Befehle zukommen lassen. Englands Marine kann mit unseren Kolonien, mit unserer Kriegs- und Handelsflotte weit draußen auf dem Weltmeer und an fernen Küsten nach Belieben umspringen, wir erfahren nicht einmal, was vorgeht — es sei denn, nach Wochen und Monaten durch briefliche Nachrichten —, während die englische Regierung über die geringfügigsten Vorgänge in fernsten Gegenden sich jederzeit orientieren kann. Man wird zugeben müssen: es würde ein Kampf sein mit allzu ungleichen Waffen! Und was uns widerfahren kann, würde jeden anderen europäischen Staat, der das Unglück haben sollte, heut mit England in Krieg zu geraten, in ähnlicher Weise treffen; Frankreich würde genau ebenso ungünstig gestellt sein wie wir, und unter den kontinentalen Großmächten Europas kann nur Rußland, dessen politische und merkantile Interessensphären nirgends durch Meere vom Mutterlande getrennt sind, mit Gleichmut der Entwicklung der Dinge und einem künftigen Kriege mit England entgegensehen.

Vor knapp hundert Jahren noch war es dem ersten Napoleon möglich, durch Sperrung der kontinentalen Häfen für britische Schiffe, Englands Lebenskern

---

[1]) Es mag hier hervorgehoben werden, daß im spanisch-amerikanischen Kriege 1898 die Vereinigten Staaten vergeblich versucht haben, die dem Feinde dienenden englischen Kabel aufzufinden und zu zerschneiden, während die Zerstörung der nach Kuba führenden amerikanischen Kabel, deren Lage ihnen bekannt war, keine Schwierigkeiten machte. Es ist daraus zu ersehen, wie sehr die Kenntnis der Lage eines Kabels die Auffindung erleichtert und wie wenig aussichtsvoll das Aufsuchen eines der Lage nach nicht genau bekannten Kabels ist.

zu bedrohen; damals war Europa noch „die Welt“, und eine konsequent durchgeführte Unterbindung der Handelsbeziehungen zu den europäischen Staaten hätte den wirtschaftlichen Ruin eines auf Handel und Verkehr angewiesenen Volkes bedeutet. — Heutzutage ist es nahezu umgekehrt. Mehr und mehr hat sich der Schwerpunkt der nationalen Interessen der führenden Völker Europas aufs Wasser und in fremde Kontinente verlegt, ungeheuere Kapitalien sind in ausländischen Unternehmungen engagiert, wichtige politische und strategische Interessen sind den Pfaden des Kaufmanns und dem Siegeszuge der Kultur in alle Länder gefolgt. Und alle diese großen Errungenschaften können uns durch eine einzige Maßregel gefährdet und zerstört werden! Ein britischer Federstrich — und eine Deroute ist da, wie sie noch keines Volkes Geschichte je gesehen hat, eine nahezu völlige „Kontinentalsperre“, im entgegengesetzten Sinne, wie sie der große Korse von Berlin aus am 21. November 1806 dekretierte, dafür aber nur noch viel einschneidender und gefährlicher.

Von allerhöchster Stelle fiel dereinst das Wort, daß eine starke deutsche Flotte uns bitter not tue, und was in kurzer Zeit geschehen konnte, um unsere Kriegsflotte nach Möglichkeit zu vergrößern und zu vervollkommnen, ist seither redlich getan worden. Aber auch ihre größte Vermehrung und Vervollkommnung kann uns nichts nützen, solange wir nicht unabhängige, zuverlässig arbeitende Kabelverbindungen haben. Sehr richtig bemerkt der französische Gesetzentwurf zur Schaffung nationaler Kabel vom November 1900, daß England seine weltbeherrschende Machtstellung mehr seinen Kabeln verdanke als seiner Marine, und eine britische Autorität hat einmal den Gedanken ausgesprochen, daß der Besitz eigener Kabel den Wert einer Schlachtflotte verdoppele. Was nützt die herrlichste, kriegstüchtigste Flotte, wenn es unmöglich ist, sie zu dirigieren und am rechten Ort zur rechten Zeit auszuspielen, wenn die Nervenbahnen durchschnitten sind, welche den Gliedern des Organismus die Befehle des Gehirns, der obersten Zentralleitung übermitteln sollen?

Es wäre eine überaus dankbare Aufgabe für den „Deutschen Flottenverein“, wenn er der Kabelfrage mehr Interesse widmen und mehr Fürsorge zuwenden wollte, als bisher, zumal er sich dann nicht nur für den allem Anschein nach noch in weiter Ferne liegenden Fall eines Krieges, sondern auch um unsere friedlichen Handelsinteressen verdient machen würde. Tatsächlich hat der Zweigverein des „Deutschen Flottenvereins“ zu Alexandria in seiner am 19. Dezember 1899 abgehaltenen Hauptversammlung einstimmig den Beschluß gefaßt, die Zentralstelle des Vereins zu ersuchen, von den Vereinsbeiträgen nicht, wie beabsichtigt, ein deutsches Kriegsschiff zu bauen, sondern sie zur Schaffung eines deutschen Kabels zu verwenden. Von einem praktischen Erfolg dieses sehr verständigen und einsichtsvollen Beschlusses hat man jedoch nie etwas gehört.

VI.

Sind wir denn nun aber überhaupt imstande, uns ein national-deutsches Kabelnetz zu schaffen, das allen Ansprüchen genügt und in Krieg und Frieden zuverlässig seine Aufgabe erfüllt? Nehmen wir an, es ließen sich wirklich in Deutschland allein die ungeheuer großen Kapitalien flüssig machen, die zur

Herstellung und Instandhaltung direkter Kabelverbindungen zwischen dem Mutterland und seinen wichtigsten überseeischen Interessensphären erforderlich wären, würde es uns selbst dann möglich sein, uns von fremder Kontrolle frei zu machen, fremde Hilfe bei der Herstellung der Kabellinien zu vermeiden? Nach allem, was oben gesagt wurde, läßt sich diese Frage leider nur ziemlich uneingeschränkt mit Nein beantworten. Wir können zwar die bestimmte Hoffnung hegen, daß wir fortan Seekabel von beliebiger Länge im eigenen Lande werden fabrizieren und mit eigenen Kabeldampfern werden verlegen können; wir würden uns auch bei den für uns wichtigsten Linien, etwa nach Afrika, Südamerika oder Ostasien, über die günstige Verzinsung des Anlagekapitals ebensowenig irgend welchen Zweifeln hingeben brauchen, wie bei unserem transatlantischen Kabel, denn 7—8 Prozent Dividende stellen bei den englischen Kabelgesellschaften die Regel dar (die „Große Nordische Telegraphengesellschaft" zahlt sogar 12 Prozent, und der französische Kolonialminister hat seiner Zeit festgestellt, daß die englischen Kabelgesellschaften aus mehr als einer Milliarde Francs, die sie in ihren Unternehmungen bereits angelegt haben, über 100 Millionen Francs an jährlichen Einnahmen beziehen [1]). Werden doch an 20 000 Telegramme alltäglich allein auf den Seekabeln der Erde befördert! [2])

Aber dennoch werden wir nie zur Herstellung eines ganz unabhängigen deutschen Kabelnetzes gelangen, da wir, wie bereits gesagt wurde, gezwungen sind, überall auf Erden für unsere größeren Kabellinien fremder Herren Länder anzulaufen und unsere Zwischenstationen, wie beim transatlantischen Kabel, auf nicht-deutschem Gebiet anzulegen, ganz der Tatsache zu geschweigen, daß auch das Ende der für unsere Handelsbeziehungen wichtigsten Kabellinien meist auf nicht-deutschem Boden verlegt werden müßte.

Ließe sich auch dieser Übelstand noch ertragen, da er eben von vornherein unvermeidlich ist und uns die natürlichen Vorteile stets versagt sein werden, welche die unvergleichlich günstige Verteilung des englischen Kolonialbesitzes mit sich bringt, so wird doch die Situation noch heikler durch die gleichfalls schon hervorgehobene Tatsache, daß fast an allen Orten, die als natürliche Kabelstützpunkte sich von selbst darbieten, das ausschließliche Kabellandungsrecht bereits von englischen Unternehmern vorweggenommen ist. Wir haben gesehen, wie an diesem gar nicht wieder einzuholenden Vorrecht Englands

---

[1]) Wer sich für die voraussichtliche Rentabilität der geplanten Kabellinien speziell interessiert und einen genaueren Einblick in die gewaltigen finanziellen Ergebnisse der englischen Kabelgesellschaften zu tun wünscht, der lese das schon erwähnte, vortreffliche Büchlein von Dr. Thomas Lenschau, „Deutsche Kabellinien", welches die pekuniäre Seite der Frage besonders eingehend und mit umfassender Sachkenntnis behandelt.

[2]) Rechnet man die Telegraphen-Landlinien zu den Seekabeln hinzu, so beträgt heute die Länge aller Kabelleitungen, welche, um mit Du Bois-Reymond zu reden, „mit dem Blitze schreiben", nicht weniger als 1 180 000 Seemeilen, die Länge der einzelnen Telegraphenadern gar 3 800 000 Seemeilen, die Zahl der jährlich beförderten Telegramme 400 Millionen, der täglich beförderten also über 1 Million, und die Summe aller in Telegraphenanlagen engagierten Kapitalien beläuft sich auf circa 2½ Milliarden Mark. — Ein Bild von der Entwicklung einer noch nicht siebzig Jahre alten Erfindung im Zeitalter der Naturwissenschaften und im Zeichen des Verkehrs!

schon die Verlegung des deutsch-amerikanischen Kabels nahezu gescheitert wäre, die schließlich nur durch den zufälligen Umstand ermöglicht wurde, daß das Landungsrecht auf den Azoren einer anderen englischen Kabelgesellschaft gehörte als derjenigen, welcher das geplante deutsche Kabel Konkurrenz zu machen drohte. Wir würden vermutlich bei fast allen anderen großen Kabellinien auf ähnliche Schwierigkeiten stoßen, und wenn deren Überwindung sich etwa überall nur durch die Konzession erreichen ließe, daß das deutsche Kabel von Engländern fabriziert und verlegt wird, so täten wir besser daran, auf die gewünschten nationalen Kabel ganz zu verzichten und unser Geld zu sparen, denn ein von Engländern verlegtes „deutsches“ Kabel mag im Frieden seinen Zweck erfüllen — strategisch ist es nicht anders zu bewerten als irgend ein national-englisches Kabel, über dessen Wohl und Wehe in London die Entscheidung fällt.

Die Herstellung eines von jedem fremden Einfluß freien, national-deutschen Kabelnetzes ist also, wie die Dinge liegen, in jedem Fall unausführbar. Für unsere Bedürfnisse würde es aber schon vollauf genügen, wenn nur *neben* dem englischen Weltkabelnetz noch ein *nicht*-englisches vorhanden wäre, dessen einzelne Bestandteile den verschiedensten Nationen angehören mögen, wenn nur die Engländer nirgends die Möglichkeit haben, seine Tätigkeit durch irgend einen unschwierigen Gewaltakt gleich völlig aufzuheben.

Was wir Deutschen wünschen und erstreben, die anderen europäischen Völker ersehnen es nicht minder: *das unabhängige, nicht-englische Kabelnetz ist für alle europäischen Nationen, die im Ausland einen regen Handel treiben oder überseeische Kolonien besitzen, ein Bedürfnis von eminenter Wichtigkeit.* An seiner Herstellung hat Frankreich neben Deutschland das weitaus größte Interesse, aber auch die kleineren europäischen Kolonialmächte, Holland, Dänemark, Spanien, Portugal und Italien, vielleicht auch Österreich-Ungarn und die skandinavischen Reiche, würden sein Zustandekommen mit Freude begrüßen und gewiß auch tatkräftig unterstützen, wo sie dazu imstande sind.

VII.

Wie wäre es nun, wenn wir uns zur Durchführung unserer Kabelprojekte mit den jeweilig am meisten daran interessierten Nationen zusammentäten und mit vereinten Kräften zu erreichen suchten, was das Vermögen des einzelnen übersteigt? Anfänge zu derartigen Koalitionen sind neuerdings schon gemacht worden. Am 10. Juni 1902 wurde ein deutsch-holländisches Kabelabkommen ratifiziert, das unsere gemeinsamen Interessen an der Eingangspforte zum Stillen Meer regelt. Die wertvollen holländischen Kolonien in Hinterindien und die in deutschem Besitz befindlichen Inselgruppen im südwestlichen Teil des Pacifischen Ozeans sollen durch ein von Deutschland und Holland gemeinsam zu verlegendes Seekabel an das große transpacifische Kabel der Vereinigten Staaten Anschluß finden. Beiden Staaten wird alsdann auf dem Wege über Nordamerika ein gesicherter telegraphischer Verkehr mit den genannten Kolonien durch nichtenglische Kabel ermöglicht, — d. h. zunächst nur

solange, als die transatlantischen nicht-englischen Kabel nicht in einem etwaigen Kriege gegen England zerstört worden sind. Doch wird nach Verlegung des zweiten deutschen transatlantischen Kabels, dessen Lage den Engländern nicht bekannt sein wird, die Gefahr einer Unterbrechung der telegraphischen Verbindung sehr beträchtlich verringert sein, ja, sogar fast verschwinden.

Das deutsch-holländische Kabel wird von einer eigenen, deutsch-holländischen Gesellschaft verlegt und betrieben werden, die ihren Sitz in Köln hat. Es soll ausgehen von Menado auf der Nordspitze von Celebes, von wo es zunächst zu den seit 1899 deutschen Palauinseln geführt werden wird, um von dort über Yap nach Guam, der isolierten amerikanischen Insel in der Ladronengruppe, geführt zu werden, welche, wie bereits mitgeteilt, zu einem der Stützpunkte für das transpacifische Kabel der Vereinigten Staaten designiert ist. Auf diese Weise kann das deutsch-holländische Kabel via Franzisko, New York und Horta, unter Umgehung aller britischen Kabel, telegraphische Verbindung mit dem europäischen Kontinent und den Mutterländern erhalten. Da es aber auf alle Fälle gut erscheint, daß man sich nicht nur einen Weg offen hält, so wird die deutsch-holländische Telegraphengesellschaft ein weiteres Abzweigkabel von den Palauinseln nach Shanghai führen, von wo man durch die Kabel der „Großen Nordischen Telegraphengesellschaft" mit Wladiwostok und durch die von dort ausgehende sibirische Überlandlinie ebenfalls mit der europäischen Heimat verbunden sein wird, sicher vor allen englischen Eingriffen.

Celebes ist bereits jetzt durch holländische — allerdings von Engländern verlegte — Kabel mit Borneo, Java und Sumatra verbunden. Es ist möglich, daß die deutsch-holländische Kabelgesellschaft künftig auch noch ein Kabel zwischen Sumatra und Deutsch-Ostafrika verlegt — vielleicht unter Hinzuziehung französischer Interessengruppen — doch ist die Verwirklichung dieses Planes für den Augenblick ohne praktische Bedeutung.

Aber auch Frankreich rüstet sich, einem Teil seiner Besitzungen im Stillen Meer durch nationale Kabel einen Anschluß an das amerikanische Pacific-Kabel und dadurch, zu der schon bestehenden Verbindung über Amoy-Wladiwostok-Sibirien, eine zweite, von England unabhängige Telegraphenverbindung mit dem Mutterland zu schaffen. So sehen wir also hier, auf der anderen Seite der Erde, ein rüstiges Streben der verschiedensten Völker, durch gemeinsame Anstrengung und Unterstützung das englische Kabelmonopol zu durchbrechen.

VIII.

Wenn wir nun von Ostasien und dem Pacifischen Meer unsere Blicke auf Afrika richten, so liegen hier die Verhältnisse entschieden ungünstiger. Afrika ist ja heute in fast allen seinen wichtigsten Teilen nichts Anderes als eine einzige, riesige englische Kolonie! Die deutschen, französischen und sonstigen wichtigeren nicht-englischen Gebietssphären im schwarzen Erdteile liegen versprengt, wie Enklaven, in britisches Territorium eingezwängt, welches außerdem überall an Bedeutung für Handel, Verkehr und Politik die anderen Besitzungen weit überragt.

Für die Herstellung eines national-deutschen, jedem fremden Einfluß entzogenen Kabels würde sich überhaupt nur eine einzige Möglichkeit darbieten: es müßte eine Verbindung zwischen unserer Azorenstation mit Togo geschaffen werden, von wo eine Fortsetzung nach Kamerun und weiterhin nach Swakopmund geschaffen werden müßte. Ob freilich ein solches Kabel angesichts der vorhandenen englischen und der geplanten französischen Konkurrenzkabel sich rentieren würde, ist mehr als zweifelhaft, und obendrein bietet sich dadurch auch noch keine Möglichkeit, gerade die wichtigste von unseren afrikanischen Kolonien, Deutsch-Ostafrika, die Vorteile des national-deutschen Kabels genießen zu lassen, falls man das Kabel nicht etwa von Swakopmund aus noch bis dorthin verlängern will, indem man es in weitem Bogen[1]) um Südafrika herumführt. Doch wäre die Ausführung derartiger Pläne ein finanziell überaus gewagtes Unternehmen, da der Kabelverkehr mit den deutschen Schutzländern in Afrika allein schwerlich groß genug sein würde, um die Verlegung derartiger Kabel zu rechtfertigen und eine Rentierung des Unternehmens zu ermöglichen.

Aber es ist, wie gesagt, auch gar nicht unbedingt erforderlich, daß wir uns ein national-deutsches Kabelnetz schaffen, das ohnehin nur Stückwerk bleiben und nur einer engbegrenzten Ausgestaltung fähig sein könnte. Begnügen wir uns auch hier mit nicht-englischen Kabeln und untersuchen wir, mit welchen europäischen Staaten wir zusammen vorgehen könnten, um unsere gemeinsamen europäischen Interessen England gegenüber zu wahren.

Da zeigt sich uns denn sogleich Frankreich als natürlicher Bundesgenosse. Seine Interessen im Kabelverkehr mit Afrika sind als geradezu identisch mit unseren eigenen zu bezeichnen. Schon die Lage von Madagaskar, Frz.-Kongo, Dahomey und Frz.-Sudan ähnelt der unserer ost- und westafrikanischen Kolonien, Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun und Togo, auffallend, und ein Blick auf die Karte zeigt, wie national-deutsche und national-französische Kabel nach Afrika auf dem größten Teil der Strecke genau denselben Weg verfolgen müßten.

Es könnten hier und da Bedenken auftauchen gegen eine so enge Koalition zwischen den alten „Erbfeinden" Deutschland und Frankreich. Aber abgesehen davon, daß die Idee einer Kabelkoalition zwischen beiden Staaten in Frankreich selbst entstanden ist (Leroy-Beaulieu), bieten die Interessen beider Länder jenseits der Meere nirgends auch nur die kleinste Reibungsfläche, sie sind vielmehr England gegenüber so vollkommen kongruent, daß irgend ein in gemeinsamem Besitz beider Staaten befindliches Kabel selbst im Falle eines Krieges zwischen ihnen kaum geschädigt werden dürfte, sondern neutral bleiben müßte, da seine absolute Intaktheit für beide Länder ein gleich

[1]) Der Bogen müßte sogar außerordentlich weit sein, denn das Meer ist im Süden von Afrika auf große Entfernungen ungewöhnlich flach, so daß eine Auffischung des Kabels durch die Engländer im Kriegsfall — zumal in Anbetracht der Nähe von Kapstadt — unter Umständen keine schwere Aufgabe sein würde. — Es sei bemerkt, daß auch die Engländer in diesen Meeren wegen der schwierigen Bodenbeschaffenheit und der gefährlichen Meeresströmungen keine Kabel verlegt haben: die Verbindung zwischen den in Kapstadt und den in Durban landenden Seekabelenden wird vielmehr durch Landlinien bewerkstelligt.

dringendes Erfordernis wäre und von jeder Schädigung oder Störung des Kabels der eine Staat ebenso fühlbar betroffen werden würde wie der andere. Im übrigen ist die heutige politische Konstellation eine solche, daß das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich viel von seiner früheren Gespanntheit verloren hat, und der gemeinsame Besitz einer oder mehrerer Überseekabellinien könnte die jetzigen, guten Beziehungen nur noch weiter verbessern und festigen.

Französische Autoritäten haben einen Plan entworfen, welcher eine von britischem Einfluß freie Kabelverbindung speziell mit Ostafrika vorsieht und auch Deutschlands lebhafte Beachtung finden muß. Sie wollen Diego Suarez auf Madagaskar zunächst verbinden mit Dschebuti, einer kleinen französischen Besitzung gegenüber Aden, und von dort das Kabel unter Vermeidung von Ägypten und Suez weiterführen nach Akabah auf der östlichen Sinaihalbinsel; von hier müßte dann ein Anschluß an die türkischen Landkabel und durch diese die Verbindung mit der Heimat vermittels Landlinien gewonnen werden. Für Deutschland würde zur Verbindung mit Ostafrika die gleiche Linie in Betracht kommen können; es käme für uns lediglich darauf an, Dschebuti mit Ostafrika statt mit Madagaskar zu verbinden. Die Kosten einer solchen unabhängigen Verbindung mit Ostafrika bezw. Madagaskar berechnet Leroy-Beaulieu auf rund 45 Millionen Frcs. Für einen einzelnen Staat wäre diese einmalige Ausgabe immerhin recht fühlbar; tun sich dagegen zwei zusammen, so sind nicht nur die Kosten bedeutend verringert, sondern es ist vor allem auch ein bedeutend höherer Nutzen von vornherein garantiert.

Allerdings sind gegen den Plan, so reizvoll er ist, gewisse Bedenken sehr gewichtiger Art zu erheben, die es doch empfehlenswert machen, daß man ihn zu Gunsten anderer Projekte fallen läßt. Bedenklich ist zunächst die unvermeidliche Benutzung der sehr unzuverlässigen türkischen Landlinien, welche den Depeschenverkehr in Friedenszeiten doch wohl zumeist den unverhältnismäßig viel sichereren englischen Kabeln zuwenden dürfte, so daß die Rentabilität der Linie von vornherein ernstlich in Frage gestellt sein würde. Noch weit bedenklicher aber ist die Tatsache, daß das Kabel in jedem Fall durch die enge und seichte Meeresstraße von Aden verlegt werden müßte, wodurch seine Auffindung und Zerstörung im Kriegsfall, in Anbetracht der Nähe des britischen Aden, allzu sehr erleichtert würde.

Also im Frieden unzuverlässig und unrentabel, im Kriege mit England leicht zerstörbar und daher strategisch wertlos — da dürfte es doch angebracht sein, sich nach anderen Wegen umzusehen, auf denen das gleiche Ziel erreicht werden kann! —

Es wurde schon erwähnt, daß Frankreich neuerdings beabsichtigt, ein Kabel von Brest nach Dakar am Kap Verde in Senegambien zu verlegen. Wegen der großen Meerestiefen, in welche dieses Kabel zu liegen kommen wird, kann es auch im Kriege als nahezu gesichert gelten — vorausgesetzt natürlich, daß die Verlegung durch einen französischen Kabeldampfer erfolgt. Frankreich ist zwar zur Zeit in Bezug auf Kabeldampfer ebenso gestellt, wie Deutschland bisher: die größte französische Kabelgesellschaft, die „Société Industrielle des Téléphones", deren Werkstätten sich in Bezons und Calais befinden, besitzt

gegenwärtig nur einen Kabeldampfer von kleineren Dimensionen, den „Arago", von 3406 Tonnen Inhalt, der nicht mehr als höchstens 1315 Seemeilen Seekabel aufzunehmen vermag und daher das 2415 Seemeilen lange Kabel Brest-Dakar nicht verlegen könnte. Doch hegt die Gesellschaft die Absicht, jetzt, wo mit der Bestellung auf Lieferung und Verlegung des genannten Kabels größere Ansprüche an sie herangetreten sind, auch einen leistungsfähigeren Kabeldampfer von 5—6000 Tonnen bauen zu lassen, der allen Anforderungen gewachsen sein dürfte.

Mit der gesicherten Erreichung von Dakar ist jedoch nur der erste Schritt getan, da die weitere telegraphische Verbindung über Dakar bezw. St. Louis hinaus gegenwärtig ausschließlich durch englische Kabel ermöglicht wird. Hier wäre nun der Punkt gegeben, wo eine deutsch-französische Kabelkoalition einsetzen könnte, um mit vereinter Kraft eine Verlängerung des Kabels Brest-Dakar zu schaffen. Von Senegambien bis Frz.-Kongo wären verschiedene, kurze Kabel oder einige mit kürzeren Zweigkabeln kombinierte längere Kabel zu verlegen, welche alle dazwischen liegenden deutschen und französischen Kolonien anlaufen könnten, die Elfenbeinküste, Togo, Dahomey, Kamerun, Frz.-Kongo, und von dort entweder durch ein rein deutsches oder ein deutsch-französisches Kabel bis Swakopmund in Deutsch-Südwestafrika verlängert werden könnte. Zwischen den meisten der genannten Kolonien ließen sich auch unschwer billigere Telegraphenverbindungen durch Landlinien (Luftleitungen) schaffen, ohne britisches Gebiet zu berühren. Schon heute erstreckt sich ein umfangreiches Netz von Landtelegraphen von St. Louis aus weit ins französische Hinterland hinein.

Sollte die französische Regierung abgeneigt sein, sich auf eine Koalition mit Deutschland einzulassen und es vorziehen, auf eigene Kosten von Dakar aus die erforderlichen Kabel oder Landleitungen nach den anderen französischen Kolonien in Westafrika herzustellen, so würde Deutschlands Aufgabe lediglich darin bestehen, an diese französischen Kabel Anschluß zu suchen und die wenig kostspieligen Telegraphenverbindungen (Kabel oder Landleitungen) zwischen den unmittelbar benachbarten Ländern Togo und Dahomey bezw. Kamerun und Frz.-Kongo herzustellen. Wir würden auch dann mit verhältnismäßig sehr wenig Kosten erreichen, daß uns nach Westafrika zwei völlig verschiedene Kabelverbindungen, eine englische und eine französische, zur Verfügung stehen, deren eine uns im Falle eines Krieges mit England oder mit Frankreich sicher immer zugänglich bleiben würde. Außerdem müßten wir von Kamerun oder von Libreville in Französisch-Kongo nach Deutsch-Südwestafrika (Swakopmund) ein etwas längeres Kabel verlegen, dessen Kosten aber nicht übermäßig hoch sein würden.

In jedem Falle also eröffnet sich mit dem Entschluß Frankreichs, das Kabel Brest-Dakar zu verlegen, für Deutschland die Möglichkeit, mit seinen Besitzungen in Westafrika durch nichtenglische Kabel auf sichere und zweifellos auch pekuniär rentable Weise verkehren zu können, gleichviel, ob Frankreich sich einer Koalition geneigt zeigt oder nicht. Eine Entscheidung, ob ein gemeinsames Vorgehen beider Staaten empfehlenswerter ist oder ein gesondertes, kann nur durch eine Summe von komplizierten politischen und ökonomischen

Erwägungen herbeigeführt werden, über deren Tragweite ausschließlich den unmittelbar beteiligten Regierungen ein maßgebendes Urteil zusteht[1]).

Es ist aber auch möglich, die von England unabhängige Verbindung mit Westafrika zum Ausgangspunkte für weiterblickende Kabelprojekte zu machen, zu deren Verwirklichung ein gemeinsames Vorgehen Frankreichs und Deutschlands zweifellos in jeder Beziehung beiden Staaten die meisten Vorteile bieten würde. Ostafrika ist das Ziel, dessen Erreichung vermittels nicht-englischer Kabel mit Verwirklichung der westafrikanischen Kabeltracen für uns in den Bereich der Möglichkeit rückt.

Um Ostafrika durch eigene nationale Seekabel zu erreichen, wo Deutsch-Ostafrika und Madagaskar Hauptanziehungspunkte für Deutschlands bezw. Frankreichs koloniale Interessen bilden, würden beide Staaten ausschließlich darauf angewiesen sein, von Westafrika aus in weitem Bogen um Südafrika herum ihre Kabel zu verlegen. Ein Kabel Französisch-Kongo—Madagaskar würde auf den größten Teil seines Verlaufs zusammenfallen mit einem Kabel Deutsch-Südwestafrika—Deutsch-Ostafrika. Der Gedanke, hier gemeinsam ein Kabel zu verlegen, um so die recht beträchtlichen Kosten zu teilen, liegt also an und für sich recht nahe: es könnte von Swakopmund nach Madagaskar verlaufen und von dort nach einem geeigneten Küstenort in Deutsch-Ostafrika weitergeführt werden, z. B. nach Dar-es-Salaam oder Lindi.

Doch auch gegen die Verwirklichung dieses scheinbar so vielversprechenden Planes erheben sich schwere Bedenken. Es ist nämlich vollkommen ausgeschlossen, daß ein solches Kabel sich rentieren würde: es würde lediglich strategischen Wert besitzen im Kriege eines der beteiligten Staaten gegen England. Denn es leuchtet ein, daß ein Telegramm von Deutschland oder Frankreich über West- und Südafrika nach Ostafrika nicht zu denselben Sätzen befördert werden könnte wie auf den durchs Rote Meer verlaufenden direkten britischen Kabellinien zwischen Europa und Ostafrika. Es wird also in Friedenszeiten keinem Menschen einfallen, andere als die billigeren britischen Kabel zu benutzen, und die Benutzung der teureren deutsch-französischen Kabel würde sich fast ganz auf die Beförderung vereinzelter, wichtiger Regierungsdepeschen beschränken.

So scheitert also der Plan eines deutsch-französischen Kabels durchs Rote Meer daran, daß es im Kriege zu leicht zerstört werden kann, und das Projekt des deutsch-französischen Kabels um Südafrika herum wird hinfällig durch seine Entbehrlichkeit und Unbrauchbarkeit in Friedenszeiten; das eine Kabel ist zu verwerfen, weil es nur im Frieden, das andere, weil es nur im Kriege seinen Zweck erfüllen könnte, und erst beide zusammen würden — vielleicht! — allen Ansprüchen Deutschlands und Frankreichs genügen können. Aber wer möchte den beiden Staaten raten, um ein solches „Vielleicht" 80 oder 100 Millionen Mark ins Meer zu versenken? — Denn so viel würde ein Kabelring um ganz Afrika vermutlich kosten.

---

[1]) Frankreich hat neuerdings Schritte getan, um eine Reihe von kürzeren, englischen Kabeln in Westafrika (Dakar-Konakri, Grand Bassam-Kotonu, Kotonu-St. Thomé-Libreville) anzukaufen; die französische Regierung scheint also zunächst allein vorgehen zu wollen.

Dennoch braucht man noch nicht völlig die Hoffnung aufzugeben, daß Deutschland und Frankreich dereinst doch noch eine in Krieg und Frieden gleich brauchbare, zuverlässige und obendrein rentable, eigene telegraphische Verbindung mit ihren ostafrikanischen Kolonien erhalten können, allerdings auf einem etwas ungewöhnlichen Wege, auf den man so leicht nicht verfallen dürfte: nämlich quer durch Afrika hindurch von West- nach Ostafrika.

Die Herstellung einer telegraphischen Überland-Luftlinie, welche von Deutsch-Ostafrika zunächst zum Tanganyika läuft und dort Anschluß an die bestehenden belgischen Landlinien des neutralen Kongostaates findet, ist ohnehin nur eine Frage der Zeit, denn schon dringen die Telegraphenleitungen von Osten bis Mpwapwa, von Westen sogar etwa 2000 km weit kongoaufwärts ins Innere vor. Damit bietet sich aber für Deutschland wie für Frankreich die willkommene Möglichkeit, nach Fertigstellung der Kabelverbindung mit Westafrika ohne große Schwierigkeiten auch nach ihren ostafrikanischen Interessensphären eine sichere, von englischem Einfluß freie Telegraphenlinie zu erhalten. Es wäre dazu nur nötig, das französische Kabelnetz von Französisch-Kongo durch ein Seekabel oder eine Landlinie an die transafrikanische Landlinie im nahe benachbarten Kongostaat anzuschließen und weiterhin ein Kabel von Deutsch-Ostafrika, etwa von Dar-es-Salaam oder Lindi, nach Madagaskar zu führen. Auf diese Weise würde zwar nirgends eine beiden Staaten gemeinsam gehörende Telegraphenverbindung unbedingt erforderlich werden, aber dennoch sind Deutschland wie Frankreich eng aufeinander angewiesen, denn Deutschland kann seine sämtlichen afrikanischen Kolonien auf nicht-englischem Wege nur mit Hilfe des französischen Kabels Brest-Dakar erreichen, und Frankreich ist für die von England freie Verbindung mit Madagaskar notwendig auf die deutschen Landlinien in Ostafrika angewiesen. Die unvermeidliche, streckenweise Benutzung der sicher neutralen Telegraphenlinien des Kongostaats kann zu Bedenken keinerlei Anlaß geben.

Ganz abgesehen davon, daß die Ausführung der transafrikanischen Landlinie ohnehin als nahezu beschlossene Sache gelten kann, würde dieses Projekt auch sonst unbedingt empfehlenswert sein, weil es überhaupt die einzige Möglichkeit bietet, eine Verbindung mit Ostafrika zu schaffen, die Englands Machtbereich vollständig entzogen und obendrein rentabel ist. Denn die Herstellung solcher Landlinien ist bedeutend billiger als die Verlegung von Seekabeln; die Telegrammkosten könnten daher in verhältnismäßig niedrigen Grenzen gehalten, und eine Konkurrenz mit den englischen Seekabellinien nach Ostafrika würde sicher ermöglicht werden. Wenn auch die laufenden Betriebskosten einer Landlinie wesentlich erhöht sind, so kann doch diese relativ geringfügige Mehrausgabe im Vergleich mit den genannten, sehr bedeutenden Ersparnissen bei der Anlage und vor allem in Anbetracht des unvergleichlich hohen politisch-strategischen Wertes der genannten Verbindung unmöglich ein Hindernis für die Ausführung bilden. Und die großen Schwierigkeiten, welche zweifellos mit dem Betriebe von ausgedehnten Landlinien in tropischen Gegenden verbunden sind, können keinesfalls unüberwindlich sein. Dies beweisen zur Genüge die 8000 km Landtelegraphenleitungen, welche allein Frankreich bereits

jetzt auf afrikanischem Boden besitzt; dies beweist in noch höherem Maße die der Verwirklichung entgegenreifende, gewaltige Idee des Cecil Rhodes, eine Landtelegraphenlinie Kairo-Kapstadt herzustellen, deren Ausführung freilich neuerdings, nach dem Tode ihres Urhebers, ins Stocken zu geraten scheint, nachdem neunjährige Arbeit die Herstellung von Norden bis Faschoda, von Süden bis Udjidji gefördert hat. Auch der kühne, französische Plan, eine transsaharische Landlinie quer durch die Wüste von Algier nach Senegambien zu bauen, dessen Ausführung in Frankreich ebenso als nationale Ehrensache aufgefaßt wird wie die geplante transsaharische Eisenbahn, beweist zur Genüge, daß die Schrecken des schwarzen Erdteiles nicht unbezwinglich sind.

So läßt sich also, im Anschluß an bereits vorhandene oder fest beschlossene Telegraphenleitungen, für Deutschland wie für Frankreich ein von England unabhängiger Depeschenverkehr mit Deutsch-Ostafrika und Madagaskar ohne allzu große Mühe und Kosten ermöglichen, und da beide Staaten zur Erreichung dieser Ziele ohnehin notwendig aufeinander angewiesen sind, ist es zweifellos am einfachsten und für beide am vorteilhaftesten, wenn sie ihre ganze fernere afrikanische Kabelpolitik im gemeinsamen Einverständnis betreiben. Lebensbedingung für die geschilderte Telegraphenverbindung mit Ostafrika wäre freilich, daß die Wortgebühren mindestens nicht höher sind als die der ebendorthin führenden englischen Seekabellinien. Denn wenige Idealisten nur dürften sich finden, die freiwillig höhere Telegrammgebühren an den eigenen Staat oder an Angehörige des eigenen Staates bezahlen, wenn ihnen ausländische Unternehmer für billigeres Geld Gleiches und vielleicht noch Besseres leisten. Sollte es sich daher wider Erwarten zeigen, daß die von den englischen Kabelgesellschaften verlangten Telegrammgebühren auf der geplanten transafrikanischen Linie einen rationellen Verkehr nicht ermöglichen, so müßten eben die deutsche und die französische Regierung den Unternehmern soviel Zuschuß zahlen, daß die Worttaxe auf das gleiche Niveau herabgedrückt werden könnte. Sehr erheblich kann dieser Zuschuß in keinem Falle sein, und gegenüber der außerordentlich hohen politisch-strategischen Bedeutung der Telegraphenlinie dürfte er keinesfalls in Betracht kommen. Voraussichtlich aber wird, wie gesagt, das Vorhandensein von Landleitungen auf lange Strecken ohnehin einen ausreichend billigen Worttarif ermöglichen.

IX.

Ob sich beide Länder auch zusammentun sollen, um eine nicht-englische Kabelverbindung mit der Ostküste Südamerikas zu schaffen oder ob sie in dieser Richtung besser gesondert ihre Interessen wahrnehmen, ist eine Frage, über die sich streiten läßt. Bisher führen nach Südamerika zwei englische Kabel, die von Lissabon ausgehen, unterwegs Madeira und St. Vincent anlaufen und in Pernambuco landen, ferner ein englisches Kabel St. Louis (Senegambien)-Pernambuco, welches durch das englische Kabel Cadiz-St. Louis Verbindung mit Europa erhält, und außerdem nur noch die von Nordamerika herabkommenden amerikanischen und französischen Kabel, welche via New York mit Europa in Verbindung stehen. Frankreich ist schon heute in der Lage,

mit seiner südamerikanischen Kolonie Französisch-Guyana und seinen Besitzungen in der Antillengruppe ausschließlich durch französische Kabel zu verkehren, auf dem Umwege über New York und Haiti, der allerdings kostspieliger und zeitraubender ist, als der direkte Weg vermittels nationaler Kabel nach Südamerika sein würde.

Für Frankreich ist ein Kabel Dakar-Cayenne (oder Dakar-Pernambuco-Para-Cayenne) ein dringendes Bedürfnis, schon aus dem einfachen Grunde, weil der nationale Kabelring, der das Mutterland mit Afrika, Nord- und Südamerika verbindet, alsdann geschlossen und somit doppelt wertvoll ist; jede Unterbrechung in der einen Richtung könnte durch den Betrieb in der anderen kompensiert werden. Zerschneidet England im Falle eines britisch-französischen Krieges die von ihm einst verlegten Kabel Brest-New York, so würde die Kabeltrace Brest-Dakar-Cayenne-New York nach wie vor den telegraphischen Verkehr aufrecht erhalten können, deren Verlauf den Engländern nicht bekannt ist. Eine Verlängerung des Kabels Brest-Dakar nach Südamerika — sei es nach Cayenne, sei es nach Rio oder Buenos Ayres — wäre unbedingt erforderlich, um den Betrieb des im wesentlichen jetzt nur strategischen Zwecken dienenden Kabels rentabler zu gestalten.

Deutschland hat in Südamerika zwar keine Kolonien, wohl aber außerordentlich umfangreiche Handelsinteressen. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß eine Fortsetzung des nach den Azoren führenden deutsch-nationalen Kabelstranges nach Südamerika (Brasilien oder Argentinien) ein Unternehmen wäre, das unter günstigsten Auspizien stände. Denn der stetig noch wachsende Kabelverkehr mit Südamerika ist ein ganz besonders lukratives Geschäft und hat der „Western Telegraph Company", welche zurzeit die beiden einzigen direkten Kabel zwischen Europa und Südamerika (Lissabon-Pernambuco) besitzt, im Laufe von zehn Jahren die Kleinigkeit von 75 Millionen Frcs. eingebracht. Ein deutsches Kabel nach Südamerika würde fast ausschließlich friedlichen, merkantilen Zwecken dienen, während bei dem französischen die strategisch-politische Bedeutung der friedlichen mindestens gleichkäme. Frankreich würde als letzten Endpunkt der von Dakar ausgehenden, neuen Kabeltrace wohl Cayenne wählen müssen, während Deutschland ein größeres Interesse daran hat, mit weiter südlich gelegenen Orten, möglichst mit Rio oder Buenos-Ayres, eine direkte Kabelverbindung zu erhalten. Daß man aber auch hier wieder mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, beweist die Tatsache, daß das ausschließliche Kabellandungsrecht in Brasilien bis zum Jahre 1930 durch Vertrag der englischen „Western Telegraph Company" zusteht!

Es dürfte sich daher wohl am meisten empfehlen, daß Deutschland und Frankreich in ihrer südamerikanischen Kabelpolitik nicht gemeinsam, sondern jeder für sich vorgehen[1]). Der telegraphische Verkehr mit Südamerika scheint

[1]) In diesem Sinne wird wohl auch die Entscheidung fallen, denn es heißt, daß die französische Regierung kürzlich von der „South American Cable Company" das 3795 km lange Kabel St. Louis-Pernambuco angekauft hat und somit bereits in den Besitz einer — allerdings wieder von Engländern verlegten! — direkten, unabhängigen Kabelverbindung mit Südamerika gelangt ist.

überdies groß genug zu sein, um selbst zwei Konkurrenzgesellschaften der „Western Telegraph Company" die Möglichkeit einer einträglichen Existenz zu sichern.

X.

Außer den genannten vier Hauptinteressensphären Deutschlands in außereuropäischen Gebieten, nämlich in Nordamerika, Ostasien, Afrika und Südamerika, sind in nicht-englischen Ländern als wichtig zu bezeichnen nur noch unsere neuen Erwerbungen im Stillen Ozean, in erster Linie die Samoagruppe. Wie wir uns mit unseren weniger wichtigen Besitzungen im Randgebiet des Großen Ozeans, den Palauinseln, unter Umgehung englischer Kabel in eine telegraphische Verbindung setzen können, wurde schon oben gezeigt bei Behandlung des neuen deutsch-holländischen Kabelabkommens. Schwieriger stellt sich die Aufgabe für eine Erreichung unserer weiter im Ozean gelegenen Kolonien, auch ist sie nicht so wichtig, daß sie nicht bis auf weiteres hinter den weit bedeutungsvolleren Kabelverbindungen in anderen Teilen der Erde zurücktreten könnte. Denn das Bedürfnis zu einem Depeschenverkehr mit irgend welchen Inseln im Stillen Ozean ist bisher doch so gering, daß ein Kabel dorthin nicht gerade als dringend notwendig bezeichnet werden kann, und auch aus dem sonst sehr erfreulichen deutsch-holländischen Kabelabkommen wird in Friedenszeiten Holland natürlich viel mehr Vorteil ziehen als Deutschland. Sollte sich aber dereinst doch ein Anschluß der weltfernen Inselgruppen im Pacifischen Meer ans Welttelegraphennetz als wünschenswert erweisen, so würde die eigenartige, wieder fast kongruente Verteilung der deutschen und der französischen Besitzungen abermals ein gemeinsames Vorgehen Deutschlands und Frankreichs für beide Staaten gleich ratsam erscheinen lassen.

Nach Verlegung des deutsch-holländischen Kabels von Celebes nach Guam wird für Deutschland und Frankreich am bequemsten zu erreichen sein eine nicht-englische Kabelverbindung der Mutterländer mit Kaiser-Wilhelm-Land, dem Bismarck-Archipel und Neu-Caledonien, indem man von der deutsch-holländischen Zwischenstation in den Palauinseln in diese Gegenden ein genau südöstlich verlaufendes Kabel abzweigt. Neu-Caledonien ist zwar durch ein nach Australien verlaufendes französisches Kabel bereits an das Weltkabelnetz angeschlossen — immerhin dürfte der französischen Regierung auch eine von England unabhängige Kabelverbindung mit dieser Insel, durch das amerikanische Pacific-Kabel oder durch die transsibirische Landlinie, sehr willkommen sein.

Um dagegen unseren wichtigsten Besitz in der Südsee, Samoa, überhaupt telegraphisch erreichen zu können, wäre es für uns am bequemsten, wenn wir jetzt, nach Fertigstellung des englischen Pacifickabels Australien-Vancouvers-Island, eine Verbindung zwischen Apia und der englischen Zwischenstation auf der nicht allzu entfernten Fidschiinsel Suwa herstellten. Für eine von England unabhängige Verbindung mit Samoa jedoch würde sich wieder am meisten ein Zusammengehen mit Frankreich empfehlen. Falls nämlich das eben genannte deutsch-französische Kabel von den Palauinseln nach Neu-Caledonien später einmal zur Ausführung kommen sollte, würde für beide

Länder eine Verlängerung des Kabels nach Apia und von dort wieder zu den im französischen Besitz befindlichen Gesellschafts-, Paumotu- und Australinseln in Erwägung zu ziehen sein, vorausgesetzt, daß ein ernstes Bedürfnis für eine solche Verbindung sich wirklich herausstellen sollte.

Unsere Marianen- und Karolineninseln können schließlich nötigenfalls durch ein relativ kurzes Zweigkabel an das deutsch-holländische Kabel in der Palaugruppe Anschluß gewinnen.

Doch alle diese Ideen sind noch mannigfacher Modifikationen fähig, und ihre Verwirklichung, wenn es überhaupt dazu kommen sollte, gehört erst der Zukunft an. Der Anschluß der Samoainseln an das englische Pacifickabel vermittels eines deutschen Kabels zwischen Apia und den Fidschiinseln wird wohl das einzige sein, was in absehbarer Zeit von den eben entwickelten Kabelprojekten im Stillen Ozean in ernstliche Erwägung zu ziehen wäre. In diesen Teilen der Erde ist es schließlich nicht allzu wesentlich, ob ein etwaiger Kabelanschluß, falls dieser sich überhaupt als notwendig erweist, durch englische oder andere Kabel erreicht wird, zumal da ja gerade in diesen Gegenden die nordamerikanische Union und ihr Pacifickabel für uns ein ebenso gefährlicher Nebenbuhler wie England werden kann.

Immerhin bot es ein gewisses theoretisches Interesse, zu untersuchen, ob und wie wir auch in unsere weltentlegensten Besitzungen mit möglichst geringen Kosten eine telegraphische Verbindung herstellen könnten, die auf Wunsch jeder feindlichen Beeinflussung, seitens Englands oder seitens der Vereinigten Staaten, entzogen werden kann: und auch für die schwierigste derartige Aufgabe, die Verbindung mit den Samoainseln, würde uns die Route Berlin-Moskau-Wladiwostok-Shanghai-Palauinseln-Apia eine befriedigende und interessante theoretische Lösung geben.

XI.

Jedenfalls aber geht aus all den bisherigen Ausführungen die große Wichtigkeit von Kabelkoalitionen der europäischen Kontinentalstaaten hervor, nach dem Muster des deutsch-holländischen Vertrags. Der große Kulturfaktor des Weltkabelverkehrs ist eine Gefahr, so lange er der Laune eines Einzelnen preisgegeben ist; er wird sich als doppelt segensreich erweisen, wenn dem Einzelnen das unbeschränkte Verfügungsrecht entwunden ist und jedem Beteiligten ein zweiter oder auch ein dritter Weg offen bleibt, den er gesichert benutzen mag, wenn ihm einer versperrt wird.

Es ist nicht unmöglich, daß in einer Reihe von Jahren die ganze Frage der Seekabel ein völlig anderes Gesicht zeigt als heutzutage, daß dann die Fortschritte der „drahtlosen Telegraphie“ bedeutend genug sind, um die Kabel vielfach ganz entbehrlich zu machen. Es wäre deshalb natürlich, eine abwartende Haltung einzunehmen, wie es z. B. seit längerer Zeit die dänische Regierung mit der von ihr geplanten Telegraphenverbindung nach Island tut, um erst zu sehen, ob nicht ein völliger Ersatz der teuren Kabelverbindungen durch die wenig kostspielige elektrische Wellentelegraphie möglich sein wird. Aber wer kann auch nur ungefähr wissen, ob die Telegraphie ohne Draht

tatsächlich die sehr hohen Erwartungen rechtfertigen wird, die man jetzt an sie knüpft! Trotz der jüngsten Erfolge Marconis ist hier große Skepsis am Platze; bisher kann sich die Funkentelegraphie jedenfalls weder an Zuverlässigkeit noch an Schnelligkeit irgendwie mit der Kabeltelegraphie messen. Viele Jahre werden zweifellos noch vergehen, bis eine Entscheidung gefällt werden kann, bis sich womöglich herausstellt, daß die drahtlose Telegraphie für einen Betrieb *im großen*, für eine Ablösung der bisherigen Seekabel sich doch durchaus nicht eignet. Auf solche in ungewisser Zukunft schwebende Möglichkeit dürfen wir in unserer Kabelpolitik nicht bauen — um so weniger, als alle Länder, mit denen uns eine unabhängige telegraphische Verbindung besonders wertvoll sein muß, allzuweit entfernt liegen, als daß in absehbarer Zeit die drahtlose Telegraphie für den Verkehr mit ihnen in Betracht kommen könnte.

Nachdem die Bewegung, rein nationale oder doch von England unabhängige Kabel zu besitzen, einmal in Fluß gekommen ist, deutet vorläufig nichts darauf hin, daß sie so bald wieder dem Stadium der Stagnation verfallen wird. Welchen hohen Wert unsere maßgebenden Stellen auf die Entwicklung eines deutschen Kabelnetzes legen, davon haben wir in den letzten Jahren manchen erfreulichen Beweis erhalten; es sei nur erinnert an das Danktelegramm *Kaiser Wilhelms* an den Präsidenten *Mac Kinley*, als dieser am 29. April 1899 die Genehmigung zur Landung des ersten deutschen transatlantischen Kabels auf amerikanischem Boden erteilt hatte, sowie an den Depeschenaustausch zwischen beiden Staatshäuptern nach glücklich beendeter Verlegung dieses Kabels und die gleichzeitige Nobilitierung des Fabrikbesitzers *Theodor Guilleaume* in Mülheim a. Rh., dessen Energie und Umsicht die erzielten Erfolge hauptsächlich zu danken waren.

Wenn daher nicht zu bezweifeln ist, daß unsere Regierung fortfahren wird, diese Bewegung mit gleichem Nachdruck wie gegenwärtig zu unterstützen, so darf mit gerechtem Stolz auch hervorgehoben werden, daß ein gut Teil der von den Engländern in der Seekabeltechnik und -praxis errungenen Erfolge auf naturalisierte deutsche Untertanen zurückzuführen ist. Waren doch die Begründer und Leiter der riesigen Londoner Firma: „Siemens Brothers & Co.", welche allein 8 von den 14 transatlantischen Kabeln angefertigt und verlegt hat, unser unvergeßlicher Werner von Siemens und sein Bruder Sir William Siemens, und der jetzige Leiter des großen Unternehmens ist Georg von Chauvin, ein Sohn des früheren preußischen Generalpostmeisters. Ein Deutscher war ferner Sir Henry Fischer, der langjährige Vorsteher des Londoner Haupttelegraphenamtes, des größten der Welt, und noch manch anderer Name von gutem Klang, dem der ungeheure Aufschwung des Telegraphenverkehrs und damit die dominierende Stellung Englands im Völkerleben mit in erster Reihe zu danken ist, zeugt von der deutschen Abstammung seines Trägers.

Was deutsche Tatkraft und Intelligenz bisher dem fremden Staat geleistet, wir dürfen hoffen, daß es dem eignen Volke in noch großartigerem Maßstabe zu gute kommen wird, seit die Möglichkeit zur Entfaltung solcher Kräfte

auch im Vaterlande gegeben ist. Groß genug sind die Ziele, welche wir uns mit der Schaffung eines unabhängigen Kabelnetzes stecken würden: nicht nur praktisch-nüchterne, sondern auch ideale, im besten Sinne des Wortes, die nicht nur dem deutschen Handel, der deutschen Wehrkraft, der deutschen Weltmacht zu gute kommen werden, sondern auch allgemein den friedlichen Beziehungen der Völker zueinander und damit dem Wohlstand der Menschheit.

Einmal muß ja doch das große Ziel der absoluten Neutralität aller im Meere ruhenden Kabel erreicht werden, das Ziel, von dem schon Cyrus W. Field vor mehr als fünfunddreißig Jahren träumte. Die einzige bisher getroffene, internationale Vereinbarung über die Behandlung der Seekabel, die auf der Pariser Konvention vom 14. März 1884 beruht, beschränkt sich lediglich auf ein Übereinkommen über die Benutzung der Kabel in Friedenszeiten, die Verantwortung für etwaige Beschädigungen u. s. w., gestattet jedoch den kriegführenden Mächten ausdrücklich, alle dem Feinde dienenden Kabel zu zerstören. Auf dem Haager Friedenskongreß wurde zwar auf eine Anregung Dänemarks, eine Abänderung dieser Bestimmung des § 15 der Pariser Konvention angestrebt, jedoch ohne den geringsten Erfolg. Auch ist nicht zu erwarten, daß an dem bestehenden Zustand etwas wird geändert werden können, so lange die britische Hegemonie im Weltkabelverkehr eine so unbestrittene ist wie bisher; denn es ist nur natürlich, daß England die unschätzbaren Vorteile seiner gegenwärtigen Position, so lange es nur irgend angeht, ausnützen und sich seiner Machtstellung nicht freiwillig dadurch begeben wird, daß es seinen Kabelschatz des nationalen Charakters entkleidet. Je rascher aber das Tempo ist, in welchem sich auch die übrigen europäischen Mächte, gesondert oder gemeinsam, nationale Kabel schaffen, um so eher wird die Internationalität und Unverletzlichkeit der überseeischen Kabel erreicht werden. Denn jede Förderung des Weltverkehrs bedeutet auch eine Festigung des Weltfriedens, und stets dringender wird mit dem wachsenden Weltkabelverkehr auch das Bedürfnis der Völker werden, die im Meere liegenden, großen Kapitalien nicht durch kriegerische Wirren zu gefährden und zu schädigen, stets lebhafter die Sehnsucht, daß der Zustand ein dauernder sein möge, der der weiteren Entwicklung des immer gewaltigeren internationalen Verkehrs allein günstig ist, der allein die kühnen Unternehmungen und großen Kulturprobleme der Menschheit wirksam zu fördern vermag — Friede auf Erden!

David Friedrich Strauß und Eduard Mörike.

(Mit zwölf ungedruckten Briefen.)

Von

Harry Maync.

Den Verfasser des „Lebens Jesu" und den Dichter des „Alten Turmhahns" in einem Atem nennen zu hören, mag manchen befremden. Die beiden bilden in der Tat ein seltsames Paar, und doch haben David Friedrich Strauß und Eduard Mörike zeitlebens brüderliche Freundschaft miteinander gehalten. Sie datiert aus der Zeit, da der eine noch nicht das große „Kirchenlicht", der andere noch nicht einer der größten deutschen Lyriker war. Ihre ursprünglichsten Beziehungen sind landsmannschaftlicher Art. Sie gehören neben Justinus Kerner und Friedrich Vischer zu den vier berühmten Ludwigsburgern, die sämtlich die Fühlung miteinander nie verloren. Dazu standen sich der 1804 geborene Mörike und der 1808 geborene Strauß auch im Alter nahe. Beide drückten sie die Bänke der Ludwigsburger Lateinschule, beide widmeten sie sich dem geistlichen Berufe und trafen nach dem Aufenthalt in verschiedenen Klosterschulen im Tübinger Stift, wenn auch nur für ein Jahr, wieder zusammen, ohne sich freilich damals schon besonders nahe zu treten. Mörike zog sich mit seinen Intimsten zu romantischer Schwärmerei in sein geheimnisvolles Brunnenstübchen zurück; Strauß widmete sich den Wissenschaften mit einem Eifer, der dem andern gänzlich abging. Beide bildeten in den Tübinger Studentenjahren ihre vollen Persönlichkeiten heraus, deren äußerer Gegensatz immer erkennbarer wird. Der eine wurde der radikalste Theolog seiner Zeit; sein destruktives Werk trieb ihn mit einem Schlage und zu seinem lebenslänglichen Unglück aus den ihm so gemäßen akademischen Bahnen hinaus, und mitten in eine Arena, wo er in steter Fechterstellung dem Ansturm ungezählter Feinde begegnen mußte. Der andere floh in zeitweilig geradezu kränklicher Sensibilität und Ängstlichkeit das Leben mit seinem aufregenden Treiben, barg sich in einem abgelegenen Dörflein des Unterlandes und flehte: „Laß, o Welt, o laß mich sein!" Daß beide dennoch einander nicht fremd wurden, hatte seinen Grund darin, daß jeder zu einem Teil seines Wesens ein anderer war,

als er schien. Der schmalschulterige junge Repetent mit dem Johanneskopf und den sanften Augen war von Hause aus nicht die stets schlagbereite Streiternatur, zu der ihn die Umstände machten. Nicht Luthers kampfesfrohem Bekennertum war er verwandt, sondern Melanchthons feiner Gelehrtenart. Und Mörike auf der anderen Seite war keineswegs der skrupellose, kindlich gläubige Landpfarrer, als den man sich ihn wohl vorstellen möchte. Was man aber aus dem dauernden Fortbestehen ihrer Freundschaft erkennt, ist das treue und liebenswürdige Wesen der beiden Männer, die über äußere Gegensätze hinwegsehen konnten, da die Herzen übereinstimmten.

Es war im Jahre 1835, als das „Leben Jesu“ zu erscheinen begann und die gesamte theologische Welt so gut wie das Laientum in eine Aufregung versetzte, wie sie seit den Wolfenbütteler Fragmenten und Lessings Streitschriften nicht wieder da gewesen war. D. Fr. Strauß war der große Ketzer, ja der geweissagte Antichrist; er wurde seiner Stellung enthoben und schloß seinerseits seinen zweiten Band mit einer indirekten Aufforderung zum Austritt aus dem Kirchendienste. Eine gefährliche Revolution in Zürich zwang die dortige Universität, den von ihr berufenen Professor zu pensionieren, ehe er noch einen Fuß in die Stadt gesetzt hatte.

Wenige Jahre zuvor war Eduard Mörike Pfarrer zu Cleversulzbach geworden und erntete in dieser ersehnten Idylle die schönsten poetischen Früchte. Daß er seines Freundes welthistorisches, ihn als Fachgenossen besonders angehendes Werk, das Auflage über Auflage erlebte, gelesen habe, ist durch nichts zu belegen. Man müßte es auch ohne das bei einem gebildeten Manne unbedingt annehmen, wenn Mörike eben nicht Mörike gewesen wäre, der mit einer Energie und einem Egoismus, die ihm einzig ein berechtigter Selbsterhaltungstrieb gab, alles von sich fern hielt, was sein leicht gestörtes seelisches Gleichgewicht hätte erschüttern können. Im Herzen stand er Strauß zeitweilig vielleicht gar nicht allzufern. Er sah auf seine acht Vikarjahre wie auf ein Martyrium zurück. „Alles, nur kein Geistlicher!“, das ist der Grundton seiner damaligen Briefe. Auf die verschiedenste Art strebte er aus dem Pfarrdienste heraus, dem er von Anfang an innerlich fremd gegenüberstand. Als ihn seine geliebteste Schwester Louise im Jahre 1827 auf ihrem Sterbebette fragte, ob er auch einen Glauben an den Heiland habe, konnte er nach seinem eigenen Geständnis nicht frischweg darauf antworten. Ein mehrmals verlängerter Urlaub entzog ihn für einige Zeit den „lähmenden Gesangbuchseinflüssen“, bei denen seine Poesie, wie er sagte, sich die Schwindsucht holen müsse. Aber da sich ihm sonst nirgends eine Existenz bot, mußte er am Ende doch wieder zurück in die „alte Pein“. An Johannes Mährlen, der ihm von den Freunden damals am nächsten stand, schrieb er im Frühjahr 1829: „Du hast keinen Begriff von meinem Zustand. Mit Knirschen und Weinen kau' ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß. Ich sage dir, der allein begeht die Sünde wider den heiligen Geist, der mit einem Herzen wie ich der Kirche dient.“ Nur ganz allmählich fand sich der Dichter in seinen Beruf hinein. Die dogmatische Seite blieb ihm stets ein Stein des Anstoßes; nur das Seelsorgerische söhnte ihn mit seiner Tätigkeit aus, der er aber dennoch, namentlich auch weil er

ihr körperlich nicht gewachsen war, schon mit 39 Jahren für immer Valet sagte. Von seinem zweiten Amtsjahre ab hielt er sich bereits einen Vikar, der ihm das lästige Predigen mehr oder weniger ganz abnehmen mußte. Im theologischen Kränzchen der Pfarrer seines Dekanats war und blieb er das schwarze Schaf. Dazu kamen ausgesprochene katholisierende Neigungen, die freilich mehr von dem Dichter als von dem Geistlichen in Mörike ausgingen. Ein Bekenner und ein Mann der Konsequenz war er, der leibliche Nachkomme Martin Luthers, in keiner Weise. Theologische Erörterungen begegnen in seinen umfangreichen Freundesbriefwechseln kaum jemals; so ist auch von Strauß' „Leben Jesu", soviel ich sehe, nirgends die Rede. Niemals wäre Mörike soweit gegangen wie dieser. War er auch kein Orthodoxer, so war er doch eine konservative Natur und besonders von Schelling zu sehr beeinflußt, um jener allzu kritisch nüchternen und rein negierenden Richtung Geschmack abgewinnen zu können. Zu einer Aussprache über solche Prinzipienfragen dürfte es zwischen beiden nie gekommen sein, obgleich sie sich öfters sahen. Strauß fand zuweilen den Weg nach Cleversulzbach, und Mörike erwiderte seine Besuche in Sontheim unweit Heilbronn, wo Strauß mit seiner jungen Gattin, der früheren Sängerin Agnese Schebest, zu Anfang der vierziger Jahre lebte. Damals konnte der Dichter den Freund seiner „fortdauernden Neigung zum Christentum" versichern.

Ein reger und regelmäßiger Verkehr bestand zwischen Strauß und Mörike nicht. Nur mit seinen wenigen allernächsten Freunden stand der Dichter im Austausch, der dafür dann um so lebhafter war. Bekanntlich spielte der Pfarrer Wilhelm Hartlaub die Rolle des Urfreundes; Mörikes Briefe an ihn füllen fünf stattliche Quartanten in der Stuttgarter Bibliothek. Sonst hatte der Dichter, darin Uhland ähnlich, ein bemerkenswertes Talent, Briefe nicht zu beantworten und Besuche nicht zu erwidern. Sehr oft heißt es in den Briefwechseln, auch in Straußschen Schreiben, bei Berichten über den Freundeskreis, daß von Mörike keine Seele etwas wisse.

Der Dichter ließ sich suchen, und Strauß suchte ihn denn auch in der Folge immer wieder. Er war es, der den Verkehr pflegte. Das hatte seinen Grund nicht nur in seiner anhänglichen Treue, sondern zum nicht geringen Teil auch darin, daß er als feinsinniger Wortkünstler, als den er sich, wie in seiner gesamten Schriftstellerei, so auch in eigenen, nachmals veröffentlichten Gedichten darstellt, sich zu dem Dichter Mörike besonders hingezogen fühlte. Gleich den „Maler Nolten" hatte er mit hohem Lobe begrüßt, das er allerdings in einem Brief an Fr. Vischer (Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß. Herausgegeben und erläutert von Eduard Zeller. Bonn 1895. Nr. 40) einschränkte. Und das tritt überhaupt auffällig hervor, daß Strauß zu Mörike selbst viel wärmer über dessen Dichtungen spricht, als zu anderen, so daß seine Urteile oft geradezu in einen befremdenden Gegensatz geraten; sei es, daß er Mörikes Empfindlichkeit zu erregen fürchtete, oder daß er es nicht übers Herz brachte, dem liebenswürdigen Freunde ein härteres Wort ins Angesicht zu sagen. Der Dichter empfand das aber sehr wohl und faßte ein gelindes Mißtrauen gegen seinen Kritiker, das wir wiederum wohl verstehen können, das aber einer vollen Intimität zwischen den Freunden entgegenstand. Auch Strauß fühlte

das. Seinem Freunde, dem Pfarrer Rapp, schrieb er am 28. November 1871 (Zeller a. a. O., Nr. 544) über Mörike: „Seine Mucken hat er auch. Ich habe ihm seiner Zeit meinen Voltaire mit einem herzlichen Schreiben geschickt und dafür hat er mir bis heute nicht gedankt. Da ich ihn kenne, nehme ich's ihm nicht übel und behalte ihn lieb, wie ich muß; aber ich möchte der nicht sein, dem man so etwas nicht übel nimmt. Ich weiß wohl, Mörike hat mir nie getraut, mich immer für einen kalten Verstandesmenschen angesehen, dem der rechte Sinn für seine Poësie fehle; ich habe allerdings nicht alles gutgeheißen, was er gemacht hat, im ganzen aber hat er keinen treueren Anhänger und Verbreiter seiner Poesie als mich." — Oft hat Strauß mit seiner strengeren Kritik entschieden recht, wie er denn für Mörikes Eigenart im Grunde eine sehr feine Witterung an den Tag legt, die ihn nur sehr selten irre führt. In seinem wichtigen Aufsatze über Ludwig Bauer, der zuerst 1847 in Schweglers Jahrbüchern, dann 1862 in den „Kleinen Schriften" erschien, charakterisierte er Mörike im wesentlichen ganz treffend. Nur wenn er im Verein mit Vischer (Aufsatz über Bauer und Brief an Vischer vom 15. März 1838, Zeller a. a. O., Nr. 42) immer wieder betonte und bedauerte, daß Mörike nicht „stärkere Assimilationsorgane, oder, um es deutsch zu sagen, derbere poetische Freß- und Verdauungswerkzeuge" zu teil geworden seien, und ihn antrieb, sich größeren, historischen Stoffen zuzuwenden, so legte er an den Dichter einen falschen Maßstab und verkannte seine Aufnahmefähigkeit. Mörike selbst empfand denn auch über den Bauer-Aufsatz wenig Freude und meinte in einem Brief an Hartlaub, es sei, abgesehen davon, ob alles seine Richtigkeit habe, immerhin verwunderlich, wie einer einen alten Freund bei dessen Leibesleben auf solche Art dem Publikum ausstellen möge; „es scheint doch fast, als wäre Strauß der Mensch seit Jahren ganz im Autor aufgegangen". Lange Zeit plante Strauß dann noch einen eigenen Essay über Mörike, dessen Nichtzustandekommen wir vielleicht nicht allzu sehr zu bedauern haben, denn völlig wäre Strauß, seinen gelegentlichen Urteilen gegen andere zufolge, dem Freunde doch einmal nicht gerecht geworden. Bei dem besten Willen blieb sein Blick im einzelnen befangen und gebunden. Wenn er den „Letzten König von Orplid" ablehnt und bedauert, daß Mörike ihn überhaupt habe drucken lassen, so ist das schon höchst befremdend; völlig unverständlich aber ist seine scharfe Verurteilung des „Stuttgarter Hutzelmännleins" in einem Brief an Vischer vom 25. Juni 1853 (Zeller a. a. O., Nr. 292), das er für „ein mißlungenes Produkt einer verwilderten oder besser vergrillten Phantasie" hält. Auch von dem „Sicheren Manne" will der gestrenge Mythenkritikus durchaus nichts wissen (Brief an Vischer vom 28. Februar 1838. Zeller a. a. O. Nr. 40), wohingegen der unten veröffentlichte Brief Nr. VI an Mörike selbst das Märchen „allerliebst" nennt. In dem Märchen „Der Schatz" sah er wohl Mörikes Bestes und tat auch dem „Mozart auf der Reise nach Prag" nicht volles Genüge. Sehr feine Worte hatte er dagegen jederzeit für Mörikes Lyrik. Noch auf dem Sterbebette beschäftigte er sich mit einzelnen der Gedichte („Besuch in der Karthause", „Dem Herrn Prior der Karthause J.", „Schön Rohtraut"), über die er treffliche Bemerkungen in zwei Briefen an Rapp

niederlegte (vom 4. November und vom 17. Dezember 1873. Zeller a. a. O., Nr. 579 und Nr. 597). Und menschlich ist er an Mörike niemals irre geworden. „Wenn er nur eine ordentliche Existenz sich schaffen kann", schrieb er treu besorgt um den Freund noch ein Vierteljahr vor seinem Tode an Rapp (am 20. Dezember 1873. Zeller a. a. O., Nr. 598), der Mörike Strauß' Äußerungen über „Schön Rohtraut" mitgeteilt hatte, was Strauß billigt, denn man müsse „den Freunden Freude machen, wo man kann". Ungemein freute es ihn, daß Eduard Zeller den Dichter noch kennen gelernt habe, was ein „κτῆμα εἰς ἀεί" sei, denn Mörike sei „der letzte lebende Dichter von der guten alten Art und eine durch und durch poëtische Persönlichkeit" (Brief an Zeller vom 9. Oktober 1871. Zeller a. a. O., Nr. 541). —

Die vorstehende Skizze umfaßt im wesentlichen alles, was über das Freundschaftsverhältnis zwischen Eduard Mörike und David Friedrich Strauß bisher bekannt war. Von den zwischen ihnen gewechselten Briefen ist bisher keiner veröffentlicht worden. In der von Eduard Zeller besorgten Auswahl Straußscher Freundesbriefe ist Mörike als Adressat nicht vertreten, und ebensowenig ist von dessen Briefen an Strauß, über deren Verbleib mir des letzteren Sohn, Herr Oberstabsarzt Dr. Fr. Strauß in Stuttgart, nichts mitzuteilen wußte, etwas veröffentlicht worden. Es dürften daher die im folgenden zum ersten Male gedruckten Briefe von Strauß an den Dichter auf Interesse rechnen. Die ersten fünf (in Abschriften, die ich nicht habe kontrollieren können) danke ich Sr. Exzellenz Herrn Professor Dr. Eduard Zeller und der Vermittlung des Herrn Oberstabsarztes Dr. Strauß, die anderen sechs sind mir durch Abschriften aus dem Nachlaß Jakob Bächtolds zugänglich geworden, den mir des letzteren Witwe für meine Mörike-Biographie (Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. 1902) freundlichst überließ, und den ich seither auf ihr Geheiß an das Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv weiter gegeben habe. Die elf Briefe verteilen sich auf volle vier Jahrzehnte und sind deshalb besonders geeignet, Schlaglichter auf dieses bedeutsame Freundschaftsverhältnis zu werfen. Nr. 1—4 fallen in das Jahr 1827, Nr. 5—7 in das Jahr 1838, Nr. 8 und 9 in die Jahre 1847 und 1856 und Nr. 10 und 11 endlich in die Jahre 1866 und 1867. Literarisch-ästhetisch betrachtet, machen die Briefe eine entschiedene Steigerung durch; die ersten sind überwiegend sachlich interessant und noch kaum der Briefkunst teilhaftig, die Straußens spätere Schreiben auszeichnet.

Das liegt in der Natur der Sache. Die ersten vier haben den Tübinger Stiftler zum Verfasser. Strauß war mit Friedrich Vischer zusammen im Herbste 1825 aus der Klosterschule von Blaubeuren auf die Universität gekommen, die Mörike ein Jahr später verließ. Strauß' erste Briefe trafen ihn als Vikar zu Köngen im Oberamt Eßlingen. Sie stehen durchaus unter dem Zeichen Justinus Kerners und der Frau Hauffe, der Seherin von Prevorst, deren Dokumente jener im Jahre 1829 herausgab. Strauß spricht von Kerners gläubigstem Mitarbeiter, dem Tübinger Philosophieprofessor Eschenmayer, mit dem der Verfasser des

„Lebens Jesu“ später so hitzige Fehden ausfechten sollte, er erwähnt Mitglieder des Freundeskreises wie den genialen, aber haltlosen Wilhelm Waiblinger, der schon im Jahre 1830 auf italienischem Boden zu Grunde ging, nennt Johannes Mährlen, einen der Hauptfreunde Mörikes, später Professor am Polytechnikum zu Stuttgart, und Christian Käferle, den treuen Freund und trefflichen Menschen. Ich verweise für diese Nebenpersonen ein für allemal auf meine Mörike-Biographie, auf die Zellersche Sammlung Straußscher Briefe und den von Theobald Kerner herausgegebenen Briefwechsel Justinus Kerners mit seinen Freunden (Stuttgart und Leipzig 1897. 2 Bände).

I.

Tübingen 2. Mai 1827.

Es hat mir zwar herzlich große Freude gemacht, lieber Mörike, als mir Freund Nagel von Dir berichtete, Du wünschest durch mich Einiges über meinen Aufenthalt in Weinsberg zu erfahren, aber — die Sache näher erwogen — war und bin ich denn doch ziemlich verlegen, was ich Dir, namentlich über unsern verehrtesten Kerner schreiben soll. Das Allgemeine seiner Persönlichkeit kennst Du ohne Zweifel schon durch Bauer und Rast und einzelne Züge eines Mannes, der so voll Leben und Natur ist, lassen sich durchaus nicht in einen Brief bringen, wenigstens bin ich das nicht im stande zu thun, sei es nun, daß der Eindruck selbst mir noch zu neu ist, oder daß ich überhaupt hiezu nicht geschickt bin.

Lieber Mörike, ich weiß, daß ich durch den Versuch einer Beschreibung Dich nur aufbringen könnte. Das einzige Auskunftsmittel, das ich weiß, ist, daß wir in diesen Frühlingstagen einmal irgend wo zusammenkommen, dann erzähle ich Dir, was ich gesehen und gehört, ganz nach der Reihe, so gut ich's kann; Deine Phantasie wird's schon zu gestalten wissen und zu ergänzen, was fehlt. Aber von der somnambülen Frau mußt Du Dich gefaßt machen, wenigstens ebensoviel hören zu müssen als von Kerner, ob Du gleich nicht recht in diese Dinge hinein willst, wie ich wohl weiß. Es ist dies die merkwürdigste Person dieser Art, die je gelebt hat, bei ihr ist das Magnetisieren nur Nebensache, Nachhilfe — die Geister sieht sie wachend. Gehört habe ich den Geist auch. Mündlich mehr, wenn Du Lust haben solltest. Unter herzlichen Grüßen Dein D. F. Strauß.

II.

Tübingen 10. August 1827.

Geliebter Freund!

Heute erhielt ich durch Eschenmayer, der diese Woche in Weinsberg war, einen Brief von Kerner, der also anfängt: „Herzliebster Strauß, herzlichsten Dank für Ihre herzlichen Sendungen und das besonders auch dem freundlichen Mörike für das Straßburger Münster. Ich stellte es zu dem von Ulm, d. h. zur gleichen Beschreibung vom Ulmer Münster, die ich schon länger besitze.“

Allein im ganzen Verlauf des Schreibens findet sich über unser Projekt, wofür ich ihn um Protektion bat, kein Wort, und ich muß auch aus anderem schließen, daß er meine Briefe bei Abfassung des seinigen nicht vor sich und nicht einmal im Gedächtnis gehabt hat. Ich denke, wir verzeihen das Beide einem Mann, der mit einer Somnambülen zu thun hat, welche gegenwärtig von 8 Geistern Besuche annimmt, darunter ein Ritter von der Weibertreu mit seinem Jäger, deren ersterer ihr gesagt hat, daß kürzlich eine neue Seligkeit als Stern am Himmel erschienen sei!

Weiß Gott, ich weiß diesen Abend nicht wohin, so gehen mir die Gedanken im Kopf herum, es ist als ob sich die sieben Siegel auf einmal öffnen wollten, und doch bleibe i ch der Alte, und in mir löst sich keines, fast werd ich noch Deiner Meinung in dieser Sache, die mich sonst so beglückt; ich glaube, ich könnte den Kern der Erkenntnis kühl aufnehmen, wenn er mir von außen käme. Aber genug von diesen Dingen, mein Bester!

Für Dein liebes Schreiben herzlichen Dank, aber hast Du denn den seligen Käser ganz vergessen, daß Du das Beatus ex amicis nostris nicht verstehst? Ist denn das Gemäld mit dem Fuhrwerk, wo der Weg ausgeht („Du, Du?" Was? „Do kann mer nimma weiter, i find kan Weg meh!" Himmel! „Ey da soll doch au!"), ganz durch Zufall hineingekommen in Deinen Brief, daß Du gar nichts davon verstehen willst? — Provisor Hofacker reiste mit Eschenmayer in die Stadt der Gläubigen und wurde so angezaubert, daß er unten blieb und nicht mit Eschenmayer hieherreiste!

Lies den Jakob Böhme, wenn Dein Pfarrer etwas von ihm hat, das Buch thut mir noch am meisten unter allen Genüge. Erfreu mich bald wieder mit einem Brief und laß ihn nimmer 8 Tag liegen.

Der Deinige D. F. Strauß.

III.

Tübingen den 20. September 1827.

Liebster Freund!

Dieser Tage habe ich einen Brief von Kerner bekommen, der üble Nachrichten enthält. Das Unglück wollte, daß Kerner der Frau Hauffe das Band von Mährlens Mutter in die Hand gab, als selbige schon im Grabe lag*), was nun die Frau außerordentlich angegriffen hat. Sie kam ins schrecklichste Erbrechen, das nicht aufhörte, bis sie wie eine Leiche dalag. Nur durch Waschen der Hand, womit sie das Band berührt hatte, und ein Blasenpflaster, das ihr auf den Magen gelegt wurde, konnte die Sache wieder gemildert werden. Am andern Tage klagte sie dann nur noch über heftige Knochenschmerzen in den Füßen, besonders am linken, sowie über Schmerz am Zäpfchen, und Kerner will nun wissen, ob vielleicht Mährlens Mutter in der letzten Zeit hieran gelitten habe? Dieses mögest Du Mährlen fragen und dann mir nach Ludwigsburg, wohin ich morgen früh reise, berichten.

Kerner schreibt weiter, ich solle ihn und Frau Hauffe bei Dir und Mährlen entschuldigen, daß er nun in Beziehung auf Mährlens Vater nichts thun könne, da Frau Hauffe seit jenem Vorfall nichts dergleichen mehr anrühre. Er läßt Dich und Mährlen herzlich grüßen und heißt Euch über die Sache ruhig sein, deren Folgen nun größtentheils vorüber seien.

Schreib mir doch auch nach Ludwigsburg. Du weißt ja meine Adresse, und schreib wenig von gegenwärtigem schlimmem Vorfall. Ist's uns möglich, so besuchen wir Dich in Köngen, dann wäre aber billig, daß Du mit uns nach Ludwigsburg gingest.

Ich muß schließen, denn ich habe noch dies und das zu rüsten auf meine morgende Reise. In meiner Stube ist die größte Zerstörung und ich mag mich nicht umsehen. Dazu ists nächstens 10 Uhr Nachts und noch vieles zu thun übrig!

Herzlichsten Gruß! Schreib sein nach Ludwigsburg.

Dein treuer Freund D. F. Strauß.

---

*) Was Kerner erst am andern Tage aus der Zeitung ersah. [Anmerkung von Strauß.]

IV.

Tübingen den 20. November 1827.

Liebster Mörike!

Laß Dir doch ja nicht von ferne den Gedanken kommen, als ob ich empfindlich darüber wäre oder gewesen wäre, daß Du mir in dieser unruhigen Zeit, die Du gegenwärtig hast, nicht schriebst! Wenn sie Dir ihre Früchte trägt, so können wir uns nachher um so schönere Briefe versprechen. Dein Schreiben mit dem Nastschen Brief erhielt ich, unser Paket ist noch nicht ab und wartet auf das Deine, das Du in Bälde hieher schicken mögest. Wegen der traurigen Botschaft von Waiblinger hat Hofmann nach Reutlingen an den Vater geschrieben, um genau die Summe zu erfahren, welche zu decken wäre. Ist diese nicht zu groß, so schreibe ich an Justinus Kerner, der mir vordem einmal gesagt, daß vielleicht Dr. Keßler (der ehemalige berühmte Abgeordnete), der sich drunten aufhält, bei den Häuptern zu Heilbronn (Waiblingers Geburtsstadt) etwas auswirken könnte. Dazu geben die Freunde, was jeder vermag. Vielleicht ließe sich auch bei Üxküll was machen. Oder glaubst Du nicht? Und wie? Schreib mir darüber und was Dir sonst einfallen sollte in dieser Sache. Überhaupt[,] mein Bester, giebst Du auch über Deine eigenen Angelegenheiten nur wenig Licht und sprichst bloß in Andeutungen, und doch wärs uns so wichtig zu wissen, wie Dir's mit Deinem Plane geht. Können wir einander nicht auch einmal sehen, diese Winterszeit? Etwa im Schlitten an einem dritten Ort? Daß wir in der Vakanz nicht zusammenkamen, war mir leid genug, wir habens dem Käser zu danken. Weil wir sicher sein wollten, Dich anzutreffen, sagte ich diesem, ehe ich nach Weinsberg ging, er solle in meiner Abwesenheit Dir schreiben, Du möchtest uns einen Tag bestimmen. Als ich zurückkam, wars begreiflicherweise vergessen, und nun wars zu spät und wäre jedenfalls die Reise zu nahe an das Ende der Vakanz gekommen, was gegen meine Vakanzdiät ist, von der ich ungestraft noch nie gewichen bin.

Ey! noch eins von Kerner in Beziehung auf die Orthographie. Du weißt von dem Leben des seligen Kaufmanns und Bürgermeisters Johann Georg Schmidgall in Löwenstein (Großvater der Somnambüle), das dessen Sohn, gleichfalls Kaufmann, so schön beschrieben hat und Kerner als Vorläufer der Geschichte der Somnambüle herausgeben will. Dieses korrigierte er, während man die Stube aufräumt und die Tische abreibt, morgens noch mit herabhängendem Hosenträger im Wams an seinem Pult sitzend. Wir stehen am andern Ende der Stube. Auf einmal dreht er sich um: „I weiß gar net, was der Mann für a eigene Orthographie hat. Älles schreibt er mit em Ypsilon. Do: drey, frey, beynah!" Ich: ha das kann man ja wohl au so schreiben. Er: „Ey bewahre. Ih schreib das immer mit dem J und korrigiers ihm au jedesmal!" Wirklich hatte er auf jeder Seite wenigstens drei Ypsilon ausgestrichen und sein J daraufgesetzt. — Ich dachte gleich an den großen Ypsilonspatron Mörike und sagte es auch dem Justinus. Deswegen ist erzählte Geschichte nicht diesem zu lieb erdichtet, sondern wahr, wie ich Dich versichern kann.

Dein D. F. Strauß.

Verschen, das J. K. der Somnambüle in ein Buch, das er ihr zu ihrem Geburtstag schenkte, geschrieben hat. Dieses Buch liegt immer auf dem Simsen an dem Bett der Somnambüle.

Nimm dies Buch zum Angebinde
Freundlich, liebe Freundin, heut!
Ach, schon nahen rauhe Winde,
Und es kommt die Winterszeit.
Dann statt Nachtigallgesänge
Laß Dir tönen diese Klänge.

J. K.

(Nur daß Du auch einmal wieder einen Ton von Justinus hörst!)

Das Projekt, von dem im zweiten Briefe die Rede ist, dürfte ein literarisches gewesen sein und wohl mit Mörikes rastlosen Versuchen, dem Pfarrjoche zu entkommen, zusammenhängen. Im November erhielt er einen zweimonatigen, mehrfach verlängerten Urlaub, während dessen er anderweitig unterzukommen suchte. Das aufreibende Interregnum, auf das Strauß' vierter Brief anspielt, nahm erst im Frühjahr 1829 ein Ende, als Mörike wieder den Vikarrock anzog. Aus dem dritten Briefe zitiert Mörike die auf Frau Hauffe und Mährlens Mutter bezügliche Stelle auf einem, seinem Schreiben an Mährlen vom 24. September 1827 nachgefügten Blatte (bereits von Rudolf Krauß gedruckt in der „Deutschen Rundschau", 1895, Bd. LXXXII, S. 59 ff.

Die nächsten drei Briefe sind ein volles Jahrzehnt jünger, und zwar läßt die Schlußbemerkung des fünften entnehmen, daß hier kaum eine bloße Lücke der Überlieferung vorliegt. Die Freunde waren vielmehr auseinander gekommen. Sie trafen wohl im Jahre 1831 in Stuttgart wieder einmal persönlich zusammen, aber ein regelmäßiger Verkehr bestand nicht mehr. Jeder hatte mit sich selbst zu tun. Namentlich begannen jetzt für Strauß die kritischen Jahre. Sein „Leben Jesu" entfremdete ihn wie seinen anderen Freunden so auch Mörike. Nach wie vor blieb er zwar mit Kerner im Verkehr. Aber auf beiden Seiten war man kritischer gegeneinander geworden. Straußens Teilnahme für Kerners Geisterseherei hatte sich abgekühlt, und er war vorsichtig und zurückhaltend geworden. Als er im Herbst 1836 wieder einige Tage zu Weinsberg geweilt hatte, schrieb Kerner an Sophie Schwab unter dem 8. September: „Man kann nicht mit ihm certiren, er ist zu einsilbig und diplomatisch." Sein großer Aufsatz über Kerner befriedigte diesen nicht. Dazu kam auf der anderen Seite die Abneigung gegen Strauß' religiösen Radikalismus. Gustav und Sophie Schwab waren darüber tief empört und äußerten sich so gegen Kerner; Clemens Brentano nannte Strauß einen „Teufel in glacierten Handschuhen", Tieck ihn einen „oberflächlichen Menschen", Graf Alexander seine „größte Antipathie auf dieser Welt, vielleicht auch in der anderen". Allmählich schloß sich der milde und tolerante Justinus solchen Urteilen an und schrieb am 3. April 1839 an Sophie Schwab über Strauß: „Ich stehe übrigens mit ihm in keiner freundschaftlichen Verbindung, er besucht mich aber aus innerer Sehnsucht (dem Überreste seiner Jugend) noch alle Jahre. Aus diesem Überreste meine ich, da er so lange andauert, kann noch ein anderer Mensch erwachsen, und in dieser Hoffnung für ihn kann ich ihn nicht von der Thüre weisen, die er immer wieder sucht." Nur Varnhagen redete eigentlich hinsichtlich Strauß' zum Guten und meinte in einem unter dem 22. Februar 1841 an Kerner gerichteten Briefe: „Die Verschiedenheit in den Richtungen der Geistesthätigkeit hebt ja bei echten Menschen das Menschliche nicht auf!" Das war der Standpunkt, den auch Mörike Strauß gegenüber einnahm; er tritt in den folgenden drei Briefen deutlich hervor. Mit Kerner, seinem nunmehrigen halben Nachbar, war dafür Mörike um so intimer geworden, seit er im Juni 1834 sein „Cleversulzbach im Unterland" bezogen hatte. Gerade in ihrer Geistergläubigkeit fanden sich die beiden Poeten, und im Jahre 1837 richtete Mörike an Justinus ein Gedicht gegen „Die Antisympathetiker."

V.

Stuttgart, den 24. Januar 1838.

Lieber Freund!

Du hast mich durch Deinen freundlichen Brief sehr erfreut und ebenso Dein Bruder durch die guten Nachrichten, die er über Dein Befinden mitbrachte. Mährlen hat Dir geschrieben, daß ich aus Anlaß eines litterarischen Plans, den Du ihm mitgetheilt, an Erneuerung des Jahrbuchs schwäbischer Dichter in Gesellschaft mit einem anderen Mitredakteur (etwa Reinhold Köstlin, der Dir die Theilnahme der älteren schwäbischen Dichter nicht unmöglich macht), gedacht habe. Ich war vorgestern deshalb bei Cotta, um vorläufig seine Gesinnung zu erforschen; er fand den Plan nicht verwerflich, bemerkte aber, er meine, ehe man neue Institute derart aufs ungewisse gründe, solle man lieber die alten unterstützen und so namentlich Du fürs Morgenblatt arbeiten, was Du an Erzählungen und Gedichten einem solchen Jahrbuch zuzuwenden hättest. Es bietet ja, meinte er, das Morgenblatt überdies ein anständiges Honorar, welches er für Dich zu erhöhen bereit wäre. — So stehen nun die Sachen; Cotta zeigte sich auch diesmal sehr eingenommen für Dich und ich kann für bestimmt sagen, daß er gewiß auch für Morgenblattarbeiten, wenn Du wünschtest, zu gleichbaldiger Bezahlung des Honorars zu bringen wäre. Schicke nun bald etwas und verfüge über mich, wenn Du etwa aus der Bibliothek zum Behuf einer Erzählung 2c. etwas bedürfen solltest. Ich sprach noch gestern darüber mit Hardegg und er war auch der Meinung, Du könntest Dir vielleicht die Produktion durch Anschließung an historische Stoffe, Memoiren u. drgl. bedeutend erleichtern und so in kürzerer Zeit und mit geringerem Kraftaufwand Erzählungen schaffen, die in unserer Litteratur doch Goldkörner sein würden. Doch Du wirst sagen, ich sei zu dringlich, darum breche ich ab, weiß ich doch selbst von meinen Arbeiten her, die der Poesie so ferne stehen, daß sich der Lust zur Produktion nicht gebieten läßt und sie oft lange Zeit auf kaum erklärliche Weise ausbleibt. Werde nur erst wieder recht gesund und komm mit dem Frühling einmal hieher. Hardegg wünscht es gleichfalls sehr und würde sich, wie er sagt, eine Freude daraus machen, wenn Du bei ihm die Wohnung nähmest und bis auf den Sommer bekommt ja wohl auch Freund Mährlen einen eigenen Herd.

Ich bin Dir freundlich verbunden für Deine Theilnahme an meinen Zuständen, ich bin in der Ungebundenheit und Unbestimmtheit aller äußeren Verhältnisse, in welcher ich jetzt lebe, wenig befriedigt, da meine bürgerliche Natur für eine solche Lage nicht gemacht ist, und, während sie von den Nachtheilen derselben leidet, ihre Vortheile sich nur wenig zu Nutze zu machen weiß.

Außer etwas mehr Begriff vom Theater, namentlich der Oper, von welcher ich bis dahin gar nichts wußte, habe ich hier kaum etwas profitiert. Für größere Gesellschaften und Bekanntschaften bin ich theils von Natur nicht, theils hat meine litterarische Stellung meinem geselligen Zusammensein mit Andern, oder vielmehr dem Benehmen Anderer gegen mich zum Theil die Unbefangenheit genommen; ich habe den Wunsch — Plan kann ich nicht sagen —, den Sommer irgendwo auf dem Lande zuzubringen.

Qui fit Maecenas wirst Du sagen. Ja wohl! Nun genug.

Magst Du mir wieder schreiben, so wird mich's wieder ebenso wie vor 10 Jahren freuen.

Leb wohl. Dein D. F. St.

Zur Erläuterung des Briefes Nr. V sei nur kurz bemerkt, daß das von Mörike in Gemeinschaft mit einem ehemaligen Stiftsgenossen Wilhelm Zimmermann im Jahre 1836 herausgegebene „Jahrbuch schwäbischer Dichter und

Novellisten" von dem ersteren das Märchen „Der Schatz" und zwei Gedichte gebracht hatte. Ein zweiter Band dieses Jahrbuches erschien nicht. Reinhold Köstlin ist derselbe, der im Jahre 1839 unter dem Decknamen C. Reinhold in den „Hallischen Jahrbüchern" einen großen, einsichtigen Aufsatz über „die schwäbische Dichterschule und Eduard Mörike" veröffentlichte. Das Cottasche Morgenblatt, das namentlich zu Ende der zwanziger Jahre viele Gedichte Mörikes zum ersten Male gedruckt hatte, brachte deren vier neue im Jahre 1838. Hermann Hardegg, der spätere Leibarzt des Königs, war ein bedeutender, allgemein geschätzter, von Strauß mit Humboldt verglichener Mann; mit Mörike verband ihn, der gleichfalls aus Ludwigsburg stammte, eine Freundschaft aus den Knabentagen her, die aber einen starken Riß bekommen hatte. Mörike beklagte das in seinem tief empfundenen Gedichte „An Hermann" und war sehr erfreut und erleichtert, als in den dreißiger Jahren das alte gute Verhältnis wieder hergestellt wurde.

Der Brief Nr. VI ist die Antwort auf ein Schreiben Mörikes, dem das große Hexametermärchen vom „Sicheren Mann" beigegeben war. Mörike war damals mit der ersten Ausgabe seiner Gedichte beschäftigt, die im Spätsommer 1838 bei Cotta erschien; in ihr wurde das „Märchen vom sicheren Mann" zum ersten Male gedruckt. Die Freunde mußten helfen, die handschriftlich weit verbreiteten Gedichte für die Sammlung herbeizuschaffen.

VI.

Stuttgart 8. Februar 1838.

Lieber Freund!

Wie sehr erfreute mich Dein freundlicher Brief und die Beilage als Zeichen, daß sich die „schwankenden Gestalten wieder nahen". Das Märchen ist allerliebst, und würde, obwohl freilich zu wünschen wäre, daß es unzerstückt erschiene, doch auch das Morgenblatt zieren. Wo willst Du's denn drucken lassen? Den Gedichten beigeben? Aber doch nicht ohne Entschädigung bei Cotta. Dieser sagte mir auch, er wünsche einige Deiner Gedichte als vorläufige Proben im Morgenblatt abdrucken zu lassen und werde dazu Deine Erlaubnis einholen. Als die schönste Partie im Märchen erschien mir die Geschichte von dem Aushängen und Einbinden der Thore. Der Schluß hat mich in dieser Gestalt nicht so befriedigt wie in der mündlichen Erzählung unserer Freunde. Diese ließen nämlich den Schwanz abgetreten werden, und den sichern Mann dann nichts weiter reden als: so, da wollen wir's zeichnen. Diese Form ziehe ich aus mehrern Gründen vor. 1) ist das schnellende Ausreißen mit der Hand ein zu großer Kraftaufwand, den der sichere Mann nicht nöthig hat: das ganz bequeme Abtreten steht ihm besser. 2. Macht er in der folgenden Rede zu viel Wesens von der Sache; Wesen davon sollte nur der Teufel und die Umstehenden machen, er selbst nicht aus seiner Gleichgültigkeit kommen. Dieser Contrast würde wirken. 3. ist das Bild von dem mit der Wurzel ausgerissenen Schwanz, dem Blut mir etwas zu widrig gewesen; ich hatte mir, im Zusammenhang mit der Vorstellung des Tretens nur ein Abbrechen weiter unten und dieß mehr nach Art des Abbrechens eines Eidexenschwanzes, wenigstens ohne Hervorhebung des Bluts gedacht. Verzeih dieß Einreden, vielleicht ist's nur die Gewöhnung an die frühere Form der Erzählung.

Hiemit folgen sämmtliche noch zu finden gewesene Gedichte; 2. die Stelle zum Motto. 3. Ein Buch von Seydelmann.

Wispels Gedicht über mich zu lesen bin ich sehr verlangend; ich habe schon so manche Prosa von verkappten Wispels über mich zu lesen gehabt und freue mich nun auch vom wahren Wispel Poesie zu bekommen.

Mit den besten Wünschen für Deine Gesundheit grüßt Dich

Dein D. F. Strauß.

Auf diesen Brief nimmt Strauß Bezug in einem am 28. Februar 1838 an Vischer gerichteten, der bei Zeller a. a. O. unter Nr. 40 gedruckt ist. Das „Märchen vom sicheren Manne" legt er Vischer unter dem Siegel der Verschwiegenheit bei und übt an ihm und Mörikes ganzer Dichterpersönlichkeit eine eingehende scharfe Kritik. „Die Erscheinung eines neuen Gedichts vom sichern Mann," schreibt er da, „wirkte auf mich wie ein Gespenst. So artig manches an der Poësie, so originell das Ding ursprünglich als Erfindung war, so muß man sich doch für den Mann schämen, der nach 15 Jahren noch an diesen Kinderschlotzern [d. h. Lutschbeutel für Kinder] nagt. Welche sonderbare Dürftigkeit bei größtem Reichthum! Ich hatte noch gestern ein Gespräch mit Köstlin über Mörike; wir kamen überein, daß er das specificum, was den Dichter macht, in einem Maße, wie nur wenige, z. B. in höherem, als etwa Schiller selbst, besitzt: und doch werde er nie ein großer Dichter werden." Von Strauß' Ausstellungen am „Sicheren Manne" machte Mörike keinen Gebrauch.

In Betreff Wispels, von dem im folgenden Briefe (Nr. VII) noch weiter die Rede ist, sei bemerkt, daß er gleich dem Professor Sicheré und dem von diesem sich mythologisch abzweigenden Sicheren Manne zu den von Mörike erfundenen typischen Figuren gehörte, die im Freundeskreise, etwa wie der Vischersche Schartenmaier, wohl accreditiert waren, und von denen man sich wie von Lebenden allerlei erzählte. Wispel, der als spindeldürrer Barbier im „Maler Nolten" und dem eingelegten Dramolett „Der letzte König von Orplid" eine nicht unbedeutende Rolle spielt, ist ein widerlich eitler und geckenhafter Wicht, der mit seiner witzigen Verschlagenheit, spitzbübischen Possenreißerei und Hasenfüßigkeit ein groteskes Gebilde darstellt. Mörike läßt ihn unvermittelt in seinen Briefen auftreten, erzählt von Besuchen, die jener ihm gemacht und läßt ihn Gedichte verfassen, von deren einem an Strauß gerichteten eben hier die Rede ist. Mir ist es in des Dichters Nachlaß nicht vorgekommen, und ich vermag auch sonst über seinen Inhalt nichts anzugeben. Karl Fischer berichtet in seiner Lebensbeschreibung Mörikes (S. 123 f.) von einem handschriftlichen Bändchen Wispelscher Gedichte unter dem bezeichnenden Titel: „Sommersprossen von Liebmund Maria Wispel, Bel-Esprit, Lettre de cachet etc. etc. Creglingen, zu haben bei dem Verfasser 1837"; es ist wahrscheinlich, daß sich unter den elf Stücken dieser Handschrift auch das an Strauß gerichtete Wispel-Gedicht befindet. Mörike sandte es alsbald an Strauß, der es nach dem angeführten Brief an Vischer (Zeller a. a. O., Nr. 40) diesem mitteilte. Damit ging Vischer zugleich auch der nächste Brief Mörikes an Strauß zu, der auf demselben Blatte stand.

Wir gehen nunmehr zu dem letzten Schreiben des Jahres 1838 über.

VII.

Lieber Freund!

Es ist unartig von mir, ich weiß es, daß ich Dir Deinen letzten Brief so lange nicht beantwortet und namentlich für den trefflichen Wispel nicht bälder gedankt habe. Allein wer kann gegen die März- und April-Fröste, welche die eben hervorkommende Saat von Brief-Stimmungen und Gedanken immer wieder zerstören? Kurz, Du darfst glauben, daß ich mich gründlich entschuldigen könnte, wenn ich nicht für besser hielte, die Todten ruhen zu lassen. Vielleicht hat Dich Jul. Hartmann indessen von mir gegrüßt, mit welchem ich viel von Dir gesprochen habe.

Nun aber kann ich Dir Deinen vorigen Brief nicht einmal eigentlich beantworten; denn ich habe ihn gar nicht; so viel ich weiß, ist er jetzt in Ludwigsburg bei unserer Freundin Kaufmann [so]. Denn da ich den Wispel nothwendig verschiedenen für das Schöne empfänglichen Seelen mittheilen mußte, dieß aber nur im Autograph geschehen konnte, welches auf den anderthalb letzten Seiten des Briefs sich befand, den Brief aber mitten im Zusammenhang auseinander zu schneiden mir zu hart vorkam: so schickte ich den ganzen Brief unsrem Freund Kauffmann auf den Aßberg und dieser schickte ihn, wie er mir schrieb, seiner Frau. Hoffentlich Alles nicht gegen Deinen Willen. Kauffmann befindet sich recht wohl und gefaßt auf'm Aßberg, er ist fleißig und komponirt namentlich viel, wie er mir schreibt.

Mit Vergnügen habe ich aus einem Blatt von Dir an Mährlen gesehen, daß Deine Gedichte nun gedruckt werden. Ich hoffe von der Erscheinung derselben viel für die Anerkennung Deiner Muse und namentlich auch für ein weiteres Bekanntwerden Deiner früheren Arbeiten. Hoffentlich wirkt dieß denn auch auf Dich selbst erfrischend und ermuthigend zurück. Denn obwohl ich im Allgemeinen denjenigen der schon etwas hat drucken lassen, im Verhältniß zu dem, welcher nicht, mit einem Menschen vergleiche, dem ein offnes Schuhband oder so etwas hinunterhängt, worauf ihn nun Jeder, dem es einfällt treten kann: so gereicht doch solches Treten nicht immer zum Fall sondern oft auch zur Einleitung angenehmer oder interessanter Bekanntschaften. Für ein kleines Gedichtchen von nur 2 Versen, Lied eines Jägers überschrieben, das etwa im Februar im Morgenblatt stand, laß Dich noch ganz besonders loben; ich hab's gleich auswendig gelernt, und erst letzthin dem Mährlen, als wir an einem freundlichen Tage auf den Fildern spaziren fuhren, vorgesagt.

So viel mir Mährlen mittheilte, hat er Dich zu einem Besuch in Stuttgart eingeladen. Geh doch ja auf diesen Gedanken ein. Du kannst bei Mährlen oder auch Hardegg, der diesen Wunsch mit dem Anfügen ausgesprochen hat, daß Du ganz ungenirt bei ihm sein solltest, logiren und glaub nur, daß Du hier eine große Gemeinde von Verehrern und wieder eine kleine ausgewählte von Freunden hast. Nimm das Frühjahr dazu; in etwa 14 Tagen verreist Mährlens Braut, dann wäre dieser völlig frei. Ich würde mich sehr freuen, einmal wieder längere Zeit mit Dir umzugehen und Du solltest gewiß nicht finden, daß mich die Kritik ausgetrocknet und unempfänglich für's Poetische auch im Leben gemacht hätte.

Herzlich grüße ich Dich Dein D. F. Strauß.

Stuttgart den Tag nach Georgii 1838.

Sr. Hochwürden
Herrn Pfarrer Mörike
in
Kleversulzbach
O. A. Neckarsulm.

Zur Erläuterung dieses Briefes im Einzelnen sei bemerkt, daß Julius Hartmann, ein Pfarrer, und Friedrich Kauffmann, der spätere Professor der Mathematik am Gymnasium zu Stuttgart und treffliche Komponist, namentlich auch Mörikescher Gedichte, der mit einer Schwester Friedrich Lohbauers verheiratet war, ebenfalls Mitglieder des Freundeskreises bildeten, über die ich in meiner Mörike-Biographie eingehender gehandelt habe. Kauffmann befand sich damals aus politischen Gründen auf dem Hohenasperg in Haft. Das „Jägerlied" („Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee") erschien 1838 in Nr. 38 des Morgenblattes zum ersten Male gedruckt. Der Tag nach Georgii ist der 24. April. Der Einladung nach Stuttgart kam Mörike erst im Winter dieses Jahres 1838 nach.

Der nächste Brief[1]) folgt wiederum nach einer langen Pause von neun Jahren.

VIII.

Lieber Freund!

Da es einem Autor, wie ich an mir selber weiß, immer Freude macht, über seine Arbeiten eine, wenn auch noch so unbedeutende freundliche Stimme öffentlich zu vernehmen, und ich nicht weiß, ob Du die „Allg. Ztg." liesst, so erlaube ich mir, Dir hiebei die kurze Anzeige zuzusenden, die ich über die zweite Auflage Deiner Gedichte in dieselbe habe einrücken lassen. Nachdem ich lange genug dem Publicum gegrollt hatte, daß diese so lange nicht nöthig werden wollte, war ich um so angenehmer überrascht, wie ich sie endlich in Wirklichkeit vor mir sah. Mein herzlichster Wunsch ist nun, daß Deine Gesundheit sich befestigen möge, über welche in Deinen letzten Mittheilungen an Kerner und Kauffmann keine günstigen Nachrichten enthalten waren. Frau Kauffmann hat das dankenswerthe Geschäft auf meinen Wunsch übernommen, Dir über meine häuslichen Verhältnisse an meiner Statt so viel zu schreiben als zur Verständigung nothwendig war, und ich sehe mit Vergnügen aus Deiner mir mitgetheilten Antwort, daß Dich diese leidigen Geschichten nicht an mir irre gemacht haben. Ich setze nur hinzu, daß dieser Schritt so unüberwindlich schmerzlich er für mich war und noch ist, wenn ich nicht geistig vollends ganz erstickt werden wollte [so].

Diesen Sommer habe ich mich neben diesem Kummer im eignen Leben fast ausschließlich mit dem Leben unseres Landsmanns und halben Ludwigsburgers Schubart beschäftigt, und diese Beschäftigung hat mir gemüthlich äußerst wohl gethan. Ich habe nacheinander und an verschiedenen Orten gegen dritthalbhundert Briefe von ihm, fr. Frau, dem Oberst Rieger zusammengebracht, sie geordnet, für den Druck gesichtet und mit eigenen Abhandlungen durchflochten. Etliche Proben hast Du vielleicht im Morgenblatt, Ende Sept. und Anfang Oktobers gefunden. Das Ganze soll nun demnächst unter die Presse.

[1]) Nach Ablieferung des Manuskripts fand ich in Zürich bei Frau Professor Jacob Bächtold noch ein weiteres, undatiertes Briefchen von Strauß an Mörike aus dessen Cleversulzbacher Zeit, das mir aber des unbedeutenden Inhalts wegen den Abdruck nicht zu verdienen scheint. Es spricht von dem Verkehr zwischen Weinsberg, wo Strauß sich gerade aufhält, und Mörikes Pfarrsitz und schließt: „Es ergehet daher an Dich meine Bitte womöglich diesen Abend hieherzukommen, damit wir uns einmal wieder sehen und aussprechen." Eine herzlich gehaltene Nachschrift Justinus Kerners stellt dem Cleversulzbacher Freunde für diesen Besuch „wieder" sein Gefährt zur Verfügung.

Nie gehe ich auf der Straße nach Weinsberg an der Stelle vorüber, wo der Weg nach Erlenbach sich abzweigt, ohne meiner Gänge mit Kauffmann u. A. nach Kleversulzbach zu gedenken, und zu wünschen, daß Du noch dort hausen möchtest. Jetzt bist Du gar zu weit entfernt, und da Du öfters auch aus Mergentheim abwesend bist, so ists mit Besuchen allzu unsicher, wenn man's nicht vorher bestellte, was dann wieder etwas Hemmendes hat, das mir wenigstens nicht behagt. Es scheint aber, Du bist gern in Mergentheim und die Nähe Hartlaubs, den ich freundlich zu grüßen bitte, erhöht diese Annehmlichkeit. Mein Bleiben wird auch nicht mehr lang hier sein, nur hängt das Wann und Wohin noch von allerhand Umständen ab.

Nun leb wohl, lieber Freund und hauptsächlich gesund, empfiehl mich Deiner Fräulein Schwester und behalte in freundlichem Andenken

Deinen unverändert ergebenen
D. F. Strauß.

Heilbronn 11 Dec. 1847.

Herrn Pfarrer Eduard Mörike
Hochwürden in
frei Mergentheim.

Die Besprechung von Mörikes Gedichten, auf die Strauß verweist, steht in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 4. Dezember 1847 und ist nur mit D. gezeichnet. Sie ist sehr warm und anerkennend gehalten, nur verwahrt sich Strauß gegen die Anwendung des Senars bei Mörike. Die Bemerkungen über Strauß' häusliche Mißverhältnisse gehen auf die Lösung seiner Ehe; über das Verhältnis der Gatten hatte sich Mörike aus eigener Beobachtung sehr fein und verständnisvoll bereits in einem langen Schreiben an Hartlaub vom 20. März 1845 ausgelassen (gedruckt von Jacob Bächtold in der „Deutschen Rundschau" 1884, Bd. XLI, S. 276 ff.). „Schubarts Leben in seinen Briefen" erschien 1849 in 2 Bänden; die genannten Proben aus dem Buche finden sich im Morgenblatt des Jahres 1847, und zwar vom 14. bis zum 17. Juli (Nr. 167—170), vom 25. bis zum 28. September (Nr. 230—232) und vom 2. bis zum 6. Oktober (Nr. 236—239). Strauß verließ Württemberg Ende 1848, um zunächst in München seinen Wohnsitz zu nehmen. Hartlaub lebte damals als Pfarrer zu Wermutshausen.

Wiederum neun Jahre liegen zwischen dem achten und dem neunten der vorliegenden Briefe. Strauß schrieb ihn im Januar 1856 aus Heidelberg, wo er sich nach wechselndem Aufenthalt in München, Weimar und Köln im Winter 1854 niedergelassen hatte; Mörike empfing ihn in Stuttgart, wo er seit 1851 als Lehrer am kgl. Katharinenstift eine winzig kleine Stelle versah. Strauß dankt darin für die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag", die nach erstmaligem Abdruck im Morgenblatt während des Juli und August 1855 noch in demselben Jahre auch in Buchform erschienen war. Gewidmet war sie Mörikes musikalischen Freunden Friedrich Kauffmann und dem im folgenden Briefe genannten Louis Hetsch, der damals als Musikdirektor in Mannheim wirkte und der sich gleichfalls durch Komposition zahlreicher Mörikescher Lieder bekannt gemacht hat.

IX.

Lieber Freund!

Vorigen Samstag, wo ich in Mannheim war, die Jupitersymphonie zu hören, übergab mir Freund Hetsch das mir von Dir bestimmte Exemplar Deiner Mozartsnovelle. Ich hatte sie bereits vorigen Sommer im Morgenblatt gelesen, und mich sowohl der leichten anmuthigen Composition als der feinen Beobachtungen über Mozarts Eigenthümlichkeit gefreut. Es wäre sehr artig, wenn Du uns mit noch mehr solchen kleinen Bildern aus dem Leben des Meisters erfreuen wolltest.

Wo ich auch sein mag, bester Mörike, suche und finde ich Liebhaber Deiner Muse, und fühle mich dann erst einheimisch wenn ich solche gefunden habe und mich mit ihnen von Dir unterhalten kann. So fand ich in Köln den guten Wolfgang Müller, der seine Anhänglichkeit an Dich seitdem auch öffentlich (in der Kölnischen Zeitung) ausgesprochen hat. Wenn Du auch vor „einer Emma v. Niendorf", wie er sie Dir zur Aufzeichnung Deines täglichen Lebens wünscht, billig das Kreuz machst, wie ich es beim Lesen des Artikels machte, so ist dieser doch wohl gemeint, wie der ganze Mann eine gute, ehrliche Haut ist.

Durch Müster lernte ich in Bonn einen Dr. Delius kennen, der sich in der Shakespeare-Literatur einen Namen gemacht hat; der nahm, wie ich bei ihm war, 2 Bände von seinem Bücherschrank und sagte: Da steht auch ein Landsmann von Ihnen: es war Maler Nolten, den er sehr hoch hielt, die Lieder insbesondere, von denen er den hübschen Ausdruck brauchte, sie seien, wie wenn der Verfasser sie nicht gemacht, sondern irgendwo gefunden hätte.

Auch hier sind meine nächsten Freunde zugleich Liebhaber Deiner Dichtungen, und von Berlin brachte mir kürzlich einer von diesen, Dr. Kuno Fischer, die Nachricht, daß er mit dem Philologen Moritz Haupt auf Dich zu sprechen gekommen, und dieser geäußert habe, daß er Gedichte wie: Früh wenn [so] die Hähne krähn, den schönsten Goetheschen an die Seite stelle.

Siehst Du, so freue ich mich, daß Dein Lorbeer grünt und fortwächst. Nicht minder aber habe ich mich die Zeit her Deines häuslichen Glücks gefreut, und daß Du auch da ein frisches, junges Zweiglein getrieben. Und nun höre ich gar, daß der Hof anfange, Deinen Pflanzungen seine Sonne scheinen zu lassen; welches ich dieser Sonne, die sonst lieber über Ungerechte als über Gerechte zu scheinen pflegt, sehr hoch anrechnen will, ohne zu fürchten, daß Freund Mörike in der „Hofluft" ein Anderer werden könnte. Denn man mag sagen, was man will: ursprünglich gehören Fürst und Dichter zusammen, und es fehlt in der Regel an Beiden, wenn sie einander nicht wohl bekommen.

Was nun mich betrifft, so bin ich jetzt seit mehr als einem halben Jahre hier, und mit meinem Aufenthalt wohl zufrieden. Das lebendige Würzelchen, wodurch ich hier angewachsen bin, ist mein Töchterlein, das ich einem hiesigen Institut anvertraut habe, während der Knabe mit 2 Jungen meines Kölner Bruders in Öhringen bei einem braven Präceptor ist. An passender Gesellschaft fehlt es hier nicht, und ich darf mich rühmen, daß ich in der besten lebe.

Aber die alten Freunde zerstreuen sich mehr und mehr. Vischers Abgang nach Zürich hat mir sehr leid gethan. Für Tübingen ist er nicht zu ersetzen, und der Schweizer Boden zu hart für den Samen, den er ausstreut. Er selbst ist wenigstens mit den geselligen Verhältnissen zufrieden; doch hat er nun dort die Rothen, wie bei uns die Pietisten auf dem Hals. Den alten Käfer habe ich vor anderthalb Jahren noch gesprochen und stehe mit ihm fortwährend im Briefwechsel.

Wenn sich Einer von unsern Freunden trefflich und gediegen gemacht hat, so ist es Käferle. Und dabei lebt er mit einer lieben guten Frau und wohlgerathnen Kindern auf seinem Berge wie ein Patriarch. Von Hartlaub verspricht sich Hetsch einen Besuch, wovon ich auch einen Antheil erwarte. Und wirst denn Du selbst nicht einmal mit Deiner l. Frau den Neckar herabschwimmen? Ich wollte

mir alle Mühe geben, Euch als Führer behülflich zu sein, obwohl man hier nur Augen braucht und Beine und ein Herz, aber keinen Führer um sich zu freuen.
Leb wohl und behalte lieb Deinen getreuen D. F. Strauß.
Heidelberg 19 [29.?] Jan. 1856.

Die in dem Briefe genannte Emma von Niendorf, die unter diesem Namen große schriftstellerische Fruchtbarkeit entwickelnde Gattin des Obersten von Suckow zu Stuttgart, hatte auch Mörike in ihr weites, schwärmerisches Herz geschlossen. Sie hatte ihn in Cleversulzbach besucht und diesen Besuch nach ihrer überspannten, nicht gerade sehr taktvollen Art im Morgenblatt des Jahres 1839 (Nr. 72) haarklein beschrieben. Christian Käferle hauste damals in dem hochgelegenen Dörfchen Dobel. Friedrich Vischer war 1855 an das Polytechnikum in Zürich gegangen, von wo er 1866 nach Tübingen zurückkehrte. Mörikes „häusliches Glück" beruhte auf seinem ihm im Jahre 1855 geborenen ältesten Töchterchen Fanny, dem 1857 Marie folgte. „Mörikes späte Vaterfreuden sind rührend", schrieb Strauß dazu an Kauffmann. Seine eigenen Kinder, von denen er spricht, sind Georgine und Fritz.

X.

Darmstadt 29 Merz 1866.

Hier, lieber Freund, kann ich Dir einmal wieder ein Büchlein schicken mit der Hoffnung, daß es Dir im Lesen unterhaltend sei. Meine Produktion auf diesem Felde ist großentheils so offiziniell, auf Nießwurz, Rhabarber u. dgl. für die solcher Mittel Bedürfenden gerichtet, daß ich gesunden Freunden nichts davon präsentiren kann. Allein nebenher producirt der Apotheker doch auch Pfeffermünz und Kraftküchlein, rothe und weiße, allenfalls ein Gläschen Liqueur dazu, womit sich eher einem Freunde aufwarten läßt. Also nimm Dir eben von dem Teller was Dir taugt und mundet, und laß nachsichtig liegen, was mißrathen ist.

Der Überbringer dieses Büchleins ist mein Sohn*), den ich längst schon, seinem Wunsche nachkommend, selbst bei Dir eingeführt hätte, wären wir einmal zu gleicher Zeit in Stuttgart gewesen. Meine Kinder (die Tochter ebenso, die heute noch bedauert, Dich vor 1½ Jahren, als sie auf ihrer Hochzeitsreise Dich mit ihrem Manne besuchen wollte, nicht getroffen zu haben.), meine Kinder, sage ich, sind von Klein auf so mit Deinen Dichtungen und den lebendigen Überlieferungen von Dir genährt worden, daß Du sie zu dem Nachwuchs der Gemeinde Deiner Verehrer zählen darfst.

Ich habe um die Mitte dieses Winters, so weit meine elenden Augen es gestatten wollten, d. h. langsam und in kleinen Pensen Deinen Maler Nolten wieder gelesen. Er war mir, wie meine eigenen Sachen aus jener frühen Zeit, ganz fremd, ich auch in vieler Hinsicht ein Anderer geworden, als ich war, wie er mich erstenmal begeisterte: aber er ergriff mich von Neuem nicht weniger, und weil mir der frühere Eindruck nicht mehr gegenwärtig war, erstaunte ich über die Gewalt der Poesie und der Sprache, die Du in diesem Jugendwerk entwickelst. Wenn es mit der Umarbeitung wovon Du mir einmal sprachst Ernst wird, spare doch ja das Messer!

---

*) Da er erst am Ende der Vacanz sich in Stuttgart aufhalten wird, sende ich Dir dieß durch Vetter Ruoff, und mein Sohn wird sich später erlauben, bei Dir anzuklopfen.

Mein herzlicher Wunsch ist, daß meine Botschaft Dich und die l. Deinigen wohl antreffen möge. Von mir kann Dir mein Sohn das Nähere sagen; ich füge daher nur noch die Versicherung unwandelbarer Liebe und Verehrung bei, womit ich bin Dein alter Landsmann und Freund

D. F. Strauß.

N. S. Dieser Tage schickte mir Mährlen durch Künzel einen Brief von Hocheisen mit einem köstlichen Urtheil über Schenkel. Das ist das Treffendste, was mir über diesen Handel zu Gesicht gekommen, und ich bin dem Freunde für die Mittheilung bestens dankbar.

Vor dem zehnten Briefe liegt eine Zwischenzeit von zehn Jahren. Strauß lebte, als er ihn schrieb, und zwar seit dem Herbst 1865, zu Darmstadt, Mörike, als er ihn empfing, im letzten Jahre zu Stuttgart. Das beigefügte Buch ist vielleicht der zweite Band der „Kleinen Schriften", der mit der Jahreszahl 1867 zu Berlin erschien.

Die Bemerkung über Schenkel meint den Heidelberger Theologieprofessor, dessen im Jahre 1864 erschienenes „Charakterbild Jesu" zahlreiche Angriffe hervorrief; gegen ihn und Hengstenberg ist Strauß' Schrift „Die Halben und die Ganzen" (1865) gerichtet. Hocheisen und Künzel sind weniger bedeutende Mitglieder des Freundeskreises.

XI.

Darmstadt 12 Juli 1867.

Lieber Freund!

Die heut im Schwäbischen Merkur zu lesende Ankündigung der neuen Auflage Deiner Gedichte erinnert mich daran, daß ich Dir für deren Zusendung durch die Verlagshandlung noch meinen Dank zu sagen habe. Dieselbe hat mir in mehr als einer Hinsicht große Freude gemacht. Daß Du dabei meiner freundlich gedacht, Dir vorgestellt hast wie mich eine solche Gabe aus Deiner Hand freuen würde, that mir innig wohl. Denn für Dich und Deine mir so theure Muse war mir deren mehr und mehr wachsende Anerkennung hochwillkommen. An der Einrichtung des Buches aber fiel mir gleichfalls Manches angenehm ins Auge. Erstens, daß es wieder eine Ausgabe in 8°, keine Miniaturausgabe mehr ist, da ich, wie die alten Weiber, auf ein Gesangbuch mit grobem Druck angewiesen bin. Dann interessirten mich sehr die Jahreszahlen vor den Gedichten im Register. Warum nur unser Meister Goethe einer chronol. Anordnung seiner Gedichte so abgeneigt war? Da doch lyrische Gedichte, und die seinigen am meisten, immer confessions sind. Und welche artige Bemerkungen ergeben sich außerdem noch aus jenen Zahlen. Z. B. daß es auch für den Dichter wie für den Winzer besondere Segensjahre gibt.

Vergleiche ich die neue Auflage im Einzelnen mit den früheren — von denen mir jedoch die 3te durch die Tochter entführt ist — so bietet sie theils Vermehrungen, theils Ausmerzungen, theils Veränderungen, und Du erlaubst mir, in jeder dieser Beziehungen Dir ein vertrauliches Wort zu sagen. Die Vermehrungen heiße ich sammt und sonders willkommen und freue mich, daß auch die steigenden Jahre Dir noch so frische, jugendliche Blüthen, wie z. B. das allerliebste: „Jedem das Seine", gebracht haben. Der „Besuch in der Karthause" ist für mich durch den elegischen Humor, der darin wie in noch manchen andern Stücken Deiner spätern Jahre waltet, von unendlichem Reiz. Aber auch die kleinern Gedichte an Personen sind bis zum kleinsten herab beseelt und durch die reinste Form geadelt.

Über die köstlichen Bebenhäuser Epigramme habe ich Dir ja schon mündlich meine Freude bezeigt.

Ein und andere Kleinigkeit hast Du ausgemerzt; es mag sein; obwohl mir z. B. der „Lückenbüßer" seine Lücke immer ganz gut zu büßen schien.

Mit den Verbesserungen, lieber Alter, weißt Du ja wohl noch aus einer mündlichen Unterhaltung in Betreff des Maler Nolten, daß ich ein wunderlicher Kauz bin. Vielleicht ist's eigener Schaden, der mich auch Andern gegenüber, die ja möglicherweise die Sache besser zu machen versuchen, so mißtrauisch gemacht hat. Allein auch schon aus allgemeinpsychologischen Gründen — wenn ich vor dem zweiten Gedicht Deiner Sammlung die Jahreszahlen 1822. 1865 stehen sehe, muß ich fragen: kann ein Dichter glauben, daß er ein Gedicht, das er mit 18 Jahren gemacht, mit 60 Jahren retouchiren könne? Für mich hast Du aus diesem Gedicht etwas entfernt, das ihm nicht fehlen darf, und etwas hineingesetzt, was zum Uebrigen nicht stimmt. Du wirst sagen: das von dem Regenbogen in den verschiedenfarbigen Regenschirmen, war ein kindischer Gedanke. Aber, Lieber, das darf und soll er ja an seiner Stelle sein. Und in dem, was Du an die Stelle setztest, vom Spiel in Büttnermeisters Höfchen, ist es Dir begegnet, die Augenpunkte zu verwechseln. Euch beiden jungen Leutchen, wie ihr unter dem Schirm zusammen gienget, waren jene Kinderscenen noch nicht so entfernt, wie sie sich in dem „Weißt Du noch" darstellen, das vielmehr ganz aus dem Standpunkt des Dichters, und zwar nicht einmal des Dichters vom Jahr 1822, sondern dessen vom Jahr 1865, gesprochen ist. So hast Du auch dem Gedicht No: 4 „Der junge Dichter", eine Jugendlocke abgeschnitten (dem Absatz: „Oder Mädchen, sage mir",) die ihm in meinen Augen trefflich stand, und deren Fehlen jetzt das „Nichtbegreifen" des Mädchens um seine rechte Veranlassung bringt. — Doch genug, und vielleicht schon zu viel; wenn nichts Anderes, so magst Du daraus wenigstens das ersehen, wie lieb mir jedes Wort Deiner Gedichte gleich von Anfang an geworden ist, daß mir jede Aenderung daran ans Herz greift.

Es ist schade, daß uns so selten Gelegenheit wird, uns zu sprechen; das letztemal war es für mich viel zu kurz, und ich wäre gerne des andern Tags wiedergekommen, hätte ich nicht gefürchtet, Dich zu belästigen. Im Oktober beabsichtige ich von hier ab nach München zu ziehen; man ist in Darmstadt doch allzusehr auf dem Sand. Darunter zu liegen, gienge eher.

Findest Du einmal ein Viertelstündchen mir zu schreiben, so könntest Du mich wohl in Kenntnis setzen, wo denn die gewesene Karthause zu suchen ist.

Adieu, Lieber. Sage Deiner l. Frau und Schwester meine besten Grüße und sei der innigsten Anhänglichkeit versichert von

Deinem alten Freund und Landsmann
D. F. Strauß.

Der letzte der vorliegenden Briefe traf Mörike in Lorch, wo er nach seiner zweiten Pensionierung sich zunächst angesiedelt hatte. Strauß machten damals seine schwachen Augen viel zu schaffen; vom groben Gesangbuchsdruck, auf den er angewiesen sei, hatte er schon am 21. Januar 1864 an Rapp (Zeller a. a. O., Nr. 462) geschrieben. Von Strauß' feinen Bemerkungen zu den einzelnen Gedichten, besonders zu der „Erinnerung", hat Mörike sich nichts zu Nutze gemacht.

Ein späterer Brief von Strauß an Mörike als dieser elfte ist mir nicht vorgekommen. Er bedeutet einen guten Abschluß und Ausklang. Auch gesehen haben sich die Freunde späterhin schwerlich noch einmal. Am 8. Februar

1874 starb der jüngere von ihnen, nach langem Leiden, aber doch plötzlich. Vier Tage vor seinem Ende bemerkte er noch in einem Briefe an Rapp: „Ich bin auch brieflich ein spröder Mensch, dem sich nicht leicht die Zunge löst." Um so bezeichnender und wertvoller ist der herzliche Ton gegen Mörike. Als sein letztes Geschenk an diesen bestimmte Strauß auf dem Sterbebette einen schönen bronzenen Lampenfuß. Tief bekümmert vernahm der Dichter die Kunde vom Tode des alten Jugendfreundes, und es war ihm eine schmerzliche Entbehrung, seines leidenden Zustandes wegen nicht zur Bestattung nach Ludwigsburg fahren zu können.

Zwar erst nach dem Abdruck der vorstehenden Briefe, aber zum Glück nicht zu spät für diese Publikation erhalte ich Gelegenheit, dem Doppelbilde Strauß-Mörike noch eine wertvolle Ergänzung und Abrundung zu geben. Ich vermag nämlich auch einen Brief des Dichters an den Denker beizubringen. Zwar keines der regelrechten Korrespondenzschreiben, deren Verbleib mir immer noch unbekannt ist, aber vielleicht etwas Hübscheres: einen Brief, den Mörike im Namen Joseph Haydns an Strauß gerichtet hat. Wie jener den alten Meister mit der reinen Klarheit seiner unerschöpflichen Melodik, mit seinem quellfrischen, erfindungsreichen Humor und nicht zuletzt auch mit seinem liebenswürdig-altfränkischen Zöpfchen liebte, das beweisen unter anderem ein Epigramm seiner Gedichte und eine große Zahl von Briefstellen aus jungen und alten Tagen. Ja, auch im „Mozart auf der Reise nach Prag" macht er sich das Vergnügen, ein Briefchen des Musikpatriarchen an den jugendlichen Meister des „Don Juan" zu fingieren. Und Mörike wußte auch sehr wohl, warum er gerade zu Strauß in der Maske Haydns kam. Sie teilten beide die liebevolle Begeisterung für jenen; der musikalisch sehr feinfühlige Strauß hatte gleichfalls auf vielen Blättern seiner Briefe und seiner Bücher, besonders auch in den „Kleinen Schriften", laut und freudig von seinem Liebling gezeugt, und von seinen im Jahre 1851 entstandenen, dem Komponisten Kauffmann zugeeigneten „Musikalischen Sonetten" (Schriften, Bd. XII, S. 110 ff.) gilt das vierte dem Schöpfer der „Schöpfung".

Jenes Sendschreiben nun ist undatiert, aber leicht zu datieren. Es geht von Straußens Buch „Der alte und der neue Glaube" aus und wird bald nach dessen Erscheinen, d. h. nach dem Herbst 1872, abgefaßt worden sein. Mörike knüpft darin zunächst an die „Zweite Zugabe" zu dem Werke, überschrieben „Von unsern großen Musikern", an (Abschnitt 102—112; Schriften, Bd. VI, S. 231 ff.), wo Strauß der Musik im allgemeinen und ihren großen klassischen Meistern, Haydn, Mozart und Beethoven, im einzelnen seine Huldigung darbringt. Daß dabei an Beethovens überschäumender Selbstherrlichkeit zu Gunsten von Mozarts harmonischer Geschlossenheit ein wenig gemäkelt wird, entspricht ganz der Auffassungsart des Strauß-Mörike-Kauffmannschen Kreises. Strauß steht wie Mörike in musikalischer Beziehung völlig auf dem Boden des „alten Glaubens", wie der Dichter in seinem Briefe die klassische Tonkunst nennt, im Gegensatz zum „neuen Glauben", der Programm- und

„Zukunfts"-Musik, der beide durchaus ablehnend und — wie wir heute sagen, aber auch wohl begreifen müssen — verständnislos gegenüberstanden. Beide Freunde haben in ihren Schriften und Briefen aus diesem Bekenntnis kein Hehl gemacht; es sei nur daran erinnert, daß der Dichter seinen „Mozart" schon von den falschen Propheten hatte reden lassen, die im Laufe der nächsten sechzig, siebzig Jahre aufstehen würden: es unterliegt keinem Zweifel, daß Mörike damit unmittelbar auf Richard Wagner und Franz Liszt anspielen wollte.

Um vergleichsweise auch noch einen anderen zeitgenössischen Dichter heranzuziehen, so dachte der leidenschaftliche Musikfreund Grillparzer ganz ähnlich über diese Dinge. Auch er, in Mozarts Todesjahr geboren, sah in dessen kristallklarer Schönheit den unerreichten Höhepunkt der Tonkunst. Auch er hatte an Beethoven mancherlei zu bemängeln; namentlich in den letzten Symphonien und Quartetten fand er viel Maß- und Zügellosigkeiten, und selbst in seiner preisenden Grabrede auf den größten deutschen Musiker läßt Grillparzer diesen beim Eintritt in Elysium von Bach freundlich begrüßt werden, obwohl er „die Gebote verletzt" habe. Volle Feindschaft brachte der Dichter Richard Wagner entgegen. Der Gedanke des „Kunstwerkes der Zukunft" mußte ihm, der einmal ein Buch „Rossini oder über die Grenzen der Musik und Poesie" plante, allerdings Entsetzen erregen, und es fehlt denn auch in seinen Werken nicht an den heftigsten Ausfällen gegen den Vertreter dieses „Neuen Glaubens". — Heines, Richard Wagner und Franz Liszt verspottendes Gedicht „Jung-Katerverein für Poesie-Musik" ist ja gleichfalls bekannt.

Wie Strauß in seinem die Anregung bietenden Buche von der Theologie in die Kunst hinübergreift, so begibt sich Haydn-Mörike in seinem Schreiben vom musikalischen auf theologisches Gebiet. Wir sehen: der Dichter hat jedenfalls von diesem dogmatischen Werke seines Freundes Kenntnis genommen, und er nimmt in diesem Falle auch keinen Anstand, seinen Widerspruch dagegen an den Tag zu legen. Allerdings nicht als Zelot mit Polemik und Widerlegung, sondern echt mörikisch: in liebenswürdiger Umhüllung, fein und mild. Daß ihm das Buch — mit gutem Grunde! — höchst unsympathisch ist, verleugnet sich dennoch nicht. Besonders bekreuzte sich der gute Mörike vor der Deszendenztheorie, die Strauß verficht; wenn dieser im 52. Abschnitt seines Werkes mit Ernst Haeckel für die Möglichkeit der generatio aequivoca eintritt oder im 54. Abschnitt Darwin ob seiner Lehre als „einen der größten Wohltäter des menschlichen Geschlechts" preist, so widerstrebte dem alles in Mörike, dem Geistlichen, dem Menschen und dem Dichter. Seine Art, das Thema auf das Gebiet der Musik hinüberzuspielen, um die These ad absurdum zu führen, ist fein und geistreich genug. Um den Versuch einer wissenschaftlichen Befehdung und eines sachlichen Austrags ist es dem Dichter natürlich keineswegs zu tun, der die Sphärenharmonie des Pythagoras in die Debatte einführt und die auf die Spitze getriebene Lehre der Abstammung des Menschen vom Affen mit einer parodierenden Variante aus der ersten Ode des Horaz abtut. Milder kann wahrlich keine Buß- und Kontroverspredigt sein als dies Zeugnis einer echt dichterischen Weltanschauung, der es vor der Öde des Materialismus

graut und vor der Gefahr, das „höchste Glück der Erdenkinder", die Persönlichkeit, einzubüßen. Hier spricht ein Künstler überzeugend von seiner inneren Welt Entstehung, die er so ganz anders findet als die von Forschern und Denkern gelehrte Entstehung der äußeren.

Aber der unüberbrückbare Gegensatz trübt dem Dichter nicht den Blick für den schriftstellerischen Wert der Gesamtleistung und viele schöne Einzelauseinandersetzungen, denen er voll gerecht zu werden sich bemüht. So haben ihm Stellen wie die folgende des 81. Abschnittes besonders wohlgefallen: „... Wie dürfen wir Deutschen uns glücklich preisen, daß infolge der Taten und Ereignisse der letzten Jahre die Dynastie der Hohenzollern auch über die preußischen Grenzen hinaus in allen deutschen Landen, allen deutschen Herzen tiefe, unaustilgbare Wurzeln geschlagen hat." Für Strauß, dem, wie er seinem Freunde Käferle klagt, sein kleines Buch für seinen Lebensabend so viel Unruhe und Verdruß machte, war diese Mörikesche Stimme somit sicherlich eine der angenehmsten.

Nichts wissen will Mörike dagegen von den „Widerboschs", d. h. den Buschköpfen, die im künstlich verwirrten Haar ihr Genie zeigen wollen, und die mit „Schusterbletzen", d. h. mit Lappen und Flicken, wie sie in der Schuhmacherwerkstatt unter den Tisch fallen, ihre Blöße decken. Und ernstlich warnt er Strauß vor seinen jüngeren Anhängern und Gefolgsleuten. Er mag dabei Ernest Renan im Auge haben, der das Straußsche Buch in einem Briefe an Ritter „beau, grand, élevé" nennt (Zeller a. a. O. Nr. 557), und auf der anderen Seite Ernst Haeckel, der dem Verfasser ein Jahr darauf in der Vorrede zur vierten Auflage seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" huldigte und in Briefwechsel mit ihm trat.

Ich habe von dem durch obige Bemerkungen wohl zur Genüge im voraus interpretierten Briefe Kenntnis erhalten bei einem erneuten Einblick in die überaus wertvolle Autographensammlung des Herrn Bankier Alexander Meyer Cohn zu Berlin, dem ich für sein wiederholtes freundliches Entgegenkommen sowie für die bereitwilligst erteilte Publikationsbefugnis auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ausspreche. Ebenso danke ich Mörikes einziger überlebender Tochter, Frau Fanny Hildebrand zu Neu-Ulm, die den Abdruck des Briefes gütigst gestattet hat.

Das Autogramm stellt drei zusammengeheftete halbe Bogen in Klein-4° dar, wovon sieben Seiten beschrieben sind. Der Umschlag, der die gefalteten Blätter enthält, trägt von Mörikes Hand die Aufschrift: „Joseph Haydn an Dr. Fr. Straufs". Da das Papier minderwertig und schlecht beschnitten ist, werden wir es schwerlich mit dem an Strauß selbst gesandten Original zu tun haben. Dazu stimmt auch, daß es aus dem Besitz des bekannten Dichterfreundes und Dichterkorrespondenten Wilhelm Hemsen in den des Herrn Meyer Cohn übergegangen ist. Es handelt sich also wohl um eine Abschrift, wie sie der Dichter gern von einzelnen seiner kleineren Arbeiten anfertigte, um sie den Freunden mitzuteilen. Diese Blätter hat er wahrscheinlich für Hemsen selbst kopiert, mit dem er gut befreundet war.

Und nunmehr lasse ich das interessante Dokument folgen.

XII.

Werthester Herr Doctor!

Wir drei, Beethoven, der Mozart und ich, haben mit großer Freude vernommen, wie anerkennend Sie unsre Musik beurtheilen; es ist uns aber doch verwunderlich gewesen, daß wir alten Leute bei Ihnen so wohl angeschrieben stehen, der Sie daneben als der Prophet eines neuen Glaubens sich aufgethan; denn der musikalische Neuglaube wenigstens ist von ganz anderer Art als der unsrige; unruhig, stürmisch, zerrissen ist er, auf wilder Melodienjagd braust er über Stock und Stein, daß einem der Athem vom Zusehen ausbleibt, dahingegen bei uns es reinlich zugeht und auch da wo es mit Tönen wimmelt und wirbelt, eine Herrschaft vorhanden ist, welche die Sachen im Geleise hält und zur guten Stunde Frieden macht.

Freilich, unser Dritter und Jüngster im Bunde ist, wie er jetzt selber einsieht und daher Ihnen Recht giebt, ein paar mal auch in die Versuchung gekommen, über die Schnur zu hauen und solche Programm-Musik zu machen, bei der durch die Gedanken, welche heraus- oder hineinwollen, Gischt und Brandung im Tonmeer entsteht. Anfangs wollt er's uns nicht glauben, hat uns, namentlich mich, mit dem Zöpfchen aufgezogen, die unsern Compositionen anhängen; wir mußten ihm das freilich zugeben, haben aber unsre Revanche genommen an dem Widerbosch, der seine Locken in Unordnung zu bringen trachtete, und so sind wir nach und nach ganz einig worden, daher wir uns Ihres Urtheils gemeinschaftlich freuen, ich aber, als der Älteste, es gerne über mich nehme, Ihnen unsern warmen Dank für die guten und schönen Worte, welche Sie uns widmeten, auszusprechen.

Nun aber: Sie sprechen als Gelehrter und Schriftsteller über unsre Musik; da geben wir Ihnen die Ehre heim und sprechen als Musiker und Tondichter über Ihre Schrift. Sie huldigen, in der Musik[,] dem alten Glauben, wir prüfen Ihren neuen Glauben wenigstens in Einem Stück, wo er recht nahe mit dem zusammentrifft, was sich im Reich der Töne uns geoffenbart hat.

Erschrecken Sie nicht, wenn ich Ihnen als unsre gemeinschaftliche Ansicht eröffne, daß Ihre Weltanschauung und Ihr feinfühlendes Urtheil in musikalischen Dingen mit einander ganz und gar nicht stimmen; und wenn ich Ihnen sage, daß dies auch die Meinung unsrer alten Freunde, Gluck und Bach und Händel und Paläſtrina und noch vieler anderer ist, die einst als Meister aus dem Meer der Töne geschöpft und Unvergängliches gestaltet haben.

Hören Sie mich an! Aus der Urzelle soll — so lehrt die neue Naturphilosophie, an welche Ihr neuer Glaube sich anlehnt — das Alles sich von selbst entwickelt und gestaltet haben, was diese sichtbare Welt von Existenzen aufweist, und auch der Mensch zuletzt soll nur ein Product aus der langen, langen Selbstentwicklungsreihe sein, die mit der Zelle anfing und durch alle möglichen Übergänge hindurch bis zu ihm hin sich abgemüht hat.

Wenn das denn die wirkliche Welt ist und jene Ansicht die wahre Anschauung von der Welt, dann ist Musik nicht von dieser Welt, oder wenn sie es ist, dann ist sie das Einzige, was sich mit dieser Weltanschauung nicht zusammenreimen läßt, unvernünftig, unerlaubt, ein Fremdling ohne Heimathrecht.

Denn, wo hat je ein Ton sich zu einer Sonate, einer Symphonie entwickelt? — Diese Tonzellen, sie sind da, aber sie vermögen nichts als Lärm zu machen, bis Einer kommt, der sie ordnet, bindet, gestaltet; dann giebt's ein Angesicht, dann sprechen sie zu uns, und in uns klingt es mit.

Die Tonzellen b. a. c. h.[1]) — Bach läßt Ihnen sagen, er sei es, der sie in seiner Namensfuge zur lebendigen Bewegung geführt habe. Aber noch mehr:

---

[1]) Franz Liszt hat seine Orgelfuge über das Thema B A C H im Winter von 1854 auf 1855 komponiert und im Jahre 1855 veröffentlicht; er hat sie auch selbst später für Klavier übertragen. Ob dem Dichter diese Komposition bekannt war, muß ich dahingestellt sein lassen. (Anm. des Herausgebers.)

zergliedern Sie das einfachste Tonwerk eines Meisters, so finden Sie immer eine Verbindung von mehr als Einem Motiv; die Motive wachsen nicht auseinander heraus, sondern sie finden einander und gesellen sich unterwegs zu einander, es hat aber jegliches seinen eigenen Ursprung und taucht auf als aus einem ungesehenen Born. Ja, es giebt freilich Compositionen, worinnen ein einziger Gedanke zu Todt gequält wird, wenn's überhaupt einer war, wo „Schusterbletze" die Lücken füllen müssen, aber das ist eben keine Musik, sondern Stümperei. Und Stümperei wäre die ganze Welt, wenn sie in armer Langweiligkeit aus Einer Zelle oder aus Einem Motiv sich hätte in's Dasein herausquälen müssen. Aber so verhält sichs nicht. Kein rechtes Tonstück wob sich je aus Einem Faden, und immer wieder frisch und neu setzt das Leben ein, indem es zu Gestaltungen ausholt.

Herr Doctor! Wir sind jetzt an einem Orte, wo man die Sphärenmusik hört, die Musik, von der zu euch Gelehrten die alten Weisen sprechen, die Musik, welche uns unbewußt auf den Saiten unsres Innern klang, als wir unsre Werke schufen; wir sagen Ihnen, es ist eine reiche Musik, schöpferisch in immer neuem Aufquellen von Tongestalten, und diese Sphärenmusik ist es, in welcher das Weltschaffende Walten an- und mitklingt. Nehmen Sies nicht ungünstig auf, wenn wir Sie auffordern, dem Universum keine geringere Ehre anzuthun als unsern Symphonien und auch dort nicht in den Zellen, sondern in dem Meister, der sie zu Leben und Gestaltung bringt, den Urquell des wundervollen, reichen Daseins zu erkennen.

Es wird Ihnen kaum glaubhaft erscheinen, wenn ich Ihnen sage, daß zu uns, was auf der Erdenwelt geschieht, gesprochen und geschrieben wird, in Form von Tönen herüberkommt. So kam denn auch Ihr neues Buch uns zu Gehör. Es ist ein gar feiner Rhythmus darinnen an manchen Stellen, es hat auch Melodie, und wo Sie von dem geeinigten Deutschland reden, da empfinden wir die Wirkung einer Harmonie mit untermischten Dissonanzen zwar, die aber ihrer Auflösung entgegen streben; aber Anderes, das rauscht und kreischt und schmerzt uns in den Ohren. Vollends was ein Jüngerer geschrieben, das soll ein Triumphgesang sein zu Ihrem Preis, und klingt doch wie Kindertrompeten, begleitet von zusammengeschlagenen Waschbecken. So gelobt darf Einer wohl fragen, ob er nicht irre ging. Und was hilft es Ihnen, daß nun Alle Ihnen zufallen, die sich als atavis editi simiis (Affen-Entstammte) vor den Leuten groß machen? Da bleiben Sie fein weg; Sie dürfen sich zu gut dazu dünken.

Solches mußt ich Ihnen schreiben in meinem und meiner Genossen Namen, und ich will Ihnen auch noch die Versicherung geben, wie es mich heute noch freut, daß ich in Tönen den alten Glauben bekannt und vielen Seelen vorgesungen habe: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes".

Es grüßt Sie der alte Joseph Haydn.

Gustav Frenssen.

Von
Otto Frommel-Karlsruhe.

Fast auf einen Tag ist der Dichter des „Jörn Uhl“ in den Mittelpunkt unseres literarischen Lebens getreten. Das überschwengliche Wort Paul Heyses „Habemus poetam“ fand ein ungeheures Echo. Durch ganz Deutschland ging das nordfriesische Bauernepos seinen Siegesgang. Man muß auf seltene Vorkommnisse in der Geschichte der deutschen Dichtung zurückgreifen, um ein Analogon zu finden für diesen Erfolg. Wieviel ist nicht auch schon seit seinem Erscheinen darüber geschrieben worden! Anfangs ausnahmslos Rühmendes, oft wahre Lobeshymnen, welche den Stempel der Übertreibung an der Stirn trugen, daneben besonnene Würdigungen. Heute kündigt sich, wie zu erwarten war, bereits eine stark rückläufige Bewegung in der Kritik des „Jörn Uhl“ an. Daneben nimmt der Verkauf des Buches seinen ungehemmten Fortgang, der wohl um die Weihnachtszeit des verflossenen Jahres, als der Roman seine hundertste Auflage erlebte, den einstweiligen Höhepunkt erreichte.

Wenn über dem Interesse an dem einen Werk Frenssens das übrige bisherige Schaffen des Dichters geringere Beachtung fand, so ist das begreiflich. „Jörn Uhl“ ist es wert, als Einzelerscheinung, gewissermaßen losgelöst von der literarischen Entwicklung seines Schöpfers betrachtet zu werden.

Allein diese Betrachtungsweise ist naturgemäß einseitig und bedarf der Ergänzung, zumal da „Jörn Uhl“ nicht ein Erstlingswerk, sondern, wie ich glaube, die reife Frucht einer nach mancher Hinsicht zum Abschluß gelangten dichterischen Individualität ist. Unter solchem Gesichtspunkt möchte die nachstehende Skizze als eine Ergänzung der bisherigen Frenssen-Literatur verstanden werden.

I.

In der Mitte der neunziger Jahre gab der Pfarrer Gustav Frenssen aus Hemme in Holstein, als bereits Dreiunddreißigjähriger seinen ersten Roman

„Die Sandgräfin“ [1]) heraus. Ein rechtes Jugendwerk, trotzdem sein Verfasser kein Jüngling mehr war. Es wird uns darin die Geschichte eines alten Adelsgeschlechtes erzählt, das unverschuldet, durch die Schlechtigkeit einer einst in seinen Diensten stehenden Verwaltersfamilie an den Rand des Verderbens gerät. Da ist es der letzte weibliche Sproß des gräflichen Hauses, nach ihrer Stammburg auf sandiger Düne „die Sandgräfin“ genannt, und der einzige Sohn jener verbrecherischen Familie, welche vom Schicksal dazu bestimmt sind, das Verhängnis von dem Geschlechte derer „von Knee“ abzuwenden und die alte Schuld dadurch zu sühnen, daß sie sich die Hand zum Lebensbund reichen.

Der Roman ist kein schlichtes Bild aus dem Leben wie die späteren Frenssenschen Bücher, sondern eine mühselig zusammengearbeitete, von Unwahrscheinlichkeiten und unmotivierten Zufälligkeiten wimmelnde Geschichte — so recht, was man im schlechten Sinn einen Roman nennt.

Da muß z. B. der alte Turm auf dem „witten Knee“ einstürzen, damit der Sturm im Augenblick des Sturzes aus den Trümmern ein Dokument der Heldin in die Hände spielen kann, auf welchem die Wahrheit über die Vergangenheit ihres Geschlechts zu lesen ist. Da trifft der Retter des überschuldeten Hauses gerade in dem Augenblick aus Amerika ein — natürlich mit amerikanischem Gold wohl versehen —, als der herrschaftliche Besitz unter den Hammer des Auktionators fallen soll. Und was dergleichen mehr ist.

Auch unter den Gestalten der Dichtung finden wir konventionelle Romanfiguren, so den schlechten Thorbecken, einen rohen Gewaltmenschen, der doch ein übersensitives Gewissen hat, den Abenteurer Baron Hinze, der gar kein Baron ist, aber immer so tut, den naiven Backfisch Frauke von Knee und die tugendhafte Sandgräfin, die, etwas weniger tugendhaft, viel wahrer wirken würde.

Der Dichter hat sich offenbar in eine Region verstiegen, die nicht die seine ist. Und er hat literarischen Einflüssen Raum gegeben, die ihn an der Entfaltung seiner Eigenart hindern mußten. Dennoch kann man auch hier sagen: Ex ungue leonem! Ein paar Gestalten sind ihm doch auch hier schon gelungen, welche den späteren Frenssen ahnen lassen, vor allem die prächtige Gestalt Christian Möllers, den der Dichter wohl nicht ohne tiefere Beziehung in sein nächstes Buch herüber genommen hat. Dieser Christian Möller, als Wirtssohn und Gutsverwalter halb zum „Volk“, halb zu den „Gebildeten“ gehörig, ein echter Holsteiner, groß, stark, voll rüstigen Arbeitsmutes, gewissenhaft, gründlich, dabei warmherzig, weich und innerlich, in der Liebe ein heiteres Kind, das aber zum Mann wird, wenn es gilt, für die Geliebte zu kämpfen — er ist ein echter Ahn Heim Heiderieters und Jörn Uhls. Vor allem aber sind es die beschreibenden Partien, in denen ein starkes und originelles schriftstellerisches Talent zu spüren ist. Ein Bedürfnis zu beschreiben scheint auch den Anlaß zur Entstehung des Buches gegeben zu haben. Heißt es doch im

[1]) Die Sandgräfin. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1896.

Vorwort zur dritten Auflage, der Dichter habe als Sohn der langgestreckten Marsch ein Land gesucht, „mannigfach in seinen Formen, schön in seinem Wechsel". Er fand es dort, wo im Westen das Meer lag, im Osten aber steil das alte Land aufstieg mit seinen Dörfern und Hügeln, seiner Heide und seinem Wald.

Äußerst anschaulich und einheitlich, eine Künstlerhand in jedem Strich verratend, ist das Bild, welches der Dichter von dieser Landschaft in sein Werk bannte. Im Hintergrund, nur wie mit einer fernen, dumpfen Musik die Begebenheiten mit ihrem Wogenschlag begleitend, liegt die Nordsee. Desto deutlicher und lieblicher tritt das reichgegliederte Küstenland hervor, das in einer Reihe feiner und farbiger Miniaturen dargestellt wird. Der mächtige Burgfried auf der Düne, umgeben von Tannen und Heide, das efeuumsponnene Herrenhaus mit seinem grauen Gemäuer und seinem tiefgelegenen, wildwachsenden Park, die kleine Stadt und ihr alter Dom, der Mittelpunkt der ganzen Landschaft, das altertümliche, giebelgekrönte Gasthaus zum Mönchshof, die unheimliche, jetzt fast unbenutzte Heerstraße, welche diesen Winkel einst mit der Außenwelt verband, — das alles wird mit kräftig plastischer Darstellungskunst, mit einem selbständigen und bereits recht durchgebildeten Stilgefühl geschildert, das uns eben den geborenen Erzähler verrät. Hier liegen die Wurzeln jener eigenartigen Epik, welche wir in „Jörn Uhl" zu voller Reife entfaltet sehen. Es ist nicht die leichte, gefällige Schreibart des gewandten Feuilletonisten, auch nicht die breitzügige Linienführung des modernen Naturalismus. Eher ein gewisses Behagen, eine epische Ausführlichkeit, ein Realismus, der an altniederländische Malerei erinnert und damit oftmals verbunden eine eigenartige, nur allzu üppig wuchernde Phantastik. Nach dieser Seite bedeutet der Roman eine beachtenswerte Talentprobe, deren Verheißungen sich bald genug erfüllen sollten.

Wenige Jahre nach der „Sandgräfin" ließ Frenssen einen zweiten Roman „Die drei Getreuen"[1]) folgen, der für ihn den Schritt vom tastenden Anfängertum zur Künstlerschaft bedeutete.

Hier wird nicht mehr mit den Mitteln einer rückständigen und dilettantischen Technik gearbeitet, nirgends dem Zufall ein bestimmender Einfluß auf den Gang der Dinge verstattet, kein einseitiges Vorwalten des phantastischen Elementes geduldet. Vielmehr entwickeln sich die Begebenheiten einheitlich und mit notwendiger innerer Beziehung zu den festumrissenen Charakteren, die alle zu individueller Ausprägung gelangt sind, Menschen von Fleisch und Blut. Der Roman ist ein sorgfältig durchgeführtes, groß angelegtes Seelengemälde auf dem bewegten Untergrund eines kräftig pulsierenden sozialen Lebens und hineingestellt in den Rahmen einer gewaltigen Natur von tiefer und beziehungsreicher Symbolik.

Die drei Getreuen, Andrees Strandiger, der reiche Gutsbesitzerssohn, sein Vetter Franz, dessen Vater in der Schlacht fiel und Heim Heiderieter,

---

[1]) Die drei Getreuen. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1898.

der verträumte Bauernjunge vom Heidehof, haben einst in den Tagen von Gravelotte am Strand der Nordsee „Krieg“ zusammen gespielt. Dann aber hat sie das Leben hinausgeführt, weit ab von der Heimat: den Idealisten Heiderieter nach der Schwabenuniversität Tübingen, wo er viel schwärmt und wenig studiert; den mittellosen, aber willensstarken Franz auf östliche Rittergüter, wo er hart und herrisch wird, den begabten Andrees in die Großstadt, die ihn mit ihren Lockungen umstrickt und auf gefährliche Bahnen zieht. So stehen alle drei im Begriff, der Heimat und ihren starken, schlichten Idealen untreu zu werden und auf Abwege zu geraten.

Am raschesten kehrt Heim Heiderieter — und nicht bloß äußerlich — zurück. Ihn zieht das Heimweh aus dem „schönen, weichen“ süddeutschen Land in sein altes, am Heiderand gelegenes, ausgewohntes und ausgeräuchertes Vaterhaus zurück. Dort erstarkt er bald und wird an der Seite eines ihm auf ganz romantische Weise zugeführten Weibes ein tüchtiger Mann, der sein Grundstück bebaut, daneben aber, seiner idealen Anlage gemäß, zum Dichter und echten Heimatkünstler heranreift.

Auch die beiden anderen kehren auf den heimatlichen Boden zurück, aber nur, um hier erst den Kampf ihres Lebens, der auch für sie Kampf um die Heimat ist, durchzuringen.

Nach mannigfachen Irrungen, in denen zwei jungen Mädchen, Schutzbefohlenen des Hauses Strandiger, Maria und Ingeborg Landt, eine bedeutsame Rolle als guten Genien der zeitweilig einander feindlich gesinnten Männer zugeteilt ist, gewinnt auch in den beiden der Geist der Heimat die Oberhand. Sie versöhnen sich und widmen sich gemeinsamer, segensreicher Kulturarbeit.

Eine einfache und wahre Grundidee tritt aus dieser knappen Skizze deutlich zu Tage. Drei Jugendfreunde, nach Geburt, Anlage und äußerer Stellung so verschieden wie möglich, aber alle drei Söhne derselben Heimat, verlieren, indem sie dieser gemeinsamen Mutter untreu werden, jeden festen Boden unter den Füßen und zugleich jede Fühlung untereinander, um endlich mit dem rechten Verhältnis zur Heimat beides wiederzugewinnen. In den Rahmen dieser Idee hat der Dichter eine Begebenheit gefügt, die, einheitlich und geschlossen in allen ihren Teilen, als die sorgfältig motivierte Spiegelung der psychologischen Vorgänge erscheint.

Gerade der Vergleich mit dem Erstlingsroman erweckt immer wieder die Bewunderung darüber, daß der Dichter in so kurzer Zeit zu einer Erkenntnis der Kunstgesetze durchdrang, die ihm den vollen Verzicht auf jede Wirkung durch äußerliche Mittel ermöglichte. Vor allem kam das natürlich der Charakterdarstellung zugute. Die Getreuen, vielleicht mit einziger Ausnahme Andrees Strandigers, die drei Frauen, Maria und Ingeborg Landt und Eva Walt, Heim Heiderieters Weib, aber auch die zahlreichen Nebenfiguren, Reimer und Antje Witt, Telsche Spieker, Hinnerk Elsen, Pastor Frisius u. a. — alle sind sie mit sicherer und kräftiger Linienführung herausgearbeitet, so daß sich ihre Eigenart dem Gedächtnis fest und unverwischbar einprägt.

Es war keine kleine Aufgabe, welche sich der Dichter gestellt, ein und dieselbe Idee an drei verschiedenen Individualitäten durchzuführen und sich

dabei von der Schablone freizuhalten. Durfte eine gemeinsame psychologische Grundlage, ein allen eigenes Element nicht fehlen, so mußte andererseits Mischung und Mannigfaltigkeit der Charaktere sein Ziel sein.

Beide Forderungen sind erfüllt, sofern ein gewisser weicher Kern, eine gradweise allerdings verschiedene Empfänglichkeit für den Zauber der Heimat und des die Heimat gleichsam verkörpernden reinen, hingebenden Weibes bei allen nachzuweisen ist. Und doch welche Gegensätze! Da haben wir Heim Heiderieter und Franz Strandiger, die denkbar äußersten Extreme, den verträumten, unpraktischen Geistesmenschen, den Schwärmer, dem die Romantik nicht nur im Gedicht, sondern auch im eigenen Leben begegnet, den ziellosen Lebensbummler, dem doch ein sozusagen wesensimanentes Ziel als unsichtbarer Magnet Richtung gibt, bis sich dies Ziel in Eva Walt, dem reizenden Mädchen aus der Fremde, vor seinen Augen verwirklicht. Diesen Heim Heiderieter, der, weil er selbst Kind bleibt, aller Kinder Freund ist, und dem, da er von Bildern erfüllt ist, alles zum Bild, zum Gedicht sich gestaltet.

Wie grundverschieden von ihm die Herrennatur Franz Strandigers. Auch in ihm fließt, wie in seinem Vetter das gute, treue Blut der Strandiger, aber eine seelentötende Erziehung hat das Harte, Gewalttätige, die erbarmungslose Herrschsucht, ungezügelte Sinnlichkeit und unbezähmbare Geldgier in ihm herausgearbeitet. Solche Naturen werden nicht leicht gebrochen. Wohl fühlt Franz in der Berührung mit Maria Landt, die nichts ist als Seele, Hingebung, Christin, die Bedeutung der sittlichen Persönlichkeit, die Stärke der christlichen Weltanschauung, die Kraft einer reinen Seele; wohl überkommt ihn beim Anblick Ingeborgs, des rasch vom herben, ungestümen, ganz im Instinkt lebenden jungen Mädchens zur stillen, weichen, frauenhaften Erscheinung gereiften Weibes, die tiefe, erschütternde und reinigende Not der Liebe. Aber alles dies ist nur Vorarbeit für jene Stunde, da Franz Strandiger, im Watt umherirrend, erst zum Verbrecher, dann zum Sterbenden und schließlich zu dem von seinem gehaßtesten Gegner Geretteten wird.

Zwischen Franz und Heim Heiderieter steht in der Mitte Andrees Strandiger, die komplizierteste und die vielleicht am wenigsten zu vollem Leben erweckte Gestalt unter den drei Getreuen. In ihm treten jene Gegensätze, angestammte Heimatliebe, Sinn für die seelische Schönheit eines reinen Frauengemüts, ein Zug zur christlichen Weltanschauung und der Drang in die Ferne, die Sehnsucht nach Lebensgenuß und dem Erreichen höchster Ziele, am stärksten in die Erscheinung. So liegt es in der Ökonomie des Buches wohl begründet, daß die Geschichte von Andrees Strandigers Bekehrung, wie man wohl sagen darf, in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist. Drei Frauen werben um Andrees' Seele: die stolze, kalte, listig berechnende und doch nicht aller Leidenschaft bare Weltdame Lena Strandiger — übrigens eine ziemlich schwache Figur — Maria Landt und Ingeborg Landt. Maria — sie trägt ihren Namen nicht umsonst — geht an ihrem tragischen Los zu grunde, Andrees lieb zu haben und zugleich zu wissen, daß sie und er zu verschiedene Menschen sind, um sich je wirklich finden zu können. Ihr zarter Geist verwirrt sich in diesem Konflikt der Stimmungen, der sich noch verschärft durch

das beinahe krankhafte Mitgefühl mit allen Elenden und Leidenden, dem doch unüberwindliche Schranken gezogen sind, und das Ende ist Selbstmord. Die Erkenntnis seiner Mitschuld an diesem Ereignis wird für Andrees der Hebel seiner inneren Änderung. Ingeborg aber, die selbst an der Bahre der Schwester erst reift, ist die ihm wesensverwandte und darum vom Himmel beschiedene Erlöserin aus seinen Irrungen. Ihr sind darum auch die Worte in den Mund gelegt, welche das Problem Andrees Strandiger lösen, die hier stehen mögen:

Du warst zu jung und unerfahren; da sahst du die Welt an, wie sie es dich lehrten. Du liefst mit ihnen und glaubtest, was sie schwatzten, daß es eine schöne Gegend wäre, durch die sie dich führten. Jahrelang gingst du mit ihnen, zuerst urteillos fortgerissen, dann nüchtern überlegend und schon hier und da angewidert, dennoch starrsinnig an dem festhaltend, dem du so viele Jahre gewidmet hattest. Du wolltest dich nicht geirrt haben! . . Da sahst du die Heimat wieder. Sie sah dich an, sie packte dich, sie riß dich an ihre Brust.

Zur Deutung von Andrees Vergangenheit aber fügt Ingeborg auch das Heilmittel für die Zukunft:

Andrees! . . . Wenn du den Versuch machen wolltest, ein neues Leben zu bauen, einfach, fleißig, treu. Vielleicht eines Tages, während du gerade gebückt stehst und arbeitest und nichts ahnst, bekommst du wieder Mut und Kraft, daß du zu den Trümmern gehst und nimmst hier einen verbrannten Balken weg und trägst dort Steine zusammen . . . Andrees! vielleicht könntest du es alles wegräumen.

In der Befolgung dieser Ratschläge und in der Liebe zu Ingeborg wird Andrees Strandiger wirklich gesund. Gerade die Geschichte dieser Liebe aber hat Frenssen Gelegenheit gegeben zur Schaffung einer köstlichen kleinen Episode, welche ich mir nicht versagen kann, hier mitzuteilen. Ingeborg kommt von einem morgendlichen Bade:

Frisch geworden und doch ein wenig müde, ging sie, die Haare noch gelöst, rasch über den heißen Sand und legte sich im Maifeld, mitten unter die Kräuter und Blumen, dicht neben die Wagenspur, die innerhalb der Dünenkette entlang ging und fing an müde zu werden und dachte: „Wenn der Wagen kommt, wache ich auf.“ Und dachte noch einmal: „Er darf mich hier nicht finden.“ Und als sie einschlief, suchte sie ihn im Traumland und fand ihn bald, und er war freundlich zu ihr, und ein Zug von lächelndem Glück legte sich über ihr Gesicht. Sie wußte aber nicht, daß sie sich ihm absichtlich in den Weg gelegt hatte.

Als sie lag und schlief, kam er ganz allein durch das Kraut und die Blumen, und dachte an sie und stand, festgehalten zuerst von der Überraschung, dann von ihrem Liebreiz; denn ihre ganze Gestalt und die Züge ihres Gesichts waren rein, weich und voll wie eine frische Rosenknospe im Morgentau. Das lose Haar war wie mit feinem Gras und schüchternen, kleinen Blumen besteckt, und sie bot mit zurückgebogenem Kopf und ausgestreckten Armen den Anblick einer Bittenden. Das Gras wehte ein wenig, Lerchen sangen in der Nähe, in der Ferne schrien Möwen, die Luft war voll Kraft und Frische, und die Liegende gehörte zu dem allen und war das Schönste von dem allen. Da ließ er sich auf ein Knie nieder und sah auf sie, und zum ersten Mal trat in seine Augen jener stille, reine Glanz, der die Liebe als ein Feuer von einem Herzen ins andere wirft.

Als er sie so ansah, wohl so lange, als eine Biene vorübersummt oder eine Möwe schreit, erwachte sie unter seinem Blick, und auf der Schwelle des Traumlandes schlug sie weit und fröhlich die Augen auf und sagte langsam: „Hast du

mich so lieb?“ Dann aber lag sie schon auf den Knien, und die Hände ausstreckend, bat sie ihn mit scheuen Augen: „Geh, Andrees, geh weg!“ Und das Haar fiel über die Hände, mit denen sie das Gesicht bedeckte.

Frenssen hat viel Sorgfalt und Mühe darauf verwendet, uns Andrees Strandiger, den Hauptthelden des Romans, recht nahe zu bringen, und doch ist unsere Sympathie viel mehr bei den beiden anderen. Die harte Selbstanklage Andrees': „Ich war ein Bösewicht! Ach nein! Ich war weniger! Ich war ein schwaches Weib, ich . . . Andrees Strandiger!“, die ihm Ingeborg auszureden sucht, trifft gerade den Punkt, an welchem die Schwäche dieser ganzen Figur liegt. Dieser Mensch ist zu schwach, zu weibisch in den ersten Teilen des Romans, als daß wir an den Erfolg der Radikalkur, so sorgfältig diese motiviert wird, so recht glauben könnten. Wir sind nun eben einmal mißtrauisch gegen derartige „Bekehrungen“.

In sehr wirkungsvoller Weise hat Frenssen in die Geschicke der drei Getreuen ein Stück sozialen Lebens eingeflochten, welches dem Roman die Bedeutung eines Kulturbildes verleiht.

Unweit des stattlichen Strandigerhofs liegt der Eschenwinkel, eine Reihe kleiner, kümmerlicher Häuschen, in denen die Tagelöhner der Strandigers untergebracht sind. Ihre Schicksale füllen einen breiten Raum der Erzählung aus. Aber wie ganz anders behandelt Frenssen die Gegensätze von Herrenhaus und Proletarierviertel, als wir es vom modernen naturalistischen Durchschnittsroman her gewöhnt waren!

Von Hause aus besteht ein gutes Einvernehmen zwischen der Gutsbesitzersfamilie und den armen Hintersassen. Es herrschen noch patriarchalische Zustände. Die Kinder der Tagelöhner verkehren in herzlichem, unbefangenem Tone mit denen der Strandigers. Allein das gute Verhältnis wird gestört, als Andrees aus der Großstadt heimkehrt und den kleinen Leuten gegenüber einen fremden, abweisenden Ton anschlägt. Und als er vollends das Gut an seinen herrischen Vetter Franz verpachtet, der mit der vollen Rücksichtslosigkeit des kalt rechnenden Unternehmers unterwürfigen Gehorsam fordert, da entschließen sich die meisten, nach Amerika auszuwandern. Polnische Arbeiter, Lohnsklaven, die unter der Aufsicht eines Vogts arbeiten, treten an ihre Stelle. Die Beschreibung dieser Auswanderung, die Unterhaltungen der Auswanderer, in denen die ganze Naivetät, der kindliche Illusionismus des einfachen Volkes, seine unausgesprochene Heimatsliebe zum Ausdruck kommen, die ergreifende Abschiedsfeier in der Kirche, die letzte Mahlzeit in Heim Heiderieters birkengeschmückter Dreschtenne, sind die Höhepunkte der ganzen Dichtung.

Hier bewährt Frenssen zum ersten Mal seinen durchdringenden Blick für das Leben des niederen Volkes, sein feines Gefühl für die Regungen der Volksseele. Er läßt uns das Zittern dieser Seele, ihre Angst, ihre Leiden, ihre Sehnsucht und ihre Hoffnungen nachempfinden. Und dies auf dem echt poetischen Wege der Individualisierung. Vom einzelnen Menschen aus baut er den sozialen Organismus vor uns auf, so daß wir nie die träge, stumpfe Masse, sondern immer den beseelten Körper vor uns haben. Eine Reihe kräftiger Originale, körniger, urdeutscher Menschen bewegt sich da vor unseren Augen,

die alle aus dem Boden eines noch ungebrochenen Stammestums erwachsen, und die uns um ihres Gemüts, ihrer Kindlichkeit und Treuherzigkeit lieb sein müssen, auch wo sie ihre Schwächen und Fehler offenbaren.

Und nun dies ganze reiche Gemälde menschlicher Schicksale, durchwoben von farbensatten, lebenswahren Naturschilderungen, die an Größe und Energie das weit hinter sich zurücklassen, was Frenssen in der „Sandgräfin“ geleistet hat.

Auch dieser Roman spielt am Nordseestrand. Aber hier ist das Meer nicht ein fernes, beinahe unsichtbares Orchester, hier greift es selbst als handelnde Person in den Gang der Ereignisse ein.

Die Meerfrauen in den Wassern des Wehl ziehen Maria zu sich in die dunkle Tiefe; im Watt ist einst zur Zeit der Flut Andrees Strandigers Vater — viel zu früh — untergegangen; durchs Watt zieht Andrees nach dem rettenden Eiland, welches das Meer aus sich selbst heraufgehoben hat, jungfräulichen Boden, über den noch keine schuldige Hand den Pflug gezogen; an dieses Eilands Küste wirft der Sturm Franz Strandigers Boot, der gleichfalls von dort den entscheidenden Schritt in ein neues Leben tut, nachdem ihm seine schönsten Hoffnungen und seine schlimmsten Gedanken zunichte wurden.

Darum redet der Dichter von dem gewaltigen Element auch wie von einer übermenschlichen Person, einem Dämon, gegen den die schwachen Menschen nicht aufzukommen vermögen. Selbst wenn er schläft, ist dieser Dämon furchtbar.

Der Abend war mild und weich. Sie saßen auf der Bank, die oben auf der Düne stand, und sahen über das Meer, auf das der Abend sich niederließ wie der Schlaf auf den liegenden Menschen. Noch regte es sich und stieß mit den weißen Füßen gegen den Rand des Bettes; aber wie der Abend sank, verschwand das Bild der Brandung, es wurde still und Nacht. Nur zuweilen, wie Murmeln im Schlaf, kam ein Rauschen und Grollen herauf. Fern, bald hier, bald da, wie das Weiße im Auge des Raubtiers, blitzte weißlicher Schein durch die Nacht.

In allen seinen Augenblicken und Stimmungen schauen wir das Meer. Wenn die rote Abendsonne auf ihm liegt wie eine goldene Kugel auf silberner Platte, und wenn es in gewaltigem Aufruhr unsichtbare Hände durchwühlen, die Feuer über den Himmel werfen, damit die Wolkenrose mit den flatternden Mähnen auf der umnachteten Bahn nicht straucheln und in den Abgrund stürzen.

Wie lieblich ist dagegen Heim Heiderieters Heide mit ihren schätzereichen Hünengräbern, mit ihrem Wodanshügel, von wo man einen weiten Blick auf das Meer und die ferne Hallig hat, mit dem klaren Wässerlein, das unter dünnen Birken, nicht weit vom Waldrand, eilig, leise vor sich hinredend, über weißen Sand läuft. Und an ihrem Ende, fast unter ihrer braunen Decke versteckt, Heim Heiderieters Haus, dessen breites, niederes Strohdach fast bis zur Erde reicht, und das manchmal so recht träge im Nebel steht, dessen Inneres, dunkel und verräuchert, aber wohnlich und behaglich, halb Bauernhaus, halb Gelehrtenheim, gut zu seinem Besitzer paßt, ein wahres Nest der Poesie und Gemütlichkeit.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wie auch in diesem Buch Frenssens Freude an der Beschreibung, seine Lust zu malen, das Kleinste und Einzelste zu beachten und an seinen Ort zu stellen, nicht zu kurz kam.

Ist es nach alledem zuviel gesagt, wenn ich „Die drei Getreuen" Frenssens ersten „Wurf" nenne, mit dem er sich als tüchtiges Erzählertalent, als Dichter mit ausgeprägtem Profil legitimiert hat? „Jörn Uhl" ist gewiß das bedeutendere, weil tiefere und reifere Werk. Allein es steckt in den „Drei Getreuen" schon der ganze Dichter des „Jörn Uhl", und was Geschlossenheit der Form, Frische und Zugkräftigkeit der Linienführung anlangt, scheint mir „Jörn Uhl" hinter dem früheren Werk zurückstehen zu müssen.

Dennoch müssen wir, trotz dieses Totaleindrucks, an einer Reihe wichtiger Punkte Kritik üben. So an dem unnatürlich wirkenden Schluß, wo auch Franz Strandiger um der Harmonie des Ganzen willen zu einer braven Frau kommt, an der ungenügenden Motivierung des langen Aufenthalts, den Ingeborg Landt zusammen mit dem ihr doch ziemlich fernstehenden Andrees Strandiger auf Flackelholm nimmt, an den seltsamen Begegnungen Heim Heiderieters mit Eva Walt, in denen noch etwas von jugendlicher Romantik des Dichters zu Tag tritt, endlich an den farblosen und darum matt wirkenden Schilderungen des Tübinger Studentenlebens und des Heidelberger Universitätsjubiläums. Diese letzteren zeigen auch ganz deutlich, wo Frenssens künstlerische Schranken liegen, nämlich überall da, wo er selbst den Boden der Heimat verläßt.

Und nun zu „Jörn Uhl"[1]).

II.

Verwandt ist dieser Roman mit den „Drei Getreuen" vor allem durch die Ähnlichkeit der zugrunde liegenden Idee. Auch hier haben wir die Darstellung einer unter dem Kampf mit schweren Geschicken sich vollziehenden Umkehr. Einer Abwendung von falschen Zielen, die verbunden ist mit innerer Gesundung und Erstarkung des Helden. „Jörn Uhl" ist die Geschichte eines mühsam zum Leben sich emporringenden Menschen. Willensenergie und Zähigkeit sind die Grundelemente seines Charakters. Dabei ist er kein kühner Draufgänger; es eignet ihm eher etwas Schüchternes, eine gewisse Befangenheit. Darum hat sein Verhalten auf den ersten Blick mehr etwas von passiver Resignation, als von jugendfrischem Wagemut. Er schweigt und duldet vieles, und doch ist die Geduld, mit der er alles über sich ergehen läßt, nur die Außenseite einer angespannten inneren Aktivität. Seine geistige Organisation ist feiner und komplizierter als seine äußere Erscheinung ahnen läßt. Es wohnt in ihm jene sittliche Tüchtigkeit, jenes Verantwortlichkeitsgefühl und jene Treue gegen sich selbst, die auch den einfachen Sohn aus dem Volke zu großen sittlichen Leistungen befähigt. Zwar ist er ein Mensch von Fleisch und Blut, und wir freuen uns darüber — allein seine gesunde Natur bewahrt ihn vor Ausschweifung und leitet im entscheidenden Augenblick aus sich selbst

---

[1]) Jörn Uhl. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1901.

den Genesungsprozeß ein. Dazu kommt eine anererbte Empfänglichkeit für höheres geistiges Leben, ein Forschungstrieb, der sich nicht selten bei den Söhnen der Marsch, auch wenn sie bäuerlichen Verhältnissen entstammen, zu finden scheint. Ein Hang zum Grübeln, eine spekulative Ader ist in Jörn Uhl, die sich dann doch wieder mit dem praktischen Sinn des Bauern verbindet und im späteren Leben eine Richtung auf Mathematik, Astronomie und konstruktive Bauwissenschaft nimmt. Schon der Knabe baut gerne aus den Scheren der alten Magd Wieten Penn eine Brücke vom Nähkorb herab zum Tisch und drückt mit der Hand darauf und ist stolz darüber, daß sie so stark ist, während Wieten Märchen erzählt, die der phantasiearme Knabe in sehr nüchterner Weise kritisiert.

Die Wege, welche Jörn Uhl gehen muß, führen ihn nun weit ab von den Zielen, welche seine ganze Veranlagung ihm zu setzen scheint.

Der einzige Versuch, in eine höhere Schule einzutreten, schlägt fehl, da Jörns Vater sich nicht um die Vorbildung des Sohnes gekümmert hat. Unverrichteter Dinge kehrt der Knabe von seinem ersten Gang in die Welt zurück. Doch verschmerzt er diese Niederlage bald, da sein Geist durch die Sorge um den verwahrlosten Hof seines Vaters auf ein neues Ziel gerichtet wird. Er lernt das Evangelium verstehen, das ein alter, weißhaariger Bauer ihm verkündigt: „Arbeiten, nüchtern sein und sparsam und klug wirtschaften". Und auch das ist ein Gewinn fürs Leben.

Tiefere Spuren hinterläßt das unglückliche Liebesverhältnis zu der „Sanddeern" in seiner Seele. Dies Mädchen, „das alles hat, was seinem Alter begehrenswert erscheint, Mut vor allem und sicheres Urteil, sittliche Reinheit und große Güte", und das ihm doch nicht beschieden ist, verändert sein ganzes Wesen. Er wird ein stiller, wortkarger Mensch, der sich gegen die Welt abschließt. Sein Inneres ist um diese Zeit „wie eine alte Bauernkirche", in welcher „Dämmer und Dunkel herrscht", und in die nur schräg durch die Fenster Sonnenstrahlen fallen. Aber „ganz hinten auf goldglänzendem Altar brennen hohe, stille Lichter". Er verzichtet auf die Frauen, weil er glaubt, nicht befähigt zu sein, „eines dieser merkwürdigen Wesen mit den weichen Augen zu gewinnen".

Reinliche Scheidung zwischen sich und der Welt wird von da ab seine Losung. Es ist echt jugendliche Resignation, wenn er beschließt zu sparen, um sich in seinen alten Tagen auf einem kleinen Hof zur Ruhe zu setzen. Unter diesen Einflüssen erhält sein Wesen einen starren Zug der Frühreife und Pedanterie. Er geht zur Kirche, wo ein strenggläubiger Pfarrer die christliche Lehre nüchtern und herzlos vorträgt, weil er ein „Ordentlicher" sein will. Er hält etwas auf Gott, weil dieser „so etwas Altmodisches" hat wie Jörn selbst. Doch gehen daneben in ihm auch selbst in dieser altklugen Periode Unterströmungen her, die beweisen, daß sein Wesen noch nicht völlig im Kern verfestigt und vertrocknet ist. Er entdeckt nach einer mutigen Tat, bei der er Kinder vor der Wut wilder Hunde geschützt hat, im Gespräch mit einem Pietisten, der diese Tat in religiösem Sinne zu deuten versucht, daß es in der Welt noch andere Dinge gibt als Ehrbarkeit und Gelderwerb. Und sein nie

versiegender Wissensdurst erhält neue Nahrung, als er mit Hilfe eines alten astronomischen Atlas den gestirnten Himmel beobachtet. Die Lust am Lernen steigt ihm heiß wie Wein zu Kopf.

Aber alles das wird streng verschlossen. Auch das Leben in der Kaserne zu Rendsburg ändert daran nichts. Seine Bravheit und Tüchtigkeit im Dienst gewinnen ihm die Achtung seiner Vorgesetzten und Kameraden. Und doch muß er sich selbst gestehen: „Ich weiß nicht, was das ist, daß ich nicht ordentlich lachen kann. Es ist, als wenn mein Gesicht gefroren ist". So bleibt er auch während des Feldzugs, und auch nachher, als er in Hamburg zum ersten Mal wieder mit dem ihn heimlich seit lange liebenden Mädchen, der Gespielin seiner Kindheit, Lisbeth Junker, zusammentrifft, der ungelenke, verschlossene Mensch, an dem nichts von frischer Jugendlichkeit zu spüren ist. Er hält „seine Jugend für tot, und macht ein langes, gerechtes Gesicht zur Feier ihres Begräbnisses und Augen, als wenn alle vorsichtige Überlegung aller vorsichtigen Menschen in ihm lag".

Der erste Schritt einer inneren Wandlung vollzieht sich, als Jörn Uhl nach dem Sturz seines herabgekommenen Vaters den Hof, „Die Uhl" selbst übernimmt. War er bisher der sichere, sich selbst genügende Mensch, so überfällt ihn nun angesichts der Riesenaufgabe, vor die er sich gestellt sieht, das Gefühl einer großen Einsamkeit und Verlassenheit, ein Gefühl der Unzulänglichkeit und Bedürftigkeit. Und nun sucht er zum ersten Mal „in bangem Vertrauen die unsichtbaren, starken, segnenden Mächte, die im Evangelium sind".

Doch läßt es die harte Wirklichkeit, mit der er zu ringen hat, den schuldenüberlasteten Hof über Wasser zu halten, zu keiner Vertiefung dieser Eindrücke kommen. Im Gegenteil, Jörn wird herrisch. „Seine Nase tritt bedeutend hervor. Seine Augen fliegen mit scharfen Blicken aus ihren Tiefen. Der Name „Landvogt", der sieben Jahre vergessen war, kommt wieder auf." Das herrliche Weib, Lena Tarn, das lacht, singt, arbeitet und liebt, kommt mit alledem nur bis an das Tor seiner Seele. Sie klopft an, aber er läßt sie nicht herein. Und in dem dummen Stolz, ein kräftigeres Weib zu haben als andere, läßt er zu, daß Lena Tarn nach der Geburt ihres Kindes zu früh aufsteht und dabei eine Unvorsichtigkeit begeht. Er muß sie verlieren.

Dann folgt das Schwerste: die Mißernte.

In diesem Augenblick erscheint ihm sein ganzes Leben nicht mehr als lauter Mühe und Arbeit, sondern als lauter Irrtum und Sünde. Da ist es wiederum einzig der Gedanke an die Vertrauensbotschaft des Evangeliums, welche ihn aufrecht erhält.

In diesen Stunden wird Jörn Uhl innerlich frei. Er löst sich von dem unerreichbaren Idol, dem er bisher nachjagte, halten zu wollen, was nicht mehr zu halten ist; und als das Schicksal selbst helfend eingreift, indem es den zerstörenden Blitz in die Uhl wirft und Jörns alten Vater hinwegrafft, sagt er zu seinem Oheim Thiessen:

Ich bin nun fertig damit! Ich lasse die Uhl nun fahren, samt allen ihren Sorgen. Ich bin ein Mensch . . . ich habe in fünfzehn Jahren keinen Sonntag gehabt; ich glaube, ich bin ein armer, unglücklicher Mensch gewesen . . . Aber

nun, wahrhaftig, nun will ich wirklich versuchen, was du gestern sagtest: ich will sehen, daß ich meine Seele wiederbekomme, die hier in der Uhl gesteckt hat.

Wir würden an dieser Stelle mit voller Ruhe von Jörn Uhl Abschied nehmen. Wir wissen, daß der Druck von seinem Wesen schwinden und Jörn ein anderer Mensch werden muß. Er hat den geistigen Boden für seine Individualität gefunden, und kein äußeres Hemmnis steht mehr dem entgegen, daß er auf diesem Boden festen Fuß fasse. Leider hat der Dichter nun noch einen Schluß hinzugefügt, den ich für durchaus verfehlt halte.

Statt uns in wenigen Linien einen Ausblick in die künftige Lebensgestaltung Jörn Uhls zu geben, läßt er uns ihn beim Aufbau seines Glücks Schritt um Schritt begleiten, was uns nach der sehr ausführlichen Schilderung seiner Entwicklung nicht mehr so recht interessiert. Zumal es uns doch recht fraglich erscheint, ob ein Mensch im Alter und nach den Erlebnissen Jörn Uhls noch imstande ist, sich die vorgeschriebene polytechnische Bildung des Ingenieurs zu erwerben. Doch würden wir uns das alles, weniger breit dargestellt, mehr nur angedeutet, schließlich gefallen lassen, wie auch die Tatsache, daß Jörn Uhl noch einmal an der Seite Lisbeth Junkers glücklicher Ehemann wird. Allein gerade diese Liebesepisode wirkt in ihrer umständlichen Ausführlichkeit nach der überaus zarten, streng konzentrierten, durch und durch poesiegetränkten Geschichte Lena Tarns ernüchternd und ermüdend. Denn was will diese in den ersten Teilen des Romans so vornehm tuerisch, altklug und „sipp" auftretende und hier am Schluß dem Geliebten sich beinahe aufdrängende Lisbeth Junker, die nicht recht Fisch und nicht recht Fleisch ist, was will sie besagen neben Lena Tarn, deren Jugendfrische und unverfälschte Naturkraft sie zehnmal überstrahlt. Wir können Jörn schließlich doch nur beklagen. Denn er tauscht für ein unbändiges, stolzes, lebensfrisches junges Weib, das doch zugleich von zärtlicher Schmiegsamkeit und keuscher Gefühlsinnigkeit ist, ein Wesen, von dem der Dichter trotz aller Bemühungen die Blässe einer großstädtischen Halbbildung nicht wegzuretouchieren vermochte.

Daß am Schluß auch Jörn Uhls verlorene Schwester Elsbe — und noch dazu am Weihnachtsabend — sich nach vielem Elend heimfindet, daß Jörns Jugendgespiele Fiete Krey nach reichbewegtem Leben aus Amerika zurückkehrt, daß Heim Heiderieter, der im ganzen Roman vorher nie erwähnt wird, wie aus der Versenkung auftaucht, um eine ziemlich langweilige Geschichte zu erzählen, Jörn Uhl den Sinn und Gang seines Lebens zu erklären und sich schließlich als Gustav Frenssen vorzustellen: dies alles sind bedauerliche Schwächen der Dichtung. Denn sie dienen in keiner Weise dazu, die Idee des Buches kräftiger zu dichterischer Gestaltung zu bringen, als es ohnehin der Fall gewesen wäre.

Wir sahen, daß diese Idee eine ethische ist: das Ringen eines Menschen mit sich und der Macht äußerer Verhältnisse, endend mit dem Sieg der Persönlichkeit. Es zeugt von Lebenskenntnis, daß Frenssen seinen Jörn Uhl in diesem Kampf nicht ganz allein stehen läßt. Da haben wir als Bundesgenossen die alte Wieten Penn, um ihres „tiefdenkerischen" Wesens auch „Wieten Klook" genannt. Sie, die an den Kindern Jörn und Elsbe Mutter-

stelle vertritt, bewahrt ihre Schützlinge wenigstens während ihrer ersten, zartesten Jugend vor dem verrohenden Geist des Vaters und der Brüder.

Da ist ferner Thieß Thiessen, der Bruder der Mutter, eine Jörn innerlich verwandte Natur, nur feiner, aber auch origineller als er. In ihm lebt der gute Geist der Mutter weiter. Mit wenigen Worten charakterisiert ihn der Dichter:

In seinen kleinen, klugen Augen und in seinem kleinen, mageren Gesicht unter dem hohen, steifen Hut blinkte und lächelte die Weisheit, welche zu den Leiden sagt: „Ich will leise über euch lachen", und zu den Freuden: „Ich will leise über euch weinen", die Weisheit, welche sagt: „Das Menschenleben ist unerklärlich. Duck dich Vögelein und fürchte dich nicht: es ist alles in eines großen Gottes Hand".

Eine echt Frenssensche Gestalt: leidenschaftlich an der Heimat hängend, beschaulich, sogar grüblerisch, ein Philosoph im Bauernkleide und ein guter Mensch.

Da ist der junge Pfarrer. Kein Dogmatiker und kein Bekehrungseiferer. Vielmehr ein schlichter Christ, der seinen Leuten in ihren inneren Nöten helfen möchte. Darum gelingt es ihm, Jörn Uhls Vertrauen zu gewinnen. Bei ihm lernt Jörn zum ersten Mal ein freies Verständnis des Evangeliums und der christlichen Religion kennen.

Außer diesen, ihn mittelbar oder unmittelbar fördernden Menschen sind es vor allem geistige Mächte, welche Jörn Uhl zum Sieg verhelfen: die Macht des religiösen Vertrauens und die Macht des Erkenntnistriebes.

Der staunend forschende und der demütig verehrende Mensch ist zugleich der dem Schicksal gewachsene Mensch: „Nur denen," heißt es einmal, „die bewundern, staunen und demütig verehren, nur denen öffnen sich die Pforten zu einem ganzen, weiten Menschendasein."

Jörn Uhl ist ein dichterisches Bekenntnis. Und hier liegt wohl die Erklärung für ein gut Teil seines enormen Erfolges. Der Zeitpunkt seines Erscheinens war für seine Aufnahme überaus günstig. Der Naturalismus, der doch so etwas wie eine Weltanschauung ist, wenn auch eine öde und unbefriedigende, hatte abgewirtschaftet. Auch in Kunst und Literatur erwachte ein Sehnen nach positiverer Wertung des Daseins, nach höheren Idealen und tieferer Erfassung des Lebens. Da erschien „Jörn Uhl", ein Buch, hinter dem eine geschlossene Persönlichkeit mit durch und durch idealistischer Weltanschauung steht.

Schon in seinem ersten Roman, deutlicher noch in den „Drei Getreuen" tritt Frenssens religiöse Grundstimmung zu Tage. In der Geschichte Andrees Strandigers nimmt das religiöse Moment einen sehr wichtigen Platz ein. Seine innere Hinwendung zu der Heimat ist gleichzeitig Abkehr von den sittlichen Irrungen und theoretischen Zweifeln, die ihn lähmten, zu einer festen, religiösen Lebensauffassung. Maria Landt ist der reine Typus duldenden, mitleidenden, sich selbst opfernden, weiblichen Christentums. Und auch für zahlreiche andere Figuren der Dichtung wird die religiöse Frage von Wichtigkeit. Es wird über Religion gesprochen, Gebete werden mitgeteilt und mit besonderer Liebe ist die Gestalt des alten Pastors Frisius behandelt.

Diese ans Tendenziöse streifende Behandlungsweise des Religiösen hat der Dichter des „Jörn Uhl" überwunden. Nicht nur, daß es hier überhaupt mehr zurücktritt, und daß, wo es unmittelbar zur Darstellung kommt, es einen ungesuchteren, unabsichtlicheren Eindruck erweckt — Frenssen ist in seiner Auffassung der Religion freier geworden. Nicht im Sinne irgend einer Dogmatik. Frenssens theologische Überzeugungen, die wir aus seinen sehr lesenswerten, den Dichter des „Jörn Uhl" auf jeder Seite verratenden Predigten [1]) kennen lernen, haben wohl in den Jahren seiner literarischen Entwicklung keine entschiedene Umbildung mehr erfahren.

Es wird in diesen Predigten eine einfache Auffassung der Grundwahrheiten des Evangeliums in moderner, zuweilen höchst origineller, auf die konkreten Zustände seiner bäuerlichen Zuhörer Bezug nehmender Sprache vorgetragen. Wir haben stets den geschichtlich gebildeten Theologen und den gefühlsinnigen Christen vor uns und ein Christentum, das ebenso frei ist von unfruchtbarem Dogmatismus als von seichter Schönrednerei. Damit stimmt, was wir von Frenssens Christentum in seinen dichterischen Büchern finden. Nur mit dem Unterschied, daß in „Jörn Uhl" das Christliche noch mehr als in den früheren Romanen von aller kirchlichen und konfessionellen Beschränkung frei erscheint. Das Christentum ist dem Dichter des „Jörn Uhl" ganz einfach der jedem Menschen nötige Idealismus, das Vertrauen in den Gang der Geschicke, ohne welches wir nun einmal keine sicheren Schritte tun können. Ob und wie das vom einzelnen formuliert wird, darauf ist kein so großes Gewicht zu legen.

„Wir sollen," läßt er den jungen Pfarrer zu Jörn Uhl sagen, „Vertrauen haben, daß Gott im Himmel uns zu allen Zeiten, auch im größten Dunkel, mit starkem, immer wachem Willen und mit immer guter Absicht zur Seite steht, und von diesem guten Glauben aus sollen wir wacker gegen alles Böse in uns und um uns streiten. Den Rücken durch das Gottvertrauen, als durch eine starke Mauer gedeckt, sollen wir für das Gute kämpfen und am endlichen Sieg erst auf dieser, dann auf der anderen Seite nimmer zweifeln. Das, meine ich, ist das ganze Christentum. Wenn aber einer zu diesem Gottvertrauen nicht kommen kann — denn das ist nicht jedermanns Sache — und kann ohne Gottvertrauen das Gute und Liebe tun: so soll man es genug sein lassen und sich freuen."

Dieses Bekenntnis zu der Grundüberzeugung des Christentums ist wohl zu vereinen mit dem sich bescheidenden Verzicht auf irgendwelche endgültige Lösung der großen Daseinsrätsel:

Wer weiß etwas? Das ist die gemeinsame Sünde der Jünger Darwins und der Jünger Luthers, daß sie zuviel wissen. Sie sind dabei gewesen, die einen, als die Urzelle Hochzeit machte, die anderen, als Gott in den Knien lag und wehmütig lächelnd die Menschenseele schuf. *Wir* aber sind Anhänger jenes armen, staunenden Nichtswissers, welcher die Worte gesagt hat: „Daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen". Wir staunen und verehren demütig, neugierig.

Auch ohne das Zitat wird uns bei diesen Worten der Name Goethes auf die Lippen treten. Es ist die Anschauung des deutschen Idealismus, wie

---

[1]) G. Frenssen, Dorfpredigten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1903.

sie an Goethes Namen sich anschließt, mit einer leichten Färbung ins Evangelisch-theologische, welche dem „Jörn Uhl" zugrunde liegt. Gesundes, sittliches Empfinden und reiche Lebensweisheit, wie sie Frenssen in seiner ländlichen Gemeinde zu sammeln Gelegenheit hatte, vervollständigen den ideellen Wert des Buches. Begreiflich genug, daß das deutsche Volk, einmal auf den Roman des Holsteiner Dichters aufmerksam geworden, in ihm seinen besten geistigen Gehalt wiederfand.

Zumal da „Jörn Uhl" auch als Dichtung gewertet eine wirkliche Bereicherung unserer nationalen Literatur bedeutet. Es ist mir freilich bis heute ein Rätsel, wie es geschehen konnte, daß die deutsche Kritik, sonst so spröde und zurückhaltend, anfangs mit wenigen Ausnahmen gerade diesem Buch mit einer unbedingten Begeisterung zujubelte, die wir an ihr sonst nicht gewöhnt sind. Ich habe einige Besprechungen vor mir liegen, z. B. die von Carl Busse im „Tag" und die von B. v. Kleinenberg in den „Hamburger Nachrichten", in denen „Jörn Uhl" in wahren Dithyramben gefeiert wird, als ein „wunderbares Buch, stark, grausam, gewaltig wie das Leben selbst", als ein Werk, in dem es „kein Oben und kein Unten gibt," das „keinen Plan, keinen Aufbau, kein Ziel, keinen Anfang und kein Ende hat", in dem die Kategorien des Raumes und der Zeit aufgehoben sind und das „ohne Mitgefühl oder Abneigung" des Dichters für seinen Gegenstand geschrieben ist.

Nun, abgesehen davon, daß das zum Teil doch recht zweifelhafte Lobsprüche sind, hat diese Art von Verhimmelung zwar der Verbreitung des Romans sicher geholfen, eine unbefangene Beurteilung aber außerordentlich erschwert. Denn solche am Tage liegende Überschwenglichkeiten, in denen, mit Busse zu reden nur „herausgejubelt" wird, müssen bei nüchternen Naturen eine starke Reaktion hervorrufen. Und sie ließ auch nicht auf sich warten. Schon im ersten Novemberheft des vorigen Jahres brachte „Das literarische Echo" eine Besprechung von Gittermann, in welcher „Jörn Uhl" „als Ganzes einfach langweilig" genannt wird. Solcher Stimmen haben sich in letzter Zeit noch manche vernehmen lassen. „Jörn Uhl" fängt an, Parteisache zu werden. Dies Los aber hätten wir dem schönen Buch gern erspart gewußt.

Denn daß es ein schönes, auch dichterisch tüchtiges Buch ist, sollte nicht bestritten werden. Jörn Uhl ist ja freilich „kein Mensch mit besonders feinverzweigten Irrgängen des Gedankens oder Gefühls", wie wir solchen in unseren modernen Romanen zu begegnen gewohnt sind; allein er ist ein starker, treuer, geistig kerngesunder Mensch, der Typus des germanischen Mannes, speziell des Nordfriesen, und seine Entwicklung ist die eines guten Menschen, der sich in seinem dunklen Drange doch schließlich auf die rechte Bahn findet. Zugleich aber hat ihn der Dichter doch so lebendig individualisiert, daß uns sein Ringen mit dem Schicksal ergreift und wir erleichtert aufatmen, als wir ihn endlich am Ziele seines mühevollen Weges wissen. Dies Motiv ist gewiß kein ganz neues — der Vergleich mit Sudermanns „Frau Sorge" liegt ja nahe — allein die Behandlung ist durchaus originell und, wie unsere Analyse gezeigt hat, reich an eigenartigen Zügen und überraschenden Wendungen. Es

ist unbegreiflich, wie man den Werdegang dieses herben und doch innerlich reichen Naturmenschen „langweilig" finden kann.

Zumal ihn der Dichter in einen großen Lebenskreis von Menschen und Verhältnissen gestellt hat, der für unsere Literatur tatsächlich ein Neuland bedeutet. Wir hörten, so oft von Hebbel, Storm und Klaus Groth die Rede war, viel vom ungebrochenen Volkstum in Dithmarschen. Und wir fanden in den Werken aller drei genannten Dichter Spuren und Hindeutungen, auch poetische Verherrlichungen der Heimat. Allein dies nordfriesische Bauernleben in seinem ganzen Umfange zu schildern, uns einen wirklichen Einblick in die innerste Psychologie dieses Menschenschlages zu geben, war doch erst Frenssen vorbehalten. Und erstaunlich ist die Fülle, die Breite und Tiefe dieser Darstellung. Ich muß mir versagen, hier auf einzelnes einzugehen.

Es ist auch fast unmöglich, den Reichtum an originellen und interessanten Gestalten nachzeichnend zu erschöpfen, die in „Jörn Uhl" in buntem Zuge an uns vorübergleiten. Ich habe das Buch mehrmals gelesen und gestehe, gerade von der volkspsychologischen Einsicht des Dichters, von der Feinheit seines Gefühls sowohl für die soziale als für die individuale Seite dieses bestimmten Menschenschlages einen immer stärkeren Eindruck empfangen zu haben. Nach dieser Hinsicht darf sich Frenssen getrost mit dem bedeutendsten lebenden Schilderer heimatlichen Volkstums, mit Peter Rosegger, messen. Es ist keine große Welt, welche der Roman umschreibt, und es sind nicht alle Höhen und Tiefen des Menschenlebens, welche er durchmißt — einfache Menschen, starke und schlichte Empfindungen, eine reine, aber nicht gerade überwältigende Natur, eine unverdorbene, aber auch primitive Kultur sind in „Jörn Uhl" dargestellt. Und das begründet den Wert des Buches, wenn es ihn auch nach einer Seite hin einschränkt. Es strömt uns daraus der frühlingsfrische Duft jungfräulicher Erde entgegen. Wir retten uns aus dem Gewirre und Getriebe moderner Überkultur auf ein Eiland ungebrochenen Volkstums und brauchen doch nicht in historische oder vorhistorische Vergangenheiten zu flüchten. Wir sehen mit Entzücken in eine kleine Welt voll jugendlicher, unverbrauchter Menschenkraft, die mitten in der unseren liegt und beginnen für die Zukunft unseres Volkes aufs neue zu hoffen.

Damit haben wir nun auch den poetischen Umkreis dieses Werkes genau abgegrenzt und uns das volle Recht gesichert, dem vielen Guten und Wertvollen, das mit „Jörn Uhl" gleichzeitig geschaffen wurde, auch wo es sich in ganz anderen Bahnen bewegt, unsere ungeminderte Beachtung zu schenken. Und dies ist doppelt nötig in einer Zeit, die in ihren Sympathien und Antipathien gleich einseitig, willkürlich und unzuverlässig, heute in maßloser Weise vergöttert, was sie vor zehn Jahren verächtlich beiseite geschoben hätte.

Ein kurzes Wort noch über die Form des „Jörn Uhl". Inhalt und Form lassen sich ja nie völlig voneinander trennen. Und so ist, was ich zum Lobe seines Inhalts gesagt habe, auch auf die Form des Romanes zu beziehen. Reichtum, Fülle, Kraft, Individualität des Stils zeichnen dies Werk Frenssens nicht minder aus wie sein früheres. Dieser Stil ist nicht „der heißersehnte, große, epische Stil", den unsere Literatur bisher schmerzlich hat entbehren

müssen. Denn zu einer universellen literarischen Bedeutung wird er nie gelangen, vorbildlich wird er nie werden, weil er — was sein größter Vorzug — durch und durch individuell ist. Es ist vielmehr der von den „Drei Getreuen" und der „Sandgräfin" her bekannte Frenssensche Stil, nur zu voller Reife, fast möchte man sagen, zur Überreife gesteigert. Allerdings ein Stil von reichen und feinen „Qualitäten", durchwärmt von dem erquicklichen Hauch einer gütigen Persönlichkeit, getaucht in die reine Glut einer starken, aber gezügelten Phantasie. Echt episch in seiner massiven Behäbigkeit, eignet er sich in besonderem Maße zur Schilderung bäuerlichen Lebens. Zahlreiche Bilder in „Jörn Uhl" sind von großer Anschaulichkeit und lebensvoller Realistik. Wie versteht es der Dichter, uns das Kinderfest in Sankt Mariendonn miterleben zu lassen! Wir treten mitten unter die trippelnden, tänzelnden Kindergestältchen und sehen die düsteren Schatten, welche von den Sünden und Leidenschaften der Alten in die zarte Lieblichkeit dieses Festes fallen. Wie ergreifend schildert der Dichter das Sterben der Mutter, Lena Tarns und des alten Uhl. Es ist ein Holzschnitt in der Art Rethels, wo der Tod selbst in das Sterbehaus eintritt, um sein Opfer zu holen. Das Grausige, Unheimliche, die naive Phantasie der Landbewohner mit Entsetzen erfüllende zu schildern, gelingt Frenssen ebenso gut wie die sorgfältige, liebevolle Malerei des Kleinen, scheinbar Unbedeutenden, z. B. einer Schusterwerkstätte im Schein der Morgensonne oder eines angelnden Kinderpaares am Ufer eines ruhig liegenden Teiches in heißer Sommermittagstunde; selbst ein paar überaus zarte, fein empfundene Liebesszenen, wie jenes köstliche, von Mondlicht und weichem Windhauch durchwobene Nachtstück, da Jörn Uhl und Lena Tarn zum gestirnten Himmel emporschauen, fehlen nicht. Am wenigsten gelungen scheint mir die Schlacht von Gravelotte, von der uns der Dichter allerdings nur so viel erleben läßt, als in die Anschauung seines Helden übergegangen ist. Ich gebe dem Kritiker recht, der diese unnatürlich lebhafte und dabei ganz unplastische Schlachtenschilderung mit „unendlicher Gelassenheit" gelesen zu haben versichert. Und auch darin muß ich ihm beistimmen, daß Frenssen seinen Gestalten oft zuviel von seinem Eigenen gibt, weniger in ihrem Handeln als in ihren Reden. Die Frenssenschen Bauern und Bauernmädchen reden zuweilen eine Sprache, wie sie höchstens ihr Pfarrer — wenn er nämlich Gustav Frenssen heißt, in Wirklichkeit reden wird. Man denke nur an die Abschiedsrede, welche die überhaupt verzeichnete Sanddeern Jörn Uhl hält. Doch sollte man auf diesen Punkt kein so großes Gewicht legen. Denn auf die sonstige Charakteristik haben diese Reden, soweit ich sehe, keine nachteilige Wirkung geübt. Und im übrigen: bei Theodor Fontane reden die Leute auch meist Fontanisch — ich erinnere an den alten Stechlin — ohne daß sich jemand daran stoßen würde.

Bedenklicher ist die Behandlung des Episodischen. Die Hauptbegebenheit ist von einem Kranz von Episoden eingefaßt, die alle in irgend einem näheren oder ferneren Verhältnis zur Idee des Ganzen stehen, aber durch ihre große Anzahl und durch die breite Behandlung die Einheit des Romanes stark beeinträchtigen. Frenssen hätte allein aus diesen Episoden einen stattlichen

Novellenband mit zum Teil recht feinen Stücken zusammenstellen können. Daß er es nicht tat, sondern seinen „Jörn Uhl“ damit fazettierte, zeugt von einem beneidenswerten Kraftgefühl des Dichters und steigerte die Fülle und den Gehalt des Romans. Trotzdem ist es mir sehr fraglich, ob es geraten war, in eine ohnehin breitangelegte, an Spannung arme Erzählung so zahlreiche Einlagen zu schieben. Man sage nicht, dieser Mangel an Straffheit der Komposition bedeute einen Zuwachs an Lebenswahrheit. Auch im Leben herrsche nicht das dramatisch bewegte Nacheinander, sondern das ruhige, breite Nebeneinander vor. Dieser an sich richtigen Behauptung würde „Jörn Uhl“ genügen, auch wenn der Dichter sich größere Beschränkung hinsichtlich der Episoden auferlegt hätte. Frenssen hat auch gewiß nicht aus derartigen theoretischen Reflexionen heraus, sondern ganz einfach dem überstarken Produktionsdrange folgend geschrieben und dabei die Einheit zuweilen aus dem Auge verloren.

Alles in allem ist „Jörn Uhl“ ein reiches, eigenartiges Buch, ein Stück Leben in künstlerischer Verklärung, die Gabe eines selbständigen, bedeutenden Dichters.

In bescheidenen Verhältnissen ist Gustav Frenssen aufgewachsen. Als Landgeistlicher einer nicht allzugroßen Gemeinde hatte er Muße, das Volk, dem er selbst entstammte, genau und gründlich zu studieren. Er hat es in seinen Nöten und bei seinen Freuden kennen gelernt und liebt es mit treuem Herzen. Wenn der Dichter in Heim Heiderieter sich selbst geschildert hat, so wissen wir, daß Frenssen die dichterische Anlage lange in sich trug, bevor er das lösende Wort für ihre Entfaltung fand. Mancher Versuch mag fehlgeschlagen sein, ehe er mit der „Sandgräfin“ vor eine breitere Öffentlichkeit getreten ist. Und auch in diesem Werke, wieviel Äußerlichkeit, wieviel Konventionelles und Unechtes! Und doch lag hinter alledem noch etwas anderes, die Ahnung einer verborgenen Kraft, die Sehnsucht nach Reife und Vollendung. Frenssen läßt uns in diese Kämpfe hineinschauen, wenn er Heim Heiderieter sprechen läßt:

> Man müßte etwas anderes schreiben als das da! . . . Ganz was anderes. Aber ich weiß nicht, wie ich das machen muß. Zuweilen sehe ich es, wie ein Segel, das erscheint und wieder verschwindet . . . Man müßte etwas schreiben, das müßte stark sein und so recht fröhlich und gesund, so wie Fritz Witt ist. Wenn man es gelesen hätte, müßte man aufatmen als im Westwind: „Das war frisch und schön!“ Es müßt' einem sein, als käme man aus einem Dom, und man hätte da nicht schwächliche, frömmelnde Menschen gesehen mit weichen, losen Händen und demütigen Augen, sondern den Siegfried mit der hohen Gestalt, dem mächtigen Gang und den reinen Augen und Frau Kriemhild an seiner Seite.

Mit seinem zweiten Roman und mit „Jörn Uhl“ hat Frenssen dies Ziel erreicht. Er hat uns Dichtungen geschenkt, die „von Sünde und Sorge, Heimat und Vaterland, treuer Liebe und ehrlicher Arbeit“ handeln, so „recht Deutsches und Einfaches“, etwas „für das ganze und große Volk, was der Gebildete gerne liest und auch der einfache Mann.“ Es ist kein Zufall, daß Frenssen in diesem Zusammenhang die Namen Freytag und Reuter erwähnt. Der Dichter ist viel ehrlicher, als manche seiner Trabanten, die uns glauben

machen möchten, „Jörn Uhl" sei wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter entsprungen.

Freytag, Reuter und Raabe, vielleicht auch Gottfried Keller sind bei „Jörn Uhl" zu Gevatter gestanden. Von ihnen ward Frenssen in der seiner eigenen Natur gemäßen künstlerischen Richtung bestärkt, in dem Studium ihrer Werke hat er den angeborenen Sinn für das Natürliche, Einfache, für heimatliches Volkstum, wohl auch sein Stilgefühl gebildet und geklärt. Sein Schaffen bedeutet, soweit sich heute darüber etwas ausmachen läßt, keinen Anfang, sondern eine glückliche Weiterbildung für unsere Literatur; eine sehr erfreuliche Wiederanknüpfung an die realistische Dichtung des verflossenen Jahrhunderts, deren Wege und Bahnen noch keineswegs ausgetreten waren, als man sie verließ.

Wie groß die Strecke sein wird, welche uns auf dieser Bahn weiterzuführen Gustav Frenssen berufen ist, wie weit der Horizont, den er uns wird schauen lassen, wie reich die Fülle der Bilder, die er uns zu enthüllen hat, läßt sich heute natürlich nicht bestimmt sagen. Doch was auch folgen mag: für das, was er bis heute geschaffen hat, wollen wir ihm immer von Herzen Dank wissen, gleich weit entfernt von kleinlicher, mißgönnender Nörgelei wie von unkritischem Überschwang!

Judas.

Von

Carl Hauptmann.

Oben am Berge war ein Schuß gefallen, der in dem herbstlichen Zuge der Lüfte sonderbar verhallte über See und Stadt. Und dann ging das Leben dem Abend zu. Ungestört und in Nebeln spinnend, kam es aus der Höhe und umwob die Stadt. Und es stieg aus dem See, bis die Nacht kühl und mit Reif hereingebrochen. Erst am anderen Tage fand man ihn. Ein Student, der oben einsam auf dem Berge spazierte — dort, wo schlanke Lärchen wie Schatten und Schemen gegen Luft und Tal sich in zartem Linienwerk erhoben im Dunstgespinst, und wo man mit seinen Gedanken ganz einsam in Wiesen und Haiden schritt — fand ihn im Grase liegen, die Schläfe zerschossen, die Hand gekrampft und von fallenden Blättern bestreut, die über ihn blinkten und ihn nicht weckten. Er hatte ihn auch sogleich erkannt. Denn die Studenten kannten ihn alle. Er hatte ihn erkannt an den Augen, von denen eines noch halb geöffnet, wie lauernd blinzelte, und an dem ganzen ärmlichen, verschabten und doch würdig scheinenden Rocke, dem man die Stellen ansah an Rücken und Ärmeln, mit denen er seit einigen Jahren die Bänke der Hörsäle drückte. Dann vor allem erkannte er ihn gleich, weil er nur einen Arm hatte und den Ärmel des anderen mit dem Handende in der Tasche trug. Niemand kannte ihn r e c h t, niemand wußte groß von ihm mehr als seinen Namen. Jedermann floh ihn, grundlos fast und doch aus einem tieferen Grunde des Blutes und Lebens, wie er uns nicht klar und laut als Wort und Entschluß, wie er uns als Schmerz und Abscheu, als Mißtrauen oder Widerwillen heimlich anpackt. Und der junge, einsame Student, der dort oben im Jungholz, das herbstlich raschelte und nebelumsponnen Morgengedanken in seiner Seele geweckt hatte, die Gestalt des Herrn Sue hatte liegen sehen, empfand einen plötzlichen Schauer — als er von seiner Betrachtung zu sich kam, die ihm eine Last von Leiden, ein unsagbar peinigendes Gefühl von erduldeter Schmach und stummen, unausgesprochenen Kämpfen in kurzer, innerer Schau offenbart hatte. Er lief eilig und wie gescheucht zu Tale, um Leute zu holen und die Polizei von dem Vorkommnis zu unterrichten. Dann kamen Beamte

an die Stelle im Walde und untersuchten — und hoben den längst erkalteten und schon starren Leichnam, und sahen, daß der Schädel zertrümmert war. Das dunkle Haar war rauh und glanzlos und mit Blut beklebt, und das Gesicht, jenes aschfahle, knochige Gesicht, das voller Stoppeln stand, verriet, daß er die letzten Wochen noch einsamer gelebt, sich gar nicht mehr aus seiner Stube herausgewagt und nicht mehr unter Menschen gekommen war. Er hatte keinen Kragen, nur ein seidenes Tuch um den Hals, das schwarz und verblichen war. Eine Uhr in der linken Tasche besaß er noch, aber sonst kaum etwas Nennenswertes, nicht ein Messer — nicht einen Bleistift — nicht einen Brief. — Ein kleines Geldstück fiel aus dem Rock, als man ihn aufzuheben versuchte. — Die Polizisten standen und überlegten. Sie kannten ihn auch gleich. Sie erkannten ihn auch an seinem Armstummel. Und er wurde dann ins Leichenhaus übergeführt, und weiß Gott an welcher Ecke des Kirchhofs, ohne Sang und Klang, ohne Namen und Stein, ohne ein Kennzeichen beerdigt. Vielleicht auch erst in der Anatomie auseinandergelegt, wo man Herz und Nieren und Muskeln und Nerven und alles in bester Ordnung fand, alles am rechten Orte, alles in dem schönen, geheimen Ebenmaß der Glieder, und nicht ahnte, welches unergründlich Lastende an Irrungen und Verachtungen von sich und Menschen hier einst als Blutwelle und Erlebnis durch die Adern und Nerven geflossen, und endlich den Revolver gegen sich selbst erhoben hatte.

Aber die Polizisten forschten dann bald auch nach seinen Papieren und seinen Antezedenzien, wie man mit einem fremden Namen den Namen und Lauf des Schicksals nennt, wenn man ein Beamter und Registrator ist. Und deshalb kamen zwei in Uniform zu der alten Wirtin und fragten sie aus. Ja — zu hören konnten sie auch hier nicht viel bekommen. Die Wirtin war armselig. Der enge Korridor, in dem die Polizisten standen, war dunkel. Man konnte kaum sehen, wen man vor sich hatte. Und es roch abscheulich nach Fett und Rauch und Staub. Sie erzählte, daß Herr Sue ein stiller Mieter gewesen, daß er nur selten mit ihr gesprochen hätte, daß er aber oft in seinem Zimmer hin und her gegangen wäre, stundenlang, und manchmal ganz lebhaft mit sich allein gesprochen hätte. Aber so sehr sie sich auch bemüht hätte, einmal zu hören, was er spräche, weil gerade ihr Bett an der Zwischentür gestanden und sie dadurch im Schlaf sei gestört worden, niemals hätte sie deutlich und klar etwas enträtseln können. Und wenn sie auch versucht hätte, ihn am anderen Morgen zu fragen, niemals hätte er ihre Fragen groß beachtet. Er wäre immer fremd und fast feindselig geblieben, die ganzen Jahre. Und sie hätte sich fast vor ihm geängstigt, gab sie noch zum Schlusse zum besten. Die Polizisten standen und sannen und fragten, ob er bezahlt hätte? Zuerst verstand es die Wirtin nicht, weil sie nicht wußte, was nun mit ihrem Mieter vorgegangen. Sie hatte gedacht, er wäre in irgend welche politischen Umtriebe verwickelt und man hätte ihn gefangen gesetzt, was hier öfter vorkam, weil viele Ausländer sich in der kleinen Republik und an der Hochschule zusammenfanden. „Bezahlt? Mein Gott, was sollte er denn bezahlen?" sagte sie. — „Nun," sagte einer der Beamten, der weniger versonnen und phlegmatisch war und einen frischen Zug um die Augen und einen roten Kinnbart besaß, „wenn

Sie noch was von ihm zu fordern hätten, wäre es wohl damit nichts, denn er ist tot, er hat sich selber das Leben genommen, und in seinen Taschen ist nichts gefunden als eine alte, elende Uhr — wenn nicht etwa in seiner Wohnung hier noch was zu finden ist." Und damit traten alle drei aus dem Dunkel des Korridors in die kalten, armseligen, grauen Mauern seines schmalen, langen Stübchens. O, man fühlte, wie er mochte hin und her gegangen sein, wie ein Gefangener in der Zelle. Ein Bett stand an der einen Wand, das sie untersuchten. Sie fanden nichts. Dann suchten sie im Spind, aber nichts war da. Was er an Kleidern besaß, trug er am Leibe. Wäsche lag einiges zerschmutzt und zerbraucht unten, offen im Spindschube. Das war alles. Und ein Tintenfaß und Feder stand auf dem kleinen Tischchen am Fenster, und ein paar zerrissene, leere Papierfetzen und Zeitungen lagen herum. Sie dachten, er müßte doch Papiere zurückgelassen haben. Im Ofenloch lag Zunder. Der Papierruß flog auf, wie man das Feuerloch öffnete. Er hatte offenbar alles noch vor seinem letzten Herbstgange ins Feuer geworfen, und mußte wohl in den Flammen, wie ein jedes letztes Zeichen seines Erdenganges auflohte, noch einmal gekostet haben, daß er das Leben wegwerfen könnte, ruhig und ohne Bedenken. Schließlich kam die Wirtin und brachte aus der schmutzigen Wäsche eine kleine, schwere Rolle. Zum Erstaunen — Goldstücke! — Er hatte sie offenbar nicht angerührt. — Und dann fand man am Kopfende in die Bettstatt eingeklemmt ein kleines, vernutztes Glanzlederheftchen. Daß er das gerade im letzten Vernichtungsfeuer vergessen hatte! Aber die Hände mochten heiß gewesen sein, als der Revolver schon neben ihm auf dem Schube lag, geladen, und auf ihn harrend, wie ein stummer Soldat zum Schuß auf den Deserteur. Und er hatte verbrannt und verbrannt, falsche Pässe und gemachte Dokumente, auch seine Matrikel und Briefe aus guter Zeit, wie er einmal jung und verliebt gewesen. Und dann auch Briefe, die kein Signum und keinen Namen trugen — heimliche, häßliche Briefe, die er beinahe so gehaßt hatte, wie die Menschen einen Meuchelmörder hassen, gegen einen, der Aug in Auge zu kämpfen und zu fallen wagt. So hatte er verbrannt, und es mochten ihm alle die Gänge aufgestanden sein, die heimlichen und peinlichen und entsagungsvollen Gänge, die ganz allmählich zum Haß gegen sich und zur Verachtung führten. Und die niemand kannte, und die alle ahnten. Und nun hatte er nur das eine, nichtige Heft vergessen, in dessen Blättern ärmlich und liederlich, in ungleichmäßiger, nervöser Schrift Seltsames, Böses und Gutes, wahre Leiden verzeichnet standen. Denn das war kurz und furchtbar die letzte seiner Spuren.

Das Heft.

(Das Heft war ganz vergriffen. Er hatte es offenbar einmal ordnungsmäßig begonnen. Auf der ersten Seite stand mit Tinte geschrieben):

1. Juni 86.

Ich haßte den Mann. Er hatte mir gesagt, daß ich einen lauernden Ausdruck hätte und mich in Geheimnisse einstehlen könnte, ohne es zu wissen. Er grub mir ein Zeichen in meine Seele, das ich nicht mehr wegwaschen kann

seither. Ich haßte ihn — und wollte ihn treffen, und im selben Augenblick traf seine Kugel auch mich und machte mich zum Krüppel. Aber er ist tot, und ich lebe.

(Als Nachschrift):

Ich hatte sein reines Verhältnis zu ihr getrübt. Aber der Tod kam zuvor und ließ es dunkel, und das war meine Rache.

(Auf der zweiten Seite): Im Januar 87.

Ich weiß nicht, was ich tun soll? Alle meine Studien in Natur, Geschichte, in Philosophie, alles ist zu friedlich, zu sanft, zu sicher. Nur für Geduldige und Abgeklärte, und ich finde keine Ruhe mehr. Ich treibe mich unter der Jugend herum in sinnverwirrender Sehnsucht, als könnte ich etwas längst Verlorenes wiederfinden. O mein Gott!

(Auf dasselbe Blatt zugefügt):

Daß ich Gott anrufe! Der mich doch in den Tagen, wie der Haß und die Tat kamen, nicht zurückhalten konnte. Ich rufe ihn nicht. Er wirkt nicht. Er läßt dich laufen: „Sieh, wie du dich selber zurecht findest." Ich finde mich schon. Wenn nicht im Glanz, dann in Dunkel. Er schuf auch Nachttiere, o!

(Ein anderes Blatt):

O, es ist unsäglich öde. Ich muß den Ort verlassen. Früher ging ich auch „im Zuge" — ich meine so fünf — sechs — zehn junge Männer, die ernsthaft und leidenschaftlich streiten und erwägen, ob „Ursache" nicht nur ein Bild aus vergangenen Zeiten wäre, das uns irreführe über das ewige, verschlungene Ineinander der Dinge. Die streiten — nur um miteinander zu gehen, weil sie sich und die Wahrheit lieben. Ich — liebe — keinen — und was ist Wahrheit?

(Ein weiteres Blatt):

Ich muß nur fort von hier, wo alle wissen, daß ich den Feind erschossen habe. — Komisch, ich kann niemanden mehr lieben, weil ich keinem mehr traue. Sie sehen mich alle so seltsam fragend an. Und auch wenn sie höflich sind, sehen sie mich grausig an. Das machen die Augen der Menschen für sich. Das machen die heimlichen Kräfte, die man nicht achtet, wenn man nur höflich und menschlich sein will. Die blicken dann für sich aus den Augen und lassen sich nicht stören. Dann ist mir, als wenn ich umstellt wäre.

(Ein weiteres Blatt):

Nein, ich muß fort aus den Bekanntenkreisen aus der Stadt. Ich muß fort. — — Aber da kommt der verfluchte Brief! — Seht ihr! So reckt der Teufel seinen Arm aus nach der Seele, die ihm einmal einen Finger gab. Ich will also gar noch — pfui — meine Freunde belauern? Und ein Späher sein? Er sagte es mir ja, ich hätte Anlage. Und außerdem bin ich arm. Die Eltern haben sich losgesagt, weil ich — — Mord — es wäre doch ein Mord. Meine Eltern sind einfache Leute. — Ach, ich habe gar keine Verpflichtungen gegen die Freunde. Was mißtrauen sie mir! — Aber ich werde sehen, ob ich so weit bin, das Geld zu nehmen, oder ob ich mir den Weg ins Leben noch offen lasse.

(Das weitere Blatt war mit Bleistift geschrieben. Und dann kehrte der Bleistift oft wieder.)

Im April 87.

— Ah — gut — ich gehe. Es muß ja nicht hier sein. Wenn mir offen steht, zu wirken, wo ich will, nehme ich das Anerbieten an. Ich kann ja studieren dabei. Ich will meinen Lauersinn ausbilden. Es gibt wunderbare Einblicke. Jeder muß werden, wozu ihm Gott Fähigkeiten gegeben. O Gott. O Gott! Warum bestimmtest du mich zum Heimlichen und zum (Hier hatte er nicht ausgeschrieben.)

(Nach einigen leeren Blättern war neu begonnen):

Im Mai 87.

Nun also bin ich hier. — Ja — nein — ja — nein —! Ich kann noch immer zurück. Was ich bekam, ist quitt gemacht. Ich habe ihnen auf die Spur des jungen Russen geholfen. Nun könnte ich hier ein neues Leben beginnen. Es ist eine Stadt wie ein Paradies. Fast schien mir, als fiele Licht in meine Seele, als ich die Berge sah und den See. Die Menschen in den bunten Kähnen schienen so frei, und die Luft ist unsäglich frisch und weich. Nein — nein — weg damit! Der Teufel soll mich nicht haben! Das Leben ist so wonnesam. Es ist wieder Frühling — ich versuch's neu.

(Alles das und das Weitere stand in freudigen Schriftzügen fast zierlich auf einer Seite):

Im Colleg — ein humorvoller Mann mit einem feinen, überlegenen Blick, und wenn er eine Formel an die Tafel malte, einer Glatze wie ein Mönch — lehrte uns die Wirklichkeit sehen. Haha, er hat recht — man muß die Namen verachten und das Wirkende greifen. Das gibt auch Kraft. Reden und Meinen wollen uns über das wahre Wertvolle irreführen. — Ich bin und bleibe auf dem neuen Wege. — Neben mir saß ein Fräulein, die jung und schmal schien — aber heiter auf den Professor und noch heiterer plötzlich auf seine Glatze sah — die mich freundlich und arglos anblickte und mich um einige Bücher fragte. Ich besitze die Bücher. Ich gehe zu ihr.

(Auf einer folgenden Seite):

Ach — da kommt nun der Mann und schreibt mir dasselbe. Ich soll doch die Gelegenheit wahrnehmen. Diese jungen, dunklen, leidenschaftlichen, haßbereiten Russen und Polen wären alles Verschwörer. — Was gehen mich denn eure Verschwörungen an? — Ich gehe heute hin zu ihr. Sie hat mir's erlaubt. Ich soll kommen und ihr die Bücher bringen.

(Auf einer folgenden Seite):

Ich fange an, aufzuatmen. Ich saß in dem kleinen Raume bei ihr, und sie erzählte — und ihr schmales, leidvolles Gesicht bekam einen Ausdruck von leidenschaftlicher Schönheit, einen Glanz, daß ich kaum noch zuhörte, was aus ihren Worten kam, und nur sie ansah. Ich gehe oft zu ihr — sie ist so arglos — und so kühn und frei.

(Später):

Heute machte sie Tee — und behandelte mich überhaupt wie einen guten Freund. — — Ob sie nicht merkt, daß ich einarmig bin? — Sie ist freundlich und außer Maßen klug — und sanft wie eine Frühlingsblüte. Es ist ein Zauber um sie, der mich ganz frei macht.

Heute will ich einmal an meinen Vater schreiben, daß er mir Geld schickt. Wenn ich seinen Sinn umkehren kann! — — Dann nehme ich teil am Seminar. Dort ist auch sie . . .

(Auf einem beliebigen leeren Blatt war nur gekritzelt):

Ich liege darnieder.

(Und dann war später geordneter darunter fortgefahren):

Wie kam denn das? Ja — ich mußte doch nun suchen, Geld zu machen und den Leuten wieder einen Dienst leisten. Wovon soll ich denn leben?

O — eine Kette schleppe ich mit mir, die ich immer klirren höre.

(Auf einem späteren Blatt):

Also, ich hatte mich nicht getäuscht. — Seht ihr! — Diese Dame ist klein und zart — und wie eine Lichtträgerin kam sie! — Jetzt umstehen sie die dunklen, leidenschaftlichen Landsleute und nehmen ihren Frieden. Sie kam aus einem ländlichen Idyll und war arglos. Nun fiebert schon ihr Blick, und sie schaut nach den anderen, die haßbereit an Völkerschicksalen sinnen und arbeiten. Sie sehen mich heimlich an und blicken weg. Und ich fühle, daß ihre Augen in sich sinnen, wer mich gezeichnet hat — o —

(Später auf dasselbe Blatt hinzugefügt):

Nein, sie ist doch arglos. — Es war nur mein Mißtrauen. Sie fragte mich, warum ich nicht mehr käme.

(Auf das folgende Blatt):

I — so geht nun allmählich das Leben seinen Gang. Ich fühle doch, wie sie ihre Stille und ihren eigenen Sinn verliert und sich von Freunden zermartern läßt. Ich fühle es ja. — Was denn? Was ist es denn sonst? Es wäre nicht gut, an sich zu denken. Man müßte alles gegen Leid und Elend der anderen tun. Das haben ihr die finsteren Verschwörer eingelernt. Ich täusche mich nicht. Auch ihr Blick verliert sich manchmal auf meinen Arm und sucht nach Antwort. Ich wette — sie will mich fragen. Sie beginnt zu mißtrauen.

(Später):

Heute sah ich sie wieder. Sie grüßte mich kalt von ferne und saß unter ihren Landsleuten. Nein, es quält mich. Warum? — was sind das für Leute? Ich will ihnen nachspüren. Ich kann meine Menschenkenntnis bewähren.

(Auf ein folgendes Blatt mit großen, energischen Zeichen):

Das ist doch eine tolle Geschichte. Heute — werfen diese Leute Bomben — um den Stoff zu versuchen — und so unvorsichtig, daß einer dabei zerrissen wird. Freilich kenne ich sie. Sie ist ja ewig mit ihnen, und ich weiß ja auch, wo sie ihre Rezepte heimlich brauen. Nun kann man das Nest ausnehmen. Gut — das bringt gutes Geld — (später dazu geschrieben): und dann Selbstquälerei. — Nein — man muß auch dazu Mut haben —

(Und dann auf demselben Blatt hastig fortgefahren):

Lächerlich. Auch das alles geht vorüber — mit einem jeden. Und außerdem hasse ich diese Leute. Ich fühle zu sehr, wie sie mich ansehen. Ich kann ihnen kaum unter die Augen, so klein und erbärmlich machen sie mich vor mir. Weil sie das Leben um einer guten Sache willen wagen, und ich das Leben

um einer schlechten willen wegwerfe — und stehe wie ein heimlicher Büttel. Pfui Teufel! — Aber was machen sie sie mir abwendig. Ich hatte meine Hoffnung auf sie gesetzt. So mag sie mein Haß heimlich treffen.

(Später):

Der andere junge Russe kam ins Krankenhaus. Nun ist er im Gefängnis. Sie werden unschädlich gemacht. Und sie erzählt mir noch dazu arglos, daß sie in des Mannes Zimmer gerannt, und ehe haussgesucht wurde, eine vergessene Bombe in der Hand hinausgetragen und in den See geworfen habe. O Unschuld!

(Auf einer folgenden Seite gekritzelt und fast unleserlich):

Nun — könnte ich — wenn ich wollte — aber ich verachte mich. — Ich versuche immer noch — Geschichte — zu — studieren und in der Philosophie Ruhe zu finden. Ich begreife gar nicht, wer mich so zwangsweise kann in so schiefe Lagen bringen? Ich kann doch alles abschütteln! Was geht mich denn meine Vergangenheit an! Auch selbst, daß ich nur den einen Arm habe. Ich bin im Kriege blessiert worden. Damit gut. Warum mache ich nur immer eine Miene, daß jeder sehen muß, wie ängstlich ich lauere? (Später der Seite noch hinzugefügt in fast ruhiger Schrift): Nein — ich finde es sehr schön, daß der Mensch all die friedlichen Begriffe studiert, die der Professor so anstandslos über das Leben, über das Lebendige zieht. Alle so reinlich und gar nicht mehr Staub und Asche. Man kann dann aus dem Leben flüchten wie in eine Panoramabude. Aus diesem Leben, das so ganz ein anderes, ganz unheimlich und mächtig ist.

(Auf einer späteren Seite in aufgeregten Zügen):

Gott, Gott! Sie sind dieser ganzen Verschwörung auf der Spur! Vaterlandsliebe sagen sie und sind innerlich erwärmt wie brennende Herdfeuer. Es könnte meine eigene Seele ganz hell und froh machen. — O Gott! Und ich sollte wirklich weiter gehen müssen mit meinen heimlichen Angaben. (Später zitterig zugefügt): Wer A sagt, muß B sagen! Pfui — pfui — und abermals pfui — über mich. Ich bekomme Geld und verrate!

(Nach einigen leeren Blättern neu angefangen):

Gestern war ich wieder bei ihr. Nein — man begreift nicht. — Sie denkt nur an sie. Sie weinte fast vor Zorn und Rache. Und sie fragte mich, ob ich nicht mit ihr fühlen könnte? Man wird die jungen Freunde nach Sibirien bringen, wenn sie je heimkommen. Und auch hier zu Lande wird man sie lange polizeilich plagen. Die russische Regierung hätte es verlangt. Und dann machte sie anmutig einige Witze, die sie trösten sollten, und neckte mich mit meinem Arme, den ich wohl auch im Kampfe fürs Vaterland verloren hätte! Es gab eine gute Gelegenheit, mich ins Licht zu setzen. Sie ist gut und vertraulich zu mir.

(Kurz danach zugefügt):

Aber nun sie arglos ist, verrät sie mir weiter und weiter. O, wenn sie schwiege! — Ich muß mich fürchten.

(Auf der nächsten Seite):

Und ich verrate auch weiter — und bekomme Geld — und lasse es im Schube liegen wie Blutgeld — und wage mir nicht einmal, einen neuen Rock zu kaufen, so ekelt es mich schon an!

(Das letzte ist eckig und groß und fast im Zorn geschrieben. Dann folgen einige leere Blätter. Dann steht energisch):

Heute beim Professor im Seminar waren aller Augen auf mich gerichtet, daß es mich stach. Ich wollte es immer herausschreien: Ich verrate euch alle. Auch ihr ins Gesicht, daß sie gleich vor Schreck über ihre Arglosigkeit gestorben wäre. Alle sahen mich an. Alle sahen auf meinen Arm. Alle sahen heimlich, als säße ein Aussätziger da, den sie fürchteten. Und ich blickte immerfort vor mich und konnte meinen Blick nicht in die Höhe bekommen. Ich war wie verwirrt. Fortwährend begannen meine Augen zu tränen, wenn ich ein Wort zu sagen hatte. Und ich stotterte auch und sah lieber auf den Tisch vor mich nieder, und war dann froh, hinaus zu sein. — Ich verliere mich ganz.

(Auf einer folgenden leeren Seite steht allein):

Jeder Weg, den du gehst, ist der richtige in Gott, aber noch lange nicht der richtige in dir. Und Gott wird dich durch Mund und Blick anderer über dich lehren. Aber alle eure Münder können Gott nicht über sich lehren. O Gott — wohin? — ich —?

(Auf einer späteren Seite in ruhigerer Schrift):

Ich lud mir heute den neu angekommenen, jungen Mann, einen langen, ernsten Menschen, ein, der es auch mit dem Denken ernst nimmt und mich auch auf dem Heimwege vom Seminar nicht losließ wegen der letzten Ansicht des Professors, als gäbe es kein Mysterium. Mein Gott! — Im Wirklichen ist alles so offenbar, scheint mir. Es wäre eine Erlösung für mich, wenn es aus der Tiefe noch einmal herausbräche, was mich heilte. Aber was ich lebte, ist so klar — scheint's — und so gemein — weil es heimlich sein mußte. Der Gute ist ein Schwärmer. Er vergißt den Menschen und die Selbstsucht und alle Süchte.

(Später):

Der Mensch war wieder bei mir. Er kommt gerne. Er hat nur den Sinn auf sein Denken gerichtet und gebraucht weder Augen noch Ohren. Ich glaube, er hat noch nicht einmal gesehen — daß ich einarmig bin. — Er will nur mit mir reden. Das lenkt mich auch ab von dem Peinlichen, wovon er nichts zu wissen scheint, der Glückliche!

(Auf einer weiteren Seite in froher Schrift):

Heute kamen nun beide zusammen. — Da hatten wir's. Sie — o — ist Feuer — voll Begeisterung — noch in Harm und Sorge um die Freunde erst. Sie hält jeden Menschen für anständig — und für einen Vaterlandsfreund. An Verrat denkt sie nie. Man müßte alles für das Elend tun. Aber er nun fand, daß man nichts anfangen könne, solange man im Dunkeln tappe. Dunkel heißt soviel als unetikettiert. Und klar heißt sichere Etiketten — und wo in der Apotheke die einzelnen Rezepte fürs Leben stehen. Du Tor! da kannst du lange warten! Du selbst — du mußt sicher schreiten aus Blut und Leben. Die anderen sind dabei nur schwache Stützen. Da kommst du noch dahinter. — Und ich vergaß mich ganz, und vergaß ganz, daß sie vor einem Verräter sprach. Beide ahnten nichts — sie waren ganz in ihren Ideen — sie nahmen mich mit wie einen Kameraden, dessen man sicher ist,

den man gar nicht mehr ansehen braucht, wenn man zu ihm sagt: „Komm auf den See — es ist Feierstunde, und die Sonnenflut schillert über die Wellen. Wir fahren und träumen!“

Und ich ging mit — o Gott — und unten hält mich ein Polizist an und fragt mich leise etwas. — —

Wie wir dann im Kahne saßen, war es ganz stumm unter uns.

(Auf einer späteren Seite):

Ich verrate — ich verrate — ich bekomme Geld und verrate. Ein Verräter bin ich und werde es auch bleiben.

(Auf der folgenden Seite fast schön geschrieben):

Jeder erkennt mich auch. Selbst der in seinen Ideen, der gar nicht sah, daß ich einarmig bin, selbst der hat mich erkannt. Er meidet mich. Er geht mit ihr und meidet mich. Sie meidet mich auch. Und sie vergißt ganz, daß ich alles Mögliche von ihr weiß. — O, man muß Mut haben. Auch zum Verraten gehört Mut. — Und nun gerade will ich ganz arglos tun und selbst einmal zu ihnen gehen — und lachen. Ja — heute will ich hingehen und sie abholen — und arglos tun und lachen. — Er wird bei ihr sein.

(Auf der folgenden Seite):

Hahaha — nein, nein — sie sind ja argloser als je. Gar nichts ahnen sie. Und sie klagte mir nur, daß heimliche Angeberei immer mehr um sich fräße wie ein Geschwür. Es sei wieder einer verhaftet worden. Ein Chemiker, ein junger Jude, ein ausgezeichnet aufgeklärter und unbeugsamer Mensch, der sein ganzes Vermögen hergegeben. „O — haha — das wußte ich. Ich gab ihn selber an.“ Ich lachte. Du selbst hattest mir ja alles schon haarklein erzählt — so arglos — und hattest mir nicht angesehen, daß ein Kummer durch meine Seele ging — daß ich ein Verräter sein muß — — wie einer, der weint, wenn er nüchtern ist: „Ich bin ein Trinker“ — und der heimlich hingeht und nicht von der Flasche kann. Ich habe keinen Beruf — ich lauere nur — auf mich und auf jeden — auch auf dich. Ja, ja, es ist wie eine peinigende Wollust — auch auf dich! — Pfui, pfui rufe ich und nehme Geld — und lauere — und sehe, daß ihr mich alle verachtet — und dann gehe ich aus Rache hin, um euch anzugeben — um eure Begeisterung anzugeben, die mir warm macht, wie ein Herdfeuer, das mir eine Wollust ist, auszulöschen! Ha, nun brennt nur weiter —! Hahaha — ein Gezeichneter bin ich — ein Verräter bin ich — ein Judas bin ich.

(Auf einer nächsten Seite):

Und ich kann das Leben nicht lange mehr ertragen. Das ist mir heute klar geworden. Schon gestern. Gestern saßen wir wieder alle beim Professor. Ich glaube, der Überlegene hatte mich von vornherein erkannt. Er machte Anspielungen. Er sagte immer: „Herr Sue, wir kennen uns.“ Er meinte ja nur meine philosophischen Meinungen, aber er sagte es, daß es mir ins Blut drang. Und die anderen empfanden es, wie wenn er mit den Fingern auf mich wiese, wie er sagte: „Wir kennen uns!“ Es verwirrte mich ganz. Ein paarmal mußte ich auf meinen Arm sehen — und ich versuchte, nach der Lüge zu suchen, daß ich in einem ehrenhaften Handel, im Kriege, blessiert sei. Es fiel

mir nur nichts Rechtes ein. Sie machten mich alle mit ihren Blicken so hündisch klein und erbärmlich — daß ich hin und her um mich alles vergaß — und tausendmal eine reine Auferstehung feierte — jedesmal, wenn ich aus dem Inmichhineingraben einen Augenblick wähnte . . . . . daß ich doch nur unter disputierenden Menschen saß. Sie disputierten fortwährend über friedliche, reinliche Begriffe, und ich lebte wahrhaftig unterdessen ein schaurig unheimliches Leben. „Wir kennen uns, Herr Sue."

(Zwischen leeren Blättern steht auf einer Seite hingekritzelt):

Ich könnte jeden verraten.

(Dann auf einer späteren Seite):

Ich kann das Leben nicht mehr lange ertragen. Das kam mir heute noch deutlicher ein. Ich fuhr mit ihr allein. Ich hatte sie unten am See getroffen, und sie lud mich ein, mit ihr in die blinkenden Wasser hinauszufahren. Sie wollte rudern. O Gott — ich rufe dich! — Ich sah sie an — ein Glanz umspielte ihren feinen, lächelnden Mund, und ein Glanz lag in ihren grauen Augen. — Die seidigen, braunen Haare löste der Wind — und ihren lichten Strohhut warf sie sich zu Füßen in den Kahn — und so schlank und zart — sie ruderte kräftig — sie lachte mich an in ihrer schönen, freien, seeligen Bewegung — immer wieder. Der Kummer ihrer Seele war verstrichen. Sie begann umherzublicken — in die Sonnenlichter der Wellen, worein Perlen von dem Ruder fielen — und sah auf. Möwen zogen im rosigen Licht vorbei und tauchten nieder in die funkelnde Flut. — Ich genoß eine Welt, die ich lange nicht gesehen. Ich begann zu steuern wie einer, der der Sonne nach will. — Sie hatte mich vergessen — sie sah mich nicht. — Und — ich fühlte — ich fühlte — daß ich zum — Mörder werden könnte — mein Gott! — Ich starrte sie an wie ein Wahnsinniger. — Ich versuchte alles mit Gewalt in mir niederzuringen. Ich dachte an sie mit allen Sinnen. — Sie sah nur ins Licht. Sie hat immer nur den Blick im hellen Himmel und Himmel im Auge. — Und ich sehnte mich furchtbar. — Ich dürstete — sie sollte mich emporheben — sie sollte mich retten! Ich wußte, daß sie mich retten könnte. Daß in ihrer freien Seele voller Licht und Vergessen ich baden könnte wie in einer lauteren Flut! — — — Aber sie sagte auf einmal ganz erschrocken: „Um Gotteswillen, was ist Ihnen, was tun Sie? Wie sehen Sie aus? Was machen Sie? Wie sehen Sie aus?" Und ich lachte greulich — wie ein Blödsinniger lacht — ohne einen Klang, ohne ein Wort. Es war ja auch wahrer Wahnsinn, so etwas zu denken. Wo dachte sie denn an mich? Wo hatte sie denn je an mich gedacht! Und sie lächelte über mich gezwungen kindlich — daß sie mich in mein ganzes Dunkel ärger zurücktrieb, und sagte schließlich ganz fest mit bleicher Miene: „Aber warum sind Sie so stumm? Sie lauern ja fast und sehen dann immer nach der Erde — warum?"

(Das Vorherige war in einem Zuge über mehrere Seiten geschrieben. Dann war später noch hinzugefügt):

O du mein Täubchen! — Das hast du erst jetzt erkannt? — O du Strahlende! — Ich bin ja ein Verräter — und ich kann das Leben nicht mehr aushalten.

(Auf einer der letzten Seiten steht unleserlich und gleichgültig):

Ich bin immer zu Hause. — Ich komme gar nicht mehr auf die Straße. — Ich mag mich nicht sehen lassen. Wenn ich *sie* sehe, ermorde ich sie. Sie ist ein Kind — nun entdeckte sie, daß ich lauere, und daß ich sie begehre, wild, wie ein Vieh nach dem Wasser schreit — wie ein Feuer, das sonst sich selbst verzehrt — wie eine elende Krankheit, Haß und Wahnsinn und Taumel.

(Später):

Ich mußte alle verraten. — Ich wollte *sie* kränken, weil sie nicht auf mich achtete. Ich wollte sie einsam machen. — Ich wollte sie besitzen — ach — ich Elender — ich Unsinniger — dessen Augen selbst den Sonnenstrahl und die Wellen im Schein des Abends nicht sehen können, ohne sie zu belauern — heimlich und tückisch — ich — mag nicht mehr unter die Menschen — — ich muß zu Boden blicken — ich verbrenne alles — ich vernichte mich.

(Auf einer weiteren Seite):

Es trieb mich gestern heimlich vor ihr Fenster. Da sah ich eine Mannesgestalt als Schatten gegen das Fensterkreuz gelehnt. Sie hatte Licht. Und ich hatte meinen Revolver bei mir. Es war gut, daß einer bei ihr war.

(Darunter mit fast anderer Schrift):

Ich bin zu feige zu allem.

(Später geschrieben):

Ich habe nur zum Verrat noch Mut. So mag sie verraten sein. Wenn ich sie nicht töten kann.

(Auf der vorletzten Seite steht, als wenn sich jemand im Schreiben hätte üben wollen, viele Male untereinander derselbe Satz):

Sie haben sie auch in Untersuchung gezogen.

Sie haben sie auch in Untersuchung gezogen.

(Immer dasselbe): Sie haben sie auch in Untersuchung gezogen.

(Darunter war eine hundertfältig verschlungene Bleistiftlinie, wie Kinder sie hinmalen in finnlosen Figuren, wenn sie dazu gähnen und sich unsäglich langweilen. Und dann stand mit fast jugendlicher Schrift wie im Anfang):

Man hat sie ausgeliefert. —

(Und darunter stand): Heute — Heute (und das heute immer größer und ein paarmal ganz groß geschrieben):

Heute . . .

(Das mochte sein letzter Tag gewesen sein.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

In der gesamten katholischen Welt ist das fünfundzwanzigjährige Papst-Jubiläum Leos XIII. als ein bedeutsamer Festtag gefeiert worden. Anders wie sein Vorgänger Pius IX., der nicht davor zurückschreckte, der modernen Welt- und Lebensanschauung gleichsam den Fehdehandschuh hinzuwerfen, hat Leo XIII. sich als das friedliche Beziehungen zu allen Staaten anstrebende Oberhaupt der katholischen Kirche erwiesen. Freilich ist auch unter seinem Pontifikate das Verhältnis des Vatikans zum Quirinal nicht endgültig im versöhnlichen Sinne geregelt worden. Der Gegensatz zwischen dem Papsttum und dem geeinten Königreich Italien hat sich jedoch nicht weiter zugespitzt. Die kluge Besonnenheit, die Papst Leo XIII. niemals verleugnete, legte seinerzeit dem Fürsten Bismarck den Wunsch nahe, die Streitfrage hinsichtlich der Karolineninseln dem Schiedsspruche des Papstes zu unterbreiten. Auch in Ländern mit überwiegend evangelischer Bevölkerung erfreut Papst Leo XIII. sich lebhafter Sympathien, so daß es dort nicht an herzlichen Glückwünschen fehlte, die zugleich vom rein menschlichen Standpunkte aus ihre volle Berechtigung fanden.

In dem jüngst vom Bischof von Trier, Dr. Korum, heraufbeschworenen Konflikte hat die versöhnliche Gesinnung des Papstes sich gleichfalls bewährt. In der am Sonntag, den 8. März, von den Kanzeln der katholischen Kirchen in Trier verlesenen Erklärung, in der hervorgehoben wurde, daß das frühere Publikandum des Bischofs Korum „als nicht geschehen zu betrachten sei", ist ausdrücklich auf die Übereinstimmung mit dem Papste hingewiesen worden. Weder ist von seiten der Staatsgewalt eine Zusicherung irgend welcher Art, um die päpstliche Entschließung herbeizuführen, gemacht, noch ist von seiten der katholischen Kirche eine Bedingung gestellt worden, von der die Zurücknahme der früheren bischöflichen Publikation abhängig sein sollte. Daß sowohl der preußische Ministerpräsident als auch der Kultusminister vorher im preußischen Abgeordnetenhause erklärten, für berechtigte Beschwerden würde Abhilfe geschafft werden, entsprach nur den Grundsätzen der Billigkeit, die gerade vom Bischof Korum außer acht gelassen worden waren.

Auch die Gründung einer katholischen Fakultät an der Universität Straßburg gestattet Rückschlüsse auf das Entgegenkommen des Papstes und der römischen Kurie. Durch den Widerspruch der Protestler in den Reichslanden ist deutlich bekundet worden, welchen Wert die noch immer enge Beziehungen mit Frankreich pflegenden Elemente auf die Erziehung der elsässischen Geistlichkeit in den bischöflichen Seminaren legten. Im Verkehr mit den anderen Fakultäten wird die katholische der Universität Straßburg der freien Wissenschaft sich nicht verschließen können.

In der inneren Politik Frankreichs hat sich bereits vor geraumer Zeit eine bedeutsame Wendung vollzogen. Jahre hindurch wurden Ministerkrisen dadurch herbeigeführt, daß im psychologischen Augenblicke die äußerste Linke mit den

Oppositionsparteien der Rechten gemeinschaftliche Sache machte. Die Ernennung des sozialistischen Führers Millerand als Handelsminister bezeichnete dann den Wendepunkt, und ein anderer sozialistischer Führer, Jaurès, übernahm gleichsam die Rückendeckung seines Parteigenossen im eigenen Feldlager. Als das Ministerium Waldeck-Rousseau, dem Millerand angehörte, freiwillig zurücktrat und durch das Kabinett Combes ersetzt wurde, trat keineswegs eine prinzipielle Änderung in den regierungsfreundlichen Anschauungen der äußersten Linken ein. Jaurès, der inzwischen wieder zum Deputierten gewählt worden war, sorgte insbesondere dafür, daß die Fühlung zwischen allen republikanischen Parteien in der Deputiertenkammer gewahrt blieb. Nicht bloß die Regierung wurde auf diese Weise befestigt, indem sie über eine geschlossene Mehrheit im Parlament verfügen durfte, sondern es gelang auch, alle zweifelhaften Elemente zurückzudrängen. Zu diesen gehörte vor allem der frühere Kammerpräsident Paul Deschanel, dessen Geschmeidigkeit ermöglicht hatte, daß er zugleich auf politischem und auf wissenschaftlichem Gebiete eine große Rolle spielte, so daß ihm die Académie française, indem sie ihn in jungen Jahren zu ihrem Mitgliede wählte, eine allerdings nur problematische „Unsterblichkeit" verbürgte.

Der Glückswechsel erfolgte, als die Mehrheit der Deputiertenkammer von der Schaukelpolitik des Herrn Deschanel nichts mehr wissen wollte und ihn durch den bewährten Republikaner Léon Bourgeois ersetzte. Es kann daher nicht überraschen, daß Paul Deschanel, dessen Ehrgeiz bereits nach der höchsten Würde, der Präsidentschaft der Republik, strebte, in Jaurès seinen heftigsten Widersacher erblickte. Dieser war es nun, der vor einiger Zeit gegen die eitlen Revanchegelüste der Nationalisten Front machte und sich im wesentlichen auf denselben Standpunkt stellte, den einer der größten französischen Staatsmänner der dritten Republik, Jules Ferry, bereits vor vielen Jahren eingenommen hatte.

Paul Deschanel, der seine Aussichten auf Wiedererlangung des früheren „prestige" schwinden sah, versuchte zu wiederholten Malen, an den falschen Patriotismus zu appellieren, in dem er es doch niemals zur „Meisterschaft" Paul Déroulèdes wird bringen können. In Chartres hielt er am 1. März auf dem zur Feier des 134. Geburtstages des Revolutionshelden Marceau veranstalteten Bankett eine Rede, deren chauvinistischer Charakter selbst von einem Teile seiner früheren Freunde zurückgewiesen wurde. Deutlich genug wendet Paul Deschanel sich gegen Jaurès, indem er ihn nicht nur persönlich angreift, sondern auch dessen friedliche Anschauungen hinsichtlich der internationalen Politik Frankreichs verdächtigt. Ganz ernsthaft eignet er sich die Äußerung Dantons an, der am 31. Januar 1793 im Konvent ausrief: „Vergebens will man Furcht bei dem Gedanken erregen, daß der Republik eine zu große Ausdehnung gegeben werden könnte. Die Grenzen Frankreichs sind durch die Natur bezeichnet. Wir werden sie an ihren vier Punkten erreichen: am Ozean, an den Rheinufern, an den Alpen, an den Pyrenäen. Keine Macht kann uns aufhalten." Nicht genug damit, zitiert Deschanel in Chartres noch den „großen Carnot" als Eideshelfer, der in seinem Berichte vom 14. Februar 1793 betonte, die alten und natürlichen Grenzen Frankreichs seien der Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Um ganz vollständig zu sein, unterläßt Paul Deschanel nicht, das Dekret des Wohlfahrtsausschusses vom 1. Oktober 1795 anzuführen, wodurch der Friede und das Ende der Revolution bis zur endgültigen Errichtung der Republik innerhalb „ihrer natürlichen Grenzen", der Grenzen von Julius Cäsars altem Gallien, vertagt wurden. An Deutlichkeit läßt diese Kundgebung des früheren französischen Kammerpräsidenten nichts zu wünschen übrig, der überdies ausdrücklich den Unterschied betont, der zwischen der „stolzen Sprache" der Männer der großen Revolution und „gewissen Doktrinen besteht, die man heute dem besiegten Frankreich predigt".

Selbst wenn man der Polemik Rechnung trägt, die Paul Deschanel gegen den friedlich gesinnten Vizepräsidenten der Deputiertenkammer, Jaurès, führt, sowie den

Seelenzustand des aus seiner politischen Stellung gedrängten ehrgeizigen Strebers ins Auge faßt, darf man sich doch nicht verhehlen, daß eine solche Kundgebung des von vielen Franzosen noch als Staatsmann gefeierten Akademikers grelle Streiflichter auf gewisse Bestrebungen jenseits der Vogesen fallen läßt.

Der Pariser „Temps“, der früher die Kandidatur Paul Deschanels als Kammerpräsident unterstützte, kann denn auch nicht umhin, in einem den ironisch gemeinten Titel „Patriotisme“ führenden Aufsatze sich mit dem Redner von Chartres auseinanderzusetzen. Ganz zutreffend weist das Blatt auf den Unterschied zwischen der Gegenwart und der Ära der großen Revolution hin, in welcher der Geist der Propaganda und der Eroberung sich Geltung zu verschaffen suchte. „Die Theorie der natürlichen Grenzen,“ heißt es weiter, „hat uns nach Waterloo geführt. Die Theorie der Nationalitäten führte uns nach Sedan. Und wir mußten teuer dafür büßen, weil wir in die Politik geographische Hypothesen oder ethnographische Träumereien einführen wollten.“ Nur weist auch der „Temps“ dem französischen Heere eine Rolle zu, die mit den im übrigen bekannten friedlichen Tendenzen kaum im Einklange steht. Einer starken französischen Armee bedarf es nämlich, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, ebenso, um den gegenwärtigen Besitzstand zu verteidigen, wie „um von den möglichen Wiederherstellungen Nutzen zu ziehen, die die Zeit dem verletzten Rechte vorbehält“. Hier kehrt also der Gedanke Gambettas hinsichtlich der „immanenten Gerechtigkeit“ in noch bestimmterer Form wieder, da er in unmittelbaren Zusammenhang mit einem starken französischen Heere gebracht wird. „Wenn unsere Herzen schlagen,“ heißt es in der Inschrift des in einem der Höfe des Louvre errichteten Gambetta-Denkmals, das den Diktator, unter einem entfalteten Banner stehend und mit der Rechten in die Ferne, wohl nach Elsaß-Lothringen, weisend, darstellt, „geschieht es für dieses Ziel und nicht für die Aufsuchung eines blutigen Ideals, es geschieht, damit wir auf die Zukunft rechnen und wissen können, ob es in den irdischen Dingen eine immanente Gerechtigkeit gibt, die zum bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde kommt.“ Es ist dies ein Abschnitt aus der Rede, die Gambetta im August 1880 in Cherbourg gehalten hat, und nun vergleiche man damit das aus den Memoiren von August Schneegans im Märzhefte der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichte authentische und lehrreiche Kapitel: „Die Nationalversammlung in Bordeaux und die Abtretung des Elsasses“. Die von Gambetta später angekündigte „immanente Gerechtigkeit“ erscheint im Hinblick auf das Verhalten, das die Parteigenossen des Herrn Deschanel damals in der Nationalversammlung an den Tag legten, in einer eigentümlichen Beleuchtung. August Schneegans, der als damaliger Abgeordneter zur französischen Nationalversammlung seine Wahrnehmungen aus erster Quelle schöpfte, gelangt zu dem Ergebnis, daß das Elsaß 1871 von den Franzosen im Stiche gelassen wurde. Wie anschaulich wird Victor Hugo in seiner Schönrednerei charakterisiert, als er kurz vor der sicheren Entscheidung emphatisch verkündigte, daß der Tag der Revanche kommen werde, und daß dann Frankreich sich nicht bloß damit begnügen würde, Metz und Straßburg zu nehmen, daß es vielmehr das ganze linke Rheinufer, Mainz, Koblenz an sich reißen würde! Victor Hugo nahm eben ganz einfach die alte Politik der ersten Republik wieder auf, die mit Hilfe von Kanonen den anderen Völkern ihre Einrichtungen aufzwingen wollte. Paul Deschanel hat sich in seiner Rede in Chartres allem Anscheine nach von denselben Erwägungen leiten lassen. In Elsaß-Lothringen verdienen die Publikationen aus den Memoiren von August Schneegans besonders beherzigt zu werden. Die eingeborene Bevölkerung der Reichslande wird dann an der Hand der Geschichte nicht mehr im Zweifel darüber sein, welchen Wert sie den volltönenden Worten des früheren Kammerpräsidenten beilegen darf. In Elsaß-Lothringen haben sich überdies die Vorzüge der deutschen Verwaltung längst in solchem Maße bewährt, daß alle Phrasen französischer Bankettredner im Stile Paul Deschanels auf unfruchtbaren Boden fallen müssen.

Durch die prinzipielle Erledigung der Venezuela-Angelegenheit ist die Tatsache erhärtet worden, daß Deutschland und England in einer internationalen Frage sehr wohl gemeinschaftliche Sache machen können. Die Unparteilichkeit erfordert auch, offen zu bekennen, daß die englische Regierung vom ersten bis zum letzten Augenblicke sich als durchaus zuverlässig erwiesen hat. Weder der publizistische Feldzug einer übel beratenen Presse noch die Angriffe, denen das Kabinett Balfour im Parlament sich ausgesetzt sah, vermochten die Haltung der englischen Regierung auch nur im geringsten zu bestimmen. Treu und Glauben sind in dieser Angelegenheit von beiden Seiten bewahrt worden, und es kann nicht ausbleiben, daß in den späteren Beziehungen der beiden Mächte sich Nachwirkungen ergeben, die lediglich der Erhaltung des Weltfriedens zu statten kommen können. Wie im englischen Unterhause hat auch im Oberhause die Regierung den noch in letzter Stunde versuchten Ansturm der liberalen Opposition erfolgreich zurückgewiesen.

Die Argumente, die insbesondere Lord Rosebery vorbrachte, waren allerdings schwach genug. Er betonte unter anderem, daß gleichsam eine Anstandspause nach der durch den südafrikanischen Feldzug hervorgerufenen Fehde zwischen der deutschen und der englischen Presse hätte abgewartet werden müssen, ehe die englische Regierung sich auf ein Zusammengehen mit der deutschen einließ. Als ob nicht gerade die Venezuela-Angelegenheit eine dringende Erledigung erheischt hätte! Wie notwendig diese war, erhellt auch aus den Vorgängen, die sich in den Vereinigten Staaten abspielten. Wäre Großbritannien oder Deutschland allein vorgegangen, so würden die Unterstellungen, als ob die Monroe-Doktrin verletzt werden sollte, wohl noch intensiver zum Ausdrucke gelangt sein. Da England und Deutschland trotz der aus anderem Anlasse in beiden Ländern geführten Preßfehde sich zusammenfanden, und Italien sich zu derselben Politik bekannte, erhielt das gemeinsame Vorgehen gleichsam ein besonderes moralisches Gewicht, das noch dadurch verstärkt wurde, daß die beteiligten Regierungen in durchaus loyaler Weise die Union und ihren Präsidenten Roosevelt von ihren wirklichen Absichten verständigt hatten.

In Venezuela hat diese Politik eine Feuerprobe bestanden, und es erscheint schwer verständlich, daß unter anderem in Frankreich Bestrebungen zur Erscheinung gelangten, bei denen durchaus verkannt wurde, daß alle europäischen Mächte ein bedeutendes Interesse daran haben, die berechtigten Forderungen gegenüber den südamerikanischen Republiken durchzusetzen, ohne daß die Regierung der Vereinigten Staaten ein prinzipielles Veto dagegen einlegt.

Andererseits darf sich die liberale Opposition in England nicht verhehlen, daß Großbritannien auch in Zukunft in die Lage kommen könnte, im Einvernehmen mit Deutschland zu handeln. Sehr wohl können im äußersten Orient z. B. Eventualitäten eintreten, bei denen England auf ein solches Einvernehmen kaum verzichten könnte. Da Deutschland und Großbritannien sich zur Politik der „offenen Tür“ auf dem Gebiete der Kolonialpolitik bekennen, wird es auch in Zukunft an Anknüpfungspunkten zur Wahrung der beiderseitigen Interessen nicht fehlen.

Der Ausstand der Eisenbahnangestellten in Amsterdam hat die niederländische Regierung veranlaßt, in der zweiten Kammer Gesetzentwürfe einzubringen, durch die der Wiederkehr ähnlicher Zustände vorgebeugt werden soll. Unter anderem wird die Schaffung einer Eisenbahnbrigade vorgeschlagen, damit der Eisenbahndienst im Lande nicht plötzlich zum völligen Stillstande gebracht werden könnte. Auch der Freiheit der Arbeit soll ein größerer gesetzlicher Schutz gewährt werden, während zugleich festgesetzt werden soll, daß Staatsbeamte und alle in einem öffentlichen Dienstzweige oder im Eisenbahndienste beschäftigten Personen, die sich weigern, Arbeiten auszuführen, welche sie unternommen haben, oder zu denen sie durch ihren Dienst verpflichtet sind, mit einer Gefängnisstrafe bis zu sechs Monaten belegt werden können. Sobald eine Zusammenrottung vorliegt, kann die Strafe bis auf vier Jahre Gefängnis erhöht werden. Daß der Eisenbahndienst besonderen Bedingungen unterworfen bleiben muß, leuchtet ein. Der gesamte Staatsorganismus,

Handel und Verkehr der Bevölkerung, die Verproviantierung der Städte müßten darunter leiden, wenn den Eisenbahnangestellten das Recht eingeräumt würde, plötzlich den Ausstand zu erklären. Hingegen erwächst der Staatsverwaltung die Pflicht, durch sozialpolitische Reformen das Los dieser Angestellten so zu gestalten, daß sie ihren Pflichten nachzukommen vermögen. Unter dieser Voraussetzung sollte daran festgehalten werden, daß für die im Eisenbahndienste Angestellten, abgesehen selbst von den bestallten Beamten, ein qualifizierter Arbeitsvertrag vorliegt, der nicht einseitig gebrochen werden darf. In Frankreich konnte es vor einiger Zeit geschehen, daß durch einen Ausstand der Hafenarbeiter im südlichen Frankreich sogar die Mobilisierung der Truppen gefährdet zu sein schien. Ein Streik der Eisenbahnangestellten bedeutet jedoch auch mitten im Frieden eine so schwere Gefährdung aller öffentlichen Interessen, daß der Staat diesen Eingriff unter keinen Umständen dulden darf.

Der Kaiser von Rußland, der bereits durch seine friedliche Initiative behufs Gründung eines internationalen Schiedsgerichtshofes seine kulturfreundliche Gesinnung in hohem Maße betätigte, hat durch das jüngst im „Regierungsboten" veröffentlichte Manifest bekundet, in welch hohem Maße ihm im eigenen Lande eine Reform der Verwaltung und die Hebung des bäuerlichen Wohlstandes am Herzen liegen. Man würde zu weit gehen, wollte man dieses Reformmanifest Nikolaus' II. mit dem großen Emanzipationswerke des Zaren Alexander II. vergleichen, durch welches die Aufhebung der Leibeigenschaft für den ganzen Umfang des russischen Reiches festgesetzt wurde. Das jüngste kaiserliche Manifest birgt jedoch unzweifelhaft fruchtbare Keime der Fortentwicklung. In manchen Wirren der letzten Zeit erblickt Kaiser Nikolaus II. eine ernsthafte Gefahr, durch welche die Gemüter beunruhigt und produktiver Arbeit entzogen werden. Deshalb hat der Zar sich unbeugsam entschlossen, zur Reife entwickelte Bedürfnisse des Staates unverzüglich zu befriedigen. Aus diesem Hinweise erhellt deutlich, daß es sich nicht etwa um Reformen handelt, die jäh und unvermittelt ohne Rücksicht auf die russischen Traditionen ins Leben gerufen werden sollen. Wenn demnach die kaiserliche Entschließung als „unbeugsam" bezeichnet wird, so fehlt es in dem Reformmanifeste selbst doch nicht an Einschränkungen. Wird die unabweisbare Beobachtung der Toleranzgebote gefordert, so soll doch nach wie vor die orthodoxe Kirche als die herrschende geachtet werden. Aber als ein bedeutsamer Fortschritt muß es angesehen werden, daß, wie es in dem Manifest heißt, „allen andersgläubigen Untertanen, den fremden Konfessionen Freiheit des Glaubens und Gottesdienstes nach anderem Ritus" gewährt werden soll. In sozialpolitischer Hinsicht wird angekündigt, daß die Arbeiten zur Revision der Gesetze für die Landbevölkerung unter weitgehender Hinzuziehung von Personen, die das öffentliche Vertrauen genießen, wesentlich gefördert werden sollen. Ebenso soll die Gouvernements- und Kreisverwaltung durch Arbeiten der lokalen Vertreter reformiert werden. Auch hier fehlt es in dem kaiserlichen Reformmanifeste nicht an Einschränkungen, die jedoch zugleich Zeugnis für die Besonnenheit ablegen, mit welcher der Zar seine Entschließungen getroffen hat. Der ernste, friedliche Charakter des Kaisers Nikolaus II. hat sich jüngst auch in der, eine ruhige Entwicklung der Balkanvölker anstrebenden Orientpolitik Rußlands bewährt. Von diesem Gesichtspunkte aus darf daher das jüngste Reformmanifest im Interesse Rußlands, seiner fortschreitenden Kultur und Zivilisation mit Genugtuung begrüßt werden.

Literarische Rundschau.

Melanchthon.

Philipp Melanchthon. Ein Lebensbild. Von Georg Ellinger. Berlin, Gärtners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder). 1902.

Man kann zweifeln, ob in einer Zeit, da eine Anzahl hervorragender Gelehrter am Werke ist, alle noch nicht gedruckten Schriften Melanchthons zu sammeln und herauszugeben, der Versuch einer Lebensbeschreibung des praeceptor Germaniae angebracht war. Erwägt man aber, wie lange schon die Vorarbeiten zu jener Ergänzung der Melanchthoniana dauern, und wie viele Zeit bis zum Abschluß dieser Ergänzung voraussichtlich verstreichen wird, so darf man die Bedenken fallen lassen, weil sonst leicht zu befürchten sein möchte, daß die Lebensbeschreibung in absehbarer Zeit nicht zu stande käme. Die Hauptsache ist doch immer, ob der Versuch von einem Manne gemacht ist, der die Sache, um die es sich handelt, versteht und unsere Erkenntnis zu vertiefen vermag. Das aber kann von Georg Ellinger nach der Seite der philologischen und pädagogischen Wirksamkeit Melanchthons gesagt werden, und auch die ihm an sich fehlende theologische Vorbildung hat er in erfreulichem Maße hereinzubringen verstanden, wie sich unter anderem gleich aus dem weit ausholenden einleitenden Kapitel über die Entwicklung der Scholastik und aus dem Abschnitt über die loci communes ergibt. Die ganze Darstellung macht überhaupt den Eindruck der Ruhe und Besonnenheit, und wenn man auch im einzelnen manchmal anders urteilen und die Urteile anders begründen wird, so ist doch das Ganze als ein wohlgelungener Versuch zu bezeichnen, die eigenartige und weit und tief auf unsere Geschichte einwirkende Gestalt Melanchthons objektiv zu erfassen und vor uns hinzustellen.

Gewiß ist Martin Luther die gewaltigere Persönlichkeit, in jeder Hinsicht der Bahnbrecher einer neuen Zeit, der ihren Lebensquell aufgegraben und ihm das Bett geschaffen hat, darin er dahinbrausen konnte. Aber mit vollem Recht hebt Ellinger hervor, daß Luther in doppelter Hinsicht einer Ergänzung bedurfte. Einmal war ein Mann notwendig, der, nachdem Luther die großen Gedanken in die Welt geschleudert hatte, es übernahm, sie lehrhaft zu fassen und so eine Erziehung des Volkes auf Grund der neugewonnenen Erkenntnis zu ermöglichen. Das hat Melanchthon getan; er hat 1521 den Geistlichen und Lehrern in seinen loci communes die erste übersichtliche Gesamtdarstellung der neuen Lehre an die Hand gegeben; er hat damit zugleich zum ersten Male die Summe aus der frühesten und glänzendsten reformatorischen Entwicklung gezogen, und wenn er dabei auch durchaus auf Luthers Schultern steht, so hat er doch mit selbständigem Geiste die Schrift durchdrungen und mit einem nicht bloß entlehnten Feuer die neue Heilswahrheit verkündigt.

Wenn indes Ellinger meint, Luther selbst sei bei dem überströmenden, „königlichen" Reichtum seines Geistes und seiner „weit gespannten", genialen Natur zu solcher — in gewissem Sinne — Kleinarbeit gar nicht geeignet gewesen, so wird man dem nicht beitreten können; man darf ja nur an Luthers Katechismen erinnern, welche heute noch den Grundstock der religiösen Volksunterweisung in der evangelischen Kirche bilden. Luther hatte vielmehr in jenen Kampfesjahren nach zu vielen Seiten Front zu machen, zu viele Streiche zu führen, als daß er zu der verhältnismäßigen Ruhe und Muße hätte kommen können, die zu einer lehrhaften Zusammenfassung der Kerngedanken der Reformation unbedingt erforderlich war.

Noch wichtiger aber ist die andere Tätigkeit, durch die Melanchthon den großen Freund ergänzt hat, und welche Luther selbst allerdings seiner ganzen Richtung nach nicht leisten konnte. Sollte nämlich die Reformation nicht trotz allem und allem nur für beschränkte Kreise etwas bedeuten, sollte sie nicht nur für religiöse Konventikel da sein, so mußte sie Fühlung erlangen mit der gesamten Bildung ihrer Zeit, die das Werk des Humanismus war. Diese Fühlung herzustellen, dafür war der größte Hellenist der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gerade der richtige Mann; er besaß die Fähigkeit, der Theologie von philologischer Seite her die nötigen Dienste zu leisten, „an Stelle der Scholastik einen neuen wissenschaftlichen Unterbau der Theologie zu schaffen, und ihm durch eine, den anders gearteten Aufgaben entsprechende Neuordnung der Schulen und Universitäten eine zuverlässige Grundlage zu geben".

Ellinger folgt nicht bloß dem Lebensgang seines Helden Schritt für Schritt und beleuchtet alle seine Schriften und Taten eingehend, umsichtig und mit nüchternem Urteil; er entwirft auch am Schluß auf S. 585—616 ein eingehendes Charakterbild Melanchthons. Die Schwächen des Mannes sind bekannt; er war eine feine, nervöse, reizbare Natur, die vor allem Rohen scheu zurückwich, aber auch dem Stärkeren, Gewaltsamen nicht genug Widerstand entgegenzusetzen vermochte. Die Tragik seines Lebens liegt gewiß darin, daß er, weil Luther als Geächteter 1530 nicht nach Augsburg kommen durfte, an seiner Statt die geistige — und bis zu einem gewissen Grad selbst die politische — Führung der Protestanten übernehmen mußte. Hierzu war er zweifellos nicht geschaffen; in dem erdrückenden Gefühl, die Verantwortung für den endgültigen Bruch in der Kirche zu tragen, wenn er jetzt die Einigung hintertreibe, hat er eine Nachgiebigkeit gegen die Römischen entfaltet, welche hart an Preisgabe der Reformation streifte, und welche selbst Luthers Gegner unter den Protestanten mit Sehnsucht nach Luthers Gegenwart erfüllte. Auch hat Melanchthon, der so hart von den lutherischen Eiferern Verketzerte, selbst so zäh an dem Gedanken der Orthodoxie festgehalten, daß er gegen die Täufer zu den schärfsten Maßregeln riet und die Verbrennung Servetes durch den von Calvin angetriebenen Genfer Stadtrat als „fromme und nachahmenswerte" Tat bezeichnete. Auch von den abergläubischen Ansichten seiner Zeit war Melanchthon nicht frei; er glaubte an die Möglichkeit der Sterndeutung, an das Eingreifen von Hexen und Zauberern ins menschliche Leben, wie er denn Züge aus dem Leben des Schwarzkünstlers Faust, der einmal in Wittenberg sich aufgehalten hatte, als Belege für diese Dinge gutgläubig erzählte. Daß er an den Teufel glaubte, gehört kaum hierher, da der Teufel ein unentbehrlicher Bestandteil der theologischen Auffassung des 16. Jahrhunderts war.

Alle diese Schwächen aber treten doch zurück hinter den Lichtseiten des Melanchthonschen Charakters, hinter seiner innigen Frömmigkeit, seiner Redlichkeit und Ehrlichkeit, seiner Mildtätigkeit, die ihn alles an Bittende hingeben ließ, seinem tiefen Bedürfnis nach Liebe und Freundschaft, seinem riesigen Fleiß, der ihn gleich nach dem Abendessen zur Ruhe gehen hieß, damit er lange vor Tagesanbruch schon wieder an der Arbeit sein konnte. Sein Lebenswerk aber ist unverloren; wir danken ihm (trotz Ritschl, der ihn „für das Elend der Schultheologie" verantwortlich macht) die Formulierung der evangelischen Wahrheit und das neue, auf humanistischer

Grundlage ruhende höhere Schulwesen, das bis heute weder Bildungshaß noch nackter Nützlichkeitssinn, noch falsche Deutschtümelei, noch stumpfer Unverstand ganz zu zerstören vermocht haben. Melanchthon hat aber auch durch seine Schriften und die dadurch beeinflußten Geschlechter den Durchbruch moderner Ideen gefördert: wenn er sie Luther verdankt, so hat er ihnen doch in Kreisen Bahn gebrochen, die er leichter erreichte als Luther. Mit Grund dürfen wir sagen, daß er zu den aufbauenden Geistern ersten Ranges in unserer Geschichte gehört; noch heute ist er nicht tot.

G. Egelhaaf.

Eine Geschichte der chinesischen Literatur.

Geschichte der chinesischen Literatur. Von Dr. Wilhelm Grube, Professor in Berlin. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1902.

Wie der Verfasser in einem kurzen Vorwort dieses Werkes sagt, das einen neuen Band der „Literaturen des Ostens" bildet, wendet sich seine Arbeit nicht an gelehrte Kreise, sondern an die Gebildeten der Nation, und diese sind ihm Dank dafür schuldig, daß er die Lücke in ihrem Wissen, welche infolge der mangelhaften Kenntnis der chinesischen Literatur bestand, in so vortrefflicher Weise auszufüllen bemüht gewesen ist. Die Ereignisse des letzten Jahrzehnts, die immer schärfer hervortretende Notwendigkeit für die europäische und amerikanische Industrie, neue Märkte zu gewinnen, und das Eintreten neuer Faktoren — ich nenne nur Deutschland und die Vereinigten Staaten — in den politischen und industriellen Weltverkehr, haben überall das Gefühl für das Bedürfnis geschaffen, sich über die Zustände Ostasiens und besonders Chinas, des gewaltigsten und unbekanntesten Reichs in jenen Gegenden, Rechenschaft zu geben. In Deutschland ist in dieser Beziehung nicht alles geschehen, was hätte geschehen sollen und können. Während überall in England und in den Vereinigten Staaten Lehrstühle für chinesische Sprache und Literatur an Universitäten und Schulen ins Leben gerufen werden, ist in Deutschland nach dieser Richtung hin fast gar nichts getan worden, und es ist beschämend, eingestehen zu müssen, daß unsere bedeutendsten Universitäten ohne solche Lehrstühle sind, und daß erst kürzlich einer der tüchtigsten deutschen Sinologen, Dr. Hirth, einer Berufung an die Columbia-Universität in New York gefolgt ist, weil er in Deutschland kein Feld für seine Tätigkeit fand. Ein solcher Mangel an Interesse und Verständnis ist von mehr als einem Gesichtspunkt aus zu bedauern. Nicht nur der Kaufmann, der Industrielle, der Finanzmann brauchen die Bekanntschaft mit den Völkern, mit denen sie in Verbindung treten wollen: für den Politiker ist dies in noch höherem Maße der Fall; denn mehr als jeder andere muß er die geistigen und seelischen Faktoren in Betracht ziehen, deren Mißachtung oder Verkennen seine Aufgaben erschweren, wo sie nicht gar seine Pläne zum Scheitern bringen. Den Chinesen uns menschlich zu nähern, ist nicht das geringste Verdienst Prof. Grubes, und niemand, der die rührende Klage Yuan Tsze-ts'ais (1716—1797) über den Tod seiner dritten Tochter A-liang (S. 294 ff.) oder das reizende Trinklied Li T'aipohs (699—762) gelesen hat (S. 280), wird dem Chinesen die Berechtigung absprechen können, geistig und gemütlich mit dem Europäer gleichgestellt zu werden. Überhebung ist immer ein Zeichen von Unwissenheit und geistiger Roheit, und die letzten Jahre haben von der ersteren leider zu viel in Deutschland nach mehr als einer Richtung hin entwickelt.

Ein großer Teil der Arbeit Prof. Grubes wird selbstverständlich von der Schilderung der vorkonfuzianischen literarischen Tätigkeit eingenommen, die eine

politisch-ethische war und China, wie der Verfasser treffend sagt, zum Kulturherde für ganz Mittel- und Ostasien machte. Im Gegensatz zu dieser praktischen Lebensweisheit stand der mystische Naturalismus Lao-tszes, dessen Schüler den Quietismus ihres Meisters — wenn man Gott durch Logos oder Tao ersetzt — aufgaben und als streitbare Kritiker gegen den Konfuzianismus zu Felde zogen, bis der Taoismus als philosophisches System im Alchimismus und dem damit verbundenen Schwindel unterging. Die Bücherverbrennung unter Ts'in Shi-hoang-ti und die Aufrichtung des Reiches der Han, das Aufblühen der lyrischen, zum großen Teil höfischen Dichtkunst unter dieser und der T'ang- und Sung-Dynastie wie der Einfluß, den die Einführung des Buddhismus und die häufige Verbindung mit Indien auf die Entwicklung der Literatur ausübten, sind in den verschiedenen Abschnitten eingehend geschildert. Ebenso unter den Sung das Wiederaufblühen der historischen und philosophischen Richtung, Sze-ma Kuang, Chou-tsze und Chu Hi; zu bedauern ist in diesem Abschnitt vielleicht, daß Wang Ngan-shih, der sozialistische Minister und Neuerer (330—23 n. Chr.) nicht ausführlicher behandelt worden; er hätte es schon als der große Gegner Sze-ma Kuangs verdient. Bei der Besprechung der dramatischen und erzählenden Literatur, die nach den Chinesen selbst nicht zu der eigentlichen Literatur gehört, und die sich erst unter der Herrschaft der Mongolen zur größeren Blüte entwickelt hat, würde eine Darstellung des von diesen geübten Einflusses und seiner Ursachen manchem sicherlich eine ebenso willkommene als interessante Beigabe gewesen sein, die allerdings wohl über den Rahmen des eigentlichen Werks hinausgegangen wäre. Auch dieser Abschnitt bringt viel, besonders in den ausführlichen Skizzen von einzelnen der dramatischen Werke und Romane. Wir können Prof. Grube nur recht zahlreiche Leser für sein Werk wünschen, das, richtig verstanden und benutzt, für die weitesten Kreise des deutschen Volks in seinen Beziehungen zu China von Vorteil sein wird. Auch die metrischen Übersetzungen, die zum Teil aus der Feder des Verfassers stammen, zum Teil den Werken von Viktor von Strauß und Dr. Forke entnommen sind, werden zu einer richtigen Würdigung der chinesischen Dichtung beitragen.

M. v. Brandt.

βλ. **The Life and Times of George Joachim Goschen, publisher and printer of Leipzig.** By his Grandson Viscount Goschen. With portraits and illustrations. 2 Vols. London, Murray, 1903.

Seit einigen Wochen erst ist des englischen Ministers und Peers Biographie seines Großvaters, des deutschen Buchdruckers und Verlegers Georg Joachim Göschen, erschienen, und bereits haben die meisten deutschen Zeitungen das umfangreiche, schön ausgestattete und mit Illustrationen und Faksimiles geschmückte Buch mit freudiger Anerkennung begrüßt. Der Erfolg ist nicht nur durch den Inhalt, sondern auch durch die liebenswürdige, anspruchslose Bescheidenheit gerechtfertigt, mit welcher der hochgestellte und allgemein verehrte Staatsmann der liberal-unionistischen Partei die Ausbeute jahrelanger Arbeit bietet. Sie ist ihm, selbst im Amt, die Erholung seiner Mußestunden und, seit seinem Rücktritt vom Ministerium, die liebste Beschäftigung seiner Ruhejahre gewesen. Mit liebevoller Pietät, aber auch mit feinem Sinn für Humor hat er sich in die Lebensläufe des unverdrossen arbeitenden, mit einem Anflug von Romantik ausgestatteten, warmherzigen Großvaters versetzt, der als armer Knabe in den Straßen von Bremen bettelnd begann, dort den Wohltäter fand, der durch einen glücklichen Zufall an diesem Knaben das Gute lohnte, das er einst von seinem Vater empfangen hatte, und ihn als Lehrling bei einem Buchhändler unterbrachte. Im Jahre 1785 gelang es dem Dreißigjährigen, mit den bescheidensten Mitteln und durch Ch. G. Körner, den späteren Freund Schillers, großmütig unterstützt, in Leipzig die Firma zu gründen, die von so großer Bedeutung in der Geschichte der deutschen Literatur geworden ist. Göschen wurde Schillers Freund und Verleger der „Thalia", in welcher die Deutschen zum erstenmal „Das Lied an die Freude" und den „Don Carlos" lasen. Er gab Wielands sämtliche Werke heraus und verhalf ihm durch Vorschüsse zur Verwirklichung seines höchsten Wunsches, in einem kleinen Tuskulum ländlicher Freuden froh zu werden; er veranstaltete die erste Gesamtausgabe von Goethes Werken, der eine neue Auflage weder erwartete noch erhielt. Göschen mußte durch andere Unternehmungen die Mittel beschaffen, um dem Dichter des Faustfragmentes 2000 Taler zahlen zu können, und schreckte später davor zurück, „Die Metamorphose der Pflanzen" und „Hermann und Dorothea" zu übernehmen, weil Goethe hohe Honorare verlangte und die Handelsbücher den geringen Absatz seiner Werke nachwiesen! Die Folio-Ausgabe von Wolfs „Homer" war der Stolz des Druckers Göschen und bleibt unübertroffen. Die Plage der deutschen Verleger, die Piratenausgaben, später die schlimmen kriegerischen Zeiten, während welcher Göschen Gehilfen und Arbeiter nicht entließ, waren schuld, daß er, der hochherzige Menschenfreund, es trotz aller Anstrengung und Nutzen zu keinem gesicherten Wohlstand brachte. „Mehr Freunde als Geld" ist der Wahlspruch dieses Verlegers, nicht in Worten, aber in Taten, gewesen. Die von ihm gehegte Hoffnung, nicht mehr für Brot, sondern um Liebe zu arbeiten, erfüllte sich bis zu seinem 1828 eingetretenen Tode nicht. Der in das Geschäft seines Schwagers zu London eingetretene Sohn Heinrich, Lord Goschens Vater, gelangte zu Wohlstand und dessen Sohn zu den höchsten Ehren im Staat. Wenn er auf seinem schönen Landsitz zu Seacox die Freunde um seinen gastlichen Tisch versammelt, so blickt das volle, runde, kluge und freundliche Antlitz des Großvaters aus seinem Rahmen auf die Tafelrunde nieder. Es ziert auch das schöne Buch, das seine Kämpfe, seine Leiden, aber auch seine redliche, erfolgreiche Arbeit im Dienste des Geistes und sein begeistertes, durch die Freundschaft der Größten und Besten seiner Zeit beglücktes Wirken verewigt. Für den Beitrag zur Geschichte der klassischen Tage unserer Literatur sei Viscount Goschen warmer Dank gesagt.

ρ. **Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben.** Mit Bildnissen und Einleitungen.

Wir haben dieser, wegen ihrer inneren Vorzüge und gediegenen Ausstattung als musterhaft zu bezeichnenden, wegen ihrer beispiellosen Wohlfeilheit aber einzig in ihrer Art dastehenden Ausgaben schon wiederholt gedacht. Ein korrekter, immer auf den neuesten Feststellungen beruhender Text, herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von tüchtigen Kennern, dem Raume nach zwar zusammengedrängt, aber in einem immer noch durchaus lesbaren, guten Druck, einfach, aber hübsch gebunden, mit Porträts und Handschriftproben geschmückt, sind diese Bände zunächst zwar für die weiteste Verbreitung bestimmt und geeignet, dürften aber auch, als höchst brauchbare Handexemplare, in der Bibliothek des Fachmannes ihre Stelle finden. Was sie besonders empfehlenswert macht, ist ihre Vollständigkeit, von der nur in einzelnen Fällen abgewichen wird. So haben wir neuerdings Wielands ausgewählte Werke erhalten; denn mit Recht sagt in seiner ausgezeichneten Vorrede Wilhelm Bölsche: „Wielands Werke füllen eine ungeheure Reihe von Bänden. Seine Bedeutung kann aus einer kleinen Auswahl ohne starke Einbuße erschlossen werden." Das Lebensbild, das Bölsche vom Dichter des „Oberon", dem Verfasser des „Agathon" und der „Abderiten" in knappen, präzisen, aber höchst sympathischen Zügen entworfen hat, gehört zum Besten und Verständigsten, was über den „guten Vater Wieland" geschrieben worden ist. Vollständig dagegen sind Bürgers sämtliche Werke, herausgegeben von Dr. Wolfgang von Wurzbach (einschließlich des aus dem Englischen übersetzten, zum deutschen Volksbuch gewordenen „Lügen-Münchhausens") und Heinrich von Kleists sämtliche Werke, herausgegeben von Prof. Dr. Karl Siegen. Aber während wir Wurzbachs liebevolle Charakteristik des Lenorendichters mit aufrichtiger Zustimmung gelesen haben, können wir ein Gleiches von dem Kleist-Biographen nicht sagen. Sein Stil könnte besser sein; die Darstellung leidet an Weit-

schweifigkeit und ermüdenden Wiederholungen, vor allem scheint uns der moralisierende Ton Kleist gegenüber nicht wohl angebracht; man gewinnt kein Bild von seiner Persönlichkeit. In textkritischer Hinsicht jedoch ist auch die vorliegende Ausgabe jedes Lobes wert, wie dies vom Herausgeber, der sich um die Kleistforschung vielfach verdient gemacht hat, nicht anders zu erwarten war. Endlich erwähnen wir noch Eckermanns Gespräche mit Goethe, die von Ludwig Geiger herausgegeben, mit einer scharfsinnigen Untersuchung über Entstehung, Wert und Wesen des berühmten Werkes eingeführt und mit einer langen Reihe sehr nützlicher Anmerkungen beschlossen sind.

δγ. **Napoleon I. in der Verbannung oder eine Stimme von St. Helena.** Meinungen und Äußerungen Napoleons über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens in seinen eigenen Worten. Von Barry O'Meara. Übertragen und bearbeitet von Oscar Marschall von Bieberstein. Drei Bände. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1902.

Ebenso wie die französische Revolution ist ihre größte Persönlichkeit ein anziehender und niemals auszuschöpfender Quell der Geschichtsforschung geblieben. Ja, es will scheinen, daß Teilnahme weiterer Kreise und eindringende Kritik der fachmäßigen Arbeit während der letzten Jahre zugenommen haben in dem Bestreben, die seit bald einem Jahrhundert hin und her schwankenden Ansichten über jene wichtigen Erscheinungen auf festere Grundlage zu stellen. Gebührendermaßen ist es Frankreich in erster Reihe, welches eine Anzahl von neuen Schriften über die große Revolution und über Napoleon hervorgebracht hat, in denen versucht wird, die alten Kontroversen mit neuem Quellenmaterial und genaueren Mitteln der Beweisführung fortzuspinnen. Indessen, auch Deutschland und England haben diesen Bemühungen nicht müßig zugeschaut. So ist namentlich die letzte Zeit Napoleons, seine Gefangenschaft auf St. Helena, von dem Führer der englischen Opposition, dem Grafen Rosebery, zum Gegenstand einer lebhaften Anklageschrift gegen das Ministerium des Lord Castlereagh gemacht worden. In den Kreis der durch diese letztere Schrift neu geweckten sympathischen Strömungen für Napoleon gehören die Aufzeichnungen seines Leibarztes O'Meara, der in den Jahren 1815 bis 1818 ihm auf St. Helena zur Seite stand, sein Vertrauen genoß und in dieser Stellung eine Fülle von denkwürdigen Gesprächen aufzeichnete, die dann tagebuchartig veröffentlicht worden sind. — Die jetzt erschienene Bearbeitung und Übersetzung, von gewandter Hand hergestellt, ist der Bestandteil einer umfangreichen Literatur, welche — in zutreffender Schätzung des gegenwärtigen gesteigerten Interesses in der deutschen Leserwelt — eine große Anzahl ähnlicher Werke, zumal französischen Ursprunges, durch Übersetzungen weiter zu verbreiten bemüht ist. O'Mearas Tagebücher haben auch heute noch, und auch in dieser Übersetzung, den Reiz der Neuheit bewahrt. Ja, durch manche Ergänzungen und Anmerkungen aus der neuesten Literatur ist die Neuheit verstärkt worden.

βλ. **André Chénier.** (Les Grands Écrivains français). Par Émile Faguet. Paris, Hachette. 1902.

Unter allen Opfern der Revolution hat keiner das Mitgefühl der Menschen mit seinem grausamen und frühen Ende stärker erweckt als André Chénier. Es wird erzählt, der zweiunddreißigjährige Dichter habe auf dem Schafott, seine Stirn berührend, ausgerufen: „J'avais pourtant quelque chose là!" Das Wort ist aller Wahrscheinlichkeit nach erfunden. Es sprach aber das Gefühl aus, das ganz Frankreich empfand, nachdem es, zur Besinnung zurückgekehrt, die Größe seiner Verluste erwog. André Chénier war nicht nur ein wahrer und großer, sondern der einzige Dichter des Zeitalters, das Reimkünstler wie Delille und die Elegiker, aber kein einziges wirklich poetisch veranlagtes Genie besaß. Von einer griechischen Mutter zu Konstantinopel geboren, in Paris erzogen, im Umgang mit den Berühmtheiten der Zeit in Kunst und Literatur geschult, reich, geliebt, heiter, lebensfroh und früh produktiv, schien der junge Chénier für das Glück geboren. „Ein griechischer Dichter in französischer Sprache," das wollte er sein. Er schulte sich an der Antike und wollte als Jüngling über Italien nach seinem geliebten Griechenland wie in die Heimat seines Geistes zurückkehren. Die attischen Gestade erreichte er nicht, aber im Süden entstanden die formvollendeten Elegien, die in klassischem Gewande entschwundene Schönheit feierten. Pagane Liebeslieder, wechselnd mit schwermütigen Klagen über das Unvermögen des Menschen, am Becher des Lebens sich sattzutrinken: das gab bis 1789 der Dichtung André Chéniers den Reiz und das eigentümlich moderne Gepräge. Von da an tritt der Patriot und Freiheitsdichter furchtlos in die Schranken. In Versen, in Prosa hat André Chénier, der Republikaner, die Feigheit der Guten, die Verbrechen der Heuchler und jakobinischen Tyrannen gebrandmarkt, die Tat von Charlotte Corday verherrlicht, Robespierre herausgefordert und Gerechtigkeit verlangt. Mit stoischer Ergebung bot er sich den Häschern, dichtete im Gefängnis die „Jamben", die ihm allein Unsterblichkeit gebracht hätten, und starb fünfundvierzig Stunden vor dem 9. Thermidor, der ihn gerettet hätte. Faguets feine Kritik seines poetischen Werkes schließt mit der Darstellung des Einflusses, den Chénier auf die französische Dichtung des 19. Jahrhunderts geübt hat.

β. **Weltall und Menschheit.** Naturwunder und Menschenwerke. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern von Hans Kraemer. Berlin und Leipzig, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 1. bis 19. Lieferung. 1902.

Immer wieder fällt auf, wie stark in unseren Tagen das Bedürfnis im Leserkreise nach guter populärer Naturwissenschaft ist, und wie wenig Brauchbares geboten wird. Allenthalben Über-

produktion; hier, wo der entschiedene Wunsch vorhanden ist, ausgesprochener Mangel. Man empfindet, daß in der rapiden Entwicklung der modernen Naturforschung doch wichtige Seiten vernachlässigt worden sind, vor allem eine gewisse ästhetische. Denn schwere Stoffe volkstümlich darstellen, fordert nun einmal ein ganz gewaltiges Stück Kunst; ohne das geht es nicht. Bei solcher Sachlage fordert man noch nicht von jedem Vorstoß zum Besseren gleich das denkbar Beste, sondern begrüßt den ernsten Versuch mit Achtung als solchen. Das vorliegende Werk hat, soweit der Anfang ein Urteil schon zuläßt, zunächst den Vorteil einer trefflichen Idee. Es will einen populären Kosmos geben am Faden der Geschichte der Menschheit. Also die naturwissenschaftlichen Welttatsachen in einem Auszuge geordnet auf den Menschen und seine Kultur hin. Ein „Buch der Erfindungen" mit einem so breiten Milieu, daß das ganze Stück Weltall, das der Mensch seit einigen Jahrtausenden langsam vor sich heraufwachsen sieht, darin Platz findet. Das ist sehr hübsch erdacht, gibt eine geistige Einheit und wird die geplanten hundert Hefte mit mehr als bloß einem Titel zusammenhalten. Zum zweiten lobenswert ohne ernsthafte Einschränkung sind die Bilder. Sie sind ungewöhnlich gut, nicht bloß (gleich Papier und Druck) technisch in der Mehrzahl genügend ausgeführt, sondern vor allem auch „geistig" trefflich durchgearbeitet: geschickt gewählt, instruktiv zugleich und in ihrer Art spannend, ein ästhetisches Element wieder, das solche Bücher brauchen. Neben den nötigen modernen Sachen finden sich mit Recht alte, gute Blätter, die man nicht alle Tage sieht, beispielsweise zur Illustrierung der Geschichte der Geologie aus den Kupferwerken des Athanasius Kircher, des Scheuchzer. Dann reine Kunstbeilagen, die doch irgend ein physisches Phänomen berühren, wie eine Rubenssche „Landschaft im Wettersturm" oder Bilder Raffaels. Solche Arabesken vermitteln, und im Vermitteln steckt das erste Geheimnis des Popularisierens. Der Text wird von ganz verschiedenen Leuten geschrieben, läßt sich also nicht nach einer Stichprobe erster Hefte beurteilen. Für ein paar Abschnitte bürgen aber ziemlich sicher schon die Namen; wir nennen nur Wilhelm Foerster für Astronomie, William Marshall u. a. Das Kapitel über die Abstammung des Menschen wird auf alle Fälle interessant werden, da Hermann Klaatsch hier das Wort hat, dessen Anschauungen zwar keineswegs, wie der Prospekt uns erzählt, schon „für die Forschungsrichtung der modernen Anthropologie maßgebend geworden sind", die man aber doch auf breitem Raum sehr gern einmal will vortragen hören. Der einzige bereits fertig gegebene Teil des Ganzen, die Geschichte der Erforschung der Erdrinde und die Beziehungen von Erdrinde und Mensch von Karl Sapper, Professor in Tübingen, ist solid, aber trocken, ein gutes, knappes Lehrbuch von tolerantem Standpunkt aus, das jedem Laien, der sich durcharbeitet, eine Fülle von Nutzen bringen muß. Ein Musterstück packender populärer Darstellung wollen wir es noch nicht nennen.

βλ. **Kantkritik oder Kantstudium?** Von Dr. Ludwig Goldschmidt. Gotha, Thienemann. 1901.

Fachgenossen werden sich mit dem Inhalt der Schrift zu befassen haben, die mit einer Polemik gegen Paulsen, als den nach des Verfassers Urteil typischen Repräsentanten einer bestimmten Richtung unter den Kritikern Kants, verflochten ist. Für die Gebildeten, die in diesem Streit nicht mitzusprechen haben, ist der von Dr. Ludwig Goldschmidt erteilte Rat beherzigenswert, das Verständnis Kants nicht bei seinen unzähligen Auslegern, sondern bei demjenigen zu suchen, den er selbst als den Mann anerkannt hat, „der seinen Sinn am tiefsten durchdrungen und am klarsten dargestellt habe." Es ist Georg Samuel Mellin, zweiter Prediger der deutsch-reformierten Gemeinde zu Magdeburg, dessen 1794 erschienene „Marginalien und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft" Dr. Goldschmidt selbst neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift versehen hat, die verdiente Beachtung und Anerkennung fanden. Auf diesem Weg erwartet der Verfasser die Weiterentwicklung und vorläufig das bessere Verständnis einer Philosophie, die durch ihre eigenen „Freunde erstickt wurde."

ρ. **Deutscher Universitäts-Kalender.** Zweiundsechzigste Ausgabe. Wintersemester 1902/3. Mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von Dr. F. Aschenson, Professor und Oberbibliothekar. Leipzig, K. G. H. Scheffer. 1902.

Dieses kleine Buch, in akademischen Kreisen wohlbekannt und fast unentbehrlich geworden, ist seit der Sommerausgabe 1902 in einen neuen Verlag übergegangen, dessen ihm gewidmete erhöhte Sorgfalt sich bereits nach so kurzer Zeit fühlbar macht. Durch amtliche Mitwirkung unterstützt, ist nicht nur sein Inhalt wesentlich gefördert, sondern auch die Zuverlässigkeit seiner Angaben noch mehr gesichert worden. Dem Vorlesungsverzeichnis aller deutschen, österreichisch-ungarischen und schweizerischen Hochschulen geht jedesmal ein kurzes Resumé der besonderen, namentlich ökonomischen Verhältnisse der betreffenden Universitätsstadt, voraus, ebenso wie den jedesmaligen Abschluß eine sehr ausführliche und alles bemerkenswerte genau hervorhebende Liste der akademischen Vereinigungen bildet. Wir zweifeln nicht, daß dieser Kalender auch fernerhin und in immer weiteren Kreisen seine guten Dienste tun wird.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alexander. — Der kritische Augenblick. Bluette in zwei Aufzügen von Heinrich Alexander. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Altenberg. — Aus Liebe und andere Novellen. Von S. Altenberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Asmussen. — Eine Idee. Erzählung von G. Asmussen. Basel, Friedrich Reinhardt. 1903.

Behrmann. — Klopstock-Büchlein. Zum hundertjährigen Todestage des Dichters am 14. März 1903. Herausgegeben von Dr. G. Behrmann. Hamburg, Agentur des „Rauhen Hauses“. 1903.

Beyerlein. — Jena oder Sedan? Roman von Franz Adam Beyerlein. Zwei Bände. Berlin, „Vita“, Deutsches Verlagshaus. O. J.

Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. — Herausgegeben von Artur L. Sellinck. Erster Band, erstes Heft. Berlin, Alexander Duncker. 1903.

Birnbaum. — Ideal und Wirklichkeit. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Von Georg Birnbaum. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Bräutigam. — Übersicht über die neuere deutsche Literatur 1880—1902. Von Ludwig Bräutigam. Zweite Auflage. Kassel, Georg Weiß. 1903.

Brinker. — Welchen Anteil haben Fichte und Schleiermacher an der Entwicklung der Erziehung im 19. Jahrhundert? Eine Vergleichung von B. Brinker. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Bruneau. — Les débuts de la révolution dans les départements du Cher et de l'Indre. (1789—1791). Par Marcel Bruneau. Paris, Hachette & Cie. 1902.

Claffen. — Kreuz und Amboß. Roman aus der Gegenwart von Walther Claffen. Hamburg, C. Boyfen. 1903.

Cottin. — Sophie de Monnier et Mirabeau. D'après leur correspondance secrète inédite (1775—1789). Par Paul Cottin. Paris, Plon. 1903.

Decharme. — Companies et sociétés coloniales allemandes. Par Pierre Decharme. Paris, Masson & Cie. 1903.

Delitzsch. — Zweiter Vortrag über Babel und Bibel. Von Friedrich Delitzsch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1903.

Denk. — Sein Selbstmord. Das tragische Ende eines Mittelschülers. Aus hinterlassenen Briefen zusammengestellt und herausgegeben von seinem Freunde Walther Denk. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Dombre. — Villa „Hagestolz“ (La garçonnière). Von R. Dombre. Aus dem Französischen von F. da Costa. Straßburg i. E., Josef Singer. 1903.

Eckart. — Deutsche Frauenbilder im Spiegel der Dichtung. Ein Festgeschenk für deutsche Frauen und Jungfrauen. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Stuttgart, Max Kielmann. 1903.

Ehrenstein. — Ein leichtfertiger Krieg. Einige Betrachtungen über unsere Niederlagen und ihre Ursachen. Von einem britischen Generalstabsoffizier. Autorisierte Übersetzung von Otto von Ehrenstein. Dresden und Leipzig, Carl Reissner. 1903.

Ferguson. — Diesseits-Religion. Eine Denkschrift über die Prinzipien der Moderne. Von Charles Ferguson. Aus dem Englischen von Cecilie Mettenlas. Leipzig, Eugen Diederichs. 1903.

Filchner. — Ein Ritt über den Pamir. Von Wilhelm Filchner. Mit 93 Abbildungen und 2 Karten. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Gachot. — Les campagnes de 1799. Souvarow en Italie. Par Édouard Gachot. Ouvrage accompagné de gravures, plans et carte. Paris, Perrin & Cie. 1903.

Gärtner. — Hat sich die allgemeine Volksschule überhaupt und insbesondere in München bewährt? Von Friedrich Gärtner. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Glahn. — Junges Blut. Novellen von Thomas Glahn. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903.

Goeler von Ravensberg. — Grundriſs der Kunstgeschichte. Ein Hilfsbuch für Studierende. Auf Veranlassung der Königlich preuſsischen Unterrichtsverwaltung verfaſst von Frdr. Freiherr Goeler von Ravensberg. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet von Max Schmid-Aachen. Mit zwei Tafeln. Berlin, Carl Duncker. 1903.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Dreißigster Band. Annalen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Oskar Walzel. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goldstein. — Die empiristische Geschichtsauffassung David Humes mit Berücksichtigung moderner methodologischer und erkenntnistheoretischer Probleme. Eine philosophische Studie. Von Julius Goldstein. Leipzig, Dürr. 1903.

Haberlandt. — Daçakumâracaritam. Die Abenteuer der zehn Prinzen. Nach dem Sanskrit-Originale des Dandin übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von M. Haberlandt. München, J. Bruckmann A.-G. 1903.

Hanstein. — Wie entstand Schillers Geisterseher? Von Adalbert von Hanstein. Berlin, Alexander Duncker. 1903.

Hausschatz älterer Kunst. — Zwölftes und dreizehntes Heft. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1902. — Neunter Jahrgang. Herausgegeben von Rudolf Schwartz. Leipzig, C. F. Peters. 1903.

Jerusalem. — Der Bildungswert des altsprachlichen Unterrichts und die Forderungen der Gegenwart. Vortrag von Wilhelm Jerusalem. Wien, Alfred Hölder. 1903.

Kraufs. — Der Völkertod. Eine Theorie der Dekadenz. Von Franz Kraufs. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1903.

Külpe. — Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen, nach Vorträgen von Oswald Külpe. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Kunz. — Mama. Drama in drei Akten von Otto Kunz. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1903.

Mazelière. — Essai sur l'évolution de la civilisation indienne. Par marquis de la Mazelière. Deux tomes. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1903.

Meunier. — Mirabeau. Lettres à Julie, écrites du Donjon de Vincennes, publiées et commentées d'après les manuscrits originaux et inédits par Dauphin Meunier avec la collaboration de Georges Leloir. Paris, Plon. 1903.

Meyers Reisebücher. — Italien in sechzig Tagen. Von Th. Gsell Fels. Siebente Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1903.

Moderner Cicerone. — Florenz. Von Dr. P. Schubring. I. Ufficien und Palazzo Pitti. Mit 100 Abbildungen. II. Bargello. Domopera. Akademie. Kleinere Sammlungen. Mit 134 Abbildungen. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuſs der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Achter Jahrgang, bis zur vierten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Orth. — In den Minen. Roman von R. Orth. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903.

Peltzer. — Die ästhetische Bedeutung von Goethes Farbenlehre. Von Alfred Peltzer. Heidelberg, Carl Winter. 1903.

Planhoff-Lejeune. — Paul de Lagarde. Von E. Platzhoff-Lejeune. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1903.

Popper. — Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Sozialphilosophische Betrachtungen. Von Josef Popper. Dritte Auflage. Dresden und Leipzig, Carl Reiſsner. 1903.

Poths-Wegner. — Lola Montez. Roman von Poths-Wegner. Zweite Auflage. Leipzig, Paul List. O. J.

Rahmer. — Das Kleist-Problem auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie Heinrich von Kleists. Von S. Rahmer. Berlin, Georg Reimer. 1903.

Rée. — Philosophie von Paul Rée. (Nachgelassenes Werk.) Berlin, Carl Duncker. 1903.

Rüscher. — Göttliche Notwendigkeits-Weltanschauung, Teleologie, mechanische Naturansicht und Gottesidee, mit besonderer Berücksichtigung von Haeckel, Wundt, Lotze und Fechner von Alois Rüscher. Zürich, Albert Müller. 1903.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Das grüne Band.

Roman

von

Georg Hirschfeld.

I. Heimkehr.

Nach Sonnenuntergang, als die Farben des Himmels bleicher und nächtiger wurden und der menschlichen Sehnsucht gleichsam offener, hatte sich das quellende Gefühl der Erwartung in Frau Dorothea Schirmer so gesteigert, daß sie ihr Träumeplätzchen am Erkerfenster verlassen mußte und unruhig im halbdunkeln Zimmer auf und ab schritt. Wie zogen sich die Stunden jetzt zu Ewigkeiten. Und bis zum Abend, da sie Walter erwarten konnte, war es noch lange hin. Sie ließ sich endlich ganz ermattet auf das altmodische Plüschsofa nieder, wo ihr verstorbener Mann immer bis zum Abend sein Mittagsschläfchen gehalten hatte, und wo Walter — ja, wo Walter einst zur Dämmerstunde zusammengekauert wie ein schöner Bettler an der Paradiesespforte des höheren Lebens gesessen und seine ersten Dichterträume geträumt hatte. Frau Schirmers Augen schweiften aus der dunklen Zimmerecke zur gegenüberliegenden Wand hinüber, die noch im letzten Widerschein der Abendsonne dalag. Dort hingen die Bilder ihrer Toten — der Eltern, des Mannes, der Geschwister — dort hing auch ihr Bild als Braut und Walters Kinderbildchen mit den großen, erstaunten Augen, die die ganze Welt zu suchen schienen und in Wahrheit doch nur eine Offenbarung aus des Photographen Zauberkasten. Schwarzgerahmte Ovale, blickten die Bilder, in regelrechter Fünfzahl angeordnet, mit ernsten Mienen auf Frau Dorothea nieder. Und ihre Augen bekamen im Hinschauen einen starren, beinahe düsteren Ausdruck, dessen sie sich selber nicht bewußt war, denn ihr Herz war heute voll Licht und Hoffnung, und sie hätte es für Sünde gehalten, gerade heute, wo ihr Sohn zurückkehrte, das Leben nicht zu segnen und durchaus schön zu finden. Aber das Alter war gekommen, lautlos, auf weichen Sohlen, und die Nachwehen ihrer Leiden und Enttäuschungen, die sie festhielten an ihrer Vergangenheit mit leisen, schmerzenden Fäden. Überall Vergangenheit, wohin sie blickte —

Vergangenheit, Vergangenheit. Und ihr gebleichtes Haupt war nur noch von den Klagelauten der Entsagung umwittert. Aber sie wußte es selbst nicht recht, daß sie nun plötzlich eine alte Frau geworden, denn in ihrem Herzen lebte die unversiegbare Jugendkraft der Mutter, ein Glauben und ein Hoffen, das mit Engelschören gleichsam von allen Seiten her die Ehre Gottes sang. Sie harrte ja dem Sohn entgegen. Und so, in ihrer dunklen Sofaecke, ganz allein mit ihren liebsten Gedanken, fühlte sie allmählich Meister Schlaf über sich kommen, und bald auch umspannten seine kühlenden Geisterhände ihre müden Schläfen. Doch ließ es sich nicht ermessen, in was für schöne und lichtvolle Traumlande er sie führte, denn ihre welken Züge blieben ernst auch im Schlummer und stumme Zeugen eines schweren Frauenschicksals.

Sie hatte lange geschlafen, während es draußen und im Zimmer allmählich Nacht geworden war. In plötzlichem Schrecken fuhr sie jetzt empor. Am Meeresstrande hatte sie eben noch mit Walter gestanden, stumm und überwältigt der untergehenden Sonne zugeschaut, und Walter, ein hochgewachsener Mann und doch ihr Knabe noch, hatte sich langsam, ohne daß sie es merkte, von ihrer Hand gelöst und war mit leuchtenden Augen der Sonne nach in die verebbenden Fluten hinausgeschritten. Überirdisch erschien ihr seine dunkle Gestalt in der funkelnden Farbenpracht des Abends. Sie sah ihm staunend nach und hinderte nicht, daß er mit ausgebreiteten Armen immer weiter in die lockende Unendlichkeit hinauszog. Es war so, als riefe ihn dort eine schönere und tiefere Macht als die Liebe seiner Mutter. Doch endlich begreifend, als er schon ganz fern von ihr mit den schaukelnden Wogen kämpfte, hatte sie aufgeschrieen: „Walter!" und war erwacht. Sie begriff zwar sofort, wo sie sich befand, doch hatte sie im festen Schlaf das Zeitgefühl verloren, und voll Unruhe, gegen unsichtbare Möbel stoßend, die wie lauernde Diebe im Dunkeln standen, tastete sie sich hinaus durch den Korridor in die hell erleuchtete Küche.

„Wanda," sagte sie, die Tür öffnend, in schüchterner Verwirrung zu ihrem Mädchen, das mit nackten Armen am Tische saß und Notizen in ihr Ausgabenbuch machte, „Wandachen, denken Sie, ich bin im Wohnzimmer eingeschlafen. Und nun habe ich keine Ahnung, wie spät es ist." Sie rieb sich wie ein Kind die Augen und blinzelte in die Spiegelung der roten und gelben Metallgeräte, die ringsumher an den Wänden hingen.

Wanda drehte sich gelassen nach ihr um und drohte ihr schelmisch mit dem langen Bleistift.

„Sieben, Frau Schirmer! Sieben is es! Haben Se sich ordentlich ausjeschlafen? Na, so 'n kleenes Nickerchen, das schad't ja nichts. Das is ja jut. Wann kommt denn nu eijentlich der junge Herr?"

„Um acht Uhr fünfundvierzig, Wanda, dreiviertel neun, auf dem Anhalter Bahnhof. Da fahr ich wohl am besten mit der Elektrischen von Hundekehle bis zum Potsdamer Tor, nicht wahr, und steige dann um oder laufe das Endchen. Sieben Uhr ist es? Um Gottes willen, dann muß ich wohl gehen?"

„Se brauchen 'ne jute Stunde. Mehr brauchen Se nich, Frau Schirmer. Rejen Se sich bloß nich unnütz auf, denn dadurch kommt de Eisenbahn nich

schneller. Setzen Se sich lieber 'n bißken zu mir. Hier auf de Abwaschbanke. So. Ich sage Ihnen schon, wenn's Zeit is."

Frau Schirmer setzte sich gehorsam und ließ ihre bangen, schwarzen Augen, die unter dem schneeweißen Scheitel und in den zarten, immer noch mädchenhaften Gesichtszügen ihrer Erscheinung einen seltsamen Wechsel von Alter und Jugend gaben, hilfesuchend auf Wandas treuherziger Miene ruhen. Doch plötzlich ergriff sie die rote Arbeitshand des Mädchens, die ungefähr so groß war wie ihre beiden Händchen zusammengenommen, und sagte mit mühsam verhaltenen Tränen:

„Wanda, es sind zwei Jahre her. Das fühl ich ja heute erst, da ich ihn wieder haben soll, mit der ganzen Gewalt. Ich habe meinen Sohn zwei Jahre nicht gesehen, Wanda. Was sind denn schließlich Bilder und Briefe? Wir Menschen brauchen mehr. Wir brauchen das Leben, Wanda."

„Aber es hat ihm doch jut jejangen in München? Es hat ihm doch jut jejangen, Frau Schirmer?"

„Ja, Wanda — Gott sei Dank. Das muß ich selber sagen. Meine kühnsten Träume — alles hat sich wunderbar erfüllt. Aber der Dichterberuf ist schwer. Er hat so viele Dornen, Wanda. Können Sie sich das vorstellen?"

„Offen jestanden, nee. Ich habe mir schon immer jedacht: bei's Bücherschreiben, da wird doch sicher nich so ville verdient, als wenn nu eener 'n jutes Jeschäft hat oder so was."

„Ach, wenn es das allein wäre! Das bißchen Geldverdienen. Nein ... Die innerliche Ruhe, das Glücksgefühl, das meine ich, Wanda. Und damit ist es bei den Künstlern schlimm bestellt."

„Na, muß er denn nu immerzu dichten? Nu hat er doch eben erst so 'n jroßes, dickes Buch jemacht? Da, sehn Se mal, Frau Schirmer, und unten bei Bodelschwings is auch eins und nebenan bei Baumeisters auch — die hat er doch alle jeschrieben, unser junger Herr, nich wahr? Na, das will doch was heißen, Frau Schirmer!"

Wanda holte bei diesen Worten das erste Buch von Walter Schirmer aus der Schublade ihres Küchentisches, wo sie es, sorgfältig in Seidenpapier gewickelt, aufzubewahren pflegte.

„Ach, Mädchen, was Sie denken!" rief Frau Schirmer, die jetzt unter Tränen lachen mußte. „Der Werkführer! Das liegt ja schon so weit zurück ... das ist doch das ewige Phantasieren und Vorwärtsstreben bei den Künstlern. Immer nur weiter und niemals stehen bleiben, den Geist entwickeln, verstehen Sie, wenn auch der Körper drunter leidet. Und sehen Sie, das ist für mich die schwerste Sorge. Eine Mutter denkt doch an die Gesundheit, Wanda."

„Er soll bloß keenen krummen Rücken kriejen. Sagen Se ihm man. Die Schreibersleute, die kenn ich aus meine Heimat. 'n junger Mann muß raus an de frische Luft, Frau Schirmer."

Doch diese gab jetzt keine Antwort, und ihr verträumtes Lächeln zeigte, daß ihre Gedanken ganz wo anders und vom Gespräche ab einen schönen, kleinen Seitenpfad gegangen waren — dann aber sagte sie, wieder anknüpfend und fester als zuvor, aber durchaus nicht abweisend: „Soviel ich aus den

Briefen meines Sohnes entnommen habe, ist er ganz Ihrer Ansicht, Wanda." Sie erhob sich unruhig. „Aber nun geben Sie mir meinen Hut und meinen Mantel — ich muß jetzt wirklich fort. Wenn die Elektrische eben gefahren ist!"

„Die fährt noch nich — ich weeß doch, wann se fährt," beruhigte sie Wanda und begleitete ihre Herrin auf den Korridor hinaus. Dort machte sie sie zurecht, und zwar so resolut, mit vielem Knöpfen, Streichen und Zupfen, als wenn sie ein kleines Mädchen wäre, das zum Spazierengehen gerüstet werden sollte. Frau Schirmer öffnete nun die Tür zur Treppe, wurde aber im Gehen noch von allerlei Sorgen gepackt.

„Die Schnitzel stellen Sie aufs Feuer, wenn Sie uns die Tür schließen hören — verstehen Sie, Wanda? In demselben Augenblick, wo Sie uns schließen hören, da ... Oder nein, um Gottes willen, das geht ja nicht. Sie müssen ja unten im Hausflur stehen und den Koffer nehmen —"

„Wird ja allens jemacht — de Schnitzel und de Koffer — verlassen Se sich janz auf mir, Frau Schirmer."

„Und die Bouillon recht stark —"

„Jawohl, jawohl."

„Mit Ei!"

„Jawohl."

„Und zu den Schnitzeln Püreekartoffeln," rief Frau Schirmer noch unten vom Hausflur her, doch kam jetzt keine Antwort mehr von oben, und dröhnend fiel die Tür ins Schloß.

So war sie denn plötzlich losgerissen und ganz zufrieden damit, denn endlos zäh, wie flüssiges Gummi, haftet die Qual der Erwartung noch an hundert Kleinigkeiten. Draußen im Freien wurde ihr wohler zu Mute, mit festen Füßen bestieg sie die Straßenbahn und fand noch in dem vollbesetzten Innern einen Eckplatz. Zahlreiche Weihnachtseinkäufer fuhren heute, am „goldenen Sonntag", noch abends zur Stadt, und eine wohlige, etwas dumpfe Wärme herrschte in dem stimmendurchraunten Wagen, wo die dicken Winterkleider der Passagiere auf den Bänken kein Spältchen mehr frei ließen, und die Kälte draußen, wenn der Schaffner die Tür aufschob, sich nur flüchtig zeigte und gleich wieder verschwand. Frau Schirmer nahm mechanisch ein Billet und überließ sich dann, die Mitfahrenden kaum beachtend und bald vergessend, der großen, altvertrauten Reihe ihrer Gedanken, die nur auf die Erledigung der Äußerlichkeiten gewartet hatten, um sie völlig wieder in Beschlag zu nehmen.

Nach einer Stunde war sie an Ort und Stelle. Sie hatte noch sehr viel Zeit, wie immer, wenn sie zum Bahnhof kam; aber die Minuten flogen um so rascher dahin, je heftiger ihre bebende Brust das große Erwartungsgefühl durch die hoch sich wölbenden Tore in die Ferne sandte. Dort mußten ja bald im nächtigen Dunkel zu den grünen und roten Sternchen der Signallaternen zwei leuchtend gelbe sich gesellen, die näher und näher kamen und ihr Alles, ihre ganze Zukunft brachten. Sie schritt, sich gewaltsam zusammennehmend, um nur ja keine heftige Erregung auf ihr Antlitz kommen zu lassen, den Bahnsteig ziemlich weit hinaus, als wollte sie ihm entgegengehen. Dabei

übte sie als unschuldige Komödiantin schon das Mienenspiel ein, das sie dem Sohne zeigen wollte. Denn sie mißtraute den Gramfalten ihres Antlitzes. Heiter wollte sie heute sein, ganz heiter, keine schwachen Tränen zeigen, keine Schatten, nichts, rein gar nichts, was ihn erinnern konnte — denn sie wollte keine Erinnerung für ihn, nur Neuland, Frohsinn, Mut und Hoffnung.

Da kamen die gelben Sterne — da bogen sie ganz wo anders aus dem Dunkel hervor und wurden im Näherkommen deutlicher und größer. Gepäckträger lärmten mit ihren Karren an Frau Schirmer vorüber, der Befehlshaber mit der roten Mütze erschien, und die wartenden Leute auf dem Bahnsteig machten alle so gespannte und herzliche Gesichter, als wollten sie nicht ihre Lieben, sondern den schwarzen Koloß, der da heranfauchte, mit Blumen begrüßen und umarmen.

Frau Schirmer erblaßte — sie lief den Zug entlang und winkte, da sie den Sohn nicht gleich erblicken konnte, auf jeden Fall mit ihren Blumen nach verschiedenen Coupés hinauf, was zur Folge hatte, daß fremde Leute, die sich ebenfalls irrten, ihr freundlich zunickten. Ihre Verwirrung steigerte sich, überall sah sie fremde Gesichter, sie erkannte nichts mehr, und als sie zum zweiten Mal die lange Wagenreihe vergeblich abgelaufen war, blieb sie ratlos stehen, indes die Reisenden mit Kindern und Koffern an ihr vorüberzogen. Da fühlte sie plötzlich einen Menschen neben sich stehen, größer und breiter als Walter, der mit einer tieferen und anderen Stimme, als dieser vor zwei Jahren gehabt, zu ihr sagte: „Guten Abend, Mama.“ Sie wandte sich jäh zu ihm hin, und die Fremdheit schwand vor dem Willen ihrer Liebe; sie lag in seinen Armen und küßte ihn kraftlos — lange; dann suchte sie sich zu fassen, und sie schritten langsam nebeneinander her.

Die Mutter suchte Walters Hand.

„Mein Kind, wie geht's dir denn? War die Reise sehr anstrengend?“

„Aber gar nicht, Mama. Du hast mich wohl nicht gleich erkannt? Du bist ja vorhin an mir vorübergelaufen.“

„Wahrhaftig? Kind — der große Schnurrbart ... Und die Stimme ... Und überhaupt ...“

„Gepäckträger! Da nehmen Sie!“ Er gab ihm sein Handgepäck. „Taxameter!“

„Haben Se auch Jroßes?“

„Einen Koffer und ein Rad, da ist der Schein.“

„Merk dir die Nummer, Kind — die Nummer!“ flüsterte Frau Schirmer. Der Träger war aber schon fort, und sie mußte sich beruhigen, um nur ja nicht etwas von den ersten Worten ihres Sohnes zu verlieren.

„Na, und du, Mama? Du siehst 'n bißchen bläßlich aus. Zu viel in der Stube gesessen, nicht wahr?“

„Ach nein, mein Kind. Du meinst die Blumenmalerei? Das geht ... Bloß heute — es sind doch zwei Jahre her — das ist —“

„Ein bißchen lange, freilich, freilich. Na, nun bleiben wir ja zusammen.“

„Ja, mein Kind.“

Sie schwor ihm mit den Augen gleichsam, was für Liebe ihn hier erwartete. Dann schwiegen sie beide, und während sie langsam die Treppe hinunterstiegen, nahm er ihren Arm und schob ihn sanft in den seinen. Wie es sie durchströmte! Heiße Wellen der Erinnerung wogten jetzt in beiden, und der Reichtum ihrer Gefühle ließ sie nur zu abgerissenen Worten kommen. Als Walter sich jetzt von dem unten postierten Schutzmann die Droschkenmarke geben ließ, fiel sein Blick von ungefähr auf einen anderen jungen Menschen, der sich mit seinem Köfferchen dem Schutzmann näherte und, Walter mit seiner Mutter erblickend, hastig und ehrfurchtsvoll den Hut abzog.

„Das ist ja Hans Georg!" rief Walter. „Ich habe dich ja vorhin aus den Augen verloren! Na, da kann ich euch gleich bekannt machen, Mama."

„Wer ist es? Wer, mein Kind?" fragte die Mutter leise, da ihre Gedanken nur bei Walter waren. Der schlanke, junge Mann im braunen Havelock, dessen feste, bartlose Züge mit den blauen Lichtaugen etwas ungemein Gewinnendes hatten, näherte sich ihnen und verneigte sich, den Hut in der Hand, indem er lächelnd errötete.

„Mein Freund Richter, du weißt doch, Mama — wir sind zusammen gefahren. Schrieb ich dir das nicht?"

Frau Schirmer, die sich von nun an der Bedeutung jedes Augenblicks, den der Sohn ihr zutrug, voll bewußt war und lieber alles andere außer Acht lassen wollte als den nötigen Wärmegrad der Empfindung, errötete vor Freude, und ihre guten Worte überstürzten sich förmlich, während sie Richters Hand mit beiden Händen drückte. Hans Georg sah sichtlich erfreut und überrascht in das junge, aufgeregte Antlitz mit dem weißen, flatternden Haar. Nachdem er endlich zu Wort gekommen, in schmuckloser Weise ihr auseinandergesetzt, daß Berlin nur eine Zwischenstation für ihn wäre, er aber vom Lehrter Bahnhof in seine Heimat Kiel weiterfahren wollte, empfahl er sich händeschüttelnd und rief auf Walters Frage noch im Torweg, daß er bestimmt nur über Weihnachten zu Hause bleiben und den ganzen Winter, wie geplant, in Berlin verbringen wollte. „Auf Wiedersehen!" rief er noch, und dann verschwand seine hohe Gestalt um die Ecke.

Als der zwischen Walters Fahrrad und Koffer auf dem Bocke eingeklemmte Kutscher endlich begriffen hatte, wo sich die Fontanestraße im Grunewald befand, und die Droschke sich langsam in Bewegung setzte, löste sich die beklemmende Erregung des Wiedersehens allmählich in Behagen und Heiterkeit, und Frau Schirmer kam immer mehr dazu, ihren wirklichen Sohn zu betrachten, der jetzt neben ihr im Wagen saß, und nicht den überlebensgroßen, dem ihr einsames Träumen gegolten.

„Wie geht's denn Wanda?" fragte Walter, von einem aufs andere kommend. „Wanda Kusmich aus Isenschnibbe?"

„Sie erwartet dich mit Sehnsucht und hoffentlich auch mit gutem Essen," erwiderte die Mutter. „Übrigens ein treues und durchaus zuverlässiges Wesen. Die hat mir über vieles weggeholfen. Du wirst es kaum glauben, Walter — aber ich konnte mich ihr anvertrauen. Sie hat so viel gesunden Menschenverstand, das Mädel. Das ist es."

„Ja, das ist es," erwiderte Walter. „Wie geht's denn ihrem Kinde?"

„Es ist gesund, wie ich höre. Aber die Trennung — Wanda leidet darunter. Heut fühle ich ihr das nach . . ."

Sie fuhren nun den Kurfürstendamm entlang und über die Halenseer Ringbahnbrücke — nach einigen Kreuz- und Querfahrten gelangte der verdrossene Kutscher endlich in die Fontanestraße und vor das Haus, in welchem Frau Schirmer wohnte. Der Wagen hielt, und Wanda lachte ihnen breit entgegen. Sie streckte Walter ihre rote Tatze hin, die dieser kräftig schüttelte, und sagte mit tieferer Rührung, als man ihr anmerken konnte: „Na, jut sehn Se aus, junger Herr, und kräftig und jesund —"

„Ja, Wanda — den Koffer, Wanda —" unterbrach sie Frau Schirmer in ihrer offenbar weit ausholenden Ansprache, die Walter eigentlich gern zu Ende gehört hätte. Dann lohnten sie den Kutscher ab und stiegen zur Wohnung hinauf, wo Walter das schön getäfelte Eßzimmer betrat. In freudiger Überraschung blieb er stehen. Unter der brennenden Ampel grüßte ihn ein großer Busch von bunten Chrysanthemen, der in einer Vase auf dem sauber gedeckten Tisch stand, und durch das hohe Erkerfenster gegenüber sah friedlich über schwarzen Nadelbäumen der silberne Mond ins Zimmer. Ein leiser, ganz verschlafener Trillerton wurde hörbar. Hänschen, der Kanarienvogel, war durch die Schritte der Eingetretenen in seinem Bauer aufgewacht und grüßte nun auch seinerseits Walter mit Freundesstimme.

„Hier ist es gut sein," flüsterte Walter.

„Ja!" rief Frau Schirmer, der seine Worte wie ein Sonnenstrahl ins Herz gingen. Nachdem sich dann der Sohn im Schlafzimmer ein wenig zurechtgemacht hatte, setzten sie sich zu Tisch und aßen schweigend — ihre Gedanken unterhielten sich. Dann ließ Frau Schirmer abräumen, und als sie wieder allein waren, begann sie leise: „Das freut mich wirklich, daß dein neues Heim dir gefällt, Walter . . . Ich nehme es als Symbol fürs ganze Leben, mein Junge." Als er sie überrascht und errötend ansah, fügte sie hinzu: „Ja, Walter. Was wäre doch das Leben, wenn man immer nur das täte, was die bessere Stimme in einem, das Selbstbewußtsein, sagt! Wie würde man jetzt zurückschauen können auf einen geraden, unbeirrten Weg! Aber so — eine Wildnis liegt hinter einem, ein trauriger Morast, aus dem man sich nur mühsam herausgerappelt hat, wenn eben die Sonne untergeht."

Walter hatte sie nie so sprechen gehört. Sein Herz schlug heftig, aber er zwang sich, seine Antwort ruhig abzuwägen. „Das alles träfe ja zu, Mama," erwiderte er langsam, „wenn du in der schwersten Zeit die Flinte ins Korn geworfen hättest. Wenn du Papa damals sich selbst überlassen hättest. Aber das hast du ja nicht getan."

„Das war nur meine Pflicht gegen ihn, Walter. Jetzt meine ich eine andere Pflicht, mein Junge."

„Ich weiß, Mama . . . Aber höher steht doch das Mögliche, ich meine das Überwinden-können, als das Schwärmen und Haschen nach dem, was uns einfach nicht gegeben ist. Du wirst dich wundern, daß ich als junger Mensch das sage, aber es ist meine feste Überzeugung, Mama."

„Ja, ja. . . . Ich kenne deinen Ernst . . . Und deine Pflicht steht auch höher als meine. Lieber Gott! Wie das große Leben draußen höher steht als solch enger, kleiner Ehekrieg. Nein, Walter. Ich habe deinen Vater aufrechtgehalten, mag sein. Aber mich — —?“

Sie schwieg. Er hörte die heiße, fast verschüttete Tränenquelle aus ihrer Brust in die Stimme steigen und schwankte, ob er schonend abbrechen oder die neuen und großen Geständnisse, die das Wiedersehen herbeigeführt, energisch ergreifen sollte. Er tröstete sie zunächst, indem er ihre Hände streichelte und sagte: „Du bist ja noch jung genug, Mama. Ich meine, dein Herz ist jung geblieben. Die Zukunft kann noch viel aus dir herausholen, was du verschüttet glaubst. Man darf sich von seinen Erinnerungen nicht unterkriegen lassen. Ich wenigstens, ich darf es nicht.“ Er erhob sich hastig und trat an das mondhelle Fenster. „Mein Weg führt weiter. Und wenn ich auch den Wert des Augenblicks verloren habe — ich meine, wenn auch mein Herz so schwer ist, und der Kopf — verstehe mich recht — so lebensschwer, so lebensalt — — ich tue ja doch mit allen Kräften mit. Ich bin nur etwas sicherer geworden als die andern jungen Leute. Das bißchen Schwärmerei und Süße, das muß ich drangeben. Aber die Gewalt im Leben, die bleibt.“

Er sprach so dunkel von seinem Geheimnis, daß sie es fühlen, aber nicht begreifen konnte. Hochaufgerichtet, fern von ihr, mit breiter Schöpferstirn und dunklen Augen, stand er am Fenster. Sie neigte ihr weißes Haupt ein wenig und schwieg. Sie konnte für ihn beten, aber nicht ihn leiten. Sehnsüchtig lauschte sie seinem Flügelschlag.

Dann geleitete sie ihn zur Ruhe. Ganz wieder ihr Junge, küßte er sie und sagte: „Gute Nacht, Mama.“ Sie schloß die Tür seines Zimmers, und ein tiefes Wonnegefühl durchströmte sie jetzt, als sie drinnen ihr einziges Gut gelandet und geborgen wußte. Dann schritt sie leise in die Küche hinaus, zu Wanda. Die scheuerte dort mit wahrer Leidenschaft. Auch in ihr schien heute eine neue Lebenskraft erwacht zu sein. Sie hielt jetzt inne, als sie die Herrin erblickte, und fragte, auf ihren Schrubber gestützt, wie triumphierend: „Na?“

„Ja, ja, liebe Wanda, nun habe ich ihn wieder.“

Wanda versteckte ihre Rührung hinter einem breiten Gelächter. „Se haben ja 'n janz andres Jesichte bekommen, Frau Schirmer! 'n janz andres Jesichte!“

„Das glaub ich, Wanda . . . Es gibt ein Mittel dafür . . . Und Ihnen würde es wohl auch nicht schaden. Was meinen Sie dazu, wenn ich Sie über Weihnachten nach Hause schicke? Zu Ihrem Kinde, Wanda?“

„Nach Isenschnibbe? Is' wahr?“

Sie ließ den Schrubber fallen und küßte Frau Schirmer beide Hände.

„Man braucht es, Wanda,“ sagte diese und verließ die Küche, um nun auch ihr Lager aufzusuchen. Der Mond war draußen inzwischen weitergezogen, und alles kam zur Ruhe.

II. Poststraße 9b, vier Treppen.

Frau Schirmers Schlaf war heute kurz bemessen. Um vier Uhr erwachte sie schon und blieb nun bis zum Sonnenaufgang munter, mit großen, offenen Augen ins Schwarze sehend. Doch das bedrückte sie nicht, im Gegenteil: sie streckte sich behaglich im Bette aus, um recht genau die Erlebnisse des vergangenen Tages an ihrem Geiste vorüberziehen zu lassen. Was brauchte sie Schlaf? Sie wollte an Walter denken. Und das tat sie, tief, mit dem unsichtbaren Lächeln zärtlicher Zufriedenheit. Sie sah ihn noch vor sich stehen, gestern abend, hörte noch die ungestümen Worte: „Mein Weg führt weiter. Und wenn ich auch den Wert des Augenblicks verloren habe . . ." Die nächsten Worte wußte sie nicht mehr. Dann aber hörte sie wieder: „Ich tue ja doch mit allen Kräften mit."

Sie mußte jetzt wirklich lächeln. Was doch die jungen Künstler im Vollbewußtsein ihres Mannesstrebens für Kinder blieben. Den Wert des Augenblicks verloren? Nein, mein Junge. Wie sollte sie das verstehen? Er hatte ihn nur noch nicht besessen. Das göttliche Bild, das schon vielleicht in seinen Träumen lebte, war noch nicht zur lebendigen Wirklichkeit geworden. Dann erst kam die wahre Größe über ihn. Dann erst. Das wußte sie. — Was wußte sie eigentlich? Sie selber war in ihrer Jugend von einer kindlichen Schwärmerei betrogen worden. Sie selber hatte ohne Sonne im Winkel verblühen müssen.

Nein — sie wußte eigentlich nichts. Aber sie dachte es sich. Ein Dichter! Danach bangt das schönste Weib. Nicht er nach ihm. Und ihr geliebter Junge! Der „Wert des Augenblicks", der würde schon kommen. Da war ihr gar nicht bange. Und dann — wie wollte sie ihre Tochter lieben! Des jungen Glückes stolz sein, eines Enkelchens vielleicht . . . Die alte Stutzuhr im Wohnzimmer schlug jetzt fünf. Zu dumpf und traurig klangen ihr die langsamen Schläge. Müde und ermüdend. Aber der Schlummer kam nicht. So erwartete sie denn leise seufzend die Sonne. —

Beim Frühstück sagte Walter der Mutter, wie schön er auch heute alles fände, was ihn umgäbe. Nun wollte er aber nach Berlin hinein und einen unbekannten Freund aufsuchen, von dem er sich viel verspräche. Es wäre Hans Georg Richters Intimus, ein lyrischer Dichter, und er hieße Helmut Baumbach. „Baumbach?" fragte Frau Schirmer eifrig. „Ist das etwa der berühmte Baumbach?" Walter erwiderte lachend: „Nein, durchaus nicht — nicht berühmt und gar nicht mit ihm verwandt. Du bist nicht die erste, die ihn mit dem Alten verwechselt und dann enttäuscht ist. Alles, was ich aber von diesem Baumbach gehört habe, nimmt mich für den Menschen ein. Hans Georg Richters Freundschaft ist nämlich zuverlässig. Man kann die höchsten Wetten darauf setzen, daß dieser famose Kerl sein Herz nicht fortschenkt, wo er nicht ein ähnliches findet. Es war immer rührend für mich zu hören, wie zärtlich dieser urgesunde Recke, dieser Plastiker durch und durch, den kränklichen und phantastischen Helmut aus der Ferne beobachtet hat und behüten wollte. Sie sind in Kiel zusammen aufgewachsen. Dann trennten sie sich, als Richter

Bildhauer wurde, und der arme Helmut sitzt nun hier in Berlin in einer Dachstube — niemand kennt ihn. Wer kauft Gedichte zu Weihnachten? Hampelmänner kauft man. Aber ich will mich jetzt ernsthaft um ihn kümmern. Nicht nur seinetwegen — ich brauche hier was Junges, weißt du, einen Menschen, dem es nicht darauf ankommt, wohin sein Weg ihn führt, wenn er nur nach oben führt. Der reine Ton — der ist so selten auf dem Blocksberg der Literatur, Mama. Und Helmut Baumbach, der hat ihn — das ist sicher ein Mensch und kein Literate."

Frau Schirmer hatte aufmerksam zugehört, schien aber mit Walters Argumenten nicht ganz einverstanden. „Du mußt bedenken, Walter," sagte sie, „daß du schon bedeutend weiter bist als dieser Herr Baumbach. Ich meine, du hast Beziehungen, dank deinen Leistungen, die liegen in den höchsten Kreisen der Kunst. Das ist etwas ganz anderes. Die wirst du doch eher pflegen müssen als den Verkehr mit solchem unbekannten Anfänger, in dem noch alles gärt — ich weiß nicht —"

„Gerade deshalb will ich ihn aufsuchen, Mama. Der Boden, auf dem ich wachsen kann, das ewig Vorwärtstreibende, das ist es, was ich suche. Jugend, Jugend, Jugend! Erfolg und Ruhm — was ist das? Ich bewundere die Großen, die ich kenne, und freue mich ihrer Anerkennung, aber immer wieder treibt es mich dann zu den Werdenden, zu denen, weißt du, für die die Welt noch Neuland hat. Was bin ich denn mehr als sie? Nur keinen Stillstand, kein Behagen — da ist die Verflachung nicht weit. Ich suche mir Baumbach junior. Addio, Mutschi. Mittags bin ich wieder da."

Er küßte sie, nahm Hut und Mantel und eilte auf die Straße hinaus. Als ihm dann unten sein Abschied doch zu rasch und nicht zärtlich genug vorkam, wandte er sich noch einmal um und winkte seiner Mutter, deren weißes Haupt natürlich am Erkerfenster sichtbar wurde. Dann ging er zum Bahnhof Grunewald hinüber und fuhr nach wenigen Minuten der Stadt zu.

Er hatte einen weiten Weg zurückzulegen, denn Helmut Baumbach wohnte im Zentrum, im ältesten Teil von Berlin, in der Poststraße, gegenüber der Nikolaikirche. Hierdurch bot sich Walter freilich die erwünschte Gelegenheit, das Bild der Weltstadt, dem er nun zwei Jahre ferngeblieben, wieder einmal recht auf sich wirken zu lassen. Merkwürdiger als je erschien es ihm heute, über Tausende von unbekannten Menschenwegen in geringer Brückenhöhe hinwegzufahren. Ein ruheloses Treiben schien es ihm von oben, ein Jagen vor der Riesenpeitsche der Zeit. Und über Nacht war es Weihnachtswetter geworden. Ein Tanz von wirbelnden Schneeflocken spielte in den Lüften und gab einen Hauch von Anmut über die hohen, häßlichen Industriebauten mit ihren wirren Telephonnetzen, Firmenschildern und schreienden Plakaten. Wie seltsam kam es Walter heute vor, daß er die vielen Menschen, von denen er nach seiner Weise im Vorüberfahren einen flüchtigen Einblick in ihr Schicksal zu erhaschen suchte, wohl niemals wiedersehen, im Wirrwarr der Erscheinungen auch kaum wohl wiedererkennen würde. So groß war diese Stadt! Unendlich mannigfaltig ihr Körper, einem ungeheuren Polypen gleich, der aus sich selber zahllose Arme nach immer mehr Geschicken streckte,

die in seinem Bauche verschwanden, um dort im dunklen Gewühl zu finden, was doch die Einsamkeit allein zu spenden schien: das Glück der Ruhe. War hier des Künstlers Bestimmung? War es denn nicht besser, sich abzuschließen von vornherein, in einem verborgenen Waldhause zu leben, im Verkehr mit einigen Auserlesenen, die das nimmermüde Brausen des Weltstadtmeeres nur aus der Ferne hören wollten? Vielleicht. Es war ein Weg, aber Walter empfand ihn als Sackgasse, in welche das lauernde Behagen den Künstler lockte. Lieber dem Erkennen sich opferwillig preisgeben als in vornehmer Weltfremdheit verzichten — lieber als Besonderer mit hohen Gedanken unter den Vielzuvielen wandeln, gekreuzigt werden, wo der Geist der Zukunft mit dem Kleinen, Gegenwärtigen zusammenstößt, als eitle Träume zu genießen, wo alles um den Schläfer schreit und wacht und nach Erlösung schmachtet. Vorwärts, ins volle Menschenleben, selber ein Stück davon — das war des Künstlers Schicksal.

Im Bahnhof Friedrichstraße verließ er die Stadtbahn und legte den Rest des Weges zu Fuß zurück. Um diese frühe Vormittagsstunde schon drängten sich die Weihnachtseinkäufer in den Straßen. Walter sah mit Staunen und stiller Freude das bunte Getriebe. Er ging die Linden entlang bis zum Schloßplatz, wo er als Kind noch die Wunder des alten Weihnachtsmarktes genossen hatte, dann kam er an seinem geliebten Kurfürstendenkmal vorüber in die Königstraße und endlich in die Poststraße, wo Helmut Baumbach wohnte.

Seltsame Idee, in dieser Gegend zu dichten! dachte Walter. Denn er, der Realist, der das Leben ergründen wollte, wo es sich zeigte, trachtete für sein Schaffen doch nach einer höheren Umgebung und nach künstlerischer Ruhe. Hier aber herrschte dumpfe Stadtluft mit Handelsmenschen und stillosen Geschäftshäusern. Und hier, in diesem gräßlichen Konfektionspalast, wohnte Helmut Baumbach? Unglaublich. Freilich, gegenüber, da lag die alte Nikolaikirche, mit ihrer gotischen Pforte und uralten Grabsteinen, und einige verwitterte Häuschen, die um sie herum am Kirchplatz zu sehen waren, wiesen darauf hin, daß auch hier noch ferne Träume möglich waren, in der letzten Dämmerung von Alt-Berlin, das wie ein armes Mütterchen von ihren modernen Parvenutöchtern wohlwollend geduldet wurde.

Im Torwege des gesuchten Hauses mußte Walter zunächst einem mit Wollballen beladenen Handwagen ausweichen, den ein pfeifender Laufbursche schob, und auf jedem der steinernen Treppenabsätze begegnete ihm eine für dieses Milieu charakteristische Erscheinung. Zunächst ein Schutzmann, der in seiner dumpfen Würde etwas Majestätisches hatte, dann ein Commis voyageur, dem die Halbwelt gehörte, dann eine parfümierte Konfektionsdame, die Walter im Vorübergehen absichtlich mit ihrem seidenen Blusenärmel streifte, und endlich ein alter jüdischer Schnorrer, der, auf das Geländer gestützt, mit seinem Holzbein Stufe für Stufe nehmend, die Treppe hinunterstampfte. Statt der Wohnungsschilder las man in den einzelnen Stockwerken Firmenschilder, und zwar die Gebrüder Buschmann, Aufrichtig und Zielenziger, Rechtsanwalt Hock und Geschwister Pick, „Modes". Die dunkle Krone des Hauses aber, der

vierte Stock, enthielt in seiner niederen Enge nicht die Trockenböden, wie man erwarten konnte, sondern die einzige bürgerliche Wohnung: „Haller, Schneidermeister für Herren“ stand an der Tür, und darunter war mit Reißnägeln eine Visitenkarte befestigt, auf welcher zu lesen war „Helmut Baumbach, Schriftsteller“. Hier also wohnte der Dichter der Kentaurenlieder. Und in den gedämpften Klagetönen eines verstimmten Klaviers hörte man in der Wohnung mit kindlichem Zeigefinger spielen: „Hinterm Ofen — hinterm Ofen“ u. s. w. Immer wieder von Anfang. Walter klingelte. Frau Haller, eine bescheidene Sächsin, deren spärliches Grauhaar auf dem runden Kopf in ein spitzes Türmchen aufgesteckt war, öffnete und ließ ihn mit dem Ausruf: „Bitte kehorsamst!“ eintreten. Dann öffnete sie die Tür zu ihrem Wohnzimmer, um Herrn Baumbach in Kenntnis zu setzen. Walter sah in eine kleine, saubere Stube, wo ein struppiger Junge am Klavier saß und ängstlich einem hochaufgeschossenen jungen Manne ins Antlitz starrte, der eben aus dem Nebenzimmer zu ihm hingelaufen kam und ihm heftige Vorhaltungen wegen seines Klimperns machte. Halblanges, rötliches Haar umflatterte während seiner heftigen Gestikulationen die hohe und weiße Stirn des Unbekannten, und in den kleinen, grauen Augen hinter einem scharfen Zwicker wechselte der Ausdruck zwischen Spott und Güte. Er war beängstigend mager, seine langen, dünnen Glieder hatten etwas Groteskes, doch war sein Antlitz zierlich, die edle Nase und der feine Mund mit dem blonden Knebelbärtchen von aristokratischer Regelmäßigkeit. Er schob die unsauberen Pfoten des Jungen von den Klaviertasten weg und rief mit seltsamem Pathos: „Warum spielst du wieder, Theodor! Geschenk Gottes! Wenn du durchaus spielen mußt, so laß doch den Mann hinterm Ofen, laß doch die Holzauktion im Grunewald und laß die kleine Witwe — spiel doch lieber die Stücke, die ich dich gelehrt habe! Ein' feste Burg ist unser Gott! Oder den kleinen Ländler! Oder ein Volkslied! Nur nicht diese entsetzlichen Musikschmarotzer! Du bist ja wert, Junge, daß das arme Klavier sich gegen dich aufbäumt und plötzlich seinen schwarzen Rachen zuklappt, um deine verdammten Trommelstöcke zu zermalmen!“ Damit schickte sich Helmut Baumbach an, den Wutausbruch des Klaviers in Wahrheit umzusetzen, was natürlich zur Folge hatte, daß Theodor schreiend aus der Stube lief.

„Der Limmel soll doch nich glimpern, wenn der Herr Paumpach arpeet,“ sagte jetzt Frau Haller entrüstet, nachdem der flinke Sprößling ihrer strafenden Hand entwischt war. „Ibrigens, da is 'n Herr da — der Herr Schirmer, Herr Paumpach. Pitte sehr.“

Walter trat jetzt in die Stube ein und sah Hans Georg Richters Freund aufs heftigste zusammenfahren, als Frau Haller ihm seinen Namen genannt. Dann steuerte Helmut auf ihn zu, indem er ihn mit seinen merkwürdigen Augen anleuchtete, und sagte, heftig seine Rechte schüttelnd, in verändertem, viel einfacherem Ton als vorher: „Das freut mich . . . Das ist wirklich lieb von Ihnen . . . Bitte, wollen Sie nicht in mein Zimmer kommen . . . Frau Haller, ich möchte jetzt ungestört bleiben.“

„Aber gewiß, Herr Paumpach. Der tämliche Bengel, wenn ich 'n nur erst wieder in te Finger habe —" Sie verschwand, um Theodor, das Geschenk Gottes, zu suchen. Helmut und Walter traten in das Nebenzimmer. „Meine Pute," sagte Helmut in Frau Hallers Dialekt. — — — „Ich bitte — wollen Sie nicht Platz nehmen."

Walter setzte sich auf das knackende Ledersofa. Es war ein kleines Dachzimmer, in welchem er sich befand. Der Rahmen des Fensterchens zeigte gerade die beiden Türme der gegenüberliegenden Kirche, um deren Spitzen im grauen Winterhimmel schreiende Krähen flatterten. Ein leerer Schreibtisch stand am Fenster, und die buntgeblümten Tapetenwände waren zum größten Teil mit ungerahmten und nur durch Reißnägel befestigten Reproduktionen antiker oder moderner Kunstwerke bedeckt. Über dem eisernen Bette, dem Sofa gegenüber, hingen die beiden einzigen gerahmten Bilder — die Photographie eines graubärtigen Seemannes in Kapitänsuniform und ein radiertes Porträt von Friedrich Nietzsche. Zeitschriften und Bücher lagen wirr auf dem Sofatische und am Boden hingestreut — mit gleichem Material war der größte Teil des offenen Kleiderschrankes ausgefüllt, und gebrauchte Wäsche lugte unten aus dem Toilettentischchen. Der Bewohner dieses Studios schien, als er die erstaunten Blicke seines Besuchs bemerkte, doch noch mit einiger Verlegenheit Ordnung schaffen zu wollen und bewirkte dies auf die einfachste Weise, indem er mit der Fußspitze die umherliegenden Sachen nachläßig in eine Ecke schob, so daß nun dort die sozialistischen Monatshefte und Werthers Leiden einträchtig mit einem Paar Stiefeln und einer zerknitterten Manschette zusammenlagen. Dann bot er dem Gaste eine Zigarettentüte an und setzte sich zu ihm aufs Sofa.

„Sie wundern sich vielleicht," begann er die Unterhaltung, „daß ich gerade in dieser Gegend von Berlin wohne."

„Ja, allerdings," erwiderte Walter lächelnd.

„Das hat seine eigene Bewandtnis. Doch davon später. Sprechen wir lieber von unserem gemeinsamen Freund Hans Georg. Was macht der alte Kerl? Sie wissen doch, was das für ein Mensch ist. Ein wunderbarer deutscher Zottelbär. Ein treuer Urmensch. Kindlich. Ohnegleichen."

Walter hörte ihn mit wachsender Freude an. Was war das für ein seltener, inniger Gemütston! Er hatte sie lange gesucht, die Sprache einer Seele, der das Wort nur als Zierat diente, nicht als Kern und Wesen. Walter nickte und schwieg.

„Sie haben ihn wohl kaum so kennen gelernt wie ich," fuhr Helmut fort, sein Schweigen mißdeutend. „Sie haben glücklicherweise nicht so viel Pech gehabt wie ich, Herr Schirmer. Ich war in Kiel sehr krank, bevor ich mein Studium aufgab und nach Berlin ging — das wissen Sie vielleicht? Ich hatte Brustkrämpfe und war schon aufgegeben. Doch Hans Georg — er wußte nichts von Krankheit und Tod. Er hatte nur sein heiliges Mitleiden, aus Kraft geboren, wohl verstanden. Und da hat er mich seelisch aufgerichtet. Das war viel wichtiger damals als die körperliche Hilfe des Arztes. Ich feierte gleichsam Wiedergeburt durch ihn. Denn wie man auch in diesem

zweifelhaften Dasein von Haß und Gram geschüttelt wird — ein reiner Mensch, ein echtes Herz hat immer noch die Kraft, uns zu beweisen, wie dumm und kleinmütig wir waren, wie das wirkliche Leben doch noch auf uns wartet — so lange wir nämlich fähig sind, zu schaffen und zu lieben."

Walter nickte wieder. Noch konnte er nichts sagen, und als er Helmuts erregten Blick in Erwartung seiner Antwort auf sich ruhen sah, senkte er errötend die Augen und fühlte sich seltsam beschämt. Helmut aber rückte ihm näher und fuhr in leiser, drängender Herzlichkeit fort: „Alles, was von ihm kommt, ist mir natürlich hoch willkommen . . . Und Sie besonders, Herr Schirmer. Das müssen Sie mir glauben."

„Das ist wohl gegenseitig," preßte jetzt Walter endlich hervor. „Ich weiß durch Hans Georg auch mehr von Ihrem Leben, als Sie denken. Und außerdem: die Kentaurenlieder —"

„Und der Werkführer, müßte ich nun sagen," rief Helmut lachend. „So wären wir auf dem besten Wege, uns mit Komplimenten den Weg zur Freundschaft zu verrammeln! Aber das haben wir nicht nötig — nicht wahr, Herr Schirmer?"

Helmut erhob sich und trat zum Fenster. Hinausblickend sprach er weiter: „Sie werden mich einen Ketzer schelten — aber was mich am tiefsten an Ihrem Buche berührt hat, das war eigentlich nicht die vielgepriesene Beobachtung der Wirklichkeit, die naturalistische Schilderung möchte ich sagen — denn das wäre ja nur die kleine künstlerische Kraft nach meiner Meinung — was mich gepackt hat, war das tiefe, überzeugte Gefühl in mir, daß hinter den Gestalten des Werkes die Gestalt des Dichters überragend steht, daß hinter dem Wirrsal des Geschilderten Sie von einer großen Idee beherrscht waren, von einem wunderbaren Ethos, das den Vorgängen erst die wahre Bedeutung gibt. Und so ist das, was ich aus Ihrem Buche herauslese, viel mehr für mich, als das, was in dem Buche steht. Sie verzeihen, Herr Schirmer — ich meine natürlich das Element darin, das in die Zukunft hinausweist, auf eine höhere Stufe der Kunst, wo die vornehmen Menschen leben, die großen Persönlichkeiten, und nicht die sozialen Herdentiere des Naturalismus."

Walter sah erst eine Weile nachdenklich vor sich hin, dann erwiderte er mit ruhiger Energie: „Was Sie mir sagen, freut mich außerordentlich, Herr Baumbach. Aber ich bin der Meinung, daß es von keinem ethischen oder ästhetischen Richter entschieden werden kann, was in der Natur am würdigsten ist, geschildert zu werden; denn alles kommt auf die Art an, wie es geschildert wird, auf die menschliche Erfahrung und die künstlerische Beseelung. Gestalten können, das ist alles, und das Erlebnis ist die Mutter jeder Dichtung. Wenn wir beide 'mal tüchtig aneinander geraten sollten, was ich nicht hoffen möchte, dann brauchen Sie mich nur einen Naturalisten zu schimpfen, um mich für einen Augenblick vollkommen kampfunfähig zu machen. Naturalismus — ich hasse dieses Wort. Es ist für mich ein plötzlicher Nachtfrost, der über die blühende Natur kommt. Hol doch der Teufel alle Ismen! Wir wollen doch Dichter sein und keine Dichteristen."

Helmut lachte. „Hauen Sie mich nicht, Herr Schirmer — ich bin ganz Ihrer Meinung. Ich glaube überhaupt, so verschieden wir auch sein mögen — in unseren Grundanschauungen werden wir nie so weit auseinandergehen, daß wir uns menschlich trennen müßten.“ Er sah ihn eine Weile mit seinen treuen, lächelnden Augen an, dann fuhr er etwas leiser fort: „Es ist eine große Freude für mich, Sie kennen zu lernen, Herr Schirmer. Denn sehen Sie — ich war bisher unglaublich einsam in Berlin. Zum Teil liegt das vielleicht an meinem einsiedlerischen Wesen — ich brauche so selten Menschen — zum Teil aber auch an der seichten Gesellschaft hier, an dem unvornehmen Treiben, das überall am Großen und Vornehmen klebt und mich zurückstößt, mich anekelt. Nie habe ich Zarathustras Worte vom Leiden am Menschen so tief empfunden wie hier in der sogenannten Weltstadt. Man braucht ja schließlich so wenig, nicht wahr — ein Mensch ist viel, zwei Menschen sind schon alles. Zwei Freunde! Und jetzt ist Hoffnung für mich vorhanden. Sie dürfen nicht denken, daß ich mich Ihnen aufdränge, Herr Schirmer — nichts liegt mir ferner. Aber ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß das Bewußtsein, Hans Georg kommt her, und Sie kommen her, das beste Mittel für mich war, mir immer wieder aufzuhelfen und mir zu sagen: ‚Was liegt an deiner Krankheit und an den Hungerlöhnen deiner Verleger? Nichts, mein Sohn. Es ist ja kindisch, über selbstverständliche Dunkelheit zu weinen. Morgen kommt die Sonne — mach die Augen auf, dann wirst du satt. So satt, wie Dichter werden dürfen‘.“

Walter hielt seine magere, erhitzte Hand fest. Dann erhoben sich beide, und Helmut führte Walter an das Bett, über welchem das Bild des alten Seemannes und Nietzsches Bildnis hingen. „Da sehen Sie meine Götter,“ sagte er leise. „Mein Vater war Schiffskapitän und ging in einem Sturm auf dem Indischen Ozean unter. Ich war noch ein Kind damals — meine Mutter lebte nicht mehr. Er opferte sich selbst, nachdem die Passagiere und der größte Teil der Mannschaft in den Booten gerettet waren — er blieb als Letzter auf dem Schiff. Der Kessel explodierte — — so kam er in ein tiefes Grab. Es ist das höchste Glück für mich, die Erinnerung an solch einen Vater zu haben. Und der andere Held, hier neben ihm“ — er zeigte auf Nietzsche — „der hat mir den Kern meines Lebens erst gedeutet, der hat mich darauf hingewiesen, was für ein erhabenes Beispiel ich an meinem Vater habe. Nicht duldend gekreuzigt zu werden — handelnd und begeistert unterzugehen. Als Letzter auf dem Schiff.“ Er schwieg jetzt einige Minuten und atmete schwer. Walter sah mit Besorgnis zwei rötlich zitternde Fieberflecken in den bleichen Wangen auftauchen. Wie im Bewußtsein davon strich Helmut beschwichtigend über das Antlitz und wandte sich dann mit eigentümlichem Lächeln zu Walter. „Das ist die eine Seite der Sache,“ fügte er ruhig hinzu. „Die andere ist das leichte Phantasiegepäck, das mir mein Vater hinterlassen hat. Ich bin ein Seemannskind und überall zu Haus. Ich habe nichts und brauche auch eigentlich nichts, solange mein Schiff kein Leck hat. Ich sitze hier oben unter dem Dache und schreibe, was ich mag. Wenn ich meinen Wirtsleuten kein Essen und keine Miete bezahlen kann, so gebe ich ihrem Jungen

Klavierunterricht und kann das als Bezahlung ansehen, denn meine Wirte sind bildungsbedürftige und vornehme Menschen. Schneidermeister Haller ist zehnmal bedeutender als Reeder Ziegelrot, bei dem ich in Kiel Pensionär war, und Mutter Haller hat als junges Dienstmädchen von Richard Wagner einen Kuß bekommen. Sie stammt aus Leipzig. Kurz — ich bin zufrieden. Wenn ich ausfahren will, so steht mein Phantasiegespann vor der Tür, vier Schimmel mit silbernen Hufen. Da unten grade, wo die Rollwagen stehen. Und wenn ich einen Kunstgenuß brauche, so bleibe ich den ganzen Vormittag bei den Gipsabgüssen des Michelangelo im Museum oder bei den Böcklins in der Nationalgalerie, oder, wenn's hoch kommt, kaufe ich mir für 45 Pfennige eine Studentenkarte in die Philharmonie. Der Grunewald steht mir für kleinere Reisen zur Verfügung, und der Müggelsee bleibt für die großen Ozeanfahrten auch nicht zu verachten."

„Darf ich mittun?" fragte Walter lachend.

Helmut sah ihn mit großen, freudigen Augen an. „Ja," rief er, seine Hand drückend, „Sie sind feierlichst geladen."

Jetzt klopfte es an der Tür. „Herein! Herein! Herein! Ich muß es dreimal sagen!" rief Helmut, ging mit seinem Hahnenschritte hin und öffnete. „Ach, Ferdinand, der edle Pole! Willkommen seid! Ihr trefft, was Ihr Euch wünscht!"

Der Eingetretene, ein sehr junger, auffallend hübscher Mensch, mit lockigem Blondhaar und unruhigen blauen Augen, verneigte sich linkisch vor Walter und knurrte dann unzufrieden Helmut an: „Zitieren Sie doch nichts aus diesem Schund, ich bitte Sie, Baumbach — stellen Sie mich lieber vor; das ist noch immer Mode."

Helmut wandte sich zu Walter „Also, stellen Sie sich vor, Herr Schirmer, daß ich Ihnen einen Dichter vorstelle. Aber Sie müssen sich weiter vorstellen, sonst sehen Sie's nicht."

Der junge Mann versuchte jetzt, dem ungezogenen Helmut einen Stoß zu versetzen, doch dieser lief so rasch davon, daß seine langen Rockschöße wie schwarze Krähenflügel in der Luft flatterten. Sich hinter dem Schreibtisch versteckend rief er: „Friedrichowicz heißt er! Mit langem o, Herr Schirmer! Ferdinand Friedrichooowicz!"

Walter lachte. Über die kindischen Einfälle des eben noch so ernsten Menschen staunend, näherte er sich dem anderen, in dessen Miene das zornige Lachen mit ehrerbietiger Überraschung kämpfte, reichte ihm die Hand und sagte: „Wir müssen das wohl selber machen. Herr Baumbach hat keinen Respekt vor der Mode, wie Sie sehen. Sie sind Pole, Herr Friedrichowicz?"

„O nein, durchaus nicht! Ich heiße auch nicht Friedrichowicz, wie die gute Frau Haller mich immer zu nennen beliebt, sondern Friedrichowicz, Ferdinand Friedrichowicz — Kaufmann," setzte er mit eisigem Lächeln hinzu.

„Mein Name ist Schirmer," sagte Walter.

Ferdinand errötete und sah ihn nun mit scheuen, aber durchdringenden Augen an, während er fragte: „Der Dichter vielleicht — der Dichter des ‚Werkführers'?"

„Ja, Mensch! Das fragt man nicht!“ rief Helmut, nahm ihm seinen Hut fort und drückte ihn selbst auf das harte Sofa nieder.

Walter bemerkte, daß in Friedrichowicz’ Wesen allmählich eine eigentümliche Wandlung vor sich ging. Nachdem er die ersten Minuten wie ein sympathischer, verschüchterter Junge dagesessen, die roten Hände regungslos auf den Knieen und nur zuweilen verstohlene Blicke auf Walter werfend, lehnte er jetzt langsam, die Lippen stolz und schmerzlich zusammengepreßt, den hübschen Lockenkopf in die Sofalehne zurück. Dabei schlug er die Beine übereinander und glaubte durch diese Pose in Walters Augen zu gewinnen, verlor aber in Wahrheit beträchtlich dadurch.

„Ein Verehrer von Ihnen,“ sagte Helmut jetzt zu Walter.

Da erhob sich Friedrichowicz erregt. „Was soll das heißen, Baumbach!“ rief er. „Ein Verehrer! Was soll sich Herr Schirmer dabei denken! Kann ihm das die wochenlange Erhebung und Begeisterung wiedergeben, die ich seinem Buche verdanke? Kann ihm das wohl sagen, daß sein Buch zu meinem Leben gehört, und daß ich es in der Pension Basse den Damen vorgelesen habe, wie eine Leistung, die ich als eigenes Ziel erträume?“

„Nein,“ erwiderte Helmut ruhig. „Das hätte er ja später noch erfahren.“

„Also lassen Sie, bitte, Ihre Scherze bei dergleichen Dingen! Das können sie nicht vertragen! Man muß auch Unterschiede zu machen wissen! Darf ich Ihnen noch einmal die Hand drücken, Herr Schirmer?“

Er schüttelte Walters Hand so heftig, daß dieser kaum einen Schmerzenslaut unterdrücken konnte. Dann wandte er sich hastig von ihm ab und ging zum Fenster. Dort sagte er tiefatmend: „So. Und nun — — nun will ich mich meines Auftrags entledigen.“

„Kommen Sie von Basses?“ fragte Helmut, Zigaretten anbietend.

„Ja,“ erwiderte Friedrichowicz. „Der Weihnachtsabend kommt zu stande. Von den Damen reist diesmal keine nach Hause, denken Sie, keine einzige — es wird ein solenner Festabend werden.“

„Das ist ja reizend!“ rief Helmut mit leuchtenden Augen. „Nein, was hat man doch für Glück in dieser Welt! Laß dich begraben, Schopenhauer!“ Er packte plötzlich ein dickes Reclambändchen vom Tische und warf es in den offenen Kleiderschrank; dann wandte er sich zu Walter: „Sie müssen nämlich wissen, Herr Schirmer — ich heimatloser Kerl habe hier doch eine Heimat gefunden! Es wäre ja schändlich undankbar von mir, wenn ich die Pension Basse in der Bülowstraße nicht meine Heimat nennen wollte. Dort hat mich Fräulein Demelius, eine junge Pianistin, die ich im Künstlerklub kennen gelernt habe, eingeführt — sie wohnt dort mit ihrer Freundin, einem Fräulein Lisko, das ist eine junge Sängerin — ja, eine Sängerin. Und überhaupt — da wohnen lauter vornehme, ausgezeichnete junge Damen, die einen Kreis von jungen Männern hingezogen haben, wie man ihn sich feiner und geistiger gar nicht denken kann! Ein Labsal ist das Haus, ein Dorado, ein —!“

„Frau Basse möchte gern, daß Sie das Unterhaltungsprogramm am Weihnachtsabend in die Hand nehmen, Baumbach,“ unterbrach ihn jetzt Friedrichowicz. „Die Bescherung ist um sieben.“

„Stammen Sie nicht aus Berlin, Herr Friedrichowicz?“ warf Walter hier ein. „Leben Ihre Angehörigen außerhalb?“

„Doch nicht,“ erwiderte Ferdinand mit bitterem Lächeln. „Aber man kann auch fremd sein, Herr Schirmer, wenn man im Hause der Eltern lebt. Ich fühle mich natürlich als Sohn verpflichtet, die Weihnachtsbescherung erst bei meinen Eltern mitzumachen, dann aber eile ich zu meinen Freunden.“

„Hm!“ rief Helmut ungeduldig und warf sich auf das krachende Sofa. „Wer hat denn eigentlich den Baumputz übernommen?“

„Herr Basse persönlich,“ antwortete Ferdinand, „das läßt er sich nicht nehmen.“

„Gut! Dann werde ich ihm wenigstens einige Ideen eingeben! Herr des Himmels!“ rief Helmut, sich an die Stirn schlagend. „Nun habe ich einen Aufsatz über Liliencron geschrieben, statt weiter über den natürlichen Schneefall nachzudenken!“

„Über den natürlichen Schneefall?“ fragte Walter erstaunt.

„Ja — wir pflegen die Zweige des Christbaums sonst nur mit Schnee, das heißt mit weißer Watte, zu bedecken. Viel schöner aber wäre es doch, die Illusion zu haben, daß der Schnee von oben, aus der vierten Etage, herunterkäme und allmählich erst im Lauf des Abends den ganzen Baum einhüllte! Na — ich muß es noch erfinden.“

„Vielseitiger Mann,“ sagte Walter lächelnd und sah nach seiner Uhr. „Ich muß aber jetzt nach Hause.“

„Ich auch,“ meinte Ferdinand mit Seufzen.

„Gut, so gehen wir zusammen,“ rief Helmut. „Ich war ja heute noch gar nicht draußen! Wohin gehen Sie, Herr Schirmer?“

„Zum Bahnhof Friedrichstraße.“

„Und Sie? Ins Geschäft?“

„O nein,“ sagte Ferdinand, erregt in seinen Mantel fahrend. „Ich habe einen Gang, den mir mein Vater aufgetragen hat, so lange ausgedehnt, daß ich nicht noch mal in den Kerker zurückzukehren brauche, sondern gleich zu Tisch gehen kann.“

„Dann begleiten wir Sie beide zum Bahnhof, Herr Schirmer. Ist es Ihnen recht?“

Walter war einverstanden. Hierauf nahm Baumbach einen hellgrauen Radmantel um und stülpte sich einen hohen und sehr dünnen Zylinderhut auf den Kopf, der seine schmächtige Gestalt noch ins Phantastische verlängerte. Dann stiegen sie zu dreien die vielen Stufen hinunter, die auf den zugigen Hausflur und die Straße führten.

Wieder mußte Walter im Torweg einem mit Kisten beladenen Handwagen der Firma Aufrichtig & Zielenziger ausweichen, und draußen standen ein paar Nähmädchen, die Mittagspause machten, und stießen sich beim Anblick von Helmuts Zylinder und Radmantel ironisch lächelnd an. Man hörte etwas von „Aujust mit de Angströhre“ und beeilte sich, zur Nikolaikirche hinüberzukommen, an welcher Helmut den Freunden einige „Sehenswürdigkeiten“ zeigen wollte. „Ist es nun nicht unerhört,“ stieß Ferdinand jetzt hervor, „daß dieser

Mann in solcher Proletengegend wohnt? Der Tod der Phantasie nach meiner Ansicht."

„Du irrst, mein Freund," erwiderte Helmut ruhig. „Ich habe noch nie bereut, hier zu wohnen. Deine Gegend da im Westen ist mir nicht charakteristisch genug für die Schrecken der Großstadt. Da ist Kultur, aber nur auf halbem Wege. Ja, wenn es ganze Kultur wäre! Hier dagegen, wo der Drache Industrie und das Schwein Geschmacksverpöbelung mit den letzten Resten alter Stadtpoesie kämpfen, hier kann ich studieren, hier finde ich, was ich suche."

Walter machte ein erstauntes Gesicht. „Also deshalb wohnen Sie hier, Herr Baumbach?"

„Hauptsächlich deshalb, Herr Schirmer. Ich trage mich schon seit Jahren mit einem Plan, der weiter ausgreift als alles, was ich bisher geschrieben habe. Die Kulturfratze der Weltstadt soll es heißen. Ich will den modernen Menschen beweisen, daß ihre ganze, gloriose Fabriktechnik, ihre Lebensführung, ihre Kunstpflege sie unaufhaltsam dem Untergange zutreibt, ja, daß sie untergehen müssen, wenn die Möglichkeit eines neuen Stils, einer neuen Kultur geschaffen werden soll."

„Das klingt ja ganz nach Zarathustra."

„O möchte es doch so klingen! Es ist ein ungeheurer Untergang, von dem ich spreche, Herr Schirmer. Ein Untergang, den ich Ihnen nicht vorphantasiere, sondern der uns stündlich umgibt, der langsam weiterrieselt, wie die unsichtbare Sanduhr der Zeit. Wovon leben wir, seit einem Jahrhundert beinahe? Von der Imitation vergangener Stile, von Träumen und Manieren. Und dadurch erobern wir uns nicht etwa eine neue Originalität, sondern entwerten die alte, ihre Echtheit und ihre Historie. Verstehen Sie nun, von welchem Untergang ich spreche? Von keiner plötzlichen Katastrophe, nein, von einem langsamen, furchtbaren Zersetzungsprozeß, der alles Gute unserer Vorfahren verdirbt und uns nackt und arm vor die letzte Frage stellen wird: Entweder — oder! Der letzte Mensch oder der neue Mensch! Wie wird die Entscheidung fallen?"

Helmut stand hochaufgerichtet vor Walter, die mageren Arme, um welche der Überhang seines Mantels wie ein graues Flügelpaar flatterte, pathetisch ausgebreitet, und sah ihn jetzt wirklich fragend, mit blitzenden Augen an.

Walter mußte lächeln. „Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Baumbach."

„Jetzt ist er auf sein Thema gekommen," flüsterte Ferdinand, als Helmut die Arme wieder sinken ließ und mit gebeugtem Kopfe schweigend vor ihnen herschritt. „Davon kriegen Sie ihn vorläufig nicht los."

Walter aber holte Helmut ein und schritt jetzt neben ihm. Sie gingen an der linken Seite der Nikolaikirche auf und ab.

„Ich glaube schwerlich," meinte Walter nach einer Pause, „daß man den Stil der eigenen Zeit überhaupt erkennen kann, Herr Baumbach. Was wissen wir vom Geist der Zeit, in der wir leben? Wir können ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Symptome studieren, sie künstlerisch gestalten —

das können wir. Aber feste Urteile, ‚Zukunftsblicke' daraus ableiten — das halte ich für unmöglich. Wir stecken doch selber zu sehr drin."

Da sah ihn Helmut mit seinem Lächeln von der Seite an. „Und wenn wir nun drin stecken bleiben? Was dann? Nein, nein, Herr Schirmer, ich kann in einem Künstler nur den bewußten Kulturträger sehen. Das Schaffen halte ich nur für ein Mittel zum ethischen Zweck. Aber lassen wir jetzt das verdammte Theoretisieren, in das ich wieder geraten bin. Der edle Pole Friedrichowicz hat schon Leibschmerzen bekommen. Sehen Sie nur die spitze Nase. Ich weiß, er kann es nicht leiden."

„So? Das Theoretisieren?" fragte Walter und sah den blonden Ferdinand zum erstenmal mit wärmerem Interesse an.

„Ja, aber nur," fügte Helmut hinzu, „weil ich ihn, wenn der Geist über mich kam, schon am Essen und Schlafen gehindert habe. So sind diese jungen Leute. Sie holen sich ihren Geist in der Universität und lassen ihn in der Universität. Zu Hause, da sind sie — Bürger." Helmut wich nach diesen Worten vor Ferdinand, der eine drohende Haltung einnahm, zurück und machte mit seinem Spazierstock wie mit einem Rapier eine Gefechtsauslage, worauf auch Ferdinand mit seinem Stock zu fuchteln begann, und beide vor dem erstaunten Walter mit grimmigen Zurufen ein regelrechtes Duell aufführten. Da dies auf offener Straße geschah, sammelten sich natürlich sämtliche Spielkinder an, Erwachsene erschienen in den Kellertüren und verfolgten den Kampf zum Teil mit Kichern, zum Teil auch mit Besorgnis, daß etwa Ernst aus der Keilerei werden könnte. Jetzt rief Helmut, seinen Stock in die Höhe hebend: „Friede! Für heute ist es genug. Ich revoziere, denn er hat mir schon mal einen Stock zerschlagen, und dieser hier ist ein Erbstück meines Vaters."

„Faule Ausrede! Sich mit Erbstücken zu schützen!"

„Friede, Friede . . . Sei ruhig, edles Polenblut."

„Warum stehen wir hier eigentlich immer noch vor der Kirche, meine Herren? Wollen wir denn nicht weitergehen?" fragte jetzt Walter ungeduldig werdend. „Ich habe wirklich nicht viel Zeit."

„Verzeihen Sie!" rief Helmut. „Ich wollte Ihnen nur noch etwas Charakteristisches zeigen. Mir liegt daran, Sie etwas aus Ihrer objektiven Ruhe aufzuschrecken. Ich bin solch bocksbeiniger Teufel, leider Gottes. Da sehen Sie, Herr Schirmer, — der Unterbau dieser Kirche ist echt und alt. Kyklopensteine, ein gotisches Tor — welch warmer Schatz von Überlieferung inmitten dieser eisigen Modernität! Der Oberbau der Kirche aber war schadhaft geworden — was tat der Barbarismus? Er setzte einen neuen darauf aus roten Kasernenbacksteinen, mit zwei Türmen, die offenbar nach einem Faberschen Bleistiftmodell entstanden sind. So schreit es hier an dieser Kirche durcheinander. So schreit es in der ganzen Welt."

„Das ist häßlich," sagte Walter.

„Häßlich und hassenswert. Aber kommen Sie weiter. Ich will Ihnen doch auch zeigen, was für tiefe, verborgene Reize hier noch blühen, Reize, die nicht umzubringen sind."

„Gehen Sie nur mit, Herr Schirmer — ich bleibe hier, ich kenne es schon," sagte Ferdinand verdrießlich und sah einem jungen Mädchen nach, das eben vorüberging.

Walter folgte Helmut willig wieder auf die linke Seite der Kirche.

Sie standen vor zwei verwitterten Steindenkmälern Verstorbener, die in die Kirchenmauer eingelassen waren.

„Hier links," sagte Helmut sinnend, „mein Freund Rücker, Kurfürstlicher Rat aus dem siebzehnten Jahrhundert. Sehen Sie sich das Engelsköpfchen über der Inschrift an, wie urfidel und pausbäckig — wahrscheinlich war das der Bierjunge, der den Seligen in der Berliner Ratsschenke bedient hat. Und hier, am Ende der Inschrift, der Gegensatz: zwei Totenschädel. Aber auch so lustig grinsend, daß ich mich nie des Lachens erwehren kann und mir die ungeheure, ineinander strömende Heiterkeit von Leben und Vergehen noch nie so klar geworden ist wie hier. Die Inschrift schließt mit den Worten: ‚Sein hier begrabener Leib erwartet fröhliche Auferstehung.' Solche Unverschämtheit! So leben und so sterben und dann noch auferstehen! Nein, mein Bester! Dein Leben war wohl eine Blume, aber dein Staub ist übelriechend. Auferstehung ist für dich nichts Wünschenswertes. Sei froh, daß es jetzt noch Leute gibt, die über dich lachen können."

„Und wer liegt hier rechts?" fragte Walter, fortdrängend.

„Da liegt ein junges Mädchen. Marie Elisabeth Schwanebergin hat sie geheißen. Zweiundzwanzig Jahre ist sie geworden. Aus des Großen Kurfürsten Zeit. Sie muß sehr schön gewesen sein. In Alt-Berlin, im Jahre 1680. Da ging sie unter den Linden spazieren. Wirklich unter den Linden. Kein Café Bauer war da, und wo jetzt Kranzler ist, da blieb sie stehen und sah mit lächelnder Neugier einer Eidechse nach, die im Gebüsch verschwand."

Sie verließen jetzt den Kirchplatz und gingen Friedrichowicz nach, der ungeduldig schon vorausgeschritten war und eben in die Königstraße einbog.

Walter befand sich in einer seltsam schwankenden Stimmung. Er fühlte sich durch die Bekanntschaft mit Helmut Baumbach tief bereichert, wenn ihn auch das wunderliche Wesen des Dichters bald anzog und bald zurückstieß, rührte und zugleich zum Widerspruch reizte. Helmuts fremdartige Erscheinung fiel jetzt selbst in der lauten Königstraße den Passanten auf, und viele blieben stehen, um dem lebhaft gestikulierenden Menschen lächelnd oder kopfschüttelnd nachzusehen.

Jetzt waren sie auf die Kurfürstenbrücke gekommen. Hier blieb Helmut plötzlich stehen und rief so laut, daß zwei alte plaudernde Kaufleute erschrocken auseinanderfuhren: „Nun sind wir durch eine Schundstraße gekommen! Aber hier! Hier gibt es zwei versöhnende Gegensätze. Links Schlüters Denkmal vom Großen Kurfürsten, das schönste in Berlin, und rechts — die Spreeseite des alten Schlosses!"

„Dem pickt et woll?" fragte ein Schusterjunge einen anderen, mit dem er eben vorüberging, und zeigte dabei bedeutsam auf die Stirn.

„Det is 'n verrickter Fremdenführer," war die Antwort — dann gingen sie weiter.

„Freilich,“ sagte jetzt Helmut, ohne darauf zu achten, mit düsterem Ausdruck, während Walter und Ferdinand sich kaum das Lachen verbeißen konnten, „drüben, dem Schlosse gegenüber, in der Burgstraße, da hat sich schon der böse Feind wieder eingenistet. Über Nacht hat er seine flinken Kletterteufel auf die leere Brandmauer eines Hauses geschickt und mit riesigen Buchstaben, die das Auge irritieren und vom Schlosse ablenken sollen, entsetzliche Reklamen malen lassen.“

„Den Neptunbrunnen habe ich gern,“ sagte Walter jetzt ablenkend, während sie über den Schloßplatz schritten. „Da ist etwas dran, Herr Baumbach.“

„Gewiß, wie etwas an dem ganzen Begas ist. Wer wollte daran zweifeln? Aber wunderlich verführt ihn sein Genius loci. Gehen wir um die Ecke, Freunde. Da sehen wir einen edlen, alten Soldaten, den man sich so recht gemächlich und großväterlich, in Helm und Mantel und allenfalls auf den Pallasch gestützt dastehen denkt. Aber er war offenbar ganz anders. Seht — er war ein kühner Löwenbändiger. Das Volk blickt bewundernd zu ihm auf und denkt: wie gefährlich ist doch dieser Beruf und wie unnötig! Und wunderlich ist auch, daß unser lieber alter Herr ihn zu Pferde ausübt. Und er, dem die furchtbaren Bestien gehorchen, er läßt sein Roß von einer geflügelten, jungen Dame, wie ein Tourist in der Sächsischen Schweiz, am Zügel führen? O nein, das ist nur eine tolle Laune des Künstlers! Nein — das kann ja gar nicht sein! — Entschuldigen Sie, wo ist das Nationaldenkmal?“

Mit den letzten Worten wandte sich Helmut plötzlich an einen Schutzmann, der träumerisch vor dem Denkmal postiert dastand. Der sah ihn sofort auf seinen Geisteszustand an und erwiderte mit drohender Ruhe: „Sie stehen ja davor — wat woll'n Se denn?“

„Pardon!“ Und Helmut stelzte grüßend fort. Als aber Ferdinand und Walter im Hinterherlaufen zu lachen anfingen, folgte ihnen der Mann des Gesetzes langsam nach, denn ein furchtbarer Verdacht war in ihm wach geworden. Da mußte er doch aufpassen. Überhaupt — da standen schon wieder die Gaffer haufenweise mit entblößtem Haupt, denn eben war die Equipage eines Prinzeßchens vorübergefahren. Er wurde sich seiner Verantwortung voll bewußt. Und als sich Helmut eben wieder aufpflanzte und mit großen Gebärden Walter zurief: „Der neue Dom, Herr Schirmer! Das ist hier der neue Dom! Sie kennen ja den in Mailand!“ Da schob sich der Schutzmann plötzlich zwischen beide und fauchte Helmut mit zitterndem Schnurrbart an: „Sie, lassen Se jefälligst Ihre laute Äußerungen, verstanden, und jehn Se weiter! Das Publikum soll in Bewejung bleiben!“

„Dann sagen Sie's doch dem Publikum,“ erwiderte Helmut mit ruhigem Hohn.

„Das jeht Sie jar nischt an, was ich sage,“ rief der Schutzmann.

Dem uniformierten Mann den Rücken wendend, tobte Helmut die Linden entlang und in der Friedrichstraße bis zum Bahnhof. Er hatte den Zylinder vom Kopf gerissen und schwang ihn bei jedem Satze, den er sprach, wie eine tödliche Waffe. Er erklärte, es in Deutschland nicht mehr aushalten zu können,

er schwärmte von Frankreich, das Nietzsche so geliebt, von der Schweiz, von Norwegen und Polen; ja, er wollte schließlich die Poststraße lieber mit der Wüste Sahara vertauschen, als noch länger sich täglich an seiner ganzen Natur mißhandeln zu lassen. Jetzt hielt ihn Walter besorgt an seinem fliegenden Mantel fest und deutete schweigend auf die Bahnhofsuhr. Sie waren am Ziel. Da starrte ihn Helmut an, als ob er aus wilden Träumen erwachte, und drückte ihm feurig die Hand.

„Ich glaube, Sie verstehen das alles, Herr Schirmer,“ flüsterte er. „Sie verstehen das.“ Walter nickte — er sah nichts Scherzhaftes mehr in Helmuts Miene; offenbar lag ihm jetzt alles daran, ganz ernst genommen zu werden.

„Wann sehen wir uns wieder, Herr Baumbach?“ fragte Walter.

„Wenn Hans Georg zurückkommt — früher nicht. Ich möchte Sie erst mit ihm zusammen sehen. Dann kommt das Wahre. Wir besuchen Sie, wenn Sie erlauben. Leben Sie wohl und tausend Dank für Ihr Kommen! Addio, Polen!“ Damit tupfte er Ferdinand auf den Hut und lief davon. Friedrichowicz schien sich zu ärgern. Er biß sich auf die Unterlippe und sagte zu Walter, während sie die Treppe zum Stadtbahnperron hinaufstiegen:

„Kommt er Ihnen nicht sehr verdreht vor, der gute Baumbach, Herr Schirmer?“

„Nein, im Gegenteil. Ich denke, wir sind dazu da, um solche Menschen nicht verdreht zu nennen.“

Ferdinand fühlte sich zurückgewiesen und schwieg eine Weile. Dann murmelte er: „Alles nur Laune — Sie kennen das noch nicht.“

Bis zum Bahnhof Bellevue fuhren sie zusammen, Walter in stillem Nachdenken über das Erlebte, Ferdinand in verdrießlichem Schweigen. Seine bedeutsame Miene wollte dem Begleiter offenbar zeigen, daß er ihn noch nicht erkannt hätte, daß auch er eine eigene, große Welt, wenn nicht noch eine größere als Helmut, im Busen trüge. Als Walter dann bis Grunewald allein fuhr, war er ganz zufrieden, Friedrichowicz los zu sein. Der hübsche Junge hatte doch noch etwas unreif Anspruchsvolles, und sein kühler Blick besaß das unbehagliche Flackerfeuer, das im Moste Abgang oder Wein bedeuten konnte. Helmut dagegen war sicher eine klare, ausgereifte Edelnatur — das fühlte Walter, wenn er sich auch immer noch über ihn wunderte.

Inzwischen sah man Zylinder und Radmantel phantastisch aus der Friedrichstraße in die Behrenstraße schweben. Vor dem Schaufenster einer großen Kunsthandlung blieb Helmut stehen und starrte auf die Böcklinreproduktionen, die dort ausgestellt waren. Er schien die empörten Sinne hier beruhigen, sich gleichsam in Kunstbetrachtung reinbaden zu wollen. Das gelang ihm, denn sein Auge wurde stiller, und die bösen Fieberflecken, die in den mageren Wangen wieder aufgetaucht waren, verschwanden allmählich. Er schlürfte förmlich den wundersamen Anblick von Böcklins „Meeresbrandung“, und dicht am Schaufenster stehend, vergaß er bald ganz, wo er war, und auch, was ihn von außen her empört hatte. „Liebe,“ flüsterten seine schmalen, zuckenden Lippen, und langsam zog er ein Notizbuch aus der Manteltasche

und aus diesem wieder eine Photographie, die auf dunklem Grunde einen schönen, ernsten Mädchenkopf zeigte. Offenbar fand Helmut, indem er die Photographie mit dem Böcklinbilde verglich, eine seltsame Ähnlichkeit zwischen der modernen Dame und der phantastischen Meerfrau, die so gewaltig in die Felsenharfe schlug, wenn die Brandung sich zu ihren Füßen bäumte. Endlich riß er sich los und eilte, den träumenden Blick noch immer auf die Photographie gerichtet, seiner Wohnung zu. Wie oft schon hatte er die Widmungsworte gelesen: „Dem Dichter und dem Freunde. Hertha Lisko."

III. Das grüne Band.

Der Weihnachtsabend war herangekommen. Berlin, die vielumschwärmte und gehaßte Dame Weltstadt, hatte sich bis zur Bescherungsstunde noch rasch in ihren großen, weißen Winterpelz geworfen, und wunderlich hastete jetzt die dunkle Masse des Verkehrs in ihrem Schoße, von Myriaden Silberflocken umwirbelt. An der Ecke der Friedrich- und Leipziger-Straße entstand eine Stauung, da ging es nicht mehr weiter. Wie in Wassers- oder Feuersnot schrieen die Polizisten ihre ängstlichen Befehle, und unabsehbare Reihen von verschneiten Tramwaywagen, Omnibussen und Droschken reihten sich aneinander. Unter den verzagten Frauen, die mit Geschenkpaketen beladen, sich nicht mehr über den gefährlichen Damm hinüberwagten und mutlos gar kein Ende der Bedrängnis absahen, befand sich auch Frau Wilhelmine Basse, die Pensionsmutter aus der Bülowstraße. Und neben ihr trippelten, die feinen Füße abwechselnd aus dem frostigen Schnee ziehend, Fanny Demelius und Hertha Lisko, ihre „Pflegetöchter". Sie hatten die Hände in Muffen gesteckt und lachten lustig aus ihren dicken Pelzkragen heraus über das Entsetzen der Mutter Basse, die ihren kurzsichtigen Kopf pfeilschnell von rechts nach links wandte, um einen sicheren Durchschlupf in der langen Wagenreihe zu erspähen.

„Jetzt!" rief sie plötzlich. „Kinder! Jetzt!" Sie lief voraus, kam durch und stand nun ganz verzweifelt drüben, als die Wagen sofort wieder aneinander rückten, und sie von den jungen Mädchen getrennt war. Fräulein Lisko aber wußte sich zu helfen: sie bog mit resolutem Zügelgriff und einigen Schmeichelworten den Kopf eines Droschkenpferdes zur Seite, ließ die kleine Demelius durchschlüpfen und folgte selbst rasch nach. So waren sie alle drüben und kamen an die Ecke der Leipziger Straße, wo die Menschenmenge einem in sich kochenden und durcheinander flutenden Strudel glich. Denn hier standen die Verkäufer von Hampelmännern und drolligem Spielzeug, und die Gaffer, welche stehen blieben, hielten die Passanten auf, welche weiterwollten. Plötzlich packte Fräulein Demelius ihre Freundin am Ärmel und rief: „Da sieh nur! Hertha! Sieh nur! Helmut Baumbach!" Fräulein Lisko sah hin und konnte sich des lauten Lachens nicht erwehren, denn sie standen nur wenige Schritte von Helmut entfernt, der in seinem grauen Radmantel, das Dach des hohen Zylinders mit Schnee bedeckt, ganz in tiefsinniger Betrachtung einer großen Goldfliege dastand, die ein Verkäufer unermüdlich auf seinem

Hängekasten herumsurren ließ. Fräulein Demelius hielt ihre Freundin behutsam zurück, sie verständigten schnell Frau Basse und beobachteten nun zu dreien, heimlich kichernd, was weiter vor sich gehen würde.

Mit plötzlichem Entschlusse fragte jetzt Helmut, an den Verkäufer herantretend: „Sagen Sie — was kostet dieses Tier?“ Er fragte ungefähr, wie der Sultan Harun al Raschid in „Tausend und eine Nacht“ den Verkäufer eines Wunderrosses gefragt hätte.

„Na, jeben Se zwee Jroschen, det is ja keen Jeld, bester Herr; de Fabrike nimmt 'n Sechser mehr.“ So schnarrte der Mann seine altgewohnte Antwort.

„Zwei Groschen?“ rief Helmut begeistert. „Mann! Wie lange läuft denn diese Fliege?“

„Wenn Se se fleißig uffziehn, denn looft se immerzu,“ erwiderte der Mann und lachte mit den Umstehenden über die sonderbare Frage.

„So geben Sie mir eine! Du, Junge, willst du auch eine haben?“ Damit wandte sich Helmut an einen rotnasigen, kleinen Kerl, der das zappelnde Wunder mit den Augen verschlang. Die Antwort war, daß eine ganze Horde von schmutzigen Jungen sich um Helmut drängte und an ihm herauflangte, schreiend und bittend. „Halt!“ rief Helmut mit starker Stimme. „Zurück, Indianer! Ich bin kein Millionär! Da, eine könnt ihr haben, aber laßt sie dem Kleinen da.“ Er konnte den Wettkampf, der sich nun entspann, nicht abwarten, bezahlte den Verkäufer und wandte sich, da er die lachenden Mienen vieler Zuschauer auf sich gerichtet sah, rasch ab, in starke Verlegenheit geratend, da er wirklich ganz naiv gehandelt und gesprochen hatte. Als er sich aber umdrehte, stand er gar den drei Damen gegenüber, die ihn lachend, mit gefalteten Händen empfingen: „Mir auch eine! Bitte! Mir auch eine!“

„Still, still, ich bitte Sie, meine Damen!“ flüsterte Helmut fortdrängend. „Hier sind so viele Leute . . .“

„Ja, wahrhaftig!“ rief Fanny und sah ihn warmherzig an, denn er hatte ihr noch nie so gut gefallen wie jetzt in seinen Nöten.

„Was finden Sie denn eigentlich an diesem blechernen Ungeheuer?“ fragte jetzt Hertha und wandte ihr schönes, leicht gerötetes Antlitz in heiterer Verwunderung Helmut zu.

„Nun, sind sie denn nicht besser als das meiste, was man in den großen Geschäften sieht?“ fragte Helmut ernst und eifrig, aber mit einer fast zärtlichen Stimme, die er immer annahm, wenn er mit Hertha sprach. „Dieser wunderbare Stumpfsinn in den Tieren, dieses tiefe Summen, dieses Leben im einfachsten Mechanismus —“

„Hören Sie auf, Bachbaum!“ rief Hertha und kräuselte verächtlich die frischen Lippen. „Ich liebe die Straßensachen nicht! Da gehe ich doch lieber zu Emma Bette und kaufe seidene Puppen. Ja, wahrhaftig!“ Sie lachte und warf den Kopf zurück, so daß die Federn ihres Hutes im Winde flogen. „Ich würde mich diebisch freuen, wenn mir jemand heute abend 'ne Puppe schenken würde!“

„Eine Puppe? Wahrhaftig?“

„Ja, gewiß. Na, seien wir doch 'mal ehrlich! Wir sind doch alle noch kleine Kinder mit unserm Weihnachten, nicht wahr? O Gott, wenn ich an meine Puppen in Frankfurt denke! Tempi passati! Wie schön war Rudolf von Habsburg, und wie niedlich war die Genoveva!"

Hertha hatte bei aller Heiterkeit einen eigentümlich dunklen Wohllaut in der Stimme, der rasch für sie gefangen nahm. Dazu kam ein feuchter, sehnsüchtiger Schimmer in den großen, silbergrauen Augen. Sie war sehr schön, als sie so leicht und schlank, von Schneeflocken umwirbelt, vor Helmut herschritt.

Dieser sah ihr, neben Fanny und Frau Basse gehend, nach, als blickte er über Herthas wirkliche Erscheinung hinweg auf ein höheres Wesen, das Hertha nur bedeutete. Dabei erfuhr aber seine Person in der hingegebenen, nur auf das schöne Mädchen gerichteten Spannung keine Steigerung zu eigener Kraft und Schönheit, sondern bekam vielmehr etwas Armes und Kümmerliches, ganz im Gegensatz zu den Stunden, wenn er, nur auf seinen Geist gestellt, den Freunden seine Gedichte vorlas. Da blühte auch sein schwacher Körper auf und war der Liebe wert. Hätte sich aber Hertha jetzt nach ihm umgedreht, so hätte sie sicher lachen müssen über den phantastischen, grauen Kleiderstock und das kleine, erfrorene Gesichtchen unter dem spitzen Zylinder. Sie schritt aber weiter und summte die Habanera aus „Carmen" vor sich hin. Helmut hielt Fanny jetzt ein wenig zurück und flüsterte angelegentlich: „Fräulein Demelius — kommen wir noch an einem Puppenladen vorbei?"

„Aber Bachbaum!" flüsterte jene mit lachendem Vorwurf.

„Lachen Sie nur — ich finde es reizend! Genoveva! Kaiser Rudolf! — In ihrem Munde wird die starre Weltgeschichte zum süßen Kindermärchen! . . . Wundern Sie sich nicht, wenn ich ein bißchen zurückbleibe . . ." Er blieb an einem Schaufenster stehen — die Damen gingen weiter.

„Was hat denn eigentlich der lange Helmut wieder?" fragte Mutter Basse, mit ihrer blitzenden Brille nach rechts und links sehend. „Er will wohl noch was kaufen? Der wird schon 'ne nette Sorte Geschenke nach Hause bringen! Ich danke!"

„Pst!" machte Fanny und wies auf Hertha, die eben eine Bettelfrau beschenkt hatte und nun, noch immer das Carmenliedchen summend, sich nach ihnen umsah.

„Laufen wir noch weiter, Mutter Basse?" fragte sie jetzt kindisch klagend. „Nehmen wir uns doch lieber 'ne Droschke; die Elektrische ist ja überfüllt. O müde, müde wird man bei dem vielen Laufen!" Dabei klopfte sie lachend mit der Hand auf ihren kleinen, gähnenden Mund.

„Unser Geld ist alle, Kinder; das entscheidet!" rief Frau Basse energisch. „Zu 'ner Droschke langt es aber nicht mehr! Die gemeinsame Kasse ist auf drei Mark zusammengeschmolzen; damit müssen wir anständigerweise nach Hause kommen; sonst wird Vater vorwurfsvoll."

„Wo ist denn eigentlich Baumbach geblieben?" fragte Hertha jetzt und blickte sich erstaunt um. „Hat er sich etwa gedrückt? Ich denke, er wollte gleich mit zur Bescherung kommen!"

„Er kommt schon nach; er hatte noch einiges zu besorgen," erwiderte Fanny mit listigem Lächeln.

„Der mit seinem Dalles! Der hat's nötig!" rief Frau Basse und hielt mit heftiger Kopfbewegung die Mädchen zurück, die sorglos den belebten Fahrdamm überschreiten wollten.

„Ja, wahrhaftig!" lachte Hertha. „Der arme Kerl!"

„Jetzt steigen wir in die Elektrische, Kinder! Schöneberg! Da ist noch Platz! Mir nach!" Frau Basse warf sich mit Heldenmut in das Gedränge, die Mädchen folgten, und sie gewannen wirklich noch drei Plätze in dem rasch überfüllten Wagen. Seltsam prägte sich die gleiche Feierstimmung bei allen Passagieren aus. Ein kaum bezwungenes und gedankenvolles Lächeln sah man auf den Mienen. Und flüsternd zeigten sich die Leute im Vorüberfahren einzelne, besonders helle Fenster an den dunklen Häusern — dort brannten schon Weihnachtsbäume. Frau Basse aber behielt, wenn auch sinnend, ihre strenge Miene bei. Ihr gegenüber nämlich saßen zwei junge Herren, die sich sehr für Herthas schöne Augen und Fannys temperamentvollen Mund zu interessieren schienen. Da hieß es wieder einmal aufpassen — Abstand bewahren. Frau Basse hatte es nicht leicht als Pensionsmutter. Von all ihren Pflegetöchtern waren ihr Fanny Demelius und Hertha Lisko am meisten ans Herz gewachsen. Die erstere, weil sie ein einsames, mutterloses Kind war, das auch kein Vaterhaus mehr hatte und sich ihr leidenschaftlich anvertraute — die zweite, weil sie, von den besorgten Frankfurter Eltern dringlich ihrem Schutz befohlen, mit ihrem frischen, künstlerischen Wesen so recht zum Verwöhnen geeignet war. Angehende Künstlerinnen waren beide Mädchen — Fanny Pianistin und Hertha Sängerin —, herzlich angefreundet hatten sie sich auch: so nahm denn Frau Basse den wärmsten Anteil an allem, was sie betraf. Sie selber hatte keine Kinder. Und für ihr enges, früher oft von Not getrübtes Dasein — ihr Mann besaß eine kleine Buchhandlung, und sie lebte ganz in den Wirtschaftsaufgaben des Pensionats — war der Verkehr mit den jüngeren und glücklicheren Wesen ihr einziger Lebensschmuck; sie sah mit inniger Anteilnahme den bunten Wegen zu, die jeder neue Gast bei ihr in frischer Empfänglichkeit leidend und genießend zurücklegte. Und da sie selber, mehr noch ihr Gatte, eine tiefe Neigung zu den Künsten besaß, nahmen sie mit Vorliebe Kunstbeflissene bei sich auf, besonders Schülerinnen der musikalischen Hochschule; aber auch zwei Malerinnen wohnten jetzt bei ihnen, ferner zwei Studentinnen. Auf englisch, holländisch, russisch, deutsch und französisch konnte man sich bei Basses unterhalten. Die Frau aber war die „Seele" des Ganzen. Sie hatte in ihrer derben Offenheit gerade eine anziehende und respektgebietende Art für junge, wahrheitsuchende Leute. Es war etwas an ihr, zu dem die Heimatlosen „Mutter" sagen konnten, und den Halt der Familie spürten sie auch hier in der neuen Freiheit — das war der Zauber der Pension Basse und ihrer Leiterin persönlichstes Verdienst. Sie gab auch möglichst unauffällig den Ton der Sitte an. Sie durfte sich das leisten, denn es war kein enger, altjüngferlicher Ton, über welchen diese vom Leben geprüfte Frau verfügte — Freiheit des Herzens, echte Erhebung über

tyrannische Konvention ließ sie gelten, wo sie sich zeigte, und überdachte redlich, was zur Geltung kommen wollte; denn sie wußte, daß die Jüngerinnen der Künste und Wissenschaften, wenn sie das Elternhaus verlassen hatten, um zu lernen, keine Binde vor den Augen brauchten, sondern den klaren Blick in die Tiefe der Dinge. Freilich, die „Strippe", wie Frau Basse sich ausdrückte, brauchten sie alle — dafür hatten sie das heiße, unerfahrene Blut; aber wenn sie sich nur immer bewußt blieben, was sie ihrem künstlerischen Streben schuldig waren, dann blieben sie auch der Moral nichts schuldig. Überhaupt: sich selbst bewahren, Menschen sein unter Menschen, mit freiem Kopf, Kulturarbeiter — so hatte sie das junge Volk am liebsten. Deshalb hielt sie auch das männliche Geschlecht durchaus nicht ihrem Hause fern. Im Gegenteil. Was sie für gut befunden und eingelassen hatte, sie, die als Petrus am Tore stand, das konnte auch bleiben und sich erproben. Wo es über die Stränge schlagen wollte, da war sie bei der Hand. Und so sah Mutter Basse mit naiver Freude Helmut Baumbach in ihr Haus kommen, wenn er auch ganz offenbar in Hertha Lisko verliebt war, und Ferdinand Friedrichowicz, den hübschen, blonden Schwärmer, duldete sie gern, wenn sie auch herausfühlte, daß eine tiefere Einigkeit zwischen ihm und Fanny Demelius bestand, als die anderen alle zu merken schienen. Auch sonst gingen junge Leute ein und aus, und alle waren sie frische, ehrbare Persönlichkeiten. Es geschah nichts, was Frau Basse in ihren Berichten an die Angehörigen hätte verschweigen müssen. Und sie verschwieg auch nur, was jene nach ihrer Meinung nicht zu wissen brauchten.

An der Ecke der Bülowstraße verließen die drei Damen die Straßenbahn. Ganz nahe an der Potsdamer Straße, dem Nollendorfplatz zu auf der linken Seite, war ihre Wohnung. Sie stiegen, nun wirklich ermüdet und schwer an ihren Paketen schleppend, die vier Treppen hinauf, die eigentlich nur drei waren, wie Frau Basse den jungen Mädchen zu suggerieren pflegte — dann betraten sie das festlich erleuchtete Pensionat. Im „Saal", dem gemeinschaftlichen Speisezimmer, das jetzt für die Bescherung hergerichtet war, trafen sie Herrn Basse in voller Tätigkeit. Der graugelockte Mann mit der kühnen Adlernase und den gutmütigen, kleinen Äuglein stand auf der obersten Sprosse einer Leiter, welche Marie, das Hausmädchen, mit ängstlicher Miene festhielt. Er war damit beschäftigt, die sogenannte Christbaumspitze, eine silberne Glashülse mit einem Kranze von bunten Kugeln herum, auf die Gipfelknospe des Baumes zu stecken.

„Nicht erschrecken, Kinder," flüsterte Frau Basse, die kichernden Mädchen zurückhaltend, „sonst gibt es ein Malheur, und dann haben wir traurige Weihnachten."

„Bist du da, Minchen?" fragte jetzt Herr Basse mit seiner immer katharralischen, aber freundlichen Stimme, ohne sich umzudrehen, und kletterte mit behender Vorsicht die Leiter hinunter. „Ach, und die schönen Kinder auch? Guten Abend, meine Damen! Was kriege ich denn geschenkt?" Er gab, unten angelangt, Fanny und Hertha, sich artig verneigend, die Hände.

„Abwarten!“ rief Hertha . . . „Kinder müssen abwarten, werden in die dunkle Stube gesperrt. Aber fein sieht der Baum aus! Wirklich wunderbar!“

„Ja, prächtig, Herr Basse!“ rief Fanny, in die Hände klatschend, und sah mit ihrer zierlichen Gestalt und dem dunklen Lockenkopfe nun wirklich wie ein kleines Mädchen aus, das staunend den Weihnachtsbaum bewunderte.

„Da möchte ich gleich was naschen,“ sagte Hertha und näherte sich verstohlen einer Cakeskette.

„Halt!“ rief Frau Basse. „Das gibt es nicht! Jetzt 'raus! Gebt die Pakete her; ich weiß Bescheid mit allem.“

„Au!“ rief Hertha weinerlich. „Mutter haut! Au! Mutter is böse! Au! Aua!“ Damit lief sie davon, und Fanny folgte ihr, indem sie sich um ihre Taille hängte und sich von Hertha schleppen ließ, bis beide jauchzend und lärmend durch den Korridor in das Nebenzimmer gelangten, wo die Pensionärinnen und die Freunde des Hauses sich zu versammeln hatten.

„Das ist 'ne fidele Bande!“ sagte Frau Basse zu ihrem Manne, indem sie die Geschenke auf dem weiß gedeckten Eßtisch ordnete. „Was hast du denn, Lippchen? Bist du verstimmt?“

Herr Philipp Basse, der wirklich eine bedrückte Miene machte, wollte ihrer Frage erst ausweichen, mußte ihr dann aber doch die Enttäuschung beichten, die ihm diesmal das Weihnachtsgeschäft bereitet hätte. Daß er sein Steckenpferd, die modernste Literatur, auch um die Festzeit in den Vordergrund rückte, hätte sich bitter gerächt. Die Leute kauften wie immer Dahn und Julius Wolff — für Liliencron und Richard Dehmel wären sie nicht zu haben.

„Wenn schon!“ rief Frau Basse und schlug ihm auf die Schulter. „Darum wollen wir uns jetzt keine grauen Haare wachsen lassen!“

„Nein,“ erwiderte der Gatte seufzend; „die haben wir auch so schon genug.“

„So ist es. Aber nun rasch. Die Kinder warten.“ Damit wandten sie sich mit Feuereifer wieder dem Gabentische zu und freuten sich so ehrlich an allem, als ob es nicht für fremder Leute Kinder so liebevoll geordnet dagelegen hätte.

Inzwischen hatten Fanny und Hertha im Nebenzimmer den jungen Fabrikbesitzer Hermann Arndt in höflicher Konversation mit Hanna Rossitz und Sascha Lussin angetroffen. Hermann Arndt war der Sohn einer reichen Berliner Familie, die mit Herthas Eltern in Frankfurt am Main durch Geschäftsverbindungen bekannt war. Hertha verkehrte, nach Berlin gekommen, bei Arndts, und auf diese Weise war Hermann in die Pension Basse gekommen. Er kam sogar sehr häufig, denn er war ein guter Dilettant des Geigenspiels und hatte außerdem die angenehme Eigenschaft der reichen, jungen Leute aus alten Häusern, daß sein Reichtum niemals auffällig wurde, sondern ihn im Gegenteil den Eindruck sicherer Zurückhaltung und freundlicher Bescheidenheit machen ließ. Sein trockener, etwas dickfelliger Humor und seine Gutmütigkeit kamen dazu, um ihn gesellschaftlich und gerade in dieser künstlerischen Vereinigung sehr beliebt zu machen. Er befand sich viel auf geschäftlichen Reisen; doch jetzt, über Weihnachten, war er wieder einmal in Berlin, während seine

Eltern an der Riviera weilten; deshalb war er natürlich sofort bereit, den heiligen Abend bei Basses und ihren Hausgenossen zu verbringen.

Die beiden jungen Damen, mit denen er sich unterhielt, boten ihm einen recht verschiedenen Anblick. Als wohlerzogener junger Mann aber wußte er seine Aufmerksamkeit im Gespräche gleichmäßig zu verteilen. Hanna Rossitz, die Frauenrechtlerin, geistig wohl die bedeutendste Erscheinung in der Pension Basse, war körperlich arg entstellt, denn die linke Hälfte ihres Gesichtes war von einem großen Feuermal bedeckt, und wenn sie dem Beschauer nach ihrer europäisch weißen Ansicht, wie sie sagte, auch die indianisch rote zuwandte, so pflegte sie Schrecken zu erregen, das wußte sie und trug deshalb im Gespräche ihre klugen Augen immer mit halb spöttischer und halb schmerzlicher Resignation gesenkt. Sie machte einen in Häßlichkeit verschüchterten Eindruck — dennoch ließen die nie geküßten, blühenden Lippen, das volle, dunkle Haar und der jugendlich elastische Körper vermuten, daß sie schön sein konnte, wenn das Glück über sie kam. Aber sie glaubte nicht an Glück — das war ihr Schicksal.

Die andere Dame, Sascha Lussin, war dagegen ein bevorzugtes Kind der Natur. Hübsch und glutäugig, eine russische Jüdin, zart, pikant, mit starkem, rötlichem Haar und sinnlichem Munde. Sie stammte aus Charkow und studierte in Berlin Philosophie und Nationalökonomie, wie Hanna Rossitz, doch war das Studium der letzteren schon zehnmal weiter gediehen, als das des hübschen, kleinen Faultiers, und Hanna nahm schon eine angesehene Stellung unter den literarischen Führerinnen der Frauenbewegung ein.

„Kinder!" rief Hertha, nachdem sie mit Fanny ins Zimmer getollt war, und warf sich in einen Schaukelstuhl. „Ich glaube, das wird heut ein himmlisches Weihnachten!"

„Himmel hat ja auch mit Weihnacht zu tun," meinte Sascha lächelnd in ihrem netten Russisch-Deutsch.

„Wer kommt denn eigentlich alles? Ich bin ja riesig gespannt, meine Damen!" fragte Hermann Arndt, sich ein bißchen aus dem Sessel vorneigend.

„Sie und gespannt!" rief Hertha, sich schaukelnd. „Das sagen Sie so wie ‚heute is schön Wetter!' oder ‚Kellner, noch 'n Jlas Bier!' Sie sind doch so blasiert, Herr Arndt." —

„Soll ich vielleicht 'rausgehen, Fräulein, damit Sie ungestört auf mich schimpfen können?"

„Nein! Artig sein! Hier geblieben! Also, es kommen heute abend: Erstens: Helmut Baumbach, der Kentaur aus der Poststraße — zweitens, äh: Ferdinand Friedrichowicz, der Klopstock aus der Poetenstraße, wollte sagen der Poete aus der Klopstockstraße —"

„Aber Hertha, sei doch nicht so ungezogen!" rief Fanny errötend und ärgerlich.

„Ferner äh — drittens äh" — und dabei wippte Hertha im Schaukelstuhl, die Füßchen in den kleinen Lackschuhen emporhebend, „na, Sie werden ja sehen. Da klingelt es eben! Das werden sie sein."

Als sich die Tür öffnete, erschien aber noch keiner von den beiden Erwähnten, sondern Dr. Adolf Meißner, ein Freund des Hauses Basse, der

überall, wohin er kam, ein gewisses Aufsehen erregte, denn er war ein sehr bekannter Kritiker. Dr. Meißner war sich übrigens der Wirkung, die sein Erscheinen ausübte, bewußt und pflegte insgeheim sein Mienenspiel je nach der Umgebung, die er betrat, zu formulieren. Er war ein hochgewachsener Mann in den Vierzigen, sein schmales, feines Haupt zeigte den versöhnlichen Gegensatz von Vollbart und Glatze, und der schöne Pelz, den er anhatte, war noch ganz mit frischen Schneeflocken bedeckt. Er klopfte eintretend an die Tür und fragte, sich etwas verneigend: „Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, ich bin der Weihnachtsmann! Ist es erlaubt?" Als er dann die Wirkung seiner Worte in einem fröhlichen Gelächter gehört hatte, zog er sich befriedigt auf den Korridor zurück, legte den Pelz ab und betrat nun bald darauf in tadellosem Gesellschaftsanzug das Zimmer.

Ihm folgten zwei ungewöhnlich schöne Mädchen, beide schlank und durchaus künstlerisch, mit griechischer Frisur und in weißen, mattseidenen Hängern. Sie mochten beide schon gegen dreißig Jahre sein, doch lag noch die jugendlichste und ganz unbewußte Anmut in den Bewegungen ihrer hohen Gestalten. Dabei war in den feinen Griechenzügen der Schwarzen und in den weichen, etwas breiten der Blonden wenig, was dem Mann entgegenkam. Sie sahen wie verträumte Kinder in die Welt, sie waren unzertrennlich, wohnten in demselben Zimmer und kamen immer miteinander, auch jetzt wieder Hand in Hand, so daß sie in der Pension den Spitznamen „Inséparables" führten. Die dunkle Miß Willis aus Kanada und das blonde Fräulein Torneelen aus Rotterdam waren Malerinnen, treuherzig-gütige Wesen gegen jedermann.

Helmut und Ferdinand hatten sich unten auf der Straße getroffen und traten nun gleichzeitig ein, nachdem sie ihre Geschenke auf dem Korridor der eifrig flüsternden Frau Basse gegeben. Ferdinand ging sogleich zu Fanny Demelius, und da die anderen eben mit der Begrüßung beschäftigt waren und sie unbeachtet ließen, fragte ihn Fanny leise, mit heimlicher Zärtlichkeit zu ihm aufblickend:

„Nun? Liebling? Wie bist du losgekommen?"

„Ganz gut . . . Sie wußten's ja."

„Aber du bist so blaß und aufgeregt — was hast du?"

„Du kannst dir doch denken, Fanny — meine Eltern — nie empfindet man den Naturtrieb so stark wie am Weihnachtsabend. Es hat mich sehr erschüttert. Aber ich wollte gehen — — und da ging ich."

„Die armen Leute," flüsterte Fanny.

„Es ist ja nicht so schlimm. Ich habe ja die Bescherung noch mitgemacht. Und sie wissen ja auch nicht, warum ich hier bin. Sie denken, Baumbach zuliebe."

„Armer Junge! Mußt immer lügen — meinetwegen. Ich dank dir jedenfalls von Herzen, daß du mir das Opfer bringst."

„Ich bitte dich, Fanny."

Sie mußten sich trennen, denn Helmut war eben heranstolziert und sagte, Fanny die Hand schüttelnd, mit leuchtenden Augen:

„Ist das nun nicht herrlich, Kinder? Diese weisen, welterfahrenen Leute, Männlein und Weiblein, sitzen hier in der dunklen Stube beisammen und lauern wie die kleinen Kinder, daß nebenan das Himmelreich sich öffnet! Vater Basse als liebes Gottchen! Ach, wir können doch so dankbar sein! Ich möchte diese Menschen, Mann und Frau, am liebsten umarmen und küssen!"

„Ja, ich auch," erwiderte Fanny mit dankbarem Blick, denn sie liebte Helmuts stürmische Jünglingsweise. „Sie sind so rührend gut zu uns, nicht wahr? Ich glaube kaum, daß ich jemals im Leben wieder solche Menschen finden werde. Wie Vater und Mutter sind sie, wahrhaftig."

„Ich freue mich schon darauf, wenn sie das Bild sehen," flüsterte Helmut. „Überhaupt — ich freue mich heute auf verschiedenes!" Dabei bekam er einen heftigen Hustenanfall, den er nicht mehr unterdrücken konnte, und besorgt sah Fanny auf den krampfhaft geschüttelten, schwächlichen Körper. Aber Helmut lachte und stotterte im Husten: „Der verdammte — Diabolus — da im rechten Lungenflügel — läßt mich wieder nicht — sagen — worauf ich mich — freue! Donnerwetter noch mal . . ."

Er sah jetzt Hertha auf sich zukommen und zwang nun wirklich mit furchtbarer Anstrengung den Hustenanfall nieder.

„Na, Sie armer Bellermann?" sagte jene. „Wissen Sie was? Sie sollten sich lieber zu Bett legen."

„Was!" fuhr Helmut auf. „Ich bitte Sie! Fräulein Hertha! Nein — so dürfen Sie mich nicht kränken —"

Er wurde aber unterbrochen, denn eben war Hermann Arndt an die verschlossene Tür des Bescherungszimmers getreten und rief nun, mit den Fingern rhythmisch dagegenklopfend:

„Papa! Mama! Wir wollen was geschenkt! Wir halten's nicht mehr aus! Papa! Mama!"

Alle lachten, und aus dem Nebenzimmer hörte man Vater Basses Stimme rufen: „Jawohl, sofort, Kinder! Ach, Sie sind's, Herr Arndt! Guten Abend! Sind denn schon alle da?"

„Ja, alle! Alle!" erscholl es im Chorus.

„Also denn los. Wir fangen an. Ich bitte, meine Herrschaften." Darauf öffnete Herr Basse mit gerührter Miene die Tür, und die strahlende Kerzenpracht des Weihnachtsbaumes über dem Gabentisch, die nun sichtbar wurde, ließ die erwachsenen Menschen wirklich nach Kinderweise einen Augenblick befangen an der Schwelle stehen bleiben. Dann aber faßten sie sich und fanden den rechten Ton, über die Rührung jedes einzelnen, der insgeheim an die Heimat dachte, mit echter oder geheuchelter Überraschung hinwegzukommen. Sie drängten sich alle um den Gabentisch, und ein lustiges Durcheinander entstand, als die allgemeine Bescherung vorgenommen wurde, und durch die bunten Wechselbeziehungen der Versammlung Schenker und Beschenkte natürlich oft verwechselt wurden. Die Gaben der Pensionäre und Hausfreunde bestanden meist aus Kleinigkeiten, beziehungsvollen Scherzen ohne wesentlichen Wert. Zu einem besonderen Freudenausbruch kam es aber, als Fanny und Hertha im Namen aller den Pensionseltern das gemeinsame Bild des ganzen Freundes-

kreises in schönem Rahmen überreichten. Frau Basse bekam das Weinen, was jährlich wohl nur einmal vorkam, und es fehlte nicht viel, so hätte auch ihr Gatte damit begonnen, denn sein rotes Schnupftuch näherte sich schon bedenklich den feuchten Augen, aber Hertha fuhr im letzten Moment noch Walzer tanzend mit ihm im Kreise herum, so daß er wieder heiter wurde und seine langen Rockschöße wie Fähnlein in die Luft flogen. Aber ein schönes Geschenk und liebes Andenken war das Bild, und man konnte die Bewegtheit der Pensionseltern wohl verstehen. Wie frisch die jungen Köpfe da alle nebeneinanderstanden, die tiefste Gewähr für gegenwärtiges Glück und künftiges Vollbringen. „Einen Ehrenplatz soll es haben!" rief Herr Basse begeistert. „Und hier im Saale wollen wir es immer vor uns sehen, über dem Sofa, wo die Bilder unserer seligen Eltern hängen!" Seine Frau, die eigentlich nicht gern die intimsten Anordnungen, die nun einmal getroffen waren, plötzlich abändern sah, widersprach ihm heute nicht, sondern beschloß im stillen, eine ruhigere Zeit für dergleichen kühne Entschlüsse abzuwarten.

Da hörte man plötzlich Hertha halb ärgerlich, halb lachend rufen: „Aber wem ist denn da eingefallen, mir eine Puppe zu schenken? Na so was! Soll die etwa für mich sein?"

„Auf Dero hocheigenen Wunsch, den ich mit Begeisterung erfüllt habe," sagte Helmut, sich verneigend, und sah sie in gutmütiger Schelmerei an. „Betrachten Sie das Kunstwerk näher, Fräulein Hertha. Es kann noch mehr, als Sie denken. Es ist eine Sennerin, die Juhu schreit, wenn man sie, mit Respekt zu sagen, auf den Bauch drückt."

Die anderen lachten, ohne den Zusammenhang zu verstehen, Hertha aber legte empfindlich lächelnd die Puppe, welche mit ihren starren Glasaugen und hölzernen Ärmchen sehnsüchtig nach ihr zu langen schien, auf den Tisch zurück und sagte, sich von Helmut abwendend: „Das ist hier was für Ihre kleine Nichte, Mutter Basse — die müssen Sie ihr morgen aufbauen."

„Aber Fräulein Hertha!" stammelte Helmut, noch lachend, aber doch erschrocken. „Ein Scherz — und Sie sagten ja selber —"

„Na ja, ich sagte so!" erwiderte Hertha, in ihrer trotzigen Weise die Oberlippe aufwerfend, so daß ihre weißen Zähnchen hervorschimmerten. „Auf der Straße! In irgend einer Laune! Aber jetzt ist heilig Abend! Spaß beiseite! Sie nehmen mir's ja nicht übel, Baumbach!" Sie wollte leicht und liebenswürdig bleiben, doch gegen ihren Willen hatte ihr Ton etwas Gekränktes, beinahe Feindliches bekommen. Fanny, welche eine Lähmung der allgemeinen Stimmung befürchtete, trat rasch herzu und legte die weichen Arme um die Taille ihrer Freundin.

„Hertha," sagte sie mit vorwurfsvollem Lächeln, „alter Schafskopf, habe doch 'n bißchen Humor! Schenk mir die Puppe, wenn du sie nicht haben willst! Ich kriege im Leben schon noch Verwendung dafür!"

Die letzten Worte gaben das Signal zum allgemeinen, erlösenden Gelächter. Fannys unbedachte, grundehrliche Art, in der sie so zuversichtlich von „Verwendung" sprach, als ob sie schon ihre künftigen, mit Puppen spielenden Töchter vor sich sähe, kam allen ungeheuer komisch vor, und die Stimmung

flutete wieder lustig ineinander. Jetzt zog Fanny ihre Freundin zum Klavier und begleitete sie bei den Weihnachtsliedern von Cornelius, deren Vortrag sich das Ehepaar Basse, von Dr. Meißner schwärmerisch unterstützt, erbeten hatte. Hertha fand im Singen ihre Haltung wieder, und ergreifend sang die schöne, etwas dunkle Stimme, die zu ihrer jugendlichen Erscheinung reizvoll kontrastierte, die dem heutigen Abend geweihten Lieder. Und Fanny spielte selten so groß und ruhig, wie wenn sie Hertha begleitete. Denn sie verschwand am liebsten hinter der Sache, an die sie sich hingab.

Als Hertha aufgehört hatte und, dem Beifall der Hörer mit lustigen Handbewegungen entfliehend, die gegenüberliegende Ecke des Saales aufsuchte, fand sie dort Helmut ganz allein, mit geschlossenen Augen, den Kopf in die Hand gestützt und tief bekümmert auf einem Sessel sitzend. Sie klopfte ihm plötzlich auf die Schulter, er fuhr empor und sagte dann, indem er sie bittend, wie ein verschämter Junge, ansah, mit leiser, bebender Stimme: „Fräulein Hertha — Sie müssen mir verzeihen . . ."

„Verzeihen!" rief sie. „Sie sind doch ein schrecklicher Mensch, lieber Baumbach! Wie kann man nur alles so fürchterlich schwer nehmen! Ich denke schon in der nächsten Minute nicht mehr dran, was ich eben gesagt habe!"

„Wirklich? — Aber ich fürchte doch eine zarte Stelle in Ihrer Gefühlswelt mit meiner Dummheit verletzt zu haben — vielleicht eine schöne, stille Erinnerung, die Sie heute feiern."

„Gar nicht," sagte Hertha, der es doch schmeichelte, ihn so von ihrer Laune bewegt zu sehen. „Absolut nicht. Das kommt halt so, man weiß nicht, wie. Bald freut man sich über 'ne Kinderei, bald wirft man sie beiseite. Das ist doch nicht der Rede wert. Wenn ich Ihnen ganz offen sagen soll, was mich vorhin ein biß'l gekränkt hat —" Sie stockte, denn sie überlegte, was denn das Kränkende gewesen wäre.

„Bitte!" rief Helmut herzlich. „Sagen Sie mir alles! Sie dürfen mich auch durchhauen!"

„Das tue ich nicht, das könnte Ihnen passen!"

„Wie?"

„Ich meine — Sie hätten sich heute endlich mal an Ihre Photographie erinnern sollen, statt mir solche dumme Spielerei zu bringen. Sie haben mir's versprochen — das wissen Sie wohl gar nicht mehr?"

„So eingebildet bin ich eben nicht."

„Also ich bestehe darauf."

„Sie haben ja mein Buch, Fräulein Hertha —"

„Nein, Ihr Bild will ich haben."

„Zankt ihr euch schon wieder? Menschenkinder!" Fanny war eben zu ihnen hingelaufen.

„Nein, Fannele, wir sind versöhnt. Was machen denn die da?"

Hertha wandte sich zu Ferdinand Friedrichowicz, der mit heiligem Eifer eben den Straßenkäfer, welchen Helmut ihm geschenkt hatte, vor der Gesellschaft produzierte. Das rasselnde Ding lief flügelschlagend nach den verschiedensten Richtungen auf dem Parkettboden umher, und Sascha Lussin zog

schreiend die Füße vor ihm zurück, während die beiden Malerinnen fröhlich in die Hände klatschten, und Fräulein Rossitz so ernsthaft zusah, als erblickte sie in dem kleinen Ungeheuer das Perpetuum mobile. Helmut meinte befriedigt, indem er Ferdinand mit väterlicher Würde auf die Schulter klopfte: „Sehen Sie, Fräulein Hertha, der versteht mich. Dieser Dichter weiß die naive Urkraft zu würdigen. Und ich glaube bestimmt, daß das mechanische Summen der bescheidenen Fliege später 'mal das Hauptmotiv in einem der kosmischen, nicht komischen, Dramen von Ferdinand Friedrichowicz bedeuten wird."

Ferdinand erwiderte, indem er kindlich verspielt die abgelaufene Fliege von neuem aufzog, daß er sich das sehr schön denken könnte. Dann forderte Frau Basse mit aufgeregtem Brillenblitzen die Gäste zum Abendbrot, und wohlgelaunt nahmen alle an einer dem Weihnachtsbaume gegenüber hergerichteten Tafel Platz. Das etwas festlich aufgeputzte Essen wanderte umher — zunächst eine Fischmayonnaise, von der sich jeder in zartfühlender Gleichgültigkeit nur ein kleines Häufchen auf den Teller packte, da Fanny, zur Rechten der Hausfrau sitzend, die leise Parole ausgegeben hatte, sie würde vielleicht nicht reichen. Später aber, beim zweiten Rundgang, als die Situation geklärt war, verschwand der ohnehin zerstörte Bau in energischen Würfen, und namentlich Friedrichowicz tat sich jetzt hervor, die beiden schönen Malerinnen aber, zwischen denen er saß, nicht minder. Diese beim Essen zu beobachten, war überhaupt erheiternd. Sie boten das anmutige Bild von jungen Raubtieren, so rasch und natürlich bewegten sie sich, mit hellen Augen lachend und mit weißen Zähnen beißend, und nicht ein Schatten von Unschönheit kam dabei in die Bewegungen ihrer schlanken Körper, wenn sie auch gelegentlich die Ellenbogen auf den Tisch stützten und im Kauen Antwort gaben. Sie waren mit dem dunkelroten Wein verwandt, der vor ihnen in Kristallbechern glühte — das tiefste Herz durchströmten sie und waren doch nur frommer Christengenuß, ein schönes Bild für junge wie für alte Leute. Fanny, ihnen gegenüber, sah naiv bewundernd, wie schön sie heute waren, und flüsterte Hertha, die zu ihrer Rechten neben Helmut saß, ihre Beobachtung zu. Doch Hertha nahm sie nur mit gleichgültigem Lächeln auf und blieb bei ihrem träumerischen Spiel mit einem langen, grünseidenen Bande, das von einem Weihnachtsgeschenke, einem Konfekt- oder Parfümkästchen, herrühren mochte. Sie zog es immer von neuem langsam durch die schlanken Finger, und die lichtgrüne Farbe hob sich von dem schimmernden Weiß ihrer Hand ab, wie ein kleines Bächlein über eine sonnige Ebene gleitet. Es lag in Herthas Natur, in einer Gesellschaft schnell herauszufühlen, wie jede Frau ihre Vorzüge, bewußt oder unbewußt, zur Geltung brachte. Und da sie von sich selber sehr gut wußte, daß müde Sehnsucht ihren silbergrauen Augen und den kleinen, etwas bleichen Zügen ein überirdisches Wesen, den Märchenschimmer einer Nixe gab, so saß sie auch heute wieder so da und hatte für fremde Reize nicht viel übrig. Fanny aber dachte sich: „Sie ist 'mal wieder auf einer ihrer großen Traumreisen und sieht nicht, wo wir sind, sondern nur, wohin wir verlangen." Und wie ein gutes Kind, das, ohne anzuklopfen, ein Zimmer betreten hat und die Eltern dort in ernstem Gespräche angetroffen,

sich lautlos scheu zurückzieht, so wandte sich Fanny jetzt von Hertha ab und sah, ihr Glas emporhebend, mit langem Liebesblick, der ihren dunklen Mädchenaugen etwas unendlich Rührendes gab, zu Ferdinand hinüber. Der trank ihr zu und nickte nur mit leiser Melancholie, als wollte er sagen: „Ja, ja — wenn die Liebe nicht wäre!"

Meißner saß zur Rechten Herthas und neben Hanna Rossitz. Er unterhielt sich, Essen und Gespräch geschickt vereinend, lebhaft mit ihr, war aber immer bemüht, nur in ihre gescheiten Augen zu blicken, denn sie wandte ihm die zerstörte Seite ihres Antlitzes zu. Hermann Arndt saß den beiden ziemlich einsilbig gegenüber und brachte nur von Zeit zu Zeit seine Tischdame Sascha Lussin durch eine trockene Zwischenbemerkung zum Lachen. Im übrigen schweiften seine gemütlichen Augen hinter dem Zwicker wohlgefällig zu Hertha Lisko hinüber. Das Ehepaar Basse dagegen, als Präsidenten der Tafel, blieb in lebhafter Tätigkeit, und selten saß 'mal einer von ihnen ruhig essend auf seinem Platze. Die Frau beobachtete mit stiller Wollust über so viele appetitkräftige junge Leute, ob auch alle wohlversehen waren, und ihr Gatte machte den Mundschenk, indem er mit der riesigen Chiantiflasche, die Arndt ihm zu Weihnachten gestiftet, umherging und eifrig zuredend die Gläser füllte.

Helmut Baumbach aber, seinem sonstigen Wesen widersprechend ernst und schweigsam, machte allmählich den Eindruck, als ob er sich auf eine Rede vorbereitete. Er trug ein unbestimmtes Leuchten in Augen und Lippen, und deutlich zeigte die klare Wölbung seiner Stirn, wie lebhaft die bunte Gedankenwerkstatt dahinter arbeitete. Dabei kräuselten sich seine Lippen, als formten sie schon die Worte, die zum Vorschein kommen sollten. Jetzt machte Ferdinand die anderen heimlich auf ihn aufmerksam, und sofort fuhr Hertha, ihn lustig von der Seite anguckend, mit den Worten heraus: „Na, Bachbaum? Er will wohl 'ne Rede halten?!"

Helmut zuckte zusammen, errötete tief und sagte dann mit stillem Lächeln: „Ja, wenn es nicht zu bösartig ist, meine Herrschaften?"

„Nein! Nein, nein!" rief alles durcheinander. „Reden! Bravo, Baumbach! Reden!"

„Aber Kinder — wartet doch wenigstens, bis der Karpfen zum zweitenmal gereicht ist!" rief Mutter Basse bekümmert.

„Bitte, bitte, Mamachen. Es dauert nicht lange," sagte Helmut und wandte sich mit gefalteten Händen zu ihr.

„Bitte, bitte, Mamachen!" Alle erhoben sich und machten ihm nach. Jetzt stieg allmählich die Fidelitas. Helmut erbat sich Ruhe und begann nun, sein feines Lächeln beibehaltend: „Wirklich — ich mache es kurz, liebe Freunde. Und im voraus muß ich bemerken, daß die Rede, die ich halten will, eine besondere Form hat."

„Verse?" rief Hertha entsetzt.

„Nein, das nicht. Das wäre doch keine besondere Form, Fräulein Hertha. Nein, nein. Gewöhnlich pflegen die Redner doch mit einem Thema, mit einer sogenannten Idee zu beginnen, die dann im Verlaufe ausgeführt wird und zu einem dreifachen Hoch auf eine Persönlichkeit als Schlußpunkt überleitet. Das ist bei mir natürlich anders."

„Natürlich!“ rief Frau Basse.

„Ich fange nämlich mit den Hochrufen an! Dann komme ich zu den Persönlichkeiten, denen sie gelten — und entwickele darauf das Thema oder die Idee, welche ich aber erst zum Schlusse meiner Rede nenne.“

„Großartig!“ rief Ferdinand. „Ganz was Neues!“ — „Das kann ja nett werden!“ rief Fanny. Und alle richteten nun gespannt und belustigt den Blick auf Helmuts magere Dichtermiene, die mit ihren leuchtenden Augen und den hochgesträubten Haaren doch etwas hatte, was über die momentane Lust hinaus in eine höhere und ernstere Region der Seele wies und alle verstummen machte. Er nahm mit plötzlichem Griff sein Glas und schwang es kühn empor; dabei rief er mit stärkerer Stimme, als man jemals an ihm gekannt hatte: „Hoch!!! Und zum zweitenmal hoch!!! Und zum drittenmal hoch!!!“ — Als die anderen sich noch immer nicht in die neue Form der Rede gefunden hatten und stumm blieben, da riß er sie förmlich mit seinem Blick vom Stuhle empor, so daß ein viertes Hoch in gemeinsamer Begeisterung erklang. Dann kugelten sich alle vor Lachen. Helmut aber blieb ernst und ruhig, und als der Lärm sich etwas gelegt hatte, sprach er ohne Übergang weiter.

„— So rufen wir aus übervollem Herzen unsern lieben, verehrten Gastgebern und Pensionseltern zu. Herr und Frau Basse. Ja, sie sollen hochleben, denn sie können hochleben. Das ist es, liebe Freunde. Dadurch sind sie uns vorbildlich, und wie viel bürgerlichen Menschen werden wir künftig begegnen, die so hochlebend sind, wie sie? Die Schwere des Daseins kennen sie ganz gewiß. Und mehr vielleicht als wir alle. Aber heiteren Herzens haben sie sich durchgerungen. Heiteren Herzens lieben sie das Leben und die Schönheit und die Jugend, die sie unermüdlich zu sich heranziehen. Wir Heimatlosen am Weihnachtsabend — wie fühlen wir uns hier daheim! Und nichts wird uns geboten, was mehr als unsere kindlichen Kräfte beeinflussen will. Ein bißchen Vater- und Mutterliebe — das ist alles. Und das befruchtet nach meinem Gefühl den jungen Künstlermenschen tiefer als der bewundertste Meister. Wenn er das entbehren muß, dann bleibt sein Werk nur Sehnsucht; niemals wird es Dank! Wir danken unsern Pflegeeltern! Kommt, liebe Freunde, — laßt uns mit unsern Gläsern ihnen danken!“

Damit ging Helmut, dem Tränen in den Augen standen, erst zu Frau Basse und dann zu ihrem Gatten, um mit beiden anzustoßen. Sein Beispiel wurde begeistert nachgeahmt, die Mädchen küßten die „Mama“, die jungen Männer drückten dem „Papa“ die Hand. Der letztere aber, dem helle Tropfen die Adlernase entlang liefen, stand auf und rief, der protestierenden Gattin heftig abwinkend, mit zitternder Stimme: „Ich will ja gar keine Gegenrede halten! Fällt mir ja gar nicht ein! Das verdient ja der schöne Toast unseres Freundes nicht! Ich will nur sagen: Es lebe die Jugend! Hoch! Wilhelmine! Hoch!! Die Jugend lebe hoch!!“ Er überströmte, nach allen Seiten hin winkend, und taumelte fast vor Rührung. Seine Frau aber ging zu Hanna Rossitz, die zaghaft auf ihrem Platz geblieben war, küßte ihr beide Wangen, und flüsterte dann lachend: „Famos. Was, Hanna? Das haben wir dem verrückten Baumbach doch nicht zugetraut.“

Helmut kehrte nun auf seinen Platz zurück, erbat sich Ruhe und fuhr, mit nachdenklicher Miene ein Salzfaß betrachtend, in seiner Rede fort:

„Wir sind uns, glaube ich, alle mehr oder minder darüber klar, liebe Freunde, daß des Künstlers Bestimmung Einsamkeit ist und die Ruhelosigkeit inmitten der Flucht der Erscheinungen. Nietzsche sagt: ‚Jede Seele ist eine Welt, und jede Seele ist für jede andere Seele eine Hinterwelt.‘ Und Hölderlin ruft: ‚Uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn.‘ Trotzdem, liebe Freunde — ich glaube, wir hier fühlen an unserem Tische eine innerste Gemeinschaft der Bestrebungen, wir fühlen hier die Möglichkeit einer Insel mitten im Meer, dem Schicksal zum Trotz eine Stätte, wo wir landen und ausruhen können. Ich möchte aber nicht mißverstanden werden. Kein müder Hafen soll uns hier erwarten, der uns von weiteren Seefahrten abschreckt, nein — wie ein Leuchtturm, der den einsam ringenden Geist mit seinem mütterlichen Lichte tröstet, wenn er sein Schifflein durch das tosende Meer der Widersacher führt, so soll es sein hier oben in der Pension Basse! Man übernachtet hier — das heißt, pardon, man ruht sich aus — und am nächsten Morgen, da sticht man fröhlich wieder in See! Denn wir sind jung! — Ich glaube doch, wir sind noch Leute, denen das Herz zusammenzuckt bei dem Gedanken, daß wir jung sind!“

„Ja!“ rief Ferdinand Friedrichowicz und trank dem Redner mit begeisterten Augen zu.

„Es ist eine große Zeit, in der wir leben,“ fuhr Helmut mit zitternder Stimme, der er kaum noch die ersehnte Kraft geben konnte, fort. „Und wir sind ihre Pioniere. Wenn wir auch nicht wissen, ob wir ihre Vollbringer sind — wir können ihre Propheten sein — das wissen wir. Bei unsern lieben Pflegeeltern haben sich durch eine glückliche Fügung die Jünger fast aller Künste zusammengefunden. Und auch die Wissenschaften sind nicht ferngeblieben. Männer und Frauen — alle hüten wir — das kann ich wohl sagen, dieselbe, reine Flamme. Alle dienen wir der Sache und wollen durch die Sache allein Persönlichkeiten werden. Draußen, außerhalb des heiligen Hains, in dem wir leben, lauert tausendfach die Versuchung — das wissen wir, denn wie viel ehrliche Ringer haben wir ihr nicht schon verfallen sehen! In uns aber soll und darf sie nicht Macht gewinnen — ihr Stachel darf erst gar nicht aufkommen in unserer freien und vornehmen Seele! Denn wir auf unserer Insel stehen ja hoch oben, Freunde! Das bedenkt! Auf einem Felsen mitten im Meere! Nur wer den Weg weiß, kommt zu uns hinauf! Nur wer uns liebt, kommt wieder! Brüder und Schwestern in artibus — ich trinke euch diesen Schoppen!“

Er hustete, trank aber trotzdem mit einem Zuge sein Glas aus und bebte am ganzen Körper. Die jungen Leute eilten zu ihm hin, in jubelnder Lust, die Gläser schwingend, Miß Willis und Agathe Torneelen umarmten einander, Hertha saß, den Kopf in die Hand gestützt, am Tisch und starrte mit ihrem Melusinenblick in Helmuts erregte Züge, während Fanny, wie ein Röslein glühend, Ferdinands Augen suchte. Doch der war zu begeistert, er sprang auf und irrte von einem zum anderen. Hermann Arndt blickte ziemlich hilflos

in die allgemeine Ekstase, und Doktor Meißner schien sich mit nervösem Lächeln seinerseits zu einer Rede zu rüsten. Herr Basse aber machte ein kindlich-tiefsinniges Gesicht, als wollte er alles Gesagte möglichst genau erfassen, während seine Frau vergnügt in alle den jungen Tumult hineinlachte. Am Ofen standen schweigsam Hanna Rossitz und Sascha Lussin — die eine in ernster Rührung, die andere sehr belustigt. Dann kam der Redner allmählich zu seinem Schlußworte.

„Ich möchte noch sagen, wenn es erlaubt ist, worauf ich hinauswollte. Ich möchte verhüten, Freunde, daß das Herrliche, das wir hier gefunden haben und als unser höchstes Gut betrachten, daß uns das jemals verloren geht. Und deshalb möchte ich unserer Gemeinschaft eine Form geben, ein leichtes, schönes Band, das wir alle als Schmuck empfinden und nicht als störende Fessel. Ich suchte nach einem zarten Symbol dafür und habe es, glaube ich, gefunden. Fräulein Hertha — wollen Sie mir das grüne Band da schenken, das Sie den ganzen Abend schon in Händen halten? Bitte, Fräulein Hertha —"

„Das grüne Band? Mit dem ich gespielt habe? . . . Was wollen Sie denn damit, Baumbach?"

„Das will ich jetzt sagen, Freunde . . . In früheren Jahrhunderten, da wurden große, heilige Orden gegründet, nicht wahr? Die Ritter, die sie vereinigten, trugen ein glänzendes Wahrzeichen in Gold auf der Brust. Wir spotten jetzt häufig über die viel zu vielen Orden unserer Ritter. — Über die alten Ordensritter spotten wir nicht. Im Gegenteil, wir wollen ihnen in mancher Hinsicht nachstreben! Auf unserm Schlachtfeld und mit unsern Waffen! Aber große Orden stehen uns schlecht — wir tragen ja Pincenez' und lange Beinkleider! Deshalb soll uns als Wahrzeichen dieses grüne Band genügen, das eine schöne Frau durch ihre Finger gleiten ließ! Wir wollen es in kleine Stückchen schneiden, und jeder hat das Recht, sich solch ein Stückchen ins Knopfloch zu stecken. Es ist das eine Nachahmung des modernen Rittertums, aber nur, um in lustiger Geselligkeit über Formelkram und eitle Nebensächlichkeiten zu lachen — wenn wir allein sind, ein jeder auf seinem einsamen Lebenswege, dann soll uns unser Ordensband an das Glaubensbekenntnis unserer Jugend erinnern, uns daran festhalten, nicht wie schwache Seide, sondern wie starkes, glühendes Gold! Ein freundliches Symbol für ernste und heilige Dinge — das wollte ich Ihnen geben. Und nun möchte ich um eine Schere bitten."

Er bekam sie von Frau Basse, zerschnitt mit ernstem Eifer das Band, das ihm Hertha lachend hingeworfen hatte, und verteilte, am Tisch entlang gehend, die einzelnen Stückchen, dann sagte er, auf seinen Platz zurückgekehrt:

„Kein großer Treueschwur ist nötig. In unserm Bewußtsein hängen wir zusammen, und dies Bewußtsein ist die Voraussetzung unseres Bundes. So lange wir zusammen hoffen können, Freunde, so lange gehören wir zusammen! Das ist der Sinn vom grünen Bande! — Und ich möchte noch einen zweiten idealen Zweck unserer Vereinigung nennen. Es ist der Zweck der Selbsterkenntnis und der Selbstkritik. Wir müssen uns gegenseitig fördern. In

reiner Liebe zur Sache muß freie Meinungsäußerung herrschen. Ist draußen um uns her im Künstlerleben auch Knechtschaft und Schwäche — wir wollen hier drinnen ehrliche Freunde und ehrliche Arbeiter bleiben. Und mit der Kunst wird sich auch unser Leben gestalten. Mann und Weib am Werke — also erkennen sich Mann und Weib! Wir stehen an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts, Freunde! Bald läuten die Glocken 1901! Laßt uns in dieser heiligen Sylvesternacht unsern ersten Bundesabend feiern! Andere Leute schlafen oder torkeln in das neue Jahrhundert hinein — wir wollen darauf bedacht sein, das dunkle Tor zu öffnen, durch welches der neue Mensch hindurchschreitet, um drüben vielleicht den Übermenschen zu gebären! Brüder und Schwestern vom grünen Bande — so wollen wir uns nennen!"

Fanny war aufgesprungen, zum Klavier geeilt und begann nun in plötzlicher Eingebung den ersten Satz der „Eroica" zu spielen. Helmut empfand diese spontane Wirkung seiner Worte mit stolzer Freude und blickte entzückt auf das kleine Mädchen hin, das seine starken Hände hoch emporhob und unfehlbar auf die Tasten niederdonnern ließ. Dann aber suchte er Hertha, und tiefstes Glück durchschauerte ihn, als er sie plötzlich vor sich stehen sah und ihre milde, verschleierte Stimme hörte: „Ich danke Ihnen, Helmut Baumbach . . . Sie haben mir aus der Seele gesprochen."

Wie schön das klang, daß sie „Helmut Baumbach" sagte! Noch niemals hatte ihm sein Name so gefallen. Er senkte den bangenden Blick in ihre großen Augensterne — sie aber wandte sich errötend zu Fanny.

Inzwischen bemühte sich Ferdinand am Tische mit ausgebreiteten Armen und wehenden Haaren zum Wort zu gelangen. Fanny endigte auf seinen heftigen Anruf hin ihr Spiel, und nun entwickelte er seine überraschenden Ideen. Er beantragte, daß Helmut Baumbach, der Schöpfer des neuen Bundes, die herrliche Rede, die er heute gehalten, aufschreiben und noch weiter ausgestalten sollte, damit sie einem Archiv übergeben würde, das augenblicklich zu gründen wäre. Ebenso aber sollten alle anderen Bundesbrüder und Schwestern ihre Anschauung von Kunst und Leben gleichsam als Konfession, an die man sich halten könnte, zu Papier bringen. Diese Konfessionen sollten an den Bundesabenden verlesen, diskutiert und dann dem Archiv übergeben werden, dessen Schlüssel natürlich Herr Basse bekäme.

Manche lachten über die ungestüme Feierlichkeit dieser Anträge, Helmut aber nickte dem erhitzten Jüngling ermunternd zu und meinte, die Ideen wären nicht so übel, doch müßte jede Festnagelung des einzelnen auf eine „Konfession" hin, die er einmal abgelegt, durchaus vermieden werden, gerade in diesem Bunde, wo alles nur dem freien Rechte der Entwicklung gehörte. Auch müßte er selber von vornherein jede persönliche Sonderstellung im Bunde von sich weisen. Vereinsmeierei wäre ihm ein Greuel, und davor wollte er sich bewahren. Es handelte sich ja lediglich um freie Zusammenkünfte, vielleicht in jedem Monat einmal, wo man Meinungen austauschte und vor allen Dingen eigene Produktionen zum Vortrag brächte. Da wäre dann jede Diskussion gestattet. Was endlich die Mitglieder anbeträfe, so wären ja wohl alle Anwesenden dabei, und er könnte auch schon zwei andere, sicherlich

hochwillkommene Mitglieder in Aussicht stellen: Walter Schirmer, den Dichter des „Werkführers“, den er inzwischen persönlich kennen gelernt, und Hans Georg Richter, den Bildhauer, seinen liebsten Freund, von dem er ihnen ja mehr erzählt hätte als von sich selber.

Die Nennung Walters als Bundesmitglied erregte Sensation, doch ließ sich Herthas Stimme plötzlich vernehmen: „Kinder, nur keine Berühmtheit! Dadurch kann unsere freie Republik sofort 'ne Monarchie werden! Oder ist er als Mensch genießbar, Baumbach?“

Das konnte ihr Helmut versichern, und so freute man sich allgemein auf ihn, noch mehr aber auf Hans Georg, der ihnen in absentia schon vertraut war. Doktor Meißner gab jetzt, das Wort ergreifend, mit einiger Wehmut zu bedenken, daß der Bund doch lediglich für Produzierende gedacht wäre, und diesen Ehrentitel sich beizulegen, verböte ihm entschieden seine kritische Bescheidenheit. Er bäte deshalb um gütige Erlaubnis, jetzt noch auszutreten, bevor er als Unberufener sich eingedrängt hätte. Damit gab er nun Herrn Basse, der schon lange von unruhigen Gedanken bestürmt dagesessen, das Signal, auch seinerseits die unverdiente Ehre, Mitglied eines künstlerischen Jugendbundes zu werden, abzulehnen. Er sähe viel lieber zu und freute sich des schönen Anblicks. Doch stürmischer Widerspruch ließ seine Bitte nicht durchdringen. „Nein! Vater Basse gehört dazu! Und Mutter Basse auch!“ so tönte es von allen Seiten — sie sollten doch nur nicht fürchten, auf Kunstanschauung oder gar auf eigene Produktionen angezapft zu werden. Ihre Gegenwart aber wäre unentbehrlich. Und Mutter Basse, mit großem Jubel begrüßt, erhob sich nun ihrerseits zur ersten Rede ihres Lebens und erklärte der lachenden Gesellschaft kurz und bündig, sie fände es auch am richtigsten, wenn sie und ihr Mann an den Bundesabenden teilnähmen, denn Helmuts Worte: „Mann und Weib am Werke — also erkennen sich Mann und Weib!“ die gäben ihr in Hinsicht auf so junge Leute zu denken, und so wollte sie doch lieber dabei sein und gegebenenfalls auch ihre Meinung zum besten geben.

Auch Doktor Meißner wurde von Helmut, nicht gerade mit dringender, aber doch mit herzlicher Überredung, zum Bleiben bewogen, und der erste Bundesabend nochmals auf Sylvester festgesetzt. Dann musizierte man noch einiges und tanzte auch, bis es ein Uhr schlug, und Mutter Basse ihre unerbittliche Polizeistunde verkündete.

(Fortsetzung folgt.)

Albrecht von Roon.

Seine Persönlichkeit und seine geschichtliche Stellung.

Von

Erich Marcks.

Am 30. April 1903 sind es hundert Jahre geworden, daß in einem kleinen hinterpommerischen Dorfe der große Kriegsminister Wilhelms I. geboren worden ist. Man wird in diesen Wochen Roons bei uns stärker gedenken als es wohl sonst geschieht. Denn mancher wird die Erfahrung gemacht haben, daß von den „drei Paladinen" des alten Herrschers, die man dereinst, von 1866 an, nur miteinander zu denken gewohnt gewesen, dieser, der ihm am frühesten zur Seite trat und der ihm herzlich am nächsten gestanden hat, wenigstens dem allgemeinen Bewußtsein am ehesten fremder geworden ist: man kann fast von einer Art von Vergessenheit reden. Woher stammt sie? Roon ist bereits 1873 zurückgetreten, bereits 1879 gestorben; der volle Schwung der monarchisch=nationalen Empfindungen, der die achtziger Jahre erfüllte und der damals die hohen Greisengestalten aus Kaiser Wilhelms Kreis erst ganz in das Heroische emporhob, traf ihn nicht mehr an. Überdies, er ist zeitlich enger bedingt und enger begrenzt als seine großen Genossen; und vollständiger als bei ihnen allen ist seine eigentliche Leistung mit dem bittersten Streite verknüpft, den unser Verfassungsleben durchgemacht hat: noch heute erhebt sich gegen den Kriegsminister des preußischen Konfliktes gelegentlich, sogar bei Historikern, Abneigung und Tadel. Er hat nicht das Leuchtende der beiden oder der drei anderen: man sucht und kennt ihn weniger. Und doch ist seine allgemein geschichtliche Bedeutung, die mittelbare wie die unmittelbare, erstaunlich groß und reich. Es ist ja der eine herrschende Zug unseres 19. Jahrhunderts gewesen, daß das alte Preußen sich und seine Eigenart in das alte Deutschland hineingebildet hat: aus der Mischung der beiden ist unser heutiges Wesen entstanden. Preußen ist dabei innerlich deutscher, noch mehr aber Deutschland innerlich preußischer geworden: es ist durchtränkt worden mit organisatorischer und zusammenfassender Kraft, mit Zucht, Festigkeit, Staatlich=

keit, und durchtränkt worden mit Realismus. Unser Vaterland ist aus der Welt des Geistes in die der staatlichen und wirtschaftlichen Wirklichkeit übergetreten; kein Faktor hat auch darin so stark wie der preußische gewirkt. Der größte Träger dieses Wirklichkeitssinnes und Wirklichkeitsstrebens, das Deutschland erzog und durchdrang, ist sicherlich Fürst Bismarck gewesen; auch für die große realistische Bewegung, die in allem, in Wissenschaft, Kunst und Technik, in Wirtschaft, Gesellschaft und Staat, in der gesamten Denkweise der Menschen durch dieses Jahrhundert hinflutete, bleibt sicherlich er der monumentalste Ausdruck und der wichtigste Führer. Aber in seiner dichten Nähe wird eine jede Nachwelt, auch wenn sie nur auf diese weitesten Zusammenhänge und auf die höchsten Höhen blickt, Albrecht von Roon finden. Von jenem preußischen Wesen vertrat er, der Offizier und Organisator, eine besondere, wenn man will eine besonders einseitige Art, aber sicher eine seiner leitenden schöpferischen Kräfte. Keiner, der das vergangene Jahrhundert verstehen will, kommt um die volle Würdigung dieser Kräfte herum. Und erst in den Taten Roons, in der lebendigen Einzelpersönlichkeit sind sie zur unmittelbaren Wirkung gelangt. Auch um Roon selber, eckig und mächtig wie er inmitten der Strömungen seiner Tage stand, wird keine Betrachtung ihrer Geschichte herumkommen: wenn sie ihn nicht ganz erfassen wollte, in aller herben Eigentümlichkeit und allem Reichtum seines Daseins, sie würde sich selber berauben. Zwar: was er in Deutschland geschaffen hat, ist uns noch heute in vollem Sinne modern; wie er war, erscheint er selber heute überwiegend als der Mensch einer vergangenen Generation. Dennoch gebietet und belohnt auch das Persönlichste an ihm die Aufmerksamkeit in einem ganz ungewöhnlichen Maße. Wir können ihm in die Seele blicken wie wenigen. Die Erinnerungen an ihn, und zumal der Schatz seiner eigenen Briefe, die sein ältester Sohn in den „Denkwürdigkeiten" zu Roons Leben zusammengefaßt hat[1]), bilden eines der kostbarsten Zeugnisse zur hohen Geschichte der Epoche und darüber hinaus, das darf man wohl sagen, eines der schönsten Zeugnisse eines Menschenlebens überhaupt: es ist durchaus und für jeden ein ergreifendes Buch. Den Mann, der da redet, wird in seiner knorrigen und rauhen, seiner warmen, treuen und zähen Art schwerlich jemand idealisieren: aber wer Augen hat, zu sehen, der gewinnt ihn lieb und hält ihn auch innerlich fest. Der Historiker jedoch, der seinem Werden und Wesen nachgeht, folgt dabei ganz von selber zugleich dem Gange des alten Preußens in das neue Deutschland hinein[2]).

---

[1]) „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des General-Feldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon". Von Waldemar Grafen von Roon. Zuerst in Buchform 1892; in vierter Auflage (drei Bände) 1897. — Dazu „Kriegsminister von Roon als Redner. Politisch und militärisch erläutert", von demselben. Drei Bände. 1895—96.

[2]) Ich habe Roon seine historische Stelle bereits in meinem „Kaiser Wilhelm I." (1897, in vierter Auflage 1900) anzuweisen gesucht; indem ich das dort gezeichnete Bild in dieser Gelegenheitsstudie biographisch erweitere und ergänze, habe ich zu einer veränderten Auffassung nirgends Anlaß gefunden. Auch auf das Porträt in dem Sammelwerke der Berliner Photographischen Gesellschaft „Das 19. Jahrhundert in Bildnissen" (neben den zwei Porträts in den

Albrecht (oder wie die Familienbriefe ihn nennen: Albert) von Roon stammt aus altniederländischem Blute; seine Voreltern sind als stramme Kalvinisten im 16. Jahrhundert aus Holland ausgewandert, sie haben dann als Bürger und Kaufleute zu Frankfurt a. M. gelebt, spätere Generationen wandten sich nach Frankfurt a. O. und wurden preußische Beamte und Offiziere. Man spürt in dem Feldmarschall leicht ein altkalvinistisches Element. Ob er sein Wesen von den väterlichen Vorfahren ererbt hat, möchte ich dennoch nicht entscheiden. Mindestens war sein Vater von völlig anderer Art: ein stattlicher, leichtfertiger, abenteuernder Mann, ein Frauenverführer, früh mit seinen Kräften zu Rande; die schwache und schwächliche Mutter lebte mit ihm in unglücklicher Ehe; beide sind sie in früher Kindheit des Sohnes aus dessen Dasein ausgeschieden. In höchst unerquickliche Verhältnisse hinein ward dieser (30. April 1803) in dem Dorfe Pleushagen bei Kolberg geboren. Er hat die Stätte seiner ersten Jahre später geschildert: das Gutshaus, dem Strande nahe, die Dünenhügel, das Schlummerlied, das ihm „die brüllende Brandung" der Ostsee sang. Der Knabe ward dann einem Landpfarrer in Pflege gegeben; der Schulmeister war zugleich Dorfschneider und komische Figur. Aus allen Jämmerlichkeiten holte 1812 den Neunjährigen die Großmutter heraus: es war die verwitwete Majorin und frühere Oberhofmeisterin von Borcke, eine geborene v. d. Osten, aus wohlhabendem hinterpommerischem Land- und Dienstadel, eine strenge, energische und stolze Frau; inmitten der französischen Besatzung brachte sie in dem belagerten Altdamm am 3. August 1813 tapfer am geöffneten Fenster ihr Königshoch aus. Bei ihr erfuhr der Enkel zuerst festen, geregelten Ernst; er meinte noch als Siebziger, daß er ihr sehr viel zu verdanken gehabt habe; ihr Beispiel sei ihm unvergeßlich geblieben. Auf ihr Wesen am ehesten scheinen die Grundzüge des seinigen zurückzudeuten. Nur anderthalb Jahre lang lebte er unter ihren Augen; er machte damals die Wechselfälle jener Belagerung durch, wurde selber einmal leicht verwundet; dann verlor er die Großmutter durch den Tod, und die Mutter verfiel in Schwachsinn. Eine harte Kindheit, die ihren Einfluß wohl üben mußte — zerstörenden oder stählenden, je nach dem Stoffe, auf den sie traf. Auf Roon hat sie vielleicht härtend gewirkt, verhärtend nicht, und niederdrückend erst recht nicht. Und nun endlich begegnete er liebevoller Pflege. Verwandte seiner Mutter, die Franckenbergs, später die ihnen nahverbundenen Blanckenburgs auf Zimmerhausen, nahmen sich des Vereinsamten und Verwahrlosenden an; sie brachten ihn 1814 auf die Schule nach Berlin und 1816 in das Kadettenhaus zu Kulm in Westpreußen. In harter Zucht, auf einem dürren Kulturboden, hat er dort seine erste folgerichtige Ausbildung genossen. Für sein Leben fruchtbar wurde die väterliche

„Denkwürdigkeiten") und den Text, mit dem ich jenes begleitet habe, darf ich mich beziehen, im übrigen auf die grundlegenden Auffassungen Friedrich Meineckes in seiner meisterhaften Biographie Boyens (1896. 1899) und seinem Aufsatze über „Boyen und Roon" („Historische Zeitschrift" 1896), sowie auf die Aktenstücke in den „Militärischen Schriften Kaiser Wilhelms" (1897) und die Gespräche und Nachrichten in Theodor von Bernhardis gedruckten Tagebüchern. Weitere Nachweise im Anhange meines Kaiserbuches.

Sorge, die ihm der Hauptmann von Chappuis zuwandte, ein jugendlicher Invalide aus dem Freiheitskriege, ein reiner und fester, ideal und streng gerichteter altpreußischer Offizier von reicher Bildung und warmem Herzen. Er ersetzte seinem Zögling einigermaßen den Vater und blieb ihm mit Rat und Liebe nahe. Er wies ihm auch den Freiheitsgedanken der neuen Zeit gegenüber, die den 1818 — und zwar, mit seinen Kameraden zusammen, auf großen Leiterwagen! — in die entfernte Hauptstadt Übergesiedelten im Berliner Kadettenkorps verwirrend berührten, den einfachen Weg und mahnte ihn zur Zurückhaltung und inneren Selbständigkeit. Sein junger Freund hat ihm Ehre gemacht; den Unterricht wie die Charakterzucht der Kadettenbildung genoß er mit Freuden, er wuchs in Sparsamkeit und Frische kräftig heran. Freilich die Kosten eines Besuches bei den Verwandten oder gar die der militärischen Equipierung machten jedesmal Sorge, er mußte auf den Pfennig sehen; aber er besaß doch in Zimmerhausen für sein Herz eine Heimat, und stieg im Dienste mählich empor. Er wurde 1821 Leutnant; er lernte nachher im Laufe der Jahre den Frontdienst im Osten und Westen kennen, noch mehr freilich die zentralen Bildungs- und Arbeitsstätten in Berlin. Er besuchte seit 1824 die Allgemeine Kriegsschule, die Vorläuferin der heutigen Kriegsakademie, und hörte zugleich an der Universität, er trat hier wie dort zumal Karl Ritter dem Geographen nahe. Er wurde 1828 Lehrer am Kadettenkorps und war ein eifriger und gestrenger Erzieher; „Albrecht mit der offenen Stirn“ nannten ihn wohl die Kameraden, die Schüler „den groben Roon“; aber er nahm auch an ihren Kampfspielen und an ihrem persönlichen Leben gerne teil. Und er gelangte, an der Hand pädagogischer Arbeit für sein militärisches Lehramt, zu literarischer Tätigkeit, die für viel weitere Kreise fruchtbar wurde: er schrieb (1832—1844) eine Anzahl geographischer Werke, zwei Lehrbücher zumal, die weiteren „Grundzüge“ und die engeren „Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde“; man kannte und benutzte sie lange als den „großen und kleinen Roon“. Sie alle standen auf Ritterschem Boden und wollten es nicht anders: schöne, ernsthafte, inhaltreiche und weitausgreifende Arbeiten von historisch-geographischem und zudem von militärisch-geographischem Zuge. Man sieht den künftigen Minister hier mit Vergnügen über Staat und Staatslehre handeln; die Selbständigkeit der Forschung tritt wohl hinter die geschickte und kräftige Zusammenfassung der Lehren seines Meisters zurück, aber das Gesicht Roons blickt überall charaktervoll hindurch; er urteilt sehr bestimmt und positiv, einigermaßen dogmatisch, er spricht als Christ und Monarchist, er preist gegenüber der modern-konstitutionellen die eigentliche, sei es absolute, sei es ständische, Monarchie — die andere ist nur verhüllte Republik. Die geistige Luft des alten Preußens und auch die der großen Wissenschaft seiner Tage weht durch Roons Buch, aber geschrieben hat es ein Praktiker, der die Dinge sicher ordnet und verwertbar macht und allen Stoff in den Dienst einer geregelten und bekenntnisfrohen Gesinnung stellt.

Wie Moltke also ist Roon groß geworden: ein gut Teil geistiger und schriftstellerischer Tätigkeit vereinigt sich mit der militärischen, und die

Honorare, die nicht eben fett sind, helfen doch auch wirtschaftlich nach. Einmal (1832) trat angesichts der niederländischen Wirren eine Art Mobilmachung in der Rheinprovinz dazwischen, die Roon mitmachen durfte und aus der er lernte. 1833 aber wurde er zum Generalstabe kommandiert, von 1835 an ihm dauernd zugeteilt; zugleich lehrte er an der Allgemeinen Kriegsschule. Und Reisen, die mit der Generalstabsarbeit zusammenhingen, führten ihn einmal, im Jahre 1834, in Hinterpommern, in seines Neffen Moritz von Blanckenburg Gesellschaft, dem jungen, neunzehnjährigen Studenten Otto von Bismarck zu; sie brachten ihm im Jahre darauf, bei einem Besuche von Verwandten, in dem schlesischen Pfarrhause von Großtinz, in der achtzehnjährigen Anna Rogge die Braut. Sie haben, beide ohne Vermögen und ohne Rang, den zuversichtlichen Entschluß nicht zu bereuen gehabt. Nach einjährigem Brautstande sind sie — auf eigenem Schimmelgefährt — frohmutig in die Welt hinausgezogen; dem ernsten und wuchtigen Manne blieb bis an sein Lebensende die liebenswürdig helle Gefährtin erhalten, und die Briefe an sie begleiten seitdem in immer gleicher Wärme und Treue seinen Lebensweg.

Seine Laufbahn führte ihn das erste Ehejahrzehnt in stillen, aber sicheren Geleisen aufwärts. Dann wurde 1846 der Major von Roon zum militärischen Begleiter des Prinzen Friedrich Karl ernannt; neue, weitere Aussichten begannen sich aufzutun. Was war Roon bis dahin geworden? Er war vor allem ein durchgebildeter militärischer Fachmann, erzogen in der Schule des preußischen Heeres. Eine Familienheimat im vollen Sinne hatte ihm gefehlt, seine eigentliche Heimat war vom Eintritte in das Kadettenkorps an das Heer gewesen. Hier hatte er sich seine reiche Geistesbildung geholt; er nahm teil an der Welt, auch an der Welt der Forschung, am allgemeinen Leben seiner Zeit; aber sein Daseinskreis blieb die Armee.

Die Welt jedoch, inmitten deren er so zum Manne herangereift war, war das Preußen des alternden Friedrich Wilhelms III. Ich habe es hier nicht zu schildern, mit seinen Vorzügen und seinen Mängeln, in der bescheiden engen, so fruchtbaren und dennoch matten Friedensarbeit dieses stillen Vierteljahrhunderts, das letzte Zeitalter des patriarchalisch altpreußischen Königtums; auch nicht zu schildern, wie die Blüte unserer großen Literatur verwelkte, die unserer großen Wissenschaft sich entfaltete und verwandelte; wie im außerpreußischen Deutschland, unter dem Drucke der Restaurationszeit, das politische Leben seine bittere Schule durchmachte, der Liberalismus emporkam und sich aus- und umformte, wie alle die großen Fragen der Nation, die Fragen der Freiheit und dann auch der Einheit, immer wieder aus allen Nöten und aller Niederhaltung emportauchten, immer erkennbarer und immer dringender wurden; wie sich um den preußischen Mittelpunkt seit 1827, im Zollverein, im werdenden Eisenbahnsysteme, langsam ein neues Deutschland fügte. Überall reiften neue Gestaltungen heran: liberal die neuen staatlichen Gedanken; bürgerlich die aufsteigende Macht eines neuen wirtschaftlichen Lebens; ein Mittelstand, der sich allmählich durch Deutschland hin ausglich und zusammen-

schloß, das Bürgertum als vornehmster Träger des geistigen wie des ökonomischen Daseins, mit eigenen Ansprüchen und Idealen, noch vielfach unreif, gequält, verbittert, durch die Schuld der Regierungen und manchen Mangel der Verhältnisse wie seiner selbst. Das, worauf es hier hauptsächlich hinzuweisen gilt, ist die besondere Schwierigkeit, die der Erziehung unseres Volkes zum staatlichen Leben ohnehin im Wege stand: der durchaus unpolitische Charakter der besten und höchsten deutschen Bildung. Wie er entstanden war, ist hier nicht einmal zu streifen; aber vorhanden war er in dem Deutschland der ersten Jahrhunderthälfte überall; man weiß, wie er unsere große Dichtung und Philosophie durchwehte, wie das Denken unserer Literaturzeit, auch wo es dem Staate näher trat, doch in seiner ganzen Richtung, seiner Methode unpolitisch war, idealistisch-allgemein bis zur Ideologie; wie das Allgemeine, das Geistige, die Theorie die Führer unserer Bildung und ihre Jünger beherrschte und auch das politische Interesse der neuen Zeit noch lange durchdrang und färbte. Und ich sprach eingangs von jener gewaltigen Wandlung, die über dieses Deutschland des alten Idealismus zum mindesten seit den dreißiger Jahren hereinbrach, deren erste Stadien Heinrich von Treitschke uns noch packend dargestellt hat, das Vordringen der realen Kräfte in Wirtschaft und Politik, in Literatur, Kunst, Philosophie, in allen Zweigen der Wissenschaft, die beginnende materielle Bereicherung des Lebens, Denkens, Wollens. Aus dem Allgemeinen wendet der deutsche Geist sich langsam zum Besonderen hinüber, vom humanistischen Ideale des allumfassenden Menschentumes und der allseitigen Durchbildung der Persönlichkeit zum Praktisch-Fachlichen, von der Theorie zum Greifbar-Wirklichen, vom weiten und freien Gedanken zur einzelnen Tat, zum Einzelberuf. Der Philosoph tritt zurück, der Fachmann vor.

Der gleiche Gang der Entwicklung aber ist innerhalb der Geschichte des preußischen Heeres nachgewiesen worden: hier wirkte er besonders früh und besonders stark. Und hier stellt sich uns neben die bürgerlich-liberale Welt, die soeben als die eine Trägerin des Neuen in Deutschland gekennzeichnet worden ist, und die auch in Roons Leben immer wieder bedeutsam hineinragt, eine andere, eigene, von bedeutsamer Zukunftskraft auch sie: die altpreußische, die preußisch-militärische, bestimmt, mit jener ersten zu ringen, sich schließlich mit ihr zu vereinen und zu ergänzen, sich siegreich, und doch nicht allein, im allgemein-deutschen Wesen der neuen Zeiten zu behaupten.

Auch in diesem preußischen Heere scheiden sich die beiden Generationen, die sich in ganz Deutschland abgelöst haben: auf ein idealistisches Geschlecht, die Kinder der großen Bildungsepoche, folgt ein Geschlecht der Fachmänner und der Realisten: auf Boyen folgten König Wilhelm I. und Roon. Die Umgebung, durch die wir Roons persönlichen Lebensgang ein Menschenalter lang verfolgt haben, beschäftigt uns hier nach ihrer sachlichen historischen Stellung.

Der große Kriegsminister der preußischen Reformzeit, dessen Werk und Wesen und weite Zusammenhänge wir jetzt aus Friedrich Meineckes glänzender Biographie bis in die Tiefen hinein kennen, Hermann von Boyen, der Nachfolger und Erbe Scharnhorsts, der Schöpfer des Wehrgesetzes von 1814, der Bildner des preußischen Volksheeres mit seiner allgemeinen Dienstpflicht,

mit seiner Linie und Landwehr — auch er war ein durchgebildeter Offizier aus der Schule Friedrichs II., und ein Phantast war er wahrlich nicht. Aber bei ihm, der zugleich den ganzen Inhalt der Aufklärung und des Idealismus in sich aufgenommen, dem Ostpreußen, der zu den Füßen Kants gesessen hatte, stand auch die militärische Organisationsarbeit im Zusammenhange einer großen idealen Weltanschauung. Er hegte die humanistische Ehrfurcht vor der Persönlichkeit, der Freiheit und Freiwilligkeit, vor der Volksmäßigkeit und Volkstümlichkeit, vor Menschengleichheit und Menschenrecht; er wollte auch den Heeresneubau völlig in den Gesamtbau der sittlichen, sozialen und politischen Reformen einfügen, dem er und die geistesverwandten hohen Männer seines Kreises ihre ganze Seele gewidmet hatten. Deshalb war ihm neben der Zucht des Linienheeres die Landwehr der eigentliche Liebling; sie sollte möglichst frei auf sich selber stehen, als das Volksheer im eigentlichsten Sinne, unberührt von allem Aristokratischen, mit dem er überall im Streite lag, von allem Kastenmäßigen; die Berufsoffiziere wünschte er ihr fernzuhalten. Boyens Leistung war ebenso wirksam wie sie in sich selber ehrwürdig war; man hat sein Wehrgesetz mit gutem Grunde das größte Gesetz des 19. Jahrhunderts genannt; alle Teile seiner Schöpfung, das hat Meinecke dargetan, bilden eine psychologisch festgefügte, innerliche Einheit. Freilich, seine politischen Ideale sind 1819 gescheitert: die Reformpartei wurde aus der Leitung Preußens verdrängt, und man kann behaupten, daß Boyens starre Treue gegen sich selbst an diesem Sturze und seinen bösen, sachlichen Folgen doch auch nicht ganz unschuldig war. Und auch seine militärische Gründung war von gewissen technischen Mängeln nicht frei, die aus seinem Ideale und den Zeitbedingungen begreiflich, aber doch unbestreitbar sind. Er hat Preußen mit der Zucht und Volkskräftigkeit der Wehrpflicht durchdrungen, das Volksleben mit dem Heere, das Heer mit dem Volksleben: aber von Anfang an war die Landwehr zu groß, zu abgetrennt vom Feldheere, in ihrem Offizierkorps wie ihrem Ersatzwesen lagen von Anfang an militärische Mißstände und wirkliche Gefahren. Sie wurden erhöht durch die Sparsamkeit Friedrich Wilhelms III.: die Dienstzeit sank, die Zahlen wuchsen nicht, das Heer litt ernstlich unter dem Geldmangel und der Mattigkeit der Zeit, es entwickelte sich jahrzehntelang nicht recht fort. Dazu der lange Friede; die Ungeduld, die aus den Jugendbriefen des Prinzen Wilhelm spricht, kehrt auch bei Roon wieder: immer nur Vorbereitung, niemals lebendige Tat! Der Offizier sehnt sich nach der Ausübung seines Berufs. Das preußische Offizierkorps blieb dennoch frisch, in der geistigen Arbeit, deren Genosse auch Roon war, in der Nachwirkung der Reformzeit und der Freiheitskriege mit all ihren Lehren; es versank nicht in Friedensträgheit, in aller Dürftigkeit waltete ein sehniger Ernst, Moltke und Roon, Blumenthal und Goeben sind damals herangereift, aber freilich Moltke rettete seinen Tatendrang in die türkischen, Goeben in die spanischen Kämpfe hinaus. In Anderen warf sich der gleiche Drang auf die innere Weiterbildung der Organisation. Und dabei vollzog sich, gleich von 1819 ab, die große Wandlung: das jüngere Offizierkorps hörte auf, Boyensch zu sein. Auf die liberalen Reformen von 1807

und 1814 folgte der Rückschlag der alten Monarchie: das alte Preußen, streng königlich, mit starkem aristokratischem Beisatz, betätigte sich von neuem, auf allen staatlichen Gebieten, es betätigte sich auch im Heere. Das Offizierkorps wurde wieder ganz, wozu es immer geneigt hatte und wovon Boyen es gern entwöhnt hätte: der feste, aristokratische Berufsstand, fest und kräftig in sich geschlossen, durchaus nicht verknöchert oder dem allgemeinen Leben abgekehrt, auch keineswegs ohne eine stattliche Anzahl liberaler Elemente: indes als Ganzes nicht so volkstümlich und frei, wie es der Idealist und Reformer gewünscht hatte, etwas enger, fachmännisch nüchterner, positiver, aber dafür auch fachmännisch reich und mit der vollen Sammlung auf die greifbaren und speziellen Aufgaben des Berufs: frei von dem doktrinären Hauche des philosophischen Organisators. Der oberste Führer dieses jüngeren Geschlechts wurde ziemlich früh der junge Prinz Wilhelm. Praktisch gründliche Durchbildung, Schulung, technische Vollendung; dazu Erweiterung des Heeres, seiner Mannschaftsbestände, Zurückführung der verkürzten Dienstzeit auf die ursprünglichen drei Jahre; und andrerseits: Heilung der Gebrechen der Landwehr, ihre Heranziehung an das stehende Heer, die Vermehrung der Linienoffiziere in der Landwehr, bessere Schulung der Landwehr durch diese — und zugleich eine überwiegende Entwicklung der eigentlichen Feldarmee, ihre Verstärkung und die Beschränkung der Landwehr: das sind die Gedanken, die von 1819—1859 unabläßig vertreten, die Forderungen, die an erster Stelle und mit entscheidender Beharrlichkeit und entscheidendem Gewichte gerade von Prinz Wilhelm immer wieder gestellt worden sind. Er hat sie gegenüber dem Geldmangel und gegenüber der — von Boyen selbst hartnäckig verteidigten — Überlieferung niemals durchsetzen können, aber er blieb ihr unermüdlicher Verfechter unter Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV., der eigentliche Träger der militärischen Staatsansicht, der große Berufssoldat, der seine fachmännische Art, die stählerne Kraft der selbsterlebten militärischen Facherziehung, dem Widerstande des alten Geschlechts gegenüber durchzusetzen strebte. Denn so war es: gegen das alte Ideal der weiten Menschlichkeit erhob sich hier das neue, das jetzt modernere der strammen Berufsdurchbildung: keineswegs mit tauber Einseitigkeit, aber mit bewußter Konzentration. Es fand seine eifrigen Vertreter in den Söhnen der alten monarchisch-konservativen Schichten Preußens. Es war von früh auf, in Prinz Wilhelm und in so manchem seiner Waffengenossen, verbunden mit einem starken Gefühle für staatliche Macht, mit einem friderizianischen Zuge, der Preußen und seinem Heere neue Betätigung in der Welt ersehnte: nur eine Großmachts- und Waffenpolitik könne den kleinsten der Großstaaten lebendig und zukunftsvoll erhalten.

Das waren die entscheidenden Bewegungen innerhalb des preußischen Heerwesens der Jahrzehnte nach 1815. Zum guten Teile sind in dieser engen Retorte die tatenfähigen Kräfte der deutschen Wiedergeburt des großen Jahrzehnts gekocht worden, in starker innerer Sammlung, Kräfte, die sich dann ausgedehnt haben weithin über Deutschland und Europa. Das war zugleich die Welt Roons: die Welt des konservativen alten Preußens. Alles ist da organisiert, königstreu, gläubig, fest in Zucht und in Arbeit: konservativ im

sozialen wie im politischen Sinne, und gleichzeitig doch vorwärtsdrängend, von jener neuaufsteigenden, realistisch-fachlichen Geistesart des Jahrhunderts erfüllt. Roon selber war ganz ein Kind und ein Vertreter dieser Welt: all sein geistiges Leben, soweit es auch hinausblickte, doch in diese Schranken gebannt, mit diesen Zielen verbunden. Auch äußerlich ganz der Offizier, dem man den Schriftsteller wenig ansah: von hoher, breiter Gestalt mit „Bärenkräften", jeder Anstrengung gewachsen und gesund; ein prachtvoller Kopf mit ernsten, blauen Augen, festen Zügen, mächtiger Stirn. So zeigt ihn das Jugendbildnis in den „Denkwürdigkeiten", so zeigen ihn seine Briefe. Sie stehen an Anmut, an silberner Klarheit denen Moltkes, an Wucht und Tiefe des inneren Lebens denen Bismarcks vielleicht nicht ganz gleich; sie erzählen vielleicht — auf Reisen — etwas viel Tatsachen; aber auch sie spiegeln, und von Anfang an, eine kraftvolle und in sich arbeitende Natur. Und seit die großen Gegenstände in Roons Dasein traten, von 1848 an, wächst wie ihr Inhalt, so die Empfindung und die Form: sie öffnen den Einblick in ein starkes, leidenschaftliches Herz und packen dann durch eine wundervolle Kraft und Größe der Bilder, durch den schlichten und doch dröhnenden Klang der Sprache, durch das elementare Überströmen einer Persönlichkeit, die sich sonst gewöhnt hat, sich selber zu erziehen und zu beherrschen.

Zwei Jahre lang hat Roon den schwierigen Prinzen Friedrich Karl zu leiten gehabt: er war der Mann für die Aufgabe. Sie führte ihn nach Bonn, wo sein Prinz studierte, und in die Universitätskreise hinein, dazwischen in das Ausland, nach Italien, Frankreich, in die Alpenländer, sie bereicherte sein Weltbild, sie brachte ihn auch dem Hofe nahe. Dann aber riß ihn, den Mann des alten Preußens, die achtundvierziger Revolution in ihre Wirbel. Er hat sie zu Potsdam, Berlin, Koblenz mit durcherlebt. Seine Briefe sind wohl die ergreifendsten Zeugnisse der Einwirkung, welche die ungeheure Veränderung auf die Seele eines preußischen Offiziers übte. Erst nimmt er die Bewegungen in der Hauptstadt leichter; dann überrascht ihn jäh die Unterwerfung Friedrich Wilhelms IV. Es siegt in Deutschland und in Preußen die neue Zeit, das liberale Bürgertum, der Gedanke der politischen Freiheit, und, wie es scheint, der nationalen Einheit. Die alten konservativen Gewalten sind geschlagen. Der König erreicht es weder, die neuen Kräfte niederzuschlagen noch sie zu leiten, er demütigt — die Tatsache ist ja gewiß — sich selber und seine Truppen vor der Barrikade. Ruhmlos und haltlos stürzt das absolutistische Preußen zu Boden. Roon war außer sich. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du uns verlassen?" „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod." Aber er ist kein Mann der bloßen Klage, er klammert sich an seinen Glauben und an die Notwendigkeit weiterzuleben. „Rufe mich an in der Not!" Und: „Jetzt gilt es die Zähne zusammenzubeißen und sich wiederzufinden in der neuen Lage der Dinge; jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff, wenn auch mit gebrochenem Herzen." Es ist der Entschluß des Offiziers, Worte, die an die des Prinzen von Preußen erinnern. Roon hat dann

Friedrich Wilhelms Potsdamer Ansprache an die Offiziere mitangehört, die Bismarck so packend schildert; er blieb tief unbefriedigt, und hat die kommenden Monate in Groll und Sorge durchlebt, im Groll auf den Liberalismus, der jetzt vor den Radikalen bebe, auf die Undeutschheit und den Leichtsinn der Rheinländer, in deren Mitte er geführt ward, aber zugleich auf die Haltlosigkeit des Königs. Sein Trost war die Armee: „ja, das Heer, das ist jetzt unser Vaterland;“ es wird auch wieder sein Wort mitreden, wie es der Grund der preußischen Größe, wie es durch seinen Offiziersstand der Volkserzieher gewesen ist bisher. Denn auch jetzt noch ist „Zeitungsgeist und Zeitgeist“ bei weitem nicht dasselbe.

Der Sturm brauste vorüber; die Stimmung Roons blieb grimmig. Als der Prinz von Preußen und seine Gemahlin ihm Ende 1848 die Führung ihres Sohnes Friedrich Wilhelm antrugen, lehnte er sie ab: er meinte, bei aller Einsicht in die Notwendigkeit einer Weiterbildung der vormärzlichen Zustände in Preußen und Deutschland, doch für ein solches Amt nicht „zeitgemäß“ genug zu sein, er hätte auch die Entfernung des fürstlichen Zöglings aus der Hofluft ausbedungen. Der schöne Briefwechsel mit dem Elternpaare klang in eine hochherzige Würdigung von Roons charaktervoller Offenheit durch seinen künftigen Kaiser aus.

Das Schicksal Roons aber hielt ihn auch so in Wilhelms Kreisen fest. Unter des Prinzen Augen, als Generalstabschef des einen preußischen Armeekorps, machte er 1849 den badischen Feldzug mit. Dann erlebte er in Koblenz, der Residenz des Prinzen, den Einbruch der Reaktionszeit. Daß die liberalnationale Strömung zurückflutete, war für Roon kein Kummer; aber die Revolution hatte Preußen als den Hort der deutschen Zukunft ausgerufen und der Gegenschlag, der nun seinen Staat traf, traf auch den Kern von Roons Gesinnungen. Er beklagte mit Wilhelm die Demütigung von Olmütz bitter, er neigte in den fünfziger Jahren nicht eben der halbliberalen Opposition zu, wie der Prinz sie machte, aber seiner preußischen Opposition durchaus. Er stand — von Koblenz Ende 1850 nach Thorn und Königsberg verschlagen, dann bald nach Köln zurückgekehrt — äußerlich und innerlich der Gruppe des Thronfolgers nahe; mehrere seiner militärischen Freunde gehörten ihr zu, politisch brachte ihn, den im Rheinlande nun fast Eingewurzelten, sein Bonner Freund, der Rechtslehrer Clemens Theodor Perthes, mit ihr in Verbindung. Das bedeutsamste Ergebnis dieser Beziehungen war eine Denkschrift über die Erweiterung von Preußens militärischem Einflusse in Deutschland, die Roon im Januar 1854 für Perthes, tatsächlich aber für die Koblenzer verfaßte. Von der wissenschaftlichen Schriftstellerei hatte er sich abgewandt; die schriftstellerische Schulung, die er ihr verdankte, hat er für seine politische Arbeit auch künftig gut brauchen können. Seine Denkschriften sind vortrefflich geschrieben, wohlgegliedert im Aufbau, und kräftig, lebensvoll, gelegentlich von straffer Größe in der Form, gleich und über seinen Briefen. Der Aufsatz für Prinz Wilhelm erklärt die gegenwärtige Lage so Deutschlands wie Preußens, die Machtlosigkeit, die Zersplitterung, die Anmaßung der Kleinen, den Dualismus zwischen den Großen für unerträglich: Preußen muß früher oder später Deutschlands Schirm-

herr werden. Setzt es aber jemals seine Existenz für das Ganze ein, so muß ihm dafür vor allem die Leitung des deutschen Kriegswesens zufallen. Nicht mit der Bundesverfassungsreform, sondern mit der der Heeresorganisation wird die deutsche Reform dann zu beginnen haben. Roon dachte an Militärkonventionen, an eine Gleichmachung des Heerwesens unter Preußen; er rief die preußische Politik zu Taten auf, im Rahmen seiner Vorschläge, vielleicht auch über diesen hinaus; er sprach dabei unter dem Eindrucke der Gelegenheiten der gegenwärtigen europäischen Krise, des Krimkriegs. Er wolle, sagt er freilich, nur als Offizier reden, er nennt sich einen politischen Dilettanten. Aber man sieht wohl, zwischen diesem Offizier und dem Gesandten von Bismarck war eine Verständigung sehr möglich: auch Bismarck hat ja der Methode preußischer Militärkonventionen neben dem Bunde gelegentlich das Wort geredet; und vor allem, die politische Gesinnung führte die beiden zusammen. Auch in Roon war der ausschließliche Stolz des Preußentums, der ungeduldige Ehrgeiz des Großmachtgefühls: eine handelnde preußische Politik wird, so meint er, je nach ihren Leistungen, „uns entweder zur vollen weltmächtigen Ebenbürtigkeit oder von neuem nach Olmütz oder gar weiter führen“. Aber wer vor solcher Gefahr zurückbebt, verurteilt Preußen zu einer „rein vegetierenden Fortdauer“ und zum ruhmlosen Tode. Die Schwere der Aufgabe verhehlt sich Roon nicht: das zerrissene Deutschland wird der stärksten innerlichen Umkehr oder der „Heldentaten und Leichenhügel“ bedürfen; all seine Fetzen wirklich zusammenzuheilen, „wer kann, wer wird es unternehmen, wer es vollbringen?“ Das waren Worte und Gedanken voll preußisch-deutschen Schwunges und kräftiger Einsicht: Gedanken eines deutsch, aber zunächst preußisch gesinnten, preußischen Realisten und Offiziers; sie verdienen ihren Platz in der Vorgeschichte der Einigung, in der Nähe Bismarcks.

In Koblenz fanden sie Anklang, aber keine praktische Zustimmung; und der Krimkrieg ging ja vorüber ohne einen größeren Gewinn. Roon ward 1856 in den Osten zurückversetzt, und der Prinz bedauerte die Trennung lebhaft. Roon selber war es in Posen nicht allzu wohl; die Arbeit für seine Brigade füllte ihn bei weitem nicht aus. Da ward ihm endlich der Ruf zu höherer Tätigkeit. Der König erkrankte im Herbst 1857, und noch vor dem Antritte der eigentlichen Regentschaft, im Juni 1858, ließ sich Prinz Wilhelm von dem Manne, dessen Stellung und Begabung bereits vor Jahren die Aufmerksamkeit konservativer Politiker auf sich gezogen und der zu ihm selber ehedem von den militärischen Organisationsfragen gesprochen hatte, zu Babelsberg seine Klagen und Pläne entwickeln; er forderte ihn auf, sie schriftlich aufzusetzen; Roon verfaßte zu Kolberg, im Juli, seine Denkschrift zur „vaterländischen Heeresverfassung“. Seine große Zeit brach an.

Um welche Gebrechen des preußischen Heerwesens es sich handelte, ist oben dargelegt worden. Die Mängel der ersten Jahre waren seit 1819 ungeheilt geblieben; im einzelnen hatte Wilhelm vieles bessern dürfen, — an die Gesamtreform konnte er erst jetzt herangehen, da er die Macht erhielt. Und es war gewiß: das Instrument der preußischen Größe war mannigfach eingerostet.

Die Mobilmachungen hatten es vollends an den Tag gebracht; die Landwehr war zu matt, zu wenig militärisch geschult, zu ausgedehnt, zu bejahrt; noch immer bedurfte es ihres festeren Anschlusses an die Linie; noch immer war das Heer als Ganzes und zumal die Linie selber zu klein, die Heeresziffer der seit einem halben Jahrhundert erheblich gestiegenen Bevölkerungsziffer nicht nachgefolgt. Die Mängel schrieen nach Abhilfe; als Roon befragt wurde, waren die Verhandlungen im Kriegsministerium längst im Flusse. Roons Denkschrift griff in schneidender Kritik und eindringlich, ja feurig vorgetragenen Änderungsvorschlägen das Problem in allen seinen Teilen an: Vermehrung des Bestandes an Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften für das stehende Heer, enge Verschmelzung der jüngeren Jahrgänge der Landwehr mit der Feldarmee, in die sie tatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, „einverleibt" werden sollten, zeitigere Entlassung der älteren Landwehrleute in das zweite Aufgebot, Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit, Entwicklung des Kadettenwesens zu Gunsten der Söhne des armen Militäradels. Roons Plan und Roons Persönlichkeit haben in den kampfesreichen Vorberatungen der Militärreform während der Jahre 1858 und 59 eine bedeutende Rolle gespielt. Ich darf diesen Fragen hier nicht, wie ich es an anderer Stelle („Kaiser Wilhelm I.", besonders S. 168 ff.) getan habe, auch nur in ihre technischen Hauptrichtungen hinein nachgehen. Es muß genügen, festzustellen, daß nicht Roon es gewesen ist, der den Dingen den entscheidenden ersten Anstoß gab, und daß auch seine Vorschläge nicht unmittelbar angenommen worden sind. Die Grundlage der Reformen haben vielmehr Entwürfe gebildet, die bereits vorher im Kriegsministerium aufgestellt worden, die in einigen Dingen nicht ganz so radikal waren wie die Roons, die auf das Wirtschaftliche, die Entlastung der verheirateten älteren Landwehrleute ein noch stärkeres Gewicht legten als er. Die Organisation wurde, in Einteilungen, Namen, Zahlen, schließlich mannigfach anders, als er sie 1858 anriet; aber sie entsprach allerdings, den Hauptsachen und dem Geiste nach, seinen Wünschen durchaus, und einiges, zumal die dreijährige Dienstzeit, wurde aus seinem Plane in den ministeriellen erst übertragen. Es entstand, nach Reibungen, Überlegungen, Umgießungen mancher Art, die neue Armee: die Linie ganz außerordentlich verstärkt; die drei jüngeren Jahrgänge der Landwehr in die Linienreserve einbezogen, des Landwehrnamens wie -Charakters völlig entkleidet; die vier älteren traten zum zweiten Aufgebot über, und diese Landwehr, die nun als solche selbständig bestehen blieb, wurde erleichtert, zugleich aber in Leistung und Bedeutung erheblich hinter die bisherige zurückgedrängt. Es wurde erreicht, was man lange erstrebt hatte, und was auch Roon vor allem wollte: Vergrößerung und erhöhte Schlagfertigkeit der Armee, straffere Durcherziehung aller ihrer Teile, Stärkung des Berufsoffizierkorps und seines Einflusses: was an der älteren Einrichtung milizartig gewesen war, verschwand so gut wie ganz. Von alle dem Neuen gehört, militärisch und vollends politisch, die eigentliche Urheberschaft dem Prinzen von Preußen zu: sein Werk war die Heeresreform durchaus. Die einzelnen Maßregeln sind von verschiedenen unter den hohen Offizieren vorgeschlagen und umgestaltet, vom Prinzregenten geprüft, ergänzt und endgültig festgelegt

worden. Unter diesen Mitarbeitern hat Roon sachlich an einer der ersten Stellen gestanden, persönlich an erster. Er hielt keinen Augenblick lang eigensinnig an den einzelnen Ratschlägen seiner Denkschrift fest; er wirkte weiter, auch auf den etwas abweichenden Wegen, die andere gewiesen hatten; er durfte sich auch im Technischen ein reichliches Teil Miturheberschaft zusprechen, — aber was er hauptsächlich hinzutat, das war die Geschlossenheit und feurige Kraft seines Charakters, des unbedingt auf das Ziel gerichteten Willens, die rastlose Mahnung, die über alle die Bedenken, die Widerstände am Hofe und im Ministerium, über die zögernde Milde des Regenten hinweg ihr stetes, ungeduldiges, schöpferisches Vorwärts hallen ließ. An dem Verdienste der Tat hatte er so, nächst Wilhelm I., doch den entscheidendsten Anteil. Die Heeresreform ward beschlossen; der liberale Kriegsminister Bonin nahm seine Entlassung: es war so gut wie selbstverständlich, daß Roon in seine Stelle einrückte. Schon ein Jahr vorher hatte der Prinz es ihm angekündigt; Roon selber graute wohl ein wenig vor den Schwierigkeiten des Amtes, aber Kraftgefühl und hoher Ehrgeiz, mit dem Pflichtgefühle des Königsdieners und des Reformators vereint, trieben ihn doch zugleich vorwärts: er nahm „mit Seufzen" und dennoch, so scheint mir, freudig an; er trat auf den Platz, für den er gemacht war. „Es gilt, Großes zu leisten; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es **muß** vollbracht werden." Am 5. Dezember 1859 wurde er zum Kriegsminister ernannt. Von da ab hat er für die Durchführung der Reorganisation das Entscheidende getan. Und diese Leistung war die eigentlich große in seinem wie in seines Herrschers Leben. Das historisch und seelisch Besondere daran aber sei hier noch einmal ausdrücklich formuliert. Die reformierenden Offiziere waren Fachmänner: sie wollten feste fachmäßige Ordnung und feste Zucht, sie schoben das Volkstümliche zu Gunsten ihrer Berufsauffassung und ihres Berufsstandes in den Schatten. Das alles aber geschah ja bereits in einem neuen Preußen. Seit 1848 hatte es eine Verfassung, das Volk nahm an seiner Regierung teil, ein Stück der liberalen Ideale war verwirklicht, das Bürgertum drang politisch vor. Neben ihm erhob sich jetzt die konservative Gegenmacht, das konservative Heer. Die Männer der Heeresreform vertraten neben dem Neuen das fortwirkende Alte, das Altpreußentum, die Gedanken der Disziplin und der Autorität, das altpreußische Staatsgefühl; sie vertraten das alles im Geiste moderner Technik; und — ich wies bereits darauf hin — sie erfaßten das Staatsleben unter dem Gesichtspunkte der Macht, des großstaatlichen Ehrgeizes, der herausdrängenden, erobernden Kraft. So tat es Wilhelm I. selbst, so seine bedeutenden Offiziere. Der Ehrgeiz der Macht aber erwies sich auch ihnen, wie allen ihren Vorläufern in der großen Geschichte des preußischen Staates, als schöpferisch zugleich nach innen hin. Roon wollte in seiner Denkschrift die Notwendigkeit von Preußens Stärke und Selbstbehauptung aus den gottgewollten, menschheitlichen Aufgaben Preußens begründen, für die es sich erhalten müsse; er brachte aus seiner wissenschaftlichen Vergangenheit diesen Drang zum allgemeinen, teleologischen Denken mit. Aber das hinderte ihn nicht, seine weiteren Folgerungen im vollen Maße realistisch

zu ziehen. Das Heer ist für Preußens Bestand und Schutz notwendig; wohl muß Preußen zugleich sparsam sein, aber es darf nicht kleinlich rechnen; Vernachlässigung der Waffenrüstung ist eine falsche und kostspielige Ersparnis, und auch die Wirtschaft gedeiht besser „unter den mächtigen Schwingen des Adlers als in dem engen Pfahlbürgertum eines machtbeschränkten Handels- oder Industriestaates". Der ererbte kriegerische Schwung aber besteht noch heute „in dem lebendigen Bewußtsein des Volkes" fort. Für Roon war Macht, ihre Entfaltung und ihre Erweiterung gleichbedeutend mit Leben überhaupt: so hatte er 1854 die Wahl gestellt zwischen dem Hinvegetieren und dem kühnen Vordringen; immer von neuem schlug er später in seinen Reden diese Töne an; und sein Herrscher stimmte ihm bei.

Diese realistische Hochschätzung der Waffenmacht, der politischen Macht, der Weltstellung eines Landes ist oben als altpreußisch, als friderizianisch bezeichnet worden. Sie klingt uns zugleich im höchsten Sinne modern, sie ist uns allen wieder ganz vertraut geworden. Das Zeitalter von 1860 an hat für Deutschland und dann für Europa, das von 1890 an für den Erdball die alte Lehre und Übung wieder frisch erneuert. Macht ist Lebendigkeit und schafft Lebendigkeit: das hat Fürst Bismarck seinem Volke immer wieder vorgehalten, und Kaiser Wilhelm II. hat voll an ihn angeknüpft. Es ist ein Hauptgewinn, eine Hauptkraft einer neuen, auf das Wirkliche, Starke und Weite gerichteten Zeit, einer Zeit, die nicht arm ist an Einseitigkeit, aber auch nicht an Kraft; dahinter steckt, als seelischer Antrieb, der Glaube an die Tat, an den Charakter, den großen Willen als führende Mächte des Menschentums.

Das also ist das Neue, das von der konservativen Seite kam, oder, wenn man will: das erneuerte Alte, das wiederbelebte Erbe Friedrichs II., das Roon in seinen Tagen von entscheidender Stelle aus befürwortet, durchgesetzt, verkörpert hat: eine eigene, preußische, staatliche, eine realistisch-politische Weltansicht.

Doch gegen die konservative Neuerung erhob sich der Widerstand. Er kam von der anderen, ebenfalls zukunftsreich vordringenden Zeitgewalt her, der liberalen. Das Bürgertum war in Deutschland, entsprechend seiner politischen Erziehung in überwiegend kleinstaatlichen Verhältnissen und unter dem bösen Druck des Restaurationszeitalters, von jeher dem Militarismus abhold; auch das preußische Bürgertum, soeben von den bitteren Erlebnissen der fünfziger Jahre ganz durchtränkt, traute den Militärplänen nicht. Der preußische Liberalismus idealisierte, in Boyens Sinne, die Landwehr, die, als das eine der wenigen, ganz ausgeführten und bisher unzerstörten Vermächtnisse der großen Reformperiode, für heilig galt. Es war kein Zufall, daß man sie festhielt, und daß die Parteigänger der Freiheit, der politischen wie der persönlichen, die Erben des humanistischen Ideals — und auch des Schlagwortes! — von der Selbständigkeit, Freiwilligkeit und Allseitigkeit des Einzelnen sich gegen die Ausdehnung zugleich des fachlich-militärischen Wesens, der militärischen „Abrichtung", und der organisierten Zwangsgewalt von Staat und Krone sperrten.

Unter den Offizieren selber gab es Liberale, die das alte „Volksheer“ gegen Roon verteidigen zu müssen glaubten; sein Vorgänger Bonin teilte ihre Ansicht; er warf Roon vor, daß er das „Heer vom Lande trennen“ wolle. Im Lande selber klagte man über die drohende finanzielle Last, die den Volkswohlstand erdrücken müsse; über die Offiziers- und Adelsreaktion, der hier das große Werkzeug geschaffen werde, — und in der Tat sind ja Monarchie und Aristokratie in der Reorganisation die leitenden und unmittelbar gewinnenden Mächte. Wie nun Ministerium und Parteien der neuen Ära dies Mißbehagen durch Fehler aller Art verschärft, wie die Einflüsse der deutschen Frage es gesteigert haben, wie Mißverständnisse sich einfanden und vergiftend wirkten, — das kann hier nicht erzählt werden. Die eigentliche Hauptsache blieb doch, daß an die Heeresfrage ganz natürlicherweise sich die Verfassungsfrage anschloß: sich anschließen mußte, so möchte man nachträglich urteilen. Denn im neuen Preußen war das Verhältnis von Krone und Landtag tatsächlich noch ungeklärt und unentschieden. Unter Friedrich Wilhelm IV. hatte die Krone sich behauptet, aber ihr Regiment war, dem Charakter der fünfziger Jahre gemäß, ein Ausnahmeregiment, ja, fast ein konservativ-adliges Parteiregiment gewesen; jetzt erst wollte der Prinzregent und König Wilhelm dem Konstitutionalismus ungefesselte Entwicklung gewähren, jetzt erst sollte das Verfassungsleben wahrhaft beginnen. Die Liberalen wünschten der Parteiherrschaft die Parteiherrschaft, nunmehr natürlich in ihrem Sinne, folgen zu lassen; sie wollten sich durchsetzen. Dem Regenten schwebte von vornherein eine selbständige Stellung der Krone, über den Parteien und über dem Parlamente, vor. Der Zeit aber erschien es fast selbstverständlich, daß Preußen in die Reihe der parlamentarischen Länder einzutreten hätte. Überall im Westen regierten die Parlamente, in England, den Niederlanden, Italien, zu normalen Zeiten in Frankreich; mußte nicht auch Preußen, groß und lebensvoll, wie sein Staat doch ebenfalls war, jetzt, wo es Ernst machte mit dem Neuen, in das gleiche Fahrwasser einlenken? Oder würde es eigene, erst noch zu findende Formen des konstitutionellen Wesens ausbilden? Die Frage bestand; sie war ungelöst; die Art ihrer Lösung konnte von vielerlei Einwirkungen abhängen, sie konnte in Schwankungen, sie konnte vielleicht in unmerklicher Entwicklung vor sich gehen: da rollte ihr, gleich in den ersten Tagen des neuen Systems, der Felsen der Militärreform in ihren Weg. Sollte diese Reform dem Königtume einen neuen, starken Zuwachs an Macht bringen? Oder dem bewilligenden, entscheidenden, Veränderungen erzwingenden Abgeordnetenhause? Sollte das Parlament sich selber schwächen, indem es Heer und Krone einseitig verstärkte? Oder würde es Bedingungen stellen, die seine eigene Macht sicherten und erhöhten? Der unausgetragene Gegensatz der Macht stand hinter allen Einzelstreitigkeiten, die die Reform aufwühlte; die Heeresfrage, die erste große politische Frage der Verfassungsära, brachte diesen politischen Gegensatz zur vollen Klarheit. An das Heer war im brandenburgisch-preußischen Staate seit zwei Jahrhunderten auch alle innere Fortbildung des Staatswesens vornehmlich gebunden gewesen; es war in diesem Staate das bedeutendste, das maßgebende Organ; daß sich auch diesmal die Prinzipien von Freiheit und

Persönlichkeit, von Zucht und Zwang, die innerlichen Zeitgedanken an die Heeresumgestaltung anknüpften, wurde dargelegt. Nunmehr zeigte sich, daß der Kampf um das Heer zum Kampf um das Übergewicht in der Verfassung führte: jenes Machtverhältnis von Krone und Landtag wurde immer deutlicher zum eigentlichen Gegenstande des Ringens um das Wehrgesetz. Gewollt haben das von Anfang an weder der Herrscher noch die liberalen Parteien; aber es lag in den Dingen begründet, es wurde immer bewußter und immer zwingender: in wessen Sinne die Militärreorganisation mit ihren anscheinend technischen und finanziellen Streitfragen geregelt wurde, der wurde der Sieger überhaupt. Diesen weiteren Kampf hat Roon sehr früh aufgegriffen; untrennbar von der Heeresreform, bildet diese Verfassungsentscheidung den zweiten, nicht minder wichtigen Inhalt seines politischen Lebens.

Sollte Preußen wirklich regiert werden wie die vorangeschrittenen Nachbarländer? Oder war sein altes Königtum dafür zu stark? War das Land, weit hingestreckt, zerstückelt, unfertig, von Feinden umgeben, wie es war, imstande, den Parlamentarismus zu ertragen? War das preußische Parteileben dafür selber reif genug? Was man da mit rückblickendem, subjektivem Urteil für möglich und für heilsam halten will, wird allezeit umstritten bleiben; die objektive Antwort der Tatsachen ist bis heute im Sinne Roons gefallen. Die leitende Monarchie, durch das Parlament ergänzt, aber nicht beherrscht, ist in Preußen aufrecht geblieben, und dieser Ausgang hat die gesamtdeutsche Verfassungsgeschichte seit 1860 maßgebend beeinflußt; ich sagte: im Sinne Roons. Denn es ist merkwürdig, auf diesem, dem politischen Boden hat der Militär Roon noch selbsttätiger, man darf es so nennen: schöpferischer, gewirkt als auf dem militärischen; dort gab der Prinzregent den bestimmenden Anstoß, hier hat es für eine Weile Roon getan, der General.

Denn das ist nach allem, was wir wissen, der Hergang gewesen: Die Kämpfe um das Heergesetz beginnen, Roon führt sie, aber tritt dabei zunächst noch nicht in den eigentlich politischen Vordergrund; allmählich jedoch enthüllen sich jene tieferen politischen Gegensätze selbst, und sie erfaßt Roon alsdann mit mutiger Entschlossenheit. Sie kamen aus dem innersten Gefüge der preußischen Verhältnisse heraus: so sah er selber sie an. Er trat zuerst als Fachminister in ein gemäßigt liberales Kabinett ein; daß er Konservativer war, verbarg er niemandem, am wenigsten seinem Herrn; er wollte die Stelle ausfüllen, die jener ihm zuwies. Daß er dabei zugleich politischer Minister werden mußte, lag in der Sache: war doch eben das Heerwesen der nächste Quell der Streitigkeiten. Aus seinen eigenen Vorlagen gingen seine ersten Zerwürfnisse mit seinen Amtsgenossen hervor; dann aber erweiterte sich sein Widerstand. Der Konflikt zwischen Krone und Kammer stieg auf; um so mehr wollten die Minister den neuen König zu liberalen Maßnahmen drängen; es gab einen langwierigen, stillen Kampf. Wilhelm hat ihn erst in sich selber durchgerungen, er hat sich erst langsam entschlossen, seine monarchische Ansicht, die allezeit in ihm war, handelnd gegen seine Umgebung und sein Land durchzusetzen: in diesem innerlichen Ringen ist ihm, das scheint unzweifelhaft, Roon überaus wichtig geworden. Roons Zuspruch, seine Mahnungen und War-

nungen, die Schriftstücke, die wir aus den Denkwürdigkeiten kennen, müssen auf die innere Selbstbefreiung des Königs, dann auf seine offene Abkehr einen starken, vielleicht den entscheidenden Einfluß geübt haben. Roon wendet sich darin, in unmittelbarem, verborgenem Verkehre mit dem Souverän, gegen seine Mitminister; das ist gewiß konstitutionell unerlaubt — aber Roon erkannte sich hier nicht als konstitutionell gebunden an und konnte das nicht. Er erkannte eben kein konstitutionelles System in Preußen an — rechtlich so wenig wie praktisch-politisch —, das die Monarchie in Fesseln lege. Er trat neben seinen Fürsten als der Soldat, der es für ungeheuerlich hält, wenn andere den Herrscher nötigen wollen zu Einräumungen, die jener verwirft: darin sah er zugleich ein Widerrechtliches. Er bekannte sich, gelegentlich mit juristisch bedenklichen Theorien, der Hauptsache nach im Anschlusse an die historische und politische Wirklichkeit, ohne Doktrinarismus und ohne Mystik, zu der Lehre von dem starken Königtum, das sich nicht knebeln und nicht beugen lassen darf, wenn Preußens Staatsleben nicht das Rückgrat gebrochen werden soll; er trieb seinen König, zu tun, was dieser doch in sich selber für richtig hält, und bei grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Kabinett und Monarchen die einzig richtige Folgerung zu ziehen: die Abdankung nicht des Monarchen, sondern der Minister. Wilhelm bedarf anderer Minister; es dürfen keine Parteiminister sein, welcher Färbung auch immer; Königstreue müssen es sein. Das alles faßt Roon, nach erregten Sitzungen, nach Auftritten des Streites zwischen Wilhelm und dem Ministerium, aus bewegter Seele in Worte, ganz persönlich, herzlich, kraftvoll, aufrichtig. Eine Falschheit gegen seine Kollegen war es ihm selber nicht, und auch heute wird sie niemand behaupten dürfen; es war für Roon die selbstverständliche, die sicher pflichtgemäße Haltung. Er handelte nicht ins Blaue hinein, er „kannte sein Terrain“ und die Personen; er schlug Töne an, monarchische und militärische, wohlgeeignet, auf Wilhelm Eindruck zu machen: auch so aber tat er nur das ihm Natürliche; denn er war wirklich genau der Gesinnungsgenosse seines Herrn. Man wird auch nicht sagen können, daß er für eine Partei handelte; er handelte in allem aus persönlichster Notwendigkeit heraus. Was er aussprach, klug erwogen, wie es war, quoll ihm zugleich aus tiefster Seele, die Entrüstung und der Ratschlag; es zeigt die volle Farbe des innerlich Erlebten, die volle Furchtlosigkeit der unbedingten Treue, und es formt sich ihm zu Sätzen von hinreißender Kraft. „Das Vollgefühl Ihrer Königlichen Machtvollkommenheit darf Eurer Majestät nicht abhanden kommen, oder die Monarchie Friedrichs des Einzigen, Friedrich Wilhelms des Gerechten ist keine Monarchie, ist überhaupt nicht mehr. Um ein solches Ende abzuwehren, muß jeder treue Mann Kopf und Kragen daransetzen. Wohlan! ich wage es, Eurer Majestät die ganze volle Wahrheit zu sagen; es muß geschehen, auch auf die Gefahr hin, Mißfallen zu erregen.“ Er spricht von dem „Scheinkönigtum Belgiens, Englands oder Louis Philipps“. Wilhelm kann auch Preußen dahin lenken, es zu einem Belgien machen, mit der Vergangenheit brechen; das gäbe Frieden, „und an Beifallsjubel würde es nicht fehlen“. „Der andere Ausweg heißt: Geltendmachung des gesetzlich berechtigten königlichen Willens. Er löset die Fesseln des Adlers; der König

von Gottes Gnaden bleibt an der Spitze seines Volkes der Schwerpunkt des Staates, Herr im Lande, unbeherrscht von ministerieller Vormundschaft und parlamentarischen Majoritäten; mit der Vergangenheit wird nicht gebrochen, und die bessernde Hand kann mit weisem Maße an den Ausbau unseres öffentlichen Lebens gelegt werden. Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanze und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg." „Womit ich die Kühnheit dieses Schreibens rechtfertigen kann? Mit dem Eifer des tapferen Soldaten, der seinen Fürsten in Banden, des treuen Dieners, der seinen geliebten Herrn am Rande des Abgrunds erblickt."

Das ist der ganze Roon: der Mann der Wirklichkeitsmächte, der starken Überlieferung, des Willens. Und sicherlich ein Schauspiel sondergleichen, in der Stille der königlichen Gemächer: der vierundsechzigjährige König, unbefriedigt, noch nicht durchgedrungen mit sich selber, ja, zu sich selber; bei ihm sein Offizier, mit diesen Worten, mannhaft stolz und rückhaltlos groß, — in diesem einsamen Kampfe und Zusammenwirken aber in Wahrheit die Krise unseres Verfassungslebens. Ist das zuviel gesagt? Ich glaube nicht. Auch in der Verfassungsgeschichte machen sich ja die Dinge nicht, mechanisch, von selbst. Hier springt es zu Tage: blieb Wilhelm I. in jenen Jahren nicht fest — und von ihm läßt Roon sich nicht trennen — so wich die Monarchie in schicksalsvollster Stunde, nach Menschenermessen wohl unwiderruflich, hinter das Parlament zurück; die Kräfte, die nach ihrer Erbschaft griffen, standen bereit. Jene Männer haben das alte Königtum gehalten, in Lagen, die den Zeitgenossen verzweifelt erschienen. Die Machtgegensätze entscheiden sich durch lebendige Tätigkeit lebendiger Menschen. So erst wurden die allgemeinen, die organisierten, die sozialen Gewalten, die hinter der Krone standen, wirksam, Gewalten, die natürlich da sein mußten, die aber selbst nicht handelten, das Heer, die Staatsmacht, die konservative Überlieferung; und die Weiterwirkung der leitenden Einzelnen auf eine lange Zukunft, in die Breite des Volkslebens hinaus, wurde riesengroß.

Das geistig Wesentliche aus Roons Geschichte ist entwickelt worden. Heer und Monarchie hat er ergriffen, mit der Eigenart des altpreußischen und des neurealistischen Offiziers. Die Tatsachen folgen daraus. König Wilhelm hat von 1860—1862 den Kampf, den er nicht vermeiden konnte, immer vollständiger aufgenommen: der Kampf ward zum Verfassungskonflikt, die in sich berechtigten und historisch notwendigen Bestrebungen von rechts und von links stießen mit einer Wucht, die sie die Schranken des formellen Rechts überspringen ließ, aufeinander. Nur in solcher Abrechnung voll harter und tragischer Ausschließlichkeit konnten die Gegensätze sich klären; aber vorerst war die Aufgabe, den Kampf selber mit all seiner Wirrnis und Schwierigkeit zu führen. Aus den inneren preußischen Problemen hatte er sich ergeben; bald wurde es klar, daß er nur mit den Mitteln und im Rahmen auswärtiger, d. h. zumal

deutscher Politik entschieden werden konnte. Seit 1859 war die nationale Bewegung wieder im Flusse; neben und über die preußische Frage stellte sich die deutsche Frage; die Regierung konnte beide im positiven Sinne nur zusammen lösen. Roon wußte, daß er nicht der Mann, nicht der Staatsmann dazu war. Er holte sich Bismarck. Daß Bismarck der Berufene sei, empfanden so Manche; aber es ist kein Zweifel, daß Roon es war, der in langen Anstrengungen und schließlich in siegreicher Tat Bismarcks Ernennung wirklich durchgekämpft hat. Ihrem Meinungs- und Nachrichtenaustausche vor diesem Erfolge verdanken wir Schriftstücke von hohem, charakteristischem wie tatsächlichem Werte; im September 1862 reichten sich dann die beiden alten Freunde von 1834, der fast Sechzigjährige und der Siebenundvierzigjährige, vor aller Welt die Hand zu ihrem gemeinsamen geschichtlichen Werke. Sie haben von da ab, in treuester Waffenbrüderschaft, zusammengestanden, Roon hat Bismarck in allen Dingen gestützt, ohne Roon ist Bismarcks ja freilich genialere, erst im eigentlichsten Sinne schöpferische Wirksamkeit gar nicht denkbar. Der König und seine zwei Minister wirkten ineinander. In der Heeresfrage behielt der König selber die Führung, in der Verfassungsfrage nahm sie Bismarck; in beidem war Roon für beide der unentbehrliche Helfer. Seine Kammerreden hatten sich 1860 und 61 wesentlich auf die technisch-sachliche Vertretung seines Ressorts — Heer und Flotte — beschränkt; seit 1862 wurden sie weiter und voller. Sie zogen jetzt nicht nur die wirtschaftlichen Rücksichten, sondern alle die Streitfragen innerer und bald auch äußerer Politik in ihren Bereich, die sich mit der Heeresreorganisation verschlungen hatten. In Abwehr und Angriff, in tief und breit angelegter, historischer, militärischer, allgemein-politischer Begründung, in der sicheren Erfassung des Augenblickes, in schlagfertiger Polemik gegen Richtungen und Einzelne, in der Stärke ihrer leitenden Gedanken — jener Gedanken von innerer und äußerer Macht, von Autorität, preußischem Großstaatsgefühle und preußischem Monarchismus: in allem wurden sie je mehr und mehr zu Staatsreden des großen Stiles, nicht von der überwältigenden persönlichen Kraft und dem genialen Reichtum der Bismarckschen Reden, aber auch sie, in ihrer geschäftlicheren Art, doch überaus umfassend und zugleich eindringlich, wuchtig, volltönend, mannhaft: auch sie gehören zu den klassischen Zeugnissen der eisernen Zeit. Roon hat, wie die gesamte Regierung, den budgetlosen Zustand immer bedauert und immer nur als vorübergehend anerkannt; Anläufen zu gewissen militärischen Konzessionen, die er wie Bismarck dem Abgeordnetenhause mehrmals machen wollte, ist König Wilhelm jedesmal in den Weg getreten; im ganzen aber waren die drei hohen Männer den inneren Nöten gegenüber vollkommen einig. Den großartig kühnen Flug seiner auswärtigen Politik hat Bismarck, wie man weiß, ganz selbständig nehmen und hier auch seinen Herrscher erst mühsam und allmählich mit sich reißen müssen. Roon war auch dabei Bismarcks bester Bundesgenoß. In ihm war nicht von vornherein die alles vor sich niederwerfende, die umstürzende Rücksichtslosigkeit seines gewaltigen Freundes; er war seinem Wesen nach konservativer; aber die volle Wucht des preußischen Staatsgedankens und seines kampfesfreudigen Ehrgeizes besaß ja auch ihn. Er hätte der großen Politik

weder ihre Ziele setzen noch ihre Bahnen suchen können so wie Bismarck — aber er hatte Staatsmannschaft und Charakterstärke genug in sich, um mit dem Allbeschdeten, durch entsetzlich schwere Jahre hindurch, getreu und heldenhaft zusammenzuhalten, bis an das Ende. Er hat zu ihm gestanden gegenüber dem Widerstreben seines königlichen Herrn, bei dem er warb, vermittelte, drängte; gegenüber der Feindschaft der königlichen Familie; gegenüber den Parteien und aller Welt. Auch gegenüber seinem eigenen besten Freunde, dem Professor Perthes, gegen dessen zartes Empfinden und dogmatischere Weltansicht er immer von neuem die Persönlichkeit und den derben Realismus des Amtsgenossen zu verteidigen hatte. Perthes schreibt mit freundschaftlicher Eifersucht Roon die entscheidenden Verdienste zu und mahnt ihn, angesichts des unberechenbaren Genius, unablässig zu Argwohn und Wachsamkeit. Roons letztes Wort ist demgegenüber die bescheidene „Selbstverherrlichung": seine eigentliche Leistung sei gewesen, Bismarck zum Minister zu machen. Und getrost schritt er, mit diesem vereint, in wundervoller Ergänzung, auf die Höhen des Sieges zu. —

Auf der Höhe seines Lebens und Wesens stand er schon damals, in den heißen Jahren von 1858 an. Es ist ergreifend, wie viel Liebe seine Briefe gerade damals ausstrahlen; wie bei Perthes' Tode (1867) ihn eine dumpfe Betäubung packt, die sich dann erst, als näherer Bericht eintrifft, in befreienden Tränen löst; wie geduldig und gütig er die Jahre vorher auf alle politischen Einwürfe und Vorwürfe des feiner, aber auch schwächer geschaffenen Freundes eingeht: dabei er selber ganz sichere und vordringende Kraft. Denn dieser Freund seiner Freunde war damals ja der große Kämpfer. Es war etwas Grimmiges an ihm. Er schlug seine Landtagsschlachten; er meinte von Hause aus kein Redner und kein Debattierer zu sein, er erzog sich dazu; er war von Hause aus von auffahrender Hitze, er bändigte sich — scharf blieb sein Wort doch. Man muß anerkennen, daß er es tapfer im Zaume hielt: einige Male führte ihn die Heftigkeit des Streites freilich in dramatische Auseinandersetzungen von explodierender Leidenschaftlichkeit hinein; auch dann blieb er, so schildert es sein Sohn, äußerlich von erzener Ruhe. Er stand stramm und hochaufgerichtet, die Stimme von dröhnender Kraft, der ganze Mann Geschlossenheit und Festigkeit, seiner Sache und seiner selbst völlig gewiß. Mit dem Fortgange der parlamentarischen Kämpfe, mit der wachsenden Schärfe der Gegner und den wachsenden Erfolgen der eigenen Taten wuchs in seinen Worten die Anklage gegen die „Tendenzpolitik" des Landtages, die Geringschätzung der Demokratie, der siegreiche Stolz des Fachmannes und des Staatsmannes. Man begreift, daß er verletzte. Allein hinter der stählernen Geschlossenheit barg sich ein Innenleben voll von Bewegung und nicht arm an Schmerzen. 1859 starb ihm sein siebenjähriges Lieblingskind; der Schlag, so schrieb er, traf ihn „niederschmetternd, erschütternd bis in die tiefsten Lebenswurzeln"; Glaubenszweifel peinigten ihn, er suchte Zuspruch und Trost bei dem „Zeugnisse des christlichen Laien" Perthes. Stets arbeitete es in ihm und an ihm; der Grundton seines Empfindens hatte etwas Herbes, beinah Düsteres. Wie einsam und hart war seine Jugend gewesen! Dann hatte

ihn sein Leben mit den strenggläubigen Lutheranern in Hinterpommern in Berührung gebracht; Moritz von Blanckenburg blieb seinem Herzen immer besonders nah. Auch Roons Innenleben war religiös, auf religiöse Gedanken bezog er alles Irdische, aber zugleich haben ihn auch religiöse Kämpfe bis in sein Greisenalter begleitet. Eigentlich pietistisch empfand er wohl niemals, zur religiösen Ausschließlichkeit oder Absonderung, zu irgend welcher Mystik neigte dieser Mann des Wirkens und der praktischen Klarheit nicht; 1835 beschrieb er seinen Schwiegervater als „ernsten, frommen, fast zu orthodoxen Mann". Seine Gläubigkeit ist ganz persönlich; man möchte sagen: sie hat einen altprotestantischen Klang; sie ist, wie sein ganzes Wesen, positiv und streng, aber sie ist zugleich ruhelos, vom Sündengefühl durchdrungen; denn Zucht und Lebensdrang, Ewiges und Irdisches liegen in ihm im Streite. Er empfindet diesen Widerstreit: neben dem Gebote des Christentums, an das er glaubt, dem „das ganze Schattenspiel dieses Erdenlebens nichtig und gleichgültig ist, das wahre Leben erst nach diesem beginnt", die Fülle seiner eigenen, auf das Diesseits und auf den Augenblick gerichteten Kräfte und Wünsche, die ihre Betätigung heischen — denn er sei kein Asket. Er grollt in den tatenlosen Jahren vor 1859 über die Kleinheit seiner Arbeiten innerhalb des alltäglichen Dienstes: „das sind keine Hebel für den inwendigen Menschen." Er tröstet sich dann wohl über seine eigenen Klagen mit dem Gedanken, daß die göttliche Erziehung ihm Leiden auflege, um ihn innerlich zu reinigen; aber er ist so ehrlich, zu gestehen, daß er diesen Trost doch „bloß mit dem Kopfe" denkt. Ihn drängt es allzu mächtig auf das Irdische hin, und zwar auf die großen Aufgaben, auf die starken Taten, auf ein weitgedehntes Feld. Später hat er sich mehr als einmal rückblickend seiner Leistungen gefreut; sein starkes Selbstgefühl weiß sehr wohl, daß er den Grund gewaltiger Dinge gelegt hat — aber auch die Kritik ist stark in ihm; sie zeigt ihm zu deutlich „die Nichtigkeiten und Erbärmlichkeiten" an all den Erfolgen, „die die Welt anstaunt": wie viel eigene „Sünden, Verkehrtheiten, Unterlassungen, Übereilungen", „wie viel Zerrbilder, die man einst für Meisterstücke zu halten geneigt war!" Er urteilt dann schneidend, wie über sein Leben so über die Anderen. Er verhehlt es sich gar nicht, daß das eine Ziel seines Strebens, der Krieg, ein „Entsetzliches" sei; er erklärt die Notwendigkeit dieses Schlimmsten aus menschlicher, allseitiger Schuld: „die Sünde ist der Leute Verderben." Trotz alledem treibt es ihn gebieterisch in die Kämpfe hinaus; er muß handeln und streiten und sein persönliches Geschick durchleben: das bleibt immer das letzte Wort. Und dabei entringen sich den Lippen des Kämpfers, bereits des Sechzigers, Klagen über das allgemeine Menschenschicksal, das auch ihn trifft, über seine Stumpfheit, seine asthmatischen Leiden, seine Verbrauchtheit. Mit Wehmut besucht er 1867 das heimatliche Dorf Pleushagen: er hat „dieselben Dünen wieder mühsam durchkrochen, die einst den kleinen Beinen des Bübchens wie Chimborassos erschienen". „O wie klein alles, was im Kinderspiegel so groß erschienen war!" Und zum Schlusse der resignierte Satz: „die See aber hatte das alte Gesicht und das alte Lied."

Überall in Albrecht von Roon ein volles, drängendes, ringendes Menschenleben und Seelenleben; im Sturme des Augenblicks und der Gefühle, in Gegensätzen und Gärungen der Kräfte, in stetem rastlosem Auf und Nieder wirklich ein ganzer Mensch. Freilich, zu einem Mittelpunkte wendet der Pendel sich immer wieder zurück; der Kern seines Wesens ist einheitlich: die preußisch-soldatische Tat. Da liegt die eigentlich belebende, die allgemeine und — man muß doch sagen — die ideale Gewalt seines Daseins. Auf der Schwelle des inneren Kampfes 1862 ist ihm „zu Mute, wie den Kämpfern in einem Gottesgerichte zu Sinn gewesen sein mag"; auf der des österreichischen Krieges 1866 wie „dem Kämpen und Ritter für Recht, Licht, Freiheit, Wahrheit und alle höchsten und heiligsten Güter des Erdenlebens". Diese feierliche Empfindung war ihm damals nicht die einzige, und er selber meint, dem Beobachter Perthes werde sie gewiß eine „eitele Donchixoterie" sein. „Aber war der Ritter von La Mancha nicht ein sehr ehrenwerter Mann? Ein jeder redlicher Kämpfer muß eine Ader von dem edlen Ritter in sich haben, um Großes und Neues hervorzubringen." Er selber mußte in die Welt hineinsprengen, um für sein Heiliges zu fechten, und er glaubte inbrünstig an seinen Staat. Er sah das preußische Königtum aus nächster und menschlichster Nähe und sprach wohl auch über seine Träger, impulsiv, wie er war, einmal ein scharfes Wort. Dennoch hat er auch an die Monarchie geglaubt; das Wort „mein König" tönt mit einem Klange von tiefer Innigkeit aus diesem herben Munde. Er hat mit Wilhelm I. gerungen, gelegentlich um ihn und mit ihm diplomatisiert, er hat, der Starke und Rauhe, so manches Mal begütigend zwischen ihn und Bismarck treten müssen, auch er ist ungeduldig aufgeflammt, — aber er hat dem Könige, an dessen Amt und an dessen persönlichste und oberste Mitarbeit in diesen großen Zeiten doch alles gebunden war, freudig gedient, er hat den erhabenen und ehrwürdigen Menschen geliebt und verehrt und ist ihm innerlich allezeit verwandt und vertraut gewesen. Er wußte genau, was der König dem gemeinsamen Werke bedeutete: „ein König, der ein tapferer Mann, kann alles; er kann Zauberdinge tun, weil sein Mut der Blitz ist, an dem sich das ganze große Feuerwerk allgemeiner Begeisterung entzündet". Und er diente und fügte sich ein, mit all seinen widerspruchsvollen Kräften, mit all seinem eigenen „trotzigen" Mute, bis die Stunde der großen Befreiung schlug. Gewiß, kein anderer unter den Werkmeistern des neuen Reiches kommt an persönlich fesselnder Gewalt wie an Breite und Wucht der Wirksamkeit „dem größten unter ihnen so nahe wie Roon". Mit gutem Rechte hat Friedrich Meinecke Bismarck und Roon auch innerlich zusammengestellt: sie gehören innerhalb der Zeitgegensätze überall auf die gleiche Linie, sie sind einander ähnlicher als irgend welchem Dritten. Bismarck ist souveräner in Wesen und Tat, ohne irgend einen Zweifel der Führende über allen; Roon steht in jedem Belang zwischen ihm und dem Könige in der Mitte; wie hoch aber ragt, Persönliches und Allgemeinstes zusammengenommen, Roon unter den Anderen empor! Wie packt er überall, wo man ihm begegnet; wie strahlt — um doch das eine zu erwähnen — seine Echtheit und Männlichkeit über Theodor v. Bernhardi hinweg, den klugen kritischen Beobachter und Glossierer, der uns

so manches Gespräch mit Roon aufgezeichnet hat und ihn auszuforschen und zu übersehen vermeinte! Er selber hat sich bescheidentlich einmal den „Feldwebel" seines Königs, als des Hauptmannes der preußischen Kompagnie, genannt: das Bild mag ihn, im höheren Sinne, bezeichnen. Und das andere Bild, in dem dies ganze, feste und tiefbewegte Wesen sich damals spiegelte, das Bild seiner äußeren Erscheinung. Er war „der alte Roon" geworden, die immer noch dichten Haare ergraut, die Falten um den Mund, unter dem Auge, auf der Stirne vertieft; die Augen selber sind anscheinend kleiner geworden, das obere Lid hat sich etwas gesenkt; um so schärfer, sicherer, kriegerischer zeigt sich der Blick. Die Linien sind überaus vornehm geschnitten; alles in diesem Antlitz ist groß, kräftig, stark; charakteristisch der derbe, graue Schnurrbart; alles militärisch, mannhaft und eisern. So war sein historisches Gesicht, das Gesicht des Sechzigers, — ein Gesicht, das man niemals wieder vergißt.

Und sicherlich: auch seine Taten nicht. Er ward der wirkliche „Waffenschmied" der großen Kriege, der Erzieher und Einiger im Gefüge des Heeres; er hat sich in den sechziger Jahren durchgesetzt, der Fachmann wie der Monarchist; damals trug er, mit König Wilhelm und Bismarck zusammen, die besten elementaren Kräfte des alten Preußens in das künftige Deutschland hinüber. Nur noch mit raschen Schritten gehe ich den Stufen dieses mächtigen Schaffens nach.

Im Konflikte bis 1864, in der dänischen Angelegenheit, dann im dänischen Kriege war Roon ganz an Bismarcks Seite, im Kriege trieb er zu durchschlagender Tat; bis 1866 blieb er im innerpreußischen Kampfe wie in der Arbeit für die notwendige deutsche Entscheidung auf gleicher Bahn. Er nahm sein redliches Teil an der Kühnheit aller Wagnisse, an dem Bewußtsein ungeheurer Verantwortung auf sich, die nicht nur das eigene Selbst in die Schanze geschlagen hat, sondern „die schwere, schwankende tote Last" des ganzen Preußens „auf dem Nacken über den Niagara trägt"; er war nicht selbst der leitende Staatsmann und seine Natur nicht in dem Maße vulkanisch wie die Bismarcks, aber auch ihm ward sein Stück zerdrückender Arbeit und zerreibender Spannung. Endlich kam die Lösung, der Sieg, der Ruhm. „In Nikolsburg," so schreibt Roon am 28. Juli 1866 seiner Frau, „sprang" König Wilhelm, nach der Unterzeichnung des österreichischen Friedens, „auf, umarmte und küßte dankend und weinend, mit viel beweglichen Worten zuerst Bismarck, dann mich und Moltke." „Alle Welt gratuliert und bückt sich tiefer, und ich — ich kann mich — Dir sei es gestanden, aber nur Dir — gar nicht so recht darüber freuen. Denn in diesem „siebentägigen" Feldzuge habe ich keine Gelegenheit gehabt, mir besonderen Dank zu verdienen; höchstens hat er bewiesen, daß ich *vorher* kein fauler Knecht gewesen." Er selber hatte im März 1864, im dänischen Kriege, die Zuziehung des Generalstabschefs zu den entscheidenden Vorträgen beim Könige beantragt: jetzt traf ihn das Schicksal, daß der große Stratege, dessen volle, nach außen sichtbare Betätigung ja auf die kurzen Kriegszeiten zusammengedrängt war, den Kriegs-

minister eben für diese Zeiten der höchsten Tatenfülle in den Schatten drängte und daß ihm selber die höchste Befriedigung des Offiziers versagt blieb; er schäumte in den Bügel. Während der heißbewegten Juliwochen, als die französische Einmischung die Frage des französischen Krieges, des Krieges mit zwei Fronten brennend machte, war er, als der Staatsmann und Organisator, freilich zu seinem Rechte gekommen: er wäre fähig gewesen, auch den Doppelkampf zu organisieren, aber er wirkte mit Bismarck für die Selbstbescheidung des Siegers, für den Frieden. Vier Jahre des Friedens folgten. Er sah sein Werk bewährt, seinen Namen glorreich, seine Mühen dankbar belohnt, seine Reorganisation anerkannt, vollendet, über den Norddeutschen Bund ausgedehnt, in die Südstaaten übertragen. Schon wollte der Fünfundsechziger zusammenbrechen, er ging nach Italien, sich zu erholen; entbehrlich war er in Berlin noch keineswegs, weder mit seiner Arbeit noch mit seiner Vermittlung zwischen dem Bundeskanzler, der jetzt neuen Notwendigkeiten gehorchend weiterschritt, und den alten konservativen Freunden. Ihm selber behagte der deutsch-liberale Gang der Politik nicht immer; da hob ihn noch einmal das Jahr 1870 hoch empor. Alle Welt kennt den Auftritt im Bundeskanzlerpalais, wie ihn Bismarcks Erinnerungen geschildert haben, das Mahl der drei Paladine am 13. Juli, die Niedergeschlagenheit und die Aufrichtung der beiden Generale; und am 15., auf dem Potsdamer Bahnhofe zu Berlin, hallte aus der Gruppe, die den heimgekehrten König umgab, Roons mächtiger Baß heraus: „Es ist alles vorbereitet, Majestät!" Er konnte versichern, man werde es den Franzosen „bestens besorgen": er hielt sein Wort. Die Wogen des unvergeßlich großen Jahres strömten dahin: alles in machtvoller Ordnung, — von neuem für den Namen Roons ein ewiger Ruhm und hier erst der höchste: die kostbarsten seiner Früchte sind erst jetzt gereift. Dennoch war es für ihn ein Jahr der Schmerzen. Wieder gab es von Anfang an gewisse Reibungen und Unzufriedenheiten mit Moltkes Stellung und gelegentlich mit Moltkes Kriegführung; vergeblich versuchte Roon am 18. August beim Könige der gewaltigen Offensive des Generalstabschefs, die ihm übermäßig erschien, entgegenzuwirken. Dann wurde bei Sedan sein Sohn Bernhard auf den Tod verwundet. Im höchsten Sinne heldenhaft hielten sich Vater und Sohn; Roon fand den Sterbenden noch bei Bewußtsein, er nahm Abschied von ihm, er durfte ihm weder die Augen zudrücken noch seinem Begräbnis beiwohnen, die Pflicht riß ihn weiter; und in eben der Stunde, da sein Sohn den letzten Seufzer aushauchte, sprach König Wilhelm an seiner Abendtafel seinen drei Großen in majestätischer Schlichtheit seinen Dank aus für die Fülle des Siegs. Verwunden aber hat Roon den Schlag, den er tapfer aushielt, nicht. Und nun folgten die schweren Wintermonate von Versailles: für keinen so schwer wie für ihn. Er war leidend, überlastet, aber er fand auch zu klagen und anzuklagen. In der dornigen Frage der Beschießung von Paris stand er, der sie eifrig forderte, mit Bismarck zusammen gegen Moltke, Blumenthal, den Kronprinzen. Es ist hier nicht der Ort, die altbekannten Gegensätze dieses Winters zu erklären und zu beurteilen, und auch diesen einen, bittersten unter ihnen sachlich näher zu entwickeln. Vorwürfe hat man von Anfang an aus-

getauscht, die Leidenschaftlichkeit war auf beiden Seiten groß, und selbst in dem Schriftwechsel zwischen Roon und Moltke klingt ein deutlich unfreundlicher Ton; die zornigen Anschuldigungen, die Roon, wie Bismarck, gegen die militärische Sachlichkeit der Beweggründe seiner Gegner ausgesprochen hat, wird man in der Hauptsache ebensowohl ablehnen dürfen wie den Tadel, der noch heute von manchen gegen ihn selber gerichtet wird. Im Grunde bleibt es doch offenbar dabei, daß, trotz allen unleugbaren technischen Schwierigkeiten, und wenn auch Recht und Unrecht vielleicht nicht ohne Rest zu sondern sind, das bessere Recht durchaus auf seiten der „Schießer" war, an deren Spitze schließlich der König selber stand, das Recht vor allem des starken Willens zur Tat. Hier genügt dieser Hinweis, und die Angabe, wie heftig Roon unter diesen Kämpfen und Verstimmungen litt — der Wunsch, die Last seines Amtes bald von den alten Schultern abwälzen zu können, wurde ihm wieder lebhaft. Und er blickte ohne Freude in die Zukunft. Die Verhandlungen mit den Südstaaten hat er als Kriegsminister führen geholfen, nach seiner zäh-preußischen Art; der Badener Julius Jolly fand ihn in den militärischen Fragen anfangs nicht eben entgegenkommend [1]). Das Gelingen der politischen Verhandlungen machte ihm lange Sorgen: noch am 18. November fragte er sich angstvoll, ob „das Kaiserhühnchen" wohl auch „wohlgestaltet aus dem Ei kriechen" werde? Dann sah er das neue Reich sich vollenden. Ihn feierte am 9. Januar, bei seinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum, sein König und sein Heer; er aber war krank, an das Haus gefesselt und von weher Seele. Über alles Augenblicksärgernis hinweg kränkte ihn gerade das, was den anderen das herrlichste an diesen Siegen war: das Deutsche Reich ersteht; sein altes Preußen, das konservative, ostdeutsche Preußen, „die patriarchalisch-konservative Staatsidee", in der er groß geworden, wird zu Ende gehen. Das scheint ihm unvermeidlich, „eine Naturnotwendigkeit", die man unbefangen hinnehmen, über die man so wenig wehklagen soll, „als wenn man jammern wollte über sein eigenes zunehmendes Alter"; er weiß, es ist eine Frucht auch seiner Siege, auch seiner Arbeit — aber seine Welt ist es nicht mehr und kann es niemals werden. „Ich kann in einer meiner Vergangenheit nicht entsprechenden Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse wohl noch mitleben, aber nicht mitschaffen."

Hier stoßen wir an die Grenzen seines Wesens. Bismarck trat in das neue, weitere Zeitalter über; er hat in seinen eigenen Grundkräften den preußischen Heimatsboden nie verleugnet, aber er wurde ganz zum Deutschen. Wilhelm I. wurde es schwerer — ich habe an anderer Stelle nicht nur die

[1]) Ich kann mir nicht versagen, aus Hausraths Erinnerungen an Jolly (S. 249) das Folgende abzudrucken: „Ergreifend war für ihn eine seiner Konferenzen mit Roon. Dieser hatte den einen Sohn im Felde verloren und der andere trat ihm zum ersten Mal wieder unter die Augen, während Jolly zu Verhandlungen über die Militärkonvention bei Roon erschienen war. Überwältigt von seiner Rührung, erhob der General sich und breitete die Arme aus: ‚Mein lieber . . .' Dann aber winkte er ab: ‚Ich habe Geschäfte.' Jolly wollte sich zurückziehen, Roon aber schüttelte nur trocken den Kopf und fuhr mit seinen Auseinandersetzungen fort." Vgl. übrigens Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches, S. 350. (Zuerst erschienen „Deutsche Rundschau", 1898, Bd. LXXXXVI, S. 248: „Baden im alten Bund und neuen Reich".)

Tragik im Leben dieser altpreußischen Sieger, sondern auch die Kraft gewürdigt, die in ihrer Treue gegen das Alte lag, und die dem Alten das Fortwirken innerhalb des Neuen gewährleistete. Indessen auch Kaiser Wilhelm lebte sich im neuen Reiche ein. Roon hat das nicht mehr vermocht. Er war fast siebzigjährig; er war krank und verstimmt, aber er war auch einseitiger, bei all seinem Wirklichkeitssinn doch politisch-gläubiger, prinzipiell-gebundener als sein jüngerer Freund. Und es geschah: alle Verhältnisse verschoben sich von 1871 ab, eine zweite „neue Ära" brach jetzt vollends durch, liberal und bürgerlich — es war nicht anders möglich. Die zweite Gewalt, die, neben Heer und Preußentum, Roons Lebensgang begleitet hatte, dieses deutsche Bürgertum, lebte all ihre Kräfte nun siegreich aus, das wirtschaftliche Leben entfaltete sich breit, der Reichstag stand in seinen glänzendsten Zeiten. Freilich, es war zugleich die Epoche der Gründer und ihres Zusammenbruchs; und der vierte Stand regte sich und drängte nach, eine ätzende Kritik, Drohungen sozialer Revolution überzogen Deutschland. Roon hatte nicht mehr die Frische, das alles zu überwinden. „Glücklich, wer jetzt noch jung, noch in neue Bahnen lenken kann ohne Schmerzen, ohne einen Teil seiner Persönlichkeit aufzugeben": so hatte er bereits im März 1848 ausgerufen. Mit jener Wendung war er fertig geworden — mit der von 1867 und gar von 1871 konnte er es nicht mehr. Er erkannte die Gegenwart wohl an, er begleitete Bismarcks mächtiges Wirken auch weiter mit Verständnis, und manchmal mit treffendem und großartig geprägtem Worte, er betonte seine Unentbehrlichkeit; er war nicht stets einverstanden mit ihm, aber blieb immer sein Freund und sein Verteidiger. Einmal, im Februar 1873, prallten — dem historischen Betrachter ein prächtiges Schauspiel — die beiden Eisernen aufeinander, und die Funken sprühten. Bismarck hatte Roon mündlich beschuldigt, er leiste seinem angegriffenen Rufe nicht die Hilfe, die der Freund von ihm erwarten könne, und es hatte heftige Worte beiderseits gegeben; Roon verteidigte sich in einem gehaltenen Briefe, bat um künftige Schonung auch seiner „Explosivität"; Verkennung und rücksichtslose Behandlung dulde er nicht — dann reichten sich beide doch wieder in ehrlicher männlicher Versöhnung die Hand. Und als Roon, krank und erschöpft, das Amt verläßt, da hören wir die Klage Bismarcks über den Verlust. Er hat vor Jahren von seiner „von Jugendheimweh getragenen Freundschaft" für Roon gesprochen; er schreibt ihm jetzt, aus bitteren Kämpfen heraus, den traurig-schönen Abschiedsbrief: „Im gelben Sitzungszimmer werde ich die Lücke auf Ihrem Sofaplatze nicht ausgefüllt finden und dabei denken: ich hatt' einen Kameraden —".

Denn Roon ging wirklich. Noch hatte er im Dezember 1872, zur konservativen Lösung innerer Schwierigkeiten im Ministerium, das preußische Ministerpräsidium übernommen — es konnte nur eine Aushilfe sein. Der Parteienkampf, der Kulturkampf (in dem er preußisch und staatlich dachte und handelte), die Lasten des Amtes waren ihm zu viel; im November 1873 trat er endgültig zurück. Es war sein Wunsch seit Jahren. „Mir ist sehr abendlich zu Sinne; die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens," schrieb er bereits 1868. Jetzt rettete er sich in die Wärme des Südens; dann wurde

sein Dotationsgut Krobnitz in der Lausitz der Sitz seines Greisenalters. Die dankbare Freundschaft seines Kaisers begleitete ihn; sie hatte ihn zum Grafen, zum Generalfeldmarschall erhoben; sie sprach ihn jetzt aus tiefgütigen Briefen an, in denen der alte Herrscher dem getreuesten und seelenverwandtesten seiner Berater, zumal über militärische Dinge, das Herz ausschüttete. Sie tauschten ihre Gefühle aus über die neue Zeit — Roon als der „alte Fuhrmann, der, wenn er auch nicht mehr fährt, doch noch gelegentlich mit dem Peitschenknallen sich erlustigt". Stets von neuem packen ihn die Sorgen dieser Zeit, obgleich „ein alter Mann wohl besser täte, an seiner Seele Seligkeit zu denken". Allein die demokratische und ungläubige Welt erschreckt ihn, ihre Zuchtlosigkeit, ihre Gottlosigkeit, ihre wilde Auflehnung. Er selber wird noch bitterer im Urteil, noch strenger in seinem Bedürfnisse nach starker Zucht von oben her als zuvor. So klagt er Wilhelm I. seine Nöte, so erlebt er 1878, in tiefem Herzensjammer, die Attentate, er ruft Bismarck auf: „handeln Sie!" Er möchte es noch erleben, daß jener „andere Bahnen sucht". Er hat den Beginn der konservativen Ära noch eben kommen sehen. Die Ideale Roons, eine ganz feste christliche Autorität, hat auch Bismarck in den neuen Zeiten nicht einfach durchführen können; wohl aber würde Roon die neue Bewegung der achtziger Jahre mit ihrem monarchischen, sozialreformerischen, zugleich auch christlich-positiven Zuge freudig mitgemacht haben. Indessen, sein Leben erlosch. Nach fünf Ruhejahren sanken die Abendschatten schwerer hernieder. Die Briefe dieser Jahre, die uns zugänglich sind, spiegeln gelegentlich die ganze Innigkeit der Liebe zu den Seinigen, fast immer die Lebendigkeit gesteigerten religiösen Ernstes ab: er lebt dem Tode und dem Jenseits entgegen; daß die Probleme „dieses unseres dunstigen, fröhnerischen Erdendaseins" den alten Kämpfer doch nicht losließen, sahen wir; sein letztes Trostwort für sie ist jetzt geworden: Gott sitzt im Regimente. Sein Sohn bezeugt, daß er auch in diese Jahre hinein mit Zweifeln, „oder doch um die Gewißheit des Glaubens", zu ringen gehabt habe, bis er auch da zu einem letzten, zuversichtlichen Abschluß gekommen sei; die innere Arbeit war ihm also auch treu geblieben bis an das Ende. Er hat damals Betrachtungen aufgezeichnet, zu denen das Bruchstück einer Grabschrift gehört. Er prüft und beurteilt sein Wesen, er spricht von Sünden und Unterlassungen, von Reizbarkeit und Herbigkeit, von dem Bösen, das er nicht gewollt und dennoch getan, von Gläubigkeit und Freudigkeit: streng und aufrichtig, wie stets, und in dieser Aufrichtigkeit seiner starken und bewegten Seele wahrlich ehrwürdig.

Im Februar 1879 suchte er seinen von den Wunden des Juni wieder geheilten Herrn in Berlin auf. Der Kaiser begrüßte ihn herzlich, umarmte und küßte ihn; bald danach warf eine Erkältung den beinahe Sechsundsiebzigjährigen auf das letzte Lager. Er blickte von seinem Krankenzimmer aus auf die Fenster des kaiserlichen Palais. Die Seinen umgaben ihn; zuletzt, am 21. Februar, zwei Tage vor Roons Tode, kam sein Kaiser oder, wie er es empfand und sagte, sein König zu ihm. Die Witwe hat geschildert, wie Wilhelm sich auf einen Lehnstuhl neben dem Bette niederließ, wie die Köpfe der beiden alten Herren dicht zusammen waren und sie leise sprachen, Roon

immer von neuem das eine: „Dank, Dank, mein König.“ „Dann stand der geliebte Herr noch am Bett, hielt die eine Hand, und die andere aus der Binde nehmend, streckte er die Finger nach oben: ‚Dort sehen wir uns wieder,‘ drehte sich langsam um, sah noch einmal zurück und rief: ‚Grüßen Sie die alten Kriegskameraden! Sie finden viele!‘ Das war erschütternd. Im anderen Zimmer hielt er sich das Tuch vor die nassen Augen und schluchzte.“

So schlicht-heroisch und so groß war das Lebewohl der beiden Greise, die so viel miteinander getan hatten. Sie werden in der Geschichte untrennbar sein. Eine jede Erzählung vom Leben Roons muß mit diesem Abschiede seines Königs schließen.

Ich wende mich zum Eingange zurück.

Roon war als Mann über das ältere idealistische Geschlecht unter seinen Zeitgenossen hinausgegangen. Als Greis ist er wieder abgelöst worden durch ein nachwachsendes jüngeres; die flutende, massenerfüllte Gegenwart entzog sich ihm, er blieb hinter ihr zurück. Daß auch sie von seinen Kräften miterfüllt ist, hat uns sein Leben dargetan. Heute noch ist seine Einwirkung, diese Einwirkung nicht nur des Realismus, dem er gedient und vorgekämpft hat, und der Deutschland noch jetzt im wesentlichen beherrscht, nicht nur des Staatsmannes, sondern zumal des Eigensten, das in ihm war, des militärischen Altpreußentums, die Einwirkung des preußischen Militärs von 1860—1870, ganz greifbar unter uns; und sie wird weiterwirken, auch wenn sich ihre unmittelbaren Spuren nach menschlicher Art allmählich mehr und mehr verwischen. Noch sind sie völlig unverwischt: die Nachwelt wird in der Neubegründung unserer Flotte — auch er hat dereinst ihren ersten Anfängen manch gutes Wort geredet! — vergleichend und verbindend einen Folgeakt aus Wilhelms I. und Roons Neubegründung unseres Landheeres erblicken und sicherlich feststellen, daß die Kräfte von 1860 um 1900, wenn auch mannigfach verwandelt, doch wieder zu Tage getreten sind. Gewiß, das Lebenswerk Roons ist den Deutschen in das Blut übergegangen. Andere Einwirkungen sind neben der seinigen einhergeschritten und ihr nachgefolgt; die einen, die Bismarck verkörpert, schwungvoller und von großartigerer Genialität als die seine, aber von verwandter Richtung; indessen, auch entgegengesetzte haben sich wieder geregt. Auch das Berechtigte der Roonschen Art bedarf der Ergänzung; andersartige Kräfte des deutschen Wesens, leichtere, freiere, geistigere, künstlerischere sind wieder am Werke, und wir müssen wünschen, daß auch sie sich lebendig in unserem Vaterlande behaupten und entwickeln. Auch diese aber, sicherlich, dürfen sich des Mannes freuen, wie er war und bleibt: in seiner starken und einfachen Monumentalität wird er, der große Handler, auch dem künstlerisch schauenden Blicke immer eine der Zierden seines Zeitalters sein, für jedes künftige reizvoll und unausschöpfbar, weil er — so trat er uns vor Augen — in sich selber lebensvoll, reich und tief war, ein ganzer Mann und ein ganzer Mensch. Er wird weiterwirken, lange über uns hinaus; weiterleben aber wird er in aller Zeit.

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von

Richard Ehrenberg.

Das Haus Parish in Hamburg.

VII.

Im Frühjahr des Jahres 1793 brach über die englische Geschäftswelt eine schwere Katastrophe herein, deren Wirkungen auch das Haus Parish & Co. in seiner Existenz bedrohten. Von den allgemeinen Ursachen dieser Krisis berichtet Parish nichts; wir müssen sie daher anderen Quellen entnehmen.

Die Zeit zwischen dem amerikanischen Kriege und dem Revolutionskriege (1783—1793) war für England eine Periode des gewaltigsten wirtschaftlichen Aufschwungs, der — wie das stets zu geschehen pflegt — die Grenzen des Berechtigten überschritt. Die englische Geschäftswelt dehnte ihre Unternehmungen weit über ihre Kräfte aus und ließ sich namentlich auch, im Vertrauen auf die Fortdauer der günstigen Strömung, auf große Warenspekulationen aller Art ein. Um die Mittel zu diesen Geschäften zu vermehren, entstanden zahlreiche ungenügend fundierte Banken, namentlich Provinzialbanken (Country Banks).

Da verbreitete sich gegen Ende des Jahres 1792, nach dem Rückzuge des vom Herzoge von Braunschweig befehligten preußisch-österreichischen Heeres aus Frankreich, eine Wolke schwerer politischer Besorgnisse über das Land. Im Januar folgte die Hinrichtung Ludwigs XVI., im Februar der Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich. Es entstand in der Geschäftswelt eine allgemeine Panik, und die Banken wurden mit Ansprüchen bestürmt, denen sie zum Teil nicht gewachsen waren. Zahlreiche Bankerotte, sowohl von Banken wie von anderen Geschäftshäusern, folgten. Seit langer Zeit hatte England eine solche Kalamität nicht erlebt. Sie dauerte allerdings nur wenige Monate; dann setzte der Aufschwung wieder ein, um in der ganzen langen Kriegszeit nicht aufzuhören; doch in jenen kurzen Monaten richtete der Orkan gewaltige Verheerungen an.

Unter den Plätzen, welche damals sich am raschesten entwickelten, stand Liverpool obenan, dessen Handel sich im 18. Jahrhundert viermal so rasch vermehrte als der englische Gesamthandel. Liverpool wurde bereits der wichtigste europäische Importhafen für Baumwolle, Zucker und andere Erzeugnisse der amerikanischen Tropenkultur, und gerade diese Waren bildeten den Gegenstand der gewagtesten Spekulationen.

Der Verkehr Liverpools mit Hamburg nahm erst um die Zeit, von der wir hier sprechen, große Dimensionen an, und zwar war es wieder Parish, der diesen Verkehr vorzugsweise organisierte und anfangs fast ganz beherrschte [1]). Namentlich zwei Liverpooler Häuser, Richard & Matthießen, sowie G. & H. Brown, beides große Spekulationsfirmen, konsignierten Parish gewaltige Warenmassen, was letzterer dadurch ermöglichte, daß er ihnen bedeutende Kredite bei der Bank von Charles Caldwell & Co. in Liverpool einräumte. Diese Bank war eine Filiale von Parish's Londoner Bankverbindung Burton, Forbes & Gregory, welche an der Londoner Börse für sehr reich und vorsichtig galt, überhaupt als Geschäftshaus ersten Ranges angesehen wurde. Parish war gerade in London, als sein bisheriger dortiger Bankier, Gaven Elliot, starb. Burton & Co. boten ihm ihre Dienste unter günstigen Bedingungen an, und er ging bereitwillig darauf ein. Die Wechsel von Burton & Co. wurden durch die Bank von England gern diskontiert und auch Parish's Tratten auf sie in Hamburg mit Vorliebe gekauft. Sie nahmen zunächst von Parish keinerlei Kredit in Anspruch, während dieser bei ihnen manchmal mit 100000 £ in Vorschuß kam. Bei der Liverpooler Konsignation dienten sie ihm derart, daß von Liverpool aus zuerst, um Zeit zu gewinnen, auf Burtons und dann von diesem auf Parish trassiert wurde.

Mit der Zeit begannen Burtons, in Hamburg durch Parish Wechsel auf Lissabon, Cadix und Italien zu kaufen, wogegen Parish auf sie Zwei- bis Dreimonatswechsel zu ziehen hatte. Die in Hamburg gekauften ausländischen Wechsel verkauften sie in London gegen Barzahlung, so daß sie zwei bis drei Monate lang über das Geld verfügen konnten. Dies war für sie ein etwas kostspieliges, aber bequemes und bei den Londoner Bankiers damals ganz übliches Mittel der Geldbeschaffung. Parish übernahm dadurch ein doppeltes Risiko, nämlich erst durch Indossierung des gekauften Wechsels und zweitens durch Trassierung des Gegenwertes auf London. Doch das gegenseitige Vertrauen war so groß, daß er an dieses Risiko gar nicht dachte.

Das ist das trügerische Vertrauen des Kaufmanns. Gewohnheit härtet ihn gegen alles ab; aber diese blinde Schwäche sollte selbst bei der angesehensten Verbindung in gehörigen Grenzen bleiben. Traut nie dem äußeren Schein noch dem Glauben der Menge!

Selbst als schließlich drei holländische Geschäftsfreunde von Burton & Co. fallierten, erlitt ihr Kredit keine Schädigung. Ihre Tratten auf die bankerotten Häuser wurden von anderen holländischen Freunden der Burtons zu deren

---

[1]) Large consignment were preparing for us from Liverpool; we had almost the whole of that trade.

Ehren bezahlt, und ein großer Teil des Betrages wurde den intervenierenden Häusern auf Parish, sowie auf dessen früheren Kompagnon Thomson angewiesen, der mit Burtons auch in Verbindung stand. Dies geschah nur, um den Zusammenbruch hinauszuschieben, was Parish aber nicht ahnte. Erst als Burtons jetzt anfingen, direkt von London aus auf ihn zu trassieren, begann er Unrat zu wittern. Er schob sowohl die Honorierung dieser Tratten, wie die der holländischen und ebenso die von 20 000 £ Tratten Browns in Liverpool auf bis zur Ankunft der englischen Posten, von denen vier ausgeblieben waren.

Es war im März 1793. Charnock, ein naher Freund Parish's, befand sich eben in London[1]). Als er erfuhr, daß man Burtons zu mißtrauen begann, leitete er eine genaue Untersuchung der Gründe dieser Gerüchte ein und sandte inzwischen schon einen Eilboten an Parish mit der bösen Nachricht, indem er hinzufügte, noch habe man alle Hoffnung, daß Burtons gestützt werden würden; sonst freilich müßten die ersten Liverpooler Häuser fallen. Dieser Expreßbrief kam vor den fehlenden Posten in Hamburg an. Aber auch letztere enthielten noch nichts von den drohenden Ereignissen. Trotzdem verweigerte Parish die Acceptierung neuer Burtonscher Tratten, so daß im ganzen schon 35 000 £ „notleidend" geworden waren, außer den 90 000 Mark holländischer Tratten. Die Hamburger Börse war starr vor Staunen; die Juden hatten von jenen Gerüchten nicht das geringste gehört; Parish aber war entschlossen, alles Weitere abzuwarten.

Sofort nach Empfang des Expreßbriefes aus London hatte er begonnen, sich auf das Schlimmste vorzubereiten. Es war keine Zeit zu verlieren:

Sofort wurde eine gründliche Untersuchung der Aktiva und Passiva des Hauses angestellt und jede andere Arbeit beiseite gelegt. Nie werde ich die Anhänglichkeit vergessen, welche mir meine Leute bei dieser Gelegenheit bekundeten. Ohne Unterbrechung blieben sie im Kontor von früh bis spät, weit über die Geschäftszeit hinaus, bis ich ihnen befahl, nach Hause zu gehen. Auch ich versuchte dann wohl, mich zu stärken für die Arbeit des folgenden Tages. Aber ich hatte den Schlaf verloren. Sobald ich den Kopf auf das Kissen legte, fielen mir tausend Dinge ein, die mir während des Tages entgangen waren. Ich schlüpfte aus dem Bette in den Nachbarraum, wo meine Bücher ausgebreitet und Kerzen angezündet waren. Dort entwarf ich den Arbeitsplan des nächsten Tages. In dieser Lage befanden wir uns vom Montag bis zum Donnerstage; dann erst konnten wir die Situation überschauen; glücklicherweise waren die Bücher bis zum letzten Tage in guter Ordnung.

Danach ergab sich folgende Bilanz des Hauses Parish & Co.:

Passiva.

1.	Accepte, fällig vom 23. März bis zum 1. Mai	Bco.-₰	2 800 000
2.	„ „ „ 2. Mai „ „ 31. Mai	„	1 300 000
3.	Laufende Tratten auf Burton & Co., bei deren Zahlungsunfähigkeit unter Protest zurückerwartet: 75 000 £ =	„	950 000
4.	Andere Tratten auf England, nach dem Falle von Burton & Co. durch Parish & Co. zu decken . .	„	625 000
	Summa	Bco.-₰	5 675 000

[1]) Charnock hatte ihm schon früher einen ähnlichen großen Dienst erwiesen.

Aktiva.

1.	Wechselbestand	Bco.-ℳ	1 300 000
2.	Bankbestand	„	450 000
	Sicherere Fonds zusammen	Bco.-ℳ	1 750 000
3.	Für die englische Regierung in der Ostsee gekauftes Korn, wogegen auf Pitts Faktor Scott zu trassieren; unsicheres Aktivum, weil Unterbringung der Tratten zweifelhaft und tatsächlich nachher unmöglich war	„	480 000
4.	Warenlager in Hamburg-Altona, hauptsächlich westindische Güter, davon 5 Millionen Pfund Kaffee und über 4000 Oxhoft Zucker, zusammen geschätzt auf	„	4 500 000
5.	Drei Ladungen Zucker und Kaffee, unterwegs von Liverpool für Rechnung von G. & H. Brown, Fakturapreis . . . . 40 000 £ =	„	500 000
6.	Vier Ladungen gleicher Art von Richard & Co. 35 000 £ =	„	430 000
7.	Ausstände am Platze	„	950 000
	Summa	Bco.-ℳ	8 610 000

So konnte ich jedermann frei ins Angesicht schauen; aber das war nicht genug; ich mußte auch meine Verpflichtungen pünktlich erfüllen oder — bankerott werden!!! Meine Güter waren kein Bargeld, und auch von den sonstigen Aktiven konnte ich nur 1 750 000 Mark als verfügbar betrachten, so daß ich noch 1 050 000 Mark schaffen mußte, um meine bis zum 1. Mai fällig werdenden Accepte einlösen zu können, und weitere 1 300 000 Mark für die im Laufe des Mai verfallenden Accepte. Jene langen Zahlenreihen prägten sich mir tief ein.

Geld war ungewöhnlich knapp, der Diskont 7 %; für Waren bestand keine Nachfrage, außer für Kaffee. Ich überlegte mir alles hin und her; mein Gehirn war in fortwährender Bewegung. Jedes nur denkbare Hilfsmittel wurde erwogen; aber so schön es sich auch auf dem Papiere ausnahm, im düsteren Lichte der auf mir lastenden Verpflichtungen hielt keins von ihnen stand.

Mein Warenlager verpfänden? Dies ist immer eine wenig ehrenvolle Maßregel, ein letztes Zufluchtsmittel, überdies nur für mäßige Beträge anwendbar. Ich ging zu Schuback[1]), mit dem ich nahe befreundet war, setzte ihm meine Lage offen auseinander und erbat seinen Rat wie auch seine Hilfe Ich kam nicht mit leeren Händen; ich wollte nur Bargeld haben gegen zweifellose Sicherheiten. Er fragte, wieviel ich brauchte. Wenigstens 2 Millionen! Er fuhr zusammen: Das sei sicher nicht mein Ernst! Ich zeigte ihm meine Bilanz: kaum konnte er seinen eigenen Augen trauen; die Zahlen verursachten ihm Schwindel. Nach langem Schweigen, die Augen noch auf dem Papier, stieß er die Worte heraus: „Freund, da weiß ich wahrhaftig keine man (?) anzusetzen!"[2]). Damit wollte er sagen, für eine solche Last könne er seine Schultern nicht mit anstemmen. Er war ganz bleich, und mich starr anschauend, fragte er: „Was denken Sie denn selbst?" Ich sah, er hatte Mitgefühl, und antwortete: „Das Geld muß ich schaffen, gleichviel, woher; ich werde jeden Winkel durchwühlen; deshalb frage ich Sie um Rat, und wenn alles fehlschlägt, will ich wenigstens mit einem guten Gewissen untergehen. Sie sind der Erste, den ich um Rat bitte, und werden auch der Letzte bleiben. Wenn Sie keinen Ausweg wissen, so werde ich sehen, wie ich allein fertig werde." Wir erörterten darauf verschiedene Pläne, berechneten, wieviel Geld im Markte zu haben war, bei den Assekuranzgesellschaften und Geldleihern; es war etwa eine halbe

---

[1]) Johannes Schuback, einer der angesehensten Kaufleute im damaligen Hamburg, Gründer der jetzt noch bestehenden Firma Johannes Schuback & Söhne.

[2]) Diese Worte sind dem englischen Texte der Memoiren in deutscher Sprache eingefügt.

Million. Das Ergebnis war, er könne „kein Land" sehen. Er selbst versprach mir 150 000 Mark, die ich gegen Sicherheit annahm. Dann kehrte ich nach der Deichstraße zurück. Dort schien es mir, als ob unser Haus sich vorne überneigte und zusammenstürzen wolle.

In dieser Nacht saß Parish noch um drei Uhr über seinen Büchern, um das schwere nächste Tagewerk vorzubereiten; da traf eine neue Estafette seines Freundes Charnock aus London ein, mit der Nachricht, daß Burton & Co., ebenso wie Caldwell & Co. und G. H. Brown in Liverpool am 16. März ihre Zahlungen würden einstellen müssen. Charnock hatte die Londoner Firma Smiths & Atkinson bestimmt, alle Tratten Parish's auf Burton & Co. unter seiner Garantie aufzunehmen, ein neuer wertvoller Dienst Charnocks, weil die Tratten sonst sofort an Parish zurückgenommen wären und von ihm bar hätten bezahlt werden müssen. Beigefügt war ein Brief mit der gleichen Hiobspost für Parish's früheren Compagnon Thomson, der noch nicht ahnte, daß Burton & Co. gefährdet wären. Parish ließ ihn sofort aus dem Bette holen, ebenso seinen jetzigen Teilhaber Möller. Thomson kam zuerst. Als er die Nachricht empfing, die seinen geschäftlichen Untergang bedeutete, warf er sich auf das Sofa und brach in Tränen aus, bitterlich das Geschick seiner kleinen, hilflosen Kinder beklagend. Parish wußte, daß dem alten Freunde nicht geholfen werden könne; war dieser doch bei den bankerotten Firmen mit 50 000 £ engagiert! Er suchte Thomson nach Kräften zu trösten und nahm ihm das Wort ab, sich von Stund an als insolvent im gesetzlichen Sinne zu betrachten, also trotz aller Versuchungen keinen Gläubiger zum Nachteile der anderen zu befriedigen. Thomson hielt sein Versprechen, was später der Wiederherstellung seiner geschäftlichen Ehre zu statten kam.

Dann erschien Möller, vor Kälte und Angst zitternd, bekleidet mit einem großen Überwurf, unter dem der Schlafrock herausschaute, eine weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, in der Hand eine kleine Laterne. Auch er begann heftig zu schluchzen, und vergebens suchte Parish, der sich inzwischen vollkommen gefaßt hatte, ihm Mut einzuflößen. So sandte er denn die beiden späten Gäste wieder nach Hause.

Jetzt war es fast 5 Uhr morgens. Deine Mutter, liebe Henny, lag im Nachbarzimmer, hörte aber von der ganzen Nachtszene erst am nächsten Morgen. Ich war so ziemlich am Ende meiner Kräfte; als ich jetzt zu Bette ging, fiel ich zum ersten Male seit vier Tagen in einen festen Schlaf, der mich sehr kräftigte.

Der folgende Tag war ein Posttag. Parish mußte daher erwarten, daß die englischen Ereignisse an diesem Tage aller Welt offenbar werden würden, was tatsächlich im Laufe des Tages geschah. Deshalb mußte jede Minute benutzt werden.

Als ich aufstand, sandte ich nach unserem ersten Kaffeemakler und sagte ihm, ich hätte Orders, eine Million Pfund Kaffee gegen Bargeld zu verkaufen. Ich sei bereit, 1/4 s. unter Marktpreis zu verkaufen, aber nur an Spekulanten; unter 100 000 Pfund dürfe kein Posten abgegeben werden; wäre das Ganze nicht unterzubringen, so wolle ich den Rest selbst übernehmen; ebenso müsse ich das Recht haben, alles, was nicht im Laufe der Woche abgenommen und bezahlt werden sollte, zurückzunehmen. Kaffee war einigermaßen begehrt. Der Makler nahm die Proben mit

und eilte von dannen; nach knapp einer Stunde kam er zurück und erklärte, alles sei verkauft; da er aber nur zehn seiner Kunden habe befriedigen können, fürchte er, die anderen würden sich beschweren. Mit Mühe erreichte er, daß Parish ihm weitere 500 000 Pfund überließ, die ebenfalls vor der Börse untergebracht wurden. Dann kam der Zuckermakler an die Reihe. Ich fragte, wieviel Zucker im Markte sei. Die Antwort lautete: „In erster Hand nur wenig." — „Was können Sie von dieser Sorte beschaffen? Ich kaufe gegen Bargeld." — Er ging mit den Proben fort und kam wieder mit dem Bescheide, es seien nur wenige Verkäufer da; sie glaubten, es handle sich um eine Spekulation, und hätten deshalb ihre Forderungen erhöht; mit ihnen sei nichts zu machen; er könne eher 500 Oxhoft verkaufen als 100 kaufen; ich hätte doch einen großen Vorrat; ob ich den günstigen Moment nicht zum Verkauf benutzen wolle? Dahin wollte ich ihn gerade haben. Im Laufe des Tages gelang es mir, 1700 Oxhoft gegen Barzahlung unterzubringen. — Als ich zur Börse ging, war noch nichts bekannt, weder von den schlimmen Nachrichten aus England noch von meinen Verkäufen; ich hatte den Maklern verboten, den Namen des Verkäufers vor dem nächsten Tage aufzugeben. — An der Börse umringten mich die Juden wie gewöhnlich. Für Wechsel auf London war Nachfrage, und ich verkaufte einen großen Betrag. Dies war mein letztes Geschäft für einen Monat.

Erst nach der Börse kam die Post aus England mit den schlimmen Nachrichten und etlichen protestierten Tratten Parish's auf Burton & Co., die von ihm prompt wieder eingelöst wurden; im übrigen trat Charnocks Vereinbarung mit Smiths & Atkinson in Wirksamkeit. Zum ersten Male geschah es bei dieser Gelegenheit in England, daß die Inhaber noch nicht fälliger Accepte eines bankerotten Geschäftshauses von diesem „bessere" Sicherheit verlangten, was Charnocks Vorsichtsmaßregel besonders notwendig machte.

Als die Hamburger Börse von Parish's forcierten Verkäufen hörte, beurteilte man ihn sehr streng und war überzeugt, er müsse doch unterliegen, da übertriebene Vorstellungen von seinen Verbindlichkeiten im Umlauf waren. Selbst Schuback war derselben Meinung. Parish ertrug alles geduldig. Das Wiegen und Abliefern so großer Warenmengen in kurzer Zeit war freilich eine rechte „Pferdearbeit". Doch alles wurde bezahlt, und innerhalb zweier Monate konnte er die Waren viel billiger zurückkaufen. Dann wurde er wegen seines geschäftlichen Blickes und wegen der Geschicklichkeit, mit der er sich aus solchen Schwierigkeiten befreit hatte, hoch gepriesen. Es war ein ganz neues Verfahren und ging auch im Umfange über alles hinaus, was man bis dahin an der Hamburger Börse gekannt hatte.

Aber noch waren Parish's Schwierigkeiten nicht zu Ende. Wie schon erwähnt, hatte er für die englische Regierung Korn gekauft und dagegen 40 000 £ auf ihren Faktor Scott zu trassieren. Er sah voraus, daß diese Tratten unter den obwaltenden Umständen in Hamburg nicht unterzubringen sein würden. Deshalb setzte er Hope & Co. vertraulich seine Lage auseinander und erreichte von ihnen, daß sie ihm die Londoner Tratten gegen kurzfristige Wechsel auf Hamburg abnahmen. Auf solche Weise gelang es ihm, in der ganzen Krisis einen Bankbestand sich zu erhalten, der die täglichen Zahlungen stets um mindestens 400 000 Mark überstieg, obwohl an manchen Tagen mehr als das zu bezahlen war.

Ich begann, jetzt wieder frei zu atmen. An der Börse trug Möller seinen Kopf um drei Zoll höher. Zwar war noch viel von unseren Wechseln im Umlauf, aber da für Mittel zu ihrer Einlösung gesorgt war, machte ich mir keine weiteren Gedanken, sondern nahm meinen Stand mitten im dicksten Gewühl unserer Juden ein. Die armen Burschen! Ihre Blicke hingen an mir, sie suchten meine Haltung zu enträtseln, hing doch das Schicksal der ganzen Sippschaft von meiner Solvenz ab. Einer fragte: „Was fordern Sie heute für Wechsel auf London?" — Antwort: „Ich habe nichts zu trassieren." — „Haben Sie Diskonten abzugeben?" — „Nein; wenn Sie mich gut bezahlen, will ich Diskonten n e h m e n." — Das richtete ihren Mut auf; sie steckten rasch ihre Köpfe zusammen und stellten mich auf die Probe; ich nahm tatsächlich eine Summe. Mein alter Freund Popert zeigte besonders lebhaftes Interesse; ich erklärte mich bereit, ihm 100 000 Mark meiner eigenen Accepte zu diskontieren; er ging erleichtert nach Hause und sandte mir nichts. — Bald konnte ich überhaupt meine Praxis wieder aufnehmen, meine eigenen Accepte zu diskontieren. Dies beruhigte die Börse vollkommen und wurde auch nach auswärts gemeldet, wo man überall den Hamburger Nachrichten über das Schicksal von Parish & Co. mit Sorge entgegensah. Hätte ich meine Zahlungen eingestellt, so wäre ein allgemeiner Zusammenbruch die Folge gewesen; so groß war die Menge der laufenden Wechsel auf und von Parish & Co. in allen Teilen der Welt. Dieser Papierverkehr ist wie ein Kartenhaus; zieht e i n e Karte fort, gleich stürzt das Ganze zusammen.

Parish hatte in dieser Zeit so schwer zu kämpfen, daß er seinen bedrängten Freunden nicht helfen konnte, nicht einmal Smiths & Atkinson, die ihm einen so wesentlichen Dienst geleistet hatten durch Aufnahme seiner Tratten auf Burton & Co. Ja, er sah sich in die traurige Notwendigkeit versetzt, seinerseits die Annahme von Tratten zu verweigern, welche Smiths & Atkinson, um sich Geld zu schaffen, im voraus, ehe die Burtonschen Wechsel fällig waren, auf ihn zogen. Nur die Notwendigkeit der Selbsterhaltung — so gesteht er frei und offen — konnte eine solche Undankbarkeit rechtfertigen. Sein Verlust bei Burton & Co. betrug 13 000 £, davon 5000 £ allein durch Verschlechterung des Hamburger Wechselkurses in Hamburg um über 10%, infolge der forcierten Trassierungen von Smiths & Atkinson auf Parish & Co.

Seine ungedeckte Forderung an Richard & Matthießen betrug 20 000 £. Freilich waren vier ihnen gehörige Schiffsladungen im Werte von 35 000 £ nach Hamburg unterwegs, aber nur die Hälfte davon war versichert, und falls den Schiffen etwas zustieß, hatte Parish den Verlust zu tragen. Auch hatten sie noch den Wert einer weiteren großen Ladung Zucker und Kaffee auf Parish trassiert; aber die Konnossemente dieser Ladung wollten nicht erscheinen. Richard & Co. versicherten Parish, wenn er sie weiter unterstützte, würden sie sich halten; er tat es im eigenen Interesse, wodurch indes sein Risiko und seine Verbindlichkeiten zunächst weiterwuchsen.

Noch viel schlimmer stand es mit Parish's Beziehungen zu dem schon bankerotten Hause G. & H. Brown in Liverpool. Vier Ladungen von ihnen im Werte von 40 000 £ waren für Parish unterwegs; deren Versicherung hatten sie teils selbst, teils ihre Londoner Freunde besorgt, die ebenfalls bankerott waren, und die Policen befanden sich vielleicht schon in anderen Händen, weshalb Parish befürchten mußte, daß im Falle des Verlustes der Schiffe nicht er die Versicherungssumme würde einkassieren können. Nun

waren gerade in dieser Zeit die französischen Kaper eifrig an der Arbeit, englische Schiffe zu nehmen, und tatsächlich befand sich eines der Schiffe zwei Tage lang in Kapers Händen. Wochenlang wußte Parish nichts von dem Schicksale der Schiffe. Aber schließlich langten sie sämtlich wohlbehalten in Hamburg an. Er betrachtete dies stets als einen der größten Glücksfälle seiner ganzen kaufmännischen Laufbahn, zog aber aus dem Vorkommnis die Lehre, daß man bei Krediterteilung gegen Konnossement die Versicherung stets selbst besorgen oder durch zuverlässige, unbeteiligte Vertreter besorgen lassen müsse.

Bei dem Brownschen Konkurse wäre Parish durch eine „Absurdität" des englischen Rechtes fast noch schwerer geschädigt worden, als es ohnehin der Fall war. Das englische Konkursrecht ließ nämlich damals Ansprüche an eine Konkursmasse nicht gelten, wenn sie aus Wechseln herrührten, die erst nach dem Zeitpunkte der Konkurseröffnung fällig wurden. Nun verfiel ein großer Teil der Brownschen Tratten auf Parish, die er bereits acceptiert hatte, erst später, weshalb die Konkursverwaltung seine Ansprüche zurückwies. Glücklicherweise blieben die Inhaber der bankerotten Firma persönlich haftbar, und als einer von ihnen nach Beendigung des Konkurses in Hamburg wieder Geschäfte machte, konnte Parish ihn fassen.

Parish knüpft daran in seinen Erinnerungen ganz interessante Betrachtungen über den Zweck jenes Rechtsatzes und über die aus ihm tatsächlich hervorgehenden Folgen. Als einzigen vernünftigen Zweck, so sagt er, könne man den anführen, die Entstehung von Schwindelwechseln für spekulative Umsätze zu verhindern, auf Grundlage eines Ausspruches von Lord Thurlow, welcher lautet: „Niemand soll einen Wechsel acceptieren, der den Gegenwert nicht in Händen hat." Parish erkennt die relative Berechtigung dieses Standpunktes an, weist aber demgegenüber hin auf die unbedingte Notwendigkeit des Kredits im kaufmännischen Verkehr, auf die gewaltige Erleichterung des Handels durch den Wechselverkehr, auf die krasse Ungerechtigkeit, welche entsteht, wenn das Gesetz diese Verkehrsbedürfnisse ignoriert:

> Manche Länder, welche überseeische Rohprodukte beziehen, unterhalten mit deren Herkunftsländern keinen direkten Wechselverkehr, weshalb ein englischer Zwischenplatz verwendet werden muß, auf den der überseeische Verfrachter zu trassieren hat. Der Engländer zieht dann seinerseits auf den Kaufmann des endgültigen Bestimmungslandes, und dieser acceptiert die Tratten. Die Waren fallen zunächst in die Hände des Engländers und, wenn dieser bankerott wird, in die seiner Gläubiger, während der vertrauensvolle fremde Kaufmann nicht nur mit seinen Ansprüchen an die Masse abgewiesen wird, sondern ihm noch obendrein gesagt wird, er hätte sich eben vorsehen und keinen Wechsel acceptieren sollen, ohne den Wert vorher erhalten zu haben!

Das ist sicherlich höchst ungerecht und unzweckmäßig, aber die besondere Gefährlichkeit übergroßer Kredite durch Acceptierung von Wechseln bleibt eben doch bestehen, und noch jetzt ist z. B. die Frage offen, inwieweit Banken die Krediterteilung in dieser Gestalt gestattet werden sollte.

Doch zurück zu der Krisis von 1793. Erst als die Schiffe mit den westindischen Gütern sicher in Hamburg angelangt waren, konnte Parish sich als gerettet ansehen.

Seine Stimmung während des kritischen Märzmonats schildert er folgendermaßen:

Wenn damals jemand zu mir gesagt hätte: „John, hier sind 100 000 Mark; laß mich dein Fuhrwerk ziehen“ — mit Freuden hätte ich mein Haus in der Deichstraße verlassen.

Er hatte eben zu viel auf sich genommen und war weit über seine Kräfte hinausgegangen.

Trotz meiner forcierten Massenverkäufe schwollen meine Warenvorräte infolge der täglich aufs neue anlangenden Ladungen derart an, daß ich in Hamburg 85 Speicherböden mit ihnen anfüllte und, weil ich schließlich keinen Raum mehr fand, viele Ladungen nach Altona gehen lassen mußte. Dieses eine Mal in meinem Leben fühlte ich, daß ich mehr Geschäfte hatte als ich wünschte und gehörig leiten konnte. Ich mußte etwas von meinen Vorräten anderen Häusern zum Verkauf übergeben, wobei mich auch die Erwägung mitbestimmte, daß meine Vorschüsse auf Konsignationen alle mir zu Gebote stehenden Hilfsmittel überstiegen, weshalb ich einen Teil des Verdienstes anderen zu gute kommen ließ, um nur einen Teil meiner Vorschüsse wiederzuerlangen. Es kostete mich große Überwindung, nicht wegen des mir entgehenden Verdienstes, sondern weil ich nur schwer mich davon überzeugte, daß ich meine Kräfte nicht richtig taxiert hatte. Die Last war eben eine zu große, wie folgende Zusammenstellung meiner Verbindlichkeiten zeigt:

1.	Konsignationen in Höhe von 5 Millionen Mark Banko =	400 000 £
2.	Wechselbestand	100 000 „
3.	Ausstände in der Stadt	80 000 „
4.	Notleidende Tratten auf meine Bankiers	75 000 „
5.	Geldwechsel auf andere Häuser, welche nicht erneuert werden konnten	50 000 „

Das waren zusammen über 700 000 £ oder fast 8 Millionen Mark Banko, gegenüber einem eigenen Kapital von etwas über einer halben Million Mark. Es gehörte in der Tat einiges Geschick dazu, um diesem Unwetter zu widerstehen.

Eigentliche Liebesdienste zu erwarten, wie Parish sie seinen Nachbarn in solchen Notlagen manchmal erwies, kam ihm damals nicht in den Sinn; die Bresche war zu groß, um durch derartige Mittel ausgefüllt werden zu können. Doch teilt er in seinen Erinnerungen nicht ohne Bewegung mit, daß er in dieser Krisis unter den Hamburgern wenigstens einen völlig uneigennützigen Freund gefunden habe: ein Mann, mit dem er in keiner Verbindung stand, stellte aus freiem Antriebe, bedingungslos und ohne Sicherheit, 30 000 Mark Banko zu seiner Verfügung. Anderseits kündigte keiner seiner Schuldscheingläubiger ein Guthaben, außer einer Witwe, der er ihre Forderung von 10 000 Mark sofort, ohne den Ablauf der sechswöchentlichen Kündigungsfrist abzuwarten, zurückzahlte.

Die Schlußeindrücke und Lehren der Krisis leitet Parish wieder ein mit einer Fülle seiner beliebten nautischen Bilder:

Ich mußte mir sagen: „John, du hättest die Ladefähigkeit deines Fahrzeuges besser kennen sollen; dieses Mal hast du es überladen.“ In der Tat lag es seit einiger Zeit ganz auf der Seite, mußte durch Auswerfen eines Teiles der Ladung aufgerichtet und sein zerfetztes Takelwerk mußte gespleißt werden. Dann wendete ich das Schiff wieder nach dem Winde und ließ es windwärts segeln; es kam vorwärts, und gegen Jahresschluß sahen wir „Land voraus“; ich ließ beidrehen und ein Boot aussetzen, worauf ich langsam folgte, indem ich das Senkblei laufen ließ,

da ich noch Korallenriffe in meinem Kurse befürchtete; doch ich entging ihnen; endlich, am 31. Dezember, lief ich in den Hafen ein, vollständig vom Lande eingeschlossen. Ich ließ den Anker fallen, ging in die Kajüte und dankte dem Allmächtigen, der meine Barke so wunderbar beschützt hatte, inmitten aller der Untiefen, auf denen sie im Laufe dieser Jahresreise wiederholt fast gescheitert wäre. Die Küste aber nannte ich „Fortuna-Strand" (Point fortunate). Ich gab meinen Leuten einen Feiertag und verteilte an sie Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die wertvollen Dienste, welche sie mir geleistet haben. Dann setzte ich mich nieder zum Rechnen! Ich berechnete die Reisekosten und die Abnutzung des Schiffes, schätzte die Havereien, deren Tragweite ich noch nicht genau ermessen konnte, und fand schließlich, daß, obwohl ich 20000 £ Fracht eingenommen hatte, ich davon doch nicht mehr als 4000 £ als verdient betrachten durfte, und selbst das nur, um sagen zu können, daß ich nicht in meinen Verhältnissen zurückgekommen war auf dieser gefährlichen, mühseligen Reise. Meinen Nachfolgern aber möchte ich empfehlen, einen so verzweifelten Kurs ganz zu vermeiden.

Die eigentliche Selbstkritik liefert Parish wieder in der Form eines Zwiegespräches mit seiner Tochter Henny. Nur ein Auszug daraus kann hier gegeben werden:

Sicherlich — so beginnt die Tochter ihn zu katechisieren — sicherlich, alter Herr, müßt Ihr jetzt irgend etwas zu Eurer Verteidigung sagen und nicht immer nur, als eigentliche Ursache solcher schlimmen Dinge, Eure wunderbare Fähigkeit, allen möglichen Gefahren zu entgehen, ausposaunen.

Eindringlich führt sie ihm dann zu Gemüte, ein wie ansehnliches Vermögen er doch schon vor der Krisis besessen, und wie es ihm freigestanden hätte, sich auf weitem Gebiete die besten Geschäfte auszusuchen, die gefährlicheren zurückzuweisen; daß er kurz zuvor erst den Klauen des Todes entronnen sei und noch am Ende des Jahres 1792 unter den Nachwirkungen der Krankheit zu leiden gehabt, daß er überdies bei seinen fünfzig Jahren bereits, ebenso wie seine Familie, das Bedürfnis empfunden hätte, Körper und Geist auszuruhen; „was veranlaßte Euch also, so extravagante Unternehmungen anzufassen?"

Dies alles — antwortet der Vater kleinlaut — ist sehr wahr; ich sehe es jetzt und ich fühlte es noch stärker in den kritischen Märztagen des Jahres 1793; ich weiß auch jetzt nur zu sagen, daß Ehrgeiz die einzige Ursache war, der Wunsch, ein Millionär zu werden, mein Haus ein Stockwerk höher zu bauen als meine Nachbarn! Dies zwang mich, die gebahnten Wege zu verlassen, die mir zu eng erschienen für den gewaltigen Flug, den ich vorhatte! Es war die Erkundung eines neuen Gestades, ganz verschieden von bisherigen, weit größer als alles, was unter Hamburger Flagge versucht worden war. — Mein Kredit war groß; ich hatte das Vertrauen unserer Geldleute gewonnen; unter unseren Geldjuden galt ich als „ein Paragon". Ich selbst hielt mich für fähig, solche Unternehmungen auszuführen. Aber ich hatte meinen Kredit überschätzt und entdeckte das erst, als es zu spät war. Darin lag ein Mangel an Urteilsfähigkeit, die Hauptursache aller Schwierigkeiten, die den Menschen auf ihren Lebenswegen begegnen.

Dieser geistige Defekt kommt uns nur durch Erfahrung zum Bewußtsein. Gut ist es nur, wenn er nicht mit Eigensinn gepaart ist. Glücklicherweise brauchte ich mich dessen wenigstens nicht anzuklagen. Niemand erkennt leichter seinen Irrtum; aber niemand ist auch mehr der Gefahr ausgesetzt, das nächste Mal wieder in die gleiche Grube zu fallen.

Wir dürfen hinzufügen; Niemand war besser geeignet als John Parish, aus solchen schlimmen Lagen einen rettenden Ausweg zu entdecken! Und diese außerordentliche Fähigkeit wurde an der Hamburger Börse allgemein bewundert. Noch lange sprach man dort von den Ereignissen des Jahres 1793. Parish selbst aber dachte an sie nur mit einer Empfindung zurück, die gemischt war aus Schrecken und Dank gegenüber der Vorsehung, die ihn aus diesem Irrgarten gerettet hatte. Als er sich einige Jahre später vom Geschäfte zurückzog, betrachtete er die Krisis von 1793 als die letzte seines Lebens:

Mein Fahrzeug liegt ja jetzt auf dem Lande. Wenn die Jahreszahl „drei" wieder erscheint und ich dann noch lebe, wird sie auf mich persönlich wohl nur geringen Einfluß ausüben können.

Noch eine kurze Betrachtung über die Krisis von 1793, vom Standpunkte der Gegenwart aus angestellt, aber anknüpfend an einige Bemerkungen Parish's: er hebt die raschen Umsätze des Hamburger Platzes hervor, den kurzen Kredit, den man dort den Käufern nur einräumte, gegenüber der langen Frist bis zum Verfall der Tratten, welche seine Auftraggeber auf ihn zogen, die Größe des ihm zur Verfügung stehenden Kapitals und die noch weit bedeutenderen Hilfsmittel, die er durch seine auswärtigen Geschäftsfreunde im Notfalle zu erlangen hoffen durfte. Alles dies, so meint er, mußte ihn bestärken in dem Glauben, es gäbe nichts, was das Haus Parish nicht unternehmen könne. Dies klingt sehr plausibel, und wenn er heutzutage lebte, so würde er sich auch schwerlich darin getäuscht haben; aber zu *jener* Zeit war eben noch

1. nicht nur, wie wir schon wissen, der Hamburger Wechselmarkt, sondern auch der Hamburger *Warenmarkt* zu klein für derartige Unternehmungen, und

2. gab es dort noch keine eigentliche Organisation für die rasche Erlangung großer *Bankkredite*; denn die berühmte „Hamburger Bank" war keine Kredit-, sondern nur eine Zahlungsbank, und sonstige Banken gab es nicht; das Bankgeschäft lag noch, ebenso wie der Verkehr in ausländischen Wechseln, zum großen Teil in den Händen der Juden. Das änderte sich erst in den folgenden Jahren.

VIII.

Das Jahr 1794 brachte einen glänzenden Aufschwung des Geschäfts ohne gefährliche Zwischenfälle. Der Gewinn des Jahres war enorm: er belief sich auf nicht weniger als 582 000 Mark Banko:

Diesen ganzen Betrag auf die Kapitalkonten zu nehmen, erschien mir gefährlich; dadurch wären leicht Schwindelgedanken (giddy ideas) entstanden. Ich hatte derartiges nie erlebt und befürchtete daher, mir den Magen zu überladen, Verdauungsbeschwerden zu veranlassen. So nahm ich denn nur 300 000 Mark auf die Kapitalkonten von Möller und mir, während ich den Rest von 282 000 Mark unserem „Reservekorps, Madame Delcredere", hinzufügte. Als die Bücher abgeschlossen wurden, ergab sich ein Geschäftskapital von 827 000 Mark Banko. Soli Deo gloria.

Aus der Tätigkeit dieses gewinnreichen Jahres 1794 greift Parish nur *ein* Geschäft als besonders denkwürdig heraus, jene schon erwähnte Übermittlung englischer Subsidien an Preußen gemäß dem Haager Vertrage

vom 19. April 1794. Parish stand den Ereignissen, welche auf diesen Vertrag folgten, so nahe, daß sein Bericht wohl auch für die Geschichtschreibung von Wert ist[1]).

Die zum Kriege gegen die französische Revolution geschlossene Koalition von 1792 befand sich zu Anfang des Jahres 1794 bereits in der Auflösung, weil Preußen, schwerer finanzieller Bedrängnis wegen, sich außer stande sah, den Kampf fortzusetzen. Die Unentbehrlichkeit des preußischen Heeres veranlaßte die Seemächte, Preußen für die Mobilisierung von 62 400 Mann 300 000 £ als einmalige Zahlung, sowie monatlich weitere 50 000 £ als Subsidie und 100 000 £ als Verpflegungszuschuß zu versprechen, wogegen die preußischen Heere, nach einem militärischen Einverständnisse mit den Seemächten, dort verwendet werden sollten, wo es in deren Interessen am angemessensten erschien. Dieser für Preußen wenig rühmliche Vertrag hatte einen noch unrühmlicheren Ausgang: Auf beiden Seiten waren von Anfang an noch Mißtrauen und Unlust stark vertreten. Die Auszahlung der Subsidien verzögerte sich eine Zeitlang, aus Gründen, auf die zurückzukommen ist. Die Preußen, von polnischen Sorgen bedrängt, verloren bald die Lust, den Vertrag auszuführen. Sie ließen sich zwar über eine Million Pfund Sterling auszahlen, stellten aber nicht die vertragsmäßig zugesicherte Truppenzahl und weigerten sich, nach dem Verlangen der Seemächte die Niederlande zu besetzen; vielmehr blieben sie untätig am Mittelrhein stehen, während die Franzosen Belgien eroberten und schließlich sogar den Rhein überschritten. Darauf stellten die Engländer ihre Subsidienzahlungen ein, was Preußen den erwünschten Anlaß gab, einen Sonderfrieden mit Frankreich abzuschließen. Die unmittelbare Folge war, daß auch Holland an die Franzosen verloren ging.

So viel von den politischen Ereignissen. Für uns hier sind die Subsidien-Zahlungen selbst und die sie begleitenden wirtschaftlichen Umstände von größerer Bedeutung. Wenn man Parish's Angaben mit den allerdings zum Teil unklaren Mitteilungen nationalökonomischer Schriftsteller und mit sonstigen Materialien kombiniert, so ergibt sich folgendes[2]):

Im Haager Vertrage wurde abgemacht, daß die Subsidien in Berlin und zwar in Gold zum Kurse von 6 Reichstalern für 1 Pfund Sterling bezahlt werden sollten. Dieser Zahlungsmodus war für England sehr ungünstig. Parish sagt darüber:

Hier lag ein großer Mangel an kaufmännischer Einsicht vor bei unserem Freunde Pitt. Der vereinbarte Wechselkurs war zu hoch, und daß Gold gezahlt werden mußte, erhöhte den Schaden; denn Gold war damals in England sehr knapp, Silber dagegen reichlich vorhanden. In Preußen war Silber allgemeines

---

[1]) Vgl. Häusser, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes. Bd. I. — Oncken, Zeitalter der Revolution. Bd. I. — Diaries of James Harris, Earl of Malmesbury. Bd. III. — The Fortescue Papers. Bd. II.

[2]) Vgl. Büschs Schriften (Wiener Ausgabe). Bd. VII, S. 158 ff., 247 ff., 333 ff.; Bd. VIII, S. 427 ff. — Macleod, Theory and practice of banking, 4th ed. I, 518 ff. Daneben benutzte ich namentlich noch Akten des Königl. Geheimen Staatsarchives Berlin. R. XI. 73 Conv. 163—165.

Zahlungsmittel. Hätte man Zahlung in diesem Metalle stipuliert, so würde England 3½—4% gewonnen haben, während es jetzt tatsächlich ganz bedeutende Verluste erleiden mußte. Die Subsidien, die größten, welche je einer fremden Macht gewährt worden sind, mußten sogar durch unsere Kriegsschiffe nach Hamburg gesandt und von dort auf Kosten Englands nach Berlin geschafft werden, was überdies noch eine doppelte Provision in London und Hamburg erforderte. Wie englische Minister sich in solchem Grade von dem preußischen Finanzminister Struensee, der sich den Zahlungsmodus ausgedacht hatte, übervorteilen lassen konnten, ist mir unbegreiflich. Hätte England den Betrag in London zur Verfügung der preußischen Regierung gestellt, würde diese „Nein" gesagt haben? Gewiß nicht. Preußen hätte auf London trassieren oder dort Rimessen beschaffen können, ohne großen Verlust zu erleiden. Statt dessen gelang es dem schlauen Fuchs im preußischen Finanzministerium, England enormen Schaden zuzufügen, und hätte ich ihn nicht vor Auszahlung des Geldes dazu gebracht, ein festes Verhältnis zwischen Gold und Silber anzunehmen, so wäre der Verlust noch viel größer geworden.

Hier tut Parish dem Minister Struensee zu viel Ehre an: auf die Art der Stipulation im Haager Vertrage hatte er vermutlich gar keinen Einfluß, und jedenfalls wurde die Art der Zahlung ohne sein Zutun in London bestimmt; er wünschte sogar anfangs einen anderen Zahlungsmodus und suchte zu dem Zwecke, unter Ausschluß aller Vermittler, direkt mit der englischen Finanzverwaltung anzuknüpfen. Diese hatte aber schon die Übermittlung der Subsidien dem großen Hause Harman, Hoare & Co. in London übertragen, und dasselbe hatte Parish beauftragt, in Hamburg dies Geschäft zu besorgen. Bald erkannte Struensee freilich, daß der in London gewählte Zahlungsmodus für Preußen sehr günstig war. Aber warum hatte man ihn in London gewählt? Das läßt sich aus den überlieferten Tatsachen nur mutmaßen. Fest steht folgendes:

In England herrschte Knappheit an Gold, dem allgemeinen Zahlungsmittel. Es waren gerade große Zahlungen an das Ausland zu leisten, namentlich für eine Kriegsanleihe, die Kaiser Leopold II. bei Boyd, Benfield & Co. in London unter Garantie der englischen Regierung aufnahm, — ein damals in England völlig unerhörtes Ereignis. Dazu kamen nun die preußischen Subsidien. Die öffentliche Meinung war teilweise sehr gegen solche „Vergeudung britischen Goldes an das Ausland" eingenommen; Fox donnerte dagegen im Parlament. Der Wechselkurs fiel schon, als das Schatzamt nur 40 000 £ Wechsel auf das Ausland kaufte, um 2% und im ganzen während des Maimonats um 5%, was die öffentliche Meinung noch mehr erregte. Daher wußte man im Schatzamt wochenlang nicht, was beginnen, und Preußen wurde schließlich sehr ungeduldig.

Silber hatte man in England im Überfluß, namentlich spanische Piaster. So lag es denn nahe, diese in natura nach Deutschland zu schicken; wenigstens wurde dadurch ein weiterer Rückgang des Wechselkurses vermindert, und tatsächlich erholte er sich unmittelbar nach Abgang der ersten Silbersendung.

Am 7. Juni gingen endlich die beiden Fregatten „Syren" und „Active" mit 467 Fässern voll Silber im Werte von 60 000 £ nach Hamburg, wo sie am 15. Juni eintrafen. Parish überlieferte sie dem mit der Empfangnahme

beauftragten preußischen Major von Goechhausen, der einen Teil durch das Hamburger Haus Ohmann & Co. bei der Hamburger Bank deponieren ließ, während der Rest unter militärischer Eskorte in zwei Elbjachten nach Berlin abging und dort Mitte Juli eintraf. Es ist recht gut, daß man sich in einem solchen Falle einmal klar macht, wie groß die Schwierigkeiten derartiger Geldsendungen von Land zu Land noch um diese Zeit waren. Weitere bedeutende Schwierigkeiten und Kosten entstanden dann noch bei Verwertung der gesandten spanischen Piaster.

Parish berechnet, daß die englische Regierung bei den 720 000 £, welche auf solche Weise über Hamburg versandt wurden, volle 3 % oder etwa 126 000 Taler verlor. Dagegen ergab sich bei 50 000 £, welche in Hamburg auf London trassiert und deren Wert in Friedrichsdor zum vertragsmäßig festgesetzten Kurse nach Berlin remittiert wurde, nur ein ganz geringer Verlust. Und bei denjenigen Piastern, welche Parish an die Hamburger Bank verkaufte, und deren Wert er dann gleichfalls in goldenen Friedrichsdor nach Berlin sandte, stellte sich sogar ein ansehnlicher Gewinn heraus, weil in Hamburg damals das Wertverhältnis zwischen Gold und Silber für ersteres Metall weit ungünstiger stand als in England. Er berechnet, daß, wenn man durchweg so verfahren wäre, die englische Regierung nicht weniger als 30 000 £ gespart haben würde. Parish schließt daran eine längere, gründliche Belehrung über die in Preußen, Hamburg und England damals herrschenden Währungssysteme, eine Belehrung, die hier nicht wiedergegeben werden kann. Er war offenbar wesentlich besser unterrichtet als Regierung und Handelswelt in England, deren mangelhafte Kenntnisse auf diesem Gebiete auch Büsch einige Jahre später scharf kritisierte.

IX.

Im Jahre 1795 begannen die letzten großen Unternehmungen John Parish's, Unternehmungen von eigenartiger Bedeutung, welche wieder mit den Weltereignissen im Zusammenhange standen.

Der Winter von 1794 auf 1795 war der härteste, den Europa seit langer Zeit erlebt hatte. Um Weihnachten war das Eis der Unterelbe schon tragfähig. Bald darauf hörte der Schiffsverkehr und damit auch der Postverkehr zwischen England und dem ganzen Festlande auf, eine Stockung, welche volle sieben Wochen dauerte. Dieser unerhörte Frost hatte weittragende politische Folgen.

Nach dem Rückzuge der Preußen vom Rheine blieb der Schutz Hollands gegen die Franzosen in erster Linie, wie seit alters, dem Wasser überlassen, während die englischen und kaiserlichen Truppen sich auf die Bewachung der Übergänge beschränkten. Aber als der Frost zunahm, drangen die Franzosen unter Pichegru plötzlich über das Eis bis Amsterdam vor, wurden von der ihnen günstig gesinnten „Patriotenpartei" mit offenen Armen aufgenommen und machten sich zu Herren des Landes.

Die englischen und hannoverschen Truppen mußten sich eilig ins Hannoversche zurückziehen, wobei sie alle ihre Magazine, ihre Hospitäler und

den größten Teil ihrer Artillerie im Stich ließen und durch Kälte und Hunger schreckliche Verluste erlitten. Endlich langten sie in der Gegend von Osnabrück an, wo das Hauptquartier bis zum Schlusse der Eissperre blieb. Der englische Generalintendant verfügte dort über keine Mittel zur Verpflegung der Truppen und war von seinem Amsterdamer Bankier, dem er bedeutende Wechsel auf das Schatzamt verkauft hatte, abgeschnitten. Er knüpfte daher mit Hamburg an, das ja damals überhaupt die Erbschaft Amsterdams antrat, und zwar ließ er den englischen Konsul in Hamburg Hanbury fragen, ob dieser ihm Wechsel auf London abnehmen könne. Als Hanbury das bejahte, erhielt er 50 000 £ solcher Wechsel und die Mitteilung, daß wöchentlich wenigstens weitere 35 000 £ folgen würden; zunächst sei ein sofortiger Goldtransport abzufertigen.

Der Generalintendant wußte nicht, daß Hanburys Kräfte für ein Geschäft von solchem Umfange bei weitem nicht ausreichten. Man hielt England für verloren und die Wechsel für wertlos. Niemand wollte sie nehmen. Hanbury bot sie unter dem Tageskurse aus, was die Lage noch verschlimmerte. Nach Verlauf von vierzehn Tagen wandte er sich endlich an Parish und bot diesem an, das Geschäft gemeinsam durchzuführen. Da die Provision 1 % betrug, also für beide ausreichte, nahm Parish das Anerbieten an und zahlte sofort 50 000 Louisdor, mit denen Hanbury persönlich nach Osnabrück reiste, während Parish den Wechselverkauf und die Goldbeschaffung organisierte. Bis zum Ende der Eissperre hatte er bereits über 50 000 £ Tratten auf das Schatzamt verkauft, — für damalige Zeit ein ganz ungeheurer Betrag, welcher deutlich erweist, wie sehr die Aufnahmefähigkeit des hamburgischen Wechselmarktes sich um jene Zeit besserte. Parish hatte aber auch allen Anlaß, sich selbst einen bedeutenden Teil des Verdienstes an dem Erfolge zuzuschreiben:

Es war ein großer Beweis von Vertrauen auf seiten unserer Börse, nicht so sehr in meine Zahlungsfähigkeit — denn welches Vermögen hätte für ein solches Engagement ausgereicht? — als vielmehr in meine Urteilsfähigkeit! Dieselben Wechsel, über die man einige Wochen vorher die Nase gerümpft hatte, wurden jetzt bar bezahlt, weil ich auf ihre Rückseite meinen Namen gesetzt hatte.

Die Geldbedürfnisse der englischen Truppen wuchsen immer mehr an; so kaufte Parish alle in Hamburg lagernden kaiserlichen Mehl- und Kornvorräte für 120 000 £, wobei 2 % Provision verdient wurde. Es kam häufig vor, daß er an einem einzigen Tage 100 000 £ Tratten auf das englische Schatzamt anbrachte, ganz abgesehen von seinen sonstigen Umsätzen, die auch nicht gerade klein waren.

Am Jahresschluß ergab sich, daß Parish's Gesamtverkäufe von Wechseln auf das Schatzamt die unerhörte Höhe von 2 300 000 £ erreicht hatten, also fast 50 Millionen Mark heutiger Reichswährung, ohne Berücksichtigung der seitdem eingetretenen bedeutenden Verringerung des Geldwertes.

Parish und Hanbury verdienten dabei zusammen das runde Sümmchen von 23 000 £. Für Hanbury bedeutete dies den Erwerb eines Vermögens und großen Kredits: „Ich hoffe,“ sagt Parish, „er wird seine Position behaupten, in welchem Falle ich den Anteil, der ihm an diesem glänzenden Geschäfte zu-

gefallen ist, nicht bedauern werde." Für Parish aber hatten die bewegten Vorgänge des Jahres 1795 noch ein langes Nachspiel: seine Truppentransportgeschäfte und die Streitigkeiten, die aus ihnen hervorgingen.

Die Eissperre des Winters 1794/95 nahm um die Mitte des März schließlich ein Ende. Auf einmal kamen dreizehn englische Posten an. Allein Parish's Teil daran füllte einen großen Sack, und es erforderte drei volle Tage, diese Menge Briefe zu lesen; zum ersten Male in seinem Leben, so gesteht er, verlor er fast den Kopf ob der Sturzwellen von Geschäften, die ihn so plötzlich überschwemmten; doch auch das ging vorüber, und das Geschäft hatte gerade sein gewohntes Aussehen wieder gewonnen. Da schlug ihm Kapitän Popham, ein nach dem Festlande gesandter Beamter der englischen Regierung, vor, den Transport der noch auf dem Festlande befindlichen britischen Kavallerie nach Irland zu übernehmen.

Damit war ein hohes Risiko verknüpft; denn sobald die zu dem Zwecke von Parish gecharterten Schiffe unter den Befehl britischer Offiziere gestellt waren, hatten diese über ihre Bestimmung zu entscheiden, und Parish glaubte zuerst fest, die Truppen sollten nicht nach Irland geschafft, sondern an der französischen Küste gelandet werden, was auch tatsächlich eine Zeitlang beabsichtigt gewesen zu sein scheint. Dann hätte Parish den Schiffseigentümern für den Wert der Schiffe aufkommen müssen. Er vertraute aber, daß ihn die Regierung seines Heimatlandes in diesem Falle schadlos halten würde:

> Wurde ich dabei geleitet vom Patriotismus oder vom Selbstinteresse, liebe Henny? Ich vermute, es war eine Mischung von beidem. Meine Dienste wurden in Anspruch genommen in einem Zeitpunkte, als niemand sonst zur Stelle war, der solche Geschäfte hätte übernehmen können oder wollen. Als ich dies einmal getan hatte, wurde es für mich Ehrensache, den Zweck zu erreichen, und ich begann sehr bald, mich ausschließlich als Vertreter der Regierung zu fühlen. Der Amtseifer (the enthusiasm of office) drängte die geschäftliche Vorsicht etwas beiseite, und ich war bestrebt, das Unternehmen mehr nach den Zwecken der Regierung als gemäß den Vorteilen, welche die Natur des Geschäfts mir selbst in sichere Aussicht stellte, zu dirigieren. Das Unternehmen schmeichelte eben meiner Eitelkeit, die „des Alten Kopf" fast verdrehte.

Ich bezweifle, ob je eine so feine Beobachtung der Wirksamkeit kollidierender geschäftlicher und ungeschäftlicher Motive angestellt worden ist. Übrigens erwiesen sich Parish's heimliche Sorgen als unbegründet: die Truppen wurden tatsächlich nach Irland geschafft, und zwar mit 27 Schiffen von zusammen 5346 Last Tragfähigkeit, die Parish zu dem Zweck charterte; er verdiente dabei etwa 15000 £.

Die erfolgreiche Durchführung dieses Unternehmens erzeugte den weiteren Vorschlag, Parish möge monatsweise Transportschiffe mieten, um die fremden Hilfstruppen in englischen Diensten nebst den erforderlichen Vorräten u. s. w. nach Westindien zu schaffen. Parish versuchte, zu dem Zwecke Schiffe in Hamburg oder auswärts zu chartern, doch vergebens. Deshalb sah er sich, in

Anbetracht der günstigen Bedingungen, veranlaßt, Schiffe zu kaufen und sie an die englische Regierung zu vermieten. Er hoffte, dies würde den ängstlichen Schiffseigentümern Mut machen, ihm die dann noch nötigen Fahrzeuge mietweise zu überlassen. Schiffsraum war damals so knapp, daß die englische Regierung den eigenen Untertanen 30 sh. Fracht p. ton anbieten mußte, um sie zur Teilnahme an dem Transportgeschäfte anzureizen. Parish erhielt für jede Last monatlich 36 sh.; auch wurde ihm Beschäftigung auf sechs Monate garantiert und für vier gleich im voraus Zahlung geleistet.

Parish hatte gerade mit seinen Schiffskäufen angefangen, als ihm der hamburgische Senat mitteilte, seine Schiffe würden keine Pässe erhalten, somit auch nicht berechtigt sein, die hamburgische Flagge zu führen, und zugleich die Befürchtung äußerte, das Unternehmen könnte vielleicht die Neutralität der Stadt gefährden. Doch Parish ließ sich dadurch nicht beirren. Binnen einem Monate lag eine Flotte von 16 starken Schiffen und 3780 Last zum Auslaufen bereit. Er hatte dafür 960000 Mark Banko aufgewendet. Seine Kalkulation war die folgende:

Er erwartete pro Last und Monat 36 sh. (englisch) Frachteinnahme, nebst 15 % Kapplaken[1]), was zusammen 7879 £ Einnahme monatlich ausmachte. Dagegen erforderte die Bemannung im gleichen Zeitraume (16 Kapitäne zu je 10 ½ £, 16 Maate zu 5 £, 34 Offiziere zu 4 £, 300 Matrosen zu 3 £) 1304 £, die Verpflegung dieser 366 Mann zu 1 sh. täglich 449 £, Kapplaken für den Kapitän 340 £, Versicherung (1⅓ % monatlich von 50400 £) 672 £, so daß die gesamten Monatskosten auf 2765 £ und der Reinertrag auf 5114 £ veranschlagt werden konnte. Parish rechnete auf acht Monate Beschäftigung für seine Schiffe und erhoffte, unter Berücksichtigung von Abnutzung der Schiffe, einen Reinertrag von 27000 £ im ganzen.

Zunächst ging seine Erwartung in Erfüllung, daß sein Vorgehen die Schiffseigentümer zur Nachfolge ermutigen werde: der Transportagent verfügte schließlich über 70 Schiffe von 15142 Last, deren Flaggen alle Farben des Regenbogens aufwiesen, und auf welche die Anzahlung für vier Monate über 100000 £ betrug.

Die Einschiffung der Truppen und Vorräte fand teils in Stade statt, teils bei Nienstedten. An letzterem Orte wurde namentlich das Regiment Löwenstein, 900 Mann stark, in fünf von Parish's besten Schiffen aufgenommen:

> Es war ein neuer Anblick für diesen Teil der Welt. Sollte sich Ähnliches wiederholen, so müßte man die Einschiffung durch Kriegsfahrzeuge überwachen lassen. Deren Fehlen hätte fast ernsthafte Folgen, vielleicht den Verlust des ganzen Korps nach sich gezogen. Unter den Leuten brach eine Meuterei aus. Sie zwangen alle meine Kapitäne nebst dem Transportagenten zur Flucht, und erst Kapitän Popham gelang es, sie zu beruhigen. Glücklicherweise war am folgenden Tage der Wind günstig, so daß sie sich bald mit der übrigen Flotte vereinigen konnten. Im September segelte diese unter Convoi mehrerer Fregatten ab, kam aber nur bis Glückstadt, wo sie durch konträre Winde neun Wochen aufgehalten wurde.

---

[1]) Eigentlich nur der Gewinnanteil des Kapitäns, hier ein dem Reeder größtenteils zu gute kommender Zuschlag zur Fracht.

Dann segelte die Flotte ab und langte ohne weitere Zwischenfälle in Westindien an. Damit hatte Parish seine Aufgabe gelöst, der „Transport-Board“ dagegen, die englische Behörde, welche ihm Zahlung zu leisten hatte, tat das nur teilweise; das Übrige wurde einbehalten. Ehe wir aber diese leidige Sache, die Parish noch viel zu schaffen machen sollte, weiterverfolgen, sei zunächst das Ergebnis des Jahres 1795 mitgeteilt.

Es war das glänzendste Jahr, welches Parish je erlebt hatte. Der ganze Reinertrag betrug nicht weniger als 1 365 317 Mark Banko, derjenige aus den Truppentransporten allein 408 207 Mark; da dieser letztere aber noch nicht vor allen Zwischenfällen geborgen war, so wurde er nicht verteilt, sondern als Reservefonds beiseitegesetzt und auch von dem übrigen Gewinne ein Teil als Delcrederefonds, zur Deckung etwaiger Verluste aus laufenden Verbindlichkeiten. Es ist amüsant, wie Parish diese Maßnahmen begründet, wobei vorauszuschicken ist, daß er damals schon mitten in der Ausführung seiner Absicht begriffen war, sich vom Geschäft zurückzuziehen:

Das „Reservekorps“ sollte meinen Rückzug gegen etwaige schwere Angriffe decken; denn selten findet ein Rückzug statt ohne solche Verluste durch wachsame Feinde. Aber auch den Rest wagte ich nicht ganz zu verteilen. In einem Winkel stand meine geliebte Madame Delcredere; ich schaute sie an; sie lächelte zwar, dennoch dachte ich, sie möchte wohl etwas mehr Zuschuß brauchen für den harten Kampf des folgenden Jahres. Sie hielt mir ihre Börse hin und fragte mich: „Wird dies genügen, um Euch über den Berg zu helfen?“ — „Was ist darin?“ fragte ich zurück. — „Meine Ersparnisse, lieber Herr, seit der Zeit, daß ich in Euren Diensten bin, nämlich . . . . Bco.ℳ 331 687
Ich erwiderte: „Herrlich! Aber es ist noch immer nicht genug; du mußt noch etwas runder werden;“ so schenkte ich ihr denn zu Weihnachten weitere . . . . „ 168 313
und beglückt zog Madame Delcredere mit . . . . . . Bco.ℳ 500 000
von dannen. Während sie sich entfernte, schaute ich ihr wehmütig nach und rief ihr noch zu: „Halte dich tapfer, liebe Freundin, halte mich frei von allen Übeln, die ‚Miß Fortune‘ mir vielleicht noch zudenkt! Dann sollst du eine Robe haben, besetzt mit dem schönsten Zobelpelz, der im Lande zu haben ist, um dich im Winter warm zu halten.“ Sie lächelte aufs neue holdselig und verließ mich.

Nach Abzug dieser großen Reserven stellte sich das Kapital von John Parish auf 1 355 850 Mark (gegen 800 000 im Jahre 1794), dasjenige seines Partners Möller auf 230 713 Mark.

Parish's Söhne Richard und John waren damals bereits seit einiger Zeit im Geschäfte tätig, wenn auch noch nicht als Teilhaber. Richard (geb. 1776) versah das Amt eines Kassierers:

Es gab reichlich Beschäftigung. Ich wage zu behaupten, daß mehr Geld durch seine Hände ging als durch diejenigen von fünf Kassierern der größten kontinentalen Handelshäuser dieser Zeit zusammen. Er handhabte diesen gewaltigen Umsatz mit der größten Genauigkeit zu meiner vollkommenen Zufriedenheit. Überhaupt hat er mir — was ein Vater wohl selten von einem Sohne sagen kann — seit seiner Geburt nicht den geringsten Anlaß zur Sorge gegeben, vielmehr nur Unterstützung und Befriedigung. Gott segne meinen Richard!

Die Geschäftsräumlichkeiten wurden zu eng. Für die Truppentransporte und die damit zusammenhängenden Lieferungen mußte eine neue Abteilung

gebildet werden, aus acht Angestellten bestehend, die der älteste Sohn John (geb. 1774) leitete. Der Geschäftszweig brachte eine Masse von Einzelheiten mit sich, hinsichtlich deren keine Erfahrungen vorlagen. John entwickelte dabei außerordentliche Tatkraft und erwarb sich große Verdienste um den günstigen Ausgang: „Wie stolz bin ich auf meine Jungen! Und wie glücklich macht es mich, wenn ich Gelegenheit habe, von ihnen zu sprechen!“

Der Vater selbst behielt sich die Oberleitung vor, nebst allen Gelddispositionen, und er hatte damit reichlich zu schaffen. Aber er war entschlossen, sich vom Geschäfte zurückzuziehen. Die Motive, welche diesen Entschluß zeitigten, führt er uns selbst vor Augen:

Ich überschaute das Werk meines Lebens. Es lächelte mir zu und schien zu sagen: Vorwärts, John, du bist auf dem rechten Wege; verfolge ihn weiter! Wie hoch kannst du dann noch steigen! 100000 £ Verdienst in einem Jahre; wie wird sich das in einigen weiteren Jahren vervielfachen! Dein bisheriges Ziel ist zwar erreicht: dein Haus überragt die deiner Nachbarn; aber du kannst noch weit mehr erreichen; nichts steht dir im Wege. Der ganze Handel des Kontinents konzentriert sich jetzt in Hamburg; die besseren Geschäfte werden dir zuströmen; du brauchst nur dein Kontor offen zu halten.

Diese Ideen waren sehr verlockend; aber — so fragte ich mich — worin besteht der innere Wert des Reichtums? Nur in dem Vergnügen, ihn anzuhäufen? Oder in seiner Fähigkeit, weise Genüsse, Komfort zu schaffen? Ersteres war für mich nie eine besondere Wonne, vielmehr nur, soweit es dem letzteren Zwecke diente. Bin ich noch in der Vollkraft des Lebens und im stande, dessen Freuden zu genießen, oder habe ich den Meridian schon überschritten? Wird irgend ein Teil davon mir folgen, und welches sind die Aussichten, mich ihrer noch lange zu erfreuen?

Die Antworten auf alle solche Fragen wirkten jenem anspornenden Einflusse des Ehrgeizes entgegen, und nach reiflicher Erwägung bemerkte ich, daß selbst diese scheinbar unersättliche Leidenschaft vollkommen befriedigt war. Ich sagte mir: „John, du hast genug erworben. Nun beginne, deinen Reichtum vernünftig zu verwenden. Sorge für die Erhaltung deines Kapitals; aber die ganzen Zinsen gib aus; lasse jeden Gedanken an weitere Kapitalanhäufung fahren; das wird auch allen spekulativen Vorschlägen, die dich wieder ärmer machen könnten, entgegenwirken.“

So faßte Parish denn den endgültigen Vorsatz, sich möglichst schnell aus den Geschäften loszumachen; aber der Ausführung dieses Entschlusses standen noch manche gewichtigen Schwierigkeiten im Wege.

X.

Vor allem machten Parish die außerordentlich großen Verpflichtungen Sorge, in welche ihn das befreundete Welthaus Boyd, Benfield & Co. in London verstrickte, um große und verlustreiche Fondsspekulationen durchführen zu können. Der Kredit dieses Hauses in London war im Niedergange begriffen; die Bank von England nahm seine Wechsel nicht mehr. Wiederholt wurde Parish von anderen englischen Freunden gewarnt und bedeutet, er möge sich zurückziehen; aber sie wußten wenig davon, wie tief er schon in die Boydschen Geschäfte verwickelt und wie groß die Gefahr eines Rückzugs für ihn war. Zeit gewinnen und ganz allmählich die Engagements einschränken

war alles, was er tun konnte, ohne den Kredit beider Häuser zu gefährden. Er war sogar noch immer genötigt, Boyd & Co. Entgegenkommen zu beweisen.

So mußte er auch bei der Anleihe verfahren, welche Boyd & Co. 1795 in London für Kaiser Leopold II. emittierten. Bei Übermittlung der Anleihegelder an den Kaiser waren dessen Bankiers in Hamburg, die Häuser Schuback und Dörner, hauptsächlich beteiligt. Ein Drittel des Geschäfts wurde Parish angeboten, was er nicht ablehnen konnte. Dabei lag auf seiten von Boyd & Co. eine doppelte Absicht zu Grunde: erstens sollte er bei Übermittlung der Anleihegelder und zweitens sollte er dabei helfen, Boyd & Co. die Benutzung dieser großen Kapitalien noch auf einige Zeit für ihre Spekulationen zu ermöglichen. Zu dem Zwecke sollten die Hamburger Häuser an Boyd & Co. umfangreiche „Blankokredite“ (ungedeckte Kredite) gewähren.

Schuback lehnte dies höflich ab: die Grundsätze seines Hauses, so erklärte er, schlössen Blankokredite aus. Anders Dörner:

„Seien Sie willkommen, meine Herren,“ sagte der kleine Bürgermeister mit einem bezeichnenden Lächeln; „meine Börse, mein Kredit ist zu Ihrer Verfügung!“ Er hielt sein Versprechen getreu. Aber während ich dies schreibe (am 19. April 1798), liegt seine Leiche auf der Bahre. Möchten seine Erben sein Entgegenkommen nicht zu bereuen haben! Augenblicklich beläuft sich ihr Blanko-Engagement bei Boyd & Co. auf 150000 £.“

Daraus entstanden in der Tat große Schwierigkeiten, über welche Büsch folgendermaßen berichtet[1]):

Martin Dörner, einer der Bürgermeister der Stadt, war durch seinen Handel als Banker nicht allein mit England, sondern mit allen den ersten Bankern Europas in Verbindung. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er noch eine halbe Million Mark, die aus Italien auf ihn gezogen worden, acceptiert, für welche Summen die Rimessen vor Verfall nicht gefehlt haben. Auf seinem Bankfolio hatte er mehr als eine Million stehen, was ebensoviel sagen will, als wenn er es in seiner Cassa bar liegen gehabt hätte. Aber sein Taschenbuch enthielt eine noch viel größere Summe in an ihn indossierten Wechseln. Unglücklicherweise war dieser würdige Mann gewohnt, alles selbst zu tun, da er keinen Associé besaß, der neue Wechsel auf seine Schuldner oder auf die hätte ziehen können, die wegen ihrer langen und soliden Verbindung mit ihm nie deren Annahme verweigert haben würden.

Es entstand eine ganz kurze Zahlungsstockung, welche aber durch zwei außerordentliche Maßregeln beendet wurde: Erstens bevollmächtigte der hamburgische Senat „die vorzüglichsten Diener des Kontors“ zur allmählichen Abwicklung der Dörnerschen Geschäfte, indem er sie zugleich eidlich zur getreuen Wahrnehmung des Interesses der minderjährigen Erben verpflichtete; zweitens bildeten einige der ersten Kaufleute Hamburgs einen Vorschußfonds zur Bezahlung der fälligen Accepte. So wurden nicht nur alle Verpflichtungen erfüllt, sondern es blieb auch noch ein ansehnliches Vermögen übrig.

Wie verhielt sich nun Parish, der Dritte im Bunde, gegenüber Boyds Zumutungen? Dieser kannte längst seine Absicht, sich vom Geschäfte zurück-

---

[1]) Schriften (Wiener Ausgabe). Bd. VIII, S. 449 ff.

zuziehen, hatte er doch bereits allen seinen Geschäftsfreunden die ihnen eingeräumten Blankokredite auf den 1. Januar 1796 gekündigt. Nur bei Boyd & Co. mußte er eine Ausnahme machen, da sonst die gefährlichsten Verwicklungen zu erwarten waren. Es scheint sogar, daß ihr Blankokredit bei Parish im Laufe des Jahres 1795 noch beträchtlich zunahm; jedenfalls gewährte er ihnen Frist für die Beschaffung von Deckung bis zum 1. Juli 1796; das aber bezeichnete er als letzten Termin.

Im Mai 1796 erinnerte er sie nochmals daran, daß sein Name nunmehr bald auf ihren Wechseln verschwinden müsse. Sie merkten jetzt, daß es Ernst wurde, und die Korrespondenz zwischen den beiden großen Häusern wurde immer steifer und frostiger; die üblichen Privatzeilen von Boyd am Schlusse der Geschäftsbriefe blieben fort; ein Kampf zwischen den Handelsherren bereitete sich vor.

Zunächst entsandte Boyd zwar seinen Sohn nach Hamburg, um Parish umzustimmen, aber dieser lehnte das so entschieden ab, daß Boyd sogleich zu anderen Maßregeln überging. Er eröffnete den Kampf durch die an Parish gerichtete Aufforderung, 60 000 £ zu bezahlen, für welche er sich dem englischen Transport Board wegen Parish verbürgt hatte. Diese Bürgschaft war dadurch entstanden, daß der Transport Board die von Parish auf ihn wegen seiner uns schon bekannten Restforderung gezogenen Tratten nur unter der Bedingung acceptiert hatte, daß Boyd sich für den Zeitraum von sechs Monaten verpflichtete, die Beträge, welche der Transport Board etwa Parish von seiner Forderung abziehen sollte, seinerseits für den letzteren zu bezahlen. Von dieser Bedingung aber hatte Boyd eigentümlicherweise Parish noch keine Mitteilung gemacht. Vielmehr forderte er ihn erst im Mai 1796, als die Sechsmonatsfrist gerade ablief, und zugleich der Streit mit Parish sich zuzuspitzen begann, peremptorisch auf, entweder die 60 000 £ zu bezahlen oder die Verpflichtung zur Rückzahlung etwaiger Abzüge des Transport Board durch seine Namensunterschrift zu genehmigen.

Offenbar hatte Boyd mit jener Verpflichtung seine Befugnisse überschritten; aber Parish befand sich damals, wegen der Größe seiner Engagements bei Boyd, in dessen Hand, und nach Beratung mit seinem Schwiegersohne, dem „Laird of Rossie“, einem gründlichen Kenner aller in Betracht kommenden Verhältnisse, entschloß er sich, die Verlängerung der Bürgschaft bis zum 24. November 1796 nachträglich zu sanktionieren.

So hatte er jetzt zwei schwere Ketten am Bein, die ihn hinderten, sich rasch aus dem Geschäft zurückzuziehen: die Engagements bei Boyd und den Streit mit dem Transport Board. Bei dem letzteren Streite handelte es sich um fast 100 000 £, welche Parish von seiner Forderung abgezogen werden sollten. Die Befürchtung vor einem Verluste von solcher Höhe oder doch vor einem langen Rechtsstreite über ein Geschäft, dessen Einzelheiten durch Juristen schwer zu beurteilen waren, wirkte lähmend auf Parish ein. Aber glücklicherweise konnte er sich auf den „Laird“ verlassen, der es mit großer Umsicht zu erreichen wußte, daß die englische Regierung die Entscheidung einem zu dem Zwecke eingesetzten Kollegium von Schiedsrichtern anheimstellte.

Mittlerweile gelang es Parish, sich der lästigen Mitwirkung Boyds bei diesem Streite ganz zu entledigen. Parish's Ersuchen um eine weitere Verlängerung der Bürgschaft Boyds hatte dieser mit hohen und harten Worten abgelehnt, worauf der Laird seinen Freund, den hochangesehenen, der Regierung nahestehenden Handelsherrn Scott, veranlaßte, mit ihm zusammen die Bürgschaft zu übernehmen:

Boyds Bürgschaftsschein wurde ihm sofort zurückgesandt, damit er ihn noch in derselben Nacht unter sein Kopfkissen legen konnte. Was habe ich nicht für diesen Mann getan, und wie bin ich dafür belohnt worden!

Der Streit mit dem Transport Board unterlag jetzt der Entscheidung der Schiedsrichter. Der Transport Board hatte unter anderem einen eigenen Agenten nach Hamburg gesandt, um Material gegen Parish zu sammeln. Aber nachdem alles fast ein Jahr lang sehr gründlich geprüft worden war, fiel der Spruch durchaus zu Gunsten Parish's aus. Die Ansprüche des Transport Board wurden als unbegründet und dagegen Parish's Restforderungen als begründet erachtet; es wurden ihm sogar noch 1500 £ mehr zugebilligt, als er gefordert hatte.

Parish zog aus den Erfahrungen, welche er bei dem Transportgeschäft gesammelt hatte, wieder in gewohnter Weise seine Lehren:

Ein Kaufmann kann nicht umsichtig genug sein bei Geschäften mit einer Regierung; denn seine Lage ist zu ungleich derjenigen seines Gegenkontrahenten. Hier hatte ich mir das Geld im voraus auszahlen lassen, und trotzdem wäre ich, infolge des leichtsinnigen Verfahrens meiner Londoner Freunde, fast geopfert worden. Gewiß können Geschäftshäuser durch solche Umsätze Ansehen gewinnen; aber meist haben sie ihre Kühnheit zu bereuen. Und so vorteilhaft in diesem Falle der schließliche Ausgang war — würde mir ein solches Geschäft aufs neue vorgeschlagen, ich würde — das erkläre ich auf Ehre — nicht einen Augenblick zögern, es zurückzuweisen [1]).

Für einen Minister hat es nicht viel zu bedeuten, ob er ein Geschäftshaus mehr oder weniger opfert. So lange ihr Kredit für den Finanzbedarf des Staates von Bedeutung ist, werden die Geschäftsleute geehrt und umschmeichelt; aber sobald das aufhört, hüllt sich der Staatsmann wieder in seine Würde, und der Kaufmann ist vergessen. Der Geschäftsverkehr mit seinesgleichen beruht für diesen auf der Grundlage gegenseitiger Billigkeit; handelt er unrecht, so läßt sich das wieder ausgleichen; aber im anderen Falle ist es schon Herablassung, wenn man seine Beschwerden a n h ö r t, geschweige denn sie berücksichtigt. Nicht demokratische Gesinnung spricht aus mir, sondern geschäftliche Erfahrung, von der ich wünsche, daß meine Nachfolger in der Geschäftsleitung sie beherzigen möchten.

Das wurde geschrieben am Ende des 18. Jahrhunderts, als das Rechtsgefühl, namentlich in solchen Verhältnissen, noch relativ schwach entwickelt war. Aber Parish's Betrachtungen haben auch für die Gegenwart noch viel Bedeutung. Noch immer ist es das Wesen des „öffentlichen Kredits", daß der Schuldner in der Regel nicht zur Erfüllung seiner Verpflichtungen gezwungen werden kann, und auch sonst hat der Geschäftsverkehr des Fiskus

---

[1]) An dieser Stelle der Memoiren hat ein halbes Jahrhundert später ein Enkel John Parish's die Frage eingeschoben: „Ist es möglich?"

mit privaten Geschäftsleuten auf beiden Seiten viel von jenen unerfreulichen Eigentümlichkeiten sich bewahrt, welche John Parish an ihm bemerkte.

Ein weiteres schweres Hindernis bei Ausführung seines Rückzugs aus dem Geschäftsleben bildeten für Parish seine früher erwähnten Beziehungen zu dem Marquis de Walkiers, dem er für große Kornspekulationen einen bedeutenden ungedeckten Kredit gewährt hatte. Die Getreidepreise begannen zu fallen, und Parish erklärte Walkiers, er sei tatsächlich schon bankerott; Walkiers geriet zuerst außer sich, mußte jedoch Parish bald recht geben und übergab ihm als Sicherheit 2000 Last Getreide. Aber bald erwies sich diese Sicherheit, infolge eines starken weiteren Preisrückganges, als unzureichend, Walkiers entzog sich allen Verpflichtungen durch die Flucht, und Parish verlor bei ihm schließlich 330 000 Mark Banko.

Schlimmer noch erging es ihm mit seinen Engagements in Liverpool. In der Krisis von 1793 hatte er die dortige Firma Richard & Matthießen im eigenen Interesse stützen müssen, aber der damals vermiedene Verlust erfolgte schließlich dennoch: die Londoner Bankiers der eben genannten Firma stellten ihre Zahlungen ein und rissen letztere, sowie noch ein zweites Liverpooler Haus, an welches Parish eine Forderung hatte, mit sich fort. Parish hatte es gerade vorher erreicht, daß jene Bankfirma ihm für die Schuld von Richard & Matthießen ihr Accept gab, da erfolgte die Katastrophe, welche einen Kapitalverlust von weiteren 370 000 Mark Banko für Parish zur Folge hatte. Dies war aber der letzte Unglücksfall seiner geschäftlichen Laufbahn.

Während der Ausgang aller dieser Verwicklungen und namentlich der Streit mit dem Transport Board noch unsicher war, sprach Parish's Compagnon Möller den Wunsch aus, jener möchte die schwebenden Forderungen und Verpflichtungen allein übernehmen und ihn hierdurch von seinen Sorgen um den Ausgang befreien. In Anerkennung der großen Dienste, welche Möller ihm in schwerer Zeit geleistet hatte, erklärte Parish sich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen: 280 000 Mark Banko wurden Möller, als Anteil am Ertrage der sechs Jahre seiner Teilhaberschaft, am 31. Dezember 1796 ausbezahlt.

Auch seine Söhne John und Richard, welche das Geschäft unter der alten Firma fortsetzen sollten, belastete Vater Parish nicht mit irgend einem Anteil an den noch schwebenden Engagements, sondern übernahm diese allein und bezahlte jedem der Söhne 50 000 Mark Banko auf Grund seines zu erwartenden Erbteils, sowie 300 000 Mark als verzinsliches Darlehn. Jeder der beiden Söhne sollte ein Drittel Anteil an dem neuen Geschäfte haben; die Übertragung des letzten Drittels an einen der jüngeren Söhne behielt der Vater sich einstweilen noch vor.

Das Jahr 1796, das letzte Geschäftsjahr John Parish's, ergab einen Gewinn von 527 699 Mark Banko, wovon er wieder einen Teil den Reservefonds zuteilte, die sich danach auf volle 1 246 046 Mark beliefen; dieser Betrag wurde einstweilen als nicht vorhanden betrachtet. Das dann noch übrigbleibende sichere Geschäftskapital Parish's bezifferte sich auf 1 626 399 Mark Banko. Die Gesamtumsätze der letzten vier Jahre hatten rund 352 Millionen Mark Banko oder 25 Millionen Pfund Sterling betragen.

Im Jahre 1797 ergab sich, daß ein großer Teil jener Reserven nicht verloren war. Die Verluste auf schlechte Schulden betrugen allerdings etwa eine Million Mark Banko, aber das Transportgeschäft, dessen Ausgang Parish Ende 1796 noch nicht hatte überschauen können, nahm die Reserven schließlich nicht in Anspruch, und ebenso günstig gestaltete sich das Schicksal des Delcrederefonds:

Eines Morgens öffnete sich die Tür meines Schlafzimmers, und der Diener meldete: „Madame Delcredere!" Ein gewinnendes Lächeln lag auf ihren Lippen; ihr ganzer Ausdruck war Güte. Ich hatte gerade noch Zeit, meinen Frühstückstisch zu erreichen, da zog sie schon aus ihrer Tasche einen Fächer, kühlte sich damit und sagte: „Es war eine schwere Bürde; Gott sei Dank, jetzt bin ich von ihr befreit! Hoffentlich wird es Euch so gut tun, wie Ihr erwartet habt. Hier sind in gutem Bankgeld 534 596 Mark." — „Vielen, vielen Dank!" antwortete ich. „Die versprochene Belohnung soll nicht ausbleiben; und da du mir eine so gute Freundin gewesen bist, so hoffe ich, meine Nachfolger werden dir einen schönen Raum im ersten Stock ihres neuen Hauses nicht versagen." — Sie erwiderte: „Bitte, gebt mir eine Zeile für sie mit." — Ihr Wunsch wurde erfüllt, und nach einem guten Frühstück mit Marmelade und Honig zog sie sich zurück, wobei sie mir einen ihrer schönsten Knixe machte.

Nach Austeilung überaus reichlicher Gratifikationen ergab sich, daß das Kapital, welches John Parish am 31. Dezember 1797 sein eigen nennen konnte, über zwei Millionen Mark Banko betrug. Dieses Kapital hatte er sich in vierzigjähriger Arbeit erworben.

Das Kontor in der Deichstraße hatte er schon mit Ende des Jahres 1796 verlassen. Die geliebte Tochter Henny war mit ihrem Gemahl nach Hamburg gekommen und wohnte dem Abschiede des Vaters von der Stätte seiner Lebensarbeit bei:

Der Vorhang fiel. Der Vater stand auf der Bühne, von den jungen Leuten zurückgehalten, die jetzt auf ihr agieren sollten. Sie hatten ihn durch ein wohlangelegtes Manöver umringt und hingen an ihm als wollten sie ihm ein letztes Lebewohl sagen! Wir alle fühlten, was wir nicht aussprechen konnten! Die Beschreibung des Bildes blieb einem Engel vorbehalten, der den glücklichen Augenblick erfaßte und ihn zur Freude der Mutter des abwesenden Gatten festzuhalten wußte. Ich hoffe, Henny, du wirst eine Kopie davon diesen Blättern beifügen[1]), um das Werk zu verschönen, das jetzt sich seinem Ende nähert. Die Uhr schlug zwölf; es ist Mitternacht! Der Geschäftsmann hat aufgehört, zu sein!!! Gute Nacht, liebste Henny! Laßt uns alle schlafen gehen!

(Ein dritter und letzter Artikel folgt.)

---

[1]) Ist nicht geschehen.

Am Hofe der Sforza.

Von
D. von Gerstfeldt.

Die Gemäldesammlung der Ambrosiana in Mailand besitzt ein Bild, dessen intimer Liebreiz unwiderstehlich den Beschauer fesseln muß. Es ist das jugendliche Profil einer Frau, welches sich in edlen Linien vom dunklen Hintergrunde abhebt und lange für ein Werk Leonardo da Vincis gegolten hat, bis es von Morelli dessen Schüler Ambrogio da Predis oder, wie er meist genannt wird, Ambrogio Preda zugeschrieben wurde. Die Farben sind schwer, das Bild ist vielfach restauriert und übermalt, aber Jugend und Anmut machen sich hier trotz aller materiellen Mängel sieghaft geltend und sprechen die beredte Sprache alles Schönen. Der Ausdruck des Gesichts ist der einer fast kindlichen Unschuld und Heiterkeit; keine Wolke trübt die reine Stirn, und nur Frohes hat dies große, dunkle Auge geschaut. Glatt gescheitelt liegt das braune Haar tief über die Ohren herab am reizenden Köpfchen an; eine Strähne geht unter dem Kinn hindurch, gleichsam wie eine leichte Fessel, die Amor mutwillig um dasselbe geschlungen hätte. Ein geknüpftes Goldhäubchen birgt hinten das Haar; es ist von einer Perlenreihe eingefaßt und von einem Bande gehalten, welches, mit Juwelen besetzt, als ferronière[1]) die Stirne krönt; eine Perlenschnur um den Hals, Juwelen an Brust und Schulter vollenden den reichen Schmuck, der völlig unbewußt getragen wird. Wer ist dieses liebliche Geschöpf, dessen Anblick so zu bezaubern vermag? Mancherlei sind die Vermutungen, welche sich an dieses Bildnis knüpften; lange glaubte man Beatrice d' Este darin zu erkennen, und heute noch wird das Bild so genannt; allein, ein Blick auf die authentischen Porträts der jungen Gattin Lodovico Sforzas genügt, um diese Hypothese zu verwerfen; auch fehlt hier die charakteristische Haartracht von Beatrice, der in Stoff und Bänder eingeflochtene, lang herabfallende Zopf. Man glaubte die Lösung gefunden, als Bianca Maria Sforza genannt wurde; denn es war bekannt, daß Ambrogio Preda ihr Bild im Auftrage Kaiser Maximilians gemalt hatte, als dieser die Züge der Braut zu sehen verlangte, um welche

[1]) Schmuck, der auf der Stirn getragen wurde.

er im Begriffe stand zu werben. Doch die Geschichte weiß uns zu erzählen, welch herbe Enttäuschung dem Kaiser in seiner zweiten Frau beschieden war, wie ihr träges Wesen, ihr unbedeutender, von keinen Interessen belebter Verstand Maximilian unerträglich wurden, so daß er bald ihre Nähe mied und sie der Einsamkeit ihres Tiroler Schlosses überließ. Wäre es denkbar, in dem Geist und Seele atmenden Porträt der Ambrosiana eine solche Frau zu vermuten? Diese Frage kann nunmehr verneint werden, seit mehrere Bildnisse, die Ambrogio Preda von Bianca Maria malte, als authentisch erwiesen sind. Das eine derselben gehört der Privatsammlung Arconati-Visconti in Paris an, das andere — ebenfalls in Privatbesitz — ist in Berlin. Beide Bilder zeigen die gleichen Züge, den mürrischen Ausdruck der aufgeworfenen Oberlippe und das geistlose Auge, wie auch die Medaillen der jungen Kaiserin und ihre Bronzestatue in der Schloßkirche in Innsbruck. Auf dem Berliner Bilde erscheint die junge Frau in schwere Brokatstoffe gekleidet und mit den herrlichsten Juwelen geradezu beladen; Perlenschnüre sind um ihren Zopf gewunden, und ein prachtvolles Edelsteingehänge schmückt oberhalb des linken Ohres ihr Kopfnetz. Hier liest man die Devise der Sforza: „Merito et Tempore“ [1]). Eine Zeichnung in der Akademie zu Venedig zeigt genau denselben Perlenschmuck wie das Bild in Paris, und dieser wiederholt sich abermals auf einer getönten Zeichnung des Berliner Kupferstichkabinetts. In diesen beiden Handzeichnungen trägt Bianca Maria einen seltsam geformten Hut mit Schleifenornament, der sich auf keinem der beiden Bilder wiederfindet [2]). Auf allen diesen Darstellungen hält sich Ambrogio Preda an die Profilansicht des nach links gekehrten Kopfes; so hat er auch Kaiser Maximilian in dem prächtigen Porträt der Ambraser Sammlung in Wien dargestellt.

Doch wir fragen noch einmal: Wer ist jene liebreizende Frau, deren Bildnis, im Gegensatz zur jungen Kaiserin, eine so herzbezwingende Anmut atmet?

Es ist Bianca Sforza, die natürliche Tochter von Lodovico il Moro, die während ihres kurzen Lebens sich die Herzen aller gewann [3]). Im Frühjahr 1496 fand ihre Hochzeit mit Galeazzo Sanseverino, dem ritterlichen und vielgefeierten Günstling des Moro, statt, mit dem sie schon als Kind 1489 verlobt worden war. Glänzende Feste und Turniere wurden zu Ehren des jungen Paares veranstaltet und beide mit fürstlichen Geschenken überhäuft. Aber noch

---

[1]) Vgl. W. Bode, Ein Bildnis der zweiten Gemahlin Kaiser Maximilians, Bianca Maria Sforza, im Jahrbuch der Königl. Preußischen Kunstsammlungen. Bd. X, S. 71. 1889.

[2]) Die Handzeichnung der Akademie von Venedig schreibt Eugène Müntz — ohne weitere Begründung — dem Goldschmied und Medailleur Gian Marco Cavalli zu. (Léonard de Vinci, S. 134, Anm. 1.)

[3]) „Das weibliche Profilbildnis in der Ambrosiana ist höchstwahrscheinlich mit dem 1491 bestellten Bildnis der natürlichen Tochter Lodovico Sforzas, der ‚Madama Bianca‘, identisch.“ (Cicerone, Bd. II³, S. 738 a.) Dasselbe wiederholt mit mehr Nachdruck Müller-Walde, „Beiträge zur Kenntnis des Leonardo da Vinci“, im Jahrbuch der Königl. preußischen Kunstsammlungen, Bd. XVIII, S. 110. 1897.

im selben Jahre ereilte ein plötzlicher Tod die blühende, junge Frau, die im November in Vigevano starb, von ihrem Gemahl und ihren Angehörigen aufs tiefste betrauert. Ein Brief der Herzogin Beatrice, in welchem sie die Trauerkunde ihrer Schwester Isabella d' Este nach Mantua sendet, beweist, mit welcher Liebe auch sie an dem reizenden jungen Kinde ihres Gatten hing.

Vergleicht man nun Bianca Sforzas jugendliche Züge mit dem hoheitsvollen Antlitz des Herzogs Lodovico, so ist es fast, als wollte man den wetterfesten, knorrigen Eichbaum mit einer zarten Frühlingsblume vergleichen, die sich eben dem ersten Sonnenblick erschließt. Und doch ist es nicht ohne Rührung, daß man in dem lieblichen, kindlich gerundeten Gesicht der Tochter die feinen Linien wiederfindet, welche des Vaters klassisch strenge Züge kennzeichnen[1]).

Aber das Bild hat uns noch mehr zu sagen. Wir finden in einem Detail desselben eine Fährte, die hinüberführt in die große Werkstätte Leonardos, hinein in die formengestaltende Welt der Renaissance. An der Schulter der jungen Frau sehen wir ein Ornament von zarten, sich verschlingenden Goldschnüren, welches in doppelten Arabesken den Ärmel einfaßt und in einem großen Juwel seinen Abschluß findet. Dieses und ähnliche verschlungene Muster, fantasia dei vinci genannt, sind am Sforza-Hof im letzten Dezennium des 15. Jahrhunderts so beliebt gewesen, daß es ein Wettstreit der Künstler war, mit immer neuen Motiven einer den anderen zu überbieten. Wir hören, daß der talentvolle Niccolò da Correggio, der ebenso schön zu dichten als zur Laute zu singen verstand und als Typus eines vollendeten Kavaliers von allen Fürstinnen, denen er diente, gepriesen wurde, für Isabella d' Este ein solches Ornament zeichnete. In einem Brief vom 12. November 1493 wendet sich die Herzogin Beatrice an ihre Schwester mit der Frage, ob sie jenes Muster schon verwendet habe, und bittet sie, falls es noch nicht der Fall sei, ihr dasselbe unverzüglich zu schicken. „Ich denke daran," fährt sie fort, „diese Invention des Messèr Niccolò in massivem Golde auf purpurnem Samt ausführen zu lassen, welches Gewand ich zur Hochzeit von Madonna Bianca Maria zu tragen gedenke." Am 29. Dezember schreibt wiederum Beatrice an Isabella nach Mantua, um ihr eine eingehende Schilderung der Hochzeitsfeier zu geben, bei welcher ein Luxus ohnegleichen entfaltet worden war, obgleich Kaiser Maximilian nicht selbst erschien, sondern von zwei Abgesandten vertreten wurde. Sie beschreibt eingehend die Prachtgewänder der Braut und der anderen Fürstinnen und sagt in Bezug auf ihr eigenes: „Ich trug meine purpurfarbene ‚Camora' mit dem verschlungenen Ringornament, welches, in massivem Golde und grün und weißer Email ungefähr 5 Zoll hoch ausgeführt, vorne, hinten und an beiden Ärmeln mein Kleid schmückte"[2]).

---

[1]) In einem männlichen Brustbild der Ambrosiana, welches neben dem Bilde Bianca Sforzas hängt, vermuten mehrere Forscher das Porträt ihres Gemahls, Galeazzo da Sanseverino. Es stellt einen etwa dreißigjährigen Mann dar in pelzverbrämtem Rock und roter Kappe, dessen edelgeschnittene Züge von langen Locken umrahmt werden; die Augen sind dunkel und melancholisch.

[2]) Vgl. Julia Cartrights schönes Buch: Beatrice d'Este, a study of the Renaissance.

Was ist nun diese fantasia dei vinci, die am üppigen Hofe der Sforza so sehr die Mode wurde, und mit welcher der große Leonardo, wie wir hören, zu spielen liebte? Woher ihr Name?

Das Wort „vinci" (oder vincoli) bedeutet Fesseln, Ketten, Bänder und wird in diesem Sinne schon von Dante gebraucht. Wenn also Leonardo Schnüre oder Bänder in den mannigfaltigsten Kombinationen zeichnete, seine überreiche Phantasie mit geometrischer Genauigkeit paarend, so konnte er sie „fantasia dei vinci" nennen und damit zugleich auf seinen eigenen Namen anspielen. Seine Erfindung waren solche Ornamente nicht; er brauchte nur das goldschimmernde Ciborium von Sant' Ambrogio in Mailand zu betrachten, um ein ähnliches, prächtig verschlungenes Muster zu sehen; er konnte in jedem Missale Arabesken dieser Art in den Miniatureinfassungen oder in den Verzierungen der Buchstaben finden. Aber er war es, der diese Motive mit einem neuen Geist durchdrang, ihnen einen neuen Reiz und Wert verlieh. So konnte er diese reich ausgestalteten Ornamente als Imprese (ein als Wappen geführtes Emblem) für sich und seine Werkstätte betrachten, sie als Siegel benutzen, vielleicht als Exlibris verwenden. Hier denkt man vor allem an jene eigenartigen Stiche, die in der Mitte die Aufschrift „Achademia Leonardi Vici" tragen, und zu der oft geäußerten und oft verworfenen Vermutung führten, der große Florentiner habe in Mailand eine Akademie gegründet und geleitet. Diese Kupferstiche[1]), welche nach Zeichnungen von Leonardo da Vinci gestochen wurden, sind von Dürer in Holzschnitt kopiert worden und galten lange für seine Erfindung. Die Entwicklung dieser äußerst komplizierten Arabesken kann man in kleineren Bänderverschlingungen beobachten, welche Leonardo als flüchtige Skizzen hingeworfen hat und in welchen man gleichsam seine tastenden Gedanken verfolgen kann[2]). Wiederholt klagt Vasari darüber, daß sich der große Künstler so leicht im Detail verloren und daher kaum ein Werk zu einem glücklichen Abschluß geführt hätte[3]). Vorwurfsvoll erzählt er, Leonardo habe auch damit seine Zeit vergeudet, „gruppi di cordei" mit so viel Genauigkeit zu zeichnen, daß die Linie, ohne Unterbrechung, von einem Ende durch ungezählte Verschlingungen hindurch bis zum Ausgangspunkt zurückkehrend, eine ganze Figur ausfülle. In den erwähnten Stichen findet sich allerdings dieses Urteil bestätigt.

In ihrer weiteren Ausgestaltung kamen die vinci-Ornamente, die dem Geschmack der Sforza besonders entsprochen zu haben scheinen, zu immer

---

[1]) Es sind deren vier in der Ambrosiana in Mailand erhalten, ferner zwei im Kupferstichkabinett der Bibliothèque Nationale in Paris und einer mit der verkürzten Aufschrift: Acha: Le: Vi: im British Museum in London.

[2]) Solche Zeichnungen sieht man im Codice Atlantico in der Ambrosiana, in verschiedenen Handschriften der Bibliothèque de l'Institut in Paris u. a. m.

[3]) Matteo Bandello, der Verfasser der berühmten Novellen, der in seiner Jugend Leonardo, am Abendmahl arbeitend, beobachtet hat, erzählt auch von seiner geringen Stetigkeit bei der Arbeit, wie ihn stets gleichzeitig mehrere Aufgaben in Anspruch nahmen und er gern von der einen zur anderen hinübersprang. (Vgl. A. Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte Bd. I, S. 311.)

größerer Verwendung[1]). Nicht nur ließen schöne Frauen ihre Gewänder mit kunstvoll verschlungenen Goldschnüren in mannigfachen Inventionen sticken; nicht nur wurden kostbare Einbände damit geschmückt — auch auf damaszinierten Waffen, auf Kästen und Möbeln fanden sie Verwendung. Auch die dekorative Kunst bemächtigte sich ihrer und zauberte an Decken und Gewölbe wahre Labyrinthe rhythmisch sich kreuzender Linien hin. In solcher Weise war der Cortile einer jetzt zerstörten Villa bei der Porta Orientale in Mailand ausgemalt, so auch der Hof des Palazzo Ponti, wo üppig wuchernde Efeuranken, mit Bandornamenten phantastisch durcheinander und ineinander verschlungen, noch den überreichen Schmuck desselben bilden. Weit maßvoller und darum harmonischer wirkend ist das Stichkappengewölbe der Sakristei von Santa Maria delle Grazie mit der fantasia dei vinci ausgemalt. Den blauen Grund hat die Zeit zu derselben unvergleichlichen Farbe herabgetönt, welche im Appartamento Borgia des Vatikans das Auge beglückt; von ihm heben sich die goldenen Linien in wunderbar feinen Arabesken ab, welche wie mit einem leichten Netz die architektonischen Formen bekleiden. Ob sie Leonardo selbst entworfen hat? Es liegt nahe, es zu glauben. Er, der Jahr um Jahr im Kloster an der Arbeit war, kann auch für diesen Raum die Zeichnungen komponiert und die Ausführung der Malereien überwacht haben.

In jener Zeit war Lodovico Sforza unermüdlich bestrebt, Santa Maria delle Grazie in jeder Weise durch Schenkungen und Kunstwerke zu bereichern. An keine Kirche Mailands, außer dem Dom, wendete er so viele Mittel und Gedanken wie an diese, in welcher er mit den Seinen einmal begraben zu werden hoffte. Die erste, die er hier bestatten ließ, war seine Tochter Bianca, die so plötzlich in der Blüte ihrer Jugend starb. Kaum sechs Wochen später stand er, ein gebrochener Mann, an der Bahre seiner geliebten Gattin. In den ersten Tagen des Januar 1497 lag Beatrice, in kostbare Goldgewänder gehüllt, in Santa Maria delle Grazie unter Bramantes herrlicher Kuppel, und Tausende von flackernden Wachskerzen zeigten der tieferschütterten Menge die Züge ihrer jungen Fürstin, die wie ein flüchtiger Sonnenstrahl dahingehuscht war über die Erde. Mit ihr ging alles Licht zu Grabe. Schlag auf Schlag brach das Unglück über den Moro herein, und Macht und Ruhm glitten unwiederbringlich aus seiner Hand. Das neue Jahrhundert sah ihn als Gefangenen im fremden Lande schmachten und die Erlösung des Todes herbeisehnen. Aber erst 1508 starb dieser Mann, der wie kaum ein anderer von den Höhen des Lebens in das tiefste Elend und Dunkel gestürzt worden war. Man mag den Charakter des Moro beurteilen wie man will, ihn für seine Fehler und Sünden verdammen oder im Lichte seiner Eigenschaften und jenes großen Zuges zur Kunst und zum Schönen, der ihn verklärte, ihn zu entschuldigen streben. Doch kann niemand ein tiefes Mitleid dem einsamen, im Kerker ergrauenden Manne versagen, der auf die Mauern seiner Zelle mit unbeholfener Hand Waffen und Helme zeichnete und in die Arabesken immer wieder das Motto schrieb: „Infelix sum."

---

[1]) Vgl. Paul Errera, L'accademia di Leonardo da Vinci. Rassegna d'Arte, A. I, No. 6.

Noch im Jahre 1497 war Beatrices Grabdenkmal, von Cristoforo Solari ausgeführt, in Santa Maria delle Grazie aufgestellt worden. In der unsäglichen Trauer seines Verlustes war es der Trost des Herzogs gewesen, dieses Denkmal dem Andenken der Frau zu weihen, welche ihm „die eifrigste Gefährtin, nicht weniger in ernsten als in fröhlichen Dingen gewesen war“ [1]); und da er einst an ihrer Seite zu ruhen hoffte, ließ er neben ihrer schlummernden Gestalt auch die seine darstellen. So liegen sie noch heute friedlich vereint, nicht wie einst in der Mailänder Kirche, sondern seit 1564 in der Certosa di Pavia, der stattliche Mann mit dem vom Schmerz gezeichneten und gefurchten Antlitz und neben ihm die kleine Gestalt Beatrices mit dem runden Kindergesicht, in den reichen, bandgeschmückten Gewändern, die sie so sehr geliebt hat. Eine Ruhe ohnegleichen liegt auf den beiden, ein Schweigen, das nicht gestört sein will. Doch nicht die Majestät des Todes allein, auch der tiefe Ernst des Lebens ergreift an dieser Stätte den Beschauer, des Lebens mit seinen dunklen Schicksalswegen, seiner Unrast und Unbeständigkeit und den ewig alten Rätseln von Sein und Nichtsein.

Die beiden herrlichen Grabfiguren der Certosa sind nicht die einzigen Bildnisse, welche Lodovicos und Beatrices Züge der Nachwelt erhalten haben. Zumal dem Charakterkopf des Moro begegnet man sowohl gemalt als gemeißelt so oft, daß er sich unauslöschlich dem Gedächtnis einprägt. Vielleicht sind überhaupt von keiner Herrscherdynastie Italiens so viele authentische Porträts bis auf unsere Zeit gekommen wie von den beiden berühmten Häusern der Visconti und Sforza. In der Certosa finden wir fast alle Mitglieder derselben wieder. In prunkvollem Grabe ruht Gian Galeazzo Visconti, der Gründer der Kirche und des Klosters, dessen merkwürdiges Gesicht mit dem spitzen Doppelbart sich noch einmal in einem der Medaillonreliefs wiederfindet, welche den Schmuck zweier in den Chor führenden Türen bilden. Hier erkennen wir unter den kraftvollen Männerköpfen Lodovicos Profil, hier auch die weichen Züge seiner Gemahlin und ihren traditionellen langen Zopf, der sie von den anderen Herzoginnen unterscheidet. Wir sehen denselben auch auf dem großen Tafelbilde der Brera, welches dort dem Zenale zugeschrieben wird und aus Sant' Ambrogio in Nemo stammt [2]). Es stellt Lodovico, Beatrice und ihre beiden Söhne Maximilian und Francesco dar, welche, von den vier Kirchenvätern empfohlen, vor der Madonna knieen. Wohl keine Darstellung gibt ein lebensvolleres Bild von den beiden; trotz der Edelsteine und Ketten, der Bänder und Perlen, mit denen sie sich geschmückt haben, knieen die

---

[1]) Fr. Guicciardini, La Storia d' Italia. 1745. Bd. I, p. 193.

[2]) Die Meinungen über dieses vielumstrittene Bild gehen weit auseinander. W. v. Seidlitz (Repertorium für Kunstwissenschaft, Bd. XXIII, Nr. 6) und Charles Loeser (Rassegna d' Arte, T. I, No 5) schreiben es beide dem Ambrogio Preda zu; Morelli bezeichnet es als ein Werk des Bernardino de' Conti (Die Galerien Borghese und Doria Pamphili in Rom, S. 248), der Cicerone dagegen als ein Werk des Miniaturmalers Antonio da Monza (Cicerone. Vierte Aufl. Bd. II³, S. 709). Malaguzzi-Valeri verwirft Zenale in seinem trefflichen Buch über lombardische Maler (Pittori lombardi del quattrocento, p. 19, 61 u. 69), ohne das Bild einem anderen Künstler zuzuweisen. Vielleicht erklären sich die divergierenden Meinungen am einfachsten dadurch, daß zwei Hände an dem Gemälde gearbeitet haben.

beiden Gestalten schlicht und andachtsvoll einander gegenüber, sich vertraulich in die Augen blickend. Wie anders tritt uns die Persönlichkeit des Moro im Profilbilde von Boltraffio der Trivulzio-Sammlung entgegen! Mit kaltem Herrscherblick ist das Auge ins Weite gerichtet, und ein harter, strenger Ausdruck liegt auf dem stolzen Antlitz. Die Mütze schmückt ein großes, gesticktes M, von einem Juwel mit Quaste gehalten. Interessant vor allem ist aber der reiche Stoff der Kleidung, welcher ausschließlich aus Wappen und Impresen besteht. Von letzteren erkennt man den Caduceus, das Mehlsieb (il buratto)[1], die Bürste (la scopetta), sodann die Wappen der Visconti und der Este, die weiße Taube der Bona von Savoyen u. a. m.; um diese Felder aber ist wiederum die fantasia dei vinci in kunstvollen Ornamenten geschlungen.

Die Sammlung des Castello in Mailand ist neuerdings durch eine Reihe von vierzehn Sforza-Bildnissen bereichert worden. Sie stammt aus dem Hause der Grafen Cigala, welches im Anfang des Cinquecento den Atellani (oder della Tela) gehörte, einer der Sforza ergebenen Familie, welche auch deren Exil und Entbehrungen teilte und erst 1516 amnestiert nach Mailand zurückkehren durfte. Es scheint jedoch, daß die beiden Brüder Scipione und Carlo della Tela von dieser Erlaubnis keinen Gebrauch machten, sondern erst 1522 im Gefolge von Francesco II. Sforza, Lodovicos jüngstem Sohn, nach Mailand heimkehrten. In den folgenden vier Jahren von Francescos Regierung werden die betreffenden Fresken ausgeführt worden sein, in welchen die beiden Brüder della Tela in ihrem Hause der Sforza-Familie ein ehrenvolles Denkmal setzen wollten. So entstanden die von Bernardino Luini in Lünetten gemalten Profilbilder, welche von Attendolo Sforza an bis auf Francesco II. die Herzöge und ihre Gemahlinnen darstellen und jetzt einen neuen Schmuck des Castello bilden[2]). Allerdings sind sie nicht alle treue Wiedergaben der individuellen Persönlichkeit, und ganz besonders in Lodovico und Beatrice vermißt man die Ähnlichkeit mit den uns vertraut gewordenen Bildern. Der Typus des Moro ist speziell ein so prägnanter, daß man über Luinis Wiedergabe staunen muß. Denn unverkennbar sehen wir Lodovicos Züge überall sich wiederholen, außer in den oben angeführten Bildnissen auch in mehreren Marmorreliefs des Castello, in einem Medaillonrelief aus der Schule des Bambaja in der Sakristei von Santa Maria delle Grazie, in Antonio da Monzas Miniatur des Sforza-Manuskripts im Britisch Museum, welches Lodovicos und Beatrices Ehekontrakt ist, im Libro del Jesus der Trivulziana u. a. m.[3]).

---

[1]) Die Erklärung dieser merkwürdigen Imprese findet man in der 10. Novelle, Bd. IV, von Bandello. Das damit verbundene Motto, ein Mailänder Sprichwort, lautete: „Avvenga tale a te quale a me“.

[2]) Vgl. Luca Beltrami, La serie atellana degli Sforza, in Rassegna d'Arte, A. III, No. 1.

[3]) So z. B. auch auf einer Handzeichnung in Christchurch-College in Oxford, welche Leonardo da Vinci zugeschrieben wird. (Vgl. G. Uzielli, Ricerche intorno a Leon. da Vinci. Zweite Auflage. Bd. I, p. 262.) E. Müntz leugnet entschieden, daß diese Zeichnung ein Porträt des Moro sei. (Vgl. Eugène Müntz, Léonard de Vinci, p. 529.) Dagegen glaubt er

Von Beatrice sind die auf uns gekommenen Porträts weniger zahlreich, und ihre Züge scheinen sich während ihres kurzen Lebens merklich verändert zu haben. Das früheste Bildnis, die Büste des Gian Cristoforo Romano, jetzt im Louvre, welche Beatrice vor ihrer Verheiratung im Alter von etwa fünfzehn Jahren darstellt, zeigt sie mit auffallend rundem Gesicht, unschönen, fast groben Zügen und aufgeworfener Unterlippe; das Haar ist über der sehr hohen und breiten Stirn glatt gescheitelt und schon hier in einen dicken, bänderumwundenen Zopf geflochten. Diese interessante Büste ist der Gegenstand vieler Hypothesen und Controversen gewesen. So hielt sie z. B. Courajod für ein eigenhändiges Werk Leonardos und suchte einen Beweis dafür auch in der fantasia dei vinci, welche auf der linken Schulter die Schärpe einfaßt. Auf der Brust sieht man den Ring mit dem dreieckigen Diamanten und einer Blume — die berühmte Imprese der Este — und in demselben zwei Hände mit dem „buratto“, dem Sieb, aus welchem Mehl herabfällt, jener schon erwähnten Imprese Lodovico Sforzas, mit welchem Beatrice damals verlobt war. Diese schwer zu deutenden Embleme haben die verschiedenartigsten, oft unglaublichsten Erklärungen erfahren [1]). Die Feinheit, mit welcher die Ornamente an Brust und Schulter ausgeführt sind, kontrastiert mit der einfachen und befangenen Behandlung des ausdruckslosen Gesichts und zeigt den Weg an, auf welchem sich Cristoforo Romano weiter zu entwickeln bestimmt war. Schon nach wenig Jahren scheinen sich Beatrices Züge verfeinert und verschönt zu haben, obgleich sich die Herzogin von Mailand niemals mit der Schönheit ihrer vielgefeierten Schwester Isabella messen konnte. Ihr Profil, wie wir es in Zenales Bilde sahen, wie es in dem allerdings minderwertigen Porträt der Galerie Pitti oder in Antonio da Monzas Miniatur im British Museum erscheint [2]), läßt nur wenig von der Hold-

---

Lodovico und Beatrice in einer getönten Zeichnung zu erkennen, welche aus der Kollektion Emile Galichon an Suermont verkauft wurde. (Ebenda S. 523.) Ein schönes Porträt des Moro ist auch in Caradossos Medaille auf uns gekommen. Eine Miniatur Antonio da Monzas in dem dem Herzog gewidmeten Exemplar vom „Trattato della Divina Proportione“ des Luca Pacioli, welches jetzt, sehr beschädigt, der Bibliothek in Genf gehört, zeigt Lodovico, der das Buch vom Autor in Empfang nimmt. Eine andere Miniatur, gegenwärtig im Besitz des Marchese G. d' Adda in Mailand, zeigt wiederum den Moro, der den Prioren von Santa Maria delle Grazie eine Schenkungsurkunde überreicht, und ist durch die Impresen, die sie schmücken, von besonderem Interesse. (E. Müntz a. a. O., S. 182 u. 221.)

[1]) Ravaisson Mollien schrieb eine lange und gelehrte Abhandlung (Gazette des beaux-arts, 1877, No. 16, p. 344—354), um zu beweisen, daß Leonardo die verschiedenen Geschlechter der Blumen kannte und daher die Blüte, auf welche Staub herabfällt, als ein geheimnisvolles Symbol der Ehe dargestellt hätte. Courajod sagt (a. a. O., S. 343) im selben Sinne: „Ce petit ornement en apparence insignifiant contient à l'état de rébus la constatation d'une des grandes découvertes des sciences naturelles, qui, vaguement connue de l'antiquité et consignée par elle dans les écrits d' Aristote, avait en quelque sorte sommeillé jusqu'à la Renaissance. Celui qui a tracé ce symbole savait théoriquement, au XVe siècle, que les fleurs ont des sexes et connaissait les lois qui président à leur reproduction.“

[2]) Eine Handzeichnung in den Uffizien, welche ein Porträt von Beatrice sein soll und eine junge, elegante Frau mit einer „ferronière“ darstellt, wird Leonardo zugeschrieben, ebenso ein Blatt in Windsor, das gleichfalls für ihr Bildnis gilt. (Vgl. G. Uzielli, Ricerche intorno a Leon. da Vinci. Zweite Auflage. Bd. I, p. 262.)

seligkeit ahnen, welche das Entzücken ihrer Zeitgenossen war. Nur in der Grabfigur der Certosa entdecken wir einen rührenden Abglanz von Beatrice d' Estes jugendlicher und herzgewinnender Anmut.

* * *

Erst im letzten Jahrzehnt ist die Wiederherstellung der Sforzaburg in Mailand in Angriff genommen worden, und es ist das Verdienst tüchtiger Männer, wenn man sich heute ein Bild des Kastells machen kann, wie es einst gewesen ist. Allerdings muß die Phantasie manches Verlorene ergänzen, denn die Gegenwart bleibt hier doch nur ein Fragment der Vergangenheit. Trotzdem gibt es nur wenige Stätten in Italien, die anregender auf den Besucher wirken könnten als diese Räume, in denen die Schatten toter Geschlechter noch umherzugleiten scheinen. Es liegt wie suggestive Ahnung in der Luft, als lebte hier noch etwas fort von jenen heiteren, großen Menschen, als sei ihr Atem noch nicht ganz verweht, als gebe ein Echo den Widerhall ihrer frohen Stimmen leise zurück.

Eine Pracht ohnegleichen ist hier in den Tagen von Lodovico Sforzas Ruhm und Glanz entfaltet worden. Schätze von kostbarsten Silbergeräten füllten die Schränke; in der Sala del Tesoro[1]) lagen in Truhen aufgehäuft die Dukaten, die sich auf 1½ Millionen beliefen; Edelsteine von unermeßlichem Wert, Geschmeide und Juwelen aller Art waren hier zu sehen, darunter auch jener berühmte ährenförmige Rubin, „el spigo“ genannt, der Beatrices Lieblingsschmuck war und von ihr meist im Sammetbarett getragen wurde[2]). Wenn fremde Gesandte am Sforza-Hof weilten, wurde ihnen als besondere Vergünstigung vom Herzog selbst die Schatzkammer gezeigt, und geblendet von seinen Reichtümern berichteten sie dann ihren Fürsten nicht ohne Neid, was sie in Mailand gesehen. Nicht minder glänzend waren die Trachten. Wir sind es gewohnt, den raschen Wechsel und die tyrannische Macht der Mode als ein Merkmal unserer Zeit anzusehen, allein schon in jenen Jahrhunderten ließen sich die Menschen von deren Willkür knechten. Ein beredtes Zeugnis dafür finden wir in einer Aufzeichnung von Leonardo selbst. Er schreibt:

Ich erinnere mich, zu meiner Knabenzeit gesehen zu haben, wie alle Leute, groß und klein, an sämtlichen Rändern ausgezackte Kleider trugen, oben, unten und zur Seite. Und das dünkte damals eine so schöne Erfindung, daß sie die Zacken nochmals auszackten. So trugen sie die Kapuzen und so die Schuhe, und die vielfarbigen ausgezackten Hahnenkämme guckten aus allen Hauptnähten der

---

[1]) Die Sala del Tesoro liegt im westlichen Turm des Castello, in der sog. Rocchetta, und entspricht der Sala delle Asse im Nordturm, welche früher, vor Lodovico Sforza, die Schatzkammer gewesen war. In der Sala del Tesoro wurden von Dr. P. Müller-Walde Freskenreste entdeckt und freigelegt; unter anderem ein Merkur, welchen er Leonardo zuschreibt, während die gemalte Architektur, welche den Raum schmückt, von ihm als ein Werk Bramantes bezeichnet wird. (Vgl. „Beiträge zur Kenntnis des Leonardo da Vinci“ im Jahrbuch der Königlich preußischen Kunstsammlungen. Bd. XVIII, S. 151. 1897.) Ein Vergleich mit den neuerdings der Brera-Galerie einverleibten Fresken der „maestri d' arme“ von Bramante beseitigt jeden Zweifel, daß auch der Merkur von diesem letzteren gemalt wurde.

[2]) Lodovico Sforza besaß unter anderem auch den berühmten Diamanten Karls des Kühnen, „le Sansy“ genannt.

Kleider heraus . . . Dann kam wieder eine andere Zeit und es fingen die Ärmel an zu wachsen, und sie wurden so lang, daß jeder allein länger war als der ganze Rock. Nachher begannen sie die Röcke um den Hals her so hoch zu machen, daß sie zuletzt den Kopf damit bedeckten, und dann wieder schnitten sie die Kleider so tief aus, daß diese auf den Schultern nicht halten konnten. Später wurden die Röcke so lang, daß die Leute immer beide Arme voll Tuch trugen, um nicht mit den Füßen darauf zu treten, und endlich verfielen sie in das andere Ende und zogen Kleider an, die ihnen nur bis an die Hüfte und Ellenbogen gingen, und so eng waren, daß sie die größte Pein litten und viele darin platzten[1]).

Der verschwenderische Luxus des Sforza-Hofes äußerte sich auch in dieser Richtung mit besonderem Nachdruck[2]). Lodovico selbst mit dem schönen Herrschergesicht und den üppigen, in Wellen herabhängenden Haaren, welche damals einen besonderen Stolz der Männer bildeten, war stets in kostbare Stoffe und Pelze gekleidet und mit Ketten und Edelsteinen geschmückt, während Beatrices Gewänder die reichsten und herrlichsten waren, die man sehen konnte. Ihrer Liebhaberei der flatternden Bänder, der tausendfach verschlungenen Arabesken, der Gold- und Perlenstickereien wurde ausgiebig Rechnung getragen. Sie liebte es, selbst neue Moden zu ersinnen und einzuführen. In den Annalen des Muralti, wo ihr Tod und ihr Begräbnis geschildert sind, wird sie die Erfinderin neuer Gewänder genannt[3]). Auch ihre Hofdamen waren aufs reichste ausgestattet, und die Zahl der von ihnen um Hals und Brust getragenen Perlenschnüre wird öfters von Chronisten erwähnt.

Diese festliche Menge belebte also die Räume, die, mit Fresken und Teppichen ausgestattet, durch Tausende von Wachskerzen erleuchtet, von Tanz und Liedern erfüllt, alles in sich faßten, was Jugend und Glück, Kunst und Reichtum zu geben vermögen. Mitten in dem fürstlichen Gepränge aber bewegten sich die größten Künstler, Dichter und Denker der Zeit und gaben ihm Inhalt und Bedeutung. Der gefeiertste unter ihnen blieb auch hier Leonardo, der, in der Vollkraft seiner besten Mannesjahre stehend, ebenso unwiderstehlich durch sein hoheitsvolles Wesen, wie durch den Zauber seines Geistes wirkte. Manchesmal nahm er wohl auch die silberne, selbstgefertigte Laute zur Hand und begleitete sich darauf zu einer seiner berühmten Improvisationen, und lauschend drängte sich dann um ihn die Schar der schönen, reichgeschmückten Frauen.

Wie anders ist es heute in diesen Räumen, in welchen einst des rauschenden Lebens Hochflut wogte! Mit leisen Schritten geht man zwischen

---

[1]) Im „Trattato della Pittura"; vgl. Anton Springer, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. Bd. I, S. 319.

[2]) Der Chronist Corio schreibt, indem er den Ruhm der Sforza preist: „Der Hof unserer Fürsten war ein glänzender, voll von neuen Moden, neuen Trachten und Ergötzungen". (Vgl. Eugène Müntz, Léonard de Vinci, p. 92.)

[3]) Der Passus lautet: „Quae erat in iuvenili aetate, formosa ac nigri coloris, novarum vestium inventrix, die noctuque stans in choreis ac deliciis." — Nach Beatrices Tode wurde und blieb zeitlebens Isabella d' Este tonangebend für die Moden in Italien. Ihr verdankte man zahlreiche neue „Inventionen". So führte sie z. B. um 1509 die sog. „capigliara" ein, eine aus gelockten Bändern bestehende Perrücke, welche große Verbreitung fand. (Vgl. Al. Luzio, Isabella d' Este e la Corte Sforzesca, p. 27.)

ernsten Marmorbildern umher und blickt auf die verblaßten Wappen, welche Wände und Decken schmücken; nur draußen vor den weiten Bogenfenstern strahlt die Sonne in demselben goldenen Glanz auf Bäume und Büsche nieder, und in tiefem Blau — jetzt wie einst und wie immer — wölbt sich der leuchtende Himmel darüber.

Eine bedeutende Anzahl von Kunstschätzen ist in den Sälen des Castello untergebracht worden, im Untergeschoß hauptsächlich Werke lombardischer Plastik, im oberen Stock Majoliken, Waffen und eine kleine, aber kostbare Sammlung alter Bilder. Die Restauration des Ganzen, welche noch lange nicht beendet ist, schreitet stet fort, und Saal um Saal wird dem Publikum geöffnet. Erst seit dem Frühjahr 1902 ist der herrlichste Raum von allen, die Sala delle Asse, zugänglich, obgleich noch nicht vollendet. Im großen Nordturm gelegen, bildet er den Abschluß der unteren Reihe von Gemächern, die mehr als alle anderen den Charakter ihrer Zeit bewahrt haben. So die reizende Sala delle Colombine, deren Wände mit dem Wappen der Herzogin Bona von Savoyen — der von Strahlen umgebenen weißen Taube mit dem Motto „à bon droit“ — auf rotem Grunde geschmückt sind; so auch die Sala dei Ducali, deren schöngewölbte Decke Wappen und Devisen des Galeazzo Maria Sforza auf blauem Grunde in vierfacher Wiederholung zeigt. Aus diesem Zimmer tritt man in die überraschend geräumige hochwölbige Sala delle Asse ein, so benannt nach der Holztäfelung, welche ihre Wände einst in beträchtlicher Höhe bekleidete und ebenfalls erneuert werden soll. Staunend blickt man zur Decke empor: herrliche, dichte Bäume schließen sich hier zu einer gewaltigen Laube zusammen, deren Äste und Zweige allenthalben von goldenen Schnüren durchwoben und umschlungen sind. Ein Stück Märchenland, ein verwunschener, in goldene Fesseln geschlagener Wald ist hierher gezaubert, und das Sonnenlicht scheint in den Blättern zu spielen und in tausend Reflexen zu glühen. Leonardo! Der Name drängt sich von selbst auf die Lippen. Wer anders konnte so die Natur in feste Formen drängen, wer den lebenden Baum in die hemmenden Schranken festumgrenzter Gesetze zwingen? Das muß so recht nach des Meisters Herz gewesen sein, mit den beiden Problemen zu spielen — Leben und Form, Natur und Theorie. Wie wird sein grüblerischer Geist mit diesen Faktoren gerungen haben, bis er sie in solcher Vollendung miteinander paarte! Hier also hat die fantasia dei vinci, das Muster der Fesseln, ihr letztes Wort gesprochen, ihre höchste Vollkommenheit erreicht. In immer neuen Verschlingungen, in Knoten und Arabesken aller Art ziehen sich die Goldschnüre durch das vielverzweigte Geäst hindurch, und erst dem lange forschenden Blick offenbart sich die absolute Symmetrie der Muster. Allenthalben schimmert der blaue Himmel hindurch, und im Scheitelpunkt der Decke öffnet sich die Laube, wie um Luft und Licht hereinströmen zu lassen. In dieser runden Öffnung aber, dieselbe fast ausfüllend, erscheint das bunte Doppelwappen der Sforza und Este; und an jeder Seite sind auf halber Höhe mitten im Laubwerk große Targen (Wappenschilder) mit Inschriften angebracht. Obgleich für die Einheitlichkeit des Ganzen störend, sind sie doch von hohem historischem Interesse. Es ist das Verdienst des

Architekten Luca Beltrami, den Inhalt dieser Inschriften neu entdeckt zu haben[1]). Nur eine war zum Teil erhalten; von den anderen waren nur einzelne Wortfragmente noch zu entziffern. In den Diari des Marino Sanuto fand er den Text derselben wieder[2]). Drei Inschriften verherrlichen Lodovico Sforza: die eine die Heirat seiner Nichte Bianca Maria mit Kaiser Maximilian; die andere die Verleihung des Titels Herzog von Mailand an den Moro durch Maximilian, beide aus d. J. 1493; die dritte v. J. 1496 erinnert an die Reise Lodovicos und Beatrices nach Deutschland und den Bund mit Maximilian. Eine Dissonanz, wie man sie sich greller nicht denken kann, ist der Inhalt der vierten Inschrift vom Jahre 1499, in welcher die Flucht Lodovicos über die Alpen und die Einnahme von Mailand durch die Franzosen unter Ludwig XII. verzeichnet wird. Daß diese Inschrift eine frühere, ebenfalls die Sforza feiernde verdrängt hat, ist zweifellos. Sie klingt gleichsam wie ein Urteilsspruch des Schicksals über menschliche Lose; das Fazit eines großen Lebens wird gezogen, und die Summe ist — nil.

Die Malerei der Sala delle Asse ist das Werk eines wegen tüchtiger Restaurationen bekannten Künstlers, Ernesto Rusca. Seine Aufgabe war die denkbar schwierigste; er hat sie glänzend gelöst. Von Leonardos ursprünglicher Decke war außer wenigen, verblaßten Spuren nur ein einziges größeres Fragment, übrig, und nach diesem galt es, den ganzen komplizierten Entwurf wieder herzustellen und bis in seine kleinsten Einzelheiten stilgemäß durchzuführen. Es galt, eine Fläche von 400 Quadratmetern mit dem Laubwerk üppiger Steineichen zu bedecken; die Verzweigungen und Verästelungen der Bäume den Architekturlinien anzupassen; die phantastischen Goldknoten richtig zu schürzen; die Schnüre in immer neuen Kombinationen um die Äste zu schlingen; endlich auch in den Farben die richtigen Abstufungen, das Spiel von Licht und Schatten zu treffen. Dies alles ist dem Künstler in dem Zeitraum eines Jahres gelungen und somit der Nachwelt ein einzigartiges Werk erhalten worden. — Nach Beltramis letzten Forschungen soll auch Bramante hier ein Wort mitgesprochen haben, der im letzten Dezennium des Quattrocento ebenfalls im Castello tätig war. Schon Lomazzo stellt fest, daß auch er eingehende Studien über Bäume und deren Verzweigungen gemacht hat, und man weiß, daß er im Kloster von Sant' Ambrogio ein ähnliches Motiv architektonisch verwertete. Allein, Leonardos Geist und dessen stets in das Detail strebende Tendenz treten in der Sala delle Asse zu deutlich ans Licht, als daß nicht ihm von allen die Ehre dieses Werkes gebühren sollte[3]). Hier

---

[1]) Vgl. Luca Beltrami, La sala delle Asse nel Castello di Milano, Rassegna d'Arte, A. II, No. 5 u. 6.

[2]) Sie sind daselbst bezeichnet als: „Certi epigrammi quali sono nel Castello di Milano, in una sala di habitatione del Signor Lodovico, messi in lettere d' oro."

[3]) Briefe von Gualtero an Lodovico Sforza gerichtet, von Dr. Müller-Walde im Königl. Staatsarchiv gefunden und publiziert, beseitigen jeden Zweifel. Darin heißt es (21. April 1498): „Montag wird man die camera delle asse abrüsten. Meister Leonardo verspricht, sie bis zum September zu vollenden." Worauf am 23. die Meldung folgt: „Die Sala delle Asse ist abgerüstet." (Vgl. P. Müller-Walde, Beiträge zur Kenntnis des Leonardo da Vinci, im Jahrbuch der Königl. preußischen Kunstsammlungen. Bd. XVIII, S. 116. 1897.)

legte er das Resultat jahrelanger botanischer Studien nieder und bekannte vor anderen und vor sich selbst, was er an Erfahrung und Kenntnissen gesammelt hatte. Man weiß, mit welcher Sorgfalt und Treue er Blumen zu malen pflegte. Das Blatt in der Akademie zu Venedig, welches ganz mit Veilchen und zarten Heckenrosen bedeckt ist, jene anderen Zeichnungen in Windsor, wo Brombeerranken mit Blättern, Blüten und Früchten, Erdbeerpflanzen, Eichenblätter, Ginster und Akeleien in so feiner und genauer Wiedergabe erscheinen, als seien sie von einem Botaniker gezeichnet — sie alle beweisen, wie sich Leonardo auch in dieses Studium vertiefte. Ja, man hat ihm eine besondere Vorliebe für manche Blumen zugeschrieben, so für Zyklamen und Jasmin. Auch für Bäume hatte dieser allseitige Geist ein liebevolles Verständnis, und man findet dieselben oft erwähnt, wenn er in seinen Aufzeichnungen Gegenden mit kurzen Worten beschreibt [1]). Bekanntlich handelt das sechste Buch seines Traktates über die Malerei ausschließlich von Bäumen und deren Verzweigungen. Ist es nicht, als sei die herrliche Decke der Sala delle Asse gleichsam die gewaltige Illustration zu seinen gelehrten Abhandlungen? Als habe er hier den grünen Baum des Lebens der grauen Theorie an die Seite stellen wollen? Und diesem grünen Lebensbaum hat er noch den Schimmer der goldenen Fesseln gegeben und damit ein fröhliches Stimmungsbild geschaffen und seinen unsterblichen Namen mit eingeflochten in die heiteren Motive der „fantasia dei vinci!“

---

[1]) G. Uzielli, Leonardo da Vinci e le Alpi, im Bolletino del Club Alpino Italiano. Vol. XXIII, No. 56. In Windsor sind einige prächtige Zeichnungen von Bäumen; so Nr. 187 eine Federzeichnung auf blauem Papier, Nr. 131 ein Baum mit Wurzeln, Nr. 99 zwei Bäume, ebenfalls mit ihren Wurzeln, u. a. m.

Die jüdische und die babylonische Schöpfungsgeschichte.

Von
Hermann Gunkel.

Unter allen auf uns gekommenen Kosmogonien des Altertums, die an Stoff und Form so überaus mannigfaltig sind, widerspiegelnd die verschiedenen Völker, Klimata, Kulturen und Religionen, aus denen sie entstanden, sind dem modernen Forscher zwei Kosmogonien besonders wichtig, die jüdische und die babylonische; die erste seit jeher bekannt und uns allen wohl vertraut, das erste Blatt der Bibel, eine Grundlage unserer Religion; die zweite erst vor dreißig Jahren wieder aufgefunden unter den Trümmern der Bibliothek des assyrischen Königs Assurbanipal zu Ninive, und doch, wie wir schon jetzt sagen können, von einer ähnlich umfassenden Bedeutung für eine frühere Menschheit wie die jüdische für die gegenwärtige; beide in ihrer Art himmelhoch ragende Denkmäler, ehrwürdige Erzeugnisse antiker Geschichte, vergleichbar nur den größten Bauten der Menschheit, den ägyptischen Pyramiden oder den Tempeltürmen Babyloniens; beide Typen ihres Volkes und ihrer Religion, und eben darum getrennt voneinander durch eine ganze Welt! Und dennoch, soweit sie auch untereinander verschieden sind, so werden wir doch, wie durch eine innere Notwendigkeit, gezwungen, sie nebeneinander zu schauen und zu vergleichen. Wie die Riesen des Hochgebirges weithin über Berg und Tal einander grüßen, so treten diese beiden Kosmogonien für unsere Anschauung zusammen: diese beiden großen welthistorischen Erzählungen, die der antike Orient hervorgebracht hat, gehören ihrer Art nach zusammen. Dies aber umsomehr, als sie auch in einer literaturgeschichtlichen Verwandtschaft stehen: die jüdische Kosmogonie ist eine Tochterrezension der babylonischen. Umsomehr lohnt es sich, beide zu vergleichen, an den gemeinsamen Zügen ihre Verwandtschaft zu erkennen und an den unterscheidenden ihre große Verschiedenheit. Wer diese Arbeit unternimmt, schreibt damit ein gutes Stück der Geschichte des alten Orients; denn wenn alle literarischen Denkmäler jener Epoche zu

Grunde gingen und nur diese beiden erhalten blieben, so würde man doch allein aus ihnen den wesentlichen Verlauf der Religionsgeschichte des Orients erkennen.

Zunächst die biblische Schöpfungsgeschichte (1. Mose 1). Es ist sicherlich ein dankbares Geschäft des Erklärers, dies Kapitel dem modernen Verständnis näher zu bringen, und dem gegenwärtigen Geschlecht, das diese Erzählung von Kindesbeinen an kennt und eben deshalb so wenig beachtet, zu zeigen, welchen Schatz es daran hat. Andererseits ist die Aufgabe, ein solches antikes Stück zu erklären, schwieriger, als ein der Religionsgeschichte nicht Kundiger vielleicht glaubt. Denn die Religionsgeschichte, die historische Theologie, ist die jüngste unter den historischen Wissenschaften; und so groß und zuverlässig auch manche der Resultate sind, zu denen sie es seit der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens gebracht hat, so ist doch die religionsgeschichtliche Betrachtungsweise noch lange nicht in Fleisch und Blut aller Gebildeten, ja noch nicht einmal aller Gelehrten übergegangen. Noch immer sind die meisten, Fromme und Weltkinder, gewohnt, in eine Erzählung wie 1. Mose 1 einzulesen, was sie von Gott und Welt zu sagen wissen. Die wissenschaftliche Erklärung aber hat eine strengere Aufgabe. Sie soll nicht allerlei sagen, was sich an solchen Text vielleicht anschließen läßt und was dem modernen Menschen erbaulich oder geistreich klingen mag. Sondern sie soll mit allen Mitteln danach streben, denjenigen Sinn zu finden, den die Antike selbst mit dem Text verbunden hat: die wissenschaftliche Erklärung soll eine streng geschichtliche sein. Dieser antike Sinn ist aber wahrlich nicht ganz leicht zu erkennen; ist doch ein Text wie 1. Mose 1 um Jahrtausende von uns entfernt, und mischt sich doch in unsere Deutung, bewußt oder unbewußt, gar leicht die Erklärung ein, die wir selbst als Kinder zusammen mit diesem Text gehört haben, eine Erklärung, die vielleicht tief und fromm ist, die aber doch aus Zeiten stammt, die selber weit entfernt von jenem alten Texte sind und die den wissenschaftlichen Mann keineswegs binden darf. Wollen wir also ein solches Stück wirklich verstehen, so müssen wir die geistige Kraft haben, allen modernen Gedanken, und wenn sie uns noch so lieb wären, zu entsagen und in die Ideen und Stimmungen einer so weit entfernten Vorzeit einzugehen. Frühere Geschlechter haben diese Aufgabe nicht gekannt und die geistige Kraft des geschichtlichen Verständnisses der Vorzeit nicht besessen. In dem nunmehr abgelaufenen Jahrhundert aber ist durch die großen Denker und Dichter, die unser Volk erlebt hat, und durch die gehäufte Arbeit mehrerer gelehrter Generationen die Kraft erwachsen, die Gedanken der Vorzeit nachfühlend zu erfassen. So betrachtet die Religionsgeschichte es als ihre Aufgabe, ein Kapitel wie 1. Mose 1 aus seiner Zeit zu verstehen, indem sie dabei ganz absieht von allen kirchlichen oder synagogalen Erklärungen, die sich im Laufe der Geschichte daran geschlossen haben.

Die fünf Bücher des Gesetzes stammen, wie wir mit voller Sicherheit sagen können, nicht von Mose und sind überhaupt keine ursprüngliche literarische Einheit, sondern sind im Laufe einer langen Geschichte, die wir ziemlich genau übersehen, aus einer ganzen Reihe von Quellenschriften, die

ihrerseits wieder aus verschiedenen Epochen der Geschichte Israels stammen, zu einem Werke zusammengewachsen. Die biblische Schöpfungsgeschichte, das erste Kapitel des ganzen Werkes, ist, wie Sprachgebrauch und Gedankeninhalt beweisen, ursprünglich das erste Stück des von uns sogenannten „Priesterkodex", der, nach der Annahme fast aller gegenwärtigen Forscher, im babylonischen Exil von den Priestern des vormaligen Tempels von Jerusalem verfaßt worden ist (um 500 v. Chr.). Damals ist es nach gewaltigen Katastrophen, die Israel zertrümmert und Juda bis in die tiefsten Tiefen erschüttert hatten, unter der Leitung der alten Priestergeschlechter Jerusalems zu einer großen Restauration gekommen, aus der das „Judentum" hervorgegangen ist. Ein Denkmal dieser großen Reformationsbewegung, der es wirklich gelang, die zerstreuten Reste des Volkes zu einer religiösen Gemeinde zusammenzuschließen, ist der „Priesterkodex"; und der Geist des „Judentums" ist es also, der aus 1. Mose 1 zu uns spricht. — Andererseits sind Kosmogonien im Altertum nie frei gedichtet worden, sondern dergleichen Erzählungen ruhen stets auf alter und meistens uralter Tradition, die die Späteren umgebildet haben mögen. So haben wir auch in dieser Schöpfungsgeschichte auf zwei verschiedene Momente zu achten, auf den Geist des Schriftstellers und auf den Stoff, den er vorgefunden hat.

Mit einfachen, gewaltigen Worten[1]) setzt die Erzählung ein: „Im Anfang hat Gott Himmel und Erde geschaffen." Mit diesen Worten stellt der Erzähler zunächst das religiöse Dogma fest, daß Gott die Welt geschaffen hat; alles folgende hat dann den Zweck, diesen Satz zu illustrieren; es behandelt die Frage, wie Gott die Welt geschaffen hat[2]). — Das hebräische Wort, das dem deutschen „Schaffen" entspricht, ist ebenso wie der deutsche Ausdruck für die „Schöpfungs"-Geschichte charakteristisch; wie denn für gewisse uralte Erzählungen gewisse Ausdrücke charakteristisch zu sein pflegen. Das Wort wird im Hebräischen nur für ein Handeln Gottes gebraucht; ursprünglich bedeutet es das eigentümliche Tun der Gottheit, die Wunderbares, Unerhörtes, Neues hervorzubringen vermag; hier ist das Wort mit tiefstem Inhalt gefüllt und zum Ausdruck des Supernaturalismus, wie ihn das „Judentum" erreicht hatte, gestempelt. Der Gottesbegriff, der diesem Worte hier zu Grunde liegt, ist dieser: Gott und Welt sind voneinander geschieden, und Gott steht über der Welt als ihr allmächtiger Herrscher: er bringt sie hervor. Dieser Gottesbegriff stellt unter den Religionen des Orients eine bewunderungswürdige Höhe dar; kein Wort gibt es anderswo in der Antike, was diesem ersten Worte der Bibel von ferne gleichkäme.

---

[1]) Eine ausführlichere Erklärung des Textes findet der Leser in meinem Kommentar zur „Genesis". Zweite Auflage. Göttingen 1902.

[2]) Neben dieser Auffassung des Satzes gibt es noch eine andere, vielfach erwogene: „Am Anfang, da Gott Himmel und Erde schuf" —; das folgende: „Die Erde war wüste und leer u. s. w.", ist dann eine Parenthese, und der Hauptsatz fährt in den Worten fort: „Da sprach Gott: es werde Licht!" Diese Auffassung ist aber nur grammatisch, nicht dem Inhalt nach von der anderen verschieden.

Eigentümlich sticht von diesem Anfang die Fortsetzung ab; denn während man nach diesem ersten Satze erwarten sollte, daß die Welt nur durch Gott, allein aus seinem Willen entstanden wäre, schildert der zweite einen Urzustand der Welt, der Gottes „Schöpfung“ vorausging: „Die Erde war wüste und leer, und Finsternis lag auf dem Urmeer, und Gottes Geist brütete auf den Wassern.“ Man hat seit lange versucht, diesen Widerspruch zu heben, etwa durch die Annahme, daß Gott die Welt zuerst in diesem chaotischen Zustand geschaffen und erst dann zum Organismus umgebildet habe; das aber ist eine unmögliche Deutung; vielmehr ist die Welt, die Gott geschaffen hat, wie der erste Satz sagt, „Himmel und Erde“, d. h. die gegenwärtige, organisierte Welt. Oder man hat angenommen, daß die Welt nach der Schöpfung ein Chaos geworden und dann von Gott aufs neue umgeschaffen sei; aber auch davon sagt der Text nichts. Vielmehr muß man zugeben, daß hier wirklich ein innerer Widerspruch vorliegt, der aber geschichtlich zu verstehen ist: der uralte Erzählungsstoff berichtete ebenso wie die Schöpfungserzählungen anderer Völker von einem dem Eingreifen des Schöpfergottes vorhergehenden Chaos; das Judentum, das diesen Stoff übernahm, hat ihm seinen supernaturalistischen Gottesbegriff nachträglich aufgeprägt und im ersten Worte festgestellt, hat aber die uralte Idee des Chaos, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, stehen lassen. — So wird es uns nicht verwundern, wenn wir auch für die Einzelheiten der Schilderung des Chaos manche fremden Parallelen kennen. „Die Erde war wüste und leer,“ wörtlich eine Leere und Öde; das entspricht ganz dem griechischen „Chaos“ (Kluft) oder dem „Abgrund“ der Gnostiker. Eine andere Anschauung vom Weltenanfang steht daneben, wonach die Welt ursprünglich Wasser und Finsternis gewesen ist; daß beide Theorien sich hier ganz gut vertragen, kommt daher, daß die ganze Schilderung in düsteres, unheimliches Geheimnis gehüllt ist. — Die Vorstellung vom „Urmeer“ findet sich auch bei den Babyloniern, Ägyptern und sonst; besonders interessant ist, daß das betreffende hebräische Wort tehôm ursprünglich dasselbe wie das entsprechende babylonische tihâmat ist. — Zusammen mit dem Urmeer steht die Finsternis, wie auch im Babylonischen beide zusammengehören. Die Lehre, daß die Welt aus Finsternis entstanden ist, finden wir auch sonst vielfach; sie liegt offenbar dem antiken Denken sehr nahe: die Nacht ist das Ursprüngliche, das Licht der Anfang der gegenwärtigen Welt. — „Der Geist aber brütete auf dem Wasser“: der Geist Gottes — der Ausdruck kommt in diesem Sinne nur hier vor — ist zu denken als ein halbpersönliches, halbunpersönliches, geheimnisvolles, göttliches Wesen; ein wunderbares, dunkles Weben und Wehen, so hören wir auch in der phönizischen Kosmogonie, regte sich über dem trüben und finsteren Chaos: so war das uranfängliche göttliche Wesen beschaffen, das der Welt Leben gab. Der Ausdruck, der für diese Art seines Waltens gebraucht wird, das Wort „Brüten“, läßt eine ganze Geschichte ahnen; in diesem Bilde wird eigentlich die Welt mit einem Ei verglichen, das die Gottheit bebrütet hat; diesem Bilde entspricht es auch, daß das Wort „Geist“ im Hebräischen ein Femininum ist. Wir finden die Spekulation

vom Weltei, die sicherlich ursprünglich von der Eiform des Himmels ausgegangen ist, und wonach man sich das Werden der organisierten Welt aus dem ursprünglichen Wasser nach Analogie der Entstehung des jungen Vogels aus der Flüssigkeit des Eis vorgestellt hat, auch bei anderen Völkern; im Heidentum wird, so dürfen wir annehmen, die Gottheit, die die Welt bildet, als ein ungeheurer, brütender weiblicher Vogel vorgestellt; in der biblischen Geschichte ist an die Stelle dieser allzu krassen mythologischen Figur ein Abstraktum, der Geist, getreten, wie denn überhaupt die Ersetzung von mythologischen Gestalten durch Abstraktionen in der Religionsgeschichte eine große Rolle spielt.

Während wir in dieser Schilderung des Chaos einen nur wenig umgemodelten alten Stoff sehen dürfen, sind wir plötzlich wieder auf eigentlich jüdischem Gebiete, wenn die Erzählung fortfährt: „Da sprach Gott: es werde Licht. Und es ward Licht.“ Diese Worte in ihrer einfachen, lapidaren Größe sind der klassische Ausdruck des Supernaturalismus: Gott spricht, und es geschieht. Kein Eingehen Gottes in die Welt, kein Widerstand der Welt. Gott wirkt auf die Welt allein durch seinen Willen oder, wie der Text noch mit einem Hauche mythologischer Färbung sagt, durch sein Wort! Solche Sätze sind es, die unserer Erzählung einen unvergänglichen Wert geben. Wie anders dieser klare Gedanke vom persönlichen Schöpfergott als die uralte, dunkle Anschauung vom brütenden Gottesgeist! Hier stehen verschiedene Zeitalter in zwei Sätzen nebeneinander, das Zeitalter der Mythologie und das der geistesklaren jüdischen Religion. So wäre ganz unverständlich, wie es zu solchem Nebeneinander gekommen ist, wenn wir uns nicht eine ältere Form der Erzählung vorstellen, durch deren Umbildung unser Text entstanden ist. Diese ältere Erzählung dürfen wir uns auf heidnischem Boden so vorstellen, daß der brütende Gottesgeist das erste war, und daß aus seinem Brüten die Götter entstanden sind, bis der Schöpfergott auftrat und die Welt bildete. Von der Theogonie reden die Völker ringsumher an solcher Stelle; daß aber das Judentum mit seiner monotheistischen, antimythologischen Haltung sie nicht ertragen konnte und aus dem Texte warf, ist begreiflich genug.

Das Licht gilt hier als erste Schöpfung: Das Chaos hatte kein Licht; ohne Licht kein Leben, keine Ordnung, keine Welt. So finden wir diesen Gedanken von der Erstentstehung des Lichtes auch sonst sehr häufig. — Früher hat man vielfach daran Anstoß genommen, daß das Licht hier lange vor den Lichtkörpern, den Gestirnen entsteht, bis man gesehen hat, daß dies ganz den antiken Anschauungen entspricht, wonach das Licht ein selbständiges Wesen, ein feiner Stoff ist, der z. B. Gewicht hat, wenn ihn freilich auch Menschen nicht wägen können. — „Und Gott sah, daß das Licht gut war“: ein solches Wort findet sich am Ende jeder einzelnen Schöpfung. Dem Künstler gleich, der, wenn der Rausch des Schaffens verflogen ist, sein Werk kritisch mustert, so beschaut sich Gott seine Schöpfungen und findet sie „gut“, d. h. gelungen; er kann sich seiner Werke freuen. Darin spricht sich das Urteil des Erzählers selbst über die Welt aus; sie ist „gut“: im Jubelhymnus feiert Israel des

Weltenschöpfers Weisheit, Macht und Güte. — „Dann schied Gott Licht und Finsternis", d. h. er gab jedem von beiden eine besondere Stätte: eine naive Kosmologie. — Sodann setzt Gott die Namen fest: das Licht soll fortan „Tag", die Finsternis „Nacht" heißen. Uns Moderne mag es verwundern, zu hören, daß nicht nur die Dinge dieser Welt, sondern auch ihre Namen durch Gott entstanden sind; aber der Antike denkt über Namen anders als wir; er hält sie nicht für Schall und Rauch, sondern sie sind ihm, der nur eine Sprache kennt und diese als selbstverständlich voraussetzt, mit den Dingen gegeben: erst dann haben die Dinge eine befestigte Existenz, wenn man ihren Namen nennen kann. So fragt auch unter uns das Kind zuerst nach dem Namen; den Namen zu wissen, ist ihm Anfang aller Erkenntnis. Die naive Voraussetzung ist hier natürlich die, daß Gott die hebräischen Namen ausgesprochen habe. — „So ward Abend und Morgen" — in dieser Reihenfolge rechnet das Judentum mit vielen anderen Völkern die Tageszeiten, — „der erste Tag." Man hat früher versucht, um dies Kapitel mit Ergebnissen moderner Naturwissenschaft in Einklang zu bringen, diese „Tage" in Weltperioden umzudeuten; das aber sind Deutungen, die der Religionshistoriker kaum ernsthaft nehmen kann, betrachtet er es doch von vornherein als selbstverständlich, daß diese biblische Schöpfungsgeschichte, so weit sie naturwissenschaftlichen Stoff enthält, — und das tut sie in weitem Umfange — dabei die antike Weltanschauung voraussetzt, und ferner, daß die antike Anschauung von der Welt und von ihrer Entstehung und die moderne Naturwissenschaft nicht miteinander übereinstimmen. Hier sind alle Vermittlungsversuche im Prinzip verkehrt. So sind auch die „Tage" Tage und nichts anderes: das zeigt zum Überfluß die Einsetzung des Sabbats, des siebenten Tages, als Tages der Ruhe am Schluß der Erzählung.

Der jüdische Erzähler hat bei dieser Schilderung des ersten Tages eine bestimmte Reihenfolge in den Einzelheiten der Erzählung befolgt; dieselbe Reihenfolge hält er auch in den folgenden Tagewerken inne. Solche Befolgung eines bestimmten Schemas, die wir auch in anderen Stücken desselben Schriftstellers und dort z. T. noch deutlicher gewahren, charakterisiert den Geist des Mannes: es ist der Geist pünktlicher Ordnungsliebe, der so redet, vielleicht nicht ohne einen Stich ins Pedantische; wir begreifen diese schriftstellerische Art, wenn wir bedenken, daß der Verfasser ein Priester und darum zugleich ein Jurist ist, gewohnt, rechtliche Festsetzungen stets nach demselben Schema niederzuschreiben.

Die folgenden Tagewerke bieten weniger archaistischen Stoff. Das zweite erzählt, wie Gott zwischen den Wassern einer „Veste", den Himmel, bildete und so das Wasser unter und über dem Himmel schied. Auch hier antike Naturanschauung, wonach der Himmel nicht etwa eine optische Täuschung, sondern eine wirklich vorhandene, merkwürdige Schöpfung Gottes ist, und wonach sich über dem Himmel ein großes Meer befindet: dieses himmlische Meer ist ursprünglich vielleicht der Himmel selbst, den sich naive Anschauung als ein spiegelklares, dort oben wunderbar hängendes Gewässer vorgestellt haben mag; später redete man von einem Gewässer über dem Himmel, aus dem

der Regen kommt, wenn Gott seine Schleusen öffnet. Demnach ist die Welt nach dieser Erzählung so entstanden, daß Gott das Urwasser in zwei Teile geschieden hat, das Wasser hier auf Erden und das Wasser droben im Himmel.

Am dritten Tage muß sich das Wasser unter dem Himmel an einem Ort sammeln: so entsteht das Weltmeer, wie es gegenwärtig existiert; und der trockene Kern der Erde, der bisher von den Fluten bedeckt war, steigt an das Tageslicht. Und noch ein anderes Werk entsteht am selben Tage: die Erde bedeckt sich auf Gottes Befehl mit jungem Grün, mit Kräutern und Bäumen. — Es fällt auf, daß an diesem Tage zwei Werke entstehen; dasselbe am fünften Tage, wo zugleich Fische und Vögel, und am sechsten, wo die Landtiere und der Mensch geschaffen werden. Man darf wohl annehmen, daß die Disposition nach sieben Tagen nicht von Anfang an zum Stoff gehört, sondern ihm erst nachträglich übergeworfen ist, wobei es dann ohne Gewaltsamkeit nicht abgegangen ist. — Für die Art, wie der Verfasser hier und im folgenden die Schöpfung erzählt, ist bezeichnend, daß er sich begnügt, das Schema, das er sich vorgezeichnet hat, wiederzugeben, ohne es mit konkretem Stoff auszufüllen. Welche Gelegenheit aber hätte er gehabt, die bunte Fülle des mannigfaltigen Lebens zu beschreiben; was hätte sich über Land und Meer, über Pflanzen und Tiere sagen lassen! Und wie haben es hebräische Dichter[1]) verstanden, diesen Aufgaben gerecht zu werden! Alles dies läßt der Erzähler beiseite: er ist offenbar kein Dichter. Und doch ist diese Beschränkung in der Stoffauswahl für den Eindruck des Ganzen nicht ohne weiteres ungünstig; gerade, daß hier nur Hauptsachen, nur Umrisse gegeben werden, erweckt in uns den Eindruck der Größe: der Schriftsteller redet, indem er schweigt. — Was der Erzähler aber noch über das Schema hinaus außer dem Mitgeteilten gibt, das sind, wiederum bezeichnend genug, Definitionen und Klassifikationen: so teilt er die Pflanzen ein in Kräuter und Bäume und definiert beide, je nach der Art ihrer Fortpflanzung: Kräuter zeugen nackten Samen, Bäume aber tragen Früchte, in denen der Samen eingehüllt ist; als ältester Anfang der Botanik sicherlich beachtenswert. Solche Klassifikationen und Definitionen gibt der Verfasser im ganzen Stück noch eine ganze Reihe, ja er legt sie selbst Gott in den Mund. Dies zeigt uns die Art der Naturbetrachtung dieses Erzählers: hier haben wir nicht den Geist der ältesten Zeit, die im brausenden Jubelhymnus von der Herrlichkeit der Welt redet, oder die gar vor der Welt steht als vor einem unendlich wunderbaren, göttlichen Geheimnis; das sind Tage der Jugend, die damals längst vorüber waren; vielmehr ist die Welt damals ins Mannesalter getreten: der Mann, nicht überschwenglich begeistert wie der Jüngling, sondern nüchtern und ernsthaft, schaut mit kritischen Blicken um sich: er will in das Wesen der Dinge eindringen, er sondert die Fülle der Erscheinungen nach Klassen und denkt über ihre Merkmale nach: die Klassen erkennt er als das Ewige in der Natur, sie sind von Gott selber festgesetzt. — Ebendenselben Geist atmet der Aufbau der ganzen Erzählung; ästhetisch betrachtet mag derselbe dürftig erscheinen,

---

[1]) Z. B. Psalm 104.

denn die Disposition nach den sieben Tagen ist doch ziemlich äußerlich; aber als ein wissenschaftlicher Versuch, die Schöpfungen anzuordnen, verdient er sicherlich allen Respekt. Der Weg der Weltentstehung geht von der Unordnung zur Ordnung, von den Elementen zu den Einzelwesen, vom Niederen zum Höheren. Zugleich versteht es der Erzähler, indem er immer wieder auf Gesagtes zurückgreift und es weiterführt, den Eindruck der Geschlossenheit des Ganzen hervorzurufen. Also alles in allem, mag uns die Naturbetrachtung jener Antike noch so kindlich erscheinen, so sehen wir hier doch einen echt wissenschaftlichen Geist, und dieser wissenschaftliche Sinn ist — und das ist kein Zufall — auf dem Boden des Supernaturalismus entstanden. Sehr töricht würde also derjenige sein, der vom Standpunkt unserer Naturwissenschaft mit dem Hochmut des Modernen diese alte Erzählung verspottete, vielmehr sollte er sie als einen Uranfang seiner Wissenschaft verehren.

Diese Beobachtungen bestätigen sich aufs neue bei der Schöpfung des vierten Tages, den Gestirnen. Die Art, wie der Erzähler die Gestirne naturwissenschaftlich betrachtet, ist sehr begreiflicherweise die antike, geozentrische. Aber seine religiöse Beurteilung der Gestirne zeigt die ganze Höhe der jüdischen Religion; denn während die Völker ringsumher die Sterne als Götter verehren, — ein Glaube, der auch zu Zeiten das alte Israel beeinflußt hat, — hat hier der Jahveglaube über die Gestirnreligion gesiegt; diesem jüdischen Verfasser sind die Gestirne nicht mehr furchtbare Wesen, vor denen der Mensch in den Staub sinkt, sondern sie sind ihm Dinge, bestimmt, dem Menschen zu dienen! Wiederum mag uns hier die Nüchternheit auffallen, mit der der Erzähler von den Sternen redet; sein Herz — das muß man offen anerkennen — empfindet ersichtlich recht wenig von der niederschmetternden und begeisternden Größe der himmlischen Welt; aber mit klarem Geiste vermag er die Gestirne zu betrachten und nach ihrem Zweck zu fragen; und welches ist ihr Zweck? Sie dienen dem Kalender, sie sollen Zeichen und Zeiten kund tun, Tage und Jahre. Allerdings, auffallend nüchtern. — Reste älterer mythologischer Betrachtung fließen dabei ein, wenn die Gestirne als „Leuchten", Lampen definiert werden — so hat sich älteste Anschauung die Sterne vorgestellt, — oder wenn Sonne und Mond zur „Herrschaft" über Tag und Nacht bestimmt sind: einst hatte man die Gestirne als göttliche Herrscher, als Götterkönige gefeiert. — Merkwürdig ist, daß die Entstehung der Gestirne erst an dieser Stelle erfolgt, nach der Schöpfung der Pflanzen: nach modernen Begriffen ein auffallender Verstoß, für den wir schwerlich einen rechten Grund anzugeben wissen.

Am fünften Tage entstehen zunächst die Wesen des Wassers: sie werden eingeteilt in die großen „Drachen", — das sind eigentlich die mythologischen Ungeheuer des Meeres, von denen die alten Geschichten erzählen, — und die kleineren „Fische". Ferner die Vögel, die der pünktliche Erzähler als „Flugtiere mit Fittichen" definiert. Am Schluß dieses Tages wird beiden Arten von Wesen durch einen göttlichen Segensspruch die Fortpflanzung zugesprochen; über solchen Segen denkt die Antike anders als wir; sie glaubt an die Wunderwirksamkeit gesprochener göttlicher Worte und sie ist überzeugt,

daß das Wunder der Fortpflanzung der Tiere sich eben aus der Wirkung eines solchen Gotteswortes erkläre.

Am sechsten Tage die Entstehung der Landtiere, klassifiziert als Vieh, d. h. zahme Tiere, Gewürm, d. h. kriechendes Getier und Wild des Feldes.

Dann zum Schluß, mit besonderer Ausführlichkeit, die Schöpfung des Menschen. Es ist begreiflich, daß diese Stelle, die erste der Bibel, die vom Menschen redet, sehr häufig behandelt worden ist und sich von ältester Zeit her bis auf die jüngste viele Umdeutungen hat gefallen lassen müssen. Der Erzähler ist bemüht gewesen, die hohe Stellung des Menschen deutlich hervorzuheben: er ist Gottes letzte, höchste Schöpfung; Gott selbst hat ihn gemacht, während die anderen Lebewesen nur von den Elementen, in denen sie leben, nach Gottes Befehl hervorgebracht sind; der Mensch ist geschaffen nach dem eigenen Bilde der Gottheit; die Herrschaft über die Tiere ist ihm gegeben. Einige dieser Worte klingen hochpathetisch, ja haben rhythmischen Tonfall:

„Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde,
nach der Gottheit Bilde schuf er ihn."

Das liest sich wie ein wenn auch schwacher Nachhall eines Hymnus auf des Menschen Herrlichkeit.

So wird es uns nicht wundern, wenn wir in diesem Zusammenhang wiederum allerlei archaistische Reste vorfinden. Das ist zunächst der vielgedeutete Plural in dem Satze: „Lasset uns Menschen machen nach unserem Bilde und Gleichnis!" Wie viel Mühe hat man daran gesetzt, diesen Plural aus der Welt zu schaffen; denn die jüdische Religion mit ihrer Lehre von dem einen Gott kann doch, so sagt man, einen solchen Plural göttlicher Wesen schlechterdings nicht vertragen. Die religionsgeschichtliche Betrachtung aber löst diese Frage aufs einfachste, indem sie diesen Plural als Nachwirkung einer polytheistischen Urrezension dieser Erzählung betrachtet. Zwar hat das alte Israel von jeher eine starke Tendenz zum Monotheismus gehabt, die sich in seiner klassischen Zeit voll ausgewirkt hat. Aber trotzdem ist Israel zu verschiedenen Zeiten seiner Geschichte kräftig von dem es rings umgebenden Polytheismus beeinflußt worden; so reden auch in Israel besonders die volkstümlichen Kreise und die archaisierenden Dichter von niederen göttlichen oder halbgöttlichen Wesen, denselben, die man später „Engel" genannt hat, die aber dem Nationalgott Jahve untergeordnet sind und ihm dienen müssen. Solche Gottwesen bilden, das ist eine sehr geläufige Vorstellung, einen himmlischen „Rat", mit dem der Höchste die Sachen seines Reiches berät. An diesen himmlischen „Rat" wendet sich Gott hier; das höchste der Geschöpfe soll aus einer gemeinsamen Tätigkeit des ganzen Kreises hervorgehen, und die Gestalt des Menschen soll genommen werden von der Gestalt der „Gottheit" selber! Also nicht das ist der Gedanke, daß der Mensch nach dem Bilde des höchsten Gottes, Jahve, erschaffen sei, sondern nach „unserem" Bilde, d. h. nach dem der Gottwesen überhaupt; der Mensch ist, wie die jüdische Tradition in ihrer Sprache ganz richtig erklärt, nach dem Bilde der „Engel" gestaltet. Damit ist

schon gesagt, worin die Gottähnlichkeit eigentlich besteht: es ist ursprünglich sicherlich die Ähnlichkeit in der Gestalt, wie denn die althebräische Überlieferung nicht anders als die der anderen Völker ganz unbefangen von der Gestalt Gottes oder der Götter geredet hat: der Gedanke der Unkörperlichkeit Gottes erfordert eine Abstraktionskraft, wie sie dem alten Israel schlechthin unerschwinglich gewesen wäre, und wie sie erst von der griechischen Philosophie erreicht worden ist. Diese Lehre, daß der Mensch die Gestalt der Gottheit an sich trägt, ist uns auch sonst aus der Antike bekannt und hier ein Rest alter Betrachtungsweise, den die Späteren, wie es ihr gutes Recht war, ins Geistige umgedeutet haben. — Durch einen Segen wird dem ersten Paare die Fortpflanzung verliehen und die Herrschaft über die Tiere zugesprochen.

Zugleich wird Menschen und Tieren die Nahrung angewiesen, die in Kräutern und Bäumen bestehen soll. Auch hier bleibt der jüdische Schriftsteller nüchtern: er gibt ein trockenes Speisegebot, wie es ihn als Priester interessieren mochte, und er gibt es in der exakten Form der gesetzlichen Bestimmung. In wie anderem Tone aber hätte sich dieser Stoff geben lassen! Ist er doch im Grunde nichts anderes als die uns aus griechisch-römischer wie aus persischer Überlieferung wohlbekannte Sage von dem Frieden der Urzeit, da der Wolf bei dem Lamme weilte und der Löwe Stroh fraß wie ein Ochs (Jesaias 11). Aus dieser wundervollen Sage, diesem schönen Traum sehnsüchtiger Herzen, hat der priesterliche Verfasser, in dessen Religion Speisegebote und -Verbote eine so große Rolle spielten, nichts anderes gezogen als eine gesetzliche Satzung der ältesten Zeit! Beide Erzählungen, von der Schöpfung und vom Frieden der Urzeit, werden schon seit lange zusammen erzählt worden sein.

Der Ton der Erzählung ist bei den letzten Schöpfungstagen immer feierlicher geworden, wie denn das Ganze von einer gewissen monotonen Würde getragen ist. Feierlich erklingen die Segnungen über Tiere und Menschen, und würdig und gemessen tönt die Erzählung aus mit dem Bericht von Gottes Ruhe nach der Arbeit. So aber — und dies ist die Pointe des Berichtes über den siebenten Tag — hat Gott den Sabbat eingesetzt. Name und Einrichtung des Sabbats sind, wie wir, wenn auch nicht mit voller, so doch mit annähernder Sicherheit sagen können, babylonischen Ursprungs, wenngleich die Berechnung dieses Tages in Israel von der babylonischen ein wenig differiert, und wenn auch, wie es bei der Verschiedenheit beider Religionen selbstverständlich ist, die Art der Feier des Tages in beiden Ländern sehr verschieden ist. In Israel hat man den Sabbat durch Enthaltung von der Werktagsarbeit begangen. Der eigentliche, religionsgeschichtliche Grund solcher Feier war, wie es bei dergleichen uralten Kultussitten ganz gewöhnlich ist, schon dem ältesten Israel undeutlich. Darum tritt — auch dies ein sehr häufiger Vorgang — die „ätiologische“ Sage hilfreich in die Lücke; da die Prosa versagt, hilft die Poesie aus; und ihre Antwort ist, daß wir den Sabbat feiern müssen, weil Gott selbst bei seinem großen Werk der Schöpfung diesen Ruhetag gehalten und ihn so „gesegnet und geheiligt“ habe. Zu Grunde liegt eine nicht geringe Vermenschlichung Gottes, der wie ein Mensch nach der

Arbeit der Ruhe pflegt; auch diesen Zug wird der jüdische Schriftsteller bereits in seiner Vorlage vorgefunden haben.

So steht die biblische Schöpfungsgeschichte vor uns, in schlichter Hoheit, voll von altertümlich-poetischen, ja ursprünglich-mythologischen Zügen, die aber stark gedämpft sind und den Grundgedanken, der dem Stoffe aufgeprägt ist, nicht verdunkeln können: am Anfang hat Gott Himmel und Erde geschaffen. Noch deutlicher erkennen wir die geistige Art der Erzählung, wenn wir sie mit dem anderen großen Literaturdenkmal vergleichen.

Die babylonische Schöpfungserzählung ist uns aus griechischer Tradition durch Damascius und Berosus[1]) und seit der Entdeckung durch George Smith 1873 aus einheimisch-babylonischer Tradition bekannt. Der babylonische Schöpfungsmythus, von den Babyloniern selbst nach seinen Anfangsworten Enuma eliš genannt, wird von den Assyriologen in dieser Form etwa um das Jahr 2000 v. Chr. angesetzt; er ist also anderthalb Jahrtausende älter als die biblische Schöpfungserzählung und von dieser zeitlich so weit entfernt, wie wir etwa von der Völkerwanderung! Der Mythus, ursprünglich auf sieben Tafeln geschrieben, ist immer noch nicht ganz vollständig bekannt — noch im vergangenen Jahre sind neue wichtige Stücke durch King hinzugekommen; doch läßt sich der Zusammenhang des Ganzen bereits deutlich erkennen[2]).

Die erste Tafel enthält zunächst eine Schilderung des Uranfangs. Es gab eine Zeit, als Himmel und Erde noch keinen Namen trugen, da nur Wasser vorhanden war, da der Urvater Apsû und die Urmutter Tiâmat (d. i. nach Jensen Süß- und Salzwasser) ihre Wasser zusammenmischten, als von den Göttern noch keiner entstanden war, kein Name genannt, kein Schicksal bestimmt war, da sind zuerst die Götter geworden; genannt werden Laḫmu und Laḫamu, Anšar und Kišar, und als dritte Generation Anu, (Illil-Bêl) und Ea. — Es kommt nun zu einem Zerwürfnis zwischen Tiâmat, der Mutter der Götter, und der neu entstandenen Götterwelt. In einer ersten Phase dieses Zwistes, wo sich Apsû, sein „Bote", Mummu (Apsûs Sohn?) und Tiâmat verbündet haben, gelingt es Ea, Apsû und Mummu unschädlich zu machen. Jetzt aber erhebt sich Tiâmat, Rache für Apsû und Mummu zu nehmen und rüstet sich zum Götterkampf. Einen Teil der Götter bringt sie auf ihre Seite. Ungeheure Wesen, Riesenschlangen, Drachen, Molche, Skorpionmenschen, Fischmenschen u. a. erschafft sie als ihre Helfer. Aus der Zahl der Götter erhebt sie

---

[1]) Die griechischen Texte nebst Übersetzungen bei Zimmern in Zimmerns und Wincklers Werke „Die Keilinschriften und das Alte Testament". Dritte Auflage. Berlin 1902.

[2]) Die letzte vollständigste Veröffentlichung des Textes bietet King, The Seven Tablets of Creation. London 1902. — Vgl. ferner Zimmerns Übersetzung in meinem Werke „Schöpfung und Chaos", S. 401 ff. Göttingen 1895. — Delitzsch, Das babylonische Weltschöpfungsepos (Text, Übersetzung, Kommentar). Leipzig 1896. — Jensen (Text, Übersetzung und Kommentar) in der „Keilinschriftlichen Bibliothek". Bd. VI, S. 1 ff., 302 ff. Berlin 1900. 1901. — Zimmern (kurzes Referat nebst Erläuterungen) in „Keilinschriften und das Alte Testament", S. 491 ff., 584 ff. Die folgende Schilderung des babylonischen Mythus im wesentlichen nach Zimmern.

Kingu zu ihrem Buhlen und zum Befehlshaber des Heeres. Als Zeichen seines Ranges erhält er die „Schicksalstafeln": „Dein Befehl werde nicht geändert; feststehe deines Mundes Spruch!"

Die zweite Tafel erzählt, wie sich so zwischen Tiâmat und den Göttern der Krieg entspinnt. Anšar, der auf der Seite der Götter das Kommando führt, hört durch Ea von Tiâmats Aufruhr und sendet zuerst Anu aus; der aber kehrt unverrichteter Sache zurück. Ebenso Nudimmut (= Illil-Bêl). Endlich wendet sich Anšar an Marduk, Eas Sohn. Marduk ist bereit, Tiâmat zu bekämpfen; aber nur dann will er der „Rächer" der Götter werden, wenn sie ihm in einer Götterversammlung für den Fall seines Sieges die Oberherrschaft über die Götter und das Recht, „die Schicksale zu bestimmen", zuerkennen.

Die dritte Tafel erzählt, wie es zu dieser Götterversammlung kam. Anšar schickt seinen Boten Gaga zu den Urgöttern Lahmu und Lahamu und läßt ihnen den Verlauf des Ganzen und Marduks Anerbieten berichten: wie es in den homerischen Gedichten üblich ist, so wird auch hier das Vorgefallene noch einmal mit denselben Worten wiederholt. An diesen Bericht schließt Anšar die Aufforderung, Marduks Willen zu erfüllen, damit er hingehe und dem gewaltigen Feinde begegne. So kommen die Götter zusammen; zuerst wird ein Mahl veranstaltet, bei dem sich — offenbar nach herkömmlicher Sitte — die Götter berauschen; dann schicken sie sich an, Marduks Schicksal zu bestimmen.

Davon erzählt dann die vierte Tafel: ohnegleichen soll seine Macht sein; Erhöhen und Erniedrigen soll in seiner Hand liegen, keiner der Götter soll seine Grenze überschreiten! „Marduk, da du unser Rächer sein willst, verleihen wir dir die Herrschaft über das ganze All." „O Herr, wer dir vertraut, dessen Leben schone; doch ein Gott, der Böses ergriff, dessen Leben gieße aus!" Sein Wort soll Wunderkraft haben und die Dinge ins Dasein rufen und verschwinden lassen können. Zum Beweise dafür, daß er diese Kraft wirklich empfangen hat, läßt Marduk ein Kleid vor den Göttern verschwinden und wiederkehren. Als die Götter, seine Väter, das sahen, freuten sie sich und huldigten: Marduk ist König! Sie schenkten ihm die königlichen Insignien und ließen ihn einen Glückspfad einschlagen.

Sodann wird erzählt, wie sich Marduk zum Kampfe rüstet. Seine Waffen sind Bogen, Pfeil und Köcher; eine „Gotteswaffe" hat er von den Göttern zum Geschenk erhalten; ferner hat er einen „Blitz" und ein Netz, womit er Tiâmat umschließen will. Eine Reihe von Winden begleitet ihn. Seine Hauptwaffe aber ist der abûbu, nach Jensen die „Lichtflut": Marduks Kampf gegen Tiâmat ist der Kampf des Lichtes gegen die Finsternis. Dann tritt Marduk auf seinen mit vier furchtbaren Kriegsrossen bespannten Wagen und macht sich auf den Weg: im Munde hält er ein Amulett und auch in der Hand trägt er ein Zauberkraut.

Kingu und die übrigen Götter erschrecken, als er herannaht. Tiâmat aber hält stand und wendet ihren Nacken nicht. Ein gegenseitiges Schelten geht wie bei den homerischen Kämpfen dem Gefecht vorher; Tiâmat fordert Marduk heraus, und Marduk hält ihr ihre frevelhafte Empörung vor: „stelle dich, ich

und du, wir wollen kämpfen". Als Tiâmat solches vernahm, ward sie wie wahnsinnig, verlor den Verstand; trotzdem tritt sie Marduk zum Kampf entgegen. Marduk aber umschloß sie mit seinem Netz, ließ einen Orkan in ihren geöffneten Rachen hineinfahren und schoß einen Pfeil in ihren Leib; so machte er ihr den Garaus. Dann warf er ihren Leichnam hin und stellte sich darauf. Nunmehr wendet er sich gegen die Götter, ihre Helfer; sie werden gefangen und ins Netz geworfen: sie sitzen im Garn und füllen die Welt mit ihrem Geheul. Auch die wunderbaren Wesen, die Tiâmat gebildet hatte, werden mit Stricken gebunden. Dem Kingu entreißt er die „Schicksalstafeln" und legt sie sich selber an die Brust. Dann kehrt der Gott zu Tiâmat zurück, zerschlägt ihr den Schädel und läßt ihr Blut vom Nordwind weithin entführen. Als das aber seine Väter sahen, freuten sie sich, jauchzten und ließen ihm Geschenke bringen.

Nun kommt die eigentliche Schöpfungserzählung: der Gott besieht sich prüfend den Leichnam und schafft kunstreiche Werke. Er zerschlägt den Leib in zwei Teile; die eine Hälfte stellt er auf und macht sie zur Decke, zum Himmel; er schob einen Riegel vor, stellte Wächter hin; ihre Wasser (d. h. die an den Himmel gestellten Wasser des Urmeeres) nicht herauszulassen, befahl er ihnen. Das folgende ist nicht ganz klar; es scheint aber die Schöpfung der Erde enthalten zu haben. So berichtet auch die griechisch-babylonische Rezension des Berosus, daß Bel das Weib des Urmeeres mitten entzwei gespalten und aus der einen Hälfte die Erde, aus der anderen den Himmel gemacht habe.

Die fünfte Tafel erzählt von der Schöpfung der Himmelskörper: die Schilderung, jetzt stark verstümmelt, ist einst besonders ausführlich gewesen, gemäß dem besonders hervorragenden astronomischen Wissen, das die babylonische Kultur seit Urzeit besessen hat und worin sie Lehrmeisterin der ganzen Welt geworden ist.

Diese Tafel muß jedenfalls noch die Erschaffung der Tiere enthalten haben; vielleicht auch die der Pflanzen.

Von der sechsten Tafel ist neuerdings die Menschenschöpfung bekannt geworden, die auch im Babylonischen den Höhepunkt der Schöpfertätigkeit Marduks gebildet hat. Der Mensch ist geschaffen, wie Berosus erzählt, aus Erde und Götterblut. Am Schluß der Tafel sind die Götter wieder im „Schicksalsgemache" versammelt, um Marduk zu preisen. Diesen Lobpreis enthält die siebente Tafel.

Außer diesem Mythus haben wir noch eine ganze Reihe von Erzählungen, die ähnliche Motive variieren; auch Abbildungen sind nicht wenige vorhanden, die in mancherlei Variationen das Wesen des Chaos allein oder im Kampfe mit dem Gott des Lichtes u. s. w. vorstellen, darunter besonders die herrliche Reliefdarstellung aus dem Palast Assurnasirpals in Nimrud-Kelach [1]), die freilich nicht gerade Marduks Kampf gegen Tiâmat, sondern irgend eine ähnliche Szene darstellt.

---

[1]) Auch bei Delitzsch (Erster Vortrag. Zweite Auflage. S. 36) veröffentlicht. Die Abbildungen bei Delitzsch sind leider sehr klein. Man darf sich wundern, daß sich das Publikum bei einem so vielgelesenen Buche so kleine Abbildungen gefallen läßt.

Dies kurze Referat über das babylonische Epos kann nur eine schwache Vorstellung von seiner ästhetischen Wirkung geben; es ist ein urgewaltiges Gedicht, voll von Leidenschaften und bunten Farben, nach unserem Schönheitsempfinden, das von den Griechen herkommt, zwar zu grell und grotesk, aber doch auch für uns von hinreißender Wirkung.

Der Mythus stellt größte Begebenheiten aus dem Leben der Natur dar und ist aus den Jahreszeiten der babylonischen Landschaft zu verstehen. Alle Schöpfungsmythen denken sich die erste Entstehung der Welt in derselben Art, wie noch jetzt in jedem neuen Jahre die Welt entsteht. So wird auch hier die Zeit vor der Weltschöpfung als der schrecklichste Winter dargestellt, den die Welt je erlebt hat: da strömt der Regen vom Himmel herab und überschwemmt das wasserreiche Land, und mit dem Wasser zusammen herrscht die Finsternis; so hat einst Tiâmat, das Urmeer, und (nach Berosus) die Finsternis, das Regiment gehabt. Den schauervollen Eindruck, den das Chaos macht, verdeutlicht man sich in mythologischer Weise, indem man sich das Urmeer von schrecklichen Wesen wimmelnd vorstellt. Den Beginn des Frühjahres, da Licht und Finsternis noch miteinander ringen, stellt man als einen noch nicht entschiedenen Kampf der oberen Götter gegen Tiâmat dar, bis schließlich Marduk, der Gott der Frühlingssonne, ersteht und den Sieg davonträgt. Dann beginnt Marduks Herrschaft und die Schöpfung der Welt. Die Welt aber — dies ist die Pointe des Mythus, die auch Berosus erhalten hat, — wird so geschaffen, daß Marduk Tiâmat in zwei Teile spaltet; daher wohl die eigentümliche Art, wie er das Wesen überwindet, daß er ihr das Maul aufreißen läßt und sie so ins Herz trifft. Auch dies Stück des Mythus ist aus dem babylonischen Klima zu verstehen: wenn die Frühlingssonne durchbricht, scheidet sich das Wasser in zwei Teile: die Wolken tragen es zum Himmel, die Flüsse führen es ins Meer.

Der Mythus schreibt in seiner erhaltenen Gestalt die Weltschöpfung dem Gott Marduk zu und verkündet es im Jubellied, daß diesem Gott, weil er die Welt geschaffen habe, darum auch die Herrschaft über die Welt gehöre. Marduk ist der Gott der Stadt Babel; der Mythus feiert und erklärt also zugleich die Weltherrschaft Babels: Babels Gott hat die Welt geschaffen, darum herrscht Babels König mit Recht über alle Welt! Die Stadt Babel hat innerhalb des ganzen Kulturkreises erst in verhältnismäßig jüngerer Zeit, seit Hammurabi (um 2200), die Herrschaft bekommen; demnach kann die Stellung Marduks in diesem Zusammenhang nicht uralt sein; auch vermögen wir noch zu sagen, daß man in älterer Überlieferung dem Bêl von Nippur den Sieg über Tiâmat zugeschrieben hat.

Dieser babylonische Mythus muß einst in der alten Welt eine überragende Bedeutung gehabt haben; er muß, so dürfen wir vermuten, damals die meist erzählte und bekannte Erzählung gewesen sein, ebenso wie es jetzt, so darf man wohl sagen, 1. Mose 1 ist; verkündete der Mardukmythus doch die Herrlichkeit des Gottes derjenigen Stadt, die von Hammurabis Zeit an die Herrschaft über den Orient in allen Dingen der Kultur besessen hat. Wie groß der Einfluß dieses Mythus ist, erkennt man am deutlichsten an den mancherlei

Variationen, in denen er im Alten, ja sogar im Neuen Testament wiederkehrt[1]).

1. Mose 1 ist nicht die einzige Erzählung von der Entstehung der Welt, die wir im Alten Testament besitzen; vielmehr muß das alte Israel eine ganze Reihe besessen haben, von denen einige vollständig oder in Resten auf uns gekommen sind. Die wichtigste dieser Erzählungen ist die in 1. Mose unmittelbar folgende (2, 4 ff.), die einen bei weitem naiveren Ton einschlägt als die Erzählung von Kapitel 1, und die, wie auch von den Forschern allgemein anerkannt wird, in der überlieferten Form einer bei weitem älteren Zeit angehört. Anspielungen an andere, noch archaistischere Schöpfungserzählungen sind uns bei den Dichtern und in den poetischen Stücken der Propheten überliefert; kein Wunder: pflegt doch die Poesie in der ganzen Welt das Altertümliche zu lieben. In solchen dichterischen Anspielungen wird nun nicht selten vorausgesetzt, daß der Bildung der Welt ein Kampf Gottes gegen das Ungetüm des Urmeeres vorausgegangen ist.

So heißt es Psalm 89, 10 ff.:

> Du bleibst Herr, wenn das Meer sich empört;
> Wenn seine Wogen tosen, du bringst sie zur Ruhe.
> Du hast Rahab wie ein Aas geschändet,
> Mit starkem Arm deine Feinde zerstreut.
> Dein ist der Himmel dein die Erde,
> Die Welt und was sie füllt, du hast sie gegründet.
> Nord und Süd, du hast sie erschaffen,
> Tabor und Hermon jubeln deinem Namen!

Dieser Hymnus verherrlicht Jahve als den Schöpfer und Herrn der Welt: die Welt gehört ihm, weil er „Rahab geschändet“ hat, und er hält sein Weltregiment aufrecht, indem er das übermütig gegen das Land herantosende Meer im Zaume hält. Danach sind die Überwindung Rahabs in der Vergangenheit und die Bändigung des Meeres in der Gegenwart die beiden großen Taten des Schöpfergottes. Also muß Rahab das Ungetüm des Urmeeres sein, das Jahve vor der Schöpfung die Herrschaft über das All streitig machte, und dessen „Schändung“ ihn zum Herrn der Welt erhob.

Ganz ähnlich ist Jesaias 51, 9 f.:

> Empor, empor, wappne dich mit Kraft,
> Jahves Arm!
> Empor wie in den Tagen der Vorzeit,
> Den Geschlechtern der Urzeit!
> Warst du's nicht, der Rahab zerschmettert,
> Den Drachen geschändet hat?
> Warst du's nicht, der das Meer ausdörrte,
> Die Wasser der Urflut[2]).

---

[1]) Über diese Tochterrezensionen des babylonischen Mythus wie über sein Verhältnis zu 1. Mose 1 hat der Verfasser ausführlich in seinem Werke „Schöpfung und Chaos“ gehandelt.

[2]) Der Text geht weiter:

> Der Meerestiefen zum Wege machte,
> Daß hindurchzogen die Erlösten!

Das ist eine Anspielung an den Durchzug durchs Rote Meer. Darnach hat der Prophet (wenn dieser Vers nicht Zusatz ist) den Chaosmythus verwandt, um jenes geschichtliche Ereignis poetisch darzustellen.

Das grandiose Lied erinnert an ein Ereignis aus der „Urzeit“; damals hat Jahve das „Urmeer“ trockengelegt; der hier gebrauchte Ausdruck ist derselbe, den auch 1. Mose 1 verwendet (tehôm). Das große Werk Jahves, an das der Dichter erinnert, wonach Jahve die Wasser der Urflut trocken legte, ist das Werk der Schöpfung, da Gott aus den Wassern die Erde erscheinen ließ. Die Tat Jahves, die dem hier parallel steht, die Zerschmetterung und „Schändung“ des „Drachen“ Rahab ist demnach die Bezwingung des Chaostieres. Das Wort „Schändung“ scheint zu bedeuten, daß Jahve mit dem Leichnam des besiegten Tieres noch etwas Schreckliches getan hat; aus den übrigen Schöpfungserzählungen dürfen wir vermuten, was es gewesen ist: Jahve hat das Ungetüm in zwei Teile zerschnitten.

Diese Geschichte von Rahabs Bändigung kehrt noch manchmal wieder; Hiob 26, 12 f.:

Mit seiner Kraft hat er das Meer beruhigt,
Mit seiner Klugheit Rahab zerschmettert.

Hiob 9, 13:

Gott nimmt seinen Zorn nicht zurück;
Unter ihm beugten sich Rahabs Helfer.

An diesen Stellen hören wir also genau wie im Babylonischen von der „Klugheit“ des Gottes und von den „Helfern“ des Feindes, die ihm zu Füßen gelegen haben.

Anderswo wird das Chaoswesen Leviathan genannt, d. h. etymologisch wohl das „Kranztier“: der Weltenozean umgibt die Erde wie ein Kranz.

Ps. 74, 12 ff.:

Jahve ist mein König von jeher,
Der Heilstaten tut mitten auf Erden.
Du hast machtvoll das Meer gespalten;
Hast die Häupter der Drachen im Wasser zerbrochen.
Du hast Leviathans Häupter zerschlagen,
Gabst ihn zur Speise, zum Fraß den Schakalen.
Du hast gespalten Quelle und Bach,
Du hast vertrocknet ewige Ströme.
Dein ist der Tag, dein die Nacht,
Du hast befestigt Leuchte und Sonne.
Du hast bestimmt die Grenzen der Erde;
Sommer und Winter, du hast sie gebildet.

Auch hier ist die Bezwingung Leviathans diejenige Tat, die der Schöpfung vorausgeht, und kraft deren Jahve der Herr der Welt ist; und Leviathan ist ein Wassertier; seine Besiegung und die „Spaltung“ des Meeres stehen zusammen.

Neben solchen Schilderungen vom Kampfe Jahves gegen das Ungeheuer des Chaos stehen nun andere, weniger mythologische, in denen zwar die Personifikation des Urmeeres als Ungetüm fortgefallen, aber noch immer von einem Streite Jahves wider die wilden Wasser der Urzeit gesprochen wird.

So heißt es Ps. 104, 5 ff.:

Einst hielt das Urmeer[1]) die Erde wie ein Gewand bedeckt,
Selbst auf Bergen standen Wasser.
Vor deinem Schelten flohen sie,
Von deinem Donnerhall verscheucht;
Da stiegen Berge, sanken Täler
An den Ort, den du ihnen verordnet.
Eine Grenze hast du gesetzt, die sie nicht überschreiten,
Daß sie nicht nochmals die Erde bedecken.

Danach hat also einst das Urmeer das feste Land im Besitz gehalten; bis Jahve aufstand, mit seiner Donnerstimme die übermütigen Wasser verscheuchte und ihnen die ewige Grenze wies!

Oder im apokryphen Gebet Manassas V. 2 f.

Der Himmel und Erde geschaffen
Samt all ihrem Heer,
Der das Meer gefesselt hat
Mit seinem gebietenden Wort,
Der den Abgrund verschlossen und versiegelt
Mit seinem furchtbaren Namen!

Nun haben wir in den Büchern der Propheten eine ganze Fülle von Stellen, wo dieser Mythus von der Besiegung des Chaosungetüms und der Vertreibung der Fluten in eschatologischer Wendung wiederkehrt. Einst, so lautet die Tradition in dieser Wandlung, wird Jahve das Untier aufs neue zerschmettern und die wilden Wasser noch einmal verscheuchen. Danach stellt man sich also das Ende der Welt so vor, wie einst der Anfang gewesen ist: es kommt ein neues Chaos und dann eine neue Schöpfung, ein neuer Himmel und eine neue Erde. Welche Umstände zu dieser merkwürdigen Übertragung der Mythen aus der Urzeit in die Endzeit geführt haben, soll an dieser Stelle nicht untersucht werden. Genug, daß sie vorhanden ist, und daß wir also in den Schilderungen vom Ende der Welt, wie sie sich bei den Propheten und bei den späteren „Apokalyptikern", selbst noch im Buche Daniel[2]) und in der Offenbarung Johannis finden, eine Menge Varianten für den Chaosmythus besitzen.

Dereinst soll, so heißt es bei den Propheten, ein brausendes Meer gegen Jahves Stadt heranfluten; aber Jahve greift ein, „ehe der Morgen naht"; furchtbar donnert er die wilden Wasser an und gründet dann sein neues Reich (Jesaias 17, 12—14; Psalm 46). Namentlich der Zug, daß die Verjagung der Wasser zugleich mit dem Erscheinen des Lichtes geschieht, zeigt uns, daß diese Zukunftsschilderung auf den Chaosmythus zurückgeht. Die Propheten haben diese tosenden Wasser allegorisch auf heranziehende wilde Völkerheere gedeutet.

Viel wichtiger aber sind diejenigen prophetischen und apokalyptischen Stücke, in denen der so eschatologisch umgedeutete Chaosmythus die ursprüng-

[1]) Tehôm.
[2]) Dies Buch stammt nach allgemeiner Annahme aus griechischer Zeit.

lichere Gestalt besser bewahrt hat, und in denen das Chaosungetüm selbst auftritt. Solcher Stellen, die von dem zukünftigen Kampfe Jahves gegen den „Drachen" handeln, gibt es sehr viele. Gewöhnlich wird dabei diese Drachenfigur allegorisch aufgefaßt und als diejenige große Weltmacht gedeutet, die zur Zeit der Deutung Israel unterdrückte. Und so ist dieser uralte Mythus von einem Geschlecht zum anderen gegangen, immer wieder umgedeutet und doch im ganzen rein erhalten. So hat schon Jesaias (vor 700) Ägypten „Rahab" genannt [1], so hat Ezechiel (um 586) die Besiegung Pharaos durch die Chaldäer als den Fang des großen Wasserdrachen besungen [2]; im Buche Daniel wird das furchtbare Wesen der letzten Zeit als das Reich der Griechen gedeutet [3]; später war es Pompejus [4]. Am reinsten aber ist der uralte Mythus in gewissen, ursprünglich jüdischen Stücken [5] der Offenbarung Johannis erhalten, wo der Drache und das Tier, die durch den jungen Sonnengott besiegt werden, den Teufel und das römische Reich darstellen, die Christus stürzt.

Eine ungeheure Geschichte ist es, die sich uns hier auftut; wir sehen einen Mythus ein Jahrtausend hindurch in Israel wirksam! Und dies, obwohl die Geistesart Israels den Mythen durchaus feindlich gesinnt war; so können wir auch in der Geschichte dieser Erzählung verfolgen, wie die israelitische Religion versucht hat, sich des Mythologischen zu erwehren und daher zu Umdeutungen gegriffen hat; namentlich in der älteren Zeit, in der klassischen Zeit der Propheten, hat man diese Mythen nur als Bilder gebraucht und also aus der eigentlichen Religion vertrieben.

Welchen Ursprung hat dieser israelitische Mythus? Daß er in Israel nicht einheimisch, sondern dorthin aus der Fremde gekommen, ist ohne weiteres plausibel; Israel hat, soweit wir wissen, überhaupt keine Mythen erzeugt. Nun ist von vornherein, schon aus der Mannigfaltigkeit der Namen des Chaoswesens und den mancherlei Variationen der Erzählung wahrscheinlich, daß hier nicht nur die Mythologie eines Volkes vorliegt, sondern daß mehrere Völker mit eingewirkt haben, so besonders die Ägypter, in zweiter Linie etwa die Phönicier, später vielleicht auch die Perser; trotzdem ist nicht zu bestreiten, daß der Grundstock des Mythus und eine Menge von Einzelheiten in frappanter Weise mit dem babylonischen Tiâmatmythus übereinstimmen; ist doch auch in Babylonien das Wesen des Urmeeres als ein Ungetüm, als eine „große Schlange" dargestellt worden [6]. Die Geschichte dieses Mythus in Israel illustriert also den Siegeszug des babylonischen Chaosmythus durch alle Welt.

---

[1]) Jesaias 30, 7. — [2]) Ezechiel 29. 32. — [3]) Daniel 7. — [4]) „Psalmen Salomos" 2. — [5]) Offenbarung 12. 13. 17.

[6]) Zimmern, Keilinschriften und das Alte Testament, S. 502 ff. — Jensen, auf Berosus gestützt, der das babylonische Urwesen ein „Weib" nennt, bestreitet, daß Tiâmat als Ungetüm vorgestellt werde; aber mit Unrecht: denn Tiâmat „gebiert" Riesenschlangen (Bd. III. S. 24, vgl. Delitzsch. Erster Vortrag. Zweite Auflage S. 65), gegen Marduk öffnet sie den Rachen, offenbar um ihn zu verschlingen: der Gott schießt ihr den Pfeil ins Herz, durch den Rachen hindurch, doch wohl, weil sie von außen unverwundbar, also etwa mit Schuppen bedeckt ist.

Auch zwischen 1. Mose 1 und dem babylonischen Mythus findet eine Verwandtschaft statt. Freilich, wer beide Erzählungen vergleicht, wird zunächst nur ihre Verschiedenheit sehen, und zwar eine Verschiedenheit, die fast unermeßlich ist! Bietet doch 1. Mose 1 für den ganzen ersten Hauptteil des babylonischen Mythus, für die Erzählung vom Götterkriege, überhaupt keine Parallele! Trotzdem haben beide Erzählungen in der Art, wie sie sich die Entstehung der Welt denken, eine Reihe von Berührungen; die wichtigste und charakteristischste darunter ist diese, daß in beiden die Welt durch die Zerteilung des Urmeeres in zwei Teile, die oberen und unteren Wasser, entsteht. Diese Übereinstimmung ist um so bedeutsamer, als sich dieser Punkt, soweit dem Verfasser bekannt ist, unter allen höchst verschiedenen Kosmogonien nur hier und sonst nirgends findet. So ist also mit großer Wahrscheinlichkeit zu schließen, daß die Erzählung von 1. Mose 1 letztlich mit der babylonischen verwandt ist.

Wie ist diese Verwandtschaft aufzufassen? Sicherlich hat die babylonische Tradition die Priorität; das ist ein Satz, der sich bei dem unvordenklichen Alter der babylonischen Kultur und auch der babylonischen Chaostradition von selber versteht. Israel ist gegenüber Babylonien ein junges Volk, dazu von der babylonischen Kultur abhängig etwa wie die modernen Völker von der griechisch-römischen; wie sollte da eine solche Traditionsverwandtschaft anders als durch die Übernahme eines babylonischen Stoffes durch Israel zu erklären sein? Das beweisen auch in unzweideutiger Weise die vorliegenden Tatsachen: der Schöpfungsmythus entspricht, wie wir gesehen haben, dem Klima Babyloniens, aber keineswegs dem des trocknen Kanaans, wo des Wassers niemals genug sein kann, und wo das Wasser nicht der Feind, sondern die heißbegehrte Gottesgabe, der herrlichste Segen ist.

Diese Behauptung wird nun in wünschenswertester Weise durch die Fülle von Parallelrezensionen bestätigt, die wir aufgewiesen haben, und die die Verbindungsglieder zwischen dem Tiâmatmythus und 1. Mose 1 darstellen. Hier können wir die Geschichte dieses Mythus in Israel beobachten, wie er in verschiedenen Phasen seiner mythologischen Färbung entkleidet worden ist, bis er die klassische Gestalt von 1. Mose 1 angenommen hat.

Denn freilich die Annahme, der Delitzsch zu huldigen scheint[1]), als ob der Verfasser von 1. Mose 1 den babylonischen Mythus mit Bewußtsein umgestaltet und des Mythologischen möglichst entkleidet habe, ist, wie jedem Folkloristen einleuchten wird, viel zu äußerlich und sicherlich verkehrt. Vielmehr haben wir uns vorzustellen, daß der babylonische Chaosmythus in mündlicher Tradition eine lange Geschichte in Israel gehabt hat, eine Geschichte, auf die wir im obigen schon allein aus 1. Mose 1 geschlossen haben, eine Geschichte, in der auch andere nicht-babylonische Stoffe mit hinzugetreten sind — z. B. die Vorstellung vom Bebrüten des Welteis u. a. m., und in der die Erzählung immer mehr israelitisiert worden ist.

---

[1]) Erster Vortrag. Zweite Auflage. S. 34.

Wenn wir so die Herkunft von 1. Mose 1 aus der babylonischen Tradition für höchst wahrscheinlich halten, so dürfen wir anderseits die große, unüberbietbar große Verschiedenheit beider Erzählungen nicht übersehen. Diese innere Verschiedenheit hat Delitzsch nicht ausdrücklich festgestellt; er hat mit dieser Unterlassung einen Fehler begangen, der viel schwerer wiegt als ein grober Verstoß gegen die Tatsachen. Denn wenn ein Forscher die Herkunft eines Stoffes festgestellt hat, so hat er, wenn er eine wissenschaftliche, d. h. umfassende und gerechte Darstellung geben will, die unabweisliche Verpflichtung, hinzuzufügen, was aus diesem Stoffe in der neuen Gestalt geworden sei.

Die babylonische Schöpfungserzählung atmet den krassen Polytheismus der altbabylonischen Zeit, die israelitische setzt den Monotheismus voraus; dort die vielen, die in wildem Streit gegeneinander entbrannt sind, hier der eine; dort die Götter, zeugend und gezeugt, hier der Gott, der lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit; dort Marduk, der die Göttermutter in zwei Teile zerschneidet, hier der Höchste, der spricht, und es geschieht; dort die Götter, mannigfaltig an die Natur gebunden: Tiâmat zugleich das Urmeer, hier der Gott, der außerhalb der Welt und über ihr steht; dort bunte und groteske Mythologie, hier strenger und nüchterner Geist; hier zwar auch noch gewisse Reste vormaliger Mythologie, aber nur noch Archaismen und ganz unbeträchtlich gegenüber der üppigen Blüte phantastischer Mythologie im Babylonischen; mit einem Worte dort die polytheistische Naturreligion, hier der monotheistische Supernaturalismus. Wahrlich, kein größerer Gegensatz ist denkbar als der zwischen dem Geiste dieser beiden Erzählungen!

Die israelitische Religion hat, indem sie diesen Mythus umbildete, ihr Meisterstück vollbracht; sie hat das Fremdartigste und Widerstrebendste in ihre Dienste gezwungen und zu ihrem Eigentum gestempelt.

Beide Erzählungen sind Typen ihrer Religionen; wie unendlich hoch über der babylonischen steht die israelitische! Die babylonische ist längst vergangen und hat uns nichts mehr zu sagen, die israelitische Religion ist das Fundament der unsrigen. Die babylonische Schöpfungsgeschichte hat die alte Welt beherrscht; aber jetzt ist sie uns nur noch ein interessantes Stück Altertum. Die israelitische Schöpfungserzählung aber beherrscht die neue Welt nun schon zwei Jahrtausende. Mag nun auch an dieser Schöpfungserzählung der naturwissenschaftliche Stoff längst veraltet sein, mag auch der jüdische Supernaturalismus unserer religiösen Reflexion letztlich nicht genügen, so bleibt 1. Mose doch das Dokument des Sieges des Monotheismus und der Religion des Geistes über die Vielgötterei und die Naturreligion.

Die Berliner Theater.

Berlin, 4. April 1903.

Berlin, das eine Weile so stolz darauf war, die erste deutsche Theaterstadt zu sein, durch die Fülle seiner Bühnen und die Mannigfaltigkeit seiner Darbietungen Wien zu überflügeln und mit Paris zu wetteifern, empfindet jetzt ein leises Gruseln über seinen Ruhm. Die Zahl seiner Theater hat in bedenklicher Weise zugenommen: die übermütige und leichtfertige Erfindung Ernst von Wolzogens, das Überbrettl, hat sich in kaum zwei Jahren in seinem Wesen wie in der Teilnahme des Publikums überlebt; alle diese leicht aufgeschlagenen Thespiskarren mit ihren Vortragsdichtern und leichtgeschürzten Musen haben sich in stehende Theater verwandelt: das Kleine Theater, das Bunte Theater, das Trianon-Theater sind zu den früheren Theatern getreten und erheben an die Dichter, die Schauspieler und die Zuschauer dieselben Ansprüche wie jene. Und wäre es noch bei der Vermehrung der Theater geblieben! Aber noch höher ist die Flut der Darstellungen gestiegen. Zu den Abend- und den Nachmittagsvorstellungen an den Sonntagen haben sich beinahe an allen Theatern die Matineen gesellt, in denen unter den verschiedenartigsten Vorwänden alte und neue Stücke aufgeführt werden. Zu ihnen gesellen sich die Theatervereine für Volksunterhaltung, Bühnenreform und Unterstützung der vom Mißgeschick verfolgten Dichter, die ihre Schöpfungen auf den größeren Bühnen nicht zur Aufführung bringen können. Die Folgen dieser Überflutung durch Theatervorstellungen zeigen sich immer deutlicher in der wachsenden Teilnahmlosigkeit des Publikums, in der beinahe einstimmigen Absage der Kritik, in diesem grausamen Spiel weiter mitzuwirken, und in der Steigerung der französischen Einfuhr. Das Bedürfnis hat die französische Theaterschriftstellerei, die eine Weile bei unseren modernen Kritikern zu Gunsten der Russen und Norweger in tiefe Mißachtung gefallen war, schnell wieder in die Mode gebracht, französische Komödien und Possen herrschen wieder in unserem Repertoire, Maeterlincks „Monna Vanna" hat dieselben Erfolge errungen wie vor wenigen Jahren Rostands „Cyrano von Bergerac", und selbst eins von Renans philosophischen Schauspielen: „Die Äbtissin von Jouarre", die in dem Gefängnis der Revolution aus Liebe zu einem Mitgefangenen ihr Gelübde bricht, ist in einer Wohltätigkeitsvorstellung aufgeführt worden. Auch die Zensur, die sich wieder unliebsam bemerklich machte, und die Entscheidungen des Oberverwaltungsgerichtes, die ihr in zwei Fällen, gegen den Schwank aus der Zopfzeit „Das Tal des Lebens" von Max Dreyer und gegen das Trauerspiel von Paul Heyse „Maria von Magdala", recht gaben, führten nur zur Darstellung und Vorlesung der verbotenen Werke in geschlossenen Kreisen. Das Unhaltbare des gegenwärtigen Zustandes — in dem Theater zu Bremen ist Heyses Drama unter allgemeiner Zustimmung aufgeführt worden, denn diejenigen, deren Gefühl sich gegen die theatralische Vorführung religiöser Stoffe sträubt, bleiben eben solchen Darstellungen fern — wurde dadurch von neuem bewiesen; gegen ihre eigentliche Absicht macht

die Zensur Reklame für die verbotenen Theaterstücke und verschafft ihnen, da es in Deutschland in dieser Hinsicht kein einheitliches Recht gibt, an den Orten, wo sie aufgeführt werden, von vornherein eine günstige Stimmung. Diese Überflutung mit theatralischen Genüssen ist eins der Zeichen, unter denen die diesmalige Spielzeit von dem September 1902 bis zum April 1903 stand: gleich der erste Herbstmonat brachte nicht weniger als sieben Neuigkeiten, der Oktober neun, und in diesem sich langsam, aber unaufhaltsam steigernden Verhältnis ging es weiter. Rechnet man dazu die Neueinstudierungen klassischer Dramen und das Gastspiel der Frau Sarah Bernhardt vom 26. Oktober bis zum 2. November 1902 im Königlichen Schauspielhause und Opernhause, die mit einer minderwertigen Gesellschaft neben ihren beliebtesten modernen Rollen: Fedora — Tosca — die Kameliendame und Froufrou auch Hamlet und Phädra spielte, so kann man sich ungefähr vorstellen, welche Aufnahmefähigkeit von dem Berliner Publikum verlangt wird. Ohne den Zustrom der Fremden, die Berlin gerade im Winter wegen der Tagung des Landtags, des Reichstags und der Hoffestlichkeiten aufsuchen, wäre eine so hoch gesteigerte Tätigkeit der Theater überhaupt nicht möglich, aber den Kern der Zuschauer muß doch schließlich die Bevölkerung der Stadt hergeben, und man wird ohne Widerspruch sagen dürfen, daß Berlin seinen Ruf als Theaterstadt reichlich mit Opfern an Geld und Zeit bezahlt.

Eine ganz andere Frage ist es, ob diese Fülle der Genüsse der dramatischen Dichtung, der schauspielerischen Kunst, der Bildung des Geschmacks in weiteren Kreisen Nutzen bringt. Hier stellt sich bei näherer Betrachtung nur zu unabweislich der Zweifel ein. Gewiß hat die deutsche dramatische Dichtung mit der Gründung des Deutschen, des Berliner und des Lessingtheaters einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Die Gründung des Schillertheaters, das in dieser Spielzeit in dem alten Operettentheater in der Chausseestraße, im Norden der Stadt, eine Schwesterbühne eröffnet hat, ist von wohltätigstem Einfluß für die Unterhaltung, Freude und Erbauung weiter Volksschichten gewesen. Einigen hervorragenden schauspielerischen Talenten haben die neuen Theater, besonders in ihren Anfängen, Gelegenheit zu bedeutsamer Entwicklung gegeben — es braucht nur an Agnes Sorma und Josef Kainz erinnert zu werden — und auch der Regiekunst neue Aufgaben gestellt. Die Aufführungen klassischer Dramen im Deutschen Theater während der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, die Cäsar-Aufführungen Ludwig Barnays im Berliner Theater haben das Vorbild und Beispiel der Meininger für die deutschen Bühnen, wenn nicht lebendig, doch populär gemacht. Alle Berliner Bühnen wetteifern seitdem in der charakteristischen Einrichtung und Durchführung einer jeden Neuigkeit, mag es sich um ein Trauerspiel bei kleinen Leuten, im Nachtasyl, um ein Märchenspiel oder ein historisches Schauspiel handeln. Aber diesen vortrefflichen Wirkungen fängt die Überfülle der Theater, der gesteigerte Konkurrenzkampf, die erhöhte Zahl der Vorstellungen an immer größeren Abbruch zu tun. Die Notwendigkeit, wo möglich in jeder Woche mit einer Neuigkeit hervorzutreten, zwingt die Theater, auch zu unbedeutenden Sachen zu greifen, und erweckt eine unablässige Hast und Ausdehnung der Produktion. So viel erfolgreiche Stücke, wie verlangt, so viele Meisterwerke, wie herbeigesehnt werden, stehen eben nicht bereit, und da jeden Abend in zwanzig Theatern gespielt werden muß, sind die Pforten der Mittelmäßigkeit weit geöffnet. Mit den Schauspielern verhält es sich wie mit den Stücken: das Personal ist so zahlreich, daß auch schwächere Kräfte Beschäftigung finden und Begabungen, die noch vor wenigen Jahren bescheiden im Hintergrund standen, jetzt als Sterne erster Ordnung glänzen. Mit dem naturalistischen Schauspiel sollte auch eine naturalistische Schauspielkunst sich entwickeln; Dichter, Direktoren und Regisseure bemühten sich erfolgreich, den Schauspielern die tragische Gebärde und das Pathos der Leidenschaft abzugewöhnen. Der Keller des Fuhrmanns Henschel und das Asyl für Obdachlose waren die richtige Umgebung für den modernen Schauspieler. Nur schade, daß sie dabei verlernten, Verse zu

sprechen und Helden darzustellen. Jetzt, wo das Märchenspiel und die Welt der Renaissance plötzlich wieder die Herrschaft auf der Bühne erobert haben, befinden sie sich in der übelsten Lage, und die Darstellungen leiden auf allen Berliner Bühnen an einer traurigen Stillosigkeit; geblieben ist die natürliche Alltäglichkeit, aber der Schmelz der Kunst ist verflogen. Eine künstlerische Erziehung des Publikums kann von diesem bunten Wechsel der Darbietungen, der einzig die Unterhaltung beabsichtigt, von dem ganzen gegenwärtigen Bühnenbetrieb, dessen oberstes Gesetz der Erfolg ist, nicht erwartet werden: die Fülle wirkt nur verwirrend. Selbst das Deutsche Theater hat es aufgeben müssen, uns für die Kunst Ibsens zu erziehen. Die letzten Schöpfungen des norwegischen Dichters: „Baumeister Solneß" — „Klein Eyolf" — „John Gabriel Borkmann" — „Wenn wir Toten erwachen", sind sang- und klanglos nach wenigen Aufführungen von der Bühne verschwunden, und die Anregungen, die früher von ihm ausgegangen sind, gleichviel, ob zum Guten oder zum Schlimmen der deutschen Kunst, verlieren sich immer mehr. Von dem gewaltigen Ansturm der naturalistischen Kunst auf die Bühne ist lebendig nur eine gewisse Vergröberung und Herabsetzung der schauspielerischen Darstellung und, um Sudermanns Wort zu gebrauchen, die Verrohung der Kritik geblieben.

Hermann Sudermann hat den Mut gehabt, mit einer Reihe von Artikeln, die im „Berliner Tageblatt" veröffentlicht wurden, in ein Wespennest zu greifen. Die Roheiten, die gemeine Deutlichkeit der Dinge, die sich auf der Bühne so behaglich breit auslebten und eine Weile als neue Kunst ausgerufen wurden, haben eine Kritik erzeugt, die ihre Stärke in persönlichen Ausfällen und Verunglimpfungen sucht. In ihren Augen ist jeder Theaterschriftsteller eine Art Verbrecher, um so gefährlicher, je mehr Erfolg er hat; der Neid auf den Erfolg und die Ohnmacht, selber etwas schaffen zu können, wäre es auch nur die ruhige und sachliche Analyse eines Schauspiels, geben ihr die gereizten, bitteren und boshaften Worte ein. Die Kritik verwandelt sich in die Satire und die Karikatur und hält sich für um so gelungener, je gehässiger sie ist. An einer überwältigenden Fülle von Beispielen hat Sudermann das Verfahren dieser Kritik an den Pranger gestellt, und alle Erwiderungen, welche die Angegriffenen versucht haben, sind nicht imstande gewesen, sie in der Meinung der Unbeteiligten zu rechtfertigen. Man begreift den Unwillen Sudermanns gegen diese Falschmünzer der öffentlichen Meinung, die zu Harpyen werden und den Erfolg besudeln, da sie ihn nicht töten können; ich fühle ihm den Zorn des Talents nach, das sich mit einem Keulenschlag von dem Insektengeschmeiß befreien will, aber ich frage mich doch, ob er die Sache nicht gar zu tragisch nimmt. Solange es eine Kritik gibt, auf künstlerischem und wissenschaftlichem, auf politischem wie auf sozialem Gebiet, ist sie stets der Gefahr ausgesetzt, in das Persönliche und damit in die Verrohung zu fallen. Der Hohn ist die letzte Waffe des Kritikers, der nichts mehr zu sagen weiß. Wie reichlich hat ihn Aristophanes schon gegen Kleon, Euripides und Sokrates angewandt, wie ungezogen, ja nichtswürdig ist Heine mit Platen umgesprungen! Je schwerer es dem Kritiker wird, Gründe, die auch einen ruhigen Mann überzeugen könnten, gegen ein Werk, das ihm mißfällt, vorzubringen, um so ausgiebiger wird er mit Verspottungen, Verdächtigungen und Verleumdungen der Person des Gegners arbeiten. Nur daß ihm hier das Maß bald überläuft und der anfängliche Jubel eines nach dem Skandal lüsternen Publikums sich schnell in Verachtung wandelt. In einem Teil der Berliner Kritik hatte in der letzten Zeit der persönlich gehässige Ton und das leichtfertige Absprechen einer kaum flügge gewordenen Jugend überhandgenommen, und der Geißelschlag, den ihr Sudermann gab, war wohlverdient. Eine Besserung freilich wird die Zurechtweisung nicht herbeiführen. Wo das Theater im öffentlichen Leben einen so breiten Raum einnimmt wie jetzt in Berlin, so viele Personen beschäftigt, die allgemeine Aufmerksamkeit so mächtig auf sich zieht, wird es nie an boshaften Zungen fehlen, die dem Dichter wie dem Künstler seinen Triumph zu vergällen suchen.

Betrachtet man die vielen Neuigkeiten, die zur Aufführung kamen, auf ihre literarische Bedeutung hin, so ragen fünf vor allen hervor, sowohl nach ihrem inneren Wert wie nach der Anziehungskraft, die sie auf das Publikum ausübten: „Monna Vanna" von Maurice Maeterlinck — „König Laurin" von Ernst von Wildenbruch — „Der arme Heinrich" von Gerhart Hauptmann — „Der Schleier der Beatrice" von Arthur Schnitzler und „Timandra" von Adolf Wilbrandt. Ihr Erfolg beweist den Umschwung, der sich in der Geschmacksrichtung der Theaterbesucher vollzogen hat. Plötzlich ist die Romantik Trumpf geworden, die Sehnsucht nach der großen Kunst hat mit einem Schlage alle Augenblicksbilder der Wirklichkeit verdrängt, die kleinen Leute müssen den Platz wieder den Helden und Heldinnen einräumen, die Leidenschaft und das tragische Schicksal fordern wieder ihr unveräußerliches Recht, Geschichte und Sage, die Renaissance und die Antike sind auf der Bühne wieder erwacht.

„Monna Vanna", ein Schauspiel in drei Aufzügen von Maeterlinck, wurde in einer wohlgelungenen Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski, die im Verlage von Eugen Diederichs in Leipzig erschienen ist, zum ersten Male am Mittwoch, den 8. Oktober 1902, im Deutschen Theater aufgeführt. In Paris, wo das Drama mit der Gattin des Dichters, Frau Georgette Leblanc in der Rolle der Monna Vanna, am 17. Mai in einer Theatergesellschaft gespielt worden war, hatte es nur geringen Anklang gefunden. Um so stärker war die Wirkung, die es in Berlin ausübte. Bei dem Publikum wie bei der Kritik. Bis heute hat es sich in einer langen Reihe von Vorstellungen auf dem Repertoire erhalten; einige Kritiker bewundern es als ein Meisterstück. Es empfiehlt sich zunächst durch die Klarheit, Einheitlichkeit und Geschlossenheit der Handlung — Vorzüge, die Maeterlincks bisherige dramatische Schattenspiele nur zu sehr vermissen ließen. Es ist ein Schauspiel aus der italienischen Renaissance, wenigstens in allen Äußerlichkeiten aus dem Vollen geschöpft, wie d' Annunzios Francesca von Rimini, im Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts. Pisa wird hart bedrängt von dem Heere der florentinischen Republik. Schon ist in die Mauer eine Bresche gelegt, und das Gespenst des Hungers schreitet durch die Straßen. Angstvoll erwartet die Bürgerschaft den Erfolg einer Botschaft, die der Feldhauptmann der Besatzung, Guido Colonna, in das Lager der Feinde gesandt hat. Colonna hat seinen alten Vater Marco beauftragt, mit dem Feldherrn der Florentiner, Prinzivalli, dem der Ruf der Unbesiegbarkeit und der Grausamkeit vorangeht, über das Schicksal Pisas zu verhandeln. Endlich — es geht schon gegen Abend — kehrt Marco aus dem Lager der Feinde zurück. Er hat nach seinen Reden in Prinzivalli einen edlen, gebildeten Mann gefunden, aber je mehr Guido in ihn dringt, die Bedingungen, die der Feind der Stadt stellt, mitzuteilen, desto weitschweifiger wird der Alte: er getraut sich offenbar nicht, die Forderungen Prinzivallis zu verkünden. Mühsam muß sie ihm der Sohn entreißen. Prinzivalli will einen schwer und reich mit Lebensmitteln und Kriegsmunition beladenen Wagenzug in die Stadt senden, wenn die Gattin Guido Colonnas, Madonna Giovanna, nur mit einem Mantel bekleidet, in der Nacht in sein Zelt kommt. Guido glaubt zuerst die Forderung als wahnwitzig abweisen zu können, aber zu seinem Schrecken erfährt er, daß sein Vater sie schon den Bürgern auf dem Platze vor dem Palaste und seiner Schwiegertochter mitgeteilt hat. Denn dem Alten erscheint die Rettung der Stadt vor Erstürmung und Plünderung, die Bewahrung so vieler Menschen vor einem schrecklichen Tode mit dem Opfer, das Giovanna bringen soll, nicht zu teuer bezahlt. Und auch Giovanna ist dieser Meinung: „Mein Vater," sagt sie, in den Saal tretend, „ich werde heute abend gehen." Erstarrt, fassungslos schaut Guido auf beide; sein Vater wie seine Gattin sind ihm zu Rätseln geworden. Der zweite Akt spielt im Zelte Prinzivallis. Der Abend ist hereingebrochen, und der Wagenzug steht bereit. Prinzivalli weiß, daß ihm die Signoria von Florenz nicht mehr traut und in dem siegreichen Söldnerhauptmann den Verräter wittert, noch ehe er den Verrat begangen hat. Sie hat,

ihn zu überwachen, einen Kommissar Trivulzio in das Lager geschickt, dessen Briefe an die Signoria Prinzivalli aufgefangen hat. So kommt es zwischen ihm und Trivulzio zu einer heftigen Auseinandersetzung: Trivulzio greift zum Dolche und verwundet Prinzivalli im Gesicht, der ihn von der Wache festnehmen und fortführen läßt. Kurz darauf fällt ein Schuß, und Giovanna tritt, in einem langen Mantel, ein; sie ist leicht an der Schulter verwundet. „Soll ich einen Verband anlegen lassen?“ fragt er. „Nein!“ erwidert sie. Auf der Schwelle des Zeltes stehend sehen beide den Wagenzug sich in Bewegung setzen. „Genügt Euch das?“ fragt er. „Ja,“ antwortet sie, und er schließt die Vorhänge des Zeltes. Dann beginnt er eine wunderliche Liebesbeichte. Er ist der Sohn eines Goldschmiedes und hat als zwölfjähriger Knabe Giovanna zum ersten Male in einem Garten in Venedig gesehen. An einem Junisonntag, als sein Vater ihrer Mutter ein Halsband von Perlen brachte. Seitdem liebt er sie. Er ist mit seinem Vater nach Afrika gegangen und weit umher verschlagen worden. Als er wieder nach Venedig zurückgekehrt war, fand er keine Spur von Giovanna mehr. Aber er erfuhr durch das Gerücht, daß sie bald den reichsten und mächtigsten Mann in Pisa heiraten würde. „Ich hatte Euch nur das unbehauste Elend eines herd- und heimatlosen Abenteurers zu bieten; das Schicksal selbst schien von meiner Liebe dies Opfer zu fordern. Oft bin ich um diese Stadt umhergeirrt, habe mich an ihre Mauern angeklammert, mich an den Ketten ihrer Tore festgehalten, um der Sehnsucht nach Eurem Anblick nicht zu unterliegen, um Euer Glück und Eure Liebe nicht zu stören.“ Jetzt will er nichts von ihr. Daß er sie wiedergesehen, daß er ihr seine Liebe gestanden, befriedigt und beruhigt seine Leidenschaft. Da stürzt sein Vertrauter ins Zelt: „Du bist verloren, wenn du nicht auf der Stelle entfliehst.“ Messer Maladura, der zweite Kommissar der Signoria, ist mit sechshundert Mann im Lager angekommen, um sich Prinzivallis zu bemächtigen. „Komm mit mir nach Pisa,“ ruft Giovanna. „Dort in der von dir geretteten Stadt bist du sicher. Hörst du die Glocken, die da klingen, wie am Hochzeitstag? Ach, ich bin überglücklich, zwiefach überglücklich ob des Glückes, das ich dem danke, der mich über alles liebt.“ Der dritte Akt versetzt uns wieder nach Pisa. Der Umschlag aus der Sphäre idealischer Empfindungen und platonischer Liebesbeteuerungen in die Wirklichkeit erfolgt. Vom Jubel des Volkes umrauscht, zieht Giovanna in die Stadt ein, an ihrer Seite Prinzivalli. Aber niemand, am wenigsten ihr Gatte, will ihrer Versicherung glauben, daß Prinzivalli sie nicht berührt habe. Er triumphiert, daß sie den Räuber ihrer Ehre selber herbeiführt, ihn der gerechten Rache auszuliefern. Schaudernd erkennt Giovanna die Kluft, welche die niedrige Gesinnung ihres Gatten von den hohen und reinen Gefühlen Prinzivallis trennt. Von diesem Augenblicke an liebt sie ihn. Um ihn der Rache ihres Gatten zu entreißen, der ihn der Folter unterwerfen will, ruft sie aus: „Ich habe gelogen. Feig und schmählich hat er mich besessen. Er gehört mir. Hinweg von ihm, ihr andern, hinweg von dem, was mein ist!“ Sie verlangt, daß Prinzivalli in ein Gefängnis geführt wird, dessen Schlüssel sie allein besitzt, dessen Wächter ihr Schwiegervater Marco sein soll. Dieser hat sie durchschaut: „Ich verstehe deine Lüge, Vanna,“ sagt er leise. „Du hast das Unmögliche vollbracht. Es ist gerecht und höchst ungerecht, wie alles, was wir tun. Und das Leben behält recht. Komm zu dir, Vanna. Du mußt noch lügen, da man uns nicht glaubt.“ Und Giovanna beschließt das Schauspiel mit den doppeldeutigen Worten: „Es war ein böser Traum; der schöne fängt jetzt an,“ den sich die Zuschauer je nach Temperament und Phantasie als Flucht mit dem Geliebten oder gemeinsamen Tod nach einer Stunde voll Liebesglück auslegen mögen.

Unsere moderne Kritik ist nur zu leicht geneigt, jede neue, originelle Schöpfung der Weltliteratur einzureihen. Wie mit Georg Rodenbachs Roman „Das Tote Brügge“ ist es auch mit Maeterlincks erstem Schauspiel „Prinzessin Maleine“ so gegangen. Ein neuer Shakespeare sollte auferstanden sein. Aber für die ruhige

Betrachtung haben weder die ersten Schatten- und Marionettendramen Maeterlincks noch sein jüngstes Werk einen Shakespeareschen Zug und Hauch. Es sind lyrische Stimmungen, in die dramatische Form gebracht. Gern soll zugegeben werden, daß „Monna Vanna" gegenüber den früheren Schauspielen einen großen Fortschritt nicht nur zum Theatralischen, sondern auch zur Natürlichkeit und Wahrheit bedeutet. Der Vorgang kann sich so, wie ihn der Dichter darstellt, in der italienischen Renaissance zugetragen haben, er besitzt sogar ein gewisses Lokalkolorit, während die Dramen „Prinzessin Maleine", „Die Blinden", „Pelleas und Melisande", „Alladine und Palomides" in einer Nebelwelt spielen. Die vier Hauptfiguren: Giovanna und Prinzivalli, der alte und der junge Colonna, besitzen nicht nur die Umrisse und die Gesichtszüge von Menschen, sondern sind auch in ihrem Tun, Reden und Empfinden Menschen. Die früheren Helden und Heldinnen Maeterlincks standen im Banne der Todesfurcht; es war im Grunde das einzige Gefühl, das sie bewegte, die einzige Stimmung, über die der Dichter verfügte. Jetzt zeigt er, daß er auch andere Töne anzuschlagen weiß. Tiefe Gegensätze bewegen die einheitliche, in lebendiger Steigerung durchgeführte Handlung. Die Gespräche entbehren der dramatischen Schärfe und Kürze und schweifen noch zu oft in das Rhetorische ab, aber die Hauptsache kommt doch zum klaren und ergreifenden Ausdruck. Nach Inhalt und Form ist „Monna Vanna" ein spannendes Schauspiel, zu einer großen Dichtung jedoch fehlt ihr die Leidenschaft und die Erfindung. Die Roheit des Judith-Stoffes ist in eine ätherische, halb sentimentalische Spitzfindigkeit umgedichtet, mit einem starken Stich in das Frivole: der Brutalität, aber Gesundheit der Renaissance wird der Reiz blasierter Lüsternheit und poetischer Verzückung angekränkelt. Ein italienischer Söldnerhauptmann, der plötzlich zu einem schwärmenden Verliebten wird und in der Frau, die auf sein Geheiß nur mit einem Mantel bekleidet in sein Zelt kommt, eine Himmelserscheinung verehrt und ihr in törichter Verblendung in das Haus ihres Gatten folgt, fällt ebenso aus der Rolle wie die Frau, die durch seine ideale Liebe gerührt wird und die ihr durch jene Forderung angetane Schmach gar nicht empfindet. Sie sind beide unwahr, und daß ihnen niemand glauben will, entspringt nicht aus der gemeinen Gesinnung der anderen, sondern aus ihrer eigenen Unnatur.

Tiefer in das Wesen der Geschichte und in die Geheimnisse der Menschenseele als Maeterlincks Schauspiel dringt Ernst von Wildenbruchs Tragödie „König Laurin", die zum ersten Male am Dienstag, den 11. November 1902, im Königlichen Schauspielhause aufgeführt wurde. Hier geben die historischen Momente nicht nur das äußere farbige Gewand für die Dichtung her, sondern bilden ihren Kern und Urgrund. Der Gegensatz der Byzantiner und der Ostgoten wird geschildert, er bereitet die Verwicklung des Trauerspiels vor, aus ihm gestalten sich die Charaktere der Amalasunta und des Amalrich auf der einen, Justinians und der Theodora auf der anderen Seite, er führt den tragischen Ausgang herbei. In breiten Zügen tritt uns die urwüchsige, noch ungebrochene Kraft des Gotentums, die Halbbarbarei des Volkes, der Haß seiner Edlen gegen die Ränke und Listen der Byzantiner, ihre Ablehnung der antiken Kultur, die ihnen als Entartung männlicher Tugend erscheint, im ersten Akt entgegen, im Königspalast zu Ravenna. Die Edlen, die gekommen sind, das Andenken ihres Heldenkönigs Theodorich in einem Festgelage zu feiern, toben gegen seine Tochter, ihre Königin Amalasunta: sie werfen ihr die Verachtung der heimischen Sitten, die Überschätzung der Wissenschaft und der Künste, ihre Hinneigung zu Byzanz und seinem Kaiser vor. Nicht mit Unrecht, denn Amalasunta trägt sich mit dem Gedanken, Italien zu verlassen, nach Byzanz zu gehen und sich dort mit dem Kaiser Justinian zu vermählen; als Morgengabe will sie ihm das Gotenreich darbringen. Ihren Vetter Theodahad hat sie als Unterhändler nach Byzanz geschickt, und die Schilderung, die er nach seiner Rückkehr von dem Kaiser und der Pracht und Herrlichkeit seiner Stadt macht, bestärkt sie noch mehr in ihrer Absicht. Sie hat

sich nach ihrem Begriff von dem Wesen eines Herrschers ein Bild von Justinian entworfen, dessen Hoheit nicht getrübt wird, auch als ihr Theodahad von der Geliebten des Kaisers, von Theodora, erzählt. Wo sie nur Glanz und Größe sieht, erblickt der junge Amalrich Bosheit und Heimtücke: er singt den Goten das Lied von dem Zwergkönig Laurin und seinem Rosengarten, dem tückischen Feinde der Helden; Byzanz ist der Rosengarten, Justinian der König der Zwerge, der das Verderben der Goten sinnt. Aber eine weiße Frau wird über ihn kommen und ihn vernichten. Diese Frau ist dem verzückten Jüngling die Königin Amalasunta, Göttin, Zauberin und Weib zugleich. Auch Amalasunta bleibt von seiner schwärmerischen Leidenschaft nicht ungerührt. Sie gebietet ihm, das Schiff, das sie nach Byzanz führen soll, zur Abfahrt bereit zu halten; er selbst aber müsse zurückbleiben, sonst würde er ihren Zauber zerstören. „Sieh mir nicht nach,“ sagt sie scheidend von ihm, „daß wenn ein Mensch dich fragt nach dieser Stunde, du sagen kannst, ich weiß nichts mehr von ihr, denn ich war blind und taub.“ Wie der erste Akt die Goten, führt uns der zweite Akt den byzantinischen Hof vor. Ein Aufstand ist ausgebrochen; vor der Volkswut fliehend hat Theodora den kaiserlichen Palast verkleidet verlassen. Ihre Frauen, Justinian suchen sie vergebens. Noch lärmt die wütende Menge durch die Straßen, und Justinian malt sich halb in Entsetzen, halb in wollüstigem Schauer der Grausamkeit die Qualen aus, die Theodora, wenn man sie ergriffe, würde leiden müssen; er sehnt sich nach der Geliebten und haßt und verachtet sie als Buhlerin. Da tritt der Kappadozier Johannes, der Präfekt der Stadt, mit der Meldung ein, daß die Volksmassen auf die Meldung, der Kaiser habe Theodora weggeschickt, sich ruhig verlaufen. Er ist ein Gegner Theodoras und möchte den Kaiser gern mit Amalasunta vermählen, deren Bote Theodahad wieder in Byzanz eingetroffen ist. Amalasuntas Schiff, das ihm folgte, ist gescheitert, die Mannschaft gerettet worden; die Königin befindet sich in Heraklea. Justinian befiehlt, ihr Schiffe hinüberzusenden, die sie entweder nach Ravenna zurückbringen oder zu ihm führen sollen, „als Gast bei ihm zu wohnen“. In richtiger Selbsterkenntnis sagt er zu sich selbst: „Nun kenn' ich einen, — meſſ' ich dies Weib nach ihm, so kommt sie nicht; sie aber, sie wird kommen — ahnend sagt Gefühl mir, daß die Seele dieses Weibes die Seelenlast nicht kennt, die Fürchten heißt.“ Damit ist der Gegensatz beider Figuren und das Verhängnis Amalasuntas bezeichnet. Die erste Begegnung zwischen Justinian und der Königin im dritten Akt bestärkt nach dem schwachen Versuch einer Annäherung die Unvereinbarkeit beider Charaktere. Um sie noch mehr zu trennen, wird unter den jungen Goten, welche die Königin begleitet haben, Amalrich entdeckt. Wider den Befehl Amalasuntas hat er, im Kielraum versteckt, die Reise mitgemacht. Jetzt wird er von den Griechen als derjenige erkannt, der einen ihrer Gesandten ohne weitere Verhandlung ins Meer geworfen hat. Belisar fordert seine Bestrafung. Amalasunta, zu Tode über Amalrichs Anwesenheit erschrocken, in Gefahr, ihre Liebe zu verraten, faßt sich mit heroischer Entschlossenheit: „Dich kann ich im Leben nicht mehr halten, will nicht — will es doch — Nein — Ja. Im Mund die Zunge bäumt sich mir. Mein Wille hebt sich wider meinen Willen.“ Sie fordert ihm sein Schwert ab, und die Leibwächter des Kaisers folgen dem Abgehenden. „Nicht töten!“ schreit Amalasunta selbstvergessen auf. „Nein,“ erwidert Justinian mit kaltem Lächeln, „man liebt bei uns kein Blut, nur, daß er uns nicht mehr Gesandte töte.“ Er ist durch Amalasuntas Erscheinung und Wesen verwirrt, bestürzt und erkältet; nicht Liebe — Grauen flößt sie ihm ein. Für die Ratschläge des Präfekten, aus politischen Gründen den angetragenen Ehebund einzugehen, wie für das Lob, das dieser der königlichen Würde und Entsagung Amalasuntas erteilt, hat er nur Spott und Hohn und den Ausdruck des körperlichen wie des seelischen Unbehagens. Seine Lossagung von der Gotenkönigin wird durch das unerwartete Erscheinen Theodoras vollendet. In der Verkleidung eines Knaben ist sie in den Palast zurückgekehrt und leuchtet dem Kaiser zu seinem Schlafgemach. An ihrer Stimme erkennt er sie. Eine leiden-

schaftliche Aussprache zwischen beiden enthüllt uns ihr und sein Innerstes, die Notwendigkeit der Zusammengehörigkeit zwischen diesem Weibe und diesem Manne, die ganze Verschlagenheit, Heimtücke, Rachsucht und geistige Überlegenheit Theodoras, die blinde und wilde Sinnlichkeit, die Abhängigkeit Justinians von dem Reiz und der Klugheit des dämonischen Weibes. Diese Schlußszene des vierten Aktes ist ein Gipfel der dramatischen Kunst Wildenbruchs; die Schärfe und Wahrheit der Charakterschilderung ist von gleicher Bedeutung wie der kunstvoll gegliederte, von Satz zu Satz sich steigernde Verlauf des leidenschaftlichen Gesprächs. Was er auch der Schilderung verdanken mag, die der Geschichtschreiber Procopius von Cäsarea, ein Zeitgenosse und Gefährte Belisars, von der Kaiserin gegeben hat, diese Theodora ist sein eigenstes Geschöpf, lebendig und phantastisch zugleich, die niederen Triebe des Weibes und die Herrschaft, die sie gerade dadurch über den Mann ausübt, mit einer Kraft, in einem Farbenglanz verkörpernd, die etwas Berauschendes haben. Auf ihrem Throne sitzend, im kaiserlichen Ornate, neben Justinian feiert am nächsten Morgen Theodora in der Versammlung der Großen des Reiches, als rechtmäßige Gemahlin des Kaisers, ihren Triumph über Amalasunta. Ahnungslos betritt diese mit ihrem gotischen Gefolge die Versammlung; nun erst erfährt sie, daß Justinian sich mit Theodora vermählt und ihr Vetter Theodahad in einem Vertrage, den ihm die griechischen Unterhändler abgelistet haben, das Königreich Italien ohne jede Bedingung an Justinian abgetreten habe. Sie selbst könne ungehindert mit ihrem Gefolge Byzanz verlassen. Auf ihre Frage nach Amalrich wird dieser herbeigeführt, die Augen mit einem dunklen Tuche verbunden. Er ist geblendet worden, und als Amalasunta über so viel Tücke, Niedertracht und Schmach in gerechtem Zorne ihm das Schwert in die Hand drückt, um Justinian zu töten, werden beide von den Byzantinern erdolcht. „Gehst du mit mir?" fragt sterbend Amalrich. „Und bringst mir die Welt, die einst du mir versprachest?" — „Ich bringe dir die Welt der Frau, die Liebe," erwidert, sich im Tode über ihn neigend, Amalasunta, die Nichtigkeit all ihrer politischen Pläne und Bestrebungen eingestehend.

Von allen Darbietungen dieser Spielzeit hat Wildenbruchs Tragödie „König Laurin" den stärksten tragischen Gehalt und den weitesten geschichtlichen Hintergrund. Weder Maeterlinck noch Gerhart Hauptmann wissen die Grundlagen ihrer Dichtungen so charakteristisch und anschaulich, so malerisch hervorzuheben wie Wildenbruch. Der Zusammenstoß der Hauptgestalten ergibt sich ebenso aus ihrer besonderen Natur wie aus ihrem Volkstum. Das schwierige Problem der Bewegung großer Massen löst Wildenbruch in dem ersten und fünften Akte wieder mit außerordentlichem Glück und Geschick; auch die Gegner seiner Kunst müssen ihm zugestehen, daß er in dieser Hinsicht der geborene Nachfolger Schillers ist. Aus diesen gruppenreichen Gemälden historischer Vorgänge treten uns die Helden und Heldinnen in plastischer Ausgestaltung menschlich näher. Amalasunta und Theodora, Justinian und Amalrich führen inmitten der volkstümlichen Bewegung, die sie trägt, ihr eigenes Leben; ihre Schicksale sind zugleich typisch für sie wie für ihr Volk. Eine gewisse Unklarheit kommt in die Dichtung durch die Anknüpfung des Stoffes an die Sage von dem Zwergkönig Laurin und seinem Rosengarten. Denn wir können uns den Kaiser Justinian nicht gut als den Zwergkönig Laurin, der durch seinen Zaubergürtel die Kraft von zwölf Männern besitzt, und seine Stadt mit dem Schloß der sieben Türme als Rosengarten in der Bergwildnis vorstellen. Auch findet das entscheidende Motiv der dramatischen Handlung, der Gegensatz der beiden Frauen Amalasunta und Theodora, keine Andeutung oder Ähnlichkeit in der Sage. Der Gesang Amalrichs im ersten Akt erweckt denn auch kein Echo, das durch das ganze Drama widerklingt. Erst von den Sterbenden, Amalrich und Amalasunta, wird der Name Laurin wieder aufgenommen. Der Schleier, aus Dichtung und Wahrheit gewebt, den Wildenbruch dadurch um seine Gestalten breiten wollte, dient mehr dazu, sie zu verhüllen, als sie zu verklären. Das Gewicht der

historischen Wirklichkeit und der historischen Persönlichkeiten, die darzustellen sein eigentlicher Zweck ist, erweist sich zu schwer für den Gehalt der mittelalterlichen Sage. „König Laurin" ist eine geschichtliche, eine Volkstragödie in großem Stil, in deren Gefüge die Sage nur einen leichten Einschlag zu bilden vermag.

Ganz erfüllt von dem Hauch und Duft der Sage ist dagegen Gerhart Hauptmanns Schauspiel „Der arme Heinrich", das am Sonnabend, den 6. Dezember 1902, zum ersten Male auf der Bühne des Deutschen Theaters erschien. Mit Recht nennt er es eine deutsche Sage in fünf Akten. Die eigentümliche Proteusnatur des Dichters und seine rasche Verwandlungsfähigkeit offenbaren sich hier wieder einmal. Nichts erinnert hier an die Schauspiele von dem Fuhrmann Henschel, Michael Kramer und dem roten Hahn. Aus der Welt und der Not der kleinen Leute, die um uns leben, werden wir in das deutsche Mittelalter, in den Ton und die Vorstellungen der Legende versetzt. Die Grundlage des Dramas bildet das bekannte Gedicht Hartmanns von der Aue von dem an Aussatz erkrankten Ritter, der durch die freiwillige Opferbereitschaft eines jungen Mädchens von seiner Krankheit geheilt wird. Im Gedicht wie im Schauspiel handelt es sich im wesentlichen um die Darstellung und Entwicklung der Charaktere des Helden und der Heldin. Vier Akte schildern uns das Nahen, den Ausbruch der Krankheit, ihren Höhepunkt, das Zusammenbrechen des grausam Leidenden, der sich endlich entschließt, das so lange zurückgewiesene Anerbieten des Mädchens anzunehmen, ja, in seiner Not und Verzweiflung sie fast zu ihrer Selbstaufopferung zwingen möchte, um von seinen Qualen erlöst zu werden. Der reiche Graf Heinrich von Aue, der Freund Kaiser Friedrichs, ein Ausbund aller ritterlichen Tugenden und ritterlicher Vornehmheit, der mit dem Kaiser das Kreuz genommen hat und nach dem heiligen Grab gezogen ist, hat sich plötzlich aus seiner glänzenden Hofhaltung auf das einsame Bauerngut des Meiers Gottfried in der Waldwildnis zurückgezogen. Er fühlt die unheimliche Krankheit schon in den Gliedern, und sein Knappe Ottacker, der es merkt und die Ansteckung fürchtet, reitet davon. Der Meier, seine Frau und seine Tochter Ottegebe suchen nach bestem Bemühen die wachsende Schwermut des Herrn durch ihre Dienstfertigkeit zu trösten; Ottegebe lebt sich immer tiefer, zwischen himmlischer Verzückung und irdischer Liebe zu dem Grafen, der sie vor Jahren, als sie noch ein Kind war, sein klein Gemahl scherzend genannt hat, in den Gedanken des Opfertodes ein: der Knappe hat ihr einmal von einem klugen Arzte zu Salerno erzählt, der durch das freiwillig dargebotene Herzblut einer reinen Jungfrau einen Aussätzigen heilen könne. Aber all ihre Hingabe vermag den Grafen nicht zu halten. Nachdem er seinem Dienstmann Hartmann von der Aue seine Pergamente und Vollmachten und die Wacht des festen Schlosses übergeben hat, verläßt er bei Nacht und Nebel den Hof und flüchtet in die Wildnis. Mit dem Fortschreiten der Krankheit steigert sich die Not seiner Seele, der Trotz gegen die Gottheit, die ihn so hart heimsucht, der Ekel vor sich selbst, der Haß gegen die Menschen. Wiederholt hat er die fromme Liebe Ottegebes, bald in rohem Zorn, bald mit zynischem Hohn, zurückgewiesen, wenn sie ihm nachgeschlichen ist und Hilfe und Linderung darbietet. Endlich aber regt sich in dem körperlich und seelisch zerrütteten Mann mit der höchsten Verzweiflung der Aufschrei des Lebens. Er sucht das Mädchen auf, damit sie ihr Leben zu seiner Genesung opfere, und findet sie in der Klause und Kapelle eines frommen Einsiedlers Benedikt. Sie tritt ihm entgegen wie eine überirdische Erscheinung und verschmilzt für ihn mit dem Bilde der Himmelskönigin. „Wo willst du hin?" fragt sie Benedikt erschrocken. „Gehn, meinen himmlischen Geburtstag feiern," erwidert sie. „Jungfrau, wohl, so folg' ich dir," ruft der arme Heinrich aus; „führ' mich ins Leben, führ' mich in den Tod! Ich will jedweden Henkers lachen, dir zur Seite, wie du und deines Worts Blutzeuge sein." Der fünfte Akt schildert die Rückkehr Heinrichs und Ottegebes nach dem Schlosse zu Aue und ihre Vermählung. Von der Fahrt nach Salerno, von dem Wunder, das sich dort vollzogen, als Ottegebe nackt auf dem

Seziertisch des Arztes lag, bereit, ihr Herzblut für den armen Heinrich hinzugeben, hören wir nur durch eine lange Erzählung Heinrichs, in der das Ereignis, wie es sich zutrug, vor seinen Betrachtungen und der Ausmalung seiner Gefühle zurücktritt. „Der arme Heinrich" ist ein lyrisches Drama; die Empfindung, nicht die Handlung beherrscht das Ganze. Den einzig dramatischen Moment der Sage unterschlägt uns der Dichter. Parallel laufen die beiden Entwicklungen der inneren und äußeren Krankheit Heinrichs und der zum Tode bereiten Hingabe Ottegebes. Sie wird im Verlauf des Stückes immer ätherischer — „in der seltsamen Beleuchtung der Kapelle erscheint sie fast unkörperlich und wie von einer Glorie umstrahlt" — und er immer bestialischer. Sie ist die Heilige der Legende und hat zugleich den einen und den anderen Zug von dem Käthchen von Heilbronn; in ihm ist der Stolz, die Empörung gegen Gott, der Menschenhaß und die Verzweiflung, die das Gedicht des Mittelalters nur mit einer gewissen Scheu, wie mit verhaltenem Atem anzudeuten wagte, in breiter Ausführlichkeit dargelegt und im vierten Akt zu einem herzzerreißenden Jammerschrei der Kreatur verdichtet, der alle bisherigen Lazarusklagen furchtbar übertönt. Aber die Handlung selbst, ihr Fortschritt, die Spannung des Zuschauers wie des Lesers leidet unter dieser lyrischen Überwucherung. Ich habe den Eindruck, als ob ein ganzer Akt ohne Schaden fehlen könnte. Trotz mancher Schönheiten im einzelnen entbehrt das Schauspiel zu empfindlich der dramatischen Bewegung und der originalen Erfindung. Überall merkt man, daß man es mit einer Nachdichtung zu tun hat, daß unter den neuen Schriftzügen die alten hindurchschimmern; bei aller Feinheit hat die Kopie den naiven Reiz und den frischen Schmelz des Originals nicht zu bewahren vermocht. Die Eigenschaften aber, durch die der moderne Dichter dem mittelalterlichen überlegen ist, der Besitz der dramatischen Form und die vertiefte Herzenskenntnis, sind von ihm nicht genügend ausgenutzt worden. Im Vergleich zu der trockenen und langweiligen Tragikomödie „Der rote Hahn" ist freilich die neue Schöpfung Gerhart Hauptmanns ein Kunstwerk, eine erfreuliche Rückkehr des Dichters zur Kunst und zur Schönheit.

Eine ähnliche Redseligkeit des Dichters und ein gleiches Bedürfnis der lyrischen Stimmung, sich um jeden Preis auszuleben, beeinträchtigt auch in Arthur Schnitzlers Schauspiel in fünf Akten „Der Schleier der Beatrice", das zum ersten Male am Sonnabend, den 7. März, im Deutschen Theater aufgeführt wurde, den dramatischen Kern der Dichtung. Statt die Handlung straff und fest zu spannen, zerfasert der Dichter sie in einzelne Bilder und langatmige Gespräche. Ihm schwebte der Gedanke vor, den geistigen Inhalt und das bewegte Leben der italienischen Renaissance, ihre Schrecken und ihre bacchantischen Feste, ihre Abenteuer und ihre Künste, in ein Drama zu drängen. Im engsten Raum, in einer kurzen Spanne Zeit. Sein Stück beginnt an dem Spätnachmittag eines Sommertags und endet in der Frühe des nächsten Morgens. Dicht vor den Toren Bolognas steht Cesare Borgia mit seinem Heer, bereit, sich der Stadt zu bemächtigen. Unerwartet kehrt der Herzog von Bologna, Lionardo Bentivoglio, von einer langen Reise heim und rüstet sich zur Abwehr. Unbekümmert um alle diese Dinge, erwartet der berühmteste Dichter der Stadt, Filippo Loschi, in seinem prächtigen Haus und Garten sein Liebchen Beatrice und sucht seine beiden Freunde, einen Bildhauer und einen Musiker, die zur Unzeit bei ihm vorsprachen, loszuwerden. Er denkt nur an seine Beatrice, die Tochter eines Wappenschneiders, des tollen Nardi, der wegen des leichtfertigen Lebenswandels seiner Frau verrückt geworden ist, und befiehlt seinem Diener, ihm Pferde zu schaffen, um beim Anbruch der Nacht mit der Geliebten die bedrohte Stadt verlassen zu können. Beatrice ist gern bereit, ihm zu folgen; sie ist noch voll von einem wunderlichen Traum, den sie in der Mittagshitze gehabt: der Herzog war an dem Hause ihres Vaters vorübergeritten und hatte sie flüchtig angesehen; nun hat sie geträumt, sie sei seine Gattin geworden, — „grüne Kerzen brannten in einer Ampel ob dem Bett, ich sah des Herzogs Augen leuchten über mir und fühlte seine Lippen nah den meinen, noch

spürt' ich ihren Hauch, — und so erwacht' ich." Die Erzählung dieses Traumes erfüllt Filippo Loschi zugleich mit wilder Eifersucht und Widerwillen gegen Beatrice; „Grauen vor dir hat mich erfaßt," sagt er zu ihr; „lieber als dich würd' ich ein Gespenst umarmen," und schickt sie fort. Beatrice ist nach Hause geschlichen und da ihr Bruder Francesco, ein ehrliebender und leidenschaftlicher Jüngling, der die Waffen ergriffen hat, die Vaterstadt zu verteidigen, in sie dringt, den wackeren Gesellen ihres Vaters, Vittorino, der sie längst mit heimlicher Liebe begehrt, zu heiraten und aus Bologna zu fliehen, ehe der Borgia die Mauern stürmt, willigt sie ohne Zögern ein und macht sich zum Kirchgang fertig. Auf der Schwelle des Hauses aber wird sie von dem Herzog, der mit seinem Gefolge daherkommt, begrüßt. Statt ihrem Verlobten zu folgen, bleibt sie stehen und hört die Werbung des Herzogs an, der ihr Schätze und Kostbarkeiten, darunter „einen Schleier von so wunderbarer Schönheit wie keiner, den ein Mädchen dieses Landes und niemals eine Herzogin getragen", anbietet, wenn sie ihm die Nacht schenken wollte. „Behaltet alles, Herr; es nützt mir nichts," entgegnet Beatrice, „aber nehmt mich zur Gattin." Der Herzog besinnt sich auch keinen Augenblick, in ihren Wunsch zu willigen; er befiehlt, die Kirche zur Trauung und das Schloß zum Feste zu schmücken und alle Schönen und Jungen dazu einzuladen. Nachts ein Bacchanal, am Morgen die Schlacht. An der Leiche des unglücklichen Vittorino vorbei, der sich den Dolch ins Herz gestoßen hat, geht Beatrice zur Kirche des heiligen Petronius. Dort wird sie getraut, um sich nach dem Festmahl von der Seite des Herzogs unbemerkt wegzustehlen und, in ihren Schleier gehüllt, zu Filippo Loschi zu eilen. Sie will ihn noch einmal sehen, umarmen und dann sterben. Als er ihr aber sagt, aus dem Glase, das sie eben geleert, habe sie den Tod getrunken, bricht sie in Klagen und Jammern aus: „Nie glaubt' ich, daß du tückisch bist und feig — jetzt haff' ich dich!" Höhnisch lacht er auf: „Mach, daß du fortkommst! Es war kein Quentchen Tod in diesem Wein, mit einer guten Lüge kehre heim." Und da sie sich nun wieder auf das Schmeicheln und Verlocken legt und nicht gehen will, leert er mit raschem Trunk den Giftbecher und bricht sterbend zusammen. Ungefährdet ist Beatrice in das Schloß zurückgekehrt, allein ihre Aussage, sie habe in der Kirche für das Wohl des Herzogs und der Stadt gebetet, wird bald als Lüge erkannt und sie zum Tode verurteilt, da sie nicht sagen will, wo ihr Schleier geblieben ist. Sie hat ihn in Loschis Hause liegen lassen. In der Todesangst schreit sie auf: sie wolle den Schleier holen. „Ich will leben, Herr, ich will nicht sterben! Nehmt meine Hand und geht mit mir." So führt sie den Herzog nach Loschis Hause. Die Vorhänge aufhebend erblickt der Herzog die Leiche des Dichters. Von seinem Gefolge, das ihm trotz seines Verbotes nachgegangen ist, erfährt er, daß der Tote der auch von ihm verehrte und bewunderte Dichter Loschi ist. „Der starb um dich, und den verrietest du?" sagt er zwischen Staunen und Entsetzen zu Beatrice. „Und mich um ihn? Und wiederum ihn um mich? Was bist du für ein Wesen, Beatrice? Und all dies Ungeheure mußte sein, daß ich Filippo Loschi sehen durfte, — ein einzig Mal und so!" Er denkt nicht daran, Beatrice zu strafen. „Wir nannten dein Tun Betrug und Frevel, und du warst ein Kind; laß alles Fürchten sein!" Aber Francesco, der Bruder, denkt einfältiger und ehrenvoller: er sticht der verlorenen Schwester den Dolch in die Brust. Dann erklingen alle Glocken, und der Herzog bricht zur Schlacht auf.

Diese Haupthandlung ist von Arabesken und Episoden nach allen Seiten hin überwuchert und verliert dadurch noch mehr an Klarheit und Einheitlichkeit. Das Ganze gemahnt an das Alpdrücken eines wunderlich verworrenen Traumes. Mir ist wiederholt das Bild Makarts eingefallen, das erste, das seinen Ruhm begründete, und das bald „Die Pest von Florenz", bald „Die sieben Todsünden" genannt wurde. Auch hier sind alle Lüste und alle Laster ineinander gemischt. Eine abenteuerliche Phantasie schwelgt in dem buntesten Wirrwarr der Erfindungen, die ohnmächtige Leidenschaft berauscht sich an dem Wohl- und Vollklang ihrer tönenden

Worte, wie an einer unendlichen Melodie. Einzelnes ist fein, sinnreich und poetisch ersonnen und ausgedrückt, aber den drei Hauptfiguren, dem Dichter, dem Herzog und Beatricen, fehlt das erste Erfordernis eines dramatischen Helden, das Rückgrat des Willens. Beatrice geht von dem einen zum anderen, wie ein Schatten; jeder von ihnen begehrt sie, und keiner hat sie; ihr Herz wird weder von der Liebe des treuen Vittorino gerührt, der sich ihretwegen den Tod gibt, noch von ihrer Erhebung zur Herzogin mit stolzer Freude erfüllt. Filippo gilt allen als großer Dichter und vollkommener Edelmann; er ist verlobt mit einem vornehmen Fräulein, der er leidenschaftliche Gedichte widmet, und verläßt sie, weil sie seine rohe Zudringlichkeit am Krankenbett ihrer Mutter mit entsetztem Blick abweist, und findet vor den Toren auf der Wiese, wo das Volk tanzt, Beatrice. Nach drei Tagen will er ihres Traumes wegen nichts mehr von ihr wissen und heißt sie gehen. Unter den mahnenden und strafenden Worten des Freundes scheint sich sein Gewissen zu regen und seine Mannhaftigkeit wieder zu erwachen. Er will ihm zum Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes folgen; da hört er in dem Gange vor seinem Gemache Beatrice seinen Namen rufen, vergißt alle seine heroischen Entschlüsse und treibt den Freund hinaus. Als sie dann aber zu ihm eintritt, gibt es keine wilde Liebesszene zwischen beiden, sondern ein Gespräch über den Tod. Der Herzog einer Stadt endlich, vor deren Mauern sich der Borgia zum Sturm rüstet, hätte, sollte man meinen, in der letzten Nacht Wichtigeres zu tun, als Hochzeit zu feiern und Feste zu veranstalten. Ist er jedoch in der Liebesraserei, wird er dann die eben angetraute Frau von seiner Seite lassen, damit sie zu ihrem Geliebten laufen kann? In dem Farbenrausch seiner Verse hat Schnitzler das Gefühl für das Wirkliche und Wahrscheinliche verloren. Er sieht immer nur die einzelne Szene, ich möchte sagen: den besonderen Farbenfleck, und vergißt darüber das Ganze. Für keine seiner Figuren weiß er uns eine tiefere Teilnahme einzuflößen, über das Schicksal des Herzogs und der Stadt bleiben wir völlig im unklaren, — und wenn wir uns an die Geschichte wenden, ist die Tatsache, daß weder dem Bentivoglio noch der Stadt Bologna von dem Borgia ein Haar gekrümmt wurde, nur geeignet, die Erregung, in der sich alle Gestalten Schnitzlers gebärden, als ob der Weltuntergang bevorstände, als die Ausgeburt einer blöden Furcht erscheinen zu lassen. Die bunte Fülle der wechselnden Bilder hat etwas Blendendes, der Schwung der Sprache zuweilen etwas Fortreißendes, der starke Hang und Drang Schnitzlers zu dem phantastisch Theatralischen, der sich schon in den beiden Schauspielen in einem Akt „Die Frau mit dem Dolche“ und „Der grüne Kakadu“ offenbarte, ergeht sich hier in schrankenloser Freiheit; aber dieser Mangel an Selbstbeschränkung, an innerer Geschlossenheit und Wahrheit der Handlung beeinträchtigt den künstlerischen Wert und die Wirkung des Dramas.

Das Gastspiel der Frau Agnes Sorma im Berliner Theater machte uns mit einem neuen Trauerspiele Adolf Wilbrandts, „Timandra“, das am Sonnabend, den 21. März, zum erstenmal auf der Szene erschien, bekannt. Den Mittelpunkt des Stückes bildet der Prozeß und die Verurteilung des Sokrates. Aber er ist mehr der leidende als der handelnde Held des Dramas. Eine Frau spielt darin die entscheidende Rolle. Timandra hat ihren Gatten und ihre Kinder auf der Insel Chios verlassen und ist nach Athen, der Stadt der Denker und Dichter, geeilt, um ein freies Leben zu führen, inmitten aller Kunst und Weisheit. Die vaterländischen Sitten, welche die Frau auf den engen Kreis des Hauses beschränken, gelten ihr als ein unwürdiger Zwang, als eine Sklaverei, die sie brechen will. Sich auszuleben, erscheint ihr als ein unveräußerliches Recht der Frau. Eine heftige Leidenschaft hat sie zu Platon, dem Bruder ihres Gatten und dem Lieblingsschüler des Sokrates, erfaßt, und sie hofft, bei dem Philosophen, der die alten Vorurteile bekämpft, Zustimmung und Unterstützung zu finden. Um so grausamer wird sie enttäuscht, als Sokrates seinem Schüler das Verwerfliche seiner Liebe zu Timandra vorhält und ihn auffordert, das Verhältnis mit ihr aufzulösen.

Platons Liebe zu der Frau, die ihm in Männerkleidern zu einem Trinkgelage in das Haus eines Gastfreundes gefolgt war, ist nicht stark genug, den Mahnungen und Warnungen des verehrten Lehrers Trotz zu bieten. Leichten Herzens gibt er sie auf. In Zorn und Schmerz über diese Trennung wirft sich Timandra dem Philosophen zu Füßen und bittet ihn, ihr den Geliebten zurückzuführen. Als Sokrates ihre Bitte ablehnt, hat sie nur noch einen Gedanken; sich zu rächen. Dem Dichter Meletos, der längst mit Sokrates verfeindet ist und ihm Böses sinnt, verspricht sie, sich ihm hinzugeben, wenn er die Anklage gegen den Philosophen erheben und seine Verurteilung zum Tode durchsetzen würde. Zu spät, als das Volksgericht das Urteil über Sokrates gesprochen hat, erkennt sie ihr Unrecht; reuevoll eilt sie in den Kerker des Sokrates und setzt, da sie ihn nicht zur Flucht überreden kann, zuerst den Becher mit dem Schierlingstrank an ihre Lippen. Die Figur der Timandra, ihr Wesen und Wollen, ihr Empfinden und Handeln ist so durchaus aus modernen Anschauungen und Ansichten erwachsen, daß sie in die griechische Umgebung nicht passen will. Sokrates' Verurteilung von der Rache einer liebestollen Frau abhängig zu machen, widerspricht nicht nur den geschichtlichen Tatsachen, sondern auch dem natürlichen Gefühl, das den großen Philosophen nicht in solche Privathändel verstrickt sehen will. In der Erfindung wie in der Darstellung Wilbrandts erscheint Sokrates, in dem die Mehrzahl seiner Mitbürger einen gefährlichen Verführer der Jugend, einen Verächter der Götter und einen Feind der Demokratie erblickte, zu flach und zu unbedeutend, um unser tragisches Mitleid zu erwecken. Den Kampf seines Lebens gegen die Vorurteile des Volkes, die Überhebung des Sophistentums und die Pöbelherrschaft auf die Verhinderung eines Liebesverhältnisses zwischen seinem Schüler und einer Frau, die ihrem Mann weggelaufen ist, herabzusetzen, erniedrigt die Gestalt des Weisen und sein Schicksal zur Alltäglichkeit.

Im Vergleich zu diesen fünf hervorragenden Dichtungen, deren literarischer Wert der Spielzeit der Berliner Theater vom September 1902 bis zum April 1903 den besonderen Stempel aufgedrückt hat, konnten die Lustspiele, Schwänke und Possen, die Schilderungen aus dem Nachtleben der großen Städte wie aus der Welt des Dorfes, so zahlreich sie auftraten, sich nur in zweiter Linie behaupten. Auch hinsichtlich der Zahl der Aufführungen. Mit seiner hundertsten Vorstellung hat Maeterlincks Drama „Monna Vanna" alle anderen theatralischen Darbietungen überholt. Als die beiden erfolgreichsten Komödien erwiesen sich das Lustspiel in drei Akten „Im bunten Rock" von Franz von Schönthan und Freiherrn von Schlicht, das am Freitag, den 3. Oktober 1902, im Schauspielhause zum ersten Male in Szene ging, und das Lustspiel in vier Akten „Der blinde Passagier" von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg, das seit dem 25. Dezember 1902 der Magnet des Lessing-Theaters ist. Die Komödie „Im bunten Rock" ist eine militärische, in der sich eine schneidige junge und reiche amerikanische Witwe und ein schneidiger deutscher Offizier nach den üblichen Irrungen und Wirrungen der Verliebten zusammenfinden; das Lustspiel „Der blinde Passagier" schildert die drolligen und anmutigen Verwicklungen, die Gott Amor, der blinde Passagier, und der noch allmächtigere Zufall an Bord der „Viktoria Luise" während einer Fahrt nach dem Nordkap anrichten. In gleicher Weise trugen die Wahl der glücklichen Stoffe, die gute Laune und das theoretische Geschick der Verfasser zu dem Erfolg der beiden harmlosen Scherzspiele bei.

Kein so günstiges Los haben Ludwig Fulda mit seinem Lustspiel in drei Akten „Kaltwasser", das am Sonnabend, den 4. Oktober 1902 im Lessing-Theater aufgeführt wurde, und Adolph L'Arronge mit seinem Volksstück in vier Akten „Sanatorium Siebenberg", das am Sonnabend, den 4. Februar, im Berliner Theater in Szene ging, gezogen: nach wenigen Vorstellungen verschwanden beide Stücke wieder vom Repertoire. Fulda wie L'Arronge hatten denselben Stoff gewählt, den Gegensatz zwischen der

mit allen Mitteln der Reklame betriebenen Kurpfuscherei und der Arbeit und Kunst des gebildeten, redlichen Arztes. L'Arronge mit starker Betonung der Tendenz, Fulda mit breiterer Schilderung des Treibens in einem Sanatorium. Bei L'Arronge bildeten der Doktor Hübner und der Kurpfuscher Siebenberg, ihre Feindschaft, ihr Streit und die Liebe ihrer Kinder hinter dem Rücken der Väter das Gewebe der Handlung. Bei Fulda stand ein ewig aufgeregter und ewig verliebter Kapellmeister, der in dem Sanatorium nach und nebeneinander eine Geliebte, eine ehemalige Schülerin, eine französische Gesellschafterin und seine Frau findet, in dem Mittelpunkt der Fabel. Beiden gemeinsam war die Erfindung, daß der Kurpfuscher bei dem geringgeschätzten wissenschaftlichen Arzt in einem lebensgefährlichen Falle Hilfe suchen muß. Ludwig Fuldas Komödie hat einen lustigen ersten Akt, der gefällig einsetzt, aber die Fortsetzung hält nicht, was der Anfang versprochen. Die Don Juan-Streiche des Kapellmeisters Pilgram entbehren zu sehr der Originalität und schaden einander durch ihre Häufigkeit; der witzige Einfall, daß er am Ende mit seiner Frau, die er seit Jahren verlassen hat, heimlich aus dem Sanatorium flüchtet, um seinen drei anderen Liebhaberinnen zu entgehen, wird mehr gewaltsam herbeigeführt als fein entwickelt. Auf die Frage Elvinens, der Frau des Arztes, die auch zu den von Pilgram Betörten gezählt hat: „Was ist Liebe? was ist die Ehe?" antwortet der Mann: „Die Liebe, wie ihr Frauen sie versteht, ist überhaupt nichts anderes als eine akute Nervenkrankheit und die Ehe eine milde Kaltwasserkur." Wenn der Dichter in diesem Satze sein Thema zusammenfassen wollte, hätte er seine Fabel wie seine Figuren vertiefen müssen, zu der herben Wahrheit will der dürftige Schwank, der sich vor uns abspielt, nicht recht passen. L'Arronge hat in seinem Volksstück den Grundgedanken, auf dem es sich aufbaut, mit zu vielen Nebendingen verknüpft — einem Duell, einem Offizier, der seiner Spielschulden wegen den Abschied nehmen und nun einen anderen Lebensberuf suchen muß —, um eine nachhaltigere Wirkung erzielen zu können: die Satire gegen das Sanatorium tritt vor den melodramatischen und sentimentalen Zusätzen zu sehr in den Hintergrund zurück. Auch das Schauspielhaus hatte mit seinen Komödien, der romantischen von Robert Misch „Krieg im Haus" am Sonnabend, den 3. Januar und der antiken von Hermann Katsch „Die Siegesfeier" am Freitag, den 13. März kein Glück. Robert Misch, der im vergangenen Jahre mit dem Lustspiel „Das Ewigweibliche" bei dem Publikum wie bei der Kritik Zustimmung gefunden hatte, wußte diesmal weder das eine noch die andere zu erwärmen. Das Motiv seiner Komödie ist Halms „Wildfeuer" bewußt oder unbewußt entlehnt: ein Mädchen wird in den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges als Knabe erzogen, um sie vor Gefahren zu schützen. Wie sie ihr Herz entdeckt und ihre Weiblichkeit erkennt, wird in dem Stück mehr mit breitem Behagen, als mit romantischer Ironie geschildert. Hermann Katschs Lustspiel „Die Siegesfeier" versetzte die Zuschauer nach dem republikanischen Rom. Unmittelbar nach der Zerstörung Karthagos. Scipio will seinen Sieg durch die Aufführung eines Trauerspiels von Pacuvius feiern. Marcus Pacuvius ist Maler und Dichter zugleich, ohne Glück und Stern. Seine Gläubiger verfolgen ihn und der Schauspieler, der in dem Stück die Heldin darstellt, ist ein unverbesserlicher Trunkenbold. Pacuvius hat eine für die römische Bühne wichtige Erfindung gemacht, die Versenkung, und diese spielt denn auch in der Komödie eine wichtige Rolle. Dem Ganzen fehlt die künstlerische Einheit, auf dem altrömischen Hintergrund bewegt sich die Handlung im modernen Schwankstil und erhebt sich nirgends zu echt komischer oder humoristischer Wirkung. Ganz auf die Satire und die Karikatur richtet sich Otto Ernsts Komödie in fünf Akten „Die Gerechtigkeit", die am Freitag, den 20. Februar zum ersten Male im Schauspielhause zur Aufführung kam. Wie die Komödie „Flachsmann als Erzieher" gegen die Mängel und Auswüchse im Volksschulwesen zu Felde zieht, greift die neue Komödie die schlechten und gefährlichen Seiten des modernen Preßwesens an. „Die Gerechtigkeit" ist, wie uns der Theaterzettel an-

kündigt, ein „Revolverblatt“ in einer großen deutschen Stadt, das mit einer besonderen Gehässigkeit den Komponisten und Musikschriftsteller Felix Franck heimsucht. Der Chefredakteur Memling fühlt sich von ihm beleidigt, weil Franck seiner Frau die Mitwirkung in einem Konzert verweigert hat, und der Musikreferent Struppmann gehört zu jenen bissigen und neidischen Naturen, die jedem aufstrebenden Talente mit Übelwollen begegnen. Eine hämische Notiz, die Struppmann über ein Konzert Francks veröffentlicht, bringt diesen so in Zorn, daß er eine Erwiderung darauf drucken läßt und dadurch seinen Gegnern die willkommene Gelegenheit bietet, den Streit weiter auszuspinnen, in der Absicht, seine Oper, deren Aufführung bevorsteht, zu Fall zu bringen. Eine Weile scheint das Publikum den Verleumdungen und Bosheiten Gehör zu schenken, aber die Schönheit der Oper bringt es rasch wieder auf die Seite des Komponisten. Die Oper hat einen außerordentlichen Erfolg und das Revolverblatt erfährt den Spott und die Verachtung, die es verdient. Dieser dünne Faden, der nicht den leisesten Ansatz einer dramatischen Verknotung zeigt, spinnt sich langsam und ermüdend ab. Weder die Fabel noch die Figuren flößen ein tieferes Interesse ein. Die Fabel entbehrt der Spannung, und den Figuren fehlt es an plastischer Gestaltung. Der ewig durstige Knebel, der nach dem Genuß einiger Gläser Kognak zum „genialischen“ Schriftsteller wird, hat einen Anflug von Individualität, die anderen sind flach und farblos. Die Übertreibungen würde ich von dem Satiriker gern hinnehmen, wenn sie witziger oder schneidiger wären. Aber die Komödie hat nicht entfernt den leidenschaftlichen Zug und den Aufsturm des empörten Gefühls, wie Sudermanns Aufsätze über die Verrohung der Theaterkritik. Wenn die „Revolverblätter“ alle so leicht der Käuflichkeit und Unehrenhaftigkeit überführt werden könnten, wie „Die Gerechtigkeit“, wenn der Neid und der Geifer gegen das künstlerische Talent nie von einem gefährlicheren Manne verspritzt würde als von diesem plumpen Struppmann, der eine „vernichtende“ Kritik der Franckschen Oper, noch ehe sie aufgeführt worden ist, veröffentlicht — wie unschädlich wären sie dann!

Eine neue Erscheinung auf unserer Bühne war der russische Schriftsteller Maxim Gorki. Seine novellistischen Schilderungen aus dem russischen Volksleben haben bei uns in kurzer Zeit einen großen Leserkreis gewonnen. Zweifellos wegen der Kraft und Anschaulichkeit, mit der sie dargestellt, wegen der Tiefe und Schärfe der Beobachtung, mit der sie erfaßt sind, aber ebenso wegen der Fremdartigkeit ihres Stoffes. Dasselbe gilt von den dramatischen Szenen Gorkis, — Schauspiele möchte ich sie nicht nennen, da sie einer eigentlichen Handlung und einer Entwicklung der Charaktere im dramatischen Sinne des Wortes entbehren. „Die Kleinbürger“, Szenen aus dem Hause Beßsjemenows, kamen im Lessing-Theater am Sonnabend, den 6. September 1902 über einen gewissen Achtungserfolg nicht hinaus. Um so lebhafteren Zuspruch fanden und finden die „Szenen aus der Tiefe“ in vier Akten „Nachtasyl“, die im Kleinen Theater am Freitag, den 23. Januar, zum erstenmal aufgeführt wurden. Die Verdrießlichkeit, Langweile und geistige Öde, die über dem Hause eines wohlhabenden Kleinbürgers in einer russischen Provinzialstadt herzbeklemmend ruht, aus der die beiden Kinder, die Tochter, eine Lehrerin, der Sohn, ein Student, sich sehnen, der unausbleibliche Konflikt zwischen den Alten und den Jungen, hatte trotz der Wahrheit der Schilderung nichts Ergreifendes; die Verkommenheit, das Elend, die Gemeinheit der von der Gesellschaft Ausgestoßenen, die sich in dem „Nachtasyl“, einem dumpfigen Keller mit einigen Pritschen und Betten hinter Verschlägen, zusammenfinden, erschütterten und fesselten um so stärker. Das moderne Gewissen besitzt eine außerordentliche Empfindlichkeit, sowie die soziale Frage berührt wird, und die Darstellung des Elends und der Roheit in naturalistischer Deutlichkeit übt gerade auf die gebildete Gesellschaft eine Art Hypnose aus. Man hat Gorkis „Nachtasyl“ gegenüber die Empfindung, daß diese Dinge, Vorgänge und Menschen aus dem Vollen und Echten geschöpft sind, daß sie die Wirklichkeit widerspiegeln und ein Hauch, eine Erinnerung des Selbsterlebten sie um-

wittert. Ein verlotterter Baron, der jetzt einem Hökerweib die Körbe auf den Markt tragen muß; ein dem Trunke verfallener Schauspieler, der sein Gedächtnis verloren hat; ein ehemaliger Zuchthäusler, der die großen Worte liebt und gern über Welt und Menschen pessimistisch philosophiert; ein Schlosser, dessen schwindsüchtige, verprügelte Frau im Sterben liegt; ein schmucker, gewandter Bursche, der den Weibern die Köpfe verdreht und vom Diebstahl lebt, haben bei einem Ehepaar Kostylew — der Mann ist ein Wucherer, die Frau ein üppiges, leichtfertiges Weib — das Nachtasyl gefunden. Ein Pilger erscheint plötzlich unter ihnen, man weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er entschwindet, dessen immer bereite werktätige Liebe und trostreiche Rede wie ein Sonnenstrahl in der Dämmerung des Kellers und in der Verrohung der Gemüter aufleuchtet. Ein Drama der Leidenschaft spielt sich in kurzen Szenen ab. Kostylews Frau, die ein ehebrecherisches Verhältnis mit Pepel, dem Taschendieb, hat, möchte ihn zum Morde ihres Gatten verleiten, um frei zu werden und den Geliebten, der ihrer satt geworden ist, zu verderben. Pepel hat ein Auge auf ihre Schwester geworfen und denkt mit ihr die Stadt zu verlassen. In wütender Eifersucht schlägt Wassilissa die hilflose Schwester auf das unbarmherzigste, und in der Prügelei, die darüber entsteht, tötet Pepel mit einem Faustschlage den alten Kostylew. Kurz vorher ist die Frau des Schlossers gestorben; bald nachher erhängt sich der Schauspieler. Nach einer genaueren Begründung der Vorgänge, nach einer künstlerischen Abrundung darf man nicht fragen. Maxim Gorki ist ein dramatischer Impressionist. Auf die Geschlossenheit und Vollendung des Bildes kommt es ihm nicht an; er will durch die einzelne Szene, die einzelne Figur wirken; sein Können wie sein Wollen bleiben in der Skizze stecken. Seine Schilderung des menschlichen Elends, der menschlichen Verkommenheit besitzt keinen Zug verbrecherischer Größe oder dämonischer Leidenschaft — alles darin ist alltäglich, jämmerlich und erbärmlich, diese Menschen wie ihre Schicksale sind schon unzählige Male dagewesen und werden sich noch unzählige Male erneuern, sie erschüttern uns nicht tragisch, sondern legen sich wie ein Alpdruck auf unser Gemüt und unsere Phantasie.

Neben Maxim Gorki hat von ausländischen Schriftstellern in dieser Spielzeit der Franzose Alfred Capus den größten Erfolg gehabt. Selbstverständlich keinen so lauten und rauschenden wie der Russe. Denn seine feine und anmutige Kunst richtet sich an die Wenigen. Seine beiden Komödien „Die beiden Schulen", aufgeführt am Dienstag, den 23. Dezember 1902, im Residenztheater und „Die Schloßherrin", aufgeführt am 1. April 1903 im Königlichen Schauspielhause, haben etwas von dem Geist und der sentimentalen Stimmung der Feuilletschen Komödien, überraschen und fesseln die Zuschauer sowohl durch die Verwicklung der Fabel wie durch die Charakteristik der Figuren und beweisen ihre These ebenso scharfsinnig und folgerichtig, wenn auch nicht so herbe, wie Dumas die Seinigen. Das erste Stück sucht die Frage, wie die Frau die Untreue des Mannes ertragen soll, im Sinne der Nachsicht und Versöhnlichkeit zu lösen; in dem zweiten handelt es sich um die Liebe eines reichen Industriellen zu einer unglücklichen Frau aus der vornehmen Gesellschaft, deren einziges Besitztum ein malerisches, halb verfallenes Schloß an der Loire ist. Ihr Mann, mit dem sie in Scheidung liegt, hat ihr Vermögen durchgebracht und sie schmählich betrogen. Sie ist gezwungen, das Schloß zu verkaufen, und erfährt zu ihrem Schrecken, daß es mit Hypotheken überlastet ist. Zur rechten Zeit stellt sich der rechte Mann ein: André Jossan ist nicht nur bereit, das Schloß weit über den Wert zu bezahlen, um der geliebten Frau einen Dienst zu erweisen, sondern bringt auch ihren Mann, der anfänglich die Scheidung verweigert, durch eine Abfindungssumme dazu, in die Trennung einzuwilligen. Die Flachheit und das Altmodische der Fabel wird durch den prickelnden, dramatisch lebendigen Dialog und die sympathische Figur des Helden gefällig verhüllt.

Björnson erschien mit zwei Stücken auf der Bühne: mit einem älteren politischen Schauspiel in drei Akten „Paul Lange und Tora Parsberg"

im Berliner Theater am Montag, den 8. Dezember 1902, und mit seiner jüngsten Schöpfung, dem Drama „Auf Storhove", im Deutschen Theater am Donnerstag, den 2. April 1903; beide Male blieb die tiefere Wirkung aus, denn die Frauengestalten, die in beiden Dichtungen die Bewegerinnen der Handlung sind, befremden in ihrer Absonderlichkeit und ihrer mehr erkünstelten als natürlichen Eigenart das Gefühl des Zuschauers; die verbrecherische Maria, in dem Drama „Auf Storhove", die zugleich eine liebreizende, betörende Zauberin ist, die der Familie, in die sie hineingeheiratet hat, zum Verderben wird, indem sie die Brüder entzweit, das Geheimnis der Fabrik verrät und zweimal Feuer anlegt, wächst sogar über Menschliches und Wahrscheinliches hinaus. In beiden Schauspielen wird der große einheitliche Zug vermißt, der die beiden Teile des Dramas „Über unsere Kraft" beseelt.

Das Repertoire der großen Theater hat in dieser Spielzeit keine entscheidende Wandlung erfahren. Wie viel Neuigkeiten das Schauspielhaus auch aufführte, nach wie vor bildeten die klassischen Dramen den Kern seines Spielplans. Von Shakespeares Königsdramen erschienen in neuer Einrichtung die beiden Teile von Heinrich IV. und Heinrich V., zu den Hebbelschen Schauspielen, die auf dieser Bühne heimisch sind, wurde am Sonnabend, den 17. Januar das Trauerspiel „Gyges und sein Ring" gefügt. Ein Ereignis für die königlichen Bühnen war der Rücktritt des Grafen von Hochberg, der seit dem Oktober 1886 das Amt eines Generalintendanten verwaltet hat. Mit größerer Neigung, Empfindung und Kenntnis für die Oper als für das Schauspiel. An seine Stelle ist, zunächst provisorisch, der bisherige Intendant des Wiesbadener Theaters, Georg von Hülsen, getreten: ein Theaterkind, möchte man sagen, er ist der jüngere Sohn Bothos von Hülsen, der fünfunddreißig Jahre die Berliner königlichen Theater mit Energie, Verständnis und Erfolg geleitet hat. Die Festspiele, die Georg von Hülsen seit einer Reihe von Jahren während des Maimonats in Wiesbaden veranstaltet, Opern wie Dramen, haben ihm den Ruf eines glücklichen und geschickten, von künstlerischen Ideen erfüllten Bühnenleiters eingetragen. Hier in Berlin findet seine Befähigung ein ungleich größeres, aber auch schwierigeres Feld zu ihrer Entfaltung. Liegt auch die Hauptaufgabe einer Hofbühne in der Pflege, Erhaltung und Ausbildung des klassischen Repertoires, so kann sie doch, wenn sie ihr Publikum nicht immer mehr einschränken will, auf die neue Kunst nicht völlig verzichten. Trifft das Feingefühl des neuen Intendanten in dieser Hinsicht das Richtige, so wird sich die so wünschenswerte Belebung des Repertoires des Schauspielhauses und damit auch die Erhöhung seines Einflusses auf den Geschmack der Hauptstadt vollziehen. Wie bisher ist das Deutsche Theater auch diesmal die Burg der Modernen geblieben. Maeterlinck, Hauptmann, Sudermann mit seinem Drama „Es lebe das Leben", dessen starke theatralische Zugkraft noch nicht erschöpft scheint, standen in vorderster Reihe, Schnitzler, Björnson, Max Bernstein mit einem bürgerlichen Schauspiel auf Münchener Hintergrunde „D' Mali" folgten in zweiter. Fast ganz verschwunden ist von dieser Bühne das klassische Drama, das hier, als L'Arronge an der Spitze des Theaters stand, dem Schauspielhause eine so gefährliche Konkurrenz bereitete. Mit dem Rücktritt des Direktors Otto Brahm von der Leitung des Deutschen Theaters am 1. September dieses Jahres und der Übernahme desselben durch Paul Lindau schließt eine bedeutsame Epoche in der Geschichte der modernen deutschen Schauspieldichtung ab. Es ist das unbestrittene Verdienst Otto Brahms, der neuen Richtung Licht und Luft verschafft und ihre Entwicklung entscheidend gefördert zu haben. Man braucht seine Kunstanschauungen nicht zu teilen und kann doch unbefangen den Mut rühmen, mit dem er sein Theater der modernen Kunst öffnete, und die Energie anerkennen, die sich trotz mancher Niederlage nicht von dem betretenen Wege abbringen ließ. Der reformatorische Zug, der sie beseelte, wird der Theaterleitung Otto Brahms nicht vergessen werden. Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Der Besuch, den der deutsche Kaiser dem König Christian VII. in Kopenhagen abgestattet, bezeichnet einen bedeutsamen Markstein für die Beziehungen Dänemarks zu Deutschland. So mannigfach sind die Interessen der beiden Nationen miteinander verknüpft, daß es mit voller Genugtuung begrüßt werden muß, wenn nicht bloß die Fürstenhäuser sich durch Bande wechselseitiger Sympathie inniger vereint fühlen, sondern auch die beiden Völker die trennenden Momente hinter den gemeinsamen Bestrebungen, die auf ihre Wohlfahrt abzielen, zurückstehen lassen. Der herzliche Empfang, der dem Kaiser Wilhelm II. wie von seiten des dänischen Königshauses auch durch die Bevölkerung Kopenhagens bereitet worden ist, konnte nicht verfehlen, in Deutschland den günstigsten Eindruck zu machen. Daß die Königin von England und die Kaiserin-Witwe von Rußland, Töchter des dänischen Königspaares, während des Besuches des deutschen Kaisers ebenfalls in Kopenhagen verweilten, durfte gleichsam als ein Symbol der friedlichen Weltlage angesehen werden, wie denn überhaupt durch die Fürstenbesuche in diesen Wochen auch auf die allgemeine Politik charakteristische Streiflichter fallen.

Die bevorstehende Reise des deutschen Kaisers nach Italien, insbesondere nach Rom, wird diesseits wie jenseits der Alpen keineswegs nur als ein Höflichkeitsakt, als die Erwiderung des vom König Viktor Emanuel III. am Berliner Hofe abgestatteten Besuches angesehen. Vielmehr gelangt darin auch das innige Gefühl der Solidarität der beiden Nationen zum Ausdrucke, deren geschichtliche Entwicklung mannigfache Berührungspunkte aufweist. In gleichem Sinne darf auch die Reise des Königs von England aufgefaßt werden. König Eduard VII. hat sich bei seiner südlichen Fahrt zunächst nach Lissabon begeben. Auf die Interessengemeinschaft Großbritanniens und Portugals ist in den zwischen den beiden Monarchen am 7. April beim Abschiede ausgebrachten Trinksprüchen hingewiesen worden. „Mein Land, wie das Ihrige, das ist meine sichere Empfindung," sagte der König von England, „hegt nur den einen Wunsch, nämlich die Ehre unserer Fahne aufrechtzuhalten und die Kolonien, die wir besitzen, zu bewahren, ohne die Besitzungen anderer zu schmälern." Diese Erklärung ist um so wichtiger, als sie das in jüngster Zeit wieder aufgetauchte Gerücht beseitigt, Portugal beabsichtige, seines Kolonialbesitzes in Afrika sich zu Gunsten Großbritanniens zu entäußern. Auch insofern ist diese Rede bezeichnend, weil durch sie von neuem erhärtet wird, daß, wie Frankreich in Spanien gleichsam seine Interessensphäre erblickt, England mit Portugal sich innig verbunden weiß.

Zugleich mit Italien ein gutes Verhältnis aufrechtzuerhalten, entspricht durchaus der englischen Politik. Diese Bemühungen beziehen sich insbesondere auf das Mittelländische Meer, und daran wird im wesentlichen auch nichts durch das zwischen Italien und Frankreich über gewisse Fragen erzielte Einvernehmen geändert

werden. Insbesondere steht die Lösung der tripolitanischen Angelegenheit, an der Italien vor allem interessiert ist, noch so sehr in weitem Felde, daß die italienische Regierung begründeten Anlaß hat, andere bedeutsame Fragen, die sich, wie die marokkanische, auf das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere beziehen, nicht aus den Augen zu verlieren. Das gute Verhältnis zu Großbritannien ist daher für Italien eine Lebensfrage und wird durch den Besuch bestätigt werden, den König Eduard VII. in Rom abstattet, um hierauf in Paris mit dem Präsidenten der französischen Republik zusammenzutreffen.

In Marokko sind neue Verwicklungen dadurch entstanden, daß im Gebiete der Riffkabylen unweit der spanischen Besitzung Melilla die Truppen des Sultans von Aufständischen erfolgreich angegriffen worden sind. Der Zusammenhang zwischen diesen Vorgängen und dem Vorgehen des Thronprätendenten ist noch nicht klargestellt; immerhin wird die Lage des Sultans dadurch erschwert, daß das Riff von Fez, dem legalen Sitze der marokkanischen Regierung, durch natürliche Hindernisse getrennt ist. Sollte andererseits der Sultan die Absicht hegen, bei Melilla Truppen zu landen, so könnte immerhin Spanien in eine Aktion hineingezogen werden, die bisher mit Recht nur als eine innere marokkanische Angelegenheit angesehen werden durfte. Das Kabinett Silvela wird sicherlich bemüht sein, einer solchen Eventualität nach Kräften vorzubeugen.

Herr Loubet, der seine Aufgaben als Haupt der französischen Republik in vollem Maße zu würdigen weiß, wird auch bei seiner Reise nach Algerien und Tunesien sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß das moderne Staatsleben neue Anforderungen an die Regierungskunst stellt und gerade auf dem Gebiete der Kolonialpolitik ein Zusammenwirken aller Kulturvölker den Fortschritten der Zivilisation am besten dient. In Ostasien hat sich dies bereits in unwiderlegbarer Weise gezeigt. Auch in Afrika müssen die dort zum Wettbewerb aufgerufenen Nationen bei aller Wahrung ihrer besonderen Interessen der Solidarität der Kulturvölker Rechnung tragen. Hervorgehoben zu werden verdient, daß gerade in Algerien und in Tunesien die dort sehr zahlreichen Italiener in hervorragender Weise den Ackerbau und die Industrie fördern. So bewährt sich auch in solchem Sinne das Prinzip der „offenen Tür“, das auf dem Gebiete der Kolonialpolitik vor allem vorbildlich bleiben muß.

Das von den Regierungen Rußlands und Österreich-Ungarns entworfene, vom Sultan im ganzen Umfange angenommene Reformprogramm für Mazedonien erweist dadurch seinen maßvollen Charakter, daß es den mazedonischen Komitees, in denen bulgarische Großmannssucht sich in bedenklicher Weise geltend macht, als durchaus ungenügend, den türkischen Albanesen dagegen als viel zu weitgehend erscheint. So erklären sich die unablässigen Bemühungen aller die Unabhängigkeit Mazedoniens anstrebenden tumultuarischen Elemente auf der Balkanhalbinsel, während der mörderische Anfall, den die Albanesen gegen den russischen Konsul in Mitrowitza, Schtscherbina, unternommen haben, deutlich zeigt, daß die ottomanische Pforte zugleich mit der entgegengesetzten Strömung rechnen muß. Leider ist der russische Konsul, ein Opfer seiner Pflichttreue, den Folgen der Verwundung erlegen. Die in jeder Hinsicht friedliche Natur der russischen Orientpolitik wird auch dadurch erhärtet, daß die Verwundung des russischen Konsuls in Mitrowitza durch eine Arnautenkugel in den maßgebenden Kreisen Rußlands nicht als casus belli angesehen worden ist. Die Türkei wird ihrerseits nicht unterlassen, ausreichende Genugtuung zu gewähren, so daß das Reformwerk in Mazedonien seinen ungestörten Fortgang nehmen kann. An die Putschversuche, sowie die blutigen Zusammenstöße in Mazedonien, die für diesen Frühling besonders zuversichtlich angekündigt wurden, ist Europa von früher her gewöhnt. Das Zusammengehen Rußlands und Österreich-Ungarns bietet jedoch eine Friedensbürgschaft, die in dem völlig übereinstimmenden Verhalten Deutschlands eine weitere Stütze findet. So erklärte der Reichskanzler bei einer Unterredung, die er in Sorrent einem französischen Journalisten gewährte:

„Die Lage in Europa ist vortrefflich. Unzweifelhaft besteht die Balkanfrage. Diese ist nicht gerade ein Sturm in einem Glase Wasser — denn in Wahrheit ist dieses Glas zu groß — aber die Kanzleien sind einig, diese gefährliche Zone zu begrenzen und die Ausbreitung des Übels zu verhindern. Das Einvernehmen über diesen Punkt ist vollkommen. Wir hegen die feste Hoffnung, daß diese Ruhestörungen den europäischen Frieden nicht gefährden, und wir hegen auch den entsprechenden festen Willen."

Das vor einiger Zeit im russischen „Regierungsboten" veröffentlichte Communiqué ließ für Bulgarien an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der Zar ist eben fest entschlossen, das ihm an erster Stelle zu verdankende Reformwerk in Mazedonien nicht durch kriegerische Anwandlungen der kleinen Balkanstaaten stören zu lassen. Das friedliche Verhalten Griechenlands, Rumäniens und Montenegros steht außer Zweifel, und das offizielle Bulgarien hat durch den Ausgang der jüngsten Ministerkrisis, aus der der Russenfreund Danew als Sieger hervorging, während der frühere Kriegsminister Paprikow in der Versenkung blieb, zur Evidenz bewiesen, daß die von russischer Seite erteilte Lektion in Sofia verstanden worden ist. Immerhin gilt es, in Mazedonien selbst Frieden zu halten.

Von diesem Gesichtspunkte aus erhält der Warnungsruf, den die „Nowoje Wremja" unlängst vernehmen ließ, seine Bedeutung. Im Hinblick auf die russischen Preßverhältnisse spiegelt sich in dieser Kundgebung wohl die Auffassung gewisser immerhin beachtenswerter Kreise wider. Das russische Blatt erblickte die Gründe für die Fortdauer der Ruhestörungen in Mazedonien auch nach der Durchführung der Reformen zunächst darin, daß die Führer der Bewegung und einzelne bulgarische Staatsmänner immer noch hoffen, Rußland werde, sobald slavisches Blut auf der Balkanhalbinsel fließe, unverzüglich wieder zu den Waffen greifen, um seinen Stammesgenossen die Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Auffassung gegenüber wird nun als Rußlands Grundprinzip die Wahrung des allgemeinen Friedens bezeichnet, und dieses Prinzip soll auch in Bezug auf die Balkanhalbinsel nicht aufgegeben werden. Rußland hat deshalb zur Entscheidung der akuten mazedonischen Frage den friedlichen Weg gewählt und wird, wie nachdrücklich betont wird, von diesem nicht abweichen. Besonderes Interesse erregen mußte, daß in der „Nowoje Wremja", abgesehen von den inneren Ursachen für die Fortdauer der Unruhe in Mazedonien, auf die im Auslande bestehenden Ursachen, insbesondere auf das Verhalten eines Teils der Presse, namentlich in England und Frankreich, hingewiesen wurde.

Im Hinblick auf das Bündnis mit der befreundeten französischen Republik konnte es auffallend erscheinen, daß nicht bloß auf einzelne Blätter, wie den Pariser „Temps", exemplifiziert, sondern der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, unmittelbar aufs Korn genommen und der „seltsame Versuch Frankreichs, als Beschützer der Balkanstaaten aufzutreten", abgewiesen wurde.

Nur darf auf der Grundlage zuverlässiger Informationen versichert werden, daß der Zweibund selbst durch die russischen Ausführungen keineswegs in Frage gestellt werden soll. Vorauszusehen aber war, daß von französischer Seite auf die russischen Anschuldigungen eine Antwort erteilt werden würde. Das „Journal des Débats" hat sich dieser Aufgabe in einem Artikel: „La France, la Russie et les affaires d'Orient" unterzogen. Zugestanden werden mußte, daß der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, sich im Parlament gegen den Vorwurf der Untätigkeit schützen wollte, wenn er im „Gelbbuche" die diplomatischen Schritte aufführte, die Frankreich getan hatte, um auf Reformen in Mazedonien hinzuwirken. Sicherlich wäre es Herrn Delcassé übel vermerkt worden, wenn Frankreich eben nur in der Gefolgschaft Rußlands und Österreich-Ungarns erschienen wäre. Zugleich wird im „Journal des Débats" nicht in Abrede gestellt, daß in einem Teile der französischen Presse den friedlichen Absichten Rußlands entgegengearbeitet worden sei. Da die „Nowoje Wremja" den Pariser „Temps" offen genannt hat, darf festgestellt werden, daß einer der Hauptführer bei dem vor einiger Zeit in Paris

veranstalteten Protestmeeting Herr de Pressensé, Auslandsredakteur des „Temps“, ist. Da dieser Publizist zugleich ein hervorragendes Mitglied der sozialistischen Partei in der Deputiertenkammer ist, wird man die auswärtige Politik des Herrn Delcassé in der Tat nicht ohne weiteres für alle Kundgebungen des „Temps“ in der mazedonischen Frage verantwortlich machen können. Nicht ausgeschlossen erscheint, daß gewisse persönliche Empfindlichkeiten gegen Herrn Delcassé in den Artikeln der „Nowoje Wremja“ zum Ausdrucke gelangten. In Deutschland ist die friedliche Gesinnung des gegenwärtigen französischen Ministers des Auswärtigen stets anerkannt worden. Die hauptsächliche Bedeutung der russischen Darlegung muß deshalb darin erblickt werden, daß nunmehr in unwiderlegbarer Weise der feste Wille des Zaren offenbart worden ist, einer Friedensstörung auf der Balkanhalbinsel, gleichviel von welcher Seite sie ausgehen möge, in keiner Weise Vorschub zu leisten.

Durchaus befriedigend waren auch die Erklärungen, die der englische Premierminister Balfour in der Sitzung des Unterhauses vom 7. April auf eine von dem konservativen Abgeordneten Gibson Bowles gestellte Anfrage erteilte, die dahin lautete: welche Mitteilungen zwischen dem englischen Kabinett und auswärtigen Regierungen in Bezug auf die deutsch-anatolische oder Bagdad-Eisenbahn und ihre Verlängerung bis nach Koweit am persischen Meerbusen gewechselt worden seien? In anerkennenswert korrekter Weise hob Balfour zunächst hervor, daß diese Eisenbahn keineswegs ein ausschließlich deutsches Unternehmen sei. Staatssekretär Lansdowne habe denn auch in zwei Unterredungen, von denen er die eine mit dem deutschen, die andere mit dem französischen Botschafter pflog, ausgeführt, man sollte dem Unternehmen nicht unfreundlich gegenüberstehen, vorausgesetzt, daß englischem Kapital und englischen Interessen mindestens die gleichen Rechte eingeräumt würden wie denen einer anderen Macht.

Mit englischen Kapitalisten hat dann ein Austausch von Mitteilungen stattgefunden, der auch jetzt noch fortgesetzt wird. Aus dieser Erklärung ergab sich bereits deutlich, daß die Bagdadbahn in der Tat nicht ein ausschließlich deutsch-französisches Unternehmen sein soll. Vielmehr würde wie den englischen auch den russischen Kapitalisten freigestellt bleiben, sich an diesem Unternehmen zu beteiligen. Balfour führte nun weiter aus, daß die englische Regierung schließlich sich darüber zu entscheiden haben werde, ob es nicht wünschenswert sei, daß, wenn diese Bahn zustande komme, durch welche die Operationsbasen des Mittelländischen Meeres mit dem Persischen Golf verbunden werden, englisches Kapital und englische Interessen dabei in ebenso hohem Maße vertreten sein sollen wie Kapital und Interessen irgend einer anderen Macht. Für die Auffassung der englischen Regierung kommt auch die Frage in Betracht, ob es erwünscht sei, daß der zukünftige kürzeste Weg nach Indien sich gänzlich in den Händen deutscher und französischer Kapitalisten befinde, und ob es ferner erwünscht sei, daß die Erschließung des Handels im Persischen Golf im Gebiete eines Scheiks erfolge, der unter besonderem englischem Schutze stehe, oder in einem Teile des Persischen Golfes, in dem Großbritannien keine derartigen Vorzugsrechte besitzt. Es entspricht der praktischen, weitausschauenden Politik des Ministeriums Balfour, daß der Premierminister der Überzeugung Ausdruck lieh, die englische Politik hinsichtlich jener minder zivilisierten Weltteile gehe dahin, nicht allein zu handeln, sondern auch eine oder mehrere andere Nationen dort tätig zu sehen. Im Hinblick auf die Bagdadbahn erachtet die englische Regierung es deshalb für besser, daß drei Mächte beteiligt sind, als daß nur eine oder zwei in Betracht kämen. Diese ebenso maßvollen wie besonnenen Ausführungen Balfours, der ausdrücklich auf das Zusammenwirken Großbritanniens, Deutschlands und Frankreichs exemplifizierte, sind in hohem Grade bemerkenswert. Da es auch den russischen Kapitalisten freistehen würde, sich an dem Unternehmen zu beteiligen, kann durch die im Unterhause gemachten Mitteilungen des englischen Premierministers nur eine erfreuliche Klärung der Lage herbeigeführt werden.

Der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Roosevelt, hat bei seiner jüngsten Rundreise nach dem Westen auch über die Monroe-Doktrin sich wieder vernehmen lassen. Gegenüber den allzu weitgehenden Auslegungen dieser Doktrin hält Präsident Roosevelt daran fest, daß die europäischen Mächte wohl berechtigt sind, legitime Ansprüche gegenüber den südamerikanischen Staaten auch unter Anwendung kriegerischer Machtmittel durchzusetzen, insofern sie sich nur der dauernden Besitzergreifung amerikanischen Gebietes enthalten. Der Präsident der Union erkannte rückhaltlos die Korrektheit an, mit der Deutschland gegen Venezuela vorgegangen ist. Vorher bereits hatte Präsident Roosevelt Veranlassung genommen, das chauvinistische Verhalten des Admirals Dewey zu rektifizieren, der recht unbesonnene Äußerungen bei Gelegenheit einer Parallele zwischen der Marine der Vereinigten Staaten und den anderen Flotten getan hatte. Diese prahlerische Kundgebung war auch im amerikanischen Interesse um so bedenklicher, als die Bestrebungen Roosevelts gerade darauf gerichtet sind, die Marine zu reorganisieren. Er betonte daher in seinen jüngsten Reden die Notwendigkeit, die Republik mit einer Flotte ersten Ranges auszustatten, weil nur auf diese Weise im Ernstfalle der Monroe-Doktrin Anerkennung verschafft werden könne. Admiral Dewey hat also durch seine Ruhmredigkeit nicht bloß sich eine Taktlosigkeit gegenüber dem Auslande zu schulden kommen lassen, sondern sich auch in Gegensatz zu den Anschauungen und Absichten des Präsidenten Roosevelt gebracht.

Die Ausstandsbewegungen in den Niederlanden und in Italien waren von vornherein aussichtslos für die Veranstalter. Der in den Niederlanden geplante Generalstreik sollte die Annahme der Strafgesetznovelle verhindern, die von der Regierung eingebracht worden ist, um einem neuen Streik der Eisenbahnarbeiter vorzubeugen. Inzwischen hat die zweite Kammer am 9. April mit 81 gegen 14 Stimmen die Regierungsvorlage angenommen. Ebenso genehmigte die Kammer die Schaffung einer militärischen Eisenbahnbrigade, die den Verkehrsdienst im Falle eines Ausstandes aufrechterhalten soll.

In Rom gestalteten sich die Verhältnisse minder ernst als in den Niederlanden, wo der gesamte Verkehr zum Stocken gebracht werden sollte. In Italien handelte es sich vielmehr um lokale Differenzen zwischen den Druckereibesitzern und ihren Arbeitern, die eine Beschränkung der Arbeitszeit und Lohnerhöhung forderten. Da die Angestellten der Straßenbahnen und der Omnibus mit den Ausständigen gemeinsame Sache machten, mußte der gesamte Fremdenverkehr, der um die Osterzeit in Rom am lebhaftesten ist, ernsten Schaden erleiden. Viele Fremde zogen denn auch vor, sich nach Neapel zu begeben. Wie in Holland mußte in Rom die bewaffnete Macht aufgeboten werden, und da Bäcker und Schlächter an dem Streik teilnahmen, mußten die Militärbäckereien und die Konservenvorräte des Kriegsdepartements aushelfen. In Frankreich und in Belgien hat sich bei den großen Ausständen der Kohlengrubenarbeiter zu wiederholten Malen gezeigt, daß der Generalstreik als sozialistische Utopie angesehen werden muß. In den Niederlanden und in Rom ist jetzt dieselbe Erfahrung gemacht worden, ohne daß im Interesse der Arbeiter selbst die Hoffnung gehegt werden darf, daß sie in Zukunft auf solche Utopien Verzicht leisten werden.

Literarische Rundschau.

August Weismanns wissenschaftliches Testament.

Vorträge über Deszendenztheorie. Gehalten an der Universität Freiburg im Breisgau von August Weismann. Mit 3 farbigen Tafeln und 131 Textfiguren. Zwei Bände. Jena, Gustav Fischer. 1902.

„Wenn ein arbeitsfreudiges Leben sich seinem Ende zuneigt, so regt sich wohl der Wunsch, die Hauptergebnisse desselben zu einem abgerundeten und in sich harmonischen Bild zusammenzufassen und gewissermaßen als ein Vermächtnis den nach uns Kommenden zu hinterlassen. — Das ist der Hauptgrund, der mich zur Veröffentlichung dieser Vorträge veranlaßte." Ein Werk, das diese Sätze an der Spitze trägt, legt eine besondere Verpflichtung auf. Es verlangt, daß man auf eine Lebensarbeit zurückschaut, in erster Linie historisch und erst in zweiter Linie kritisch. Es gibt heute Leute genug, die dem ganzen Darwinismus schon diese „Heiligsprechung des Historischwerdens" zugestehen möchten, mit dem behaglichen Gefühl dabei, daß damit stillschweigend auch eine gewisse klassische Antiquierung, eine Absetzung von der Tagesordnung vollzogen sei. Das Weismannsche Buch ist eine der hübschesten Widerlegungen dieses frommen Wunsches. Es fixiert, historisch und aktuell, eine Schattierung innerhalb des Darwinismus, die spezifische Weismann-Lehre, die ebensoviel Anrecht auf einen Personennamen hat wie die Gesamtschule auf den des Charles Darwin. Vor kurzem hat der Amsterdamer Botaniker Hugo de Vries in einer noch umfangreicheren Arbeit ein anderes Schattierungsfeld scharf abgegrenzt durch seine sogenannte Mutationstheorie. Beide Bücher halte ich für die beiden bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiet der Entwicklungslehre, die wir in den letzten Jahren erhalten haben. Eine Lehre aber ist, wenigstens nach meiner Auffassung, in der Vollblüte ihrer Leistungsfähigkeit als Geistesquelle, wenn sie Raum hat für so viele, jederseits für sich geistvoll-eigenartige Schattierungen. Wobei es dem Spitzfindigen wirklich ruhig überlassen bleiben mag, ob er bei dem guten Wettstreit dieser Schattierungen von Kämpfen im Darwinismus oder um den Darwinismus reden will. Ich selbst erachte es als eine Pflicht historischer Anständigkeit, der Gesamtbewegung zu einer wissenschaftlichen Deszendenztheorie, wie sie eine ungeheure, fort und fort wachsende Literatur heute vertritt, den Namen „Darwinismus" zu lassen; im übrigen aber wünsche ich dem Kampf der Meinungen innerhalb dieser Theorie Tür und Tor geöffnet, so weit es geht. Wir reden ja auch, und reden ganz gewiß mit Recht von einem kopernikanischen Weltsystem, obwohl Kopernikus noch keine Keplerschen Gesetze und kein Newtonsches Gravitationsgesetz kannte, obwohl wir heute genau wissen, daß auch die Sonne nicht still steht und dadurch die ganze Figur des Systems beständig verschoben wird, und obwohl

Kopernikus noch an eine Drehung des Achsenwinkels der Erde bei jedem Jahresumlauf dachte, die in dieser Form völliger Irrtum war. Wollen wir jeden Zwist um ein engeres Deszendenzgesetz als Entscheidungskampf um Wohl und Wehe des Darwinismus fassen, so wird nur eine Verwechslung in die Laienwelt getragen: als wenn nämlich der Gedanke der Entwicklung im Gebiet der modernsten Biologie selbst wieder bedroht oder gar wieder in den Hintergrund gedrängt sei, — eine Behauptung, der kein ehrlicher Mensch, der die Dinge verfolgt, Verbreitung wünschen kann, da sie den nacktesten Tatsachen widerspricht.

Weismanns eigene Anschauungen haben innerhalb der dreiundvierzig Jahre Darwinismus, die wir heute genau zählen, schon ihre besondere Geschichte. Sie sind zu ihrer Zeit als unvollkommener Keim sichtbar geworden, sind in vielfältigem Hader gewachsen und sind heute, soweit Weismann als Person in Betracht kommt, ausgewachsen. Ganz ausgewachsen im ideellen Sinne sind sie natürlich noch so wenig wie irgend ein menschlicher Gedanke, der in die vorläufig unserem Blick einmal „ewige" Menschheit gesäet worden. Mit Bedauern lesen wir, daß August Weismann durch ein Augenleiden mehr und mehr im praktischen Forschen gehemmt wird, wobei wir jedoch von seinem theoretischen Denken uns noch reiche Frucht versprechen, troß seines „Testaments". Inzwischen stellen wir vor diesem — und ich denke, hier wird Freund wie Feind des Darwinismus und aller seiner Schattierungen mir anstandslos recht geben — fest, daß im ganzen Darwinismus nächst Darwin selbst kein zweiter so sittlich vornehm, so liebenswürdig, ja, ich möchte sagen: so graziös zu hadern verstanden hat wie er. Und das auf einem Gebiete, wo gelegentlich unverkennbar mit Dreschflegeln und verwandten, nicht völlig einwandfreien Instrumenten in Sachen der Weltanschauung operiert wurde.

Neben diesem Charakter ist zur Sache zu sagen, daß Weismann zwar nicht im Sinne eines Kampfschlusses objektiv gesiegt hat, — wer hat denn in diesen vier Jahrzehnten irgendwo „gesiegt", vor Problemen, die mindestens der Beobachtungskontrolle von Jahrtausenden bedürften! Aber er hat seine „Schattierung" klar herausgearbeitet. Zu diesem Buche feiert das seinen Triumph. Es ist ein Werk von solcher stilistischen Klarheit, wie der Darwinismus höchstens noch zwei oder drei besitzt unter seinen allerbesten. Es ist alles so abgeschliffen und ausgeklärt, jedes Beispiel genau blankgewischt und an seinen Fleck gestellt, wie bei Schauobjekten einer am Schnürchen laufenden Schuldemonstration. Sehen muß hier jeder, was gemeint ist, — mag er das Begriffene danach schelten. Der Anfang holt ein bißchen breit aus, mehr, als sollte es eine Geschichte des Darwinismus oder gar der modernen Biologie überhaupt werden, wozu dann doch wieder das Material zu lückenhaft und gelegentlich auch etwas oberflächlich ist. Aber als sein eigener Historiker ist Weismann tadellos. Und schließlich füllt das doch den größten Teil der zwei Bände von beinahe sechzig Bogen Umfang.

Von keiner Linie des Darwinismus wird heute mit mehr Eifer behauptet, daß sie falsch sei, wie von der Zuchtwahl-Theorie. Nun denn: Weismann ist zurzeit der extremste Vertreter gerade dieser Zuchtwahl-Theorie. Das bestimmt eben seine Eigenart. Man muß, um seine Stellung andeutend zu fixieren, auf den alten Gegensatz zurückgehen zwischen Lamarck und Darwin, einen Gegensatz, der überhaupt mit den Jahren wieder immer interessanter geworden ist. Als Darwin sich an den Entwicklungsgedanken wagte, schien es ihm vor allem nötig, ihn aus dem Schutt herauszuarbeiten, in den er mit Lamarck geraten war. Heute haben wir umgekehrt wieder eine feste Schule von Neo-Lamarckisten, die ungefähr etwas Ähnliches von Darwin sagen. Umgekehrt ist aber auch aus dem immer noch vorsichtigen Darwinschen Vorstoß contra Lamarck eine Lehre erwachsen, die dann erst mit Stumpf und Stiel den letzten Lamarcksrest austreiben möchte. Und das ist die Farbe Weismann im Bilde.

Lamarck hatte eines deutlich erfaßt, und das ist übriggeblieben in allen späteren Meinungen. In der Entwicklung der Tier- und Pflanzenarten sind zwei

Faktoren zu beachten. Ein äußerer und ein innerer. Außen wechseln die Bedingungen des Lebens auf Erden. Sie ziehen vorbei wie ein großes Wandelpanorama. Innen, in den Lebewesen selbst, reagiert aber etwas darauf. Sie passen sich diesen Bedingungen an. Wie aber ist nun das wahre Verhältnis von drüben und hier? Wir suchen in der Natur Kausalzusammenhänge. Wo sind sie? Lamarck sagte: Außen wirkt auf innen. Die äußeren Bedingungen treten nach innen auf als Forderungen. Und diese Forderungen finden Gehör bei einer Eigenschaft des Innern. Sie rufen „Übung" hervor. Der Arm, der zum Schlagen gefordert wird, stählt sich, der Hals, der hoch reichen soll, streckt sich. Das Resultat dieser Übung aber wird auf die Nachkommen vererbt. Ihr Arm wächst sogleich muskelstärker, ihr Hals gleich in der nötigen Länge. So fixiert sich die Übung hier bereits als angeborene Anpassung. Und so fort.

Nun Darwin. Das langt nicht. Durch Übung wird kein Laubfrosch grün, kein Blattschmetterling seinem Blatte ähnlich. Und doch haben wir auch solcher Anpassungen die Fülle. Es muß noch ein besonderes Wechselverhältnis geben zwischen dem Außen und irgend einer anderen Eigenschaft des Innen, die auch hier entgegenkommt. Und Darwin fand es in der Zuchtwahl, der Selektion. Neben der Übung gehört zu den entgegenkommenden Möglichkeiten die Variation. Ein beständiges Spiel waltet da von allerhand Hervorbringungen, die unabhängig von der Übung herausgeworfen werden. Diese Variation macht z. B. einen Frosch, der sonst braun war, auch einmal grün. Und jetzt darauf reagiert das Äußere nicht erzieherisch, wie bei der Übung, sondern gewaltsam. Der grüne Frosch wird als zweckmäßige Anpassung auf Grün erhalten, weitergezüchtet, während alle nicht grünen Formen eingehen müssen. Das ist die berühmte Auslese der Passendsten. Ein sinnvoller Gedanke, der zunächst durch seine Einfachheit fortriß. Aber man sieht: er wirft Lamarck nicht um. Er ergänzt ihn nur für die unzähligen Fälle, vor denen die Anpassung durch Übung als Erklärungsgrund versagt.

Aber nun wieder ein Spatenstich tiefer. Was steckte hinter dieser Variation? Was war ihr Geheimniß, ihr Gesetz? Mit dieser Frage sind wir mitten in den Kämpfen der Schule Darwins. Eine Linie beschäftigte sich bloß mit der Schrittweite, dem Maß dieser Variation. Ob schon winzige, gesetzmäßige Gleichgewichtsschwankungen zur Artbildung führten oder bloß kräftige, das Innerste erschütternde Stöße? Hier setzt heute de Vries ein, der experimentell festgestellt zu haben glaubt, daß stets ein wirklicher Stoß, ein Ruck oder Sprung nötig sei, eine Mutation, wie er das nennt. Doch der Darwinsche Grundgedanke bleibt in dieser Linie unangetastet. Über Darwin muß dagegen in irgend einer Weise hinausführen jede Meinung über die tieferen Ursachen der artbildenden Variation. Die eine Richtung grub ausschließlich nach innen, ins Innerste des Innern hinein weiter. Gab es nicht doch ein festes inneres Hausgesetz der Variation, das schon der ersten Urzelle eingeprägt war? Hier wurde Nägeli bedeutend. Er verknüpfte die Frage mit einem älteren, vordarwinistischen Gedanken. Er suchte ein „Entwicklungsgesetz" schon in der Variation. Aber er ließ es teleologisch arbeiten. Es drängte selber schon, in einem allerdings schwer definierbaren „Hellsehen", auf nützliche Anpassungsvarianten, wie sie außen gefordert wurden, direkt hin. Damit wurde die Selektion überflüssig. Und so führte Nägeli allerdings folgerichtig wieder aus Darwin heraus, ohne zu Lamarck zurückzukehren, — in ein Drittes hinein.

Aber das hatte man ja gerade an Darwin geschätzt, daß er keine teleologische Grundveranlagung brauchte, sondern das Zweckmäßige erst vor unseren Augen entstehen ließ. Die ganze Hauptmasse der Schule schwenkte also hier nicht mit. Aber wo lag dann das Gesetz der Variation? Im „Zufall?" Das ist oft als Hilfs- und Notwort gesagt worden. Jeder wußte aber, daß Zufall einen eigentlichen Sinn in einem Spiel von Kausalzusammenhängen, wo alle Karten aufgedeckt sind, gar nicht besitzt. Und nach solchem Spiel suchte man doch. So sah man sich unhemmbar wieder ins „Außen" gedrängt. Steckten die Anstöße zur Variation

nicht doch irgendwie im Druck der Verhältnisse, im Milieu selbst, — also außen? Hier lag eine unverkennbare Möglichkeit, in äußerster Schwenkung doch noch wieder auf einen vertieften Lamarck zu kommen. Darwin hat in späteren Jahren selbst etwas paktiert mit dieser Richtung. Die Neo-Lamarckisten haben sie offen proklamiert.

Hier jetzt ist die Stelle, wo Weismann vor Jahren zuerst in die Debatte mit einem wahren Blitzschlage eingegriffen hat. Er versuchte, den ganzen Lamarckismus nachträglich in Grund und Boden zu schlagen durch die Behauptung, daß die Ergebnisse dieser ganzen direkten Einflüsse von außen auf innen, wie Übungsstärkung u. s. w., also alle vom Individuum „erworbenen“ Eigenschaften, nicht vererbt werden könnten. War das richtig, so konnte auf dem Lamarckswege niemals eine neue Art entstanden sein, denn jeder Anlauf zu einer Anpassung blieb individuell und starb mit dem Tode des Individuums wieder aus, ohne in die Unsterblichkeit der Generationenfolge durch Kinder und Enkel einzutreten. Mochte das bestritten werden — und wie ist es bestritten worden bis auf diesen Tag nicht bloß von Lamarckisten, sondern auch von engeren Darwinisten und auch von ganz indifferenten Physiologen und Vererbungstheoretikern —: für Weismann war damit seine weitere Bahn endgültig gegeben. Ihm galt es, den Darwinismus vom letzten Rest Lamarckismus reinzuputzen. Da er kein drittes Prinzip im Sinne Nägelis hatte, blieb schlechterdings nichts übrig, als die natürliche Zuchtwahl auch in allen Fällen, da Darwin noch Lamarck Raum gelassen, für die absolute Macht zu erklären. Es wurde die „Allmacht der Naturzüchtung“ proklamiert.

Das für sich vollzogen, wurde aber nun wieder etwas hoch interessant. Nämlich: wie endlich Weismann ohne Nägeli und auch ganz ohne Lamarck den geheimen Mechanismus der Variation für sich deuten werde. Abermals wird hier eine neue, zunächst unabhängige Linie der Darwinschen Schule wichtig: der Ideengang von Wilhelm Roux. Roux faßte den Gedanken — einen der genialsten nach Darwin —, daß es nicht bloß eine äußerliche Zuchtwahl geben müsse, sondern auch eine im Innern. Eine Zuchtwahl nicht bloß des Milieus gegenüber den Individuen, sondern auch eine Zuchtwahl durch den Kampf ums Dasein der Teile im Individuum selbst. Wir wissen ja, daß jedes Individuum, jedes echte Einzeltier, jede echte Einzelpflanze, aus Teilen besteht, die mehr oder minder jeder für sich etwas Selbständiges in ihm darstellen. Das einfachste Beispiel in allen etwas entwickelteren Lebensformen sind die Organe. Goethe stand schon tief bewegt vor diesem Geheimnis. In dem ersten seiner morphologischen Hefte sagt er: „Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Diese Wesen sind teils ursprünglich schon verbunden, teils finden und vereinigen sie sich. Sie entzweien sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Produktion auf alle Weise und nach allen Seiten.“ Einundzwanzig Jahre, nachdem diese Stelle gedruckt, einunddreißig, nachdem sie geschrieben war, wurde in der „Zelle“ ein noch viel fundamentaleres Bauelement der Lebewesen entdeckt. Seit Schleiden, Schwann und vor allem seit Virchows bahnbrechenden Arbeiten wissen wir, daß alle höheren Pflanzen wie Tiere ungeheure Komplexe, Genossenschaften, Staaten solcher Zellen sind. Erst tief an der Wurzel alles Lebendigen fällt Zelle und Individuum zusammen. Aber selbst vor der Zelle macht die Auflösung noch nicht Halt. Selbst sie noch erscheint als ein verwickeltes Sozialgebilde aus einer ungeheuren Masse noch einfacherer Lebensträger. Nun denn: auch diese Teile und Teilchen bis ins Winzigste, Unsichtbare hinein, sie müssen in einem unausgesetzten Konkurrenzkampfe stehen. Besser gelagerte, besser genährte überwinden die minderwertigen. Bestimmte Gruppen siegen und unterliegen; eine große Zuchtwahl waltet. So weit im Kern der Ideengang Roux'. Nun darüber hinaus wieder Weismann.

Dieser Kampf der Teilchen mit seiner inneren Auslese findet auch in dem Allergeheimnisvollsten statt, was die lebenden Wesen besitzen, in ihrem körperlichen „Unsterblichkeitsteil“: nämlich dem sogenannten Keimplasma, dem Kraftreservoir, das bei der Fortpflanzung mitgegeben wird. Und sein Resultat ist die Variation der neu entstehenden Gesamtindividuen, die natürlich erblich sein muß, da es sich ja um Resultate sozusagen im Herzen aller Vererbung, im ewigen Keimplasma, handelt. Bei den Ergebnissen dieser Variation mag dann die Zuchtwahl höheren Grades, die Darwin zunächst nur gesehen hatte, sie, die feste Arten mit zweckmäßigen Anpassungen bildet, einsetzen.

Erst in diesem „Testament“ kommt Weismanns Gedankengebäude zum ersten Mal völlig klar heraus. Erst jetzt wird deutlich, was der Satz von der Allmacht der Zuchtwahl schließlich doch für Wahrscheinlichkeiten selbst wieder öffnet. Wohl: außen ist jetzt Zuchtwahl, innen Zuchtwahl, Zuchtwahl überall. Doch gerade dabei zeigt sich plötzlich erst recht eine feine, aber sichere Brücke von „außen“ nach „innen“. Das Milieu, das außen die Individuen auslieſt, wirkt doch auch in ihnen als Ernährung mit. Wenn dieser Einfluß lange Zeit ein gleichartiger ist, so muß er im inneren Kampf der Teile bis in das entscheidende Keimplasma hinein schließlich auch schon eine ganz bestimmte Auslese, einen bestimmten Sieg, eine bestimmte Richtung der Variation dort bewirken. Und damit ist die endgültige „Möglichkeit“ wenigstens geschaffen, daß der äußeren Zuchtwahl bestimmte nützliche Varianten schon in die Hände arbeiten. Äußere und innere Zuchtwahl, im letzten Ende vom Gleichen bewegt, können aufeinander losarbeiten wie in einem Ansatz wenigstens zu einer „prästabilierten Harmonie“. Man sieht, was das bedeutet. Es ist der beste Kern des Nägelischen Gedankens gerettet, ohne daß doch ein unklares teleologisches Entwicklungsgesetz nötig würde, und auch ohne daß die Zuchtwahl überflüssig würde; die äußere Zuchtwahl wird nur in etwas entlastet durch die innere. Zugleich aber ist trotz aller Allgewalt des Zuchtwahlprinzips doch auch wiederhergestellt und anerkannt der wichtigste Kerngedanke des Lamarckismus, daß nämlich zuletzt der Druck der äußeren Verhältnisse die Anpassung schafft. In dieser Form umfaßt der Weismannismus alle kräftigen Triebe, die das Deszendenzprinzip bisher hervorgebracht hat, und genügt damit formal zweifellos den Anforderungen an eine Schlußhypothese. Weismann selber muß das genügen; er darf mit Befriedigung auf eine Bahn blicken, die für sein Teil konsequent durchlaufen ist. Den Fortgang mögen andere suchen, meinetwegen auch den Rückgang. Die Geschichte der Wissenschaft hat etwas von Penelope, die in der Nacht trennt, was sie am Tage gewebt hat. Darum kann einer doch den Ruhm eines guten Webers behalten.

Was ich hier angedeutet habe, ist nur der größte Gerüstbalken des Buches, roh wie die Tragbalken in der Goldelfenbeinmasse des olympischen Zeus. Die Lektüre des Werkes selbst wirkt so ungemein fesselnd, weil es sich breiter und breiter vor dem Leser aufbaut. Man fühlt mit, wie Weismann sich allmählich die ganze Deszendenzlehre neu aufzimmern, mit ihrem gesamten Apparat neu ordnen mußte. Dann aber kam er wirklich an die Grenze, wo es eine individuelle Biologie zu schaffen galt und schließlich eine ganze Weltanschauung mit der spezifischen Weismann-Farbe. Das letzte Kapitel verrät davon wenigstens noch einiges. Ein Gedanke sehr allgemeiner Art taucht dabei auf, der mir wert scheint, daß man ihn bespricht, vielleicht auch, daß man ihm widerspricht.

Weismann empfindet, was jeder vor jedem ganz tief gefaßten Problem zuletzt empfinden muß: man kommt auf die Urfragen. Hinter außen und innen, Vererbung und Zuchtwahl erwachsen die großen Türhüter des ganz Rätselhaften. Was ist Leben, was Materie, Geist, Zweck, Zeit, Kausalität? Und er meint, wir müssen da ewig resignieren. Muß es nicht so sein? fragt er. Auch wir sind Anpassungsprodukte jener großen Lebensmühle, angepaßt an ganz bestimmte Forderungen des Lebens. Zu diesen Forderungen gehört aber nicht, daß unser Verstand etwas ergrübelt über jene letzten Fragen. Lassen wir also den Versuch, über uns selbst

hinauszugreifen zu wollen; bescheiden wir uns. Ich kann diesem letzten Schluß Weismanns nicht ohne weiteres zustimmen. Seit drei Jahrtausenden mindestens besteht eine ganz bestimmte Beziehung zwischen dem Glück gerade der edelsten, denkenden, voranschreitenden Menschen und diesem innigen Ringen um die Grundfragen der Philosophie, diesem immer erneuten Ringen um das „du segnest mich denn" an dieser Stelle. Das Glück der Menschheit verlangt nicht mehr bloß nach Anpassung an die äußeren Bedingungen der Welt im Sinne einer immer mehr vervollkommneten Technik — fester und fester verspinnt es sich mit jenen Fragen nach Sinn und Wesen der Welt, mit der einfachen Frage der Philosophie. Es gibt sich nicht mit der Resignation allein zufrieden. In ihr muß der Mensch hungern, wie nur je ein schlecht angepaßtes Tier gehungert hat. Aber gerade in Weismanns Buch wird so hinreißend deutlich gemacht, wie der Hunger, das Bedürfnis das Ideal, die vollkommnere Anpassung selbst herausgezogen hat, wie einen Fisch im magischen Netz — damals, bei den Pflanzen und Tieren, so tief da unten. Und oben bei uns soll das nicht mehr so gehen? Bei unserem Geisteshunger . . .?

Wilhelm Bölsche.

Ein Werk über Herzog Karl Eugen von Württemberg.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein. Mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. Erstes Heft. (Komplett in 14 Heften.) Stuttgart, Paul Neffs Verlag (Carl Büchle). 1903.

Ein Jahr, nachdem ich in der „Deutschen Rundschau" eine Episode aus dem Leben Karl Eugens von Württemberg behandelt habe, bin ich in der angenehmen Lage, auf die Inauguration einer großen Karl Eugen-Publikation hinweisen zu können. Der ständische Ausschuß hat „das gute, alte Recht" der Württemberger gegen ihren Herzog verteidigt. Ein ständischer Ausschuß gleichsam schreibt jetzt seine Geschichte. Achtundzwanzig Mitarbeiter und fünf mitwirkende Künstler zählt der Prospekt auf. Bis auf den Drucker und Papierlieferanten lauter gute schwäbische Namen. Kein Gelehrter „aus dem Reiche", kein Eingewanderter ist zu diesem historischen Volksgericht hinzugezogen worden. Karl Eugen soll nur seinen Stammesgenossen Rede stehen. Als Repräsentant des aufgeklärten Despotismus und als Individualität wollen sie ihn würdigen. Nicht mehr zur Anklage, sondern zur Feststellung des Tatbestandes haben sie sich zusammengetan. In Wort und Bild soll eine denkwürdige Periode geschildert werden, zu der Stälins treffliche württembergische Geschichte nicht vorgedrungen ist.

Es wäre verfrüht, das ganze Werk nach der vorliegenden Probe beurteilen zu wollen, obwohl schon das erste Heft die beiden Seiten des württembergischen Volkscharakters in charakteristischer Weise repräsentiert: in der Einleitung über „das 18. Jahrhundert" des Generalmajors a. D. A. v. Pfister den Schwung und eine nicht immer gezügelte Phantasie; in dem ersten Kapitel über „Herzog Karls Erziehung, Jugend und Persönlichkeit" aus der Feder des Archivrats Schneider die etwas nüchterne Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des Schwaben. Man muß abwarten, was Pfister, Schneider und ihre sechsundzwanzig Mitarbeiter über „des Herzogs Häuslichkeit, seinen Hof und sein Hauswesen, Regierung, Landeshoheit und Landstände, das wirtschaftliche, geistige und religiöse Leben des Volkes, die bildenden Künste, Theater, Musik, schöne Literatur, die Wissenschaften und den Unterricht, die geistlichen und weltlichen Nachbarn und die Reichsstädte", was sie

endlich über den „Umschwung auf allen Gebieten und die Nachwirkungen“ zu sagen haben, ehe sich übersehen läßt, ob in den vorliegenden Abschnitten alles am richtigen Flecke steht. Einstweilen ist der herzliche Wunsch besten Gelingens einer so schön durchdachten Aufgabe mehr am Platz als die Kritik. Nur dem Verleger gegenüber möchte ich mir in dieser vorläufigen Anzeige erlauben, ein wenig hineinzureden. Der Bilderschmuck des ersten Heftes ist seinem Inhalt entsprechend nicht sehr bedeutend, aber unter den Porträts des Herzogs und seiner Eltern vermißt man Angaben über die Maler, obwohl ein späteres Kapitel doch auch ein Wort von den Hofmalern, ihrer Nationalität und Eigenart sagen wird. Bilder ohne solche Angaben mögen gedankenlose Leser zerstreuen, erfüllen aber nicht ihren Zweck. Erst die folgenden Lieferungen werden ein Bild des württembergischen Rokoko geben, und da kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, daß man auf Wiedergabe großer Veduten prinzipiell Verzicht leiste, um in Details die Reize des Rokoko zur vollen Geltung zu bringen. Ich habe im „Hohenzollern-Jahrbuch“ für 1902 die Kunstrichtung Wilhelmines von Bayreuth durch große Detailbilder, wie ein Stück Wand oder einen Kaminaufbau, zu veranschaulichen gesucht und bin durch die feine Herausarbeitung des kleinsten Details für den Verzicht auf die Veranschaulichung ganzer Interieurs, die immer verschwommen erscheinen, reichlich belohnt worden. Namentlich von den Abbildungen der hervorragend schönen Erzeugnisse der Ludwigsburger Porzellanmanufaktur verspreche ich mir bei verständiger Anwendung des Detailprinzips außerordentlich viel. Ein einziges Schäferpaar in der Größe des Originals sagt uns mehr als ein halbes Dutzend, en miniature auf einem Blatte vereinigt.

Richard Fester.

εσ. **Cornelia,** die Schwester Goethes. Von Georg Witkowski. Mit ihren zum Teil ungedruckten Briefen und Tagebuchblättern, einem Bildnis und einem Faksimile. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1903.

Cornelia Goethe blickt uns aus „Dichtung und Wahrheit“ trotz ein paar heiteren Kindergeschichten mit traurigen schwarzen Augen an; O. Jahns Exzerpte aus dem Tagebuch offenbarten ihren Zwiespalt im Kreise der hübschen, flotten Frankfurterinnen; daß sie, krank und vor der Ehegemeinschaft zurückscheuend, an Schlossers Seite kein Glück gefunden, war durch manche bis in die letzte Zeit hervorgezogene Urkunden beleuchtet worden. Wir wollen nicht fragen, ob diesem mit zarten Gaben des Geistes und Gemütes ausgestatteten Wesen eine selbständige Biographie und der unverkürzte Abdruck eines die Wirklichkeit nach dem Muster französischer und englischer Briefromane widerspiegelnden Journals fromme, sondern die Zuverlässigkeit und das Geschick, sowie das ruhige, phrasenlose Urteil des Darstellers dankbar anerkennen. Für den Bruder konnte sich nur wenig Neues ergeben; Referent weiß nicht, warum die von ihm selbst näher verfolgten Spuren Corneliens im „Götz“ und „Erwin“ hier unsichtbar sind, wo doch Lenzens Rhapsodien einen breiten Raum finden und das Buch nicht ohne Füllsel zu stande kommt. Die Individualität ist nach innen wie nach außen charakteristisch und sauber gezeichnet, das handschriftliche Material bis in alle Kleinigkeiten des inkorrekten Französisch genau wiedergegeben, dem Text und den Anmerkungen sichere Beherrschung einer weitschichtigen Literatur nachzurühmen, die aber die Darstellung nicht belastet.

εσ. **Deutsche Zwietracht.** Erinnerungen aus meiner Leutnantszeit 1859—1869. Von Albert Pfister. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Der Verfasser, Enkel eines tüchtigen Historikers, hat sich durch gründliche, besonnene, schriftstellerisch ansprechende Forschungen zur Geschichte des jungen württembergischen Königreiches aufs vorteilhafteste bekannt gemacht. Ein allerliebstes Buch aus dem Kindheitsparadiese, „Pfarrers Albert“, legitimiert den Herrn General und Dr. phil. auch als Dichter von reinem Naturgefühl. Dem Idyll des Dorfes und der Blaubeurer Klosterschule folgt nun die Erziehung zum militärischen Beruf, episodisches Geschichtsstudium unter Reinhold Pauli in Tübingen, die Teilnahme am Mainfeldzug, der „Krieg im Frieden“. Eine läßliche Komposition gestattet manche Abschweifung rückwärts und zur Seite, die wir nicht missen möchten, denn wie lehrreich ist etwa das über ein ausweichendes „I weiß net“ des Schwabentums Gesagte! Der Exkurs über Paulis Maßregelung erscheint unorganisch, soll aber den Zwist zwischen Nord- und Süddeutschland in einem hervorstechenden Beispiel zusammenfassen und die von der Witwe als Handschrift gedruckten Lebenserinnerungen teils verbreiten, teils ergänzen. Keineswegs nur Soldaten und Politiker werden mit Gewinn und Genuß hier die militärischen Zustände vor und nach 1866 dargestellt sehen. Das Beste jedoch ist der langsam anschwellende und endlich alle schlimmen Dissonanzen siegreich übertönende Akkord der Vaterlandsliebe, die gut württembergisch und gut reichsdeutsch ist und von dem Hader nur noch gelassen als von einem „Es war einmal“ spricht.

δφ. **Erinnerungen aus meinem Leben.** Von Dr. K. E. Hasse. Zweite Auflage. Mit zwei Bildnissen des Verfassers in Heliogravüre. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1902.

Im Herbst des vorigen Jahres starb im dreiundneunzigsten Jahre seines Lebens K. E. Hasse, einstmals berühmter Kliniker an den Universitäten Leipzig, Zürich, Heidelberg und Göttingen. Die letztere Universität nannte ihn ein Vierteljahrhundert den Ihrigen; ein anderes Vierteljahrhundert verbrachte er im Ruhestande, mancherlei wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interessen zugewendet — wie das bei der Weise der Mediziner unserer älteren Generationen noch vorzukommen pflegte. Zu diesen Beschäftigungen des hohen Alters gehörte auch die Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen, zunächst für den engeren Kreis der Verwandten und Freunde bestimmt. Der Beifall und die Teilnahme waren aber so verbreitet, daß sich im Laufe der Jahre eine neue Auflage — ein seltener Erfolg bei derartigen Publikationen — als notwendig erwies, welche gerade fertig wurde, als das hochbetagte Leben zu Ende ging, und welche jetzt von dem Schwiegersohne herausgegeben ist. Einen Anhang bilden mehrere Aufsätze, die der Verfasser „Zeitvertreib des Achtzigjährigen“ genannt hat. Sie zeigen, gleich den Lebenserinnerungen, in Form und Inhalt die Anmut eines abgeklärten Geistes und eines ruhigen Behagens am Dasein. Im Mittelpunkte stehen freilich die Erlebnisse des Universitätsberufes. Indessen, schon die eigenartige Wirksamkeit des Klinikers bringt es mit sich, daß die Beziehungen sich weit hinaus erstrecken über die Schranken dieser engeren Welt. So ist zumal, was Hasse von seiner Züricher Zeit (1844—1852) uns mitteilt, voll von merkwürdigen Einzelheiten über die besonderen Zustände dieses kleinen Staatswesens und gerade jener Jahre, über die Wendungen und Wandlungen der politischen Parteien, ihrer Herrschaft, ihres Einflusses auf die Universitätsverwaltung u. dgl. m. (So läßt das liberale Regiment Alfred Eschers einen Mann von dem Range des Anatomen Kölliker nach Würzburg gehen, ohne eine Bemühung, ihn der Züricher Hochschule zu erhalten, weil er — ohne übrigens sich um Politik zu kümmern — als Sohn des konservativen Stadtbürgertums von Zürich der liberalen Regierung unbequem ist.) — In Göttingen bringt Hasses ärztliche Tätigkeit ihn in nähere Beziehungen zur hannoverschen Königsfamilie, worüber er uns manches erzählt, das lesenswert ist. Aber das ganze Buch wird fernerhin viele dankbare Leser finden. Wahre Perlen findet man in dem „Zeitvertreib des Achtzigjährigen“. Es sind kleine Kabinetts-

stücke, in denen sich ein feines Talent des Schriftstellers und Künstlers offenbart. So etwa in dem Aufsatze mit der Überschrift „Galgenhumor“, der aus der Feder des neunzigjährigen Greises geflossen ist, voll erstaunlicher Liebenswürdigkeit die Leiden des fast erblindeten und des Gehörs fast beraubten Verfassers schildert und auch seine Freuden: den Triumph eines feinen, heiteren Geistes über die körperliche Welt.

wy. **Leonardo da Vinci.** Ein biographischer Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts. Von Dmitry Sergewitsch Mereschkowski. Deutsch von Carl v. Gütschow. Leipzig. Verlagsbuchhandlung Schulze & Co. 1903.

Es ist ein seltsames Zeichen der Zeit, dieses plötzliche Wiedererwachen des Interesses für den großen historischen Roman nach der realistischen Kleinmalerei des letzten Jahrzehnts. Nach dem Polen Sienkiewicz, dessen „Quo vadis“ besonders in den slavischen und romanischen Ländern einen geradezu märchenhaften Erfolg errungen hat, kommt jetzt der Russe Mereschkowski. Sein „Leonardo“ ist ein kühner und glänzender Versuch, uns die geheimnisvolle Gestalt des universellsten aller Künstler psychologisch zu erklären; dieses seltsamen Mannes, der bei der Aufzählung seiner Talente die Malerei und Plastik ganz nebenher erwähnt; dieses gelehrten Tiftlers, der für die Erfindung eines neuen Bratspießes so viel Scharfsinn aufwandte wie für den Kopf seines Judas; dieses Zauberers, der sich alle Elemente untertan zu machen wußte und doch den einfachsten Dingen des täglichen Lebens fast hilflos gegenüberstand; dieses Riesen, der die Seele eines Kindes besaß. Mit bewundernswertem Geschick hat der Verfasser alle Bilder und Zeichnungen, alle Tagebücher und Briefe, alle experimentellen und theoretischen Schriften und Versuche Leonardos für seine spannende Erzählung benutzt und die verschiedensten Ereignisse und Charaktere des an Widersprüchen überreichen Zeitalters hineinverwoben: Savonarola und Cesare Borgia, Machiavell und Leo X., den alten Botticelli und den trotzigen, jungen Michelangelo, die Entdeckung Amerikas, den Ablaß und die Hexenprozesse. Mag sein, daß das Bild, das so entsteht, nicht durchweg bis auf alle Einzelheiten richtig ist; jedenfalls ist es dazu angetan, den großen Künstler noch mehr lieben zu lehren und zu immer neuer Vertiefung in seine Werke anzuspornen. Die Übersetzung ist recht gut, läßt aber die Feinheiten des Originals zuweilen doch nur ahnen.

wy. **Die Landschaftsmalerei der toskanischen und umbrischen Kunst von Giotto bis Rafael.** Von Johannes Guthmann. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1902.

So schlechte Kritiker den Einzelerscheinungen gegenüber die bildenden Künstler oft sind, die feinsten und tiefsten Aussprüche über Kunst rühren von ihnen her, die stärksten Anregungen sind von ihnen ausgegangen. So ist es wohl auch in erster Linie das Verdienst der Bücher Klingers und Hildebrands, daß die Aufmerksamkeit der Kunstgelehrten, die lange fast ausschließlich kulturhistorischen, stilkritischen oder psychologischen Fragen gewidmet war, sich in neuester Zeit mehr und mehr den rein künstlerischen Problemen der Form und der Raumdarstellung zugewandt hat. Auch dem vorliegenden Buche, das einen jungen Berliner Kunsthistoriker in schönster Weise einführt, merkt man es an, daß der Verfasser einen guten Teil seiner Anschauungen dem Verkehr mit einigen der besten unserer Künstler verdankt. Auf Grund einer reichen Kenntnis der Originale und der einschlägigen Literatur entrollt er uns ein fesselndes Bild von den Anfängen und der Entwicklung der mittelitalienischen Landschaftsmalerei, weniger nach den Motiven als nach den formellen Problemen der Raumgestaltung, der Linienführung und der Beleuchtung. Die Beschränkung auf die toskanische und umbrische Kunst ist nur scheinbar eng, denn von diesen beiden Schulen sind bis zur Wende des 15. Jahrhunderts alle wichtigen Neuerungen ausgegangen, und ein Eingehen auf die kleineren Schulen würde also die Darstellung der großen Entwicklungslinie unerwünscht unterbrochen haben. Auch hier stehen die kleinen Geister fast ganz zurück, schreitet die Darstellung „von Genie zu Genie“. Giottos Riesengestalt tritt mächtig heraus. Masaccio wird in Übereinstimmung mit Ruskin und Schmarsow als ein ganz großer Anreger auf diesem Gebiete gefeiert, Raffael erscheint als der triumphierende Vollender des ganzen Baues. Daneben verweilt der Verfasser mit besonderer Liebe bei dem liebenswürdigen und phantasievollen Gentile da Fabriano, dessen Einfluß auf Umbrer, Sienesen, Venezianer und Florentiner er außerordentlich hoch einschätzt, bei Fra Angelico, dem seltsamen Piero della Francesca, der die Freilichtmalerei des 19. Jahrhunderts vorweggenommen hat, und natürlich bei Leonardo da Vinci. Daß manches der oft kühnen und landläufige Wertschätzungen stark modifizierenden Urteile des Verfassers angefochten werden wird, ist wohl möglich. Aber auch Irrtümer im einzelnen würden den Wert des Buches nicht wesentlich mindern, das mit so liebevollem Eifer und echtem Empfinden in die Tiefen des künstlerischen Schaffens eindringt und so reiche Anregungen bietet. Wir können es um so wärmer empfehlen, als auch die Sprache sehr sorgfältig behandelt und von jedem Schwulste frei ist.

wy. **Edouard Manet.** Von Hugo von Tschudi. Berlin, Bruno Cassirer. 1902.

Von allen modernen Künstlern hat Edouard Manet den stärksten und nachhaltigsten Einfluß auf die europäische Malerei ausgeübt. Was er bei den Spaniern an vornehmem Farbengeschmack gelernt hatte, verband er mit den Grundsätzen der Freilichtmalerei zu Werken, die trotz mancher Mängel in anderer Richtung durch die Kraft der Auffassung, die Schönheit und Wahrheit der Tongebung und die Feinheit der Lichtwirkung dem malerisch erzogenen Auge einen starken Genuß bereiten. Der Direktor der Berliner Nationalgalerie, die ja auch ein Bild von Manet besitzt, weiß diese Vorzüge in

seinen feinsinnigen Analysen überzeugend darzutun. Die beigegebenen Abbildungen unterstützen ihn darin allerdings nur bis zu einem gewissen Grade; sie sind mehr dazu angetan, die Erinnerung an die Originale aufzufrischen, als sie denen, die sie noch nicht kennen, zu ersetzen.

Florenz. Von Dr. P. Schubring. I. Die Gemäldegalerien der Uffizien und des Palazzo Pitti. Mit 100 Abbildungen. II. Bargello. Domopera. Akademie. Kleinere Sammlungen. Mit 134 Abbildungen. Stuttgart, „Union", Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Das reisende Publikum wird ein Unternehmen gern willkommen heißen, das ihm, unter dem generellen Titel „Moderner Cicerone", in einer Reihe von Einzelbändchen praktische Führer durch die vornehmsten Kunststätten Italiens und Deutschlands in Aussicht stellt und sehr gut mit Florenz beginnt. Wer die Mühsal kennt, mit der man sich, in einem umfänglichen Reisehandbuch hin und her blätternd, in diesen zuweilen gedrängt vollen Sälen von einem Kunstwerk zum anderen bewegt, durch Lesen und Suchen manchmal schon ermüdet, ehe man zum eigentlichen Genuß gelangt, der wird dankbar für dies hübsche Büchlein sein, das ihn weder durch sein Volumen noch durch weitläufige Beschreibungen belästigt, wohl aber rasch und sicher orientiert; das ihn anweist, nicht nur was, sondern auch wie man sehen soll, worauf es ankommt, was der Künstler gewollt und was er geleistet hat. Als vorzügliches Hilfsmittel zu diesem Zweck darf man die zahlreichen Abbildungen im Text bezeichnen, die zwar, dem handlichen Format angepaßt, in starker Verkleinerung gegeben, aber so musterhaft ausgeführt sind, daß sie ebensowohl zur Vorbereitung wie zur Erinnerung dienen können. Desgleichen werden die Grundrisse am Anfang wie am Ende des Bändchens sich als nützlich erweisen. Einen Rat, den der kundige Verfasser dem Besucher der Uffizien gibt, möchten wir auf alle Sammlungen ausdehnen: daß man nämlich an einem Morgen höchstens fünf Säle „absolviere". Wir haben es aus Böcklins eigenem Munde, daß er in Galerien nicht länger als eine Stunde Bilder ansehen konnte.

Angelus Silesius und die christliche Mystik. Von Dr. Richard von Kralik. 1902. Hamm i. W., Breer & Thiemann.

Der Verfasser tritt an seine Aufgabe heran mit den einleitenden Worten: „Wenn ich gezwungen wäre, eine ganze Bibliothek aufzugeben mit Ausnahme von ein halb Dutzend Bänden, so dürfte unter diesen mir sicherlich nicht der ‚Cherubinische Wandersmann' des Angelus Silesius fehlen." Nicht eine willkürlich zusammengestellte Sammlung, sondern einen einheitlich angelegten und ausgeführten Zyklus zum praktischen Gebrauch dieser Gedichte als Kirchen- und Andachtslieder zu geben, ist der Zweck, den der Verfasser sich vorsetzte, indem er des Angelus Silesius Stellung zur christlichen Mystik erörtert. Die Begeisterung für Scheffler setzt die Kenntnis der Mystiker überhaupt voraus. Auch ohne eine solche jedoch wird man Aussprüche wie diesen gern in Erinnerung behalten:

> Die Liebe geht zu Gott unangesagt hinein;
> Verstand und hoher Witz muß lang im Vorhof sein.

Wunderhorn, alte deutsche Lieder. Von A. von Arnim und C. Brentano. Neu herausgegeben von Paul Ernst. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1903.

Es ist wunderbar, zu beobachten, wie heute, nicht bloß durch literargeschichtliche Arbeit, sondern durch verwandte Geschmacks- und Kunstempfindung, die Tendenzen der produktiv schaffenden Romantiker von vor hundert Jahren wieder unter uns wirksam sind. Es scheint ein Verlangen nach den Schriften der Romantiker in weiteren Kreisen vorhanden zu sein. Nun hat gewiß kein Werk auf die nachfolgende Entwicklung der deutschen Lyrik so großen Einfluß geübt wie „Des Knaben Wunderhorn", das vor bald hundert Jahren in dem einträchtigen Zusammenarbeiten des Norddeutschen Arnim und des Süddeutschen Brentano an den Ufern des Neckar in Heidelberg zu stande kam. Wie viele Lieder, die heute als Allgemeingut des Volkes gelten, sind nicht erst durch das „Wunderhorn" eingebürgert worden. Das Werk hat leider durch die erweiternde Bearbeitung Erks und durch gelehrte Behandlung anderer Herausgeber an seiner poetischen Unmittelbarkeit Schaden gelitten. Und nun kommt ein Mann, der tätig in der heutigen Bewegung steht, betrachtet den inneren Wert des Werkes allein unter dem Gesichtspunkte des Bedürfnisses der Gegenwart, sondert behutsam aus, was etwa von den Liedern uns entbehrlich sein möchte, hält allein das Recht des Genießenden im Auge, verschmäht jedes Wort der Anmerkung oder Erklärung und stellt so einen 600seitigen stattlichen Band her, der Anspruch macht, wie moderne Poesie hingenommen und gelesen zu werden. Als Schmuck des Buches ist der Originaltitel des Werkes, das von Weinlaub und Efeu umzogene Oldenburger Trinkhorn, in dessen Wölbung das Heidelberger Schloß sichtbar wird, zierlich nachgebildet, und wenn wir die Lieder zu lesen beginnen, finden wir auch den Edelknaben wieder, der, das liederreiche Horn in der erhobenen Rechten schwingend, auf ungesatteltem Rosse dahinsprengt:

> Ein Knab' auf schnellem Roß
> Sprengt auf der Kais'rin Schloß,

wie das „Wunderhorn" beginnt. Diese Neuausgabe von Paul Ernst kann allen, denen es einzig auf die Poesie des „Wunderhorns" ankommt, wärmstens empfohlen werden; denn sie kann wirklich dazu helfen, daß das „Wunderhorn" wieder, nach Goethes bekanntem Ausspruche, in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden ist, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Verstimmung, wo man dann immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes finden würde.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Das Schloß im Moor. Roman von Arthur Achleitner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Amadori-Virgilj. — L' istituto famigliare nelle società primordiali. Di Giovanni Amadori-Virgilj. Bari, Laterza & figli. 1903.

D' Annunzio. — Römische Elegien. Von Gabriele d'Annunzio. Deutsch von Eugen Guglia. Wien, C. W. Stern. 1903.

Azamethy-Racher. — Dornröschen. Roman von Rosa Azamethy-Racher. Budapest. Pester-Lloyd-Gesellschaft. 1903.

Bandel. — Schön Jutta. Ein Frauenbild aus alter Zeit. Von Ernst von Bandel. Berlin, Kahlenberg & Günther. 1903.

Bertsch. — Die Geschwister. Von Hugo Bertsch. Mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Björnson. — Ein Tag. — Ivar Bye. Zwei Erzählungen. Von Björnstjerne Björnson. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Marie von Borach und E. J. Klett. München, Albert Langen. 1903.

Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71. Mit einem Titelbild und einem Brief-Faksimile. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Boguslawski. — Aus der preußischen Hof- und diplomatischen Gesellschaft. Herausgegeben von A. von Boguslawski. Mit zwei Porträts. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Bojanowski. — Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Nach größtenteils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften. Von Eleonore von Bojanowski. Mit einem Porträt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Boissier. — Tacite. Par Gaston Boissier. Paris, Hachette & Cie. 1903.

Bonardi. — Enrico Heine nell' opera di Giosuè Carducci. Di Carlo Bonardi. Sassari. Tipografia e Leg. Elia Scannu. 1903.

Braig. — Das Wesen des Christentums an einem Beispiel erläutert oder Adolf Harnack und die Messiasidee. Ein Vortrag von Carl Braig. Freiburg i. Br., Herder. 1903.

Brichta. — Zurechnungsfähigkeit oder Zweckmäfsigkeit? Ein offenes Wort an unsere Kriminalistik. Von Moriz Brichta. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1903.

Bunsen. — Allerhand Briefe. Novellen und Skizzen. Von Marie von Bunsen. Mit Buchschmuck von der Verfasserin. Berlin, G. Grote. 1903.

Busson. — Aschermittwoch. Novelletten von Paul Busson. München, Albert Langen. 1903.

Castle. — Zur Einführung in Ferdinand Raimunds Werke. Von Eduard Castle. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Coubertin. — La chronique de France. Publiée sous la direction de Pierre de Coubertin. Troisième année. Auxerre-Paris, Imprimerie A. Lanier. 1902.

Czechowski-Peyersfeld. — Herbstzeitlosen. Gedichte von Helene Czechowski-Peyersfeld. Graz, „Leykam“. 1903.

Dahn. — Felix Dahns sämtliche Werke poetischen Inhalts. Neue Folge. Erster Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. O. J.

Darapsky. — Altes und Neues von der Wünschelrute. Von L. Darapsky. Leipzig, F. Leineweber. 1903.

Drechsler. — Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien. Von Paul Drechsler. I. Mit Buchschmuck von M. Wislicenus. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Dressel. — Die Vulkanausbrüche auf den Antillen. Von Ludwig Dressel. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Duncker. — Lottes Glück. — Totgelacht. Zwei Novellen von Dora Duncker. München, Albert Langen. 1903.

Ego. — Die Geschichte einer Ehe. Von Felix Ego. Berlin, S. Rosenbaum. 1903.

Ernst. — Lessings Leben und Werke. Von Adolf Wilhelm Ernst. Mit einem Bildnis Lessings. Stuttgart, Carl Krabbe. 1903.

Fäh. — Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäh. Zweite Auflage. Reich illustriert. Bis zur siebenten Lieferung. Freiburg i. Br., Herder. 1903.

Falkenbegg. — Was wird aus unseren Kolonien? Zeitgemäfse Betrachtungen von Baron von Falkenbegg. Berlin, Boll & Pickardt. 1903.

Fornelli. — Dove si va? Appunti di psicologia politica. Di N. Fornelli. Napoli, Luigi Pierro. 1903.

Frapan-Akunian. — Arbeit. Roman von Ilse Frapan-Akunian. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Fuchs. — Kaiser Wilhelm, Professor Delitzsch und die babylonische Verwirrung. Von Bernhard Fuchs. Wien, Verlag der „Sammlung moderner Kampfschriften“. 1903.

Fuchs-Talab. — Ebelsäule. Eine Wiener Aristokratenkomödie in vier Aufzügen. Von Otto Fuchs-Talab. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Funcke. — Psychekult und Religion. Ernste Worte an denkende Leute von Rich. E. Funcke. Freiburg, Paul Waetzel. 1903.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Einunddreißigster Band: Benvenuto Cellini. Erster Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang von Öttingen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Gohin. — Les transformations de la langue française pendant la deuxième moitié du XVIII. siècle. (1740—1789.) Par F. Gohin. Paris, Belin frères. 1903.

Gründorf von Zebegény. — Grazer Tourist. Wanderungen in der reizenden Umgebung von Graz. Beschrieben von W. Ritter Gründorf von Zebegény. Mit zwei Übersichtskarten. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Graz, „Leykam“. 1903.

Hardt. — Massinissa und Sophonisbe. Tragödie in fünf Akten. Von Carl Hardt. Hamburg, Pontt & von Döhren. 1903.

Harnack. Moderner Cicerone. Rom II. Neuere Kunst seit Beginn der Renaissance. Von Otto Harnack. Mit 159 Abbildungen. Stuttgart, Berlin und Leipzig, „Union“, Deutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Hassall. — Mazarin. By Arthur Hassall. London, Macmillan & Co. 1903.

Hauffe. — Liebesfrühling. Gedichte von Rudolf Hauffe. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Hecker. — Die Abhärtung der Kinder. Ein Mahnwort und Wegweiser von Rudolf Hecker. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1903.

Heinemann. — Beethoven und sein Neffe. Drama in drei Aufzügen und einem Vorspiel. Von Heinrich Heinemann. Braunschweig, A. Graff. 1903.

Henze. — Der Nil, seine Hydrographie und wirtschaftliche Bedeutung. Von Hermann Henze. Mit zwei Abbildungen. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1903.

Hettner. — Das Deutschtum in Südbrasilien und Südchile. Von Alfred Hettner. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Heyse. — Ein Wintertagebuch. (Gardone 1901—1902.) Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Hildebrandt. — Afrikanische Jagdgeschichten. Erzählungen aus meiner Dienstzeit in Deutsch-Ostafrika. Von F. Hildebrandt. Mit neun Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Hillern. — Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des 13. Jahrhunderts. Von Wilhelmine von Hillern. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Hoesslin. — Figeni. Drama in vier Aufzügen von Julius Konst. von Hoesslin. Berlin, Axel Juncker. 1903.

Janson. — Der Feldzug 1814 in Frankreich. Von v. Janson. Erster Band. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Jerusalem. — Einleitung in die Philosophie. Von Wilhelm Jerusalem. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1903.

Jourdy. — L'instruction de l'armée française de 1815 à 1902. Par le général Jourdy. Paris, Félix Alcan. 1903.

Justi. — Diego Velazquez und sein Jahrhundert. Von Carl Justi. Zweite, neubearbeitete Auflage. Zwei Bände. Bonn, Friedrich Cohen. 1903.

Kamp. — Aura, Filia und andere Studentenlieder. Von Otto Kamp. Bonn, Carl Georgi. 1903.

Keim. — Über Maltechnik. Ein Beitrag zur Beförderung rationeller Malverfahren. Auf Grund authentischen Aktenmaterials bearbeitet von Adolf Wilhelm Keim. Leipzig, A. Foerster. 1903.

Klausner. — Hie Babel, hie Bibel! Anmerkungen zu des Professors Delitzsch zweitem Vortrag über Babel und Bibel. Von M. A. Klausner. Berlin, S. Calvary & Co. 1903.

Kohler. — Das Eigenbild im Recht. Von J. Kohler. Berlin, J. Guttentag. 1903.

Kolmer. — Parlament und Verfassung in Österreich. Von Gustav Kolmer. Zweiter Band. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1903.

Kretzer. — Die Sphinx in Trauer. Roman von Max Kretzer. Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Labrès. — Politik und Seekrieg. Von Rudolf von Labrès. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Lange. — Sinnesgenüsse und Kunstgenufs. Beiträge zu einer sensualistischen Kunstlehre. Von Carl Lange. Herausgegeben von Hans Kurella. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1903.

Lasius — Arnold Böcklin. Aus den Tagebüchern von Otto Lasius (1884–1889). Herausgegeben von Maria Lina Lasius. Mit einem Bilde Arnold Böcklins Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Lerom. — Comment à la fin du XIXe siècle on entendait gouverner. Par Charles Lerom. Deuxième fascicule. Gand, Imprimerie F. Meyer-Van Loo. 1903.

Liliencron. — Wie man im Ammwald Musik macht. — Die siebente Todsünde. Zwei Novellen von Rochus Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Duncker & Humblot. 1903.

Loewenfeld. — Über die geniale Geistestätigkeit, mit besonderer Berücksichtigung des Genies für bildende Kunst. Von L. Loewenfeld. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1903.

Loti. — Die Schreckenstage von Peking. Von Pierre Loti. Einzig berechtigte Übersetzung. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Marshall. — Die Tiere der Erde. Von W. Marshall. Mit mehr als 1000 Abbildungen nach dem Leben. Erste Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Möbius. — Ausgewählte Werke. Von P. J. Möbius. Erster Band: J. J. Rousseau. Mit einem Titelbild und einer Handschriftprobe. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1903.

Möbius. — Geschlecht und Entartung. Von P. J. Möbius. Halle a. S., Carl Marhold. 1900.

Möbius. — Geschlecht und Krankheit. Von P. J. Möbius. Halle a. S., Carl Marhold. 1903.

Möbius. — Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Von P. J. Möbius. Fünfte, veränderte Auflage. Halle a. S., Carl Marhold. 1903.

Möbius. — Über die Wirkungen der Kastration. Von P. J. Möbius. Halle a. S., Carl Marhold. 1903.

Münch. — Geist des Lehramts. Eine Hodegetik für Lehrer höherer Schulen. Von Wilhelm Münch. Berlin, Georg Reimer. 1903.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genufs der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Achter Jahrgang, bis zur siebenten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Nestor. — Eine Marogeschichte. Von Ernst Nestor. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Palmé-Paysen. — Ein Hochzeitstag. Roman von H. Palmé-Paysen. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Perels. — Das autonome Reichstagsrecht. Die Geschäftsordnung und die Observanz des Reichstages in systematischer Darstellung. Von Kurt Perels. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Petzet. — Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Von Christian Petzet. Fünfte (Schluß-)Lieferung. München, J. F. Lehmann. 1903.

Pflugk-Harttung. — Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance, Wellington. Von Julius von Pflugk-Harttung. Berlin, Richard Schröder. 1903.

Puchner. — Anna Ruland. Sittenbild aus dem Westen der Vereinigten Staaten. Von Rudolf Puchner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Richepin. — Césarine. Von Jean Richepin. Übersetzt von L. Heinz. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Rüdiger. — Caroline Rudolphi. Eine deutsche Dichterin und Erzieherin, Klopstocks Freundin. Von Otto Rüdiger. Mit einem Bildnis. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1903.

Schäfer. — Kolonialgeschichte. Von Dietrich Schäfer. Leipzig, G. J. Göschen. 1903.

Schäfer. — Unsere Schwester. Ein Wort über und für die Diakonissensache. Von Theodor Schäfer. Potsdam, Stiftungsverlag. 1903.

Schäfer. — Leitfaden der inneren Mission, zunächst für den Berufsunterricht in Diakonen- und Diakonissenanstalten von Theodor Schäfer. Vierte, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1903.

Schanzer. — Cabaret und Variété. Ein Brettl-Allerlei. Von Rudolph Schanzer. Berlin, Th. Mayhofer Nachf. O. J.

Scheerbart. — Der Aufgang zur Sonne. Hausmärchen. Von Paul Scheerbart. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Schlichtegroll. — Die Bestie im Weibe. Beiträge zur Geschichte menschlicher Verirrung und Grausamkeit von Carl Felix von Schlichtegroll. Mit Illustrationen. Erster Band. Dresden, H. R. Dohrn. 1903.

Schwabe. — Dienst und Kriegführung in den Kolonien und auf überseeischen Expeditionen. Dargestellt und an Beispielen aus der kolonialen Kriegsgeschichte erläutert von Kurd Schwabe. Mit 25 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Schwarz. — Das erste Schuljahr bei fremdsprachigen Kindern. Von Paul Schwarz. Lissa i. P., Friedrich Ebbecke. 1903.

Schwarz. — Unsere Schülerreisen. Von Sebald Schwarz. Blankenese, Joh. Kröger. Im Buchhandel bei J. Harder in Altona. 1903.

Seccombe-Allen. — The age of Shakespeare (1579—1631). By Thomas Seccombe and J. W. Allen. Two volumes. London, George Bell & sons. 1903.

Seillière. — Le comte de Gobineau et l'Aryanisme historique. Par Ernest Seillière. Paris, Plon. 1903

Semper. — Achilleo. Ein Drama in drei Akten. Von Max Semper. Berlin, Köln und Leipzig, Albert Ahn. O. J.

Sewett. — Die Halbseele. Roman von Arthur Sewett. Berlin, Otto Janke. 1903.

Siegfried. — Gottfried Keller-Brevier. Von H. Siegfried. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1903.

Siewert. — Bajowo. Roman von Elisabeth Siewert. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Sombart. — Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. Von Werner Sombart. Berlin, Georg Bondi. 1903.

Sophokles' ausgewählte Tragödien. — Mit Rücksicht auf die Bühne übertragen von Adolf Wilbrandt. Zweite Auflage. München, C. H. Beck. 1903.

Souby-Bey. — Fabeln und Parabeln des Orients. Der türkischen Sammlung humajún namo entnommen und ins Deutsche übertragen von Souby-Bey. Mit einem Vorwort von Riecer Pascha. Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Stern. — Das Wesen des Mitleids. Von Wilhelm Stern, Berlin, Ferdinand Dümmler. 1903.

Strigl. — Sprachliche Plaudereien. Kleine volkstümliche Aufsätze über das Wesen und Werden der Sprachen und die Naturgeschichte einzelner Wörter. Von Hans Strigl. Wien und Leipzig, Leopold Weifs. 1903.

Stüber. — Wiener auf Reisen und daheim. Skizzen und Erzählungen. Von Fritz Stüber (F. St. Gunther). Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt.

Sverdrup. — Neues Land. Vier Jahre in arktischen Gebieten. Von O. Sverdrup. Erste Lieferung. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1903.

Thal. — Mutterrecht. Frauenfrage und Weltanschauung. Von Max Thal. Breslau, S. Schottländer. 1903.

Tissot. — Les cinq nuits de la passion. Roman par Ernest Tissot. Paris, Bibliothèque Charpentier. Paris. Eugène Fasquelle. 1903.

Vanderlip. — The american commercial invasion of Europe. Von Frank A. Vanderlip. Deutsche Übersetzung. Berlin, H. S. Hermann. 1903.

Vitrus. — Kampf. Bekenntnisse eines Fünfundzwanzigjährigen. Von Emil Vitrus. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Weber. — Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Einundzwanzigste Auflage. Vollständig neu bearbeitet von Alfred Baldamus. Erster Band. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1902.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

Das grüne Band.

Roman
von
Georg Hirschfeld.

IV. Jahrhundertwende.

Bei Frau Schirmer in der Fontanestraße war Weihnachten stiller vorübergegangen als in der Pension Basse. Wanda Kusmich, welche sonst die geräuschvolle Begleitung zu den leisen Stimmen des Schirmerschen Haushalts abzugeben pflegte, war verreist, nach Isenschnibbe, ihrem Heimatdorfe in der Altmark, wo ein flachshaariges Mädelchen auf dem Hühnerhofe der Großeltern herumspielte und plötzlich zu ihr „Mutter" sagen sollte. Wanda hatte sich bei aller Herzensfreude auch davor gefürchtet. Sie blieb, ohne Nachricht zu geben, acht Tage fort, und so gelangten Frau Schirmer und Walter noch inniger zueinander und zu immer tieferem Sicheinleben in das neugegründete Dasein. Helmut Baumbach, den merkwürdigen Lyriker, hatte Walter seit seinem Besuche in der Poststraße nicht wieder gesehen und wartete nun auf den Gegenbesuch, den jener ihm mit Hans Georg Richter, nach] dessen Rückkehr, abstatten wollte. Andere Bekannte suchte Walter, von Arbeitsplänen bedrängt, nur wenig auf, und es waren auch meist solche, die, sofern sie ihm künstlerisch nahestanden, ihm menschlich zugleich wieder fernblieben, denn jeder lebte scheu in seiner eigenen Gedankenwelt und mochte darin nicht gestört werden. Walter aber empfand seine Rückkehr in die feierliche Winterstille des Grunewaldes immer wieder als das beste Mittel, ohne Säumen auf dem Wege fortzuschreiten, der ihm vom Schicksal bestimmt schien: auf dem Wege zur Kunst, in die sein Leben sich erlösend umsetzen sollte. Denn das Leben selber, fühlte Walter, konnte in seiner Wirrnis nur Materie sein für den einsam schaffenden Geist.

Am Morgen des Sylvestertages kam Wanda nach Hause und brachte als Präsent ihrer Eltern eine mächtige Stolle und selbstgekelterten Obstwein mit und von Rosa, ihrem kleinen Mädchen, ein eigenes Werk, eine gestrickte Geldbörse für Frau Schirmer. Wanda war noch in voller Abschiedserregung und

suchte sie vor ihrer Herrschaft gewaltsam zu verbergen, indem sie sich sofort an eine gründliche Säuberung der ganzen Wohnung machte. Die war nun eigentlich gar nicht nötig, doch wurde sie von Frau Schirmer gern geduldet, weil diese sah, was sich das Mädchen dabei alles von der Seele bürsten und scheuern konnte: dunkle Fragen, Schuld und Sehnsucht. Als Wanda im Wohnzimmer hantierte, gesellte sich Walter zu ihr und setzte sich, ihr schweigsam zusehend, aufs Sofa. Bald aber mußte er sich niederlegen, da Wandas leidenschaftlicher Besen seinen Füßen gar zu nahe kam. Das lange Stillschweigen genierte das Mädchen, und so begann sie plötzlich eine Unterhaltung, indem sie sich bückte und mit dem Besen hastig unter das Sofa fuhr:

„Nu kommt 'n neues Jahrhundert, — nich wahr, Herr Schirmer? Unser Koofmannslehrling hat mir neulich schon jefragt, ob ich auch weeß, daß 'n neues Jahrhundert kommt. ‚Da müßt ich ja so 'n Dämel sind wie Sie,‘ hab ich jesagt, ‚wenn ich das nich mal wißte.‘ Na ja, so'n oller Pflaumenfritze."

„Heute abend müssen Sie aber tüchtig kneipen, ordentlich Punsch trinken, Wanda," sagte Walter. „Solchen Sylvester wie heute erleben Sie nicht noch 'mal."

Wanda richtete sich auf und sah ihn, auf den Besen gestützt, mit nachdenklicher Miene an. „Ja, ja," sagte sie, „das is ja richtig. Daran hab ich noch jar nicht jedacht. Wie alt wird man denn? Stücker siebzig. Höchstens. Is ja wahr. Dem Bodelschwing sein Diener, was früher sein Bursche war, der wollte 'ne Flasche Punschextrakt koofen, und Fannkuchen jibt Ihre Frau Mama."

„Wie war's denn eigentlich zu Hause, Wanda? Na, Sie kriegen ja Tränen in die Augen — reden wir lieber nicht davon."

„I doch, natirlich, Herr Schirmer! Das wär ja noch scheener, wenn Ihre Frau Mama so nett is und schickt mir nach Hause, und denn red ich nich mal 'n Ton davon! — Ne ne, — zuerst, da war se ja 'n bißken komisch, de Rosa, Se können sich ja denken, ich hatte se doch zwee Jahre nich jesehn, und fünwe is der kleene Proppen erst. Janz joldne Haare hat se, wirklich, und die Augen sind die reenen Verjißmeinnich, und Ärmchens und Beenchens hat das Kind, ich sage Ihnen, wie so 'n kleener Schokladenengel. Wahrhaftig. Und zuerst, da war se ja mucksch und hat 'n Finger ins Maul jesteckt, und immer war se hinter de Hühner her und hat jeheult, wenn ich se in de Stube jerufen habe. Und nischt so in de Augen, wissen Se, Herr Schirmer, was 'n Kind is, eijen Fleisch und Blut. Und plötzlich, am ersten Feiertag, wie ihr de Jeschenke 'n bißken Spaß jemacht haben, denn heilig Abend, da hätte ich ihr de Reichsbank oder 'n Juliusturm mitbringen können, da wär se muckschstille jeblieben, — plötzlich am andern Morjen, wie ich in den Jarten jehe, Winterkartoffeln holen, da kommt se hinter mir her jeloofen, tipp tapp, tipp tapp, und kommt und bringt mir ihre kleene Katze, Pussi, wissen Se, die is so ihr Höchstes, bringt se anjeschleppt und will se mir schenken und macht Ihnen Augen dazu — — na, da wußt ich überhaupt zum erstenmal, daß ich 'n Kind hatte. Verstehen Se, Herr Schirmer . . . Ich hab's Ihrer Frau Mama so oft jesagt, im Wohnstubenteppich sind Motten. Da fliejen

se nu. Nu haben wir de Bescherung. Ja, was ich sagen wollte, Herr Schirmer, — dem Kerl — i, dem bin ich nu jar nich mehr jram. Meinswejen soll er doch bei de Azteken sind oder bei de Kameruner. Ich hab mein Kind, und das is mir de Hauptsache. Soll se man erst jroß werden. Is auch 'n Mensch — und was for eener!"

Draußen im Korridor klingelte es jetzt, — ein willkommenes Signal für Wanda, mit glühendem Kopf und zitterndem Munde hinauszulaufen und nicht wiederzukommen. Walter sah ihr liebevoll nach — dann erhob er sich langsam vom Sofa. Als er sich der Tür näherte, kamen ihm Helmut Baumbach und Hans Georg Richter entgegen.

Nachdem sie sich kaum begrüßt hatten, fragte Helmut schon voll Eifer: „Sagen Sie, Herr Schirmer, wie heißt das Mädchen, das uns eben eingelassen hat? Das ist ja eine Persönlichkeit wie Molières Köchin! Diese Augen! Diese Züge! Diese Stimme!"

„Ganz richtig," erwiderte Walter lächelnd, „aber mit Molière hat sie wenig zu tun. Sie heißt nämlich Wanda Kusmich und stammt aus Isenschnibbe."

„Auch nicht übel," meinte Hans Georg und schneuzte sich energisch.

„Wanda — Wanda Kusmich — Isenschnibbe," murmelte Helmut, auf und ab gehend. „Diese Deutschen! In Frankreich würde sie Toinette heißen, Toinette Rivière, vielleicht aus Havre de Grâce. Es ist schrecklich."

„Das kann ich nicht finden," meinte Walter; „ich bin für Heimatkunst. Wenn ich auch selber leider wenig Heimatkunst besitze. Ich ‚wurzele' zu wenig, wie die Zeitungsschreiber sich ausdrücken."

„Was soll denn das nun wieder heißen?" fragte Hans Georg in seiner gutmütig polternden Art, die rein aus Überschuß an Jugendkraft zu opponieren pflegte. „Heimatkunst! Na, Weltkunst ist mir lieber! Und du wurzelst zu wenig? Ja zum Deibel, sag mal, wurzeln wir denn?"

„Das will ich doch meinen, Hans Georg. Der Sohn eines Holsteiner Reeders und der Sohn eines pommerschen Schiffskapitäns? Mein Urgroßvater hat noch als reisender Handelsmann Strumpfbänder im Posenschen verkauft. Es ist nicht leicht, meinen Stammbaum durch zwei Jahrhunderte zu verfolgen. Unsereiner tut am besten, seine Ahnentafel da anzufangen, wo Großvater nach Berlin gekommen ist und preußisches Bürgerrecht erworben hat. Die Vorzeit liegt in geheimnisvollem Dunkel. Manchmal spürt man ja Sehnsucht danach, wenn man denkt, wie weit das alles zurückreicht. Weiter wohl als jeder christliche Adel. Die Begleiter der Menschheit . . die Urbilder der Menschheit . . Tradition und versunkene Herrlichkeit eines ‚großen Volkes' . . Aber Ahasver bleibt doch der Typus . . Und so schwankt man zwischen Zion vor Jahrtausenden und Berlin — nach 1812."

Walter hatte das alles in seiner Weise ruckartig, halb träumerisch und halb seinen eigenen Worten widerstrebend, ausgesprochen und wanderte dabei umher, — jetzt blieb er plötzlich vor den Freunden stehen und sah sie mit dem eigentümlichen Lächeln an, das seinen dunklen Augen etwas gutmütig Spöttisches und zugleich auch Schmerzliches gab. Dann sagte er: „Was erzähl ich

euch da für Neuigkeiten? Pathos, Pathos! Hängt mit pathologisch zusammen. Reden wir lieber von Wanda."

Aber sie kamen nicht dazu, denn Frau Schirmer betrat soeben das Zimmer, und Helmut sowohl wie Hans Georg fuhren in ihrer ganzen, germanischen Schlankheit auf und machten ihr tiefe Verbeugungen. Frau Schirmer, die ja wenig mit Menschen zusammenkam, gab sich den Freunden ihres Sohnes übertrieben herzlich und erkundigte sich nach ihren Lebensumständen so mütterlich bewegt, daß der Dichter und der Bildhauer, jeder in seiner Weise, sich mit zärtlichem Staunen in ihre freundlichen Züge versenkten. Besonders auf Helmut machte Walters Mutter einen starken Eindruck, weil dieser jede Frau poetisch zu symbolisieren pflegte und in Frau Schirmer nicht nur eine liebe alte Dame, sondern gleich auch eine Mutter Maria sah. So mußte denn Hans Georg für den verträumten Poeten das Wort ergreifen und Walter den eigentlichen Zweck ihres Besuches auseinandersetzen. Es handelte sich um den ersten Bundesabend der Brüder und Schwestern vom grünen Bande, der heute als Feier der Jahrhundertwende in der Pension Basse stattfinden sollte. Er selber, Hans Georg, wäre schon beigetreten, wenn er auch die Leute dort nur aus Helmuts Schilderungen gekannt hätte. Man hoffte aber auch allgemein, daß Walter sich anschließen würde. Ihn dazu aufzufordern, wären sie heute hauptsächlich gekommen.

„Es handelt sich wohl um einen kleinen Verein, meine Herren?" fragte Frau Schirmer jetzt mit schüchternem Interesse.

Hans Georg und Helmut mußten lächeln. Dann ergriff aber, um die entstandene Verlegenheit fortzuschaffen, Helmut sogleich das Wort:

„Doch nicht, gnädige Frau," sagte er höflich. „Es handelt sich um eine freie Gemeinschaft junger Leute — Herren und Damen. Wir sind grundsätzlich gegen alles Vereinsmäßige, gegen alles, was Vorstand oder Statuten heißt."

Wenn auch die freie Gemeinschaft junger Leute, Herren und Damen, Frau Schirmers Ohren ein wenig verfänglich klang, so sah sie doch in Helmuts Miene den makellosen Idealisten, und irgend etwas an ihm erinnerte sie an die schwärmerische Vorstellung, die sie als junges Mädchen von Friedrich Schiller gehabt. So hörte sie ihm denn mit gläubigem Interesse zu, als er ihr und Walter die Gründung und Bestrebung des neuen Bundes auseinandersetzte, und als sie schließlich mit bittender Stimme gefragt wurde, ob sie wohl am heutigen Sylvesterabend ihren Sohn beurlauben würde, da suchte sie eifrig jeden Verdacht der Bevormundung von sich abzuwälzen und redete Walter selber zu, doch ja die schöne Einladung anzunehmen. Doch Walter verhielt sich schweigsam und blickte in nervöser Verlegenheit vor sich nieder. Als Hans Georg und Helmut nun in ihn drangen und seine Zusage hören wollten, sagte er bedenklich: „Ja, ich weiß nicht, liebe Leute; die Sache ist ja wunderschön, — aber ob ich da hineinpassen werde? . . ."

„Warum? Aber Herr Schirmer! Sie gerade! Alle warten ja auf Sie!" rief Helmut.

„Das ist wohl gleichgültig," erwiderte Walter. „Es handelt sich doch um ein Sichkennenlernen. Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Herr Baumbach.

Der Bund, dessen Gründung Sie mir erzählt haben, hat etwas Feines, ja, ich möchte sagen etwas Holdes, geradezu Berückendes. Ich sehe, noch ohne dagewesen zu sein, in ein Böcklinsches Jugendland hinein. Sie wissen schon — in den Hintergrund vom Gefilde der Seligen. Lauter junge Leute — Herren und Damen . . . Aber so viel Individualitäten, alle in demselben Zimmer in der Bülowstraße . . . Ich weiß nicht, kann das nicht zu menschlichen Zusammenstößen führen? Das Wahre und Echte an der Sache bildet sich doch nur im stillen. So, wie Sie es sich denken, heißt das nicht nur Träume lebendig machen wollen?"

„Das ist mein höchster Wunsch," erwiderte Helmut feierlich. „Träume lebendig machen, unser armes Dasein bereichern, das ist es."

„Ja, das ist es", sagte Hans Georg bekräftigend und blickte Walter mit naiver Opposition an.

Doch dieser schwieg und schüttelte langsam den Kopf. Da begann nun seine Mutter der Verlegenheit, die sie am stärksten empfand, mit sanften Worten aufzuhelfen: „So ist nun mein Sohn, Herr Baumbach. Immer nach Einsamkeit verlangt er. Wenn auch die Menschen noch so sehr nach ihm verlangen. Ja, so bist du . . ." Dabei nahm sie zärtlich Walters Hand.

„Mama," sagte jener etwas erregter, „Mamachen, so ist er nicht. Er ist noch etwas anders. Ich kenne den Herrn. Aber schließlich — — — was Schönes soll man nicht versäumen. Es ist zu selten im Leben. Herrschaften ich komme heute abend."

„Na also!" rief Hans Georg, erhob sich und schüttelte ihm die Hand.

„Wann geht die Sache los?"

„Um neun Uhr, bitte."

Die jungen Leute verabschiedeten sich und gingen, von Frau Schirmers liebevollem Blick gefolgt. Sie gefielen ihr beide außerordentlich, und besonders lobte sie Helmuts Wesen, indem sie Walter, der ihn doch eben erst gesehen hatte, seine Vorzüge ausführlich auseinandersetzte. Doch Walter sprang jetzt plötzlich vom Sofa auf und rief, mit großen Schritten zur Tür eilend: „Entschuldige, Mama! Dieser Lyriker hat vergessen, mir die Hausnummer zu sagen!" Damit verschwand er, um Helmut noch einzuholen.

Dem grauen Winternebeltage folgte ein sternklarer Abend. Als Walter ins Freie hinaustrat, um sich auf den Weg zur Pension Basse zu machen, kam ihm wirklich etwas Feierliches aus der schimmernden Kälte des Äthers entgegen. Er konnte sich jetzt ein dunkler Ahasverus dünken, der durch die Wirren des vergangenen Jahrhunderts bis an die Schwelle des neuen und unbekannten kam. Halb fühlte er Erinnerung an erlebte Größe und versäumte Schönheit am Felsen der Seele aufbranden, halb war es auch wieder Sehnsucht nach dem Kommenden, das jedem, der hinübergelangte, irgendwie Erlösung versprach. Doch Walter verweilte nicht lange bei solchen Stimmungen, die das Ungeheure allzu eitel an seine Person banden. Er sah entschlossen von sich selber fort und in die Neujahrsgedanken aller, und so fühlte er sich bald ruhiger.

Als er gegen halb zehn Uhr in der Bülowstraße die vier Treppen hinaufgestiegen war und das Porzellanschild „Basse, Pension für junge Damen des In- und Auslandes“ gelesen hatte, zögerte er noch, zu klingeln, denn aus dem Innern der Wohnung hörte er leise, vertraute Klänge. Eine schöne, etwas dunkel gefärbte Frauenstimme sang den „Frühlingsglauben“ von Schubert, und eben kam die Stelle: „Alles, alles muß sich wenden!“ Mit Inbrunst wurde sie auf dem Klavier begleitet, und man konnte draußen auf der Treppe noch die Erregung der Musizierenden fühlen. Als dann das Lied zu Ende war und das flache Beifallsklatschen hörbar wurde, klingelte Walter. Marie, das Hausmädchen, öffnete ihm und machte eine Miene, als wollte sie sagen: „Sie sind zwar ein Fremder, aber ich weiß schon.“ Allzu liebenswürdig, wollte sie zu früh die Tür zum Saale öffnen, denn Walter zog sich sehr langsam den Überrock aus, weil er sich bei fremden Leuten zunächst immer im Korridor am wohlsten fühlte. Endlich gab er sich aber den nötigen Ruck und trat ein. Da sah er nun im hellerleuchteten Raume vielerlei Erscheinungen, deren Blicke alle auf ihn gerichtet waren. Die Sängerin stand, ein Notenheft in der Hand, am Flügel, während die Pianistin noch auf ihrem Platze saß und, mit kleinen Händen leise phantasierend, das dunkle Pudelköpfchen (so viel sah Walter auf den ersten Blick) zu ihm hinwandte. Mehrere junge Leute, Damen und Herren, waren sonst noch in ungezwungener Stellung, stehend, sitzend oder liegend, im Saale zu sehen. Nach kurzer Pause eilten aber Helmut und Hans Georg auf Walter zu, und Herr Basse folgte ihnen eifrig. Mit verlegener Miene absolvierte Walter rasch und unter kurzen Dienern die allgemeine Vorstellung, hatte zum Schluß natürlich keine Ahnung von den Namen, die er gehört, und zog sich, als er gar noch den Theaterkritiker Meißner in dem „Böcklinschen Jugendlande“ erblickte, rasch mit Helmut Baumbach ins Nebenzimmer zurück, um sich dort erst ein wenig zurechtzufinden. Die Gelegenheit war günstig, denn Dr. Meißner begann soeben mit gequetschtem Tenor „Die böse Farbe“ zu singen, und man brauchte ihm nicht unbedingt zuzuhören. Da erfuhr nun Walter von Helmut, welche von den Damen Hertha Lisko und welche Fanny Demelius wäre, und lange sah er auf Miß Willis und Agathe Torneelen, die Hand in Hand auf dem Diwan saßen, während Sascha Lussin und Hanna Rossitz seine Aufmerksamkeit weniger erregten. Von den Herren kannte er Ferdinand Friedrichowicz schon, und auch Hermann Arndt war ihm früher begegnet, doch konnte sich Walter über den leidenschaftlich singenden Theaterkritiker einer ironischen Bemerkung nicht enthalten.

„Stört er Sie?“ fragte Helmut erschrocken. „Haben Sie etwas gegen Meißner?“

„O durchaus nicht. Wenn er Sie nicht stört . . . Ich kenne ihn gar nicht.“

In diesem Augenblick kam Mutter Basse ins Zimmer gerauscht und bat ihn höflicher, als sie sonst zu bitten pflegte — denn sie sah in Walter noch die Berühmtheit — doch wieder in den Saal zurückzukehren, weil er dort viel besser zuhören könnte. Walter folgte ihr lächelnd, denn die lebhafte Dame gefiel ihm; doch ehe er sie ansprechen konnte, wurde er schon von Dr. Meißner

festgehalten, der sich ihm bedeutsam vorstellte und ihn alsbald in ein langes Gespräch verwickelte, das trotz Walters Abwehr sich in eine recht ergebnislose Kunstdebatte verlor. Walter beschränkte sich darauf, das Nötigste zu antworten, da Dr. Meißner offenbar am meisten daran lag, seine eigenen Ansichten zu hören.

„Kinder," sagte jetzt Hertha, indem sie sich mit übermütig-nachlässigen Schritten einer Gruppe näherte, zu welcher Helmut, Fanny, Ferdinand und Hans Georg gehörten, „ich finde unseren ersten Bundesabend bis jetzt hervorragend langstielig. Es muß doch irgend was geschehen. Jetzt ist es erst zehn — wir schlafen ja zu Neujahr, Kinder."

„Aber nicht doch," flüsterte Helmut vorwurfsvoll. „Sie haben doch so wunderschön gesungen, Fräulein Hertha."

„Na ja, es geht, aber nachher hat mir der Meißner mit seinem Geblöke die ganze Stimmung verdorben. Fanny, wie konntest du den Menschen nur begleiten!"

„Was soll ich denn machen?" fragte Fanny wehmütig. „Man kann doch nicht ungezogen sein. Ihm macht es Freude, aber den Zuhörern —" Dann plötzlich ihren Ton verändernd rief sie: „Aber den Schirmer finde ich doch riesig interessant, Kinder!"

„Ich danke," sagte Hertha; „bis jetzt habe ich noch nicht ein einziges Wort von dem großen Manne vernommen. Schöne Augen hat er. Scheint sich aber im übrigen an den anwesenden Kritiker zu halten. Na, meinetwegen."

„Pfui Hertha!" rief Fanny ärgerlich. „Du bist ja heute abscheulich! Immer was Schlechtes siehst du! Er muß doch höflich sein!"

„Ja, ja, das muß er, Dummchen, höflich sein, das ist die Hauptsache. Um Gottes willen, da reden sie schon von Goethe und Shakespeare! Und Vater Basse mittenmang! Nein, Kinder, da müssen wir zwischenfahren! Kommt mal alle mit, wir tanzen einen Ringelreigen um sie, dann fühlen sie sich vielleicht als goldne Kälber, diese trockenen Fachsimpler! Kommt!"

Und damit zog Hertha Fanny mit sich, die wiederum Ferdinands Hand nicht losließ, und Helmut, anfangs erschrocken, dann entzückt von Herthas Übermut, folgte ihr nach, indem er Hans Georg, der sich lachend wehrte, mitzog. So sprangen sie alle fünf heran und kamen gerade dazu, als Dr. Meißner, seinen langen Bart streichend, zu Walter sagte: „Ich hatte zwar leider keine Gelegenheit, Ihr Buch in meiner Zeitung zu besprechen, denn mein Ressort ist das Theater, aber es dürfte Sie interessieren, meine Meinung auch ungedruckt zu hören." Da tanzte der übermütige Reigen um die Erstaunten herum, und Hertha sang dabei mit liebenswürdiger Stimme die Verse, die Helmut eben noch improvisiert und ihr zugeflüstert hatte:

Halt! Man redet nicht vom Fach
Unter Papa Philipps Dach!
Ihr sollt singen hier und leben
Und euch selbst den andern geben!

Walter, der selber schon gern von dem unbequemen Gespräche los und zu den jungen Leuten gekommen wäre, traf Herthas Liedchen wie ein leiser Stich;

doch gefiel ihm das schelmisch lockende Gesicht, und so sagte er in seiner ruhigen Weise:

„Ich bin unschuldig, meine Herrschaften."

„Bitte sehr! Ich fühle mich auch nicht schuldig!" rief Dr. Meißner lächelnd, aber doch ein wenig pikiert. „Was stellen Sie für ein Programm auf, Fräulein Lisko? Man soll singen und leben? Na, gesungen habe ich —"

„Gott sei's geklagt," flüsterte Hertha fast unverständlich, doch so, daß Fanny und Hans Georg es hören konnten und sich nur mühsam das Lachen verbissen. Dr. Meißner war auf dem linken Ohr schwerhörig — das wußte Hertha.

„Und leben!" fuhr jener, die Hände reibend, fort. „Mein Gott! Darin sind die Ansichten wirklich verschieden! Wie heißt es doch in Ihrem Roman, Herr Schirmer? ‚Det Leben, Kinder, det is so 'ne Sache.' So 'ne Sache! Hahaha!"

Die beiden Malerinnen waren mit Friedrichowicz und Sascha Lussin inzwischen auch herangekommen, da sie sahen, daß Walter Schirmer endlich in ein allgemeines Gespräch gezogen war. Auch Hanna Rossitz näherte sich langsam, doch suchte sie, wie gewöhnlich, Deckung hinter der hohen Gestalt von Agathe Torneelen und beobachtete ganz im stillen den Mann, dessen Buch zu ihrem besten, innigsten Besitz gehörte. Walter aber wurde, von so vielen Blicken getroffen, wieder schweigsam und ließ die anderen reden. Als dann Mutter Basse erschien und mit lauter Kommandostimme zu einem „Butterbrot — gar keine Umstände!" aufforderte, da bot er Hertha Lisko den Arm, während Helmut, zu spät gekommen, an Fräulein Rossitz geriet und mit leisem Seufzer, aber doch sehr freundlich ihr Tischherr wurde. Wieder fand sich die heitere Gesellschaft, wie am Weihnachtsabend, zusammen und heute noch verstärkt durch Walter Schirmer, der allen gut gefiel, und Hans Georg, der schon als alter Bundesbruder angesehen wurde. Um elf Uhr gab es Burgunderpunsch und Pfannkuchen, und der heiße, würzige Duft ließ schon die erste Ahnung jener großen Zeitwende über die Tafel hinziehen; mancherlei Erinnerungen wurden wach, und auch die Hoffnung glomm empor, indem sie in den Knopflochbändchen der Herren und den Busenschleifchen der Damen grüne Blüten ans Licht zu zaubern schien. Es wurde ziemlich still am Tische, und Herr Basse sah schon von Zeit zu Zeit mit bedeutsamen Blicken auf die Wanduhr hinüber, die so gleichmütig tickte, als ob es ihr ganz egal wäre: 1900 oder 1901, — der große Uhrmacher hatte für den Gang des Werkes zu sorgen. Von Walter war jetzt die feierliche Erregung, die er vorher noch im Abenddämmer der Straße empfunden, gänzlich gewichen, und er mußte innerlich lächeln, wenn er Helmut ansah, in dem sie offenbar mit nahender Neujahrsstunde immer mehr sich steigerte. Er machte ein so visionäres Gesicht, als wollte er den „neuen Menschen" in seiner lichten Erhebung, die ihm das zwanzigste Jahrhundert bringen sollte, um Mitternacht leibhaftig erblicken. Er hatte am tiefsten von allen das Bewußtsein eines großen Erzeugnisses. Doch drangen dafür von der Straße schon die gewohnten, plumpen

Töne des Großstadtsylvesters herein, verfrühte „Prost Neujahr!“ Rufe, Kichern und Bierstubengesang. Jahraus, jahrein dasselbe, und hier, in dieser wunderlichen Pension, da saßen schöne, junge Menschen, denen der Augenblick gehörte, Künstler, Künstler, keine Propheten! Walter empfand jetzt den ewigen Ideenkultus Helmuts fast als etwas Aufdringliches und wandte sich um so lieber seiner Nachbarin Hertha Lisko und seinem Vis-a-vis Fanny Demelius zu, als beide Mädchen ihm, der Frauen immer so scharf und erkältend anblickte, als besonders interessante Typen erschienen. Dabei fesselte ihn Hertha mehr als Fanny, denn jene hatte das lockend Unbestimmte, Meerverwandte der Frauenseele, während diese das treuherzig Zuverlässige, gradlinig Leidenschaftliche hatte und offenbar ein ganzer Kerl war. Für Dichteraugen fesselnder pflegt ja ein Antlitz zu sein, das die Lösung seines Geheimnisses lockend verbirgt, als ein solches, das kindlich offen den Mann nach dieser Lösung befragt. Ferdinand Friedrichowicz ließ sich offenbar ganz gern befragen, und es war ihm gar nicht unbehaglich, daß Fanny, während die anderen sprachen, mit liebesbanger Miene von seiner bleichen Denkerstirne erlösende Orakel abzulesen suchte. Hertha führte das Gespräch. Die erste Verstimmung gegen Walter war jetzt in eine um so größere Liebenswürdigkeit umgeschlagen, und sie zog, von Walters prüfendem Blick getroffen, all ihre Register auf, — bald war sie ein hübscher Gamin, ein rechter Straßenjunge, bald ein verträumtes, deutsches Mädchen, bald flog sie wie ein Schmetterling und ließ sich mit wippenden Flügeln gleichsam auf die Nasenspitze ihres Nachbars nieder, bald fragte sie ihn als ringende Frau mit sehnsuchtskranken Augen: ‚Du Dichter, glaubst du, fühlst du, daß ich etwas kann? Ich frage dich als Künstler, nicht als Weib, denn ich suche ein höheres Leben.‘ Und Helmut, der alle Farbenspiele ihrer Natur schon kannte und im Herzen trug, belauschte ihr Gespräch mit Walter und beobachtete tief erregt ihre Wirkung auf den Freund, als wäre er der Hüter ihrer Seele und bäte sie, ihm Ehre zu machen. Wenn Walter sie bewundernd anlächelte, lächelte auch Helmut, und wenn sie ihn durch eine plumpere Antwort verstimmte, wurde auch Helmut verstimmt und bat mit den Augen gleichsam, ohne daß Hertha es merkte, daß sie doch rasch wieder etwas Anmutiges sagen sollte.

Nun zeigte die Wanduhr fünf Minuten vor zwölf, und Herr Basse erhob sich, was wie ein leiser elektrischer Schlag durch alle Gäste ging. Schnell füllte sich noch jeder sein Glas, und Frau Wilhelmine hatte gerade noch Zeit, ihrem aufgeregten Manne zuzurufen:

„Vater, bloß keine Minutenrede mit Auf-die-Uhr-gucken! Wozu soll man sich den Abschied vom alten Jahrhundert noch verleiden. Warten wir ruhig ab, meine Herrschaften, bis es dreizehn schlägt.“

„Wer sagt dir denn, daß ich reden möchte, liebes Minchen,“ erwiderte Herr Basse mit sanfter, aber doch energischer Zurückweisung. „Über die Bedeutung des heutigen Sylvesters sind wir uns ja alle klar; darüber hat ja unser lieber Freund Baumbach am Weihnachtsabend viel schönere Worte gesagt, als ich sie jetzt zustande bringen könnte. Aber“ — und hier erhob Herr

Basse seine aufgeregte Stimme zu höherer Kraft — „ich möchte vor Toresschluß sozusagen noch die beiden hochwillkommenen Bundesbrüder bei uns begrüßen, die neu in unserem Kreise sind und uns schon lange vertraut — Herrn Walter Schirmer, den wir als Dichter eines herrlichen Werkes verehren" — Vater Basses Rhetorstimme schnappte schon über, — „und Herrn Richter, den besten Freund unseres Freundes. Seien Sie uns beide herzlich willkommen, meine Herren, entwickeln Sie sich weiter im nächsten Jahrhundert nach unseren und nach Ihren Wünschen, — seien Sie — empfangen Sie —" Hier blieb er stecken, da er durch die Beobachtung des Uhrzeigers zerstreut war; doch zu seinem Glück begann jetzt der gemütliche Regulator Jahrhundertwende anzuschlagen. Beim zwölften Schlage, bis zu welchem Herr Basse, wie die anderen, andächtig gelauscht hatte, brausten die Neujahrsrufe durch das Zimmer, und auf der Straße draußen erklang alsbald ein vielstimmiges, immer lebhafter bekräftigendes Echo. Helmut stürzte zum Fenster und riß es auf, indem er, der gefährlichen Nachtluft nicht achtend, mit erhobenem Glase „Profit Neujahr!" hinausrief.

„Prost Neujahr, prost Neujahr!" tönte es von mehreren Kinderstimmen wieder. „Jeben Se uns doch 'n Glas Punsch!" Helmut überlegte sofort die Erfüllung des Wunsches mit Frau Basse, die dann das Hausmädchen mit einem Pfannkuchenteller hinunterschickte. Da sich infolgedessen aber eine bittende und johlende Horde auf der Straße ansammelte, mußte das Fenster wieder geschlossen werden. Hermann Arndt setzte sich nun ans Klavier und spielte ziemlich unvermittelt den Hochzeitsmarsch von Mendelssohn, während Ferdinand Friedrichowicz mit wildem Eifer, Fanny zu Hilfe nehmend, die Tafel zusammenschob und die Stühle an die Wand stellte, so daß der Speisesaal zum Tanzsaal wurde. Da gab es denn noch ein schönes, selbstvergessenes Treiben durch einige Stunden hindurch. Die Pensionseltern saßen gemächlich, mit sinnendem Lächeln auf dem Sofa, und Walter saß neben ihnen, denn er konnte sich in einem seltsamen Widerstreit von Resignation und Jugendlust niemals zum Tanzen entschließen. Es berührte ihn aber jetzt peinlich, daß Hanna Rossitz, die natürlich auch nicht tanzte, sich neben ihm niederließ und das Sofa so die Bank der Alten und Enterbten wurde. Gehörte er denn wirklich dazu? Zu den anderen gehörte er, jawohl, und dennoch war es bis zu den lachenden Gesichtern und den wehenden Röcken, die an ihm vorüberflogen, so weit, und seine stillen Füße fühlte er wie mit Bleigewichten beladen, ein trauriger Ritter, wenn er die hüpfenden Füße der Tänzer ansah. Doch wieder mußte Walter beim Anblick Helmut Baumbachs unwillkürlich lächeln. Diese naive Begeisterung, dieses selige Schweben, und dabei doch wirklich nur ein lächerlicher Storch, ein dürrer Pegasus, der mit Flügeln schlug, die ihn nicht tragen konnten. War denn der Drang nach Schönheit und die Schönheit eins? Er hätte Hertha Lisko gern danach gefragt, die eben mit Helmut an ihm vorübertanzte und doch von ihrem Tänzer fort zu Walter hinsah.

Um drei Uhr entschloß man sich endlich zum Aufbruch, nachdem Dr. Meißner und Hermann Arndt sich schon heimlich empfohlen hatten. Nur die

beiden Malerinnen, die sich sozusagen ihre Seelen freigetanzt hatten und wie holde Hetären aussahen, wiegten sich immer noch im Walzer, ein entzückendes Bild von selbstvergessener Schönheit. Doch Mutter Basse gebot jetzt Halt, und die erhitzten Mädchen küßten sie; dann eilten sie Hand in Hand hinaus. Walter sah sie wie zwei weiße Rehe in einem Zauberwald verschwinden. Was war das doch für eine wunderbare Welt, die er noch nicht gekannt hatte? —

„Eine junge Amerikanerin und eine junge Holländerin — entzückende Geschöpfe, nicht wahr, Herr Schirmer?“ Mit diesen Worten suchte Herr Basse dem Verträumten das Wunder zu erklären. Walter nickte und lächelte ernst. Dann ging er mit den anderen.

Draußen brannte die Neujahrskälte. Die heißen, jungen Punschseelen mochten aber keinerlei Fahrgelegenheit benutzen und stampften mutig durch den Schnee. Ferdinand ging mit Walter, während Hans Georg und Helmut vor ihnen hergingen. In Ferdinand wühlten die Gedanken, und von der großen Nacht, durch die sie schritten, phantastisch aufgeregt, sprach er dem schweigsamen Begleiter eine konfuse Fülle seiner wichtigsten Erlebnisse, Schmerzen und Hoffnungen vor. In diesem Jahr, das heute anhob, da müßte sich sein ganzes Leben entscheiden, sagte er. Vielleicht auch noch das Leben eines anderen Menschen. Wen er meinte, verschwieg er zwar geheimnisvoll, doch unterließ er es nicht, von der Ungenannten zu sprechen und Walter vorzuschwärmen. Dieser aber schwieg zerstreut und barg im Gehen die frierenden Hände in den Manteltaschen, während Ferdinand mit freien Armen fuchtelte. Endlich aber glaubte der letztere keiner genügenden Aufmerksamkeit bei seinem Begleiter zu begegnen und rief mit Ungeduld die vor ihm gehenden Freunde an. So trennten sich die Paare und wechselten einander, — Walter ging nun mit Helmut. Helmuts Antlitz war trotz der starken Kälte wie von innerer Hitze gerötet, und seine Augen flimmerten unstet unter dem schwarzen Zylinder, während sein grauer Mantelkragen im Winde flog. Von Husten häufig unterbrochen, begann er nach einem kurzen, aber bedeutungsvollen Schweigen plötzlich von Hertha Lisko zu sprechen.

„Was Sie über diese Dame denken — interessiert mich — am allermeisten, Herr Schirmer.“

„Sie hat mich eigentlich auch am meisten interessiert,“ meinte Walter, sich gelassen von einem Schneeball säubernd, der offenbar dem herausfordernden Zylinder Helmuts gegolten hatte.

„Das freut mich!“ rief Helmut. „O, das freut mich unsagbar! Denn Sie besitzen Augen für durchgeistigte Schönheit! Reine Körperschönheit beim Weibe begegnet uns — zu mannigfaltig, nicht wahr? Der Kultus muß ja überwunden werden. Aber Geist! Und Anmut! Hoheit! Das hat sie! Nicht? Das hat sie!“

„Ich kenne die Dame noch nicht näher, aber —“

„O, wenn Sie sie kennen würden — wie ich! Sie ist bei all' ihrer holden Leichtigkeit, die freilich — mit Herzensgüte tief zusammenhängt, ein durchaus vornehmes Wesen! So frei! So künstlerisch! So mannigfaltig.

kapriziös und stürmisch wie das Meer! Wenn Nietzsche sie gekannt hätte! Die hätte ihm sicher gefallen! O, Herr Schirmer, Sie müssen sie — singen hören! Die Carmenlieder ebenso herrlich wie das schlichteste Volkslied! Anfang März gibt sie mit Fanny Demelius ihr erstes Konzert! Saal Bechstein! Da werden die Leute — Kunst zu hören bekommen!"

„Strengt Sie das Reden bei dem kalten Wind nicht an, Herr Baumbach?" fragte Walter besorgt.

„O nein — Sie Lieber! Besser sich verschwenden als ein stummer Maulwurf bleiben! Wie schön Sie besorgt sind! Wie Ihre Mutter! Ach, überhaupt Ihre Mutter! Wir wollen uns recht nahekommen, ja? Denn ich — ich brauche einen Menschen! Mehr als je! Ich bin so furchtbar einsam, Schirmer! Mein Glaube ist krank geworden, wie meine Brust — wahrhaftig . . ."

„Baumbach —"

„Denn sehen Sie, mein lieber Freund — lieber, langersehnter Freund — ich fühle für Hertha Lisko — ich hoffe auf sie — mein ganzes Leben! — Wollen Sie mir helfen? Sie können es — Sie können es, wenn Sie mir erlauben wollen, Ihnen zu beichten, wenn mein Herz zu voll ist."

„Gern, gern! — — Sie lieben also Fräulein Lisko, — ach, das freut mich. Na und sie — natürlich —"

„Sie weiß es nicht."

Nach diesen Worten, denen eine tote Pause folgte, packte Helmut plötzlich Walters Hand, so daß sie stehen bleiben mußten. Er sah ihm mit leidenschaftlichem Ausdruck ins Antlitz und küßte ihn plötzlich zweimal glühend auf den Mund. Walter stand ihm verwirrt gegenüber. Dann flüsterte Helmut:

„Du bist mein Freund. Hab Dank. Du glaubst nicht, daß sie zu hoch steht! Ich darf also an sie denken! Dank! Leb wohl!"

Dann machte er Kehrt und lief durch eine Seitenstraße davon. Walter fühlte noch den heißen, zehrenden Druck auf seinen Lippen und Tränen in den Augen. Dann ging er, etwas wie: „Famoser — Wunderlicher —" murmelnd, den Vorausgegangenen nach, um ihnen zu sagen, daß Helmut schon auf dem Heimweg wäre.

V. Atelier.

An einem Januarvormittage des neuen Jahres stand Hans Georg Richter in seinem Charlottenburger Atelier und konnte sich zum ersten Male sagen, daß Einrichtung und Gewöhnung nun so weit gediehen waren, um rastlos wieder an die Arbeit gehen zu können. Die Kantstraße draußen lag in goldenem Sonnenschein und silberfunkelndem Schnee, und heiter sah das lichte Blau des Himmels durch die vielen, kleinen Quadratscheiben des Atelierfensters. An den Wänden hingen Münchener Studien und Abgüsse einiger Meisterwerke, die Hans Georg besonders lieb hatte. An Möbeln war nur wenig vorhanden, — ein Diwan mit Kelim und englischem Tischchen, das die Photographien der Eltern trug, ein anderer, größerer Tisch mit Gips- und Tonklumpen, endlich ein breiter Schrank für Modelle und Zeichnungen. Eine

Doppeltür führte auf den Treppenflur hinaus, und eine andere, kleinere, die mit Waffen und Reiseerinnerungen behängt war, in das Schlafzimmer des Bildhauers. Doch den Hauptplatz im ganzen Raume nahm ein großes, mit dem Postamente wohl drei Meter hohes Tonmodell ein, das die Reise von München nach Berlin glücklich zurückgelegt hatte und unter beträchtlichen Schwierigkeiten endlich auch unbeschädigt in Charlottenburg gelandet war. Mehrere feuchte Stellen zeigten, daß Hans Georg sich sofort wieder an die Arbeit gemacht, und in der Tat zog ihn nichts in seiner Werkstatt so sehr an, wie dieses Glücks- und Schmerzenskind seines Strebens. Es stellte den Prometheus dar, der die ewige Strafe litt, weil er das Feuer des Himmels den Menschen heruntergeholt hatte. Nicht in antiker Vorstellungsweise, nicht an den Felsen geschmiedet und ohne gefräßigen Raubvogel hatte ihn Hans Georg gebildet. Ein armer Mensch saß da, mit einem wunderbaren Künstlerhaupt, an Beethoven erinnernd, und das, worauf er saß, das konnte ein schlechtes Lager bedeuten, von dem ihn seines Körpers Qual in sitzende Stellung aufgetrieben, oder auch ein harter, sonnenverbrannter Fels — gleichviel. In wildem Krampfe preßte sich die linke Hand mit fiebernden Fingern in die Brust, dort, wo jetzt unsichtbar der Adler hackte. Die rechte Hand war aufgestützt, die mächtigen Beine waren kraftlos, nicht mehr zum Schreiten fähig, doch das gramvoll magere Antlitz umspielte noch ein letzter, göttlicher Trotz, den angeschmiedeten Leib und die grausame Allmacht über ihm verachtend, bis zum letzten Atemzuge.

Hans Georg war wieder einmal ganz dem Erbteil des Künstlers, dem selbstvernichtenden Zweifel, verfallen — er war unzufrieden mit dem, was er bisher geschaffen, und schwelgte in dem, was seine Phantasie ihm Größeres vorspiegelte. So kam er in einen eigentümlichen Traumzustand hinein, der ihn in seinem unvollendeten Werke schon das künftig Vollendete sehen ließ, und wenn er mit seinen Händen jetzt das Fehlende hinzufügen wollte, so schien ihm der Grundstock des Werkes dieser Ergänzung unwert, und alles wurde wieder klein und nichtig. So litt er tief, und tiefer, als man seiner niederdeutschen, strotzenden Erscheinung zutrauen mochte. Auch fühlte er seit jener Neujahrsnacht in der Pension Basse noch in anderer Weise sein Gemüt belastet und sein männliches Herz beunruhigt. Hertha Lisko war ihm erschienen, als käme sie wirklich aus dem Griechenlande jener freien und höheren Menschen, welche seine Seele suchte. Doch wußte Hans Georg seit langem, was Helmut Baumbach, sein bester Freund, für dieses Mädchen empfand, denn jener hatte ja in seinen Briefen ihm immer wieder und weit ausführlicher, als Walter in der Sylvesternacht, seine Leiden und Hoffnungen geschildert. Wie hatte ihn der ferne Anblick dieser Seelenkämpfe, dieses Auf und Nieder einer großen Liebe schon gerührt! Wenn Helmut nämlich in seinem ersten Briefe zu stillem Verzicht und platonischer Größe gelangt war, so brach er im zweiten schon wieder wie ein junges Füllen aus dem Verließe der Resignation hervor in die hoffnungsgrünen Lande des Glücks. Und Hans Georg, der in Helmut den M e n s c h e n über alles liebte, mehr noch als den Dichter, hatte mit Bangen dem Tage entgegengesehen, da er den Dämon

kennen lernen sollte, der seinen Freund so völlig und doch ahnungslos beherrschte. Denn Helmuts Glaube war, halb Glück, halb Pein, daß Hertha ihm gut war, aber an ihm vorbeisah. Seine Liebe aber, das hatte Hans Georg aus seinen Briefen herausgefühlt, war nichts Vergängliches, kein kurzer Frühlingstraum — sie hing mit dem Leben und dem Tode zusammen. Das beängstigte ihn als Freund besonders, weil er wußte, wie leidend Helmut war, so recht in den Sturmjahren, wo ein Schwindsüchtiger auf dem Meere wilder Gefühle fährt, bis zum Himmel jauchzend, daß ihm das Licht der Welt gehöre, und versinkend gleich darauf in hoffnungslose Nacht.

Nun hatte Hans Georg das Mädchen gesehen, und zu seinem Schrecken fühlte er anders, als ihm erlaubt war. Denn Hertha übte wirklich eine Macht aus — er mußte jetzt weniger an den Freund als an sich selber denken. Was war das für ein schönes, leuchtendes Geschöpf? Ihm hatte schon so manches Weib gefallen — ach, in München und Italien, was lebten da nicht alles für liebe, tiefe oder seichte Erinnerungsbilder! Und er konnte auch nicht sagen, daß Hertha ihm mehr war als alle die, von denen sein Herz schon Abschied genommen. Aber etwas Besonderes hatte sie, jawohl, etwas Ehrfurchtgebietendes bei aller Leichtigkeit: das war das Künstlerblut in ihr, nicht nur das süße, dumme Verlangen. Er konnte mit ihr reden. Mit welchem Mädchen konnte er das sonst? Aber trotzdem — es war ja Unsinn . . . Sie war ihm nichts und durfte ihm nichts sein, denn Helmut, dieser arme, wahrhaft groß und innig liebende Helmut, er mußte sie haben. Und wenn auch das nicht möglich war, wenn es an Hertha selber scheitern mußte, so sollte doch wenigstens kein falscher Ton in die Harmonie ihrer Freundschaft kommen, nichts, was ihn verhindern konnte, dem Leidenden zu helfen und ihn immer wieder auf das Größere hinzuweisen, das dem Künstler in Gottes Welt und seiner Kunst noch außer der Liebe gehört.

Er schob fast ungeduldig ihr Bild aus seiner Seele fort und prüfte ernst und sachlich die schmerzverzerrten Züge des Prometheus. Etwas machte ihm besonderes Unbehagen: daß er heute gerade, wo er so recht in die Arbeit hineingekommen war, Fräulein Liskos Besuch erwarten mußte. Sie hatte am Sylvesterabend bei Basses in ihrer ungezwungenen Weise den Wunsch geäußert, sein Atelier und den Prometheus kennen zu lernen, und Helmut, dieses Unglückshuhn, hatte sie noch eifrig darin bestärkt. Nun wollte sie heute vormittag kommen, und es war schon eins geworden — unnötig war seine Aufmerksamkeit bisher in Schaffenstrieb und Erwartung des Besuches geteilt. Und als es nun endlich klingelte, war es wieder nicht Hertha, die eintrat, sondern Frau Wannowski, die dicke Portierfrau, die ihm aus einem nahegelegenen Restaurant das Mittagessen brachte. Hans Georg seufzte, aber nicht ärgerlich, sondern eher erleichtert, denn nun konnte der Besuch ja nicht mehr kommen, und als die Frau mit ihrem schreienden „Mahlzeit!" verschwunden war, da spürte er ohne Kummer seinen gesunden Appetit und ließ sich behaglich am Tischchen nieder, um mit großer Umsicht alles zu vertilgen, was an Eß- und Trinkbarem vorhanden war. Doch mitten in der besten Tätigkeit unterbrach ihn ein erneutes Klingeln, und als er mit vollem Munde auffuhr

und zur Tür stürzte, war es wirklich Hertha, die in schmuckem Pelzkostüm erschien. Sie gab ihm ihre kleine Hand und drängte ihn sofort an seinen Tisch zurück, denn sie wäre bitterböse mit ihm, sagte sie, wenn er sich durch ihr Kommen im Mittagessen stören ließe; sie sähe sich inzwischen das Atelier an. Dabei stellte sie sich schlank und schön, wie sie war, in ihrem Mützchen, ihrem blauen Jäckchen und dem englischen Rock, der ihre elastischen Beine eng umschloß, vor dem Prometheus auf und sah zu dem Schöpfer desselben gar nicht mehr hinüber. Hans Georg war unschlüssig, wie er sich verhalten sollte; endlich setzte er sich wieder und aß energisch weiter, doch betrachtete er Hertha dabei mit verwundertem Lächeln — was für ein frischer Zauber ging doch inmitten dieses toten Kunstmaterials von einem schönen, lebendigen Weibe aus; ja, ja, von einem lebendigen Weibe!

„Darf ich Ihnen nicht irgend etwas anbieten, gnädiges Fräulein?" fragte er emsig kauend, um rascher fertig zu werden. „Einen Kognak vielleicht? Oder 'n echten Steinhäger? Es ist doch draußen solche Kälte!"

„Warum nicht gleich einen ganzen Schnapsladen? Nein, nein! Sie sollen sitzen bleiben, Herr Richter. Sonst geh ich wieder."

„Eine Zigarette!"

„Gar nichts. Aber schön — sehr schön ist das. O wundervoll! Das wird, Herr Richter."

„Meinen Sie? Na, Gott geb es." Er trank sein Bier aus. „Ich bin schon ganz verzweifelt."

Hans Georg erhob sich und trug das kleine Tischchen mit dem Eßgeschirr in sein Schlafzimmer. Nach kurzer Weile kehrte er, mit einem dunklen Jackett bekleidet, zurück.

„Warum haben Sie denn Ihren schönen Arbeitskittel ausgezogen?" rief Hertha. „Der steht Ihnen doch gerade so gut!"

„Wahrhaftig?" sagte Hans Georg und verbarg seine Verlegenheit hinter einem Gelächter. „Das alte, schmutzige Ding? Darin kann ich doch keinen Besuch empfangen!"

„Gehen Sie, Herr Richter, ich bitte Sie, ziehen Sie sich den Kittel ruhig wieder an! Sie gefallen mir darin viel besser!"

Beinahe hätte ihn die süße Koketterie, mit der sie ihn anlachte, so bezwungen, daß er wirklich in das Schlafzimmer zurückgekehrt und in dem Arbeitskittel wiedergekommen wäre. Doch der angeborene, knabenhafte Trotz hielt ihn davon zurück, er lachte nur errötend und wies, ohne Rücksicht das Thema wechselnd, auf den Prometheus hin:

„Sie meinen also, er wird?"

„Aber freilich, freilich," sagte Hertha, nun plötzlich mit ernster Sachlichkeit das Modell betrachtend. „Eine merkwürdige Auffassung, aber schön. Herr Baumbach hat mir viel davon erzählt. Es ist unglaublich m ä n n l i c h in der ganzen Empfindung. Ja, durchaus männlich," fügte sie noch einmal, dem Bildwerk nähertretend, hinzu.

„Mag sein," meinte Hans Georg, die Hände in den Hosentaschen, und stellte sich hinter ihr auf. „Es ist auch mein innerstes Geständnis, sozu-

sagen . . . Aber eine Mordsarbeit, das können Sie mir glauben, Fräulein. Ich werde wohl niemals damit fertig werden. Finden Sie eigentlich auch, daß Musik drin steckt? Helmut meinte nämlich, es steckt Musik drin."

„Ach ja — der Kopf erinnert mich an Beethoven."

„Das freut mich! Ich habe in München nämlich sehr viel Beethoven gehört."

„So so . . . Natürlich . . . Ach, das müßte Fanny sehen. Das nächste Mal bringe ich Fanny Demelius mit. Ist Ihnen doch angenehm, Herr Richter?"

„Aber selbstverständlich."

Sie gingen zum Diwan und setzten sich.

„Das ist ein wunderbares Wesen, meine Fanny," sprach Hertha, ernst und etwas starr vor sich hinblickend, weiter. „Die müssen Sie näher kennen lernen, Herr Richter. Die ist ganz anders als ich. Eine Freundin! Kinder, das ist eine Freundin. Ich wüßte wirklich nicht, was anfangen, wenn ich Fanny jetzt nicht hätte."

„Warum denn gerade jetzt?"

„Ja, Sie wissen wohl gar nicht, in was für 'ner schrecklichen Zeit wir beide leben? Am ersten März ist unser Konzert, unser erstes, allererstes, Herr Richter, denken Sie, fühlen Sie, bejammern Sie! Es ist schauderhaft, daran zu denken! Fortwährend sehe ich die entsetzliche Annonce vor mir in der Vossischen Zeitung, gar nicht weit von d'Alberts Klavierabend und dem Joachimquartett! Saal Bechstein, erster März, Konzert von Hertha Lisko (Sopran) und Fanny Demelius (Klavier), Begleitung Oskar Fritsche, Billets 4, 3, 2 und 1 Mark bei Bote & Bock! O Gott, o Gott, ist das ein Leben! Ob ich's überhaupt erleben werde?"

„Na, ich denke doch."

„Sie sind ein Gemüt. Ich möchte Ihre Wurstigkeit haben und Fannys Streben. Die übt den Tag sechs Stunden und mehr. Und ich will manchmal singen und habe keinen Ton in der Kehle. Da kann ich zuweilen entsetzlich traurig sein, Herr Richter — ja wahrhaftig, ohne daß man's merkt."

„Bedeutet denn so 'n Konzert nun wirklich was für Sie? Das kann ich doch nicht finden, Fräulein. Das wäre ja gerade so, als wenn ich mich totschießen wollte, wenn ein Kunstsalon oder so was meinen Prometheus abweist. Was wissen denn die doppelten Kamele vom Schaffen? Der Künstler macht seine Sache, damit punktum."

„Ja, zwischen mir und Ihnen ist doch noch ein Unterschied," meinte Hertha. „Sie bringen etwas Neues und Eigenes aus Ihrer Natur heraus — lachen Sie nicht, Herr Richter, Sie wissen schon, wie ich das meine — und wir, wir geben doch nur zum hunderttausendsten Male wieder, was auserwählte Menschen vor Zeiten 'mal gemacht haben."

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Lisko! Als ob es bei den Musikmenschen nicht auch Berufene und Auserwählte gäbe! Kunst ist doch Kunst! Ich gebe doch auch nur wieder, was mein besseres Ich mir sozusagen beibringt! Bewußtes und Unbewußtes einfach! Ich möchte mich deutlicher ausquetschen: Mein reproduktives Bewußtsein verarbeitet meine unbewußte Produktion! Ist das

deutlich? Ne? Ich meine weiter nichts als das: Was wären der Beethoven und der Schubert, wenn ihr Musiker nicht wärt? Doch tote Notenhefte, weiter nichts, die unsereiner wie 'ne assyrische Keilschrift anstarrt! Ne, ne, Fräulein Lisko — wir ziehen alle am gleichen Strange."

„Im Grunde vielleicht," meinte Hertha, indem sie den Oberkörper auf dem Diwan ausstreckte und die Hände unter das volle Haar schob. „Aber was dabei 'rauskommt — — Hans Georg Richter, das ist außerordentlich verschieden. Dennoch, das Ringen nach dem Ziel, das Wandern nach der Sonne, das ist ja so wundervoll — — das Allerschönste, glaube ich, denn angekommen ist noch niemand. Aber die äußeren Hindernisse, all das, was einen aufhält und nicht leidet, daß man wenigstens herausbringt, wozu man fähig ist: das ist es, was ich meine. Sie sind wohl unabhängiger als ich. Sie scheinen aus einer Umgebung zu kommen, die so reich ist, um kunstfreundlich sein zu können. Aber ich! — O Gott, mein Gott! Ich bin meinen Eltern fast davongelaufen. Mein Vater verlangte wo möglich einen Garantieschein für künftige Einnahmen und Berühmtheit. Ich sollte nämlich 'ne Partie werden, eine Partie, Herr Richter! Verstehen Sie, was das heißt? Aber ich ließ nicht locker — und so kam ich an die Hochschule nach Berlin. Doch aus den Briefen meiner Eltern klingt noch immer hervor, daß mein ganzes Hinausgehen in die Welt, mein Streben nach Kunst und Selbständigkeit von den lieben Frankfurtern wie ein Skandälchen angesehen wird. Frankfurt am Main! Da sind die Leute so praktisch. Da muß man als Künstler viel Effekt und vor allen Dingen viel Geld machen. Wenn da irgend was Neues und Frisches in die Stuben kommt, dann machen die Leute Gesichter, als ob es zieht, und schließen alle Türen und Fenster."

„Dann legen also hauptsächlich Ihre Eltern dem Konzert solche Bedeutung bei?" fragte Hans Georg, sich eine Zigarre anzündend und Hertha Zigaretten anbietend, die diese nochmals dankend ablehnte.

„Ja, freilich — das ist ja das Schreckliche — sie erwarten alles davon, sie stempeln es absichtlich zur großen Entscheidung. Ich sehe sie schon sämtliche Zeitungen studieren und das Fazit ziehen. Aber auch für mich ist es eine Art Schicksalsfrage. Warum? Das will ich Ihnen sagen, Herr Richter. Ein junges Mädchen ist doch abhängig. Wenn ich in diesem Winter nichts erreiche, muß ich meine Berliner Karriere aufgeben und nach Frankfurt zurück. Dann sind die Blüten alle fort, dann kommt der große Herbst, dann haben die Eltern Recht behalten."

„Fräulein Lisko —"

„Ich möchte Ihnen hier nichts vorheulen, sonst würde ich es tun, wahrhaftig. Zu Hause, bei Mutter Basse, da besorge ich das reichlich. Sehen Sie, Herr Richter —" sie erhob sich hastig wieder zum Sitzen — „wenn es mir nur ein kleines bißchen gelingen wollte am ersten März — und wenn die Rezensenten nur ein kleines bißchen loben wollten — Gott, da hätte ich doch Aussicht auf Schülerinnen und könnte meinen Eltern schreiben: laßt mich hier, ich fange schon an, mein eigenes Brot zu verdienen; legt mir das übrige noch zu und laßt mich in Berlin bei meinen Freunden! Ja, dann wäre ich schon

zufrieden. Das ist das Glück. Ja, weiter verlange ich nichts, Herr Richter." Sie lächelte ihn mit tränenfeuchten Augen an und schwieg.

Die Wintersonne schien so scharf und blendend durch das Atelierfenster, daß Hans Georg sich erheben und die gelben Vorhänge zuziehen mußte. So kam nun alles in ein mattes, träumerisches Licht, die weißen, kalten Werke und die erregten, warmherzigen Menschen. Nach einer Weile meinte der Bildhauer, der sich nun wieder gesetzt hatte:

„Es wird schon alles werden. Passen Sie auf, Fräulein Lisko. Es wird schon ein Erfolg, ganz sicher."

„Mutter Basse würde jetzt dreimal auf die Erde spucken, und sie hätte Recht. Es herrscht ein Fatum in solchen Dingen. Je näher das Konzert herankommt, desto unsicherer werde ich. Ich lasse oft ganze Tage vergehen, ohne zu üben. Fanny ist anders. Die übt den ganzen Tag. Sehen Sie, die ist überhaupt aus anderem Holze geschnitzt als ich. Sie ist ganz unabhängig, hat keine Familie, die auf Erfolge lauert — ihre Mutter ist schon lange tot, und ihr Vater, der Herr Gefängnisdirektor, hat sich zum zweitenmal verheiratet mit einer ungebildeten Person, die Fanny nicht ausstehen kann. So ist sie der Heimat ganz entfremdet und gehört ihrer Kunst. In solchem Grade, daß ich glaube, sie wird bei dem Konzert sehr anständig durchkommen, auch wenn sie nur aus dem Schlafe spielt, während ich — na, reden wir nicht davon. Wenn ich aufgeregt bin, dann suche ich manchmal meine Stimme wie 'n verlorenes Portemonnaie! Inzwischen, während ich noch suche, geht das Publikum nach Hause. Das kann nett werden."

Sie stand vom Diwan auf und ging nervös zum Fenster, wo sie stehen blieb und mit zitternden Fingern an den Vorhängen zupfte. Durch die so entstehenden Spalten kamen wirre Sonnenstreifen über ihre schlanke Gestalt, und ihre losen Haare funkelten rötlich.

„Sicher ist Fanny," sagte sie dann, als ob sie halb zu sich selber spräche — „das ist es. Wenigstens in der Kunst. Im Leben, da habe ich Sorge um sie. Denn ich liebe sie, sie ist meine beste Freundin."

„Warum?" fragte Hans Georg, in ihren Anblick verloren und doch aufhorchend. „Darf ich wissen?"

„Nein," versetzte Hertha kurz, aber liebenswürdig. Dann wandte sie sich vom Fenster ab, so daß der Vorhang wieder zufiel und alles im alten Dämmer lag. „Entschuldigen Sie — ich meine natürlich ihre Beziehungen zu Friedrichowicz. Aber wir wollen das lieber ruhen lassen. Schließlich, was uns jungen Leuten auch geschehen mag — wir halten doch zusammen, wir sind ja Brüder und Schwestern vom grünen Bande. Wozu besteht denn unser Bund, wenn er uns nicht aufhelfen sollte in der Not und uns Mut geben? Prachtvoll brauchte Ihr Freund Baumbach neulich ein Gleichnis dafür, wissen Sie noch, am Weihnachtsabend, als er den Vorschlag machte, unseren Bund zu gründen. Er sagte, ein Leuchtturm sollte es sein, der die einsam ringende Seele tröstet, wenn sie durch das tosende Meer der Widersacher steuert. Das fand ich herrlich. Überhaupt, Ihr Freund — den schätze ich am meisten von allen Herren, die bei Basses verkehren."

„Wahrhaftig?“ rief Hans Georg so ehrlich erfreut, daß Hertha ihn betroffen und forschend ansah.

„Hoffentlich weiß er das!“ meinte sie dann beträchtlich kühler. „Er ist ein so seltsamer Mensch . . . Sagen Sie, Herr Richter, ist er wirklich krank?“

„O nein, durchaus nicht — er ist wohl sehr anfällig, aber nicht gerade krank, und wenn er erst 'mal aus'm Schneider ist, ich meine über die Dreißig weg, dann wird er auch sicher ein kräftiger Mensch werden.“ Hans Georg errötete und hatte seine Antwort nur stockend herausgebracht.

„Ich dachte,“ sagte Hertha, ruhig vor sich hinblickend und eine Nelke zerpflückend, die sie im Gürtel getragen. „Sein Wesen hat nämlich oft etwas geradezu Krankhaftes. Für mich wenigstens. Ich meine — wenn man sich eben an seinem Ernst und an seiner Güte erfreut hat, so ganz menschlich, wissen Sie, dann steigert sich bei ihm der Eindruck davon gleich ins phantastische und ungeheure. Ich schätze ihn wirklich, und Fanny schätzt ihn auch, aber so die rechte Freundschaft, das naive Vertrauen, wissen Sie, das kommt bei ihm nicht auf. Und ich besonders habe darunter zu leiden. Sie wissen das vielleicht, Herr Richter. Ich wollte gern 'mal mit Ihnen davon sprechen. Sie sind doch sein intimster Freund, nicht wahr? Ich kann mich nämlich unmöglich bei der kleinsten Kleinigkeit in so große Gefühle hineinsteigern wie Helmut Baumbach. Und wenn ich's täte, dann wäre — offen gesagt — etwas anderes im Spiel. Was bei ihm im Spiel ist, weiß ich nicht. Aber es wäre mir lieb, wenn Sie als sein Freund ihn wissen ließen, daß ihm meine Freundschaft, wenn ihm die willkommen ist, zur Verfügung steht. Nur meine Freundschaft. Das klärt dann die Sache wesentlich, und alles wird wieder so nett, wie es anfangs war. Wozu das unnötige Quälen.“

Sie schwieg, und auch Hans Georg konnte nichts sagen — so stürmisch hatte ihn der plötzliche Bescheid an den Freund gepackt. Er rückte unruhig auf seinem Platze umher und fuhr sich wiederholt durchs buschige Haar.

„Ich hoffe, meine Worte sind Ihnen nicht unangenehm,“ fuhr Hertha mit ihrer wohlklingenden Stimme fort, indem sie ihn ruhig anblickte. „Sie haben doch die männliche Sicherheit, die künstlerische Reinheit meine ich, daß ein Mädchen Ihnen das sagen kann. Halten Sie mich nicht für eine Schmeichlerin. Ich habe wirklich viel davon, Sie kennen zu lernen, Herr Richter; Sie sind ganz anders als Baumbach und als Friedrichowicz.“

„Und möchte doch wie Baumbach sein!“ rief Hans Georg, erhob sich kurz und ging, die Hände in den Taschen, mit verknurrtem Lächeln auf und nieder.

Diese leise Zurückweisung verstimmte Hertha. Der schöne, sanfte Ausdruck ihrer Augen wurde für einen Moment durch etwas Lauerndes und Trotziges abgelöst, dann fragte sie, kurz abbrechend und dem Prometheus zugewandt, beinahe schnippisch: „Wie gefällt Ihnen denn eigentlich Walter Schirmer, unsere Berühmtheit?“

Hans Georg blieb stehen und sah sie mit verblüfftem Lächeln an: „Na, gut!“ rief er. „Wie soll er mir denn sonst gefallen!“

„Bitte," erwiderte Hertha, „jeder hat seine besondere Ansicht. Ich habe an Herrn Schirmer auszusetzen, daß er das entgegengesetzte Extrem zu Helmut Baumbach ist. Dort ewige Schwärmerei und Überheizung — hier stechende, bewußte Beobachtung und verletzende Kälte. So sieht man doch nicht Damen an, Herr Richter. Wie alt ist denn der ganze Mensch? Nun, sagen wir: sechsundzwanzig. Ich mag die jungen Menschen nicht, die nicht jung sind."

Doch da vergaß nun Hans Georg, daß er mit einer Dame sprach, und polterte so rücksichtslos, als ob er mit einem Kameraden stritte: „Ach, das ist ja alles nicht wahr, das stimmt ja alles nicht, Fräulein Lisko! Und finden Sie's denn schön, so sämtliche Freunde, die man hat, der Reihe nach durchzuhecheln? Finden Sie das amüsant, Fräulein? Also, wer kommt n u dran?"

Er hatte viel plumper gesprochen, als er eigentlich wollte — das Holsteiner Bauernblut ging mit ihm durch, und außerdem verwirrten ihn die Reize seines Besuches. Seine Abwehr machte ihn grob, wie immer. Hertha fuhr leicht zusammen und sagte nun spitz, aber noch liebenswürdig: „O niemand mehr — was denken Sie? Ich bin keine Klatschbase. Eine komische Auffassung . . . Sagen Sie, sind diese Waffen japanisch?"

Sie deutete auf die Tür des Schlafzimmers und achtete nicht auf Hans Georg, der sie unschuldig gekränkt wähnte, ihre kluge Sicherheit nicht verstand und ihre verlorene Zuneigung sich wieder zu gewinnen suchte. Es freute ihn übrigens, in ihren Augen nicht Zorn, sondern eher etwas Herausforderndes zu lesen, und er beeilte sich, ihr möglichst artig zu erwidern: „Nein, das sind indische Waffen, Fräulein. Helmut Baumbach hat sie von seinem Vater, der Schiffskapitän war, geerbt und hat sie mir für mein neues Atelier gestiftet. Der Dolch hier ist aus Ceylon, und —". Er konnte aber seine Erklärung nicht fortsetzen, da es eben klingelte, und als zweiten Besuch erblickte er jetzt Walter Schirmer, der draußen erst den Schnee von seinen Ärmeln klopfte und dann eintrat.

Walter kam aus dem gleichen Grunde wie Hertha — er wollte den Prometheus sehen, dessen ganze Entstehung er in München an hoffnung- und schmerzenreichen Tagen miterlebt hatte. Er zeigte sich durchaus nicht überrascht, Hertha Lisko hier anzutreffen, denn Ateliers betrachtete er von jeher als gesellschaftliche Freihäfen, und er begrüßte deshalb auch die Dame nicht so ausführlich, wie er es bei Basses oder auf der Straße getan hätte. Er wandte sich vielmehr sofort dem Bildwerk zu und fragte, nachdem er es lange mit seinen dunkel brennenden Augen angesehen: „Hast du eigentlich was an der Unterlippe geändert? Noch weiter vorgeschoben? Ich glaube, das ist zu viel."

„Nein, das ist richtig," erwiderte Hans Georg noch ruhig und so sicher, daß jede Debatte abgeschnitten schien.

„Nach meiner Meinung ist es zu viel," wiederholte Walter ebenso ruhig und zeigte mit dem Finger auf die strittige Stelle.

„Warum denn? Ja, weshalb denn?" rief nun Hans Georg schon etwas heftiger.

„Weil du durch diese Einzelheit zu stark betonst und unnötig betonst, was das Gesamtbild ohnehin schon bietet.“

„Glaube ich nicht! Der Riesentrotz, der muß doch da sein!“

„Ist ja alles da. Nur nicht zu viel Titanentum, das menschlich Leidende muß bleiben.“

„Ach, dann wirkt wohl die Geschichte gar nicht mehr auf dich!“

„Das habe ich nicht gesagt. Ich mache dich bloß auf einen Fehler an der Lippe aufmerksam.“

„Ach, was Lippe! Es ist so, wie ich's gemacht habe! Ich kann doch nicht alle Tage 'ne andere Auffassung kriegen! Da werde ich ja verrückt, Mensch! Wenn man so von draußen plötzlich reingeschneit kommt, da weiß man —“

„Erlaube 'mal,“ erwiderte Walter, „ich schneie doch nicht. Der Himmel schneit.“

„Herrgott, ich meine, dann weiß man natürlich nicht, was für neue Absichten inzwischen in solch Ding gekommen sind! Dann stellt man sich davor und mäkelt, und wenn ich mich überreden lasse und ändere zum hunderttausendsten Male, dann ist es wieder nicht richtig! Eine Schwerenotzucht, verfluchte, Kreuzmillionendonnerwetter, nicht noch 'mal! Ich haue bald das ganze Ding in die Pfanne!“

Damit näherte sich Hans Georg mit hochrotem Antlitz dem Prometheuskopfe und sah ihn wütend und unter heftigem Kopfschütteln bald von vorne, bald von hinten und bald von der Seite an. Walter schien dergleichen Ausbrüche seiner Kritik gegenüber gewohnt zu sein, denn er wandte sich mit gleichmütigem Lächeln, das die Sicherheit seiner Meinung zeigte, zu Hertha. „Wie finden Sie es denn?“ fragte er.

„O, wundervoll — ich finde es wundervoll!“ Sie betonte ihr Urteil fast wie einen Vorwurf und als gegensätzlich zu Walters Urteil. Doch mußte sie diese Stellungnahme wieder aufgeben, als Walter sofort mit größter Ruhe erwiderte: „Ja, ja, ich auch.“

Der emsig arbeitende Bildhauer schien diese Äußerungen nicht gehört zu haben; aber es dauerte gar nicht lange, so drehte er sich, zwar immer noch mit Zornesröte, aber doch schon mit einem gemütlich zuckenden Lächeln, nach Walter um und sagte: „Kannst Recht haben, Junge. Jetzt ist es schon besser, wie?“

Und Walter versetzte, nachdem er prüfend hingesehen: „Ja . . . jetzt ist es besser.“

„Na, dann ist ja alles wieder in Ordnung,“ meinte Hertha nun aufatmend. „Gott sei Dank! Ich hatte wahrhaftig schon Angst, daß sich Dichter und Bildhauer hier in die Haare geraten! Ich wollte schon meine Haut in Sicherheit bringen!“

„Wir hätten Ihnen nichts getan, Fräulein,“ sagte Walter lächelnd. Hertha sah ihn erst etwas zweifelhaft an, dann aber rief sie mit spöttischem Lachen:

„Na, dann bin ich beruhigt! Leben Sie wohl! Adieu, Herr Richter! Ich muß nach Hause, sonst macht mir Mutter Basse die kalt gewordene Suppe

zum Vorwurf, und das ist schlimmer, als wenn Sie Ihrem Prometheus ein Stückchen Unterlippe abschneiden. Adieu meine Herren, adieu!"

Sie lief mit zierlicher Verbeugung gegen beide hinaus, und Hans Georg begleitete sie bis auf die Treppe. Als er nach einer Weile in das Atelier zurückkehrte, lag Walter auf dem Diwan ausgestreckt, eine Zigarette rauchend, und blickte stumm zur Decke.

„Sag mal, wie findest du eigentlich die Lisko?" fragte Hans Georg sofort voll Eifer.

„Sehr nett," meinte Walter. „Ich kann aber eigentlich nicht sagen, daß ich schon klug aus ihr geworden bin."

„Hm . . . Ja, das mag es wohl sein, das Entzückende an dem Mädel. Und mich als Bildhauer interessiert sie ganz besonders. Der Kopf, der hat was Französisches, nicht wahr? Was Keckes, Kapriziöses, riesig fein — Paris, nicht wahr — aber ich glaube, sie ist noch nie in Paris gewesen."

„Aber eine Französin oder Romanin könnte sie doch wohl sein," meinte Walter; „der Name Lisko —"

„I bewahre!" rief Hans Georg und lachte. „Sie ist aus Frankfurt und heißt eigentlich Lehmann! Lisko ist nur ihr Künstlername!"

„Ach so! Ach so —" sagte Walter gedehnt. „Ihr Künstlername!"

„Stört dich das?"

„O nein. Im Gegenteil, sie kommt mir sogar näher dadurch. Lisko-Lehmann, Lehmann-Lisko. Sie bekommt eigentlich Farbe dadurch."

„Na, du, ich weiß nicht —"

„Doch, Hans Georg. Sie hat, wie 'ne gute Statue, jetzt die Möglichkeit in sich, von ihrem Piedestal herabzusteigen und ein gewöhnliches Menschenkind zu sein. Das muß dir doch was wert sein, dir, als Bildhauer — nicht? Ich denke!"

VI. Das Konzert.

Fanny Demelius hatte nicht nur in ihrer Lebensführung die starke Schwäche echter Weiblichkeit, auch ihr künstlerisches Streben war Demut und selbstvergessene Hingabe an das höhere Ideal der Mannesstärke. So gab sie in ihrem Klavierspiel weniger ihr eigenes Leben wieder als ihr Gebet zu Göttern, die dort waren, wohin sie sich sehnte, und nicht nur die großen Meister, auch ihre Lehrer weilten schon dort. Sie trug eine unerschütterliche Bescheidenheit im Herzen, die ihr ganzes Wesen wohl mit mädchenhafter Anmut durchtränkte, sie nach außen aber hinter jeder selbstbewußten Kämpferin um den Erfolg zurückstehen ließ. In der Stille ihres Stübchens, immer gleich an Leidensgröße und tröstender Herrlichkeit, thronte Beethoven — seine Büste stand auf dem Klavier, nicht lastend über ihr sein Königsblick, nein, weltenfern, und wie das Nachtgestirn ihrer Sehnsucht konnte sie ihn furchtlos immer betrachten, sogar Fehler machen in seiner heiligen Gegenwart, denn ihr Gefühl blieb seiner würdig, das wußte sie, und ihr „Können", das konnte ja immer nur ein leiser, irdischer Rauch in der Himmelsklarheit seiner Vollendung werden.

Draußen in der Welt, da hatte sie freilich einen Meister, der ihr näher stand. Das war Herr Amadeus Scholl, der große Klaviervirtuose. Dem kindlich gütigen Manne gefiel der fromme Eifer des jungen Mädchens, er interessierte sich für sie und unterrichtete sie zuweilen, natürlich ohne Honorar, denn wie hätte ihm Fanny seine Honorare zahlen können! Auch heute, an einem dämmerigen Februarnachmittage, machte sie sich mit pochendem Herzen zu ihm auf den Weg. Sie kannte seine dunkle, altmodische Wohnung in der Bendlerstraße. Ein Bechsteinflügel und ein amerikanisches Harmonium standen im Arbeitszimmer, und alle Möbel waren mit Noten oder Büchern bedeckt. Als sie bei dem Meister eintrat, sah sie ihn am Fenster stehen und aufmerksam mit seinen kurzsichtigen Augen eine kleine Brahmsbüste betrachten, die er gegen das Licht hielt. Er trug seinen massiven Körper im Hause rücksichtslos bequem. In Schuhen stand er da, ohne Kragen, und lose hing ein dünnes Röckchen um den breiten Brustlatz des zerknitterten Oberhemdes. Er entschuldigte sich aber nicht bei Fanny, als er sie erblickte, sondern nickte ihr nur freundlich zu und streckte ihr die zarte und weiche, aber außerordentlich kräftige Hand entgegen. Dann sagte er: „So sah er aus,“ und deutete langsam auf die Brahmsbüste. Fanny war auf ein ganz anderes Gesprächsthema vorbereitet, faßte sich aber ohne Mühe und nickte ernsthaft.

„Na,“ sagte Amadeus Scholl nun abbrechend und die Büste wieder auf den Flügel stellend: „Wie geht's denn sonst? Was macht das Konzert und die Leidensgefährtin Fräulein Lisko? Zeigen Sie 'mal her, Fanny, sind Ihnen schon graue Haare gewachsen? Nein, ich sehe noch keine. Ei, machen Sie kein so trauriges Gesicht, das steht Ihnen gar nicht, Sie mit Ihrer kecken Bubennase. Frisch drauf los, ans Klavier gegangen, losgepaukt, dann ist's vorüber! Sie werden schon nichts verbatzen.“

„Ach Gott, Herr Scholl,“ erwiderte Fanny mit gesenktem Kopfe, „wenn doch unsereins nur ein einziges Mal einen Funken von der Sicherheit hätte, die Sie jedesmal haben.“

„Einen Funken? Ich schenke Ihnen den ganzen Ofen. Wenn wirklich Feuer drin ist — ich schenk's Ihnen. Übrigens — wollen Sie mir nicht was vorspielen?“

„Ach nein, Herr Scholl.“

„Warum denn nicht? Irgend was, was Ihnen Sorge macht. Das wollen wir schon kriegen. Wie ist es mit dem Rondo aus der Waldstein-Sonate?“

„Ich habe jeden Tag geübt, Herr Scholl,“ sagte Fanny eifrig, fast wie ein Schulmädchen, das sich vor dem Lehrer zu verteidigen hat. „Jeden Tag. Es ging schon so gut. Aber ich fürchte, am Abend —“

„Ach was, am Abend!“ rief der Meister ärgerlich. „Sie sind doch nicht auf einmal umgekrempelt, weil so und so viel Leute vor Ihnen sitzen, und weil Sie ein seidenes Kleid anhaben! Na, setzen Sie sich mal hin und legen Sie los.“

„Nein, nein, ich kann nicht, ich kann nicht!“ rief Fanny und konnte nicht mehr hindern, daß ein krampfhaftes Schluchzen aus ihrer Brust aufstieg.

Scholl sah sie besorgt an und hielt ihre Hand fest, während das Mädchen sich, noch einmal heftig aufschluchzend, von ihm abkehrte.

„Na, na — aber Kindel—" sagte er mit seinem schlesischen Gemütston, wie ein wirklicher Vater, „Sie haben sich überarbeitet, scheint mir. Ich habe Sie doch gewarnt. Na, nu halten Sie die letzten Tage wenigstens Ruhe. Sehen Sie die verflixten Noten gar nicht mehr an."

Fanny wandte sich ihm wieder zu, indem sie hastig die Augen trocknete und mit Energie das errötete Näschen schnaubte. „Nein, Herr Scholl! Verzeihen Sie — das würde mich nur unsicher machen. Aber wollen Sie nicht so gut sein, mir das Rondo der Waldstein-Sonate vorzuspielen? Davon habe ich ja tausendmal mehr, das weiß ich."

„Aber mit Vergnügen," sagte Amadeus und ließ sich leise stöhnend vor dem Flügel nieder. „Wollen Sie den ersten Satz auch hören?"

„Bitte!" flüsterte Fanny und setzte sich zusammengekauert, um keine Schwebung seines Spiels zu verlieren, hinter ihn, den Rücken gegen das Fenster gelehnt, wo sich der aufgeklärte Himmel jetzt in Abendröte zeigte. Scholl spielte die ganze Sonate; und im Zimmer noch gewaltiger als im Konzertsaal wußte er den Gott, der sie geschaffen, zu offenbaren. Fanny vergaß ihre Sorgen, das Leid des eigenen Unvermögens und gab sich erschüttert dem Großen hin, das auch sie empfand und erstrebte. Sie konnte nichts sagen, als der Meister geendet hatte und aufstand, und alles um sie her noch von den lichten Genienreigen des Rondos erfüllt schien.

„Kind, Sie können was," sagte Amadeus, zu ihr tretend, mit weicher Stimme. „Dafür ist mir gar nicht bange. Ich wünschte Ihnen bloß ein bissel mehr Heiterkeit des Herzens — verstehen Sie? Haben Sie denn gar keine Kameraden, die Sie jetzt zerstreuen könnten? Machen Sie doch Landpartien, jeden Tag 'n tüchtigen Marsch in Gottes Natur, das hilft. Sie haben mir doch von Ihrem Verein erzählt, der jeden Monat in der Pension Basse tagt. Oder ist das kein Verein? Wie heißt er doch gleich — das grüne —"

„Ja, das grüne Band," sagte Fanny leise.

„Richtig! Na, das ist doch wohl auch nicht dazu da, um gemeinsam Trübsal zu blasen? Wozu kommt ihr denn zusammen, ihr jungen Leute, he?"

„Um uns über künstlerische und wissenschaftliche Dinge klar zu werden," erwiderte Fanny stockend. „Um uns eigene Produkte vorzulesen mit freier Meinungsäußerung — und um überhaupt einen Rückhalt zu haben in unserem idealen Streben gegen das Philistertum ringsumher und gegen die Geldwirtschaft unserer Zeit."

„Hm, hm . . ." Amadeus konnte ein feines Lächeln nicht unterdrücken, das seine breiten Züge eher noch verdunkelte, als daß es sie heller machte. „Das ist ja ein famoses Programm. Das grüne Band — ja, ja, das hält zusammen. Viel fester als das blaue und das rote, denn Blau braucht Rot, und Rot braucht Blau, nicht wahr — das ist so im Leben. Grün aber ist die dauerhafteste Farbe."

„Ich weiß so wenig von physikalischen Dingen," sagte Fanny jetzt, ohne zu lächeln. „Aber gibt denn Blau und Rot zusammen nicht Grün, Herr Scholl?"

„Das glaube ich doch nicht, kleines Fräulein. Ich glaube, das gibt Violett — und das ist — ja, was ist das? . . . Dummes Zeug!"

Sie sah ihn leicht erschrocken an, und er wandte sich hastig wieder dem Flügel zu.

„Wir wollen nicht spintisieren, Fanny," sagte er, — „arbeiten wollen wir. Sie haben das Zeug dazu. Ich bin ganz sicher. Und wenn die Kerle, die Skribifaxe, diese Musikliteraten, nur einen Schimmer haben, wie Sie solch Beethovenstück intus haben, als junges Mädel schon, ich meine als heiligen Besitz — na, dann wäre doch die Bande, Gott straf mich, Prügel wert, wenn sie Ihnen nicht den Platz anwiese, den Sie verdienen! Später freilich heißt es: von selber weiterkommen" Er zuckte die Achseln und setzte sich. „So heißt es ja immer," fuhr er etwas leiser fort. „Immer, immer. Was quäle ich mich nicht bloß mit meinem Komponieren herum. Sehen Sie, Fanny, da bin i ch nun der Schüler. Und das heißt noch was mehr. Apropos — Sie konnten wohl die Lieder, die ich Ihnen geschickt habe, mit Ihrer Freundin noch nicht durchgehen? Wie? Das schadet ja nichts — ich weiß ja, Sie haben jetzt keine Zeit, Fanny."

„Doch, doch, Herr Scholl," sagte Fanny eifrig, aber etwas beklommen. „Wir haben es versucht — aber sie sind furchtbar schwer. Besonders die Begleitung. Die Lieder scheinen übrigens wunderschön zu sein —"

Er erhob sich etwas ungeduldig, sagte aber nicht unfreundlich: „Wunderschön! Bemühen Sie sich nicht, liebes Kind. Was nützt der Honig, wenn man keinen Löffel hat. Ich weiß Bescheid. Zu s ch w e r, das ist es. Weil ich nichts Leichtes, das heißt Einfaches, Urgeborenes zu sagen habe, fange ich an, zu tüfteln und zu grübeln, überbrahmse Brahms, und um Mendelssohn zu übermendelssohnen, dazu bin ich doch nicht seicht genug. Immerhin — das sind zwei Sackgassen der modernen Musik, die immer noch respektabler sind, als solch zerfließender Bayreuthbummler zu werden. Pfui Deibel! Hol doch der Henker all die Nachkommen, die nie erworben haben, was sie besitzen! Aber man kennt die eigene Nichtigkeit und will sich nicht dabei beruhigen. Beethoven hat den Schlüssel zur Tür des Paradieses gehabt. Und Brahms klopft immer wieder an, weil er 'mal durch eine Spalte gesehen hat. Wir aber kommen nicht 'mal bis zur Tür hinauf. Es ist ein Elend."

Fanny wagte nichts zu sagen, denn jedes Wort schien hier empfindlich zu wirken. Sie standen noch eine Weile schweigend am Fenster und starrten in die Abenddämmerung hinaus; dann nahm Fanny Abschied. Er begleitete sie zur Treppe, und draußen trafen sie seine Schwester, ein ältliches Fräulein, das, mit Paketen beladen, eben nach Hause kam. „Da sieh mal, Gundel," sagte Amadeus, wieder behaglich werdend, „das hier ist die echte Jugend, das ist es, was wir brauchen. Ein Mädel, das den lieben Gott kennt, und — was noch wichtiger ist — das nie den Wunsch haben wird, ihm ins Handwerk zu fuschen. Adieu, liebe Fanny. Alles Gute!"

Er winkte ihr, und Fanny nahm verwirrt und dankbar Abschied. Unten auf der Straße aber fühlte sie sich freier, stärker und viel gefaßter, als sie gekommen war. Sie hatte wieder einmal gelernt, ihr eigenes Leid mit fremdem, größerem zu vergleichen, und in reiner Demut sah sie die untergehende Sonne.

* * *

Der Abend des ersten März war gekommen. So plötzlich dunkelte er herein, daß man mit einem Male aufhören mußte, in Lampenfieber und Tröstungen die kostbare Zeit zu verlieren. Im Saal der Pension Basse sah es jetzt aus, als ob zwei heiratsfähige Töchter vor dem versammelten Familienkreise sich in ihrem Ballschmuck präsentieren sollten, bevor sie zum ersten Male in zarten Atlasschuhen die alte Treppe ihrer Kinderjahre hinunterschritten und den draußen wartenden Wagen bestiegen. Frau Basse war die Ruhigste von allen. Sie schritt, mit ihren scharfen Brillengläsern kein Fältchen ungemustert lassend, wieder und wieder um Hertha und Fanny, die heute so blaß und fremdartig aussahen, herum und sagte endlich, die Toilettenfrage damit abschließend: „Na, fein seht ihr aus, Kinder — dagegen kann kein Mensch was sagen." Alle mußten lachen, denn sie sagte es so ernsthaft, als ob sie die böse Kritik mit hübschen Kleidern hätte bestechen wollen. Dann verkündete Herr Basse, der die aufgeregten Augen nicht vom Zifferblatt seiner Uhr ließ, daß es Zeit wäre, hinunterzugehen, und man sagte sich, durch Kürze jede Rührung vermeidend: „Auf Wiedersehen!" Wenn alles überstanden war, sollte ein solennes Souper bei Fredrich, zu welchem Hertha und Fanny den ganzen Freundeskreis geladen hatten, alle wieder zusammenführen. Als die „Konzertgeberinnen", wie Herr Basse sie beständig nannte, fort waren, rüstete man sich in allgemeiner Unruhe auch sehr bald zum Aufbruch, und nach einer Viertelstunde schon verließ die ganze Prozession, bestehend aus Herrn und Frau Basse, Miß Willis, Agathe Torneelen, Sascha Lussin und Hanna Rossitz, das Haus in der Bülowstraße und ging zur Haltestelle der elektrischen Bahn. Die jungen Herren traf man erst an Ort und Stelle, im Konzertsaal.

Inzwischen saßen im rasselnden Taxameter Hertha und Fanny, fiebernd und stumm. „Wenn nur nicht die verdammte Feierlichkeit dabei wäre!" stieß endlich Hertha hervor, indem sie das heiße Antlitz an den duftenden Blüten ihres Rosenbuketts kühlte. „Ich möchte am liebsten den ganzen Plunder vom Leibe reißen! Du nicht auch, Kleine?"

Fanny nickte melancholisch. „Aber das ist ebensowenig erlaubt, wie es Bedingung ist, sich seelisch auszuziehen, Hertha. O unglückseliges Klavierspiel, das mir nie hätte einfallen sollen. Geht es dir übrigens auch so, Große? Ich weiß gar nicht, wohin wir fahren. Ich würde mich jetzt ebensowenig wundern, wenn ich als Balldame mit fremden Herren tanzen sollte, wie wenn ich mich an den Flügel setzen sollte und spielen! Nette Aussichten — nicht wahr? O Gott, mein Gott."

„Dideldideldumdum, dideldideldum!" ergänzte Hertha, den Refrain eines Wedekindschen Bänkelliedes zitierend. Dann lachten sie beide mit Galgen-

humor und fühlten erst, als sie sich küßten, an ihren brennenden Lippen, wie aufgeregt sie waren. Als nun das ominöse Portal mit den weißen Lichtkugeln endlich erreicht war, und die Droschke anhielt, sahen sie schon die Freunde Helmut und Ferdinand auf dem Trottoir stehen und rasch auf sie zueilen.

„Tag, Kinder! Bloß kein Aufsehen!" sagte Fanny aussteigend und mit ihren rosa Atlasschuhen beinahe in eine kleine Pfütze geratend.

„Aufsehen? Bei wem denn?" fragte Hertha. „Ich glaube, der Andrang wird nicht so ungeheuer sein. Kommt, Kinder, rasch! Da links geht's zum Künstlerzimmer!"

Die Mädchen liefen rasch voraus, die jungen Männer, zu denen sich jetzt noch Hans Georg gesellte, hinterdrein. Die wenigen Leute, die schon in der Garderobe standen, sahen ihnen mit wohlwollendem Lächeln nach. Das Künstlerzimmer, in welchem, wie Hertha sagte, die wilden Tiere gefangen gehalten wurden, bevor man sie in die Arena ließ, war ein unbehaglicher Raum. Helmut warf mit seinem Mantel sofort einen Stuhl um und wandte sich dann, in seiner Zerstreutheit immer noch den Zylinder auf dem Kopfe behaltend, lächelnd zu Hertha. Doch auf diese wirkte der Arme jetzt geradezu enervierend, sein krankhaft leuchtender Blick hob ihre Stimmung nicht, wie er es wünschte, sondern drückte sie herab, und sein kraftloses Anfeuern, seine absichtliche Begeisterung hatten nur den Mißerfolg, daß sie Helmuts Anblick von nun an mied und sich auffällig zu Hans Georg hin wandte. Helmut hatte aber in seiner Bescheidenheit nur den Eindruck, daß Hertha jetzt nicht einmal durch Zuspruch gestört werden wollte, und so ging er denn, ohne sie ferner anzublicken, auf den Zehen im Zimmer auf und nieder, aus tiefster Seele den Begleiter, dessen Pünktlichkeit er mißtraute, herbeiwünschend. Fanny aber bemerkte, trotz eigener Angst und Leiden, wie schlecht Helmut Baumbach heute aussah, und führte ein eifriges Gespräch mit Hans Georg darüber, während Ferdinand allein in einer Ecke des Zimmers stand und mit sinnender Schwermut konstatierte, daß Fanny heute sehr hübsch war.

Da kam nun endlich Herr Fritsche, ein korpulenter Herr mit langem Haar, das am Hinterkopf eine Glatze umrahmte. Helmut eilte ihm entgegen. „Endlich!" rief er, und man hörte aus seiner Stimme Angst und Vorwurf heraus. „Ja, ja, lieber Herr!" erwiderte der Begleiter mißmutig und wickelte sich langsam aus seinem Pelzrock heraus. „Sie sagen ‚endlich', aber ich wußte bis halb sieben nicht, ob ich überhaupt kommen könnte! Ja, ja! Ich habe Kopp gestanden vor Zahnschmerzen!"

„Mann Gottes!" murmelte Helmut erbleichend.

„Was? Wer hat Zahnschmerzen?" rief Hertha, sich nervös erhebend. „Um Gottes willen, nur nicht davon reden, sonst kriege i c h sie! Guten Abend, Herr Fritsche!"

„Guten Abend, meine Damen. Na? Nu wollen wir mal loswerkeln. Haben Sie Angst, Fräulein Lisko?"

„Mächtig."

„Das dürfen Sie nicht. Sie auch nicht, Fräulein Dibelius."

„Demelius, Demelius!" warf Helmut auf und ab gehend ein.

„Ja, richtig! Wie komme ich denn bloß auf Dibelius? Ja, das war doch die Altistin aus Stuttgart, die ich mal begleitet habe! Hahahaha! Natürlich! Im selbigen Saale! Die hatte auch so 'n kolossales Lampenfieber. Und der schwäbische Dialekt dazu beim Erlkönig — Herr du meine Jüte. ‚Wer raietet so späht — durch Naaacht und Wintt!' Zum Davonlaufen war das."

Herr Fritsche kniff die kleinen Augen zu und zeigte sein starkes Gebiß, während er sich den Bauch hielt vor Lachen. Die jungen Leute starrten ihn schweigend an, ganz fassungslos ob dieser menschlichen Katastrophe, und Helmut raunte in steigender Empörung Hans Georg zu: „Satan, dieser Kerl! Er zieht ihre Seelen in den Staub hinunter, jetzt, wo sie aufwärtsfliegen sollen!"

Zum Glück betrat in diesem Augenblick ein Saaldiener, der den musikalischen Namen Jericho führte, das Künstlerzimmer und sagte mit jener unheilsdunklen Miene, mit der am grauenden Morgen der Gefängniswärter in die Zelle des Todeskandidaten tritt: „Es is Zeit, meine Damen. Das Publikum is schon versammelt."

Nun mußten sich die jungen Leute beeilen, um in den Saal und auf die Plätze zu gelangen, und sie nahmen mit raschem Zuruf Abschied. Helmut suchte im Hinausgehen noch Hertha einen ermutigenden Blick zuzuwerfen, doch konnte ihn diese nicht mehr auffangen, da sie eben noch mit Hans Georg ein paar freundliche Worte wechselte. Fanny drückte ihrem geliebten Jungen heftig die Hände und flüsterte ihm dabei zu: „Jetzt geht's hinaus; ich spiele für dich!", worauf Ferdinand leise erwiderte: „Du wirst wunderbar spielen — das weiß ich." Herr Fritsche beobachtete den Abschied mit sentimentalem Lächeln; dann gab er dem ungeduldigen Saaldiener ein Zeichen, daß er draußen den Flügel öffnen könne. Fanny, welche die erste Programmnummer hatte, weigerte sich, ihr Bukett mithinauszunehmen, und machte sich jetzt, an der Tür stehend, mit halb geschlossenen Augen bereit.

Der Saal war stattlich gefüllt. In der dritten Reihe saß Walter Schirmer neben seiner Mutter. Er fühlte sich von zwei vor ihm sitzenden Damen geniert, die ihn nach seinen Bildern wohl erkannt hatten und ihn immerfort wie ein totes Kunstobjekt betrachteten. Er wandte, um diesen lästigen Blicken auszuweichen, ungeduldig den schwarzen Kopf nach allen Seiten hin und sah jetzt endlich Helmut, Hans Georg und Ferdinand in den Saal kommen. Jene saßen ziemlich weit von ihm entfernt zwischen fremden Leuten, aber sie hoben sich stark aus dem übrigen Publikum heraus, da sie durch ihre unterdrückten, heftigen Gespräche und den nervösen Ausdruck ihrer bleichen Mienen sofort als Gefolgschaft der unbekannten Künstlerinnen kenntlich wurden. Friedrichowicz spielte den Umsitzenden förmlich eine Komödie vor, denn er studierte immerfort, indem er mit großen Bewegungen durch seine blonde Mähne fuhr, das Programm und verkündete dann so laut, daß mehrere Reihen es hören mußten: „Den Es-dur-Walzer spielt sie! Das ist recht! Den spielt die Demelius wunderbar! Und die Gavotte von Mozart! Das kann ja herrlich werden!" Helmut, der auf seine Schliche nicht gleich kam, ärgerte sich anfangs über die kecke Ungeniertheit, konnte dann aber, als Ferdinand immer nur von Fanny

Gutes sprach, den deutlichen Ausruf nicht zurückhalten: „Na, die Lisko, mein Lieber, die hat doch auch ein ausgezeichnetes Programm! Da sieh mal: Mozart, Schubert, Schumann, Brahms!“ Nun fauchte ihn aber Friedrichowicz, seine Rolle vergessend, an: „Na, Fanny etwa nicht?“ worauf sich Hans Georg vor Lachen leise schüttelte, und die Umsitzenden nach Ferdinand hinsahen, dann aber lächelnd einander anblickten. Helmut wurde dunkelrot und flüsterte, indem er Ferdinand unauffällig in die Wade kniff: „Mensch, sei jetzt still, oder ich bringe dich um!“ Dann erhoben sich alle drei, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, und grüßten Walter, nachdem sie dessen Mutter ehrfurchtsvolle Diener gemacht. Walters „Verehrerinnen“ waren inzwischen glücklicherweise durch das Erscheinen einer anderen, noch sehenswerteren Berühmtheit von ihm abgelenkt worden, denn eben war, einem einfachen Schulmeister gleichend, Amadeus Scholl in den Saal getreten und hatte auf einer der hintersten Reihen Platz genommen. Das ganze Publikum blickte allmählich zu ihm hin, doch Meister Amadeus ließ sich davon nicht genieren und las, nachdem er bedächtig die Brille aufgesetzt, das Programm durch. Herr Basse, der ungefähr in der Mitte des Saales zwischen seiner echauffierten Frau und Dr. Meißner saß, war begeistert, als er Scholl erblickte, und machte ihm eine tiefe, leider unbemerkt bleibende Verbeugung. Dann flüsterte er mit seinen beweglichen Augen Meißner zu: „Wissen Sie, Herr Doktor, was ich glaube? Solch ein Konzert von Unbekannten gewinnt für das Publikum eine ganz andere Bedeutung, wenn es sieht, daß sich Kapazitäten wie Scholl dafür interessieren!“

„Unzweifelhaft,“ meinte der Doktor zerstreut.

„Wer ist denn eigentlich von Ihrer Zeitung hier?“ fragte Herr Basse, der diese Frage auf Fannys energischen Wunsch unterdrücken sollte, sie nun aber doch im Eifer seines guten Herzens tat. Der andere wurde etwas verlegen und erwiderte:

„Wir mußten den jungen Fabri schicken, Herr Basse; es war nicht anders möglich.“

„Was? Fabri? Nicht den alten Dingelmann, der immer so wohlwollend ist?“

„Nein, sehen Sie, ich konnte da wenig ausrichten — die Herren wechseln einander ab. Und jetzt, bei der Hochflut der Konzerte —“

„Selbstverständlich, selbstverständlich,“ stotterte Herr Basse, vor innerem Ärger erbleichend. „Jetzt ist ja die Hochflut, das ist richtig ... aber ...“

Dr. Meißner suchte ihn scherzend abzulenken. „Unsere Damen brauchen übrigens den bösen Fabri heute nicht zu fürchten. Sehen Sie doch, was für ein freundliches Gesicht er macht. Ist auch kein Wunder — er sitzt ja zufällig hinter Miß Willis und Agathe Torneelen. Diese märchenhaften Geschöpfe! Wirklich märchenhaft.“

Herr Basse blieb stumm und verärgert, doch mußte er sich jetzt beruhigen, denn ein leises, schüchternes Klatschen ging durch die Reihen des Publikums, als auf dem Podium eben Fanny Demelius erschien, in ihrem rosa Kleidchen steif einherschreitend und mit mißtrauischen Augen um sich blickend, ganz ohne die herzige Frische, die man sonst an ihr kannte. Sie wirkte aber in ihrer

ehrlichen Bescheidenheit dennoch sympathisch, und man lauschte ihr teilnahmsvoll. Die Waldsteinsonate erklang, in rascher Folge nun die Mühe von arbeitsreichen Monaten, stolzen Erhebungen und dunklen Zweifeln. Fanny wußte nach den ersten Takten, daß sie den Menschen im Konzertsaal nicht entfernt das geben konnte, was sie in ihrem stillen Zimmer den unsichtbaren Göttern ihres Daseins gab. So rief sie, da die Seele nicht erwachen wollte, die ganze Energie ihres zarten Körpers auf und spielte den ersten Satz technisch so klar und sicher wie noch nie. Der Beifall war sehr freundlich, doch galt er bis jetzt nur einer tüchtigen Leistung, die Erkenntnis einer künstlerischen Persönlichkeit blieb noch aus. Walter erschrak ein wenig — er hatte eigentlich die zweite Wirkung erwartet. Dann aber, im nächsten Satze, kam sie, weil Fanny jetzt das Publikum vergaß, und je stärker dies geschah, desto achtloser riskierte sie technische Unsauberkeiten, so daß im Rondo einmal ein gefährliches Durcheinander entstand. Doch Meister Amadeus hörte jetzt aufmerksamer zu als beim ersten Satze, und er war es, der am Schluß des überhastet wilden Vortrags den spärlichen Beifall des verdutzten Publikums durch seinen Applaus verstärkte. Er spendete der Begabung Beifall, nicht so sehr der Leistung. Fanny aber rannte in das Künstlerzimmer, und zu ihrem Entsetzen hörte Hertha, die ihr glückwünschend entgegenkam, ein wehes, krankhaftes Schluchzen aus ihrem zitternden Körper aufsteigen.

„Nichts!" rief Fanny leidenschaftlich. „Ich Scheusal habe alles verdorben!" Hertha überlief es kalt, da die Reihe nun an sie kam, und sie küßte die arme Kleine, ohne ein Wort des Trostes zu sagen. Dann schritt sie, äußerlich graziös, aber ihrem Gefühl nach mit bleiernen Füßen, auf das Podium hinaus. Herr Fritsche folgte ihr, wie immer mit der posierenden Gleichgültigkeit des bewährten Künstlers.

Da sah Helmut sie nun in ihrem weißen Kleide stehen, und leise schimmerten die Silberflügel seiner Anbetung an ihren schmalen Schultern. Ein wohlwollendes Gemurmel ging durch das Publikum — die Sängerin war schön und jung. Man setzte sich zurecht, um nun empfänglich auch zu hören, was sie konnte. Etwas zaghaft, aber so fein und fern, wie Helmut es noch nie von ihr gehört hatte, erklang „Das Veilchen" von Mozart, dann das Lied vom „Sonnenschein" und als dritte Nummer „die böse Farbe". Das Publikum war gewonnen, und als Hertha immer wieder herausgeklatscht wurde, war auch ihre eigene Stimmung umgeschlagen, sie gab sich froh und frei und ließ, von der Gunst der Menge getragen, auch unbekümmert ihre menschlichen Reize spielen, ganz im Gegensatz zu Fanny, die jedes Wiederauftreten als Pein empfand und als gerechte Strafe für all ihre unbekannten Sünden. Doch gab ihr diese Resignation die pflichtbewußte Kraft, mit tadelloser Technik, aber mit schwacher Empfindung zu spielen, und das Publikum spendete ihr natürlich von nun an wärmeren Beifall als nach der „mißlungenen" Beethovensonate. Auch ging der entschiedene Erfolg, den Hertha hatte, abgeschwächt auf Fanny über, und die zufriedenen Leute mochten das unscheinbare Mädchen, das sich so ehrlich abmühte und mit der reizenden Sängerin wohl befreundet war, nicht gar so weit zurückstehen lassen. Auf diese Weise stieg im Lauf des

Abends das Thermometer des Erfolges, und die Pensionseltern glühten vor Stolz, als sie in der Pause ihren „Kindern" im Künstlerzimmer durch Helmut innige Grüße sandten. Herr Basse, der den blutdürstigen Fabri nicht aus den Augen verlor, sah eben, daß Dr. Meißner angelegentlich mit ihm sprach, und konnte es nun gar nicht erwarten, etwas von dem Urteil des gefürchteten Kritikers zu erfahren. Endlich kehrte Meißner auf seinen Platz zurück, und Herr Basse feuerte ihm sofort sein „Nun?" entgegen. Jener lächelte vielsagend und flüsterte dann vertraulich: „Es ist nicht viel aus ihm herauszubringen. Er hat mir eine lange Geschichte von seiner Frau erzählt, die gestern ein kleines Mädchen bekommen hat. Er scheint überhaupt mit seinen Gedanken mehr zu Hause zu sein als im Konzertsaal."

„O wäre doch der alte Dingelmann gekommen!" rief Herr Basse mit schmerzlicher Stimme. „Der kriegt doch wenigstens keine Kinder mehr!"

„Aber dafür hört er auch nichts mehr, ich bitte Sie, das ist doch kein Musikkritiker. Übrigens, als ich den Fabri fragte, wie ihm Fräulein Lisko gefiele, da nickte er freundlich und spitzte sein ironisches Mäulchen."

„Na, und Fanny? Fanny?"

„Darüber schien er sich nicht äußern zu wollen."

„Hm, hm ... O diese arroganten Kerle!" flüsterte Herr Basse, der jetzt vergaß, daß er mit einem derselben sprach. „Sie hat doch so reizend gespielt, unsere Fanny, nicht wahr, liebes Minchen?"

Seine Gattin, die immerfort ihre geröteten Augen unter der Brille wischte, erwiderte kurz und bündig: „Na überhaupt — ich möchte ihr gleich 'n Kuß geben!"

Derselben Meinung war Frau Schirmer, die sich jetzt mit Walter genähert hatte. Auch auf sie hatte, ohne daß sie es aussprach, die ehrliche Menschlichkeit von Fanny Demelius eigentlich stärker gewirkt, als Hertha Liskos Kunst, die ihr sehr anmutig, aber doch viel leichter erschienen war. Sie bestärkte deshalb ihren zaudernden Sohn darin, solange noch die Pause dauerte, ins Künstlerzimmer zu eilen und Fanny unbekannterweise ihre herzlichen Grüße zu bringen. Walter verließ den Saal, und als er das Künstlerzimmer betrat, fand er wider sein Erwarten Fanny in derselben Heiterkeit vor wie die glückliche Hertha. Helmut, Hans Georg und Ferdinand waren da — Herr Fritsche saß am Tisch und trank mit Andacht ein Glas Pilsener, das ihm Jericho, der Saaldiener, geholt hatte. Fanny eilte Walter sofort entgegen und rief, bevor er noch die Grüße bestellen konnte: „Was sagen Sie zu unserer Hertha, Herr Schirmer! Hat sie nicht fabelhaft gesungen? Wie? Erst kann sie nicht Zipp sagen, und dann läßt sie sich als große Sängerin entdecken! Ist das erlaubt?" Sie lief zu Hertha zurück und küßte ihr Mund und Wangen. Aus ihrem Wesen sprach so lieblicher Eifer und so neidlose Freundschaft, daß Walter ganz befangen stehen blieb, sie ansah und schwieg. Doch Helmut drängte sich jetzt zwischen beide und schüttelte Fanny heftig die Hand. „Sie sind doch ein famoser Kerl, Fräulein Fanny!" rief er gerührt. „Aber nun lassen Sie sich auch erzählen, was mir Scholl soeben über Sie gesagt hat —"

Fanny hielt sich die Ohren zu: „Nein, nein, ich will nichts hören, Bachbaum! Die Sonate habe ich geschmissen, das genügt! Fragen Sie Friedrich, der sagt mir die Wahrheit! Das habe ich kontraktlich!“

„Na, du wirst doch nicht etwa behaupten wollen, daß Fräulein Fanny die Sonate nicht sehr bedeutend gespielt hat?“ wandte sich Helmut jetzt entrüstet an den schweigsamen Ferdinand.

„Ich behaupte nur, daß ich sie schon viel schöner von ihr gehört habe,“ erwiderte dieser leicht gereizt.

„Da habt ihrs!“ rief Fanny mit feuchten Augen und glühenden Wangen. „Er meint es ehrlich mit mir, ihr meint es nur gut! Was nützt denn unsereinem das Lob, das wir selber nicht unterschreiben können?“

Die letzten Nummern des Programms verliefen noch so günstig, daß am Schluß die beiden Mädchen mehrmals und herzlich hervorgerufen wurden. Hertha ging ganz auf im Wonnegefühl ihres Sieges, und ihr graziöser, nach allen Seiten hin lächelnder Dank war auch eine Kunstleistung. Doch Fanny geschah es, daß sie plötzlich mitten auf dem Podium von einer starken Lachlust gepackt wurde, denn sie sah in der ersten Reihe der begeisterten, kleinen Anhängerschar, die zuletzt noch blieb und sich um das Podium drängte, Herrn Basse stehen und mit seinem berühmten, bunten Taschentuche stürmisch winken. Sie konnte sich nicht enthalten, Hertha leise darauf aufmerksam zu machen, doch diese verstand jetzt ihr Flüstern nicht und fuhr dafür fort, sich lächelnd zu verneigen. Dann beruhigten sich die Leute und gingen in die Garderoben, während die Mädchen im Künstlerzimmer den ganzen Freundeskreis versammelt fanden. Es wurde sattsam gratuliert, und dann begab man sich, als letzter Trupp das Haus verlassend, zur gemeinsamen Feier in Fredrichs Restaurant. Dort hatte Herr Basse ein gemütliches Zimmer bestellt, und auf Herthas Kosten gab es feines Essen und sogar Champagner. Hertha war ganz ausgelassen. Sie hob ihr goldiges Sektglas hoch empor, aus welchem der glitzernde Schaum über ihre heiße Hand floß, und hielt zum erstenmal in ihrem Leben eine Rede. „Morgen, Kinder, werden wir abgeschlachtet!“ rief sie. „Heute wollen wir noch was draufgehen lassen! Morgen kommt der trockene Fabri, heute kommt der trockene Henckell! So ists richtig! Hoch!!!“ Alle stimmten jubelnd ein, und Helmut war das Weinen nahe, so liebte er jetzt dieses göttliche, übermütige Wesen. Dabei bemerkte er, von seiner Empfindung übermannt, durchaus nicht, daß Hertha ihm nie das Antlitz zuwandte, sondern ihre Liebenswürdigkeit ausschließlich an den frischen Hans Georg richtete. Helmut sah auch nicht, daß Fanny, die ihm gegenüber neben Ferdinand saß, verwundert oft und traurig bald auf ihn und bald auf Hertha blickte. Sein Antlitz leuchtete vielmehr in seligster Unbefangenheit, und er konnte ein plötzliches Schluchzen nicht unterdrücken, als Hertha ihr Rosenbukett ergriff, die Stiele aus der Umwicklung löste und lachend jedem einzelnen am Tisch eine duftende Blüte zuwarf. Die Rosen wurden weiter und durcheinandergeworfen, so daß ein liebliches Bacchanal entstand und die jungen, erhitzten Menschen, die sich anlachten, aus goldenen Kelchen tranken und einander mit den holdesten Geschossen bewarfen, ein Bild

der höchsten Lebensfreude boten. Plötzlich legte Hertha verstummend den Finger auf den Mund und deutete mit behutsamen Zeichen auf das Fenster. Alle blickten hinüber, und da sahen sie draußen auf dem Gange ein kleines, uraltes Männchen stehen, das, auf seinen Regenschirm gestützt, wohl eine ganze Weile schon hinter den Fensterscheiben gestanden und das Bacchanal da drinnen mit prüfenden Künstleraugen beobachtet hatte. „Menzel, Menzel!“ flüsterten die jungen Leute, und dann standen sie auf, um ihm einmütig zuzutrinken. Er nickte leise und verschwand.

VII. **Schicksalsfragen.**

Dem schönen Feste folgte, wie dies häufig zu kommen pflegt, ein minder schöner Katzenjammer. Denn die Kritiken, welche an den nächsten Tagen erschienen und von Herrn Basse sorgfältig gesammelt wurden, waren zum größten Teile ungünstig, und Hertha sowohl wie Fanny wurden ganz entgegengesetzt beurteilt, wie sie nach Wahrheit und Gerechtigkeit hätten beurteilt werden müssen. Für Hertha fand man die farblosen Lobesworte „nicht ohne Empfindung“ und „hübscher Vortrag“, während man sie in technischer Beziehung ganz als Anfängerin hinstellte. Fanny dagegen wurde „eine saubere und nicht unentwickelte Technik“ zugestanden, während „ein oft empfindlicher Mangel an Gefühl und tieferem Eindringen, namentlich bei der Beethovenschen Sonate,“ scharf gerügt wurde. Verhältnismäßig am gescheitesten, auch am günstigsten, urteilte zur allgemeinen Überraschung Herr Fabri; doch erregte er bei den Künstlerinnen gerade den höchsten Zorn, weil er unsachlich auch ihren Persönlichkeiten Zensuren erteilte. Fanny bekam das Prädikat „ein schwächliches, kleines Fräulein, das zuweilen Rubinsteinarme simulierte“, und Hertha wurde „eine anmutig kecke Erscheinung“ genannt. Die Mädchen rissen Herrn Basse, der ihnen die Rezension mit naiver Freude vorlas, gleichzeitig das Zeitungsblatt aus den Händen, zerfetzten es, warfen es auf den Boden und stampften mit den Füßen darauf. „Dieser Lumpenkerl!“ rief Fanny, plötzlich ein erlösendes Wort findend. „Dieser Affe!“ fügte Hertha mit bleichem Zorn hinzu. Dann weinten sie beide, gerade nach der günstigsten Kritik. Herr Basse war verwirrt, und da er sich eigentlich immer noch über Fabris Lob freute, schob er, um die Mädchen zu beruhigen, die Schuld auf Doktor Meißner, der doch den alten Dingelmann hätte schicken können, wenn er nur gewollt hätte. Er wüßte jetzt überhaupt, woran er bei Meißner wäre, und sehnte sich absolut nicht mehr danach, diesen Mann in seinem Hause begrüßen zu können. Nun mußten, da Herr Basse wütend zu werden schien, die Mädchen wieder ihn beruhigen, und schließlich einigten sich alle darin, daß an den dummen Rezensionen ja gar nichts gelegen wäre, man müßte nur den Kopf oben behalten, seine Schuldigkeit tun und sich mit dem Schicksal Größerer trösten, denen es im Anfang ihrer Laufbahn auch nicht besser ergangen wäre. Frau Basse behauptete dies sofort von der Patti, die sie schon als junges Mädchen gehört hätte, während ihr Mann dasselbe von Franz Liszt beschwor. Dann setzten sich alle erschöpft zum Mittagessen.

Die mißlichen Nachwehen eines Erfolges beim Publikum und eines Durchfalls bei der Kritik zeigten sich freilich später mehr und mehr und drückten die Stimmung der beiden Mädchen immer tiefer herab. Der Agent, den sie besuchten, zeigte sich nicht unfreundlich, schien ihr Konzert aber doch nur als einen der vielen vorübergleitenden Abende der Berliner „Konzertflut" zu betrachten. Und während ihre Ersparnisse durch die großen Unkosten nahezu aufgezehrt waren, zeigte sich der Gewinn um so geringer, denn Hertha hatte keine Lust, sich so angestrengt um Schülerinnen zu bemühen, wie Fanny, die ja ganz allein in der Welt stand, es tat und tun mußte. Ein Konzert, das ihnen der Agent noch in Magdeburg verschafft hatte, wurde auf Herthas Bitten abgesagt, und wieder versanken die beiden Mädchen in das stille und freudlose Arbeitsleben, das sie auch vor ihrem „Erfolge" schon gekannt hatten.

Es zogen nun die ersten warmen Lüfte über die Stadt hin, und das schmerzliche Glück des Frühlings kehrte wieder in die Herzen, nur ein altes Gesetz bedeutend und doch alles versprechend, alles Neue, alles Gute. Am dreißigsten April beging das „grüne Band" seinen vierten Bundesabend durch eine Frühlingsfeier im Freien. Voll Jubel hatte man den Vorschlag Helmut Baumbachs angenommen. Nach Potsdam ging die Fahrt, und in stattlichen Landauern wurden alle Sehenswürdigkeiten der alten Soldatenstadt besichtigt, zuletzt auch Glienicke, wohin man gegen Abend gelangte. Auf der großen Havelbrücke verließen die Ausflügler ihre Wagen, und nach beiden Seiten hin erstreckte sich ihnen das glitzernde Bild des Flusses mit buschigen Uferhöhen und den Türmen von Potsdam und Babelsberg. Man verteilte sich, je nach Neigung, auf den beiden Fußsteigen der Brücke, um, auf das Geländer gelehnt, den Anblick zu genießen, welchen Alexander von Humboldt, wie Herr Basse schon zum drittenmal verkündete, für einen der schönsten auf der ganzen Welt erklärt hatte. Allmählich kamen freilich stillschweigend alle auf die westliche Seite der Brücke hinüber, denn dort sah man am Horizont die Feuerkugel der Sonne schweben, sah sie schweben und allmählich sinken. Metallisch glänzte der weite Wasserspiegel, und dunkler, immer dunkler wurden die Bäume am Ufer, wie schwarze Schicksalszeichen die fernen Türme der Stadt. Das war so recht ein Fest der Sehnsucht für so viele junge, schlagende Herzen. „Ihr nach und immer nachzustreben!" tönte es in allen, und zwanglos nebeneinander stehend, kaum voneinander wissend, sahen sie, den Kopf in die Hand gestützt, mit großen Augen in das goldene Land des Unerreichbaren.

Hertha stand zwischen Hans Georg und Helmut, Fanny neben Ferdinand, mit leisem Drucke seine Hand berührend. Als die Sonne tiefer gesunken war und schon mit ihrem roten Feuerkreise, wie erschauernd, den kühlen Silberglanz des Wassers berührte, sprach Hertha, die nicht zu merken schien, daß Helmuts bittender Blick sich wieder tief an ihre weit geöffneten, schillernden Augensterne saugte, in leiser Trauer vor sich hin: „Ich weiß nicht, Kinder — *soll* man hoffen, *soll* man überhaupt arbeiten und etwas erstreben? Es ist doch so fern alles — für uns und für unsere Nachkommen. Denn ich glaube, auch den künftigen Menschen wird es nicht besser ergehen."

„Man soll," sagte Helmut kaum hörbar und doch mit unerschütterlichem Ernst.

„Man muß einfach," sagte Hans Georg, in welchem sich trotz aller Träumerei schon wieder die Opposition regte.

„Ich mag nicht mehr," flüsterte das Mädchen, und erschrocken hörten die jungen Männer Tränen in ihrer Stimme.

„Warum?" fragten beide zugleich. „Was ist Ihnen?"

„Ich habe Ihnen noch nicht gesagt," begann jetzt Hertha nach einer Weile, ihre Tränen trocknend, „meine Eltern wollen mich nicht länger in Berlin lassen. Ich soll zum ersten Juni nach Hause kommen. Nach Frankfurt. Kinder Gottes, mir ist, als hätte ich Zuchthaus bekommen. Wahrhaftig, ich versündige mich nicht."

„Sie bleiben bei uns!" rief Hans Georg gebieterisch, bevor in seiner überströmenden Empfindung Helmut noch Worte finden konnte.

„Lieber Freund," sagte Hertha, den ersteren innig anblickend, in einem Ton, den Helmut noch nie von ihr gehört hatte, so süß war er und hingegeben frauenhaft — „ja, wenn es nach Ihnen ginge! . . ."

Hans Georg errötete und sah mit plötzlicher Bewegung erst nach der Uhr und dann nach der Sonne hinüber. Die war aber eben hinter dem Wasserspiegel verschwunden. Doch konnte es nicht nur an der erbleichenden Beleuchtung liegen, daß Helmuts Miene jetzt plötzlich so leichenhaft fahl wurde — er hielt sich zitternd mit beiden Händen am Brückengeländer fest. Jetzt hatte er es plötzlich erkannt, das Schicksal dreier Menschen. Der letzte Augenblick war wie ein Blitz in die Nacht seiner Träume geschlagen. Er liebte Hertha, sie aber liebte den Freund, und Hans Georg — war unberührt geblieben. Was war nun Helmuts Pflicht? Nach seinem Rechte fragte diese Kinderseele nicht. Er sah nur das enttäuschte Mädchen leiden, nicht sich selber, und erschauernd fühlte er die große Probe, die er zu bestehen hatte vor der Gottheit seines Ideals. Er wollte sie bestehen. Ihr entsagen können, nicht sie zu besitzen trachten, dieses heilig-wunderbare Weib, das wollte er. Und ihr den Freund noch zu gewinnen suchen, diesen Unbegreiflichen, der das herrliche Glück nicht sehen wollte, das sich ihm mit offenen Armen darbot, das war seine zweite Lebensaufgabe. Denn er selbst war etwas, was überwunden werden mußte, eine Stufe nur für den Siegerschritt jener höher geborenen Menschen. Er wollte sie grüßen, wenn er sie einst am goldenen Ziele sah, und dann freudig untergehen.

Inzwischen ging Hermann Arndt, der unverständliche Worte vor sich hin murmelte, hinter den Sonnenanbetern auf und ab — das himmlische Schauspiel schien ihn wenig zu interessieren. Hans Georg war der erste, der auf ihn aufmerksam wurde und abgerissene Worte von ihm verstand. Da begann er laut und wie befreit zu lachen.

„Was sagt denn der triviale Fabrikant?" fragte Hertha, sich langsam umwendend.

„Hunger, Hunger, ich habe Hunger!" wiederholte Hermann jetzt sehr dringlich und laut.

Da lachte Hertha ebenso herzlich wie Hans Georg. Nur Helmut blieb jetzt ernst und müde und blickte nicht mehr auf.

Frau Basse aber, die neben Walter Schirmer stand und ihr gläubig-ergriffenes Antlitz eben von dem großen Naturschauspiel zu ihrem Nachbar hinwandte, sah ein leises, sonderbares Lächeln auf dessen dunklen Zügen, und die Ursache desselben interessierte ihre naive Wahrheitsliebe. Als sie kurzerhand Walter danach befragte, meinte dieser, sichtlich in Verlegenheit geratend: „Es ist mir so fatal, gnädige Frau — ich weiß nicht, ob Sie auch schon die Erfahrung gemacht haben — es finden sich Dichterwerke, die wie Satanswerke weiterwirken. Immer fallen sie einem zur ungelegenen Zeit ein, man weiß nicht, woher, und man muß doch lachen. Als ich Fräulein Lisko eben beim Sonnenuntergange beobachtet habe, da fiel mir, so gern ich mich dagegen gewehrt hätte, das Gedicht von Heinrich Heine ein:

Mein Fräulein, sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.

„Ja, ja," erwiderte Frau Basse und drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Aber warum halten Sie sich nicht an Ihre eigenen Eindrücke? Man soll die Menschen eben nicht immer beobachten, Herr Schirmer."

„Das ist leider meine Art," versetzte Walter, leicht errötend. „Dafür kann ich nichts. Ich glaube auch, die Menschen müßten der Beobachtung standhalten."

„So? Glauben Sie das? Das glaube ich eben nicht, Herr Schirmer!" erwiderte die Pensionsmutter jetzt eifrig und fast unwillig werdend. „Du lieber Himmel, wo bliebe denn da der naive, menschliche Verkehr! Nein, nein, das geht nicht! . . ."

Fanny, deren treue Miene inzwischen nicht von Ferdinand abgelassen, welcher gar düster immer noch in den erbleichenden Abendhimmel starrte, flüsterte ihm jetzt bittend zu, indem sie ihn sachte von der Brücke fortziehen wollte: „Ferdinand, laß dich doch vom Sonnenuntergang nicht so verstimmen. Denk doch ein kleines bißchen an Helmuts Verse, du weißt doch, an das hübsche Vagantenlied: ‚Blick, Mädel, nicht so traurig drein! Es muß ja nicht gleich Abschied sein! Fari fara! Gleich Abschied sein!'"

„Mein liebes Kind," war die gepreßte Antwort, „ich habe keine Zeit, an die Verse anderer Leute zu denken."

* * *

Aus Herthas Abreise wurde Ernst. Die schriftlichen Lamentationen ihres ewig kränkelnden Vaters ließen ihr wenig Freude mehr an ihrem Berliner Dasein, und auch die Mutter, die bisher noch immer eine phlegmatische Beschützerin ihres Freiheitsdranges gewesen war, ließ unverhohlen jetzt in ihren Briefen den energischen Anspruch auf eine Haustochter durchblicken. So kam denn, ehe die Freunde daran denken mochten, der Tag des Abschiednehmens heran. Hertha freilich unterließ es nicht, in den anderen die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens zu nähren; sie stellte das Ganze so dar, als ob sie jetzt

nur die augenblickliche Laune ihrer Eltern befriedigen, bald aber zu gemeinsamem Leben und Streben zurückkehren wollte. Doch im Innersten wußte sie selbst sehr gut, daß Berlin nur ein kurzer Traum für sie gewesen, ein Traum, der, einmal durchgesetzt, für immer nun verloren werden mußte. Mehr noch als der Abschied von den Menschen, die sie liebgewonnen, bedrückte sie aber die Demütigung ihres Künstlertums vor dem Frankfurter Philisterium, dem Verkehr und Familienanhang ihrer Eltern. Daß diese Leute jetzt Recht behalten sollten, kränkte sie viel tiefer als die Nichtbefriedigung ihres Strebens. Denn das letztere war ja immer mehr, als es Hertha selber bewußt war, mit der Liebessehnsucht ihres wählerischen Herzens verwandt gewesen, und in seltsamer Identität mit dem Niedergange ihrer Kunst kamen ihr jetzt oft die Stimmungen, in denen sie Walter Schirmer mit rachsüchtiger Feindschaft, Helmut Baumbach mit zorniger Gleichgültigkeit und Hans Georg Richter mit schmerzlicher Enttäuschung nachsah. Wirklich echte Wehmut brachte ihr nur der Gedanke, sich von Fanny Demelius trennen zu müssen, denn sie hatte gerade in ihrer kühl abwägenden und sich selber wohl bewahrenden Natur eine dunkle Ahnung, als ob das Schicksal dieser Freundin, im Gegensatz zu dem ihrigen, von Selbstaufopferung und Untergang umwittert wäre.

So durchfuhr es sie jetzt plötzlich wie die eisige Berührung unsichtbarer Todeshände, als sie auf dem Bahnhof, vor dem Zuge stehend, der sie nach Frankfurt bringen sollte, aus Fannys Hand einen Strauß von weißen, süß und seltsam duftenden Rosen empfing. Er löste plötzlich heiße Tränen in Herthas Augen, und sie beruhigte sich erst, als sie im innersten Kern der schönen Halbknospen noch eine zarte Röte entdeckte und wußte, daß es nicht wirklich weiße Rosen waren. Der Schaffner ging den Zug entlang und schloß die Türen — Hertha mußte einsteigen. Am offenen Fenster stand sie nun und blickte mit feuchten Augen auf die versammelten Freunde nieder. Frau Basse war allein gekommen, da ihr Gatte am Vormittag seinen Buchhandel nicht verlassen konnte. Ferner waren außer Fanny, Hanna Rossitz und Hermann Arndt noch Helmut und Hans Georg erschienen. Walter Schirmer kam auch noch im letzten Augenblick, was Hertha sichtlich erfreute, denn an sein Erscheinen hatte sie nicht gedacht. Sie hielt mit Mühe die vielen Blumen, die man ihr gespendet, in beiden Händen fest und neigte ihr blasses, lächelndes Antlitz auf das duftende Kissen nieder, indem sie zu den Freunden leise hinuntersprach.

„Wann ist denn nun eigentlich der nächste Bundesabend, Kinder? Am ersten Juni? Da werde ich also fehlen. Aber am ersten Juli — da werde ich wieder dabei sein."

„Herthachen, Herthachen," sagte Frau Basse jetzt leise, indem sie mißtrauisch den rechten Zeigefinger erhob, — „kommst du auch wirklich wieder? Ich will dir das Herz nicht schwer machen, mein Kind, aber bleib nur immer feste bei der Stange. Ich respektiere den Willen deiner Eltern gewiß, das weißt du, aber vom innersten Triebe, vom eigentlichen Leben der Kinder verstehen so viele Eltern nicht die Bohne. Da heißt es eben sich selber treu bleiben, selber wissen — na, das wird 'ne Predigt, ich schenk sie dir."

„Mutter Basse," erwiderte Hertha gerührt, „lassen Sie's gut sein. Ich komme ja wieder."

„Und ich komme inzwischen ein bißchen zu Ihnen, Fräulein." ließ sich jetzt plötzlich Hermann Arndt, der sonst so Schweigsame, vernehmen.

„Wie?" rief Hertha überrascht. „Was heißt das, Herr Arndt? Kommen Sie wirklich nach Frankfurt?"

„Ja — wenn Sie erlauben — wahrscheinlich schon am nächsten Sonntag, Fräulein."

„Das ist ja eine großartige Überraschung!"

„So? Hätte ich das gewußt, dann hätten Sie's schon früher erfahren."

„Pfui, Sie Schlimmer! Ach, nun habe ich doch wenigstens eine Menschenseele in dem schrecklichen Nest! Ach, kommen Sie bestimmt, Herr Arndt, und besuchen Sie mich gleich! Nicht wahr?"

„Aber selbstverständlich. Ich habe ja auch mit Ihrem Herrn Vater geschäftlich zu tun."

Der plötzliche Umschwung in Herthas Stimmung teilte sich auch den anderen mit, und alle blickten jetzt freundlich und dankbar auf Arndt, den die selbstbewußten Künstler sonst immer als reichen Geschäftsmann und behäbigen Spaßmacher etwas über die Achsel angesehen hatten. Die Abfahrzeit war nun herangekommen — schon hielt der Zugführer seine Signalpfeife in der Hand, und bald darauf ertönte das schrille Zeichen. Die Herren ließen jetzt, von Helmut gebeten, der im heftigsten Abschiedsschmerze seine zarte Höflichkeit behielt, den Damen die nächste Umgebung vor dem Coupé frei, und jede suchte noch der Scheidenden die Hand zu drücken oder in hastigen Worten eine Empfindung auszusprechen. Dann rückte der Wagen an, und die Herren hatten gerade noch Zeit, zu winken und, Abschiedsworte rufend, neben dem Zuge herzulaufen. Als Hertha in den hellen Maitag hinausfuhr und, immer noch aus dem Fenster gelehnt, in die dunkle Bahnhofshalle zurückstarrte, erkannte sie dort in der Wölbung des Torbogens Helmut, Hans Georg und Ferdinand, die plötzlich grüne Fähnchen aus ihren Rocktaschen gezogen hatten und sie begeistert schwenkten, offenbar als Abschiedsgruß vom grünen Bande. Sie freute sich erst der hübschen Überraschung, genierte sich dann aber vor einem Herrn, der ihr im Coupé gegenübersaß und, da er die seltsame Huldigung bemerkt, still vor sich hinlächelte. Da zog sie sich sofort vom Fenster zurück und sah errötend in ihr Kursbuch, indem sie mit einigem Ärger Helmuts gedachte, der die Idee von den geschwungenen Fähnchen natürlich wieder ausgeheckt hatte.

Inzwischen verließen die Freunde langsam den Bahnhof. Die drei Fahnenträger bildeten den Nachtrab, kümmerten sich wenig um Publikum und Bahnbeamte, rollten ihre Ehrenzeichen sorgfältig zusammen und steckten sie wieder in die Tasche. Draußen, als man sich zum Heimwärtsgehen entschließen mußte, kam es aber allen erst, wie nach dem Heilprozesse einer Amputation, zum Bewußtsein, daß ein wichtiges, vertrautes Glied von ihrer Gemeinschaft abgelöst war, und sie gingen in trauriger Unvollkommenheit auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Lassalles Kampf um Berlin.

(1855—1859.)

Von

P. Bailleu.

Im Winter von 1854 auf 1855 war die endlose Reihe der Prozesse der Gräfin Hatzfeldt mit ihrem Gatten durch einen Vergleich zum Abschluß gekommen. Ferdinand Lassalle, der in rastloser Arbeit der Gräfin und ihrer Sache mehr als acht Jahre seines Lebens gewidmet hatte, fand sich durch die ihm dabei zugefallene Rente jetzt zu einer Wohlhabenheit gelangt, die ihm ein sorgenloses Leben nach dem Zuge seiner Neigungen ermöglichte. Von den beiden großen Idealen, die seinen Geist erfüllten und sein Leben beherrschten, Politik und Wissenschaft, war die Politik ihm zur Zeit unerreichbar. Er hatte, so jung er war, in den Jahren 1848 und 1849 in der revolutionären Bewegung am Niederrhein eine Führerstellung eingenommen und in den folgenden Jahren zu behaupten verstanden; aber sowenig er auch die Verbindung mit den Arbeiterkreisen ganz aufzugeben dachte, so verbarg er sich doch nicht, daß jetzt, in den müden Tagen nach Olmütz, jeder Versuch einer politischen Agitation in seinem Sinne wirkungslos bleiben und nur ihm selbst verderblich werden müsse. Vollends das gemütliche politische Kannegießern beim Schoppen, wie es der Rheinländer liebt, war ihm widerwärtig. Sein hochstrebender Geist und seine vielseitige Begabung, gelenkt von einem kraftvollen Willen, drängten mit äußerster Energie zu einer Betätigung, die ihm wirkliche und greifbare Erfolge schaffen sollte und mit den Erfolgen Ruhm und Macht.

Also, da die Politik sich ihm versagte, wandte sich Lassalle zur Wissenschaft.

Damit soll nicht gesagt sein, daß seinem nahrungsuchenden Geiste Wissenschaft nur ein Surrogat für Politik geworden wäre. Die Politik der Kampf für „die heilige durchwehende Idee", wie er es in seinem Tagebuch nennt — war wohl die erste und blieb die mächtigste Leidenschaft, die den zum Selbstbewußtsein erwachenden Jüngling ergriffen und in ihre heißen Wirbel gezogen hatte, aber dann hatte die Wissenschaft, vornehmlich in den Formen der Hegelschen Philosophie, den reifenden Geist mit einem begeisterten Glauben an ihre

Allmacht erfüllt und ihm zugleich ein unvertilgbares Gepräge aufgedrückt. Wissenschaft und Politik gehörten ihm fortan eng zusammen, um so enger, da er den germanischen Freiheitsbegriff aus der „antiken, theoretischen und philosophischen Bildung" ableitete. Von selbstloser, rückhaltloser Hingabe an die Wissenschaft kann dabei freilich nicht die Rede sein. Die Zauberformeln des alten Meisters Hegel, von Lassalles gewandtem und reichem Geiste gehandhabt, sollten ihm die Waffe werden, sich Bahn zu brechen in der Welt. Es ist dabei für die Richtung seines Geistes ebenso bezeichnend wie für die Energie seines Willens, wenn er jetzt, nach neun Jahren politischer und juristischer Kämpfe — und welcher Kämpfe! — wieder in die Studienbahn einlenkte, aus der ihn im Frühjahr 1846 die Bekanntschaft mit der Gräfin Hatzfeldt gerissen hatte. Der Zwanzigjährige hatte sich damals in die Tiefen der altgriechischen Philosophie versenkt und ein Buch über Heraklit, den dunklen Weisen von Ephesos, auszuarbeiten begonnen; diese Studien nahm der Dreißigjährige jetzt in Düsseldorf wieder auf.

Indem er aber an die Arbeit ging, sah er sich doch gleich von vornherein einer harten Schwierigkeit gegenüber. Düsseldorf war damals noch eine kleine Stadt, die des wissenschaftlichen Lebens entbehrte. Heute in Kunst und Industrie die Hauptstadt des Niederrheins, bot es 1855 einem Manne wie Lassalle keinen Funken geistiger Anregung. Gab es doch am Rhein noch nicht einmal eine philosophische oder philologische Verlagsbuchhandlung. Es war daher nur natürlich, daß Lassalles Blicke sich jetzt dahin wandten, wo er die ersten Anregungen zu seiner Arbeit empfangen hatte: nach Berlin, „in das gelobte Land der theoretischen Interessen und der wissenschaftlichen Auffassung", „in die Metropole deutscher Wissenschaft". Eben seine Vergangenheit, die ihn dahin zog, trat ihm dabei auch hindernd in den Weg.

Am Vorabend der Märzrevolution, im Februar 1848, war Lassalle aus Berlin ausgewiesen und auf der Rückreise nach dem Rhein, in Potsdam, auf Requisition der Kölner Gerichtsbehörde wegen der Teilnahme an dem bekannten Kassettendiebstahl verhaftet worden. Seitdem hatte er Berlin meiden müssen; wenn er den Vater, der ihn zuweilen in Düsseldorf besuchte, zurückbegleitete, pflegte er vor Berlin umzukehren. Die Politik hatte ihn von der Hauptstadt ferngehalten; die Wissenschaft sollte ihm jetzt die Tore Berlins wieder öffnen. Er scheint nicht an einem leichten Erfolg gezweifelt zu haben: tatsächlich bedurfte es erst eines mehr als vierjährigen Kampfes und des Wohlwollens, wie wir sehen werden, des Prinzen von Preußen — späteren Kaisers Wilhelm I. —, ehe es ihm gelang, das Recht zu dauerndem Aufenthalt in Berlin zu erringen. Unter Lassalles vielen Kämpfen ist es der am wenigsten bekannte, aber gewiß nicht der am wenigsten interessante; derjenige Kampf überdies, auf den der Historiker, wie er auch sonst über Lassalle urteile, nicht ohne eine gewisse Sympathie für den Kämpfenden zurückblicken mag [1]).

---

[1]) Obige Skizze ist angeregt durch die Auseinandersetzung zwischen H. Oncken (Preußische Jahrbücher, Februarheft 1903) und F. Mehring (Neue Zeit, Nr. 20, 14. Februar 1903) über „Lassalles Rückkehr nach Berlin", beruht aber ausschließlich auf bisher unbekannten handschriftlichen Materialien.

Zunächst dachte Lassalle eine Art Rekognoszierung in Berlin zu versuchen. Am 9. Februar 1855 wandte er sich an den allgewaltigen Polizeidirektor, an „Seine Exzellenz den Herrn von Hinckeldey, Ritter vieler hoher Orden“, mit der Anfrage, ob man ihm Schwierigkeiten machen werde, wenn er zum 1. April auf 8—10 Tage nach Berlin komme. Er habe dort für die Gräfin Hatzfeldt ein größeres Kapital in Empfang zu nehmen und wolle dann nach Breslau fahren, um vor der längeren Auslandsreise, die er zu wissenschaftlichen Zwecken und zur Erholung beabsichtige, von seinem Vater Abschied zu nehmen. Er setzt nach seiner Gewohnheit weitschweifig auseinander, weshalb gerade nur er die Gräfin Hatzfeldt vertreten könne, und bittet schließlich Seine Exzellenz vielmals, die Freiheit zu entschuldigen, die er sich nehme, ihn mit seinen Angelegenheiten zu belästigen. Der Monat Februar vergeht, ohne daß er eine Antwort erhält. Am 7. März erneuert er sein Gesuch, abermals kein Bescheid. Lassalle läßt sich nicht abschrecken. Er reist von Düsseldorf nach Berlin, aber kaum angelangt, wird er am 30. März auf dem Potsdamer Bahnhof polizeilich sistiert und auf sein Verlangen nach dem Polizeipräsidium gebracht. Da hier die Untersuchung seines Gepäcks die Angaben über den Zweck seiner Reise lediglich bestätigte, so gestattete ihm jetzt Hinckeldey, der ihm auf seinen Wunsch eine Unterredung gewährte, sich bis zum 4. April in Berlin aufzuhalten. Auch eine Verlängerung der Aufenthaltserlaubnis, um die er bat — denn die Abwicklung des Geschäfts verzögerte sich, da, wie Lassalle versichert, die Anlegung des übernommenen Kapitals von etwa 150000 Talern in Staatspapieren zur Vermeidung eines plötzlichen Steigens und späteren Fallens der Kurse an *einem* Börsentag damals undurchführbar war — wurde zwar formell abgelehnt, tatsächlich jedoch zugestanden[1]).

Diese nicht ungünstigen Erfahrungen in Berlin, hauptsächlich wohl die persönliche Bekanntschaft mit Hinckeldey, mit dem er von seinen weiteren Plänen gesprochen hatte, haben anscheinend die besten Hoffnungen in Lassalle erweckt. Wenn er vorher noch zwischen der Übersiedlung nach Berlin und einer großen Auslandsreise geschwankt hatte, so glaubte er jetzt einen Sturm auf Berlin mit Aussicht auf Erfolg wagen zu können.

Am 31. Mai reichte er ein Gesuch um Gestattung der Niederlassung in Berlin ein, das er mit einem „Promemoria mehr in Gestalt eines Privatschreibens“ an Hinckeldey begleitete. Das Schreiben scheint mir bedeutsam genug, um hier, mit einer leichten Kürzung, seinem Wortlaut nach Platz zu finden.

„Ew. Hochwohlgeboren will ich mir erlauben, jetzt unter näherer Motivirung ein Gesuch vorzutragen, das ich schon bei meinem jüngsten Aufenthalt in Berlin, den Sie mir zu gestatten so freundlich waren, mündlich kurz anzudeuten die Ehre hatte, das Gesuch, mich in Berlin niederlassen zu dürfen. —

---

[1]) In dem Gesuch an Hinckeldey um Aufenthaltsverlängerung heißt es am Schluß: „Man braucht Ew. Hochwohlgeboren nur einmal gesehen zu haben, um vollkommen überzeugt zu sein, daß wenigstens *eines* Punktes jeder ohn Unterschied der Person und der Richtung bei Ew. H. versichert sein kann: einsichtigste loyalste Billigkeit. Wollen Ew. H. die Versicherung meiner besonderen und vorzüglichsten Hochachtung genehmigen.“ (2. April 1855.)

Seitdem die Prozeße der Frau Gräfin v. Hatzfeldt durch Vergleich ein friedliches Ende gefunden haben, ist für mich nicht nur an und für sich jeder bestimmende Grund geschwunden, länger in der Rheinprovinz wohnen zu bleiben, sondern es drängt mich auch, meine rege Liebe zu wissenschaftlicher Thätigkeit, der ich von je mit ganzer Seele zugethan war, und welche nur bei dem jugendlichen Feuer-Eifer, mit welchem ich mich der Sache der Gräfin von Hatzfeldt widmete, vor der Noth der Praxis zeitweilig in den Hintergrund treten mußte, mich wieder in die Metropole deutscher Wissenschaft zu begeben.

Seit meine Zeit wieder frei geworden ist und ich so der Möglichkeit der wissenschaftlichen Musse und der theoretischen Beschäftigung zurückgegeben bin, erscheint es mir als eine ernste Pflicht gegen mich und Andere, meine Kräfte wieder mit verdoppelter Energie den wissenschaftlichen Zielpunkten zuzuwenden, denen sie leider so lange entzogen gewesen sind, und so die versäumten Leistungen nachzuholen.

Im Rheinland aber, Herr General-Direktor, ist aus Mangel theils an wissenschaftlichen Hilfsmitteln, theils an wissenschaftlicher Anregung dies Ziel unmöglich zu erreichen! Drängt mich so meine ganze Richtung wieder in das gelobte Land der theoretischen Interessen und der wissenschaftlichen Auffaßung rückkehren zu können, so tritt ein besonderes Motiv noch mit Macht in den Vordergrund.

Meine Betheiligung an den Angelegenheiten der Gräfin von Hatzfeldt entriß mich der Vollendung eines philologisch-philosophischen Werkes, welches mich damals schon seit mehreren Jahren beschäftigt hatte, bereits zu 3/4 vollendet war und bei seinem Erscheinen vielleicht nicht gewöhnliches Intereße in der diesem Fache der Alterthumswissenschaft gewidmeten Welt hervorgerufen hätte.

Es war dies eine neue Sammlung der Fragmente des alten griechischen Philosophen Heraklitos der Dunkle (ὁ σκοτεῖνος) aus Ephesos, verbunden mit einer Darstellung seines philosophischen Systems und besonders mit einer, wie ich mir schmeichle, in nicht geringem Grade werthvollen, und manche, über ähnliche Gegenstände geführten wissenschaftlichen Controversen schlichtenden genauen Nachweisung des Verhältnisses, in welchem seine Philosophie zu uralt-orientalischen Religionslehren, zu persischer, ägyptischer und orphischer Priesterweisheit gestanden.

Muß ich freilich das Urtheil über den Werth oder Unwerth dieses eigentlich geistigen Theils meiner Leistung erst aus dem Munde der gelehrten Kritik erwarten, so kann ich dagegen *das* mit völliger Unbefangenheit versichern, daß es mir gelungen ist, durch ungewöhnlichen Sammlerfleiß die Zahl der aus Heraklitos bekannten Fragmente (— denn sein Buch ist nicht auf uns gekommen; wir besitzen nur Bruchstücke desselben, die uns griechische Philosophen, christliche Kirchenväter und andere Schriftsteller mittheilen —) in *äußerst erheblicher* Weise zu vermehren, und viele grade solche bisheran noch ganz unbekannte Fragmente zu entdecken, welche das hellste Licht auf seine Lehre werfen, eine That, welche bei einem Philosophen, den das griechische Alterthum selbst, dem doch sein Werk vorlag, den Dunklen zu nennen pflegte, gewiß keine unverdienstliche und undankbare zu heißen sein dürfte.

Dieses Werk, von welchem manche große, rühmlichst bekannte Gelehrte nicht ganz geringe Erwartung hegten und zu welchem sie mir (ich nenne nur den Namen Alexander von Humboldt) mannigfache Anregung, Aufmunterung und Vorschub zukommen ließen, ist, wie gesagt, zu 3/4 vollendet. Etwa fünfundzwanzig Druckbogen sind davon im Manusscripte fertig, welche ich, wenn Ew. H. dies wünschen, in Ihre Hand legen kann.

Die Vollendung dieses Werks würde vielleicht, da ich wegen der langen Unterbrechung manche Vorarbeit wiederholen muß, noch knappe zwei Jahre erfordern. Aber die Vollendung dieses Werks ist mir nur in Berlin möglich, da ich zu derselben nicht nur eine große Anzahl äußerst seltener Werke, sondern auch sehr viele Codices (Handschriften) benutzen *muß*, die ich nur auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin finden kann.

Ich kann unter so bewandten Umständen nun unmöglich glauben, daß Ew. H. es rühmlich für Sich erachten sollten, mich an den wissenschaftlichen Leistungen zu hindern, deren meine Kräfte fähig sein möchten.

Ich bin vielmehr lebendig von der Überzeugung durchdrungen, daß Ew. H. es für Ihrem eigenen Geiste, Ihrem eigenen Ruhm weit angemeßener halten, mir die Möglichkeit wissenschaftlicher Leistungen zu gewähren, an deren Verdienst (wenn es mir gelänge, denselben ein solches zu verleihen) dann gewiß Derjenige einen nicht geringen Antheil haben würde, der mit wahrhaft großem Sinne für Wissenschaft, mit großartiger Anschauung der Verhältniße begabt, es verschmähte, ernste wissenschaftliche Bethätigung einem Geiste unmöglich zu machen, der nach seiner ganzen Natur grade auf diese Art des Wirkens besonders angewiesen, mit vielleicht nicht ganz gemeinen Fähigkeiten dafür ausgerüstet ist und dem es gelingen dürfte, vielleicht nicht ganz Gewöhnliches zu leisten! —

Ich kann mit einem Worte nicht glauben, daß Ew. H. aus Gründen politischen Widerwillens mich sollten zwingen wollen, die wissenschaftlichen Kräfte, welche die Natur in mich gepflanzt haben mag, faulen zu lassen, während es im heiligen Bewußtsein menschlicher Bestimmung und Pflicht *mein* Drang ist, diese Kräfte anzuwenden und für die Menschheit zu nützen.

Der Deutsche hat sich vermöge seiner tiefern geistigen Natur seit je den Ruhm bewahrt, nicht nur in Zeiten der größten politischen Ruhe wie jetzt, sondern selbst in solchen der heftigsten politischen Kämpfe, die Wissenschaft als ein neutrales Terrain zu betrachten, als ein geehrtes Asyl, welches von dem Sturm des politischen Hasses nicht verwüstet werden darf, als einen geweihten Boden, auf welchem sich selbst Männer der entgegengesetztesten politischen Grundsätze Anerkennung, Achtung und Förderung nicht versagen.

Respectirt der politische Groll auch diese Grenze nicht, so artet er, weit entfernt, politische Energie zu bleiben, in engherzigen, kleingeistigen politischen Pedantismus, in geistige Roheit aus, deren ich, hierin nur dem allgemeinen Rufe folgend, Ew. H. gewiß grade am wenigsten für fähig halten könnte.

Und hat doch selbst die neueste Vergangenheit gezeigt, wie sehr trotz aller politischen Thatkraft der Deutsche die Würde und Rechte der Wissenschaft schonend zu hegen weiß; hat doch selbst Felix Schwarzenberg, dieser gewiß so energische Vertreter der monarchischen Interessen seines Staates, eine bedeutende Anzahl wissenschaftlicher Kräfte, die sämmtlich einer der seinigen ganz entgegengesetzten politischen Richtung angehörten, nach Wien berufen, und ist es nicht schwer anzunehmen, daß an anerkennendem Sinn für wissenschaftliche Leistungen, Ew. H. hinter jenen Fürsten, der Staat der deutschen Intelligenz, Preußen, hinter dem Slavenstaate Oesterreich zurückstehen sollte?

Und welches endlich sollten denn die zwingenden Rücksichten sein, welche es Ew. H. so unmöglich, ja überhaupt nur schwierig erscheinen lassen könnten, mir die Erlaubnis zur Niederlaßung in Berlin zu gewähren?

Ich habe nur einmal die Ehre gehabt, Ew. H zu sehen, aber diese kurze Unterredung hat mir genügt, um mich zu überzeugen, daß Ew. H., Selbst offen, richtiger, als bald Jemand, Offenheit in Andern zu schätzen wissen. Erlauben also Ew. H., daß ich mit vollständiger Offenheit die betreffende Frage einen Augenblick lang mir freimüthig zu diskutiren erlaube.

Daß meine politischen Ueberzeugungen nicht mit denen der Regierung stimmen — das kann an sich gewiß auch in der Seele Ew. H. noch kein Grund sein, mir die Niederlassung in Berlin nicht zu gestatten.

Schwerlich würden Ew. H. das Prinzip aufstellen oder billigen wollen, nur politische *Meinungsgenossen* in Berlin zu dulden. Und wohin würde man bei nur einigermaßen consequenter Festhaltung dieses Prinzips gelangen? Denn schwerlich glauben Ew. H., daß Alle gegenwärtigen Einwohner Berlins ein und denselben politischen Ansichten huldigen. Schwerlich werden es Ew. H. für er-

reichbar oder falls es selbst erreichbar wäre, für erreichenswerth halten, daß in einer Stadt von weit über 400 000 Einwohner keine differenten Meinungen herrschen und so das gute uralte Sprichwort: „Soviel Köpfe, soviel Hüte" plötzlich umgestürzt werde.

Und abgesehen selbst von allen Consequenzen — das ist und bleibt gewiß für alle Zeit unmöglich, daß in Preußen, dem Staate des Protestantismus, die Lenker des Staats die Gewissensfreiheit für aufgehoben erklären und Bürger wegen ihrer inneren Meinungen von dem Rechte der freien Niederlaßung ausschließen sollten.

Welche Ansicht man sich also auch von meinen Ansichten mache — Ew. H. sind gewiß Ihrer eigenen Religion und deren Geiste viel zu treu und wahr ergeben, um aus diesem Grunde mich aus Berlin excludiren zu wollen. Welcher Grund also ist es, der mir entgegenstehen kann?

Ich will es mit einem Worte sagen: Man hat, wie ich es sehr wohl weiß, Ew. H. schon seit Jahren durch Poizeiberichte etc. die Meinung beigebracht, ich sei ein conspiratorisches Genie!"

(Lassalle kritisiert dann die Zuverlässigkeit der Polizeiberichte und erwähnt dabei das auch aus einem Schreiben an Marx[1]) bekannte Vorkommnis, daß ein Doppelgänger von ihm in Solingen unter den Arbeitern agitiert habe.)

„Ich habe von allen diesen Thatsachen niemals öffentlichen Gebrauch gemacht, da ich nicht, wie man meint, ein Freund des öffentlichen Scandals bin. Ich erwähne sie hier nur zum Beweise meiner Behauptung und mit jenem exceptionellen Vertrauen, zu welchem mich der bekannte Charakter Ew. H. berechtigt.

Aber das kann ich Ew. H. versichern, daß ich häufig in Folge solcher, aber auch von Grund aus unwahrer Berichte, meiner Verhaftung binnen 3 mal 24 Stunden entgegen sah und es Ew. H. nicht verdacht hätte, wenn Sie, der Sie diese Berichte für wahr halten konnten, den Befehl dazu erlassen hätten.

Solche Berichte sind es gewesen, die mich zu einem Conspirations-Chef gestempelt haben.

Wenn jene Berichterstatter von feinerer Auffassungsgabe gewesen wären, so würden sie vielmehr Ew. H. haben sagen können, daß mir zum Conspirateur und Carbonari Naturell und Talent, Lust und Charakter, Alles gleichmäßig fehlt, daß meine ganze Individualität sich dazu nicht neigt, daß vielmehr — und so wenig ich je meine Ansicht verleugne, mit so gutem Fuge kann ich das Folgende sagen: meine ganze geistige Auffassungsweise der Dinge solchem, in meinen Augen nur kindischen, Carbonarismus entschieden entgegen steht und ihn geradezu bei mir unmöglich macht.

Aber grade, ich wiederhole es, je weniger ich mich jemals zu der Erbärmlichkeit herabgelassen habe noch jemals herablassen würde, meine Ansichten zu verleugnen, jemehr ich auch in diesem Briefe himmelweit von der Niedrigkeit entfernt bin, irgend welche Apostasie oder Gesinnungsänderung zu erheucheln — um so mehr wird der grade Sinn Ew. H. wissen, was er von der Wahrheit des Gesagten zu halten hat.

Es ist wohl ohnehin klar, daß all die angebliche Bedeutung und schauderhafte Gefährlichkeit, die irgend ein Einzelner, und zumal meine geringe Person in den Augen eines untern Polizeibeamten, bei dem nur auf Einzelne gerichteten und somit notwendig untergeordneten Gesichtskreis desselben haben mag, auf dem hohen,

---

[1]) Vgl. Lassalle an Marx, 7. Januar 1855. „Aus dem literarischen Nachlaß von Marx, Engels und Lassalle", Bd. IV, S. 94. Lassalle bringt in einem anderen Briefe (ebenda S. 102) den aus dem Kölner Kommunistenprozeß bekannten Polizeirat Goldheim damit in Verbindung, mit dem er mehrfach Beziehungen gehabt zu haben scheint. (Vgl. weiter unten.)

das Ganze umfassenden Standpunkt Ew. H. nur lächelnd betrachtet werden kann, und in Nichts verschwindet.

Es ist ferner wohl ohnehin klar, daß Ew. H. Sich sagen werden, wie ich es mir etwa in ähnlicher Stelle sagen würde: „Falls Lassalle sich in Berlin den Gesetzen anpaßt, so kümmern mich seine Meinungen nicht und falls er gegen die Gesetze verstößt, so wird er meiner Ahndung nicht entgehen."

Aber abgesehen von Alledem — könnten Ew. H. wirklich nur einen Moment lang es für möglich halten, daß ich mich in conspiratorischen und agitatorischen Absichten nach Berlin begebe?

Wie? Ich sollte mich dann selbst und freiwillig in die Höhle des Löwen wagen? Mich bei diesen Absichten, wie gleichsam in einer Art von Lebensüberdruß, in die unmittelbare Hand Ew. H. begeben?

Ew. H. werden mir einen solchen Grad von Unverstand, Leichtsinn und Unvorsichtigkeit nicht einen Augenblick im Ernste zutrauen. Und wären dies dennoch meine Absichten — so würde das doch gewiß durchaus nicht zum Schaden der Interessen, die Ew. H. so energisch vertreten, ausschlagen, sondern ausschließlich nur meiner eigenen Person zum Schaden gereichen und deren ungesäumte Vernichtung nach sich ziehen.

Nein, Herr Generaldirektor, ich kann aufrichtig sagen, wüßte ich nicht am besten, daß eben nur wissenschaftliche Motive mich leiten, ich ginge um meiner eigenen Sicherheit willen um keinen Preis nach Berlin; leiteten mich solche Conspirations Zwecke, ich würde aus vielen Gründen dann in der Rheinprovinz bleiben und um keinen Preis mich zu einer Domizil-Verlegung nach Berlin verstehen.

Es wird endlich Ew. H., wie Jedem, der wissenschaftliche Studien getrieben, auch klar, daß ein Werk, wie dasjenige, welches mich beschäftigt, und um dessentwillen ich gerade nach Berlin ziehen will, ein Werk, wie das über Heraklit, welches mit den dunkelsten und mühsamsten Partien der Alterthumswissenschaften zusammenhängt, ohnehin schon eine solche Concentration des Geistes verlangt, ohnehin schon in so ausschließlichem Maaße die Zeit absorbirt, daß es kaum Muße zu nötigster körperlicher Erholung, geschweige denn zu andern Dingen läßt.

Und liegt nicht vielmehr bei nur einigermaßen unbefangener Betrachtung die Ansicht weit näher, daß mein Fortziehen aus der Rheinprovinz, meine Übersiedelung nach Berlin durchaus nicht im Interesse meiner politischen Stellung, falls ich je eine solche hatte, geschehen kann, den Interessen derselben vielmehr schnurstracks zuwider läuft? In der Rheinprovinz kennen mich die Massen und ich genieße vielleicht aus früherer Zeit her einigen Vertrauens bei denselben, ich genieße jedenfalls — ein Vortheil, welchen der Agitator nicht hoch genug anschlagen kann — allgemeine genaue Bekanntheit. In Berlin dagegen ist mein Name, zumal den Massen, unbekannt und fremd; er sagt ihnen nichts und weckt keine Erinnerungen in ihnen. Ich bin dort nichts als ein isolirter, unbekannter, einzelnstehender Mensch, dessen Name der und Jener sich vielleicht dunkel erinnert in einem Zeitungsblatt gelesen zu haben; der aber, zumal bei den nicht Zeitung lesenden Massen, weder Vertrauen noch Sympathie noch den bindenden Kitt gemeinsamer Erlebnisse findet.

Das Alles kann dem Blick Ew. H. unmöglich entgehen und dennoch will ich nach Berlin, weil mein Geist mit unüberwindlicher Energie nach wissenschaftlichen Leistungen sich drängt. Und Ew. H. sollten statt diesen Umzug zu begünstigen, mich zwingen wollen, in Düsseldorf zu bleiben? — Denn die Frage steht für mich nur: Düsseldorf oder Berlin; ich kann Ew. H. mein Ehrenwort darauf verpfänden, daß ich mich niemals freiwillig aus meinem Vaterlande expatriiren werde, das ich in meiner Weise liebe!

Ew. H. sollten mir gewaltsam die Möglichkeit geistiger Vertiefung, gelehrter Arbeiten und wissenschaftlicher Leistungen abschneiden, mich gleichsam zwingen wollen, den gelehrten Arbeiten, zu denen es mich drängt, entsagend, mich hier —

denn irgend welche Beschäftigung und Bethätigung will doch der Geist — dem kleinlichen, politisch-kannegießernden Getreibe in die Arme zu werfen?

Unmöglich kann ich glauben, daß die bekannte Humanität Ew. H., Ihre hohe Liebe zur Wissenschaft und bekannte Begünstigung wissenschaftlicher Leistungen und endlich die weise Umsicht Ew. H. in diesem Sinne werden entscheiden wollen.

Und so nehme [so!] ich denn, indem ich Ew. H. nochmals ans Herz lege, daß es sich bei Ihrer Entscheidung um die ganze intellectuelle Zukunft eines Geistes handelt, mit vollem Vertrauen den Antrag: Es wolle Ew. H. gefallen, zu gestatten, daß ich mich in Berlin niederlassen darf[1]).

Mit ausgezeichneter Hochachtung und Verehrung Ew. H.

ganz ergebenster

Düsseldorf, den 31. Mai 1855. F. Lassalle.

Die offizielle sozialdemokratische Geschichtschreibung läßt Lassalle nach Berlin übersiedeln, „nach der großen Stadt, wo sich die Geschicke der deutschen Revolution entscheiden mußten, der all sein Sinnen und Trachten galt"[2]). Diese dogmatisch-teleologische Betrachtungsweise von Lassalles Werdegang, schon gegenüber seinem Briefwechsel mit Marx kaum haltbar, fällt vor obigem Schreiben an Hinckeldey zusammen. Lassalles Sinnen und Trachten drängte nach der wissenschaftlichen, nicht nach der politischen Hauptstadt Deutschlands, in der sein reicher Geist in zusagender Umgebung die Fülle seiner Fähigkeiten entfalten konnte. Es waren eben halkyonische Tage, in denen, wie so viele große Geister Deutschlands, auch Lassalle nach den Stürmen der Politik in den Hafen der Wissenschaft flüchtete. Oder wäre die ganze begeisterte Huldigung vor der Wissenschaft nur eine Phrase, der ganze Brief nur ein listiges Diplomatenstück, bestimmt, den Argwohn der Berliner Polizei einzuschläfern? Ich möchte Lassalle gegen die Möglichkeit einer solchen Auffassung von vornherein in Schutz nehmen. Ich halte den Brief in seinem Kern für aufrichtig und wahr, und ich finde darin den echten, wenn auch nicht den ganzen Lassalle, echt in seinem Idealismus wie in seiner Eitelkeit, echt bis in die Naivität, die dem Polizeipräsidenten mit dem Manuskript des „Heraklit" imponieren will und ihm einen Anteil an der Unsterblichkeit seines Verfassers großmütig zusichert.

Hinckeldey mochte, als Lassalles Redestrom auf ihn niederrauschte, wie Bismarck bei Jules Favres Wortschwall, sich wohl als Volksversammlung behandelt fühlen — Eindruck hat Lassalles pathetischer Appell auf ihn jedenfalls nicht gemacht. Was interessierte es die Berliner Polizei, ob ein Werk über griechische Philosophie mehr oder weniger erschien! Ihre Aufgabe war die Erhaltung der Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt, nicht die Förderung der Altertumswissenschaft. Lassalles Niederlassungsgesuch wurde kühl abgelehnt; ebenso einige Monate später, im Oktober 1855, seine Bitte, ihm einen Aufenthalt in Berlin für fünfzehn oder wenigstens für zwölf Monate zu gestatten.

---

[1]) Nur die Unterschrift ist eigenhändig.

[2]) Mehring, Aus dem literarischen Nachlaß von Marx, Engels und Lassalle. Bd. IV, S. 111.

So mußte Lassalle in Düsseldorf sich bescheiden. Verzagt hat er darum nicht. Mit bewundernswerter Energie, in einer, wie er selbst sagt, „wahnsinnigen" zweijährigen Arbeit, unterbrochen nur durch einige Erholungsreisen in die Schweiz und den Orient, gelang es ihm, das Werk über Heraklit zum Abschluß zu bringen. Dabei gab er den Kampf um Berlin keineswegs verloren. Er glaubte zu wissen, daß man ihn von Berlin ausschließe, weil man ihn im Verdacht habe, im August 1848 in Düsseldorf an Demonstrationen gegen König Friedrich Wilhelm IV. teilgenommen zu haben, und rechtfertigte sich dagegen bei der Düsseldorfer Polizei in einer umständlichen Denkschrift (August 1856), in der er die Übersiedlung nach Berlin als eine „wissenschaftliche Lebensfrage" bezeichnete. Gleichzeitig bemühten sich für ihn sein Vater, der sich im Sommer 1856 in Karlsbad mit Goldheim (vergl. oben S. 364) bekannt gemacht hatte, sein Schwager Friedland aus Prag, vor allem die Gräfin Hatzfeldt selbst, die im Winter von 1856 auf 1857 wiederholt in Berlin erschien und überall versicherte, daß man Lassalle verleumde, daß er sich von aller Politik fernhalte und in Berlin lediglich wissenschaftlichen Zwecken leben und daneben seine leidenden Augen von Graefe behandeln lassen wolle. Von anderer Seite wurde angedeutet, daß vielleicht gerade die Übersiedlung Lassalles nach Berlin dem anstößigen Verkehr mit der Gräfin Hatzfeldt ein Ende machen werde[1]).

So schien der Boden geebnet, als im Frühjahr 1857 Lassalle zu neuem Angriff schritt. Am 10. April richtete er an Hinckeldeys Nachfolger, den Freiherrn von Zedlitz-Neukirch, das Gesuch, ihm zur Drucklegung seines Werkes über Heraklit, dessen Bedeutung er in seiner gewohnten wortreichen und selbstgefälligen Weise erläuterte, den Aufenthalt in Berlin zu gestatten. Unter Berufung auf das Zeugnis seines Düsseldorfer Arztes fügte er hinzu, daß er zugleich gegen eine entzündliche Affektion der Netzhaut beider Augen eine Kur bei Graefe unternehmen wolle. Das Gesuch hatte raschen Erfolg. Man erwiderte ihm zwar zunächst, daß ein Aufenthalt auf längere Zeit nicht erlaubt werden könne und fragte an, wieviel Monate er zu brauchen denke; als er dann aber unter Hinweis auf sein umfangreiches Manuskript, das er vorzulegen bereit sei, mindestens vier, möglichst sechs Monate erbeten hatte, wurde dem „Partikulier" Lassalle „behufs des Gebrauchs einer Augenkur und Herausgabe des von ihm verfaßten Werkes über Heraklit die Erlaubnis zu einem längstens sechsmonatlichen Aufenthalt" in Berlin erteilt. Ausdrücklich wurde dabei bemerkt, daß selbstverständlich die Erlaubnis auch vor Ablauf

---

[1]) Unter den mir vorliegenden Papieren findet sich eine Schilderung Lassalles von unbekannter Hand, die aus dieser Zeit zu stammen scheint und folgendermaßen lautet: „Sein Äußeres verrät in Haltung, Bewegung und Sprache den Juden. Denkt man sich einen Menschen von 5 Fuß 6—7 Zoll, schmächtig gebaut, den Kopf im Nacken, mit offenem Munde, aufgezogenen Schultern, zurückgeworfenen Armen, blasser Gesichtsfarbe, etwas gebogener Nase, einem nicht unangenehmen orientalischen Typus, dazu ein schwarzbraunes, starkes Haar, welches nicht am Kopfe anliegt, sondern wovon jedes einzelne Härchen sich in unendlichen Krümmungen pyramidal erhebt, und endlich noch etwas schlesisch-jüdischen Dialekt, so hat man ihn, wie er leibt und lebt, vor Augen."

der sechs Monate zurückgenommen werden könne, sobald Lassalle seinen Aufenthalt in Berlin zu anderen als den angegebenen Zwecken benutze oder das öffentliche Interesse sonst seine Entfernung erheische (25. April).

Lassalle selbst hat in einem bekannten Schreiben an Marx[1]) die polizeiliche Aufenthaltserlaubnis in Berlin zurückgeführt auf die ärztlichen Atteste über sein Augenleiden, hauptsächlich aber doch auf den Respekt vor seinem Manuskript, auf den „scheinbaren Respekt vor Wissenschaft, zumal vor allem Griechischen, den man bei uns doch noch gern affichiert". Ich zweifle, ob die wirkliche oder zur Schau getragene Achtung vor der Wissenschaft wesentlich zu Lassalles Gunsten gesprochen hat; mir scheint vielmehr ein anderes Motiv entscheidend gewirkt zu haben: man wünschte offenbar in Berlin, den vielgenannten Agitator, von dessen demagogischen Künsten die Düsseldorfer Behörden so Erstaunliches zu berichten wußten[2]), einmal in Berlin selbst beobachten zu können. Daneben scheint auch der Wunsch, ihn von der Gräfin Hatzfeldt zu trennen, nicht einflußlos gewesen zu sein.

Gerade hieran, an den Beziehungen zur Gräfin Hatzfeldt, drohte aber Lassalles Aufenthalt in Berlin gleich von vornherein ein rasches Ende zu finden.

Lassalle hatte kaum die polizeiliche Benachrichtigung erhalten, als er auch — so groß war seine Eile — nach Berlin abreiste (28. April 1857). Er nahm in der Potsdamer Straße Wohnung, unweit von Franz Duncker und der „Volkszeitung", wo sein Heraklit gedruckt werden sollte. Er versäumte nicht, sogleich zum Polizeipräsidenten zu gehen, der ihn nochmals verwarnte, wenn er sich nicht ruhig verhalte, werde ihm die Erlaubnis wieder entzogen werden.

Bald darauf hieß es, daß auch die Gräfin Hatzfeldt demnächst eintreffen werde. Im vormärzlichen Berlin hatte ihre gemeinsame Anwesenheit Anstoß erregt; auch jetzt glaubte man sie nicht dulden zu dürfen. Goldheim erschien bei Lassalle, um ihm anzudeuten, daß man seine Abreise erwarte, sobald die Gräfin ankomme; Zedlitz, den er wieder aufsuchte, forderte ihn auf, wenigstens während der Anwesenheit der Gräfin seine Wohnung nicht zu verlassen; man drohte mit sofortiger Ausweisung: Lassalle verweigerte alles. Er berief sich auf seine Aufenthaltserlaubnis, der er in keinem Punkte zuwidergehandelt habe. Er führe ein stilles Gelehrtenleben; eben solle der Druck seines Werkes beginnen, zu dem man erst griechische Typen habe gießen müssen. Eine Abreise wäre für ihn ein schwerer materieller Schaden, vor allem eine moralische Unmöglichkeit. Solle er durch eine freiwillige Abreise selbst anerkennen, daß nicht *eine* Stadt die Gräfin und ihn beherbergen dürfe? Oder solle er die Gräfin verhindern, nach Berlin zu kommen, um ihre kranke Schwester (eine Gräfin Nostitz) zu besuchen, und mit dem Preise ihrer Freundschaft das Recht bezahlen, in Berlin atmen und ein wissenschaftliches Werk herausgeben

---

[1]) Aus dem literarischen Nachlaß von Marx, Engels und Lassalle. Bd. IV, S. 109.

[2]) Düsseldorfer Bericht, 29. Dezember 1851: „Lassalle besitzt außerordentliche geistige Fähigkeiten, eine hinreißende Beredsamkeit, eine unermüdliche Tätigkeit, große Entschlossenheit, exaltierte Freiheitsideen, die ausgedehntesten Bekanntschaften, ein sehr gewandtes Benehmen."

zu dürfen? Mit feierlichem Nachdruck versicherte er zugleich und setzte sein Ehrenwort dafür ein, „daß zwischen ihm und der Gräfin keine andere Beziehung bestehe als die einer in gegenseitiger Achtung begründeten und durch zehn Unglücksjahre festgehämmerten Freundschaft".

Schließlich beruhigte sich der Polizeipräsident, besonders da Lassalle zwar mit der Gräfin, die sich den Monat Juni über in Berlin aufhielt, fast täglich verkehrte, übrigens aber sein zurückgezogenes Leben fortsetzte.

Ich schreibe hier nicht die Biographie Lassalles und nicht die Geschichte seiner Werke; ich bemerke deshalb nur, daß Lassalle den Sommer des Jahres 1857 still in Berlin verlebte, nur mit dem Druck seines „Heraklit" beschäftigt, abseits von aller politischen Wirksamkeit. Gleichwohl wurde das Ministerium des Innern, an dessen Spitze damals Herr von Westphalen, der Schwager von Karl Marx, stand, doch unruhig über die Dauer seines Aufenthaltes in Berlin, namentlich über den regelmäßigen Verkehr mit Franz Duncker und der „Volkszeitung", und hätte ihn gern so bald als möglich wieder aus Berlin entfernt gesehen. Dagegen aber sträubte sich jetzt der Polizeipräsident. Lassalle hatte gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes seines „Heraklit" der Polizeibibliothek ein Exemplar übersandt und — im September 1857 — den Freiherrn von Zedlitz „aus persönlicher Hochachtung" gebeten, ein zweites Exemplar in seine Privatbibliothek aufzunehmen, was er stets als eine ihm erzeigte Ehre betrachten werde. Zedlitz lehnte das ab, in aller Höflichkeit und mit entschuldigendem Hinweis auf die zwischen ihnen bestehende amtliche Beziehung, die ihm die Annahme des Buches verbiete; allein, was für Lassalle wichtiger war: als mit Ende Oktober die Aufenthaltsfrist ablief und Lassalle hauptsächlich mit Rücksicht auf die Herausgabe des zweiten Bandes um Fristverlängerung bat, gab er ihm anstandslos die Versicherung, „daß er ihn mit der Abreise nicht drängen wolle". Dem Ministerium gegenüber, das Bedenken äußerte, rechtfertigte er sein Entgegenkommen mit der Erklärung: „er glaube, daß Lassalle nie unschädlicher gewesen als während der fortgesetzten Beschäftigung mit seinem Herakleitos"; doch bewilligte er fortan, nach einer bestimmten Weisung des Ministeriums, nur eine jedesmal auf vier Wochen gültige Aufenthaltskarte.

So konnte Lassalle im Winter von 1857 auf 1858 auch den zweiten Band seines „Heraklit" der Öffentlichkeit übergeben, dazwischen an einem Drama „Franz von Sickingen" arbeiten, in das er die für ein wissenschaftliches Werk nicht verwendbaren politischen Leidenschaften seines Innern ausströmen ließ, und dann national-ökonomischen Studien sich zuwenden. In den gelehrten Gesellschaften der Hauptstadt, namentlich in den liberalen und oppositionellen Kreisen, die sich um Alexander von Humboldt und Varnhagen von Ense sammelten, bestaunte und berühmte man das umfassende Wissen und die scharfsinnige Kritik des „Heraklit"-Verfassers; man ermunterte ihn, eine ähnliche Arbeit über Pythagoras in Angriff zu nehmen. Immerhin blieb seine Lage nach wie vor unsicher; er lebte in Berlin doch nur auf vierwöchentliche Kündigung; irgend ein Zwischenfall konnte seiner nur geduldeten Anwesenheit ein plötzliches Ende machen.

Wenn es sehr bald dazu kam, so lag die Ursache schließlich im Wesen Lassalles, wie es einmal war, obgleich der besondere Anlaß zu seiner Ausweisung nicht von ihm verschuldet wurde. Lassalle ist nie ein bequemer Gesellschafter gewesen. Die Schärfe und Rücksichtslosigkeit seiner Dialektik, die den einen Zuhörer anzog und fesselte, hat andere abgestoßen und verletzt. So war er im Dunckerschen Hause gelegentlich mit einem Intendanturrat Fabrice zusammengestoßen, wobei dieser kaum Sieger geblieben sein mag. Fabrice, durch das petulante Wesen Lassalles erbittert, glaubte sich durch ein spöttisches Lächeln seines Gegners beleidigt und ließ ihm eine Forderung zugehen, die Lassalle ablehnte. Der Abgewiesene rächte sich, indem er Lassalle in der Nähe des Brandenburger Tores anfiel und dabei eine häßliche Prügelei verursachte (27. Mai 1858).

Der Vorfall machte begreiflicherweise in Berlin das größte Aufsehen. Der Polizeipräsident, dem amtlich darüber berichtet wurde, mochte sich jetzt um so mehr zu einem schroffen Einschreiten veranlaßt fühlen, als er vorher bei dem Ministerium für Lassalle eingetreten war. Da sich überdies herausstellte, daß Lassalles letzte Aufenthaltskarte bereits seit dem 20. April abgelaufen war, so wies er ihn noch am 4. Juni an, bis spätestens Ende des Monats Berlin zu verlassen. Er erinnerte ihn zugleich daran, daß man ihn über seine ursprünglichen Anträge hinaus in Berlin geduldet habe, daß die besonderen Zwecke, die er anfangs angegeben, einen längeren Aufenthalt jetzt nicht mehr rechtfertigten und nicht zum Vorwande für eine dauernde Niederlassung dienen sollten, die zu gestatten nie in der Absicht gelegen habe.

Erschreckt, aber nicht entmutigt beschließt Lassalle, alles zu versuchen, um den Ausweisungsbefehl rückgängig zu machen. Er eilt zu den Ministern Manteuffel und Westphalen, die ihn zurückweisen; er spricht mit Varnhagen, mit Boeckh, mit Humboldt, der sich eifrig für ihn verwendet[1]); endlich, nach einigem Zögern — was würden wohl Marx und die anderen sozialistischen Freunde dazu sagen? — entschließt er sich zu einer Eingabe an den Prinzen von Preußen, als den Stellvertreter des erkrankten Königs Friedrich Wilhelm IV., ja, selbst zu einer Bitte um Audienz. Am 15. Juni schreibt er dem Prinzen:

„Ew. Königliche Hoheit

wollen gnädigst gestatten, daß ich mich einer ganz ausnahmsweisen Behandlung gegenüber, welche mich in meinen theuersten Existenzinteressen zu vernichten bedroht, an den Gerechtigkeitssinn Ew. K. H. wende.

---

[1]) Humboldt schrieb dem Prinzen, Berlin, 15. Juni 1858: „... Ich benutze diese Gelegenheit, um eine andere rein wissenschaftliche Bitte vorzutragen. In der widerwärtigen Angelegenheit des Anfalls auf Ferdinand Lassalle, den Verfasser eines vortrefflichen Werkes über eine der wichtigsten und dunkelsten Epochen der altgriechischen Philosophie, wird Ew. Königl. Hoheit in diesen Tagen durch den Herrn Ministerpräsidenten eine Petition gegen die drohende Ausweisung eingereicht werden. Lassalle hat sich fern von aller politischen Agitation gehalten; seiner Schrift über den Herakleitos, welche von Boeckh und anderen berühmten Altertumsforschern aufs höchste gepriesen wird, soll eine andere, noch umfangreichere über den Pythagoras folgen, die nur mit Benutzung der Schätze der hiesigen Bibliothek gedeihen kann. Ich flehe, daß Ew. K. H. auch in dieser Sache Gerechtigkeit und Milde und Liebe für das Wissenschaftliche eintreten lassen! Die früheren Heiterkeiten [so!] des Mannes gehören ja schon der Urwelt an."

Der Unterzeichnete lebt jetzt seit Mai v. J., also länger als ein Jahr, ruhig gelehrten Beschäftigungen hingegeben in Berlin, als er plötzlich das abschriftlich beigeschlossene, seine Ausweisung verfügende Rescript des Königl. Polizei-Präsidenten empfängt.

Gestatten mir Ew. K. H. kurz die Verhältnisse meines hiesigen Aufenthaltes auseinanderzusetzen und dann auf die unausgesprochenen Gründe des beiliegenden Rescriptes vom 4. Juni überzugehen.

Es war im Mai v. J. als ich zum Zwecke der Beendigung und Herausgabe eines seitdem hier erschienenen gelehrten Werkes über die Philosophie des Herakleitos von Ephesus von Seiten des Königlichen Polizei-Präsidenten die Erlaubnis erhielt, auf sechs Monate nach Berlin zu kommen.

Als beim Ablauf dieses Termines im Monat Oktober mein Werk zwar so weit vorgerückt war, daß es im November erscheinen konnte, ich jedoch dem Herrn Präsidenten von Zedlitz eröffnete, daß ich überhaupt im Interesse meiner wissenschaftlichen Existenz noch länger in Berlin zu bleiben wünschen müsse und daher bat, mir die Aufenthaltserlaubnis zunächst bis Ostern zu verlängern, erklärte mir der Herr Präsident, daß er nichts gegen meinen Aufenthalt hierselbst einzuwenden habe, so lange ich nicht durch politische Agitation ihn veranlasse, demselben entgegen zu treten.

Kaum war mein Werk — im November v. J. — erschienen, als ich die ehrenvollsten und seltensten Zeichen des Beifalls von Seiten der Koryphäen der hiesigen gelehrten Welt empfing. Alexander v. Humboldt, August Boeckh und andere Spitzen der hiesigen gelehrten Welt traten mit mir in Verkehr, beehrten mich mit ihrem Wohlwollen, mit den ausnahmsweisesten Zeichen ihrer Werthschätzung und mit ihrem Umgang. Die hiesige aus Professoren der Königlichen Universität bestehende philosophische Gesellschaft erwählte mich zu ihrem Mitgliede und von allen Seiten wurde ich aufgemuntert, in der begonnenen Weise der wissenschaftlichen Leistungen fortzufahren.

Der Königliche Professor und Mitglied der Königl. Akademie, Herr Dr. Lepsius, war es, welcher damals besonders in mich drang, in gleicher Weise wie Heraklit nunmehr den andern großen Ausgangspunkt der griechischen Philosophie, Pythagoras von Samos, zu behandeln, eine äußerst mühsame Arbeit, zu welcher der genannte Gelehrte wegen der dabei besonders in Betracht kommenden Verknüpfung griechischer Philosopheme mit den religiösen Speculationen des Orients mich nach den über dasselbe Thema im Heraklit bereits vorliegenden Leistungen für besonders berufen zu betrachten die Güte hatte.

Nach einigem Überlegen entschloß ich mich zu dieser langen und mühevollen Arbeit.

Ich begab mich daher — etwa im Februar d. J. — zu dem Herrn Polizei-Präsidenten, eröffnete ihm, daß ich die Vorarbeiten des gedachten Werkes über Pythagoras zu beginnen im Begriff stände und daß dieses Werk *einen Aufenthalt von 4 bis 5 Jahren in Berlin* ernöthigen würde. Hier war es, wo ich von Herrn von Zedlitz folgende zwar mündliche, aber doch darum gewiß nicht weniger unverbrüchliche Erklärung erhielt: „Ich habe nichts gegen Ihren hiesigen Aufenthalt einzuwenden, so lange Sie in Ihrer bisherigen Thätigkeit fortfahren. Je länger Sie hier bleiben, desto lieber wird es mir vielmehr sein, *so lange Sie nicht durch politische Agitationen mich zwingen, Ihrem Hiersein* Hindernisse in den Weg zu legen."

Ich habe mich streng nach dieser Erklärung gerichtet. Ich habe mich jeder politischen Thätigkeit enthalten. Ich muß demnach auch meinerseits diese Erklärung als einen Rechtsboden in Anspruch nehmen können, von dem Ew. K. H. nicht wollen wird, daß man ihn mir verletze, und dies ist der erste Grund, den ich anrufe.

Welches ist nun aber der Grund, auf den sich meine Ausweisung stützt?

Keine Art von politischer Thätigkeit kann man, ich wiederhole es, mir vorwerfen. In der That behauptet dies das bezogene Rescript auch nicht, sondern tritt plötzlich und trotz der eben angezogenen mündlichen Erklärung meinem ferneren Aufenthalt aus dem Grunde in den Weg, damit die Verlängerung desselben nicht dazu diene, mir „allmählig zur Gestattung eines dauernden Aufenthalts zu verhelfen".

Dieser Grund — und es ist der Einzige, den das Rescript angiebt — ist offenbar kein Grund. Denn abgesehen davon, daß es überhaupt schwerlich im Interesse der Regierung liegen kann, einen in wissenschaftliche Forschungen vertieften Gelehrten zu hindern, die gelehrten Hülfsmittel, welche der Staat nicht ohne große Kosten in der Residenz aufhäuft und zusammenbringt, ihrem Zwecke gemäß zu benutzen und also deshalb hier auch dauernd zu verweilen — abgesehen davon, sage ich, liegt auf der Hand, daß ein, wenn auch noch so lange fortgesetzter Aufenthalt hieselbst auf Aufenthaltskarte — und dies ist mein Fall — doch niemals das Rechtsverhältnis meines hiesigen Aufenthaltes ändert und ein Niederlassungsrecht erwirbt. Die Königliche Polizeibehörde würde es also ohnehin stets in der Hand behalten mich auszuweisen, sobald ein politisches Agitiren meinerseits ihr einen wirklichen Grund dazu giebt. — Der angegebene Grund meiner Ausweisung zerfließt also in sich selbst. Er reducirt sich zuletzt auf den Satz: Man weise mich lieber schon jetzt ohne Grund aus, damit man nicht in den Fall komme, mich vielleicht jemals mit Grund auszuweisen!

Gestatten daher Ew. K. H., daß ich zu dem einzigen, wenn auch unausgesprochenen Grunde komme, welcher das Rescript hervorgerufen hat.

Es ist dies der ganz unerhörte Vorfall, der sich am 27. Mai, Nachmittags gegen 3 Uhr am Brandenburgerthor zugetragen hat, der nämlich daselbst von dem Intendantur-Rath Fabriz und dem Intendantur-Referendar Bormann auf mich gemachte Anfall.

Es hat derselbe alle Zeitungen gefüllt, er bildet noch jetzt das Tagesgespräch der Stadt und den Gegenstand einer militärgerichtlichen Untersuchung; es wird daher genügen, in größter Kürze denselben zu erwähnen.

Am 26. Mai wurde mir durch den Intendantur-Referendar Bormann Namens des Intendantur-Raths Fabriz eine Forderung auf krumme Säbel hinterbracht, weil ich nach der Behauptung desselben vor vier Monaten im Hause meines Verlegers des Herrn Franz Duncker einst „gelächelt" haben sollte. Ich wies diese gänzlich unbegründete Forderung natürlich zurück und wurde in Folge dessen am andern Tage von dem Herrn Fabriz und seinem Cartellträger, als ich mich in die Stadt begeben wollte, mit dem beleidigendsten Zurufe überfallen und mit einer Reitpeitsche in das Gesicht geschlagen, worauf ich natürlich gezwungen war, mich meines Stockes zu bedienen.

Soll bei dieser ganzen Angelegenheit auch nur irgend ein Schatten eines Unrechts auf mich fallen, so könnte dieser nicht darin gefunden werden — und am allerwenigsten vom gesetzlichen Standpunkt aus — daß ich eine durch und durch unbegründete Herausforderung zurückwies, ebenso wenig darin, daß ich, als ich überfallen, beschimpft und mit einer Reitpeitsche geschlagen wurde, mich kräftigst vertheidigte, wozu jeder Mann gezwungen ist, wenn er sich nicht entehren will, — dies Unrecht müßte also höchstens in dem beleidigenden Anlaß liegen, den ich etwa gegeben hätte. Ich bin daher, so sehr es mir auch widerstrebt, Ew. K. H. mit solchen Nichtigkeiten zu behelligen, gezwungen, den Anlaß, wie ihn Herr Fabriz und sein Cartellträger angeben, hierherzusetzen. Er war nach Angabe des Letzteren folgender:

Im Monat Januar habe ich und Herr Dr. Frese mich im Duncker'schen Hause und im Gespräch mit der Hausfrau befunden, als Herr Fabriz dazu kam und statt am Gespräch theilzunehmen, mit dem jüngsten Kinde des Hauses spielte. Nach einiger Zeit habe die Hausfrau das Kind entfernen lassen und hierbei hätte ich in

einer ihn, Fabriz, kränkenden Weise gelächelt. Dies war die Beleidigung, auf die sich der Cartellträger für seine Forderung bezog, eine Forderung, die ich somit als gänzlich unstatthaft und unbegründet ablehnen mußte, und um so mehr, als dies angebliche Lächeln schon 4 Monat alt war, ich mich also nicht einmal entsinnen konnte und kann, ob ich vor 4 Monaten bei einem ganz unbedeutenden Vorgang gelächelt habe oder nicht; und als endlich Herr Fabriz in der Zwischenzeit noch häufig in eben-demselben Hause freundlich mit mir verkehrt hatte.

Ich habe aus Respect vor Ew. K. H. und aus Rücksicht auf den Raum vorstehend Alles weggelassen, was zur wahren Qualifikation und näheren Darlegung des ganzen empörenden Charakters jenes widerlichen Vorfalls dienen kann.

Aber eben deshalb erlaube ich mir Ew. K. H. zu bitten,

„Höchst Sich geneigtest die Akten der militärgerichtlichen Untersuchung in dieser Sache vorlegen lassen zu wollen."

Je genauere Einsicht Ew. K. H. von denselben und den wirklichen Motiven der Herausforderung, die ich in meiner Eingabe an Se. Excellenz den General-Feldmarschall von Wrangel und seitdem in meiner militärgerichtlichen Zeugenvernehmung dargelegt habe, sowie von dem daselbst von mir nachgewiesenen Sachhergang nehmen, desto mehr werden Sich Höchstdieselben von einer lebhaften und nur zu meinen Gunsten sich kehrenden Indignation gegen die genannten Herren ergriffen fühlen, eine Indignation, welche die gesammte öffentliche Meinung und Freund wie Feind von mir gleichmäßig theilt.

Ich war somit von Anfang bis Ende bei dieser Gelegenheit lediglich der Gegenstand eines unerhörten und schmählichen Ueberfalls, dem keine andern Motive als die des kleinlichsten persönlichen Hasses zu Grunde liegen.

Die Königlichen Behörden haben dies auch durch ihre eigene offizielle Handlungsweise anerkannt. Während die Staatsanwaltschaft gegen mich, den in gerechter Selbstvertheidigung Befindlichen, keinen Schritt gethan hat, hat das Königl. Militärgericht die Untersuchung gegen jene Herren eröffnet, in welcher auch bereits meine Zeugenvernehmung am 8. d. M. erfolgt ist, und bereits die Suspension jener Herren verfügt."

(Lassalle führt hierauf aus, daß die Militärqualität seines Gegners mit der Sache nichts zu thun habe, da die Reibungen zwischen ihnen rein persönliche gewesen seien; es wäre unklug, durch seine Ausweisung die Auffassung hervorzurufen, als handle es sich um einen Konflikt mit der Armee. Er fährt dann fort):

„Zu dem Unrecht und der Unklugheit kommt die Grausamkeit, sowie die Rücksichtslosigkeit auf alle Traditionen, welche seit je den Stolz preußischer Regierungen bilden. Zu diesen stolzesten Traditionen derselben gehört die schützende und fördernde Rücksicht auf die Wissenschaft. Man erlaubte mir sogar, als ich noch ganz unbekannt in der wissenschaftlichen Welt war, als noch durch nichts feststand, daß ich zu derartigen wissenschaftlichen Leistungen irgend befähigt sei, — zum Zwecke der Beendigung und Herausgabe meines Heraklit hieher zu kommen. Und jetzt, wo — ich beziehe mich auf das Urtheil eines Humboldt, eines Boeckh, eines Lepsius, die sich auch auf Befragen darüber äußern werden — mein Name einen anerkannten Klang in der wissenschaftlichen Welt besitzt, jetzt will man mich gewaltsam und unter der Androhung von „Zwangsmaßregeln" an der Bearbeitung eines wissenschaftlichen Stoffes von gleicher Wichtigkeit, an der Ausarbeitung meiner bereits in Angriff genommenen Philosophie des Pythagoras hindern? Daran hindern wegen eines auf mich verübten Attentats? Daran hindern wegen eines Vorfalls, der mir in keiner Hinsicht imputirt werden kann, der mich betroffen hat, um ein vulgäres aber äußerst zupassendes Bild zu gebrauchen, wie ein Ziegel vom Dach, der einem auf den Kopf fällt?

Es handelt sich, K. H., bei dieser Angelegenheit für mich um nichts geringeres als um meine ganze wissenschaftliche Existenz und das ist der Grund, warum ich es für mir gestattet halten muß, mit Wärme meine Sache zu führen.

Ich streite für das Theuerste und wesentlichste Existenzinteresse, das ein Mann der Wissenschaft kennt. Soll ich erst das auf der Hand Liegende ausführen und nachweisen, wie solche Arbeiten, wie sie mich beschäftigen, zumal solche, die auf das tiefste Alterthum zurückgehen, nicht in einer Provinzialstadt wie Düsseldorf, in der ich ansäßig bin; sondern, nochzumal wegen der großen in Betracht kommenden, orientalischen Studien, sich nur in Berlin mit Erfolg ausführen lassen, wo allein große wissenschaftliche Hülfsmittel im Allgemeinen und zumal für die Erforschung des Orients sich in dem nöthigen Umfange vorfinden. Und wenn sie vom Staate hier aufgehäuft sind, so geschah dies doch eben deshalb, damit sie benutzt werden und nicht damit diejenigen, die sie zu benutzen die Hingebung und die Befähigung haben, durch Ausweisung von ihnen abgeschnitten werden.

Soll ich noch ausführen, welch anderes höchst wesentliches Hülfsmittel hier in dem anregenden Verkehr und der Berathung mit anderen Gelehrten liegt und daß in der Isolirung jede Kraft erlahmen muß?

Es handelt sich also, K. H., um meine ganze Existenz und wissenschaftliche Thätigkeit, von der Ew. K. H. nicht wollen werden, daß sie zum Schaden der Wissenschaft selbst und zum Ruine meiner persönlichen und so berechtigten Lebens-Interessen in der grundlosesten Weise geknickt werden.

Nach diesen so wesentlichen Gesichtspunkten mag es hinreichen, die formelle Frage, in wie fern denn die Polizei überhaupt berechtigt sei, willkürlich und ohne Angabe jedes Grundes einen preußischen Bürger von hier auszuweisen, eben nur so anzuregen.

Umsonst, K. H., habe ich in einer Audienz bei Sr. Exc. dem Minister des Innern Abhülfe gesucht. Dieser Schritt mußte um so vergeblicher bleiben, als die Maßregel gegen mich überhaupt, wenn ich nicht sehr irre, gerade von dem Minister des Innern, und nicht von dem Herrn Polizei-Präsidenten ausgeht.

Ich kann daher nur auf Ew. K. H. mein Auge richten. Dies geschieht aber auch mit dem festesten Vertrauen und der lebhaftesten Überzeugung, daß bei dem bekannten Character Ew. K. H. unmöglich die Bitte unerhört bleiben kann, die ich richte, die Bitte,

> „daß Ew. K. H. geruhen möge, der Königl. Polizeibehörde befehlen zu wollen, mich unbehelligt meinen wissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere der Ausarbeitung meines Pythagoras hier nachgehen zu lassen."

Sollte inzwischen das in dieser Eingabe Gesagte wider Erwarten noch nicht hinreichen, um die Grundlosigkeit des mir widerfahrenen Unrechts nachzuweisen, so wage ich vertrauensvoll an Ew. K. H. die Bitte zu richten,

> mir gnädigst eine Audienz bei Ew. K. H. nicht versagen und die Stunde derselben anberaumen lassen zu wollen, damit ich bei Ew. K. H. persönlich meine Bitte noch näher zu begründen und zu rechtfertigen vermag[1]).

In tiefster Ehrfurcht

Ew. K. H. unterthänigster

F. Lassalle.

Berlin, 15. Juni 1858. Potsdamerstr. 131.

Alexander von Humboldt, in einem Schreiben an Boeckh, nennt Lassalles Eingabe: lang, aber sehr klug. Das Urteil ist gewiß zutreffend. Unter den ehrerbietigsten Formen, die für Lassalle noch kein Parteiterrorismus verbot, in würdigem Tone, ist die Beschwerde geschickt, eindringlich, nachdrucksvoll; sie findet Accente der Wahrheit, wie sie nur aus echtester und innerster Überzeugung quellen. Freilich würde sie uns heute noch klüger erscheinen, wenn

[1]) Nur die Unterschrift ist eigenhändig.

Lassalle sein steigendes Selbstgefühl niederzuhalten vermocht hätte. Erinnern wir uns der um drei Jahre älteren Eingabe an Hinkeldey: hier wie dort derselbe begeisterte Kult der Wissenschaft; aber jetzt erhebt sich neben ihr zu gleicher Höhe schon Lassalle selbst, und huldigend umgeben ihn Heraklit und Pythagoras, Humboldt und Lepsius.

Lassalles Eingabe wurde im üblichen Geschäftsgang dem Minister des Innern, von diesem dem Polizeipräsidenten zur Berichterstattung überwiesen. Zedlitz fiel es nicht schwer, den Ausweisungsbefehl formell zu rechtfertigen. Lassalle hatte zu bestimmten Zwecken Aufenthaltserlaubnis erhalten: die Zwecke waren längst erledigt, die Erlaubnis abgelaufen; mit Entschiedenheit bestritt der Präsident, daß je von einem vier- bis fünfjährigen Aufenthalt die Rede gewesen, daß er je zu Lassalle die ihm in den Mund gelegten Worte gesprochen habe. Sachlich begründete er die Ausweisung damit, daß Lassalle nach Vollendung seines wissenschaftlichen Werkes seinen Verkehrskreis erweitert und verändert habe, insbesondere mit dem Redakteur der demokratischen „Volkszeitung“ intimsten Umgang pflege, daß er sich über den König „in infamster Weise“ ausgesprochen, die Stellvertretung des Prinzen als gesetzwidrig bezeichnet — das alles hatte Fabrice behauptet — und „die Notwendigkeit einer blutroten Revolution hervorgehoben haben solle“. Der Vorfall mit Fabrice sei keineswegs der Ausweisungsgrund, sondern nur ein Inzidenzfall. Was dabei zur Sprache gekommen, bestätige eben nur, daß Lassalle ein Mensch sei, dem der Aufenthalt in Berlin nicht länger gestattet werden dürfe. Zedlitz schließt seinen Bericht, indem er aus der Abweisung der Beschwerde Lassalles sozusagen eine Kabinettsfrage macht: der Ausweisungsbefehl sei so sehr aus seiner eigensten pflichtmäßigen Initiative hervorgegangen, daß er die Verantwortung für sein Amt nicht ferner übernehmen könne, falls dem Antrage Lassalles stattgegeben werden sollte.

Der Minister des Innern trat diesem Berichte vollständig bei. Er ergänzte ihn noch aus den Antezedentien, die der Präsident nur flüchtig gestreift hatte, indem er für den Prinzen ein Bild Lassalles entwarf, zu dem dessen revolutionäre Vergangenheit und die Beziehungen zur Gräfin Hatzfeldt die schwärzesten Farben leicht hergaben. Der Minister erinnert noch besonders an die bevorstehenden Wahlen zum Abgeordnetenhause, bei denen man fremde Wühler von der Hauptstadt fernhalten müsse, und unterbreitet endlich dem Prinzen den Entwurf zu einer Order, die Lassalles Eingabe kurzweg abschläglich bescheidet.

Der Prinz, der sich inzwischen nach Baden-Baden begeben hatte, war damit doch nicht ohne weiteres einverstanden. Für die schlimmen Anklagen des Polizeipräsidenten wegen der angeblichen Äußerungen Lassalles über den König und die Notwendigkeit einer blutroten Revolution vermißte er die Beweise. Ohne auf die Eingabe unmittelbar zu antworten oder das Audienzgesuch zu berücksichtigen, erklärte er schließlich zwar die Ausweisung Lassalles für „an sich vollkommen gerechtfertigt“, deutete aber doch an, daß man erwägen möge, ob sich seine Duldung in Berlin nicht vielleicht aus Zweckmäßigkeitsgründen empfehle (8. Juli).

Eine Andeutung, die der Minister des Innern nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Schon am 12. Juli wurde vielmehr ein ablehnender Bescheid für Lassalle ausgefertigt und dem Polizeipräsidenten übersandt, der ihn Lassalle aushändigte. Lassalle erklärte, er brauche mindestens zwei Monate Zeit zum Einpacken, wolle aber überhaupt Berlin nicht verlassen und werde nur der Gewalt weichen. Als der Präsident ihm nur die üblichen drei Tage Frist bewilligte und nach deren Ablauf mit Zwangsmaßregeln drohte, gab er nach; er bat nur, ihm bis zum 25. Juli Zeit zu lassen, wo er ohnehin abreisen wolle, übrigens denke er, wie er hinzufügte, jedenfalls Ende September wieder nach Berlin zurückzukehren. Der Präsident, der nach einiger Weigerung seine Bitte gewährte, bemerkte ihm, daß im Herbste dieselben Gründe für seine Ausweisung noch vorliegen würden wie zurzeit; nur wenn Lassalle binnen vierundzwanzig Stunden nach seiner Ankunft sich bei ihm melde, wolle er von sofortigen Zwangsmaßregeln Abstand nehmen und sich seine weitere Entschließung vorbehalten.

Am 25. Juli hat dann Lassalle zusammen mit Franz Duncker Berlin verlassen. Als er, nach längerem Aufenthalte in der Schweiz, am 14. Oktober zurückkehrte, kam er in ein anderes Berlin, in ein anderes Preußen. Wenige Tage vorher, am 7. Oktober, hatte der Prinz von Preußen die Regentschaft angetreten, am Tage darauf den Minister des Innern, von Westphalen, entlassen. Der Polizeipräsident, den Lassalle unmittelbar nach seiner Ankunft aufsuchte, und dem er die Ausarbeitung eines neuen wissenschaftlichen Werkes als den Zweck seines Aufenthaltes angab, gestattete ihm vorläufig, in Berlin zu bleiben, unter der Bedingung, daß er sich politischer Tätigkeit enthalte und insbesondere an den bevorstehenden Wahlen zum Abgeordnetenhause nicht beteilige. Lassalle erwiderte, daß er (wie bekanntlich die demokratische Partei damals überhaupt) sich für die Wahlen nicht interessiere und sich gar nicht darum kümmern werde; das spreche er als eine Tatsache aus, nicht als einen Revers oder als eine Verzichtleistung, worauf der Präsident ihm entgegnete, daß es nur auf sein tatsächliches Verhalten ankomme, nicht auf seine Beweggründe.

So verblieb Lassalle im Winter von 1858 auf 1859 in Berlin, wo er sein Drama „Sickingen" vollendete. Obwohl er auch jetzt seine Aufenthaltskarte von vier zu vier Wochen erneuern mußte, begann er doch allmählich, sich so sicher zu fühlen, daß er bei dem in der milden Luft der „neuen Ära" aufblühenden öffentlichen Leben nicht nur wieder der Politik sich zuwandte — damals entstand seine Flugschrift: „Der italienische Krieg und die Aufgabe Preußens. Eine Stimme aus der Demokratie" — sondern auch das Recht zu dauerndem Aufenthalte in Berlin zu erwerben suchte. Die städtische Verwaltung, der er 30 Taler Einzugsgeld bezahlte, erhob keinen Einspruch, ebensowenig die gleichfalls befragte jüdische Gemeinde; desto mehr Schwierigkeiten machten nach wie vor die staatlichen Behörden. Der Polizeipräsident — es war immer noch der Freiherr von Zedlitz — an den er sich im April 1859 mit der Bitte um Genehmigung des Niederlassungsgesuches wandte, verwahrte sich dagegen „mit allen Kräften"; er fürchtete infolge des italienischen Krieges und der gestörten Arbeitsverhältnisse ohnehin unruhige

Zeiten, bei denen er einen Mann wie Lassalle in Berlin gern entbehrte; auch der neue Minister des Innern, Flottwell, wünschte seine baldige Entfernung aus der Hauptstadt. Indessen wurde zunächst eine Entscheidung weder in dem einen noch in dem anderen Sinne getroffen, was auch damit zusammenhing, daß über die grundsätzliche Regelung des Niederlassungsrechts in Berlin überhaupt Erwägungen schwebten. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die fernere Anwendbarkeit einer Kabinettsorder von 1844, welche die Niederlassung in Berlin solchen Personen untersagte, die durch ihren Aufenthalt die öffentliche Ordnung und Sicherheit gefährden könnten. Darüber verging der Sommer 1859, und im Ministerium des Innern wurde Flottwell durch den Grafen Schwerin ersetzt. Der neue Minister, bei dem Lassalle im Oktober 1859 die Erledigung seines Niederlassungsgesuches in Erinnerung brachte, hätte es nicht zurückweisen können ohne Verleugnung seiner politischen Vergangenheit. Wenn das Verhalten Lassalles in Berlin, wie es der Fall war, seit 2 1/2 Jahren keinen Grund zur Versagung der Niederlassung darbot, — in der früheren politischen Tätigkeit Lassalles, obschon sie zu einer Verurteilung geführt hatte, durfte der bisherige Leiter der liberalen Opposition einen Vorwand nicht finden. So stimmte Schwerin zwar für die Zulassung Lassalles, aber er stellte die endgültige Entscheidung in das Ermessen des Prinzregenten, und indem er das Niederlassungsgesuch befürwortete und den Entwurf einer entsprechenden Order beifügte, wies er doch zugleich auf jene Kabinettsorder hin, über deren Anwendbarkeit der Prinz zu entscheiden sich vorbehalten hatte, und die eine Handhabe zur Ablehnung des Gesuches bieten konnte.

Hiernach lag die Entscheidung über Lassalles nächstes Schicksal abermals in der Hand des Prinzen von Preußen. Er entschied, wie von ihm nicht anders zu erwarten war: der Prinz, der schon im Jahre vorher für Duldung gewesen wäre, verfügte am 7. November 1859 nach dem Antrage Schwerins: „daß die von dem Literaten Ferdinand Lassalle beantragte Niederlassung in Berlin polizeilich nicht weiter gehindert werde".

Lassalles fast fünfjähriger Kampf um Berlin war siegreich beendet; historisch gesagt: der Geist der „neuen Ära", vertreten hauptsächlich im Prinzregenten, hatte auch im Falle Lassalle das alte Polizeiregiment überwunden. Darin liegt vornehmlich die typische geschichtliche Bedeutung dieser Episode. Für Lassalle selbst waren diese fünf harten Arbeitsjahre, mit so schwerem Druck sie oft auf ihm lasteten, nicht minder bedeutungsvoll und ergebnisreich. „Mit eiserner Willensenergie", wie er später an Marx schreibt, hatte Lassalle, dem die Politik untersagt war, sich zu wissenschaftlicher Arbeit gezwungen, die seinen Geist zugleich stählte und schmeidigte, und eine Fülle philosophischen, philologischen, rechtsgeschichtlichen und nationalökonomischen Wissens in sich aufgespeichert, das seine ungemeine Produktivität in den nächsten Jahren erklären hilft. Man könnte sagen: in der stillen Studierstube, in der polizeilicher Zwang ihn eingesperrt hielt, hat er die Rüstung und die Waffen geschmiedet, mit denen er bald in das öffentliche Leben kampflustig hinaustreten sollte.

Conrad Ferdinand Meyer.

In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer.

I.

Bald werden es fünf Jahre sein, daß Conrad Ferdinand Meyer in der Stille seines Heims in Kilchberg am Uferabhange des Zürchersees seine Augen geschlossen hat. Elf Jahre aber sind vorüber, seit er die Feder niederlegte, die den Bildern seiner kühn schaffenden Phantasie die feste, reine Gestalt des Kunstwerks, das ihm eigentümliche starke, seine Dichtkunst charakterisierende Gepräge verlieh. Schon während er noch lebte, ist viel über seine Werke, über ihn selbst und seine Eigenart gesprochen und geschrieben worden. Sein schlichtes Landhaus war den Besuchern offen. Manche überschritten C. F. Meyers Schwelle, die, von ihm willkommen geheißen, sich mit ihm über seine und ihre eigenen künstlerischen und dichterischen Arbeiten unterhielten. Dieser einfache Umgang mit verständnisvollen Mitstrebenden, die sich auf derselben oder einer ähnlichen Bahn wie er weiterkämpften, auf jener steilen Bahn, die sich auch dem Berufenen nur Schritt für Schritt öffnet, sagte ihm am besten zu. Dieses mit geistesverwandten Freunden sich Begegnen unter dem eigenen Dache, wie es, länger oder kürzer, die milde Gunst des Tages bot, war in späteren Jahren sein liebster Verkehr. Es war vielleicht der einzige, der seiner geistigen Natur völlig entsprach.

In früheren Zeiten bereits, als er noch keinen festen Wohnsitz und keinen Dichternamen hatte, pflegte er lebhafteren Verkehr mit vielen verschiedenen Menschen, als es von einem einsam und damals etwas traumhaft durch das Leben Gehenden zu erwarten war. Selbst von Natur arglos und sogar unvorsichtig in der Äußerung seiner Eindrücke und Gedanken, empfing er von jeher von der Persönlichkeit, der er, sich mit ihr unterhaltend, gegenübersaß, starke und scharfe individuelle Eindrücke. Ganz andere wohl meistens, als sein Gegenüber, wenn es zu den berechnenden Naturen gehörte, ahnen oder wünschen mochte. Merkte er eine Absicht, die nicht sogleich frank hervortrat, so wurde er zwar nicht gerade „verstimmt“, aber es belustigte ihn dann zuweilen, den entdeckten Faden komödienhaft weiterzuspinnen oder zu verwirren. Im Grunde zog ihn jede ausgeprägte, ehrliche Menschennatur durch ihre charakteristischen Seiten an. Im Salon oder im Bündner Postwagen, am Gasttische

des Berghauses oder auf dem Dampfboote des Schweizersees, überall begegnete er, schon in seinen reiselustigen jüngeren Jahren, durchaus ungesucht irgend einem, mit dem man ihn in kürzester Frist in lebhaftem Gespräche sah. Hirten und Matrosen, Professoren und Gelehrte der verschiedensten Fächer, Kantonsräte und Nachbarn vom zürcherischen Seeufer kehrten ihm gegenüber ihr Inneres heraus, verwickelten sich unversehens in Lebensfragen oder erzählten ihm seltsame Stücke ihrer eigenen Biographie. Jeder eigentümliche individuelle Zug interessierte ihn und erweckte in ihm unabweislich den künstlerischen Trieb, sich daraus den ganzen Menschen deutlich auszubilden.

Auf dem schattigen, breiten Verdeck unserer alten Dampfboote, die früher den Verkehr über den blauen See und von dessen Ufern nach Zürich vermittelten, war der schönste Raum für solche Begegnungen. Auf diesen Schiffen war der Dichter ein bekannter, gern gesehener Fahrgast. Freunde stiegen ein, Freunde stiegen aus; man sah sich, sprach sich; dann ertönte der Ruf: „Stopp!" Der Dampfer hielt an einer der vielen blühenden Stationen, der leichte Landungssteg flog aufs Verdeck, man grüßte sich und schwand sich aus den Augen, während das Boot von dannen rauschte.

Nach Jahren, als mein Bruder nach seiner Verheiratung sich in Kilchberg niedergelassen hatte und nicht mehr unten am Ufer wohnte, benutzte er andere Verkehrsmittel, um von seinem hochgelegenen Heim nach Zürich zu gelangen. So verschwand er vom Verdecke des Bootes und ward kaum mehr dort gesehen. Ich reiste allein. Das kam nun seinen ehemaligen Dampfbootbekannten ungewohnt vor. Er mangelte ihnen. Da setzte sich dann nicht selten der eine oder andere von ihnen zu mir, vielleicht in leiser Absicht, die vereinsamte Schwester zu trösten, und fragte nach meines Bruders Ergehen. Sie sagten mir, wie gerne sie immer mit ihm gesprochen hätten.

„Und das seltsamste ist," vertraute mir einst ein alter Professor der landwirtschaftlichen Fächer am Lehrerseminar in Küsnacht, „daß ich mit Ihrem Herrn Bruder immer über Dinge redete, die ich sonst ganz für mich behalte. So oft ich, wenn ich einsteigend ihn auf dem Verdecke sah, mir auch vornahm: Heute erwischt er dich nicht! Heute bist du vorsichtig! — im Handumwenden hatte er mich wieder in ein Gespräch über Dinge verwickelt, von denen ich gedacht hätte, eher zerbisse ich mir die Zunge, als daß ich mich darüber ausließe. Sonderbar, — darin hat Ihr Herr Bruder es mir angetan."

Und ganz absichtslos, sicherlich, geschah es. Etwa wie ein vorüberwandernder Geologe mit seinem Hämmerchen an eine Felswand klopft, um zu hören, was ihm daraus entgegenklinge. Denn gerade die flüchtige Dauer dieses Zusammenseins auf dem schönen, von kühlenden Lüften überhauchten See und die Freiheit der Bewegung auf dem Schiffe, die es gestattete, jeder unangenehmen Wendung des Gesprächs auszuweichen, ermüdende Längen abzuschneiden, sich in der Reisegesellschaft einen anderen Platz zu wählen, einer anderen Gruppe sich anzuschließen, gab dieser Geselligkeit des Zufalls ihren besonderen Reiz.

Ein Verkehr, der für den Dichter ganz andere und köstlichere Früchte trug, wurde ihm durch die allwöchentlich in Mariafeld bei Dr. François Wille und seiner trefflichen Frau verlebten Nachmittage geboten. Dr. Wille war ein

feinsinniger Vorleser. Es war ein großer Kunstgenuß, ihn Shakespearesche Dramen oder Goethesche Meisterwerke vortragen zu hören. Er las mit feurig-lebendigem Verständnis, edel und maßvoll, und der Freundeskreis, der ihn unter den hohen, schattigen Bäumen seiner Kastanienallee oder in den Sälen seines altzürcherischen Landhauses umgab, bestand aus nach Alter und Herkunft kurzweilig gemischten, stets aber aus aufmerksamen und dankbaren Zuhörern. Gäste von nah und fern, die irgend ein literarisches oder künstlerisches Interesse mit dem geistvollen Hausherrn verband, alte nordische Freunde, süddeutsche Nachbarn und Verwandte bewegten sich in dem liebenswürdig-gastlichen Hause unter dem aufsprossenden Geschlechte der jugendlichen Söhne und schönen Schwiegertöchter und Enkel der edlen, mütterlichen Frau, die alle verstand und jedem gütig war.

Kräftige, an Rubens erinnernde Farbentöne brachten bei festlichen Vereinigungen Gottfried Kinkel und die Gräfin Plater in das harmonische Bild: Gottfried Kinkel, von dem Dr. Wille behauptete, er sei einen Augenblick lang, in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, der berühmteste oder doch der am meisten besprochene Mann Deutschlands gewesen, und die Gräfin Plater, die, als mein Bruder sie in Mariafeld kennen lernte, gerade in den „Jugenderinnerungen", die sie schrieb und in „Über Land und Meer" publizierte, als die gefeierte Schauspielerin Caroline Bauer förmlich wieder auflebte.

Beide machten noch in ihren hohen Jahren in Rede und blühender äußerer Erscheinung den überzeugenden Eindruck ihrer früheren außerordentlichen Wirkung auf die Gemüter. Beiden spürte man an, daß sie dessen nicht vergaßen. Beide waren fühlbar guten und wohlwollenden Herzens. Wie kam es nur, daß die ihres Berufes bewußt werdende, sich konzentrierende Dichterseele meines Bruders gerade bei der Berührung mit diesen beiden Poetennaturen sich in den hintersten Winkel seiner inneren Abgeschlossenheit flüchtete und verbarg? Er, der sonst den lebendigen Blutstrom des Temperaments an anderen hoch wertete und seine eigenen Gebilde damit zu durchfluten und zu erwärmen bestrebt war?

Nicht daß er nicht beide Persönlichkeiten, jede in ihrer Weise, geschätzt hätte und im Verkehr dankbar und freundlich ihrem Wohlwollen entgegengekommen wäre! Auf Tischeslänge, wenn in Dr. Willes Speisesaal die beiden Veteranen der Kunst, das obere Ende der Tafel zierend und ihre vielfach gemeinsamen Erinnerungen austauschend, mit sonorer Stimme scherzten und rezitierten, sah der Dichter gerne still und unbehelligt vom unteren Tischende her dem lebhaften Kreuzfeuer zu. Dazwischen geraten? Zwischen die große Schauspielerin und den gewaltigen Redner? Nein! Die beiden Kraftnaturen, die sich völlig ebenbürtig waren, hätten ihn erdrückt. In solchen Lagen war er waffenlos. Kreuzten sich verschiedene Klingen in hitzigem Wortgefecht, wie es in Mariafeld vorkommen konnte, wurden die Angriffe persönlich, so konnte es ihm begegnen, daß er sich in der Waffe vergriff, daß ihm ein unglückliches, verletzendes Wort entfuhr, nur weil er sich vorzeitig decken und verwahren wollte. Es war seinem inneren Menschen dabei unwohl, und er bereute nachher den schleunigen Fehlstoß, des fliegenden Wortes bedauernd eingedenk, daß „Wunden und Scherze zum voraus sich nicht messen lassen".

Gottfried Kinkel als Dichter, Caroline Bauer als Bühnenkünstlerin waren robuste und völlig ausgestaltete, plastisch und verständlich sich darstellende Persönlichkeiten. Ihre Wirkung war früher ins große und allgemeine gegangen. Einen verhüllten, psychologischen Hintergrund, wie ihn C. F. Meyer suchte und bedurfte, um sich selbst aufzuschließen, ein Menschenrätsel, wie es sein künstlerisches Bedürfnis zur Lösung verlangte, boten ihm beide nicht. Sie gaben mit vollen Händen, sie gaben ihr Bestes, und sie wußten, was sie gaben. Die noch immer imponierende Erscheinung der Gräfin Plater hatte sich im Alter, hierin der starken Komplexion Gottfried Kinkels nicht unähnlich, zu einer gewissen körperlichen Schwere gerundet. Auch sie trug deutlich ausgeprägte, weithin sichtbare Züge, verfügte über eine kräftige Geste und über den lachenden, tönenden Wohllaut einer Stimme, die weite Kreise zu beherrschen gewöhnt war. So bewegten sich schwächer oder spröder organisierte Naturen, wenn sie der Zufall neben diese alten Vollblutsmenschen versetzte, ganz unwillkürlich etwas rückwärts, teils wohl um von ihrer Art nicht psychisch Gewalt zu erleiden, teils auch im Gefühle, sie müßten, damit man ihnen gerecht würde, in einem weiteren Rahmen stehen und wie Freskobilder aus einer gewissen Ferne betrachtet werden können. Eine prächtige Verve und Arbeitskraft bewährten übrigens die beiden im Überschwang begabten Jugendgenossen auch gegen die auf sie eindringenden Gegenmächte des Alters und steigender finanzieller Sorge, vor der sie beide, ohne daß wir es damals ahnten, durch ihren glänzenden Namen durchaus nicht geschützt waren.

C. F. Meyers nach innen gedrängte Kunstbegabung, die nur schwer die ihn befriedigende Ausdrucksform fand und füllte, war eine jenem schwungvollen Ausgeben des eigenen Selbst — die Gräfin Plater hieß es scherzend: „sich selber verplempern“ — durchaus entgegengesetzte. Obschon er das Theater in seiner Jugend gerne besuchte, wo es ihm, wie in Paris bei der Aufführung der Stücke französischer Klassiker im Théatre français, besonders des von ihm über alle anderen gestellten Molière, einen einzigartigen, vollkommenen Kunstgenuß bot, so war er dennoch seiner ganzen Art gemäß allen starken theatralischen oder rhetorischen Eindrücken abhold. Ich erinnere mich nicht, daß irgend ein Vortrag politischer oder religiöser Natur ihn hingerissen oder fühlbar beeinflußt hätte. Er hörte dabei im Geiste leise Nebengeräusche, die ihn zerstreuten. Es entstanden dabei in seinem Innern unwillkürliche Regungen der Abwehr und des kritischen Einwands, die den Gesamteindruck störten. Beabsichtigte starke Wirkungen machten ihm leicht den Eindruck des Gewalttätigen und Rohen, wenn nicht gar des Unwahren.

Mit überfeinen, reizbaren Gefühlsorganen ausgestattet, wehrte er heftige Eindrücke und stürmische Persönlichkeiten, so gut er konnte, von sich ab. Er schätzte und bewunderte bewußt leidenschaftliches Auftreten nur, solange er es studieren konnte. Ihm persönlich mangelte jede Fähigkeit dazu. Er kannte den Ausdruck seiner eigenen Miene nicht und verstand es nicht, ihn zu messen oder auf eine weitere Umgebung zu berechnen. So war er in keiner Weise ein Redner, und auch das allerkleinste Talent zum Schauspieler ging ihm ab. Starken Konflikten — „Szenen“, wie er das nannte — waren seine Nerven

nicht gewachsen. Heftige Auftritte, schmerzliche Erschütterungen verletzten ihn tief. Je mehr er darunter litt, desto bleicher und unbeweglicher wurde sein Angesicht. In minderem Grade hatten schon Ärger oder Übermüdung eine ähnliche Wirkung auf sein Nervensystem. Er nahm sich dann zusammen und hüllte sich in das, was vielfach als kalte Zurückhaltung an ihm beobachtet und gerügt worden ist.

Beweglich, fein und liebenswürdig im Kreise anregender Freunde, die ihn verstanden, war er gütig und einfach gegen Enterbte des Lebens und im Verkehr mit allen, die von ihm abhingen. Da er keine temperamentvolle, aber von Hause aus eine harmlose und kindlich heitere Natur war, so prägte er sich, als er einmal, nach innen und nach außen gefestet, auf eigenem Boden stand, zu einer geläuterten Persönlichkeit von ganz sicherem, sehr wohltuendem Umgange aus. Man fühlte ihm an, daß er guten, friedliebenden und gerechten Geistes war. In späteren Jahren flüchtete er seine Nervosität in eine gewisse zürcherisch-würdevolle Reserve und liebte es, wenn er zu Hause Gäste empfing, das Gespräch in ruhige Bahnen zu lenken, wo keine heftigen Zusammenstöße drohten. Von Persönlichem und von Persönlichkeiten seines Lebenskreises vermied er zu reden, da er wußte, wie leicht dabei unreine Motive sich einmischen oder kleinlicher Neid und schiefe Urteile hervorschießen. Solche Regungen waren ihm, an sich selbst und an anderen, als etwas Widerwärtiges verhaßt. Verleumdungen ekelten ihn an; der Abscheu vor dieser Häßlichkeit steigerte sich bei ihm zu physischem Unbehagen.

Die Ruhe des Landlebens, die sichere Abgeschlossenheit seines häuslichen Heims in Kilchberg empfand der Dichter als eine große Wohltat. Bei seiner Abneigung, öffentliche Lokale und Weinstuben zu besuchen — er behauptete, schon der Geruch des Wirtshauses schlage ihm unangenehm auf die Nerven — wurde es ihm in älteren Jahren zur lieben, freilich etwas bequemen Gewohnheit, alle, die ihn aufsuchten oder kennen lernen wollten, bei sich in seinen gemütlichen vier Mauern oder im eigenen Garten zu empfangen. Hier fühlte er sich wohl und sicher, bewegte sich in genügender Luft und in genügendem Raum, was er den besten Luxus nannte, und war erst recht er selbst.

Es ist vieles aus diesen Kilchberger Gesprächen in die Öffentlichkeit gedrungen. Bald geschah es in liebenswürdiger, verständnisvoller Weise, bald in mißverstehender oder hämischer Auffassung. Bald erschien es als scharf porträtierende Federzeichnung von Künstlerhand aufs Papier geworfen, bald in unsicheren, stumpfen und entstellenden Zügen ohne Gefühl für die Individualität des Dichters nachgeschrieben. Mehrere haben wohl auch C. F. Meyers steife oder mißtrauische Zurückhaltung beklagt oder seine nur im Kreise um das eigene Ich sich drehende Eitelkeit.

So stellt man sich unwillkürlich die Frage: Über was redete denn der Dichter mit seinen Besuchern?

Gewiß zuerst und am liebsten über das, was sie zu ihm führte, über ihre eigenen künstlerischen Ziele. Er war und blieb innerlich ein Werdender und interessierte sich mit Liebe für alles, was auf geistigem Boden wurde, sich entwickelte und emporwuchs. Wie verschieden aber waren seine Besucher! Wie

verschieden die Wünsche, Interessen und Absichten, die sie hegten! Den meisten gegenüber suchte er gewöhnlich einen gemeinsamen, neutralen Boden, wo jeder sich unbefangen auszusprechen Raum fand und zu seinem Rechte kommen konnte.

Setzte er bei seinem Gaste ein dem seinigen verwandtes Streben voraus, und kam ihm lebendiges Verständnis entgegen, so sprach er vorwiegend über künstlerische und literarische Interessen und Eindrücke, ja, er erzählte sogar die eigenen Pläne, deren er einen solchen sich stets erneuernden Reichtum besaß, daß in ihm der Gedanke, man könnte ihm einen derselben vorwegnehmen, niemals aufstieg.

Conrad Ferdinand Meyers Anlage war sehr vorwiegend eine ästhetische. Bei ihm galt es in der Tat: der Mensch wächst durch seine Arbeit, aus seiner Arbeit heraus. Indem er das Schöne mit dem ganzen Ernst suchte, für seine poetischen Gebilde feste, reine Linien fand, die vor seinem inneren Auge entstehenden Gestalten vertiefte und vollendete, sein Werk von allem, was die Einheit des Grundgedankens störte, zu befreien bestrebt war, stärkte, vertiefte und reinigte er die eigene Seele. Gestaltend gewann er selbst innere Gestalt. Charakterisierend festigte er den eigenen Charakter. Es geschah ihm mit seinen Geisteskindern, wie es leiblichen Eltern mit ihrem Fleisch und Blut zu gehen pflegt: daß sie bei der Erziehung ihrer sprossenden kleinen Ebenbilder erst recht die eigene persönliche Art und den Stoff, aus dem sie selbst gebildet sind, kennen lernen.

Erst beim Ausformen seines poetischen Stoffes wurde sich der Dichter seines Könnens und Wollens ganz bewußt, erst in starker, konzentrierter Geistesarbeit — wie Funke und Feuer erst entsteht, wenn der Stahl auf den harten Marmor schlägt. So kam es, daß er das Tiefste, das Intimste seines Wesens in poetischen Lichtreflexen mitteilte — in seinen Gedichten oder auch, wo er auf volles Verständnis traf, in einfacher vertrauter Aussprache. Redete er also in dieser ungesuchten Weise von seiner großen Liebe: von den Gesetzen und Gebilden unsterblicher Schönheit, von dem, was er die „große Kunst" nannte, so glaubte er das Beste zu geben, was er geben konnte, er gab dann sich selbst. Zurückhaltend wurde er da, wo er Mißverständnisse fürchtete. Eine andere absichtliche oder mißtrauische Reserve habe ich nie an ihm gekannt.

Gerade nun in dieser ihm eigenen Weise, das Gespräch im Bekanntenkreise auf den ungefährlichen Boden allgemeiner Interessen zu lenken, ist er nicht selten mißverstanden worden. Sie war die Schutzwaffe seiner feinen Natur, die ebenso ungern andere, auch Abwesende, in ihrem Eigenrechte verletzte als selbst gröblich beleidigt werden wollte. Man sah in dieser Vorsicht, die nicht der Schwäche, sondern einer langen, wahrlich nicht allzu wohlfeil erkauften Erfahrung entsprang, kühle Vornehmheit. Man sprach und schrieb von der eitlen Vorliebe, die er habe, nur von sich selbst und der Arbeit, die ihn gerade erfüllte, zu reden. Und doch war ihm nichts unangenehmer, als wenn ihm zugemutet wurde, eine Schätzung seiner selbst vorzunehmen. Verhaßt sogar und unmöglich war ihm die Selbstbetrachtung, das analytische Auseinanderlegen des eigenen Ichs. Er konnte nie den Nutzen eines Tagebuchs einsehen und hat nie eins geführt. Ein solches Sich-Rechenschaft-ablegen über

sich selber erschien ihm als eitel Sisyphusarbeit und Selbsttäuschung. So verhielt er sich auch den meisten Autobiographien und Lebensbeschreibungen gegenüber skeptisch. Er fühlte darin an der einen Stelle Lücken, an der anderen Ausfüllsel, — ein Zuwenig da, ein Zuviel dort, das dem Eindruck klarer, überzeugender Wahrheit Eintrag tat. Doch bestanden hierin für seinen Geschmack Ausnahmen. So war eines seiner Lieblingsbücher die Selbstbiographie des Benvenuto Cellini, die er immer wieder las und unvergleichlich nannte — aber nicht um ihrer makellosen Wahrhaftigkeit willen.

Zweimal ist mein Bruder bewogen worden, sich über seine Vergangenheit auszusprechen: das eine Mal 1885 in einigen biographischen Notizen für Herrn Dr. Anton Reitler, den Verfasser der Festschrift zu des Dichters sechzigstem Geburtstag, das andere Mal, auf Veranlassung des Herrn K. E. Franzos, in der Neujahrsnummer der „Deutschen Dichtung" 1891: „Mein Erstling: Huttens letzte Tage." Doch nicht ein einziges Mal, solange wir zusammen wohnten, selbst gegen mich, hat er, soviel mir erinnerlich ist, sich über seinen eigenen Lebenslauf oder Charakter, ohne daß ich ihn gefragt hätte, geäußert. Er schaute vorwärts und ins Weite.

Dies sei als einziges Beispiel hier angeführt, um zu zeigen, wie er im Gegensatz zu seinem wirklichen Gehalt und Wesen von manchen, die aus der Ferne an ihn herankamen, in verzeihlichem Mangel an Verständnis oberflächlich beurteilt wurde. Er selbst ahnte es kaum und machte sich daraus keine Sorge. Er war darin beinahe leichtsinnig. Von seiner Persönlichkeit mochte er denken, was er seinem Hutten in den Mund legt:

> . . . ich bin kein ausgeklügelt Buch,
> Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Wahre Sorge machte ihm zur Zeit der Entscheidung und seines Kampfes nur eins: „Bin ich ein Dichter?"

Oder, wie er sich selber fragt am Strande, wo die flatternden Möwen sich im Meere spiegeln:

> Und du selber? Bist du echt beflügelt?
> Oder nur gemalt und abgespiegelt?
> Gaukelst du im Kreis mit Fabeldingen?
> Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

Zum Glück waren übrigens dem Dichter aus der ersten fröhlichen Jugendzeit, da er sich nicht stark um vergangene und zukünftige Tage plagte, bis tief in die reifen Jahre hinein, Bande trauter Kameradschaft geblieben, auf die er sich verlassen konnte. Mit diesen alten Freunden stand er bei ganz verschiedenen Lebensbahnen und Interessen auf dem festen und unveränderten Grunde der Treue. Da ließ er sich rückhaltlos und sorglos gehen, wie es ihm Bedürfnis war. Solange er in Zürich wohnte, fand er sich mit diesen Jugendgefährten, die aus der Fremde auf Urlaub zurückkamen oder sich in der Vaterstadt bleibende Stätte gesucht hatten, im abendlichen Kreise gerne zusammen. Bald bei dem einen, bald bei dem anderen versammelte sich die ehrenwerte Tafelrunde in fröhlichem Herrenkreise, um sich in Erinnerung an ihre alten und neuen Erlebnisse zu entlasten und aufzufrischen. Die einfache Bewirtung war

dabei Nebensache. Zu materiellem Lebensgenuß und lauter Geselligkeit beim Becherklang war C. F. Meyers Konstitution, so gesund sie war, nicht angelegt. Er trank den dunkelroten Veltliner, den er in Bünden kennen gelernt hatte, mit voller Würdigung seiner herzhaften, kraftspendenden Güte. Aber daß ein zweites oder drittes Glas seine Stimmung stark beeinflußt oder erhöht hätte, ist mir nicht erinnerlich. Der Wein stieg ihm nicht leicht zu Kopfe und inspirierte seine Dichtkunst niemals. Er sprach sich, als er jung war, einst begeistert aus über Uhlands Trinklied:

> Wir sind nicht mehr am ersten Glas,
> Drum denken wir gern an dies und das,
> Was rauschet und was brauset.

Es mag seiner Trinkbegeisterung damals am besten entsprochen haben. Doch war es — davon bin ich überzeugt — mehr die stimmungsvolle Steigerung der anstürmenden Strophen, es war der poetische Genuß an dem Liede, nicht die Erinnerung an eigene Weinseligkeit, die ihn zur Bewunderung hinriß.

Jahre später, auf einem Gange durch die Waldungen des Zürichbergs mit ihren unvermutet sich öffnenden, reizenden Niederblicken auf den See und sein liebliches Ufergelände, kam er aus einem stillen Gedankengange heraus plötzlich auf Gottfried Keller zu sprechen. Mit unverhohlener Bewunderung rezitierte er, von dem damals noch keine Zeile gedruckt erschienen war, vier Strophen aus einem Trinkliede Meister Gottfrieds, die in zornroten Rosen flammten.

„Welche Wucht! Welche Prachtstimmung!“ rief er aus. „Es schwimmt ihm rot vor den Augen! Man spürt, jetzt wird er gleich dreinschlagen!“

Er war von der Unmittelbarkeit und Kraft des poetischen Ausdrucks im Kellerschen Liede ganz hingenommen. Körperlich dabei gewesen wäre er jedoch nicht gern. An der Grenze, wo bei Meister Gottfried, der einen „zornigen Wein“ trank, nach längerem Grollen und Schweigen die ersten grimmigen Feuerscheine aufschlugen, hätte sich C. F. Meyer müde zurückgezogen. Er wäre eingedämmert, wie er selbst das „Ende“ eines platonischen Festes beschreibt: „Als die Häupter auf die Polster sanken —“. Oder es wäre in plötzlicher Ernüchterung mit einem Gefühle der Selbstverachtung „das ganze Elend der Menschheit über ihn gekommen“. Er scheute diese Grenzen.

Conrad Ferdinand war sich von jeher der Verschiedenheit der beiden Temperamente und Stoffgebiete so tief bewußt, daß er nie beim Lesen der Kellerschen Meisterwerke dachte oder sich sagte: „Hätte doch ich das gemacht!“ Noch weniger fiel ihm auch nur von ferne ein, er könne sich dem um etliche Jahre älteren Meister Gottfried persönlich nähern. Vor allem: er hätte damals, als einer, der noch nichts geleistet hat, keinen berechtigten Anknüpfungspunkt gekannt. So stand er denn zu Gottfried Keller völlig neidlos. Er las alles, was von ihm erschien, mit begierigem Interesse. Er schätzte an ihm besonders ein gewisses ingründiges Schwergewicht, in dem Meyer gern eine spezifisch schweizerische Eigenschaft erkannte. Sicherlich war sie mindestens diesen beiden Zürchern eigen und gemeinsam, so gut als der ehrliche Widerwille und Widerstand allem Seichten und Gefälschten, aller Phrase gegenüber. Gemeinsam war beiden nicht weniger die gewissenhafte, stark individuelle,

rein künstlerische Formung und Bearbeitung ihrer Stoffe. Mein Bruder hat später, als sie auf bekanntem Fuße standen, immer gerne mit Meister Gottfried verkehrt, weil er sich auf ästhetischem Boden trefflich mit ihm verstand.

Wäre Keller nur nicht in seinen Stimmungen so sehr unberechenbar gewesen! Zumal in seinen späteren Jahren wurde er es, also gerade damals, da Meyer, nun selbst zu einer kennenswerten Persönlichkeit gefestet, sich gern zu dem von ihm so hochgeschätzten Landsmanne in der richtigen Art, gleich zu gleich, auch persönlich gestellt hätte. Gottfried Keller, den mein Bruder, meist in Freundesangelegenheiten, zuweilen in seiner Wohnung aufsuchte oder wohl auch zufällig in den Lesesälen der zürcherischen Museumsgesellschaft traf, machte selbst keine Besuche. Zur guten Stunde war er interessant und wohlwollend, wenn man ihn ruhig gewähren ließ und mit bewundernden Anreden oder Ansprüchen ihm nicht zu nahe rückte. Ich erinnere mich, mit meinem Bruder ihm auf dem Verdeck des Dampfers auf dem Zürchersee begegnet zu sein. Da saßen sie, wie alte Freunde, unter dem von der Sommerluft bewegten Leinwandzelte an das Geländer des Bootes gelehnt beisammen und sprachen lebhaft, Gottfried Keller mit einem gewissen ruhigen, dunkelbärtigen Ernst, der ihm wohl zu Gesichte stand. Auch in Mariafeld bei seinem alten Freunde, Dr. Francois Wille, erschien er einmal, als der Begleiter einer anmutigen, jungen Künstlerin, die ihm von ihrem in Venedig durch die Pflichten des Arztes festgehaltenen Manne, als seinem alten Bekannten, bei ihrer Durchreise und bei ihrem kurzen Aufenthalt in Zürich warm empfohlen worden war.

An jenem Nachmittage erfüllte Gottfried Keller seine Gesellschaftspflicht mit einer ernsthaften und natürlichen Liebenswürdigkeit, die niemand ahnen ließ, daß ihm die Aufgabe vielleicht weniger angenehm war, als es den Anschein hatte. Er verpflichtete uns damit alle zu Dank, den wir uns aber wohl hüteten ihm auszusprechen. Wir hatten alle zu viel schon von seinen plötzlichen Stimmungswechseln erzählen gehört!

Auf der Sicherheit gegenseitigen Treumeinens aber, wie sie der Jugendfreundschaft unter Männern eigen ist, die jeden Puff überdauert und verträgt, gründete sich das Verhältnis Conrad Ferdinands zu Gottfried Keller nicht. Der Altersunterschied zwischen beiden war freilich kein bedeutender. Aber Gottfried Keller war schon lange der große Schweizerdichter gewesen, als unversehens Conrad Ferdinand Meyer aus dem Dunkel neben ihn trat. Er hielt vielleicht meines Bruders Dichterlos für leichter und heller als das eigene. Ach, er kannte eben des anderen Natur und Schicksale mit ihren Schattenseiten keineswegs!

Meyers feines Gefühl für die fremde Individualität ließ ihn derartiges ahnen. Er spürte, wie Keller dagegen ankämpfte, aber des inneren Murrens nicht immer Herr wurde. Zartsinnig und billig, wie er es war, sagte er sich auch, dieser stille Groll entbehre nicht jeglicher Berechtigung. So übte er gegen Meister Gottfried jene rücksichtsvolle, freundschaftliche Vorsicht, die ihm selbst im Laufe des klippenreichen Lebens zur anderen Natur geworden war.

Ob Gottfried Keller lieber mit mehr Derbheit angefaßt worden wäre? Wer kann es sagen! Sie konnten, scheint mir, beide nicht anders und ließen sich die Dinge so, wie sie lagen, gefallen.

II.

Wenn ich von den Beziehungen rede, in die Conrad Ferdinand Meyer auf seinem Wanderwege durch das Leben in angenehmer Weise geriet, so darf ich seines wechselnden Reiseumgangs nicht vergessen. Zumeist flüchtig vorübergehende Begegnungen, denen er aber nicht geringe Freude und Anregung, auch ein gutes Teil seiner Menschenkenntnis verdankte. Solch ein Zusammentreffen, das ihm der reine Zufall gewährte, behagte ihm; nach Namen und Herkunft der Reisegefährten zu fragen lag ihm ferne. „Visitenkarten" führte er damals nicht mit sich, dachte also nie daran, solche auszutauschen. Bei längerem Zusammensein, wenn man vielleicht tagelang gemeinsam in einsamer Herberge eingeschneit oder eingeregnet war oder wochenlang nebeneinander zu Tische saß, ergaben sich nach und nach die Personalien von selbst. Bei solcher oder ähnlicher Gelegenheit aber irgend einer berühmten Persönlichkeit sich vorstellen zu lassen, dazu bezeugte mein Bruder niemals Lust. Weniger aus Schüchternheit oder verborgenem Stolz als aus Scheu vor Enttäuschung. Er fürchtete alles Gezwungene.

Der Dichter verstand es, des Wanderns froh zu werden. Da er in keiner Art peinlich, schwierig oder anspruchsvoll war, kam er, wo schwerfälligere Gemüter stecken blieben, mit gutem Glück und heiterem Genügen durch. Daß ihn je eine Wirtsrechnung verstimmt oder Regenwetter, das länger andauerte, als ihm lieb war, ihn unglücklich gemacht hätte, habe ich nicht erlebt. Wohl aber konnte ihn unmutiges Nörgeln und Berechnen der Mitreisenden stören und ungeduldig machen. Er ließ solchen Kleinkram lieber abseits liegen. So warf er in der jugendlichen Genußfähigkeit seines lebhaften Geistes, der sich dessen freute, was die Stunde bot, kleine Mühen oder Enttäuschungen weit hinter sich zurück.

„Ihr reist recht wie die Studenten ..." bemerkten zuweilen vorsichtigere Leute. Aber wir fuhren dabei nicht übel — im Gegenteil. Die sich leicht bescheidende, unpedantische Art des Dichters, auf der Reise Leuten und Verhältnissen zu begegnen, machte ihn den Menschen angenehm und trug ihn mit beflügelten Schritten über Steine des Anstoßes hinweg. So gestalteten sich seine ohne festes Programm unternommenen Sommerreisen nur um so abwechselungsreicher und genußvoller. Er hielt sich nomadenhaft auf seinen poetischen Weideplätzen so lange auf, als sie ihm den Ertrag boten, dessen er gerade bedurfte. Die ernste Mühe, das Sichten und Ausgestalten, das „Ringen mit einem Stoffe" begann erst wieder, wenn er zu Hause war.

Nachdem Conrad Ferdinand Meyer wegen des für sein Bedürfnis nach Stille zu lebhaften Fremdenverkehrs seine Sommerstation im Oberengadin aufgegeben hatte, verlebte er zweimal die heißen Monate auf der bewaldeten Höhe von St. Wolfgang in Davos. Dann in einer heißen Sommerwoche — es war anfangs der siebziger Jahre — sehnte er sich nach Schneenähe und reinster

Höhenluft. Erst lockte ihn die Pilatusspitze, deren eigentümlicher, fast traumhaft schöner Niederblick auf die Buchten und Vorgebirge des Vierwaldstättersees und regenbogenartige Nebelspiegelungen ihn bezauberten. Doch wohnen zu bleiben unter dem Schleierhute des Pilatus, konnte dem Dichter auf die Länge nicht zusagen. So zog er denn durch das Urnerland der tosenden Reuß entlang auf die Paßhöhe des St. Gotthard, wo, nicht lange vorher, Lombardi, der treffliche Hausvater des Hospiz, ein kleines Berghaus für Touristen erbaut hatte, das er Hôtel „della Prosa“ nannte. Dort brachten wir zwei Wochen zwischen Felsen in einer Wolkeneinsamkeit zu, die sogar meinen nach Bergstille verlangenden Bruder mit leisen Schauern allzu strenger, feierlicher Abgeschiedenheit umwehte. Recht mitten auf der Wetterscheide, wo die Wolken gebraut werden, die Regen und Gewitter nach Norden und Süden über das sommerwarme Tiefland führen, hatten wir unseren Sitz aufgeschlagen.

Und es zog sich in jenen Sommerwochen dort manches schwere Unwetter zusammen. Entweder umhüllte uns undurchdringlich nasser Nebel, oder Sturmwinde umbrausten das einsame Haus. Dazwischen brannte wieder durch wechselnde Wolken der scharfe Sonnenstrahl auf die Plätze, wo wir im kargen Schatten zerstreuter Felsblöcke auf dem mit den blaurötlichen Sternen einer kurzstieligen Primel übersäten Moose uns lagerten. In den Lüften ein unaufhörliches Schaffen und Wehen, zwischen den Ufern des kleinen Lucendrosees unstet in der Sonne leuchtende, krachende Eisflächen, grün schimmernde Tafeln, schmelzende Bruchstücke, die sich lösten, in der heftigen Strömung schwankten, untertauchten und fortgerissen wurden.

Zum erstenmal begann hier der Dichter, aus dem Schneehauch und dem Gestein des Hochgebirges sich wegzusehnen nach dem Grün der Alpweiden und dem Dufte der Arven und Bergtannen. So setzte er sich denn, schnell entschlossen, in den Postwagen, fuhr hinunter ins grüne Urserental und von dort über den Paß der Oberalp an den Vorderrhein.

Es war am schönsten Sommermorgen, als uns auf der Bündnerseite die ersten Wohlgerüche der Tannen aus milderen Lüften entgegenwehten. Über einem kristallhellen Sturzbach neben der Straße schwebten große Büsche glühender Alpenrosen. Dann kam die erste Station, Chiamutt, wo die Postpferde gewechselt wurden. Es war ein neues Berghäuschen und alles darin noch ungebraucht, rein und blank, durchzogen vom Geruche des Tannenholzes, aus dem es gefügt war. Alles hell in der Sonne, frisch im Hauche der Berge!

„Hier wäre gut wohnen!“ sagte Conrad Ferdinand. „Übers Jahr könnten wir da den Sommer zubringen.“

Und so geschah es auch. Die beiden letzten Male, da wir zusammen zu Berge stiegen, haben wir die heißen Monate in der Abgeschiedenheit von Chiamutt verlebt.

Jedoch liebte mein Bruder, den langsamen Aufstieg aus der schwülen Tiefe in die Höhenluft mit tagelangem oder unter Umständen wochenlangem Aufenthalt auf Zwischenstufen zu machen. Zumal das reizvolle Vorderrheintal hegte für ihn manche Lieblingsplätze, an denen er, wenigstens zu Beginn einer Erholungsreise, nicht vorüberfuhr.

Da war vor allen anderen in Flims ein altes Posthaus, in dem er sich wohl fühlte. Treppen und Flur dufteten dort von dem frischen Bergheu, das in der angebauten Scheune aufgeschichtet war. Wir wurden damals noch patriarchalisch von den Wirtsleuten selbst mit freundlichem Anstand echt bündnerisch bedient und konnten, da Ferienreisende selten im Orte selbst Quartier nahmen, weil sie den damals sich eines jungen Rufes erfreuenden „Waldhäusern", einer Kuranstalt oberhalb Flims, den Vorzug gaben, eine trauliche, große, braun getäfelte Gaststube des Hauses als unser Wohnzimmer benutzen.

Hier saßen wir denn eines Abends beim Nachtessen, mein Bruder, ein noch jugendlich schlanker Vierziger, in seiner über einem feinen Hemde bis an den Hals zugeknöpften Reisejoppe, zwei eben angelangten lebhaften Franzosen gegenüber. Man unterhielt sich vortrefflich. Das Gespräch, bei der Weinkarte beginnend, sprang vom landesüblichen Veltliner auf Land und Leute über. Der Dichter, dem beide lieb geworden waren, pries das ernstere Bergvolk und seine Eigenart, im Vergleich mit dessen Nachbarn an der Südgrenze. Die Fremden, die nach der Weise französischer Touristen von den einen so wenig wußten wie von den andern, fragten, ob die Landessprache, die sie natürlich nicht verstanden, Deutsch oder Italienisch sei. — Sonderbar, das Gespräch blieb am Rheinufer und dessen rebenbekränzten Hügeln mit ihren köstlichen Weinsorten haften. Elsaß, Lothringen und Burgund wurden unter diesem Gesichtspunkte verhandelt. Wir begannen, die Fremden für Weinreisende zu halten. Mein Bruder bekannte seine sehr beschränkte Kenntnis des gerühmten Geländes und Gewächses.

„Sie haben aber doch, das ist sicher, die Gegenden uns weggenommen, wo dieser mildeste, angenehmste Tischwein wächst!" rief Conrads vis-à-vis voller Wehmut und Vorwurf.

„Ich? Wieso ich?"

„O, Sie werden sehen, es ist ein herrliches Gewächs, das Sie von uns erbeutet haben! ... Sie sind doch ein preußischer Offizier?"

Das kam dem Dichter unerwartet. Fast so absonderlich erschien ihm diese Frage wie einst, vor Ostern 1858, als wir in der Postkutsche von Civita Vecchia nach der ewigen Roma fuhren, die Frage eines alten geistlichen Würdenträgers aus Belgien. Er war kurz zuvor in Anerkennung der Verdienste, die er durch die Gründung eines Ordens zur Pflege der Gefangenen sich erworben, zum Kammerherrn des heiligen Vaters ernannt worden und zog nun nach langen, langen Jahren zum erstenmal wieder gen Rom, um die neue Würde bei den bevorstehenden Festen zu bekleiden und Pius dem Neunten, den er noch nicht persönlich kannte, in derselben sich vorzustellen.

Kaum hatte er, nach Überwindung der damals unter der Reisewelt berüchtigten Zollschwierigkeiten von Civita Vecchia uns, die noch nicht ganz die Trauer um unsere geliebte Mutter abgelegt hatten, gegenüber im wackligen, engen Wagen Platz genommen, so fragte er mich, ob ich meine Gelübde bei den Damen du sacré cœur abgelegt habe, und begrüßte meinen braun gelockten, zweiunddreißigjährigen Bruder, der neben mir saß, als katholischen Geistlichen.

Wir stellten uns ihm eilig als protestantische Christen vor.

„Warum gehen Sie denn aber nach Rom, wenn Sie keine Katholiken sind?“ fragte er ganz betrübt.

Er verstand meinen Bruder und dessen Beweggründe zu dieser Reise nicht und bedauerte tief, „so tugendhafte Personen ihren heidnischen Irrtümern“ nicht entreißen zu können. Dabei blieb er aber ein guter und interessanter Reisegefährte.

Wie diesem ehrwürdigen, im Dienste seiner Kirche ergrauten Haupte auf der Straße nach Rom jedes dunkle Gewand als ein geistliches Ordenskleid erschien, so erblickten nach dem deutsch-französischen Kriege reisende Touristen aus Frankreich in dem ihnen ungewohnten Gefühle, diesmal die Besiegten zu sein, allüberall preußische Offiziere, sogar in den Schweizerbergen.

Auf dieser Reise nach den Quellen des Rheins begegneten uns keine, während nach dem Kriege von 1866 meinen Bruder sein gutes Reisegeschick im Oberengadin mit sehr liebenswürdigen Vertretern des preußischen Militäradels auf längere Frist an der einfachen Tafel eines Berghauses vereinigte.

Nein, der Dritte, der nach uns ins Kabriolett der Bergpost einstieg, als wir rheinaufwärts nach Disentis fuhren, war kein Soldat. Wer war er? Mein Bruder kümmerte sich nach seiner Gewohnheit nicht darum, interessierte sich aber nach wenigen Minuten um so mehr für das, was ihm der Reisende, ein um einige Jahre älterer, gewandter und feiner Mann, mitteilsam erzählte.

Er kam aus dem Bade Tarasp, wo er mit einigen der bedeutendsten deutschen Diplomaten zusammengetroffen war, mit den Männern, deren Hand die weltbewegenden Fäden ins Gewebe der Zeitgeschichte wirkt. Es hörte sich an, als ob auch seine gewandten Finger ein Weberschifflein durch den „Zettel“ zu schießen imstande wären. Doch nein. Er war kein Diplomat. Dazu erschien er von den Dingen zu stark bewegt. Er sprach zu viel davon. Diplomaten sind schweigsamer. Meinem Bruder sagte er verheißungsvoll, er zähle darauf, am Abend in Disentis noch einmal mit dem Abgeordneten Eduard Lasker, der auch in Tarasp gewesen sei, zusammenzutreffen.

Bei sinkendem Tage gelangten wir zum Posthause in Disentis, das zugleich der Gasthof war, und kurz darauf rief ein Glockenzeichen zur Abendtafel. Mit bedeutungsvollem Blicke wies unser Reisegefährte, als mein Bruder, in den Speisesaal tretend, an ihm vorübergehen wollte, nach der Mitte des langen Tisches und flüsterte: „Er ist da! Darf ich Sie vorstellen?“

Ein leise verneinendes Kopfneigen des Dichters dankte ihm für sein Anerbieten.

Wir suchten, als die zuletzt und ohne Vorbestellung Angelangten, unsere Plätze am unteren Ende der Tafel. Da hatten wir denn im Profil die lebhaft redende deutsche Gruppe, deren unverkennbarer Mittelpunkt der berühmte Abgeordnete war, in angenehmer Hörweite vor uns. Eine Hängelampe beleuchtete den klugen Kopf des von Gestalt unansehnlichen, das Gespräch beherrschenden Mannes mit seinen bewegten, scharfgeschnittenen, durchgeistigten Zügen. Mit welcher Klarheit und Gewandtheit er sprach! — Wie logisch zusammenhängend und wie lebendig! Es unterbrach ihn niemand. Höchstens

ertönte von gegenüber eine eingeworfene, ihn zu einer weiteren Erörterung veranlassende Frage. Ich weiß nicht, welche ausgeführte oder noch zu unternehmende Gebirgstour den Ausgangspunkt gegeben hatte; jetzt entwickelte er die Bedingungen einer Gipfelbesteigung, die Kunst und Vorsicht, mit der eine Bergreise vorzubereiten und auszuführen ist, wenn sie erfolgreich sein soll. Er beschrieb Gegenden und Wege, Gipfel und Aussichten ... alles vortrefflich und unwiderleglich.

Was erhob sich denn nur in meiner schweizerischen Naturseele für ein leiser Widerspruch gegen diese mich doch außerordentlich interessierende Beredsamkeit? Erschien sie mir als ein unvermittelter Gegensatz zu den dunklen Berggewalten, in deren Revier wir uns hier schon befanden? „Der Mann hat den Hauch der heiligen Frühe auf den Höhen nie gespürt," widerstrebte ich innerlich, „er weiß nichts von der Morgendämmerung in der gen Himmel ragenden, schweigenden Gletschereinsamkeit, nichts von ihren reinen, tief blauen Schatten! Er kennt auch nicht die Kraft der Sonnenstrahlen auf dem Schneefelde, unter deren Gewalt allüberall ein geheimes Schmelzen und Rinnen und Singen entsteht und die Bergwasser unwiderstehlich zu Tale stürzen."

Das zuhörende Gegenüber machte die Bemerkung: „Da ist es wohl am vorteilhaftesten, den Aufstieg morgens um 6 Uhr zu beginnen?"

„Nicht bei allen Besteigungen scheint diese allgemeine Regel zu gelten," fuhr der überall orientierte Parlamentarier fort. „Ich ließ mir heute von einem Bergführer erklären, daß sich bei Gletschertouren andere Verhältnisse ergeben." Und nun erklärte er ebenso eingehend und überzeugend wie zuvor seine eigene Wahrnehmung, was er früh am Tage von einem bündnerischen Bergführer gehört hatte. Es war unmöglich, dieser klaren und beredten Auseinandersetzung nicht zuzuhören; ebenso unmöglich war es, daß irgend ein anderer eigener, widersprechender Gedanke hätte aufkommen können. Die Dinge lagen so, wie er sagte. Man fühlte, der Gegenstand war erschöpft.

So zogen wir uns denn auch lautlos und etwas reisemüde zurück. Ein einziger Gedanke regte sich noch in mir: „Welch einen Eindruck macht wohl dieser von der Gunst des Tages uns unverhofft gezeigte berühmte Redner des deutschen Reichstags auf meinen Bruder? — Fühlt er, dessen impulsive, aus der Tiefe sich mühsam emporarbeitende Ausdruckskraft geradezu im Gegensatze steht zu dieser außerordentlichen Gewandtheit des schnellen logischen Denkens und Sprechens, nicht durch ein solches Rednertalent sich gedrückt wie durch eine entmutigende Überlegenheit?" Ich habe es nie erfahren. Eine flüchtige Frage, die ich wagte, als wir, unsere Zimmer aufsuchend, die Treppe hinanstiegen, blieb überhört und unbeantwortet. Er schwieg.

Es lag damals ein erstes Manuskript seines „Jürg Jenatsch", das er vorher unter hartem Ringen mit dem ihn fesselnden und spröden Stoffe ausgearbeitet hatte, in seinem Reisekoffer. Es sollte in Chiamutt, so hatte er sich's vorgenommen, noch einmal umgeschmolzen werden. In solcher Zeit erschien er, von der Schwere der Arbeit absorbiert, schweigsam, sobald er nicht unter Fremden war. Er vertiefte sich ganz in seine Dichtung, beschäftigte seine Gedanken kaum ernstlich mit etwas anderem und machte sich von fremdartigen oder störenden Eindrücken los.

So kam es, daß unter uns auch später jenes Abends in Disentis niemals Erwähnung geschah. Es zog den Dichter rheinaufwärts in die Höhenluft. Am folgenden Morgen besuchte er einen nahen Aussichtspunkt, die Kapelle auf dem Hügel, die ihm von früher her lieb war. Dort schweifte sein Blick in das nach dem Lukmanier führende Seitental und folgte den Windungen der damals neu angelegten Poststraße nach diesem Bergpasse. Schon in Flims hatte uns unser Wirt etwas wehmütig erzählt, die Bündner seien mit dem tunnelreichen Bau der Straße bis zu ihrer Kantonsgrenze auf den festgesetzten Termin fertig geworden; auf der Südseite dagegen seien die Tessiner im Rückstande geblieben und bis heute ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen.

Die Windungen eines Bergwegs haben etwas Verlockendes. Wir kreuzten das Tal, um die malerischen Partien der neuen Straße auf einem Vormittagsgange mindestens in ihren ersten Tunnelbauten und Brücken kennen zu lernen. Auf die Mittagstunde hatten wir einen Einspänner, der uns nach Sedrun führen sollte, bestellt. Der Tag war gewitterschwül. Greller Sonnenschein leuchtete gelb auf der einsamen Lukmanierstraße vor uns, die wir nun hinangingen. Da kam vom Tale her ein kleiner Wagen an uns vorüber. Zwei breite graue Bärte unter schwarzen Filzhüten saßen Schulter an Schulter darin und fuhren nun mit einem raschen Bergrößlein vor uns her. Wir verloren sie bei der nächsten Straßenwendung aus dem Gesicht.

Nicht lange nachher fiel uns ein mitten auf dem Wege sich von der blendenden Safranfarbe der Straße abhebender schwarzer kurzer Strich in die Augen. Was konnte dort auf der öden Strecke geradlinig quer im Staube liegen? Wir kamen dem Dinge näher und erkannten darin bald einen großen, alt-vornehmen Regenschirm von schwarzer Seide. Wer hatte ihn hier verloren? Niemand anders natürlich als die beiden alten Herren, denen er wohl bei einem plötzlichen Rucke der Räder aus dem zurückgeschlagenen Lederdeck ihrer kleinen Kalesche geglitten war.

Woher aber kamen sie? Wohin fuhren sie? Wir konnten den redlichen Schirm unmöglich hier auf der Straße seinem höchst ungewissen Schicksale überlassen und hoben ihn auf. Noch gingen wir durch zwei weitere Tunnels und dann wieder zurück, ohne außer einem alten, holztragenden Weiblein einer lebendigen Menschenseele zu begegnen.

Auf der Post in Disentis wollte mein Bruder unseren Fund abgeben und sich zugleich, bevor wir abführen, danach erkundigen, ob in Sedrun das Gasthaus dafür eingerichtet sei, Reisende, die dort gerne mehrtägigen Aufenthalt nähmen, bequem zu beherbergen. „Warum nicht?" lautete die Antwort. „Wenn Sie bleiben wollen in der wilden, einsamen Gegend, so wird Sie der alte Wirt — er ist ein braver Mann und heißt Lukas Caveng — wohl nicht ungern behalten. Eigentliche Kurgäste wohnen dort selten. Jetzt gerade ist einer droben, wenn er nicht wieder abgereist ist, ein stiller, älterer Herr, der nicht viel reden mag." — „Ja," ließ sich eine andere Stimme aus dem Hintergrunde des Postlokals vernehmen, „er ist noch dort. Heute vormittag ist der Wirt auf seinem Wägelchen hier vorüber mit ihm nach dem Lukmanier hineingefahren." — Das waren offenbar die beiden Graubärte, die an uns vorübergekommen waren.

„Gut!“ sagte mein Bruder, „wir haben auf der Straße seinen Schirm gefunden. Den nehmen wir gleich mit.“

So stiegen wir flugs in das bestellte leichte Fuhrwerk und waren guten Muts, daß des Himmels schwere Wolken sich noch nicht in Regenschauern niederließen, sondern uns den freien Ausblick auf das schöne, sich hier stellenweise zur Bergschlucht verengernde Tal gewährten. Mit dem gefundenen Schirm, dem Pfande freundlichen Empfanges, in der Hand kamen wir in Sedrun an.

Er gehörte einem vortrefflichen, liebenswürdigen Manne, mit dem mein Bruder eine Reihe wenig vom Sonnenschein begünstigter Tage unter dem Dache des würdigen Lucas Caveng aufs angenehmste verbrachte. Dunkel, hochgewachsen, breitschultrig und aufrecht, erschien der Fremde einem festen Bündner nicht unähnlich, war aber dabei sehr schonungsbedürftig. Ein Brustleiden ließ ihn nur mit leiser, bedeckter Stimme reden und zwang ihn, eine geschützte Lage in reiner Luft aufzusuchen. Er war Buchhändler und hieß Bädeker, wie der gleichfalls in Essen an der Ruhr geborene und mit ihm verwandte Herausgeber der berühmten „Reisebücher“. Ihm war das liebste Buch seines Verlags, mit dessen Korrektur und Vervollständigung er sich auch in Sedrun in stillem Genuß emsig beschäftigte, der „Pharus am Meere des Lebens“, eine Anthologie, die zu jener Zeit in Deutschland überaus beliebt und verbreitet war. Mit liebevoller Sorgfalt bereitete damals der Verleger eine Prachtausgabe dieser Sammlung vor. Er sichtete und mehrte seine Auswahl von Sinnsprüchen und Dichterworten. Er reihte sie ein in die Rahmen der verschiedenen Gebiete und Stufen des Menschenlebens, die er alphabetisch geordnet hatte, und ließ sie durch Professor A. Schmitz mit einer Fülle allegorischer Zeichnungen schmücken.

Traten wir, unter nassen Regenmänteln heimkommend, zur Essenszeit in die große gewärmte Täfelstube, so saß er dort am Schreibtisch und blickte mit dunkeln Augen, in denen ein freundliches Feuer leuchtete, von seiner geliebten Arbeit auf.

Nach seiner Abreise begann das Wetter, wie es bei uns im Spätsommer nach einer Reihe von Gewittern meist geschieht, allmählich sich aufzuklären.

Da ließ sich der Dichter nicht mehr halten. Er wollte hinauf nach der lichten Höhe, nach der Rheinquelle, nach dem Berghaushalt im Blockhäuschen zu Chiamutt.

In Sedrun hatte er zu seiner Befriedigung erfahren, Vater Lucas, bei dem wir wohnten, sei der Erbauer und Eigentümer jener verlockenden „hohen Station“. Er selbst, der im Tale wohlangesehene Hauswirt, zog mit seiner Familie nie hinauf. — Er habe, sagte er uns, einen vertrauten Mann droben, der die Wirtschaft verwalte und alles wohl ausrichte und behüte.

In der Tat, einen so bescheidenen und treuen, geschickten und viel erfahrenen Wirtschafter wie Modest Decurtins auf Chiamutt haben wir weder vorher noch nachher auf den Bergen getroffen. An alles Nötige und Angenehme dachte er. Überall war er an seinem Platze. Mit demselben leichten Anstande präsentierte er hohen, mit Extrapost über die Oberalp fahrenden Damen am

Wagenschlage in weißen Handschuhen mit gesenktem Haupte Biskuits und Limonade, wie er, wenn die sich kreuzenden Postgespanne in der Höhe und in der Tiefe verschwunden waren, diesmal ohne Handschuhe, rasch einen Besen zum Vorschein brachte und sicheren Blickes mit einigen gewandten und leisen Schwüngen den Platz vor seinem schmucken Häuschen reinkehrte. — Als Koch war er vorzüglich und unsichtbar. Nur selten erblickten wir unter der Küchentür im Hintergrunde des kleinen Hausflurs ein zum Abwaschdienste angestelltes Aschenbrödel aus dem armen Dorfe unterhalb der Bergterrasse.

Decurtins war ein unabhängiger Bürger von Truns, wo er die lange Winterzeit im gemütlichen Verkehr mit den Heimatgenossen verlebte, auch nicht ungern, wie er erzählte, der Jagd oblag. Seine Weltkenntnis und mannigfache Geschicklichkeit hatte er sich in Rom erworben. Als ein guter und unbescholtener Katholik hatte er früher einige Jahre lang unter den Schweizern der päpstlichen Leibgarde gedient. Dann, als der Eisenhelm, der zur Gala bei festlichen Paraden gehörte, in südlicher Hitze seiner Schmächtigkeit zu drückend wurde, erhielt er die bevorzugte Stellung des Hausmeisters und Kochs in einem römischen Seminar der hohen Geistlichkeit. Er mußte viel gesehen und erfahren haben, war aber, wie es sich für einen Weltmann schickt, taktvoll und schweigsam und hielt mäßig von sich selbst. Ein Hehl daraus, daß er Legitimist, daß er ein getreuer Sohn seiner Kirche und des heiligen Vaters sei, hat er nie gemacht. So wenig als sein Herr, der graubärtige Lucas Caveng, der einen wetterfesten katholischen Bündnerkopf auf den Schultern trug, wie uns kaum ein ebenso kluger und würdiger je begegnet ist.

Es war denn auch Modest Decurtins, der uns nach Tagen und Wochen, als milde herbstliche Klarheit über den Bergen lag, eines Morgens den Weg zeigte zur geheimnisvollen Quelle des Vorderrheins, zum felsenumschlossenen Tomasee in der Flanke des Badus.

Sonderbar, so lebendig in mir die Erinnerung an die letzten Schritte zu unserem Ziele ist: des morgendlichen Ganges aufwärts längs steiniger Berghalden und durch grüne Alpentäler weiß ich mich nicht zu entsinnen. Den Pfad, den wir damals gingen, würde ich heute nicht mehr finden. Die einfachen Linien und lichten Farben der Gegend von Chiamutt bis hinauf zum blauen See auf der Oberalp und hinüber bis zum Niederblick ins Urserental waren uns zur lieben Gewohnheit, zum altbekannten Eindruck, zum unbewußten Hintergrunde unserer Gedanken geworden. Wie oft hat mein Bruder, auf dem kurzen Rasen am Ufer ausgestreckt, das sanfte Wellenspiel des Oberalpsees vor sich, die Himmelbläue mit den ziehenden Wolken über sich, träumend gerastet!

> Denn der Bergsee ist mein Liebchen,
> Zeigt mir bald ein himmelklares,
> Bald ein launenfinstres Antlitz . . .

Doch an jenem Morgen sahen wir ihn nicht in der Nähe. Wir schlugen uns seitwärts und stiegen höher. Heute ist mir nur der Eindruck geblieben, unser Weg sei ein kurzer gewesen. Mir ist noch erinnerlich, wie wir in ein

schmales, samtgrünes Alptal einschwenkten, in dem eine Sennhütte stand. Ein kristallheller Bach eilte uns, den Grasteppich durchschneidend, entgegen. Nun wandten wir uns rechts, erklommen auf schmalem Steige eine das Tälchen begrenzende Felsmauer und traten durch einen Riß zwischen ragenden Trümmern in ein von dunkeln, senkrechten Wänden umschlossenes Rund.

Ich klomm und klomm auf schroffen Stiegen,
Verwognen Pfaden, öd und wild,
Und sah den Born im Dunkel liegen
Wie einen erzgegoss'nen Schild.

Fernab von Herdgeläut und Matten
Lag er in eine Schlucht versenkt,
Bedeckt von schweren Riesenschatten,
Aus Eis und ew'gem Schnee getränkt.

Es war ein tiefes, tiefes Becken, in das wir, auf einem schmalen Vorsprunge stehend, hinunterschauten. Unten flutete stilles und doch wellenbewegtes, stahlschwarzes Gewässer. Ein einziger Punkt in der Tiefe glänzte wie ein lichtdurchschienener Smaragd. Rechts unten, wenig über dem Wasserspiegel, öffnete sich der Fels dem Sonnenschein. Dort lockte üppiges, helles Grün an einer unbetretenen, unerreichbaren Stelle. Hohes, feuchtes Riedgras in goldenem Tageslicht leuchtete aus der Spalte einer verborgenen Schlucht, durchronnen von einem Wässerlein, das sich sanft in die Seetiefe ergoß. Das ist der Anfang, die oberste Quelle des Vorderrheins.

Gerade gegenüber, jenseits des dunkeln Wasserspiegels, aber hatten sich die still-mächtigen Gewässer eine Ausgangsschwelle gegraben. Dort überwallten sie die tief eingezackte Scharte der Felsmauer in einer großen, klaren Woge und stürzten jenseits in ungebrochenem Falle auf die grüne Alpe nieder, um sie als tiefer, schneller Bach zu durcheilen.

Auf unserer Höhe hörten wir den Sturz des Wassers nicht — es störte kein Geräusch die Stille des abgeschlossenen Ortes.

Als wir sprachen, widerhallten unsere Worte seltsam.

„Es ist hier ein starkes Echo," sagte Decurtins und jauchzte wie die Hirtenbuben, wenn sie sich von den Alpweiden aus der Ferne anrufen. „Versuchen Sie's einmal!"

Conrad Ferdinand, der noch immer nachdenklich in die dunkle Rheinquelle blickte, rief mit voller Stimme: „Bismarck!"

Ein vielfacher Widerhall antwortete aus der Tiefe. Doch der Ton zersplitterte an den Wänden, er wiederholte sich immer ferner und undeutlicher, wie eine zweifelnde Frage.

„Pio nono!" scholl es nun aus Decurtins' Munde mit aller Macht, deren seine Stimme fähig war.

„Nono, nono?" klang die Antwort herauf in vielfach gebrochenen, immer leiser fragenden, spottenden Tönen, als verstünde der Geist der Bergtiefe diese menschlichen Namen nicht.

Nun stieß Decurtins mit raschem Fuße an ein Felstrum, das abgelöst am Rande des Abgrundes lag. Es schwankte und stürzte . . . Ein zorniger

Sturm entstand in der Tiefe. Es dröhnte wie Donner zwischen klingenden Erzmauern gewaltig und unterirdisch vom Seegrunde herauf, verworren und herrisch, weiter und weiter, wie Streit und fernes Schildgetöse der Nibelungen:

Ein Sturz, ein Schlag, und aus den Tiefen
Und aus den Wänden brach es los:
Heerwagen rollten, Stimmen riefen
Befehle durch ein Schlachtgetos.

III.

Nachdem ich versucht habe, die täglichen Eindrücke, die Umgebung und den Verkehr meines Bruders zu schildern, wie sie während des Zeitraumes auf seine dichterische Persönlichkeit einwirken mochten, den ich seine Wanderjahre nennen könnte, stehe ich vor der Frage: Welchen Eindruck aber hat er selbst während dieser Periode und in späteren Jahren auf seine Freunde und Bekannten, auf die Leser und Bewunderer seiner Gedichte als Mensch gemacht? Wie lebt er in ihrer Erinnerung?

Da ist es denn eigentümlich, wie das Bild des Mannes, dessen Empfindung für die charakteristischen Züge der mit ihm Verkehrenden eine so scharfe war, daß sie sich zu Zeiten für ihn zum seelischen Leiden steigern konnte, seinerseits sich nicht mit den einschneidenden Linien eines Charakterkopfes, der er doch war, der Erinnerung der Zeitgenossen eingeprägt hat.

Die ihm menschlich zunächst Stehenden freilich kannten ihn. Für sie war er die Seele ohne Falsch. Sie zählten in allen Fällen auf die ihm innewohnende ruhige Güte. In der Öffentlichkeit dagegen, in die er persönlich heraustrat, ist seine geistige Physiognomie in ihrer originalen Begabung, sind seine unveränderlichen Charakterzüge von wenigen erkannt und von manchen unglaublich verschieden und widerspruchsvoll beurteilt worden.

„Das ist unter uns Menschen nicht anders," erwidert man mir. „Wer sieht dem anderen, wer sieht sich selber auf den Grund der Seele? — Wir kennen uns, die einen die anderen, nur durch die unendlich vielen, unendlich unter sich verschiedenen gegenseitigen Abspiegelungen unseres Wesens. Wo findet sich die Natur, wo findet sich das Menschenleben vollkommen treu wiedergegeben? Wo ist die feste Norm? Wo das unumstößliche künstlerische Gesetz und Urteil? Was ist Wahrheit — auf dem Gebiete des Schauens und Schilderns?" Auch Conrad Ferdinand Meyer selbst hat diese Fragen wieder und wieder erwogen.

Ich glaube, er fand die Lösung in seiner großen, reinen Liebe zur Kunst und in immer strengerer, gewissenhafter Vertiefung in seine dichterische Aufgabe. Er sagte sich: Der Mensch wird offenbar in seiner Tat. Der Dichter, der Künstler offenbart sich in seiner Dichtung, in seinem Kunstwerk. Ganz und vollkommen sollte auf allen Gebieten, auf dem ästhetischen wie auf dem ethischen, die Persönlichkeit durch die Tat nach außen sich darstellen. Dann würde sie leuchten. Sie müßte dann allen einleuchten.

Die Laufbahn des Dichters und des Künstlers ist ein wenig begangener Weg. Er muß auf „eigene Hand" und unabhängig seine besondere Straße

ziehen. Und er wird durch diese Unabhängigkeit, ob er wolle oder nicht, unter den Zeitgenossen ein einsamer Mann. In C. F. Meyers Geiste war dies Bedürfnis innerster Unabhängigkeit mit der höchsten Achtung für die der anderen vereinigt. So kam es, daß sich in seinen späteren Jahren um ihn eine Zone angenehmen und vielseitigen, aber niemals aufgeregten Verkehrs bildete, in der man die Dinge dieser Welt mit Interesse, aber, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, in „läßlicher Weise" besprach.

Die tiefliegenden Quellen seines Lebens blieben zugedeckt. Nur im Heiligtum seiner Poesie und nur schwer und schmerzlich drängte sich diese heiße Flut ans Tageslicht hervor. Wer des Dichters innerstes Wesen kennen will, findet es allein in seinen Werken.

Im Alter vollzog sich immer deutlicher diese Scheidung zwischen dem liebenswürdigen, humorvollen, überall maßhaltenden Menschen und dem in der Tiefe nach Ausdruck ringenden elementaren Dichtergeiste. Ich glaube sogar, mein Bruder hielt sich gerne in den von selbst und unbemerkt durch die veränderten Verhältnisse entstandenen Schranken des Alltagslebens. Es lag irgendwo in seiner früher höchst beweglichen Natur ein verträumter, ruhsamer Zug. Nach den inneren Kämpfen seiner Jugend war es ihm, als das Alter nahte, nicht unangenehm, in harmlosem Verkehr auf der Sonnenseite des Lebens zu rasten.

Überdenke ich die ungleichen Eindrücke, die manche Besucher von der Persönlichkeit des Dichters empfingen, so steigen unwillkürlich gewisse Abendstimmungen aus einer längst vergangenen Zeit in meiner Erinnerung auf.

Es war in Meilen am Zürichsee. Während der langen Sommertage schrieb mein Bruder am liebsten unter den großen, dunkeln Kastanienbäumen am Ufer. Sie beschatteten die beiden unteren ins Wasser hinausgebauten Ecken der massigen Gartenmauer. Rechts und links davon spiegelte die Flut und lagen auf sanft ansteigenden, kiesigen Landungsstellen die Kähne der Fischer, unserer Nachbarn, im Schutze der hohen Mauer geborgen.

Der eine dieser weitschattenden Bäume bildete meines Bruders Arbeitszelt, in dem „Jürg Jenatsch" und, zum großen Teil, „Der Heilige" auf einem von Bänken umgebenen breiten Tische niedergeschrieben worden sind. Auf der Gartenseite, wo zwei gerade Kieswege längs der niedrigen Umfassungsmauer zu dieser grünen Rotunde führten, neigten sich die Äste in sanftem Bogen bis auf die Erde, so daß wir sie beim Eintritte wie Vorhänge auseinanderschlugen. Weiter noch breitete sich das dichte, große Laubwerk über das Gemäuer nach der Seeseite aus. Dort berührten die gebogenen Äste mit ihrem herunterhangenden jungen Grün die spielenden Wellen. Kein Strahl durchbrach die kühle Baumkrone. Die Helle spiegelte herauf aus dem durchsonnten Gewässer und füllte unser gewölbtes Zelt mit grünen, lieblich bewegten Sonnenreflexen.

Unsere Lampe haben wir nie unter dies grüne Blätterdach gesetzt. Brach die Dämmerung ein, so dunkelte es schnell unter den Bäumen, und ein scharfer Windhauch strich über das Wasser. Dann gingen wir auf dem Kiesweg längs der Seemauer zwischen den beiden Kastanienbäumen hin und her, bis das

spätere Abendboot mit seinen Lichtern den Landungssteg in Meilen verließ und an uns vorüber seeaufwärts dampfte. Es lag ein verborgener Zauber in diesem raschen Vorgang, der sich niemals ganz gleichmäßig wiederholte. Die farbigen Lampen des Verdecks und die Fenster der hell erleuchteten Kabine warfen einen vollen Lichtschein auf die von den Rädern des Dampfers durchfurchte Seefläche. Helle, ungeteilte Strahlensäulen spiegelten sich zunächst im Wasser. Dann lösten sie sich, uferwärts gleitend, in Sterne auf und dann, rascher und rascher fahrend, in feurige, eilig geschriebene, geheimnisvolle Lettern.

„Wer die Schrift lesen könnte! Wer die Zeichen verstünde?“ sagten wir zu einander. Ein Moment nur — und sie erloschen. Wie wenn der Feuerstift einer Kindeshand entglitte, zeichneten sich die erblassenden Flammenbänder nur noch schwankend und maßlos in weit geschlungenen, fliegenden Zügen auf den heranwallenden breiten Wogen. Und jetzt erstarb der Schein auf der Welle, die sich an der Gartenmauer brach oder den flachen Kies unter den Fischerkähnen überschwemmte.

Jeden Abend sprühte die feurige Runenschrift, von Wind und Wellen beeinflußt, in etwas veränderten Lettern über das Wasser. Es war ein Augenblick. Das leuchtende Boot entschwand in die Ferne. Der Schein verblich. Es ward nun dunkel, und wir wandelten langsam durch den rebenüberwachsenen Bogengang den erleuchteten Fenstern des Hauses zu.

Heute nach vielen Jahren kommen mir diese feurigen, immer matter und undeutlicher werdenden Schriftzeichen oftmals zu Sinn, wenn mir bald von da, bald von dort in freundlicher Meinung kurze Erinnerungen an Conrad Ferdinand Meyer, Urteile über ihn, bisher ungedruckte Fragmente seiner unvollendeten Entwürfe oder Stellen aus Briefen, die er einst in warmer und heller Stimmung an Freunde geschrieben hat, vor die Augen gebracht werden. „Ja, er ist es!“ freue ich mich. Aber ist es der ganze Conrad Ferdinand? Nein. Kommt eine solche Erinnerung aus seiner unmittelbaren Nähe, sind es Worte aus seinem Munde, Zeilen seiner eigenen Hand, so leuchten sie mir entgegen wie das ungebrochene Licht eines bekannten Sterns in ruhiger Flut. Wiegt sich aber der Widerschein auf den breiten Wellen der neueren Literaturkunde, so blicke ich traurig auf die unzusammenhängenden, in Einzelheiten zerbrochenen, entstellten Züge, in denen ich mich nicht zurechtfinde und meinen Bruder, dessen inneres Lebensbild in meiner Erinnerung ein vollendetes, abgerundetes ist, nicht zu erkennen vermag.

Freilich werde auch ich ihn in diesen Erinnerungen nicht so zeigen können, wie er als Dichter in seiner Zeit steht, nicht in seinen Beziehungen zu seinen Vorbildern und Mitstrebenden. Es mangelt mir hier der vergleichende Maßstab. Was ich zu geben vermag, ist ein Bild in kleinem Rahmen. Nur mit seinem inneren Werden bin ich vertraut. Nur wie und warum er Dichter ward, kann ich zu erzählen versuchen.

Ich möchte dazu die Eigenschaften eines guten Malerspiegels haben. Oder besser: ich möchte einem jener tiefen Bergseen gleichen, deren unbewegte, klare Fläche nur die nächste Umgebung widerspiegelt, aber diese bis ins einzelne mit größter Treue und in ruhigem Lichte.

Conrad Ferdinand Meyer kannte einen solchen tiefen Spiegel, der unter den vielen von Ölbäumen und Lorbeeren umsäumten südlichen Gewässern und allen blauen Gletscherseen, an deren Ufern er sich gelagert, geträumt und gedichtet hat, während langer Zeit sein ausgesprochener Liebling blieb.

In seinen lyrischen Erstlingsgedichten grüßt er ihn, sein Kleinod:

. . . tief im Waldesgrün,
Auf welchem nie geflammt des Morgens Glühn
Und das des Abends Fackel nie berührt,
Zu dem mich's wie geheime Liebe führt.

Weit abseits lag das stille Wasser auf der unteren Stufe einer unregelmäßigen Felsterrasse des Hochgebirges. An der von einer sogenannten Cresta nach den Talseen des Oberengadins sich neigenden Schutthalde, die ein Sturz der Vorzeit mit massigen Felsstücken bedeckt hatte, stand eine Waldung, durch die damals kein Weg, nur ein kaum erkennbarer Fußsteig führte. Hohe Lärchenstämme und zerrissene Arven klammerten sich mit den knorrigen Wurzeln an die zerbrochenen Felsen oder wuchsen aus den feuchten Schrunden hervor. Aus den Spalten und Zwischenräumen der Trümmer, unter denen rinnende Wasser ihren Weg in die Tiefe suchten, quoll das saftige Grün einer im Oberengadin heimischen Alpenpflanze, die stellenweise die scharfen Brüche des Gesteins wie mit Samtpolstern bedeckte. Es waren wuchernde Blättersträuße, aus deren hellem Grün die zartesten Rosaglöckchen auf hohen, feinen Stielen hervorsahen.

Wo der Bergwald dichter wurde und die Stämme sich nahe zusammendrängten, wandte sich der Pfad plötzlich niederwärts. Dort lag in einer schattigen Einsenkung mitten im Walde der stille See, rings von hohen Tannen umstanden. Da die Vertiefung, in der er ruhte, auf der Nordseite eines dem übergletscherten Hochgebirge vorgelagerten Hügelgrates sich einschnitt, berührte kein Sonnenstrahl die kleine Wasserfläche. Nur die höchsten Gipfel der sie einschließenden Bergtannen wurden von der Nachmittagssonne erreicht.

Dunkel und tief war unser See und dennoch golden durchleuchtet vom Widerschein der Waldeinsamkeit. Wie wundersam klar spiegelte sich darin der Uferbord mit jedem Stein seines Felsrandes, mit jedem Blatte des Buschwerks! Darüber die Säulenreihe der Stämme, die lispelnden Baumkronen mit ihren besonnten Wipfeln! Weiterhin ein paar vor Jahren umgehauene, bemooste Tannen, die niemand weggeführt hatte. Wir ließen uns darauf nieder, um in die zaubervolle Tiefe zu schauen. Da blickten wir hinunter wie in eine grüngoldene Tempelhalle, das deutlichere, eindrucksvollere Abbild der anderen, die sich über unseren Häuptern wölbte.

Unten im tiefsten Grunde, wo die lichten Spitzen der Bäume sich in der Runde zusammenschlossen, öffnete sich dem Blicke eine weitere Tiefe in das Blau des Himmels, aus der ein Strom bläulichen Lichtes sich in die Säulenhalle ergoß und das Heiligtum des Waldsees erfüllte.

Doch nur bei sonniger und stiller Luft verweilten wir an dem wunderbaren Ort.

Fuhren Windstöße durch die Lärchenkronen, fielen Regentropfen in das Gewässer, so eilten wir, uns fester in die Reisemäntel wickelnd, daran vorüber.

Der Waldweiher lag dann traurig, wie mit einem dunkeln, krausen Schleiergewebe zugedeckt, in seinem Felsenbecken. Im Winde und Gestöber unter jagenden Regenwolken erschien er reizlos, glanzlos, wie ein gebrochenes Auge.

Ähnlich muß auch ich, wenn die ferne Vergangenheit des Dichters klar und ungetrübt vor mir aufsteigen und von mir gezeigt werden soll, um im Bilde zu bleiben, alle fremden Einflüsse und störenden Beschattungen abwehren.

Es verlangt mich danach, die Charakterbildung C. F. Meyers und die Art seines Lebens, die einfach vor meinem Geiste stehen, so einfach ich kann, aufzuzeichnen, um sie, soweit es mir möglich ist, vor späteren, wohlgemeinten, aber zu ferne gesuchten und daher unzutreffenden Erklärungen und Auslegungen zu bewahren.

IV.

Conrad Ferdinand Meyers Lebensdauer erstreckt sich über eine bewegte, von Entwicklungen und entscheidenden Ereignissen erfüllte Zeit. Seine Anfänge reichen bis zum ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts zurück. Seine zu Anfang desselben geborenen Eltern waren in der Begeisterung für die Befreiung vom napoleonischen Joch erzogen worden. Beide waren zarte, ideal gerichtete Naturen und gingen mit jugendlichen Hoffnungen den Aufgaben der neuen Zeit entgegen.

C. F. Meyers Vater war fest gewillt, seinem Schweizerlande, dessen Konstitutionen er kannte, und dessen Entwicklung im Sinne der Freiheit auf historischer Grundlage ihm am Herzen lag, im Staatsdienste seine ganze Kraft zu widmen. Die Bahn lag offen vor ihm. Unseres Vaters einzige verzehrende Leidenschaft sei seine Arbeitsliebe gewesen, hat uns die gute Mutter später zuweilen gesagt. Er war ein Mann von strengster Gewissenhaftigkeit und von größter Pflichttreue. Vielleicht rieb dieser Eifer seine Kräfte auf. Er wurde mit kaum vierzig Jahren von einem schnellen, anscheinend leichten Typhus hingerafft. Sicher ist, daß er auf der Höhe seiner Leistungen als ein ernster, aber an Hoffnungen reicher, hochgeschätzter Mann dahinging nach einem reinen Leben, das ihn bis ans Ende befriedigte und von keinem politischen Pessimismus getrübt war.

Es war im Mai des Jahres 1840. Dies Datum ist ein Markstein unserer Kindheit.

Die frische, sorgenlose Knabenzeit meines Bruders, in der er sich niemals um die Zukunft stark gekümmert, nie an seinen künftigen Beruf gedacht hat, findet dort ihre Grenze. Wir hatten es unter dem liebevollen Schutze unserer Eltern gar zu gut und lebten in unbewußtem täglichem Glück. Unser erschreckender Mangel an dem, was man heute „Zielbewußtsein" nennt, kam auch in der Schule, da wir lebhafte und nicht unbegabte Kinder waren, in der goldenen Zeit, da unser Vater noch lebte, nicht sehr in Betracht. Aber wenn es meinem Bruder erging wie später mir, so hat er wohl seine Schul-

aufgaben mit Ausnahme derer in vereinzelten Fächern, die ihn besonders interessierten, nur, soweit es gerade nötig war, ausgearbeitet. Durchaus nicht, um sein Wissen zu bereichern oder um seinen Ehrgeiz zu befriedigen! Es war zu Hause weit interessanter zuzuhören als in der dumpfen Stadtschule.

Unsere Mutter empfing viele Besuche. Es lag damals in der Luft, daß unter klugen, gebildeten Leuten vorwiegend und mit viel mehr Feuer und Parteinahme als in späterer Zeit von Politik gesprochen wurde. Für diese hatte mein Bruder als kleiner Bube schon ein aufmerksames Ohr. Die zürcherische Universität war anfangs der dreißiger Jahre gegründet worden. Dieses junge Institut, auf dessen Lehrstühle sich viele namhafte deutsche Kapazitäten hatten berufen lassen, brachte einen lebhaften, höchst liebenswürdigen und interessanten Verkehr in unser Haus. Der gesellige Umgang war in der damaligen Welt weit konzentrierter als in der heutigen. Man war sich und gab sich gegenseitig mehr. Man verkehrte in beschränkteren Kreisen und darum viel näher. Die Journalistik von heute, die jedes Wissensinteresse, bevor es gefühlt wird, befriedigt, existierte noch nicht. Es waren noch keine Eisenbahnen gebaut. Es kamen keine Telegramme. Man las sich Bücher vor, lieh sie sich gegenseitig und sprach sich eingehend bei Besuchen darüber aus. Die Distanzen waren groß, man erfuhr wenig von der Außenwelt, und bestrebte sich im kleinen, verständnisvollen Kreise interessant zu sein.

Unserer Mutter hatte sich bei einem Kuraufenthalt in den Appenzellerbergen eine junge, geistvolle Deutsche angeschlossen, deren Freundschaft ihr lebenslang mit großer Treue bewahrt blieb. Es war eine Nichte Gustav Schwabs, später die Frau des Dichters Gustav Pfizer und eine begeisterte nahe Freundin des Uhlandschen Hauses. Ein reiner Strom schwäbischer Poesie floß durch die Besuche und die Korrespondenz dieser geisteslebendigen und lieben Frau unserer Mutter und deren phantasiereichem Bübchen zu. Der Kleine war bei ihrem ersten Besuche in Zürich drei oder vier Jahre alt und, so hörte ich später sagen, von den Märchen, die sie ihm erzählte, so gänzlich bezaubert und hingenommen, daß er wachend und schlafend davon träumte. Sein Vater wurde dadurch bewogen, ernstlich zu verlangen, daß seinem Söhnchen und später, als ich nach Jahren nachkam, auch mir keine Märchen, keine freien Erfindungen erzählt würden, sondern nur wahre Begebenheiten, damit nicht hinter unseren unkritischen Stirnen Wirklichkeit und Dichtung durcheinandergerate. Er selbst erzählte herrlich, wenn er einmal beim Abendtee ein wenig Zeit für seine Kinder erübrigte und ich neben ihm auf dem Sofa sitzen und die Figuren auf den großen Metallknöpfen seines Hausrockes betrachten durfte. Er wußte so viel und so Interessantes von Griechen und Römern und alten Germanen, so merkwürdige Geschichten von Menschen und Tieren! Er erklärte mir dann auch höchst anschaulich die seltsame und doch wahre Tatsache, daß die Erde, auf der wir wie die Fliegen sitzen, eine Kugel sei, die sich drehe und die Reise um die Sonne mache.

Bei meinem Bruder mag der vom Vater gegebene Anstoß, die Phantasie nur mit begründeten historischen Tatsachen zu nähren, ihm unbewußt, entscheidend gewirkt haben. Suche ich mich an seine ersten poetischen Begeiste-

rungen zu erinnern, so fallen mir die großen deutschen Kaisergestalten ein: Carolus Magnus und sein Neffe, Jung Roland! Otto der Große und Barbarossa! Kaiser und Reich! Davon bekam das törichte kleine Schwesterchen viel zu hören. Mein Bruder hatte Bilderbogen geschenkt bekommen mit langen Reihen alter deutscher Kaiser im Krönungsornat und im Waffenkleide. Daran durfte ich die Mäntel und Kronen mit Zinnoberrot und Goldgelb aus einer neuen Farbenschachtel illuminieren helfen.

Ein altes Lesebuch, das mein Bruder in der Zeit benutzte, da der Germanist Ludwig Ettmüller an seiner Gymnasialklasse Deutsch lehrte, liegt heute neben mir. Er ist für mich eine Fundgrube fernster Erinnerungen, dieser „Bildersaal deutscher Dichtung“. Herausgegeben ist diese „Geordnete Stoffsammlung zum Behuf einer allgemeinen, poetischen und ästhetischen Schulbildung“ durch August Adolf Ludwig Follen, der damals Professor an der Kantonsschule in Aarau war. Gedruckt ist sie in Winterthur 1828.

Durchblättere ich das Buch, so trifft mein Blick überall auf meines frohen Kindheitsgenossen Lieblinge: Follens Schlacht am Morgarten, Arnold aus dem Melchthal, weiterhin: Der Nibelungen Not, Karl der Große und seine Paladine, Klein Roland und Frau Berta. Das alte Buch, das er übrigens auch mit allerlei Porträtfratzen verziert hat, versetzt mich in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurück und in das, was uns damals begeisterte. Wahrhaftig, mir ist, ich höre den braunlockigen Schüler wieder aus seiner geliebten „Schlacht am Morgarten“ rezitieren. Es stürzt sich dort Arnold von Melchthal, an der Spitze der

. . . zweimal zehn Biderben, die Sarnen einst gebrochen,

wie ein verderblicher Keil in die Feinde:

Klar ist wie Schnee der Melchthal, ein jugendreicher Mann,
Kraus wie die Melch vom Felsen sein Haar vom Scheitel rann;
Erz lebt in seinen Händen, sein Fuß und Arm ist Sturm,
Er steht auf starken Lenden schlank wie der Münsterturm.

Oder, wenn die Sonntagsglocken mächtig zusammenklangen, konnte seiner stillen Sehnsucht der im Untersberge mit seinen Rittern der Erstehung des Reiches harrende Carolus Magnus vorschweben, wie Follen ihn beschreibt.

„Wie schön ist das! Höre!“ sagte er dann:

Hoch donnernd und ergötzlich
Das Domgeläut erschallt
Und schafft lebendig plötzlich
Den Palm- und Eichenwald.
Dann ziehn viel reine Pfaffen
Voll Eifer nach dem Dom,
Und Volk in hellen Waffen,
Ein wogenvoller Strom.

Zweifach den Bart gespreitet
Auf goldnes Brustgewand,
Voran mit Krone schreitet
Ein Held, den Stab in Hand:
Das sind die Streiter Christes

Und die vom Deutschen Reich,
Und Karl der Kaiser ist es,
Ein Hirt und Held zugleich.

Im Klang geweihter Harfen,
Im Waffenblitz und Licht,
Geht Karl mit einem scharfen,
Tiefsinnigen Gesicht . . .

Oder er konnte sogar aus einem alten Burschenschaftsliede, das — ich weiß nicht woher, — ihn angeweht hatte, wehmutsvoll vor sich hinsummen:

Das Band ist zerrissen — war schwarz, rot und gold . . .

Diese großzügige, farbige Verherrlichung von Freiheit und Vaterland, von Kaiser und Reich hatte es ihm angetan. Er war unbewußt ein kecker, stolzer Ghibelline und ein treu republikanischer Schweizer zugleich. Die beiden Anlagen schlossen sich in seiner reflektierenden Künstlerseele niemals aus. Im Gegenteil: der unbeugsame ghibellinische Zug, wie er in Dantes „Göttlicher Komödie" groß zu Tage tritt, lag — ohne mich irgend eines Vergleiches vermessen zu wollen — auch aller Dichtung C. F. Meyers zu Grunde. Dieser Keim wurzelte so gut in seiner Natur, wie anderseits republikanischer Unabhängigkeitstrotz und nüchterner schweizerischer Rechtssinn ihm tief im Blute lag.

Das war des phantasievollen Knaben sonnige Jugendzeit. Sie ging mit unseres Vaters Tode zu Ende und versank in der Erinnerung des Dichters, für den nun der Lebenskampf anfing, wie ein lieblicher Traum, dessen man sich kaum mehr erinnert. Dennoch ließ sie in seiner Seele ihre Spuren der Liebe zurück, die später in seiner Poesie als sanfte, weiche Züge wieder zum Ausdruck kamen. Lange Zeit in der Tiefe versunken blieb dieses feine, lautere Gold, aber verschwunden ist es nie.

Aus jener Jugendperiode stammt sein von Paul v. Deschwanden entworfenes Knabenbild, eine sehr ähnliche leichte Bleistiftzeichnung, zu der Conrad Ferdinand später die Zueignung schrieb:

Hier — doch keinem darfst du's zeigen,
Solche Sanftmut war mir eigen,
Durfte sie nicht lang behalten,
Sie verschwand in harten Falten,
Sichtbar ist sie nur geblieben
Dir und denen, die mich lieben.

Nicht allein durch den Tod des treuen Vaters wurde mit den veränderten Familienverhältnissen die Lage meines Bruders eine andere; überall verdüsterten und verengten sich seine Aussichten in die Zukunft. Der Fünfzehnjährige sollte sich für ein bestimmtes Berufsstudium entscheiden. Solange der Vater lebte, hatte er sich eine solche Frage nicht gestellt. Es wurde angenommen, er steige durch die Klassen des Gymnasiums, studiere dann an der Universität und verfolge die väterliche Laufbahn; denn zum Theologen oder Mediziner zeigte er weder Beruf noch Anlage. Ein rein wissenschaftliches

oder nach eigenem Ermessen kombiniertes Studium lag damals für ihn außer dem Bereiche der Möglichkeit und der Gedanken. Die juristische Laufbahn führte in den Staatsdienst.

Nun aber entwickelten sich kurz nach dem Scheiden des Vaters die politischen Dinge in Zürich mit raschem Verlaufe in stark demokratischem Sinne. Der Sonderbundskrieg und die Verwandlung des Staatenbundes unserer alten Eidgenossenschaft in den einheitlichen schweizerischen Bundesstaat bereiteten sich vor. Die Gegensätze schärften sich. Energische Elemente traten an die Spitze. Wem die Achtung historischen Rechts das Gewissen und die Hände band, der zog sich aus öffentlichen Ämtern zurück oder wurde zurückgesetzt. Manche Freunde und Gesinnungsgenossen unseres verstorbenen Vaters wandten sich, für ihre Fähigkeiten oder ihren Ehrgeiz ein weiteres Gebiet suchend, nach Deutschland. Andere, denen die Heimat teuer war, zogen sich in ein unabhängiges Privatleben zurück, widmeten sich gelehrten Studien und betraten später die akademische Laufbahn. Aus der Zahl der Freunde unserer Eltern ließ sich Professor Bluntschli nach München, Professor Monnard aus Lausanne nach Bonn berufen.

Die Bauleute des Einheitsstaates zimmerten mit energischen Schlägen ohne ängstliche Rücksichten auf demokratischer Grundlage das Haus so praktisch und solid zusammen, als es ihnen nötig schien, damit es nach allen Seiten Widerstand leisten könne. Und sie taten wohl daran. Als Bindemittel verwandten sie die Interessen des industriellen Verkehrs. Als Baumeister erlasen sie sich keine gelehrten Historiker, sondern weitblickende Geschäftsleute. Eisenbahnbauten wurden projektiert und begonnen. Große Aktiengesellschaften entstanden. Das eidgenössische Polytechnikum wurde in Zürich gegründet und nach dem Plane des genialen Semper in imposantem Stile gebaut.

Diese Umwandlungen vollzogen sich in der Schweiz ohne starke Krisen. Sie lagen in der Strömung der Zeit. Meinem Bruder entzogen sie, ohne daß er sich sonderlich darüber beklagt hätte, jeden Boden im Vaterlande, auf dem er hätte fußen und eine befriedigende Berufsarbeit sich sichern können.

Er teilte, ohne es noch zu ahnen, das Schicksal der schweizerischen Künstler und Dichter. Gottfried Keller, Böcklin, Adolf Stäbli, Walther Siegfried und noch viele andere, deren Namen weniger bekannt geworden und die doch eine Zier ihres Vaterlandes sind, haben in der geliebten Heimat nicht genug Raum und Licht zur kräftigen Entfaltung ihrer künstlerischen Eigenart gefunden. Sie gediehen erst, nachdem sie, nicht ohne Schmerz, vom eigenen Boden losgetrennt und in die fremde Erde versetzt waren.

Conrad Ferdinand Meyer hat sein Vaterland nicht mit einer aussichtsvolleren Fremde vertauscht. Wohin hätte er gehen sollen? Kannte er doch damals seinen Beruf und sein Ziel noch nicht. Er ging nicht fort. Aber er wurde ein Einsamer, der, zuerst von den anderen unterschätzt und beiseitegelassen, sich immer mehr in sich selber abschloß. Er ward ein Fremder unter seinem eigenen Volke.

Inzwischen wurde dem Unberatenen, bevor er sich überzeugte, daß er zu keiner Laufbahn weniger als zur juristischen tauglich oder berufen sei, noch

ein Jahr der Freiheit zu teil, das ihm, wenn auch keine Klarheit über sich selbst gab, doch noch einen weiten Ausblick in die schwebenden Zeitfragen, in die sich bekämpfenden Mächte und die untergehenden philosophisch-politischen Ideale des 19. Jahrhunderts gönnte. Zunächst schien es nicht, daß jenes erste Jahr, das er in Lausanne zubrachte, statt noch die dritte Klasse des Zürcher Gymnasiums zu durchlaufen, zu seiner Ausbildung und Festigung viel gefruchtet habe. Nicht als ein gesellschaftlich geschmeidig gewordener Mann, der das unserer Mutter liebe Französisch fließend und gern gesprochen hätte, kam er zurück, wie sie es vielleicht gehofft hatte, da diese Freude anderen Müttern widerfahren war, sondern als ein Kopf voll gärender Ideen, mit breiter, stark ausgeprägter, von üppigem Haar umkrauster Stirn auf einem, meinte sie, „unbeugsamen“ Nacken, der, wie ihr schien, im täglichen Leben noch weniger Raum hatte, als da er fortging. Auch verlautete, in Lausanne habe er mehr Italienisch getrieben als Französisch, unter einem Lehrer, der ihn nicht nur für die Utopien der italienischen Carbonari eingenommen, sondern auch für schwärmerische Polenflüchtlinge begeistert habe. Der milde Freund unseres Vaters, Professor Louis Vulliemin, sah in allem dem nichts Arges. Er dachte wohl, man müsse den Wein gären lassen. Denn er hatte und behielt immer die Zuversicht, das Gewächs sei von guter Sorte.

Die Genfer Freunde aber, vor allem unser ebenso geistvoller wie liebenswürdiger und gütiger Gastfreund, Georges Mallet-d'Hauteville, der meinen Bruder von dessen Kindheit an gekannt hatte und ihn nun auf eines seiner Landgüter einlud, hielten dafür, er habe sich plötzlich zu einem „deutschen Studenten“ metamorphosiert. Der letztere vergnügte sich damit, sich mit ihm über seine bunten und schwärmerischen Weltideen einläßlich zu unterhalten. Dem feinsinnigen, überlegenen Herrn gegenüber, der kein Deutsch verstand, gab sich der junge Mann ganz als Deutscher. Er habe, erzählte mir nach Jahren Herr Mallet selber, mit schwärmerischer Begeisterung besonders von einem deutschen Autor gesprochen, dessen Name in Conrads französischer Aussprache ihm lange unverständlich geblieben sei. Von Jean Paul! — Ach, wie heimelte mich das an! Jean Paul Friedrich Richter! — Gewiß, den hat er jahrelang immer und immer wieder gelesen und mir zum Lesen gebracht, zur Zeit, da er kaum der Schulbank entwachsen war und ich noch auf einer sehr niedrigen saß. Unsere gute Mutter hatte nichts gegen diese Lektüre einzuwenden, deren Zauber sie selber kannte. Aber unter Franzosen, auch unter den Gebildetsten von ihnen, sein Lob zu singen — dazu war doch nur mein Bruder in seiner Jugendstimmung imstande. Jean Paul ins Französische zu übersetzen, erscheint mir als ein unmögliches Beginnen. Es wäre noch schwieriger, ihn den Franzosen, als Herrn v. Chateaubriand den Deutschen durch eine Übersetzung mundgerecht zu machen. Ich stelle die beiden nur darum hier zusammen, weil unsere Mutter in ihrer Jugend sie beide mit gleich liebevollem, begeistertem Verständnis las.

Die Franzosen haben nie etwas anderes als eine urdeutsche Natur in meinem Bruder erkennen wollen. Gerade die Selbstlosigkeit und Planlosigkeit seiner weltumfassenden Phantasien — denn Bestrebungen konnte man

die unklare, unbewußte Poetenanlage des Siebzehnjährigen nicht nennen — erschien ihnen als eine durchaus deutsche Eigenschaft.

Wenn ich denn hie und da von den französischen Einflüssen, die seine Sprache und seine Dichtung getrübt oder seinen Charakter bestimmt haben sollen, reden höre, so muß ich meine Geduld zusammennehmen. Es ist das ein Mißverständnis sehr oberflächlicher Art.

Als bei ihm selbst einmal ein einsichtsvoller Besucher nach diesen französischen Einflüssen forschte, sagte er: „Weniger französische als überhaupt romanische Strömungen waren es, die mich beeinflußten.“ Gewiß. Sie übten zur Zeit seines ersten Lausanner Aufenthalts schon genug Macht über ihn aus, um ihn mit Ideen zu füllen, die tief in die Jahre seiner Einsamkeit hinein vorhielten und später die Wahl seiner Lektüre und seiner geschichtlichen Studien bestimmten.

Was war denn im Grunde die damals noch schlummernde Seele seiner Poesie? War nicht das rätselhafte Woher und Wohin seiner Persönlichkeit, wie sich wohl ahnen läßt, eine Qual auch seiner Jugend! Daneben aber stand ebenso aktuell die Frage nach dem Woher und Wohin der Menschheit, nach dem Berufe und der Entwicklung der Völker. Das war schon früh in jugendlicher Ahnung, das wurde später in bewußter Arbeit und blieb immer in lebendiger Gegenwart die innerste Quelle seiner Dichtkunst. Er bestrebte sich, der Lösung des großen Rätsels näherzukommen im Gleichnisse schöpferischer treuer Kunstvollendung. Er suchte den Menschen und die Menschheit so darzustellen, wie sie sich in seinem Geiste abspiegelten.

Es konnte bei dieser Anlage nicht anders möglich sein, als daß die Entwicklung seiner dichterischen Persönlichkeit, die eine Überfülle des geistigen Stoffes zu bewältigen hatte, eine mühevolle und langsame war. Um seine Kräfte zu konzentrieren, bedurfte er großer Ziele und starker Anstöße. Der große, segenbringende Sturm, der endlich seine Segel füllte, und durch den sein Schiff die hohe See gewann, war die Auferstehung des Deutschen Reiches.

Einer wie langen Reihe vorbereitender Jahre bedurfte es aber, um diese große geschichtliche Neugestaltung hervorzubringen! Jahrzehnte verborgener, geduldiger Taten, treuen Arbeitens, Harrens und Ausharrens. Wie hoffnungsleer sah es nach den achtundvierziger Stürmen noch lange Zeit in dem zerrissenen Deutschland aus, wenigstens für einen jungen, in republikanischer Unabhängigkeit geborenen und in die Höhe geschossenen Ghibellinen, der, von der Warte seines kleinen schweizerischen Vaterlandes aus, nach großen politischen Ideen forschend, gegen Norden Ausschau hielt!

„Untröstlich ist es allerwärts,“ pflegte sogar unsere stille Mutter, sich an ihren Uhland erinnernd, zu sagen:

Doch sah ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Der englisch-russische Wettstreit um Persien.

Von

E. Fitger (Bremen).

I.

Beharrlich und schweigsam — das ist das Kennwort der Politik Rußlands in Asien. Darin ist es allen Ländern überlegen. Seine Staatsmänner haben sich auch nicht fortwährend vor einer übereifrigen nationalistischen Presse zu verantworten und können daher im stillen vorgehen. Von der Mandschurei hätte man auch am liebsten gar nicht mehr gesprochen. Herr Witte machte seine letzte Überlandreise nach den Ufern des Großen Ozeans, er inaugurierte Dalni an der Küste der Liao-Tong-Halbinsel als großen Zukunftshafen, aber es sollte keine mandschurische Frage für Rußland geben, nur eine Eisenbahnfrage, die sich mit eifriger Fortführung des Baus der Bahn vom Amur nach Port Arthur und Dalni erschöpfte. Darin ist nun freilich durch das Bekanntwerden der russischen Bedingungen für die Räumung der Mandschurei eine jähe Unterbrechung eingetreten. Die Vereinigten Staaten haben unter dem stürmischen Beifall der englischen Presse protestiert, und China hat die russischen Bedingungen zurückgewiesen, worauf die Petersburger Regierung ziemlich unverblümt angedeutet haben soll, daß sie alsdann die drei mandschurischen Provinzen behalten werde. Nach anderen Nachrichten soll es verbindlich, aber ausweichend geantwortet haben.

Rußland hätte es wohl lieber gesehen, wenn es noch einige Zeit ungestört sich dem Bahnbau im fernsten Osten Asiens hätte widmen können. Es hätte dann fortfahren können, um so größere Aufmerksamkeit auf Persien zu verwenden. Vieles ist dort getan, aber es bleibt noch vieles zu tun übrig. Das neueste Stadium wird durch die russisch-persische Zolldeklaration vom 27. Oktober 1902 bezeichnet, die am 13. Dezember in Teheran und in den ersten Februartagen dieses Jahres in Petersburg ratifiziert worden ist. Danach unterliegen russische Waren nur dem Grenzzoll, wie ihn der der Deklaration beigegebene Tarif enthält. Die zahlreichen Zwischenzölle dürfen nicht mehr erhoben werden. Das hat Persien zwar schon öfter ver-

sprochen, aber zum Verdruß und Schaden aller auswärtigen und inländischen Kaufleute blieben die Zusagen immer unerfüllt. Die Zügel des Staatslebens in dem weiten, dünnbevölkerten Reiche sind zu locker, als daß die Regierung des Schahs die Gouverneure der einzelnen Provinzen immer von der Erhebung von Abgaben auf durchpassierende Waren abhalten könnte. Und hatte sie dazu denn wirklich immer guten Willen? Rußland mit seiner nahen und mobilen Machtstellung ist aber gar nicht danach angetan, sich Steuern auf seine Waren im Widerspruch mit den Verträgen gefallen zu lassen. Auch alle Wegsteuern, Schlagbaumsteuern und dergleichen müssen für russische Waren abgeschafft sein und bleiben, mit Ausnahme der Abgaben auf künstlich hergestellten fahrbaren Wegen, für welche eine Konzession bereits gegeben ist oder gegeben wird. Hier dürfen sie aber nicht höher sein, als sie auf der Straße von Rescht nach Teheran sind. Endlich wird das System der Steuerpächterei abgeschafft und durch die Einrichtung von Regierungszollämtern an den Grenzen ersetzt. Auch sind die letzteren mit ausreichenden Warendepots auszustatten, damit die Zöllner es nicht länger in der Gewalt haben, die durchpassierenden Waren dem Verderben auszusetzen, wenn ihre Eigentümer nicht gehörig Trinkgeld bezahlen wollen.

Das klingt alles recht harmlos, erhält aber seine weitere Bedeutung durch den Tarif selbst. Dieser enthält niedrige Sätze für russische Waren, wie Petroleum und Zucker; Getreide, Mehl und Vieh sind sogar ganz frei. Dagegen beträgt der Zoll auf Tee, der ausschließlich aus Indien kommt, und Kaffee bis zu 50 Prozent vom Werte. Zigarren, Seidenstoffe unterliegen einem hohen Zoll. Baumwollstoffe dagegen, gewöhnliches Druck- und Schreibpapier, Seife, Lichte, Bier, alles Artikel, die fast nur Rußland liefert, sind mit geringen Sätzen belegt. Diese Umstände setzen den Wert der Meistbegünstigung, die unter anderen England und Deutschland genießen, wesentlich herab. Dazu kommt weiter, daß die Zollverwaltung Persiens in den Händen von Belgiern liegt, über welche die englischen Kaufleute bitter klagen. Man sagt ihnen nach, daß russische Wünsche für sie maßgebend seien, nicht nur betreffs Erleichterung des russischen, sondern auch Erschwerung des englischen Handels.

Schon jetzt ist die Einfuhr aus England und Indien fühlbar zurückgegangen, während diejenige aus Rußland beständig wächst. Die erstere schätzte der Vizekönig von Indien, Lord Curzon, für 1889 auf 3 Millionen Pfund Sterling, für 1900—1901 nur noch auf 2 Millionen. Sie hat sich also um ein Drittel verringert. Dagegen ist im gleichen Zeitraum die Einfuhr Rußlands von 2 Millionen Pfund Sterling auf 4½ Millionen gestiegen. Die Zahlen des russischen Handels sind von dem belgischen Generaldirektor des persischen Zollwesens aufgegeben; sie erzählen von einer Verdopplung der Ausfuhr Rußlands nach Persien. Die lebendigen Berichte englischer Vertreter, welche diesem Zahlenskelett Fleisch und Blut geben, wissen von einer ununterbrochen wachsenden Schwierigkeit der englischen Konkurrenz gegen die russische.

Man mag nun mit seinen Empfindungen auf englischer oder auf russischer Seite stehen, jedenfalls muß man zugeben, daß die britische Politik sehr indolent gewesen ist und die Dinge in Persien hat gehen lassen, während

die Russen ganz außerordentlich tätig gewesen sind. Die Engländer geben das selbst zu und klagen sich und ihre Regierung an. Hätten sie vor dreißig, vor fünfzehn Jahren Eisenbahnen von Süden her nach Schiras, Isfahan, Teheran gebaut, so hätten sie nicht nur ihrem Handel einen ganz anderen Absatz gesichert, sondern sie hätten auch dem Schah eine politische Stütze gegen die Annäherung der Russen gewährt. Aber sie haben die Dinge laufen lassen, und unterdessen haben die Russen sich festgesetzt. Welche Zwecke diese nun auch gehabt haben mögen: sie sind als Kulturträger gekommen. Den Persern erscheinen oder erschienen sie seit etwa hundert Jahren als der Erbfeind. In älteren Zeiten hat Persien mehr mit den Türken gekämpft, deren sunnitische Religion für die schiitischen Perser ein Gegenstand des Abscheus ist; auch mit den Afghanen, deren Schuldkonto durch die Trümmer Isfahans, der früheren Landeshauptstadt, schwer belastet ist. Der eigentliche Feind ist im neunzehnten Jahrhundert Rußland, das die nördlichen Ausläufer Persiens bis zum Kaukasus hin einfach zu seinen Gunsten abgeschnitten und das Kaspische Meer in einen russischen See verwandelt hat. Aber Rußland ist nicht als der nordische Barbar aufgetreten, sondern als Bringer der europäischen Kultur.

Ein immerwährender Schrecken für das Land Iran sind die nomadischen Wüstenvölker des Nordens gewesen. In der mongolischen Hochflut erlag die alte Gesittung des Zendvolkes, soviel von ihr unter der arabischen Herrschaft noch übriggeblieben war. In Strömen Blutes sank die Bevölkerung mehrtausendjähriger Kultursitze dahin. Als das dritte national-persische Reich aus dem mongolischen Chaos erstand, war es außer stande, die alten Nordostprovinzen am Oxus und Jaxartes, die einst Alexander bezwungen hatte, und die zu Firdusis Zeit den Grundstock der iranischen Nationalität gebildet hatten, wiederzugewinnen. Die turkmenische Einwanderung gab den Khanaten von Chiwa, Bokhara &c. ihren Charakter. An der Nordgrenze Persiens wohnten die Tekke-Turkmenen, die es als ein uralt geheiligtes Recht ansahen, die benachbarten persischen Provinzen zu plündern, zu brandschatzen und ihre Einwohner in die Sklaverei abzuführen. Als General Kauffmann mit seinem russischen Heere sie bezwang, fand er in ihren Felsenschlössern und unzugänglichen Oasen eine Menge Perser als Sklaven und Gefangene vor. Er sandte sie ohne Lösegeld, vielmehr auf russische Kosten in ihre Heimat, um dort den Ruhm des großmütigen Zaren zu verkünden. An dieser Grenze entlang hat dann Rußland seine transkaspische Bahn gebaut. Wo einst die räuberischen Nomaden hausten, da waltet heute russische Ordnung. Von der Bildung irregulärer Banden kann heute keine Rede mehr sein. Und den Kosakenregimentern ist der russische Kaufmann gefolgt. Von den Bahnstationen aus gehen die Karawanen mit russischen Baumwollstoffen und Waffen, mit Zucker und Petroleum südwärts in persisches Gelände. Den Mittelpunkt dieses Handels bildet Askabad, die Hauptstation der transkaspischen Eisenbahn in diesen Gegenden. Rußland ruhte nicht eher, als bis der Schah von hier nach der Hauptstadt der benachbarten persischen Provinz Khorassan, nach Mesched, eine Karawanenstraße im neuzeitlichen Sinne herstellen ließ. Auf dieser ziehen nun die Erzeugnisse der russischen Industrie in jene dem Weltverkehr so ab-

gelegenen Gegenden ein. Mit peinlicher Überraschung sehen sich die Fabrikanten von Manchester und Sheffield in Mesched durch ihre Konkurrenten von Moskau und Tula geschlagen. Die nächste Entwicklungsepoche wird hier die Karawanenstraße in eine Eisenbahn umwandeln; die Vermessungen werden schon gemacht. Dann wird die Konkurrenzfähigkeit englisch-indischer Waren, die auf Kamelsrücken durch die afghanischen Berge kommen müssen, völlig erloschen sein.

Nach anderen Teilen des persischen Reiches hat Rußland gleichfalls Verbindungen hergestellt, wie sie die vieltausendjährige Vergangenheit nicht gekannt hat. Um den Südrand des Kaspisees herum zieht sich das Elbursgebirge in einer Länge von 700 und einer Breite von 100 Kilometern. In dem 5465 Meter hohen, erloschenen Vulkan Demavend erreicht es seinen höchsten Gipfel. Stets ist es ein Verkehrshemmnis gewesen. An seinen Fuß schließen sich die fruchtbarsten Teile Persiens. Nördlich fällt es freilich auf weite Strecken steil in den See, aber im Nordwesten hat sich um die Mündung des Flusses Sefid Rud herum ein weites, sumpfiges Vorland von unendlicher Fruchtbarkeit gebildet, das die meisten subtropischen Früchte trägt. Die Stadt Rescht und ihr Vorhafen Enseli bilden das Seetor Nordpersiens. Hier strömen die russischen Waren jetzt herein und finden eine auf Rußlands Andrängen gebaute gute Karawanenstraße über das Gebirge nach der Landeshauptstadt Teheran vor, die sich inmitten fruchtbaren, vom Gebirge her gut bewässerten Landes an die Ausläufer des Demavend lehnt. Nach Enseli kommen die Waren mit Dampfern von der großen Petroleumstadt Baku am Kaukasus, was einen Tag dauert, oder von Astrachan, was zwei bis drei Tage erfordert. Noch ist der Übergang vom Schiffe aufs Land schwierig. Der Kaspisee ist mitunter so stürmisch, daß die Schiffe nach Baku zurückkehren müssen. Die Wassertiefe vor Enseli ist so gering, daß tiefere Schiffe gar nicht landen können, vielmehr in kleine, offene Fahrzeuge umladen müssen; von Enseli ab geht es durch ein Lagunengewirr, das nur für Boote passierbar ist, nach Rescht. Diesen Übeln soll keine lange Dauer mehr beschieden sein. Bereits wird die Erbauung einer langen Mole ins Meer hinaus geplant, hinter der die russischen Dampfer landen und geschützt liegen können. Und von der Landungsstelle ab wird in nicht ferner Zeit eine Eisenbahn über das Elbursgebirge nach Teheran, dem kaufkräftigsten Punkt des Landes, gehen. Baku und Astrachan aber sind mit dem russischen Eisenbahnnetz verbunden; Astrachan ist außerdem der Endpunkt der weitverzweigten Wolgaschiffahrt.

Das dritte Tor für den russischen Handel ist Transkaukasien. Es grenzt an die persische Nordwestprovinz Aserbeidschan, den Priesterstaat Atropatene des Altertums. Zwischen beiden fließt der im Frühling schiffbare und leicht einem größeren Schiffsverkehre nutzbar zu machende Araxes, der vom Großen Ararat bis beinahe zum Kaspischen Meer die Grenze bildet. Aserbeidschan mit seiner Hauptstadt Täbris ist zwar, wie fast alle Teile Persiens, in tiefem Verfall, aber wegen seiner guten Bewässerung und Fruchtbarkeit ein zukunftsreiches Gebiet. Diese ganze Provinz hat eine russische Erwerbsgesellschaft behufs Anlegung von Bergwerken, Eisenbahnen, Wasser- und Landstraßen gepachtet. Schon nähert sich der Eisenbahnbau von Tiflis über Alexandropol und Eriwan der

Grenze. Nicht lange wird es dauern, so kann man mit der Eisenbahn von Täbris nach allen Punkten Europas fahren. Und im Osten Transkaukasiens werden ebenfalls Schienenstränge nach dem Osten Aserbeidschans vordringen.

Wie mißlich steht es demgegenüber für den englischen Handel und mit diesem zugleich für den ganzen europäischen, soweit er nicht russisch ist. Wie ein breites Dreieck, das seine kürzeste Seite an Afghanistan und Beludschistan lehnt, und dessen Spitze weit westlich bis Hamadan reicht, dem alten Ekbatana im fernen Medien, schiebt sich das dürre, an Salz- und Sandwüsten reiche Mittelpersien zwischen den Südwesten und den Norden. Letztere beiden Landesteile haben ebenfalls weite Teile, wo das belebende Naß zu spärlich für eine Landeskultur ist; im Vergleich zu Mittelpersien sind sie paradiesischer Natur, denn hier können nur Nomaden mit ihren Herden von Fettschwanzschafen, Pferden, Kamelen gedeihen. Hier lebt man noch heute so wie zur Zeit des Darius. Durch den Süden und Südwesten Persiens geht ein ganzes Bündel paralleler Gebirgsketten, die sich in ungeheurem Bogen von Beludschistan bis zum armenischen Hochlande ziehen. Gegen den Indischen Ozean und den Persischen Meerbusen fällt das Land steil ab, so daß es hafenarm, beinahe hafenlos ist. Das ist der Grund, weshalb die Perser niemals ein seehandeltreibendes Volk gewesen sind. Sie traten die große Erbschaft Babyloniens an, verstanden aber nichts aus ihr zu machen, ausgenommen die Gründung des großen vorderasiatischen Reiches, die doch wesentlich auf den Kräften Babyloniens, Assyriens und Mesopotamiens beruhte, während Babylon selber auf Grund des Seeverkehrs, der Euphratschiffahrt und des Karawanenhandels nach Phönizien hinüber für Jahrtausende die große Welthandelsmetropole des Altertums gewesen war.

Was den Verkehr Persiens mit der See so sehr erschwert, sind die vielen parallelen Bergketten, zwischen denen sich Täler von unfruchtbarem Flugsande ausbreiten. Die Waren haben eine ganze Reihe von Pässen zu überschreiten, ehe sie an ihrem Bestimmungsorte anlangen. Ein solcher Weg ist z. B. von Bender Buschir nach Schiras; letzteres ist jedoch nur ein lokaler Mittelpunkt, denn für Isfahan, Teheran und vollends Täbris liegt Bender Buschir viel zu südlich. Noch mehr gilt das vom Bender Abbas am Eingang zum Persischen Golf. Zwei Zugänge gibt es jedoch, die schon jetzt ungleich besser sind als die über die Seehäfen. Nördlich vom Persischen Golf gehört ein Gebiet, das nach Lage und Gestaltung der mesopotamischen Ebene zuzurechnen ist, zu Persien. An seinem Südende wird es vom Schatt el Arab (dem gemeinschaftlichen Ausfluß des Euphrat und Tigris) begrenzt und von dessen ansehnlichem Nebenfluß, dem Karun, durchströmt, an dessen Mündung in den Schatt el Arab die persische Hafenstadt Mohammere liegt. Hier können Seeschiffe von mittlerem Tiefgange verkehren, hier finden sie Flußschiffe, welche die Waren bis nach Awaz und nach Umladung bei der Stromschnelle bis Schuschter bringen, von wo sie mittelst Karawanen nach Isfahan, Kaschan, eventuell selbst bis Teheran befördert werden. Freilich sind zwischen Schuschter und Isfahan die erwähnten parallelen Bergketten zu überwinden. Hätte England von Awaz oder Schuschter nach Isfahan rechtzeitig eine Eisenbahn gebaut, es hätte nie vor der Gefahr

gestanden, Persien aus seiner Klientel zu verlieren. Ein ähnlicher Weg ist der mit der Tigrisflußschiffahrt bis Bagdad hinauf und von hier auf uralten Karawanenstraßen nach Hamadan, Teheran und sogar Täbris. Gäbe es nur Eisenbahnen! — Endlich ist noch eine Handelsstraße vorhanden, die gleichfalls schon im grauesten Altertum bekannt war: von dem türkischen Hafen Trebisonde (dem alten Trapezunt) am Schwarzen Meer über das armenische Hochgebirge nach Täbris.

Auf allen diesen Wegen haben die Ein- und Ausfuhrwaren unter den größten Schwierigkeiten, Kosten und Zeitverlusten zu leiden. Zu allem übrigen gesellt sich auch noch die Gier der örtlichen Beamten, die von jeder durchziehenden Karawane ihren persönlichen Tribut verlangen. Welchen Beschädigungen feinere Waren bei dem Transport auf Kamel- oder Saumtierrücken in Hochgebirgspässen ausgesetzt sind, kann man sich denken. Ein Mitarbeiter der „Times", der vor einiger Zeit zur Erforschung dieser Verhältnisse eine Reise durch Persien gemacht und sie in einer Reihe ausgezeichneter Artikel beschrieben, äußert sich klagend:

„Von Buschir nach Teheran schwanken die Transportkosten von 18—23 Pfund Sterling die Tonne. Die Zeit der eigentlichen Beförderung durch Persien dauert siebzig bis neunzig Tage, die Gesamtzeit von England bis Teheran sechs oder sieben Monate. Der Gebirgspfad zwischen Buschir und Schiras ist abscheulich schlecht, und alle zerbrechlichen Waren leiden sehr. Von Bagdad über Kermanschah nach Teheran sind die Kosten unter günstigen Umständen etwas niedriger als von Buschir. Auf der Karun-Route, welche für Teheran noch nicht eigentlich in vollen Gebrauch gekommen ist, sollen die Kosten gleichfalls beträchtlich niedriger sein, und die wenigen Teheran-Geschäfte, die sie schon benutzt haben, sollen von dem Versuch ganz erbaut sein. Vom Schwarzen Meere nach Täbris betragen die Kosten 23—28 Pfund Sterling die Tonne; die Zeit wird mit 100—120 Tagen angegeben." — „Demgegenüber," so fährt der glaubwürdige Gewährsmann fort, „schwanken für die Russen die Transportkosten von Enseli über Rescht und Kaswin nach Teheran zwischen 6 und 8 Pfund Sterling die Tonne, die Zeit zwischen 15 und 20 Tagen. In diesen Zahlen haben wir einen Überblick über den Vorteil, der dem russischen Handel von der Aufwendung russischen Kapitals für den Weg von Rescht nach Teheran erwächst."

Das ist gewiß richtig und wird sich immer mehr geltend machen, namentlich wenn von Enseli nach Teheran eine Eisenbahn gebaut ist. Jetzt ist es zu spät, um einen Gegenzug zu tun, etwa um Bahnen vom Persischen Golf nach Schiras, Isfahan, Teheran zu bauen, denn alle Konzessionen für Eisenbahnbauten sind in russischen Händen. Und Rußland wird natürlich nicht eher an eine Bahnverbindung zwischen dem inneren Persien und der See denken, als bis es des Landes so vollständig, politisch und kommerziell, Herr ist, daß es auch mit den Eisenbahnen und der von ihnen zu befolgenden Frachtpolitik machen kann, was es will. Es liegt auch seinen ausschweifendsten Träumen fern, dem englischen und sonstigen fremden Handel eine Straße bahnen zu wollen. Davon liefert es auf seiner transkaukasischen Eisenbahn einen vollgültigen Beweis. Man sollte denken, der nichtrussische Handel könne ja seine Waren in Batum landen, mit der russischen Eisenbahn nach Baku befördern und sie von dort zu Schiff nach Enseli-Rescht verladen. Dieser Weg ist einfach ungangbar, denn fremde

Waren, auch wenn sie betreffs des russischen Gebiets nur Durchfuhrgut sind, müssen die russischen Einfuhrzölle bezahlen. Und wo diese noch nicht prohibitiv genug sind, tut die Eisenbahntarifpolitik ein Übriges, so daß in der Praxis die russischen Verkehrswege für fremde Waren nicht vorhanden sind. So würde es wohl auch mit russischen Eisenbahnen von persischen Seehäfen nach dem Innern gemacht werden.

Im Jahre 1888 begrüßte man in England und in geringerem Maße auch in Deutschland die Eröffnung der Schiffahrt auf dem Karunfluß mit großen Erwartungen. Dort, dachte man, werde sich ein flotter Handel mit den bestkultivierten Provinzen Persiens entwickeln. Die dort meistbeteiligte englische Firma Lynch Brothers beabsichtigte, bei Awaz, wo wegen einer Stromschnelle die untere Flußschiffahrt jetzt unterbrochen wird, eine Kleinbahn zur Umgehung der Stromschnelle zu bauen und oberhalb derselben wieder eine Flußdampfschiffahrt nach Schuschter zu organisieren. Kaum erfuhr das der Gouverneur von Arabistan, so ließ er einem seiner Getreuen die Konzession für diese Pläne in Teheran auswirken, und sie blieben lange unausgeführt. Jetzt gibt es eine solche Umgehungsbahn, aber die Frachten sind so hoch, daß sie sich nur um ein Minimum unter den Kosten der Maultierbeförderung halten. In Awaz und Schuschter verweigert man den Fremden den Ankauf von Grundeigentum. Einen Dampfer auf dem oberen Karun gibt es nun endlich, aber Schuppen, wo man die Waren zunächst unterbringen könnte, fehlen. Und dann kommt zu allem übrigen noch die von Belgiern geleitete persische Zollverwaltung, die von den Engländern sehr gefürchtet wird, und der sie vorwerfen, ganz im Interesse der Russen zu schalten und zu walten. Von der Willkür der obrigkeitlichen Verwaltung in diesen Dingen erhält man durch folgenden Vorfall ein gutes Bild. Im Juni 1900 wurde plötzlich das persische Ausfuhrverbot für Weizen aufgehoben. Die englischen Kaufleute in Mohammere fragten zur Vorsicht in Teheran an, ob auch über Mohammere ausgeführt werden könne. Auf bejahende Antwort kauften sie am oberen Karun Weizen und wollten ihn exportieren. Da behaupteten die Ortsbehörden, sie wüßten nichts davon, daß das Ausfuhrverbot aufgehoben sei. Nun wurden Monate verloren mit Anrufen Teherans und mit beständigem Hin- und Herfragen. Endlich riet im August die britische Gesandtschaft, sich mit den örtlichen Autoritäten zu verständigen, d. h. diese zu bestechen. Doch schien es den Engländern vorteilhafter, das ganze Unternehmen rückgängig zu machen und den Weizen mit Schaden wieder zu verkaufen. Als das geschehen, meldete die englische Gesandtschaft aus Teheran ganz befriedigt, das Verbot sei aufgehoben. Das ist typisch für die Rechtlosigkeit der Fremden. Nur Rußland läßt sich so etwas nicht bieten.

Es ist ein glänzendes Zeichen für die Ergiebigkeit der benachbarten Teile Persiens, daß unter diesen erschwerenden Umständen der auswärtige Handel auf dem Karun von 1891 bis 1901 sich von 16000 auf 142000 Pfund Sterling heben konnte. In Mohammere stieg die Bevölkerung von 2500 auf 7000 Seelen und der Schiffsverkehr von 135000 auf über 200000 Tonnen.

Ein einziger Annäherungsweg ist England geblieben. Das ist der über Land von Beludschistan nach der Ostprovinz Seistan. Ketta oder Quetta im

Osten Beludschistans ist durch eine Eisenbahn mit der Indusbahn und durch diese mit dem Seehafen Karatschi in Nordwestindien verbunden. Die Bahn Ketta-Karatschi ist etwa 850 km lang; die Transportkosten sind schon dorthin naturgemäß beträchtlich. Dennoch hat sich über das 5500 Fuß hoch gelegene Ketta ein ganz guter Handel nach Seistan machen lassen, sobald England längs der afghanischen Südgrenze eine gesicherte Karawanenstraße einrichtete. Dieser Weg ist 750 km lang und führt auf sehr weite Strecken durch wasserlose Wüsten, über denen im Sommer eine ausdörrende Glut brütet, während im Winter eisige Winde über die weiten Flächen dahinsausen. Trotzdem hat sich innerhalb der wenigen Jahre von 1896 bis 1901 der Handel von knapp 100000 auf 1¼ Million Pfund Sterling gehoben. Nach diesem Erfolge ging England daran, eine Eisenbahn auf besagter Route zu bauen, zunächst nur von Ketta bis Nuschki, 150 km. Bis zur persischen Grenze bleiben noch 700 km übrig. Alles dies vollzieht sich rein auf britischem Boden. Trotzdem und trotz der weiten Strecke, um die der Bahnbau noch von der persischen Ostgrenze entfernt bleibt, erhob die russische Presse lauten und erregten Widerspruch gegen das britische Unternehmen, sich mit einer Eisenbahn der persischen Grenze zu nähern — was freilich Rußland selbst ohne Bedenken an der persischen Nordgrenze getan hat. Dieser Widerspruch ist ein Zeichen, wie selbstverständlich der Gedanke, daß Persien zur russischen Klientel gehöre, der gebildeten Schicht des Petersburger Publikums bereits geworden ist. Man fürchtet nicht nur kommerzielle, sondern auch strategische Pläne Englands.

Die Bahn, bis zur Grenze fortgesetzt, würde in die kleine persische Provinz Seistan münden, die ein wenig nördlich von dem Zusammentreffen Afghanistans und Beludschistans an Persiens Ostgrenze liegt, am unteren Laufe des aus den afghanischen Bergen kommenden ansehnlichen Flusses Helmand, der hier versiegt. Seistan ist zum größten Teil fruchtbares Land und wird von 100000 Menschen bewohnt. Es liegt auf halbem Wege von Ketta nach Mesched, der Hauptstadt der Nordostprovinz Khorassan, die sich schon ganz im Banne des russischen Handels befindet. Eine Eisenbahn, die von Ketta über Seistan nach Mesched ginge, würde wohl die Konkurrenzfähigkeit des englischen Handels wiederherstellen, unter gewissen, jedoch unwahrscheinlichen Kombinationen dem Schah auch strategisch gegen Rußland nützen können. Eine solche Bahn hätte England vor zwanzig Jahren bauen müssen. Jetzt ist es längst zu spät dafür. Der Schah ist in den Händen Rußlands, und dieses läßt keinen britischen Bahnbau zu.

II.

Seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kommen Rußland und Persien miteinander in Berührung, natürlich anfänglich ganz unfreundlich. Das um 1500 erstandene neupersische Reich erstreckte sich zeitweilig bis Kandahar im Osten, bis Bagdad und Basra im Südwesten, bis Armenien im Nordwesten und dem östlichen Kaukasus im Norden. Auch als Zar Iwan IV. 1557 Astrachan von den Mongolen erobert hatte und damit an den Kaspisee ge-

kommen war, blieb dieser noch lange Jahrhunderte in Persiens Gewalt. Mit der jetzt regierenden Katscharen-Dynastie, die mongolischen Stammes ist, fällt die Zeit der Landverluste an Rußland zusammen. 1794 war der katscharische Schah Ali anerkannter Herrscher. Schon zwei Jahre später verlor er Georgien an Rußland. 1811 büßte Persien, das auf französische Anzettelung Krieg begonnen hatte, alle übrigen kaukasischen Provinzen ein. Damals zuerst erschien die russische Kriegsflagge auf dem Kaspischen Meere. 1826 brach Persien wieder einen Krieg vom Zaun; er endete mit großem Landverluste und hatte 1829 die Ermordung des russischen Gesandten durch den rasenden Pöbel zur Folge, die so manche Ähnlichkeit mit den Boxerunruhen und der Ermordung des deutschen Gesandten in Peking hat. Um 1840 tritt schon deutlich der englisch-russische Wettbewerb um Persien hervor, der seitdem mit manchem Wechsel angedauert hat, hier aber im einzelnen nicht verfolgt zu werden braucht. Auch die Streitigkeiten mit Afghanistan um Herat, welche die ersten fünfziger Jahre erfüllen, können übergangen werden. Unglücklicherweise blieb bei allem Wechsel das Mißregiment im Innern unerschüttert. Willkür und Gewalttat, Bestechlichkeit und Trägheit, dann wieder Verschwendungen am unrechten Ort kennzeichnen die persische Verwaltung. Das immerfort ausgepreßte Volk hat kein Interesse daran, die Hilfsmittel seines Landes voll auszunutzen, weil es die Früchte seines Fleißes doch an die räuberischen Beamten abtreten muß. Persien ist überwiegend ein unfruchtbares Land. Aus dem großen kompakten Innern kommt kein einziger Fluß ans Meer: so ungenügend ist der Regenfall. Dennoch sind in den gebirgigen Teilen des Landes, namentlich im Westen, noch entfernt nicht alle Anbaugelegenheiten erschöpft, obwohl man die Kunst der Bewässerung schon aus dem grauesten Altertum geerbt hat. Man findet uralte Stollen durch die Berge getrieben, um das auf der einen Seite nutzlos abfließende Wasser auf der anderen über die Felder zu leiten. Auch einem besseren Regiment als dem jetzigen wären die großen Entfernungen, das schwierige Reisen wohl ein ernstliches Hindernis gegen Verwaltungsreformen gewesen. Immerhin hätte man hiermit anfangen müssen. England, das doch niemals an eine eigene Eroberung Persiens denken konnte, dessen ganzes Streben auf eine Erhaltung der Unabhängigkeit Persiens gehen mußte, hätte um jeden Preis Bahnen zur Erschließung des Landes bauen sollen. Nichts hat es getan, und so ist denn das unausbleibliche Unheil immer näher gerückt.

Selbst mit finanzieller Hilfe war England zurückhaltend. 1892 gewährten Londoner Banken dem Schah eine Anleihe von 500 000 Pfund Sterling zu sechs Prozent Zinsen. Wohl mag die unwirtschaftliche Verwendung, die Schah Nasr-Eddin von dem Gelde machte, die Engländer zur Vorsicht gemahnt haben. Dennoch mußten sie bedenken, daß hier noch der einzige Faden war, um Persien in der Hand zu behalten. Englische Gesandte in Teheran sollen oft in diesem Sinne gemahnt haben. Mit dem Januar 1900 kam das entscheidende finanzielle Ereignis, das die jetzige heikle Sachlage einleitete. Eine hochoffiziöse Erklärung der russischen Regierung gab aller Welt den Vorfall kund.

Petersburg, 30. Januar.

Die kaiserlich russische Regierung hat auf ein Gesuch der Regierung des Schahs von Persien und kraft der zwischen beiden Regierungen seit jeher bestehenden guten Beziehungen der „Darlehnsbank Persiens“ gestattet, eine von der persischen Regierung zu emittierende Anleihe im Betrage von 22½ Millionen Rubel unter dem Namen „Persische 5prozentige Goldanleihe vom Jahre 1900“ zu kaufen. Auf Grund dieser Erlaubnis hat die Verwaltung der „Darlehnsbank Persiens“ mit dem Bevollmächtigten der Regierung des Schahs einen Vertrag über den Kauf der oben bezeichneten Anleihe unter folgenden Bedingungen abgeschlossen: Die Zinszahlung und Amortisation der „Persischen 5prozentigen Goldanleihe vom Jahre 1900“ im Laufe von fünfundsiebzig Jahren wird durch alle persischen Zolleinnahmen garantiert, mit Ausnahme der Einkünfte des Zollamtes von Fars und der Zollämter der Häfen des Persischen Golfes. Die bezeichneten Einkünfte übersteigen gegenwärtig bedeutend den Umfang der für die Anleihe zu entrichtenden Zahlungen. Sollte dennoch bei der Entrichtung der Zahlungen für die Anleihe eine Verzögerung eintreten, so wird der „Darlehnsbank Persiens“ das Recht eingeräumt, eine Kontrolle über die Zollämter auszuüben, durch deren Einkünfte die erwähnte Anleihe garantiert wird. Die persische Regierung hat sich verpflichtet, aus dem Ertrage der 5prozentigen Goldanleihe alle ihre früheren auswärtigen Verbindlichkeiten zu tilgen und ohne Einwilligung der Darlehnsbank keine andere auswärtige Anleihe vor Amortisation der 5prozentigen Goldanleihe abzuschließen. Die persische Regierung hat der „Darlehnsbank Persiens“ ferner anheimgestellt, falls sie es nötig findet, Obligationen der persischen Anleihe im Umfange der der Bank restierenden Schuld auf den Geldmarkt zu bringen, wobei diese Obligationen die volle Garantie der kaiserlich russischen Regierung genießen sollen.

„Alle früheren Verbindlichkeiten zu tilgen“ — diese Verpflichtung galt der erwähnten englischen Anleihe. England wurde als Bankier Persiens abgesetzt und erhielt seinen Vorschuß zurück. Schah Muzaffer Eddin, der am 1. Mai 1896 seinem ermordeten Vater auf dem Thron gefolgt war, trat völlig unter finanzielle Vormundschaft Rußlands und mußte sich verpflichten, für 75 Jahre keine fremde Anleihe aufzunehmen, wenn nicht Rußland die Gewährung einer solchen ablehne. Daß diese letztere Bestimmung nicht etwa doch noch die Möglichkeit der Rückkehr des Schahs zu seinem früheren Darleiher offenläßt, das verbürgt schon die große Machtstellung des nördlichen Nachbars. Muzaffer Eddin wird wohl wissen, daß er seinen Freund nicht in einen Feind verwandeln darf. Gute Beziehungen zu Rußland zu unterhalten, muß die Richtschnur seiner Politik sein. Wo fände Persien auch Hilfe gegen Rußland? Man könnte nur an England denken, denn alle anderen Länder sind von vornherein ausgeschlossen — sie haben an Persien entfernt kein ausreichendes Interesse, um sich dieserhalb in einen Krieg mit der moskowitischen Regierung zu stürzen. England wäre gänzlich außer stande, militärische Hilfe nach Teheran, Mesched und Täbris zu senden. Seine verfügbaren Landtruppen sind, wie allbekannt, spärlich, so daß sie selbst mit den Buren schwer fertig werden konnten. Wäre es denkbar, die Mannschaften etwa dem Karun hinauf nach Isfahan und weiter nach Teheran zu senden — eine Expedition, die vielleicht fünf, sechs Monate dauert, ehe sie am Ziele sein könnte? Und da der Rückweg — von der Zeit des Aufenthalts ganz abgesehen — ebenso lange beansprucht, auch die Dampferreise von Großbritannien nach und von dem

Persischen Golf noch hinzu kommt, so müßte England sich sagen, daß es die Truppen, die es vom Mutterlande an die Nordgrenze Persiens schickt, auf mindestens ein Jahr anderweitig nicht zur Verfügung habe. Eher kämen natürlich indische Truppen in Frage. Aber diese sehen sich auf dem Wege nach Westen dem breit dazwischengelagerten afghanischen Bergland gegenüber, dessen Bewältigung allein die ganzen Kräfte in Anspruch nähme. Afghanistan muß also von Süden durch Beludschistan umgangen werden, auf eben dem oben schon berührten Wege Ketta-Seistan. Monate würden vergehen, ehe die indischen Truppen in Mesched ankommen könnten. Unterdessen hätten die russischen Regimenter von Tiflis, Rescht und Askabad aus Täbris, Teheran und Mesched längst überflutet. Das dauerte nicht so viel Wochen wie für die Engländer Monate. Will England Persien verteidigen, so muß es das anders anfangen, so muß es Teheran vor Libau, Kronstadt, Odessa und Batum schützen. Das hieße aber die ganze indisch-asiatische Frage zwischen Rußland und England aufrollen. Dazu dürfte England schwerlich Neigung empfinden.

Daher wird denn wohl dem Wachsen des russischen Einflusses nicht Einhalt getan werden. Rußland braucht das nicht zu überstürzen. Es ist in der glücklichen Lage, Zeit zu haben. Die Dauer seiner Herrschaft in Transkaspien verschafft ihm ein prachtvolles Soldatenmaterial aus den Sarten und Kirgisen vom Amu Darja und Syr Darja. Jedes Jahr ist ein Gewinn, weil unterdessen die Eisenbahn bis nach dem fernen Fergana, ja, bis zur chinesischen Grenze vorgeschoben ist, womit die Möglichkeit erleichtert wird, Indien auch von Norden her, über die Pamirs, anzugreifen. Ins armenische Hochland mit der Richtung auf Täbris dringt die Eisenbahn Tiflis-Alexandropol vor. Jede Verbesserung des Verkehrs kommt den Russen zu gute.

Aber auch in der inneren Verwaltung Persiens geht alles nach russischen Wünschen. Der Schah ist mit goldenen Fäden an das russische Interesse gebunden. Er treibt großen Aufwand, entfaltet Pracht an seinem Hofe, macht kostspielige Reisen nach Europa, so daß seine Verpflichtungen immerfort wachsen. Der schon erwähnte Mitarbeiter der „Times" berichtet aus Teheran:

Der vorige Schah Nasr-Eddin hatte nicht nur manche Eigenschaften für einen starken Monarchen, er war auch lange Jahre ein sparsamer Mann. Er kam 1848 als siebzehnjähriger Jüngling auf den Thron und zeigte sich nach persischem Urteil in gereifteren Jahren als ein weiser und fester Regent, so daß er einigermaßen Ruhe und Ordnung in seinem Lande sicherte. Begünstigt von der damaligen wirtschaftlichen Lage, genoß Persien ein hübsches Maß von Wohlstand. Davon nahm der Schah natürlich einen ansehnlichen Zehnten für sich, und da er selbst nicht verschwenderisch lebte, so häufte er nach Art orientalischer Monarchen seine Schätze an. Große Beträge gemünzten Geldes, kostbare Juwelen und rohe Edelsteine, Goldbarren und unvergleichliche Raritäten wurden in den Gewölben des Palastes verwahrt. Der Wert von Nasr-Eddins Schatze wurde zu Zeiten von guten Autoritäten auf 4 Millionen Pfund Sterling (80 Millionen Mark) geschätzt, und das schien ganz und gar nicht übertrieben. In den letzten zehn Jahren scheint seine alte Sparsamkeit ihn verlassen zu haben, und da auch der Wohlstand seines Landes Einbuße erlitt, so fing er selbst schon an, von den aufgespeicherten Schätzen zu zehren. So kam es, daß, als er 1896 einem Mörder zum Opfer fiel, sein Sohn in seinen Erwartungen sehr enttäuscht war.

Die Erbfolge kostete Muzaffer-Eddin große Summen. Als er endlich fest im Sattel saß, war der Schatz in alle vier Winde zerstreut. Er ist ein gutmütiger, aber etwas schwacher Regent, der sich in der Wahl seiner Mittel leicht vergreift. Den Wert des Geldes kennt er wenig. Die Goldbarren und Kostbarkeiten fanden ihren Weg nach Europa, namentlich nach Rußland. Vieles verschwand in den Händen ungetreuer Diener, und als der Goldstrom aus dem Schatze versiegte, fingen die alten Praktiken der Unterschlagung und Bestechung wieder an. Die Truppen erhielten keinen Sold und wurden unruhig. Der Schah mußte zu Anleihen im Auslande seine Zuflucht nehmen. Nasr-Eddin hatte 1892 in England die ersten 500000 Pfund aufgenommen. Dann vollzog 1900 sein Sohn den Wechsel des Bankiers. Es blieb aber nicht bei den im Januar jenes Jahres aufgenommenen 22½ Millionen R. (50 Millionen Mark). In den drei Jahren sollen nominell 65 Millionen Mark durch die russische Banque d'Escomte, deren Direktor russischer Finanzagent war, in den persischen Staatsschatz geflossen sein, und zwar abgesehen von dem zur Tilgung der englischen Anleihe erforderlichen Betrage. Trotzdem ist der Staatsschatz leer; an Rückzahlung ist gar nicht zu denken. Wo das Geld geblieben, das ist nicht leicht zu sagen. Viel mag unterwegs hängen geblieben sein, viel haben auch die teuren Reisen mit großem Gefolge nach Europa gekostet. Doch erklärt das noch nicht alles. In seiner Hauptstadt, wo das meiste von dem geliehenen Gelde zur Verwendung gelangt, wo man Trambahnen, elektrische Anlagen 2c. baut, ist die Menge der Bevölkerung mit Muzaffer-Eddin zufrieden, wenn auch freilich einsichtige Perser bitter über die Verschwendung, die Verschuldung, die wachsende Abhängigkeit ihres Landes klagen. Indessen verfolgt, so schweigsam sie auch ist, die russische Politik beharrlich ihr Ziel, nämlich an den Indischen Ozean zu gelangen. Die Leidenschaft für immer eisfreie Häfen beherrscht die Gemüter mehr, als die Leute sich denken können, die sich fragen, ob Rußland — wir meinen das russische Reich selber — denn je einen Ein- oder Ausfuhrhandel über Häfen des Persischen Golfes zu treiben beabsichtige. Man kann sich schwer von dem Gedanken losmachen, daß auch politische Pläne im Spiel sind. Demgegenüber proklamiert England — nicht das offizielle England, aber die nahezu einmütige öffentliche Meinung mit entsprechendem Echo im Parlamente — daß der Persische Busen ein britisches Meer sei, daß England dort länger als ein Jahrhundert die Seepolizei gehandhabt und die Seeräuberei unterdrückt habe, als sich keine andere Flagge habe sehen lassen. Es werde an seinem Gestade „kein Port Arthur, kein Kiautschou aufkommen lassen". Es hat den am Eingange des Persischen Busens herrschenden Imam von Maskat mit kurzer Gewalt zur Raison gebracht, als er, obwohl seit langer Zeit britischer Pensionär, den Franzosen eine Kohlenstation eingeräumt hatte. Mit zähem Widerstande bekämpft England die deutsche Bagdadbahn, obwohl Deutschland zwischen Donau und Singapore gar keine politischen Pläne verfolgt. Der Mündung der Bagdadbahn in Koweit arbeitet England entgegen. Anscheinend hat es den dortigen Scheich Mabaruk dahin gebracht, jegliche türkische Autorität zu leugnen und sich nur auf seine alten Verträge mit England zu berufen. Es liegt auf der Hand, daß aus einem russischen

Kriegshafen, einer russischen Flotte in jenen Gewässern nicht viel werden kann, wenn eine englische Panzerflotte sich dem widersetzt. Aber ob Rußland sich nicht eine Konzession in dieser Richtung erzwingen kann, wenn es Indien mit einer Invasion bedroht, ist eine zweite Sache.

Diese für England immerhin mißliche Aussicht hat eine merkwürdige Gruppe russisch-englischer Publizisten veranlaßt, in englischen Zeitschriften, von denen nur der „Spectator“ und die von dem Sohne des ehemaligen englischen Gouverneurs in Helgoland, Maxse, herausgegebene „National Review“ genannt sein mögen, den Plan zu vertreten, England solle gutwillig Persien den Russen einräumen, damit es diese aus begehrlichen in freundliche, zufriedene Nachbarn Indiens verwandle. Die Spitze dieses Planes war gegen Deutschland gerichtet, dem die gemeinschaftliche Feindschaft beider Mächte zu teil werden sollte. Es ist längst klar geworden, daß das Projekt in England keinen Anklang gefunden hat. Zeitweilig schien die öffentliche Meinung zu schwanken; längst haben mit wenigen Ausnahmen die Blätter und Monatsschriften, die sich seiner angenommen hatten, wieder abgeschwenkt. Im Unterhause erklärten sich alle Redner einmütig dagegen. Auch die russische Presse hat es ablehnend behandelt.

Was Deutschland anbelangt, so steht es dem Wettkampf fern. Zwar unterliegt es keinem Zweifel, daß das Erscheinen russischer Zöllner am Persischen Golf, auf welchen staatsrechtlichen Verhältnissen es auch beruhen möge, die Zukunft des deutschen Handels dort unterbinden würde. Wie überall so können wir auch betreffs Persiens nur wünschen, daß solche Reiche unabhängig bleiben und nicht einem der Monstrezollgebiete einverleibt werden, als welche sich Amerika unter Vorherrschaft der Vereinigten Staaten und Asien unter russischer Klientel darstellen würden. Das englische Verhalten in Indien, das auf nahezu unbeschränktem Freihandel beruht und den deutschen Waren dieselben Bedingungen gewährt wie den britischen, macht einen ungleich günstigeren Eindruck. Doch reicht dieser Unterschied nicht aus, um uns veranlassen zu können, ein Bündnis mit England zur Verteidigung Persiens und des weit wichtigeren Indiens zu schließen. Gewiß sollen wir auch unsere Interessen in Asien berücksichtigen und danach klug und vorausschauend handeln, aber auch nach keiner Richtung das Kind mit dem Bade ausschütten. Paul Rohrbach hat vor einigen Jahren („In Turanund Armenien. Auf den Pfaden russischer Weltpolitik“) den Gedanken ausgesprochen, Deutschland möge sich der asiatischen Politik Rußlands zur Verfügung stellen und werde selbst seinen Vorteil dabei finden. Das verbietet sich durch vielerlei.

Aber auch die entgegengesetzte Politik, nämlich ein Bündnis mit England, hat ihre Befürworter; noch neuerdings erhebt Heinrich Vambéry, übrigens nicht Deutscher, sondern ungarischer Staatsangehöriger, seine Stimme dafür im Märzheft der „Deutschen Revue“. „Nur ein Einvernehmen zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reiche,“ sagt er, „kann das Gleichgewicht der europäischen Mächte in Asien herstellen.“ Für Deutschland frage es sich, ob es die Gegnerschaft Rußlands in Asien ganz allein besiegen wolle und könne, und ob es nicht zweckdienlicher sei, sich England anzuschließen.

Der Verfasser dieser Zeilen ist einer der nachdrücklichsten Warner vor der Verhetzung Deutschlands gegen England. Aber einem deutsch-englischen Bündnis steht er mit ganz gleicher Abneigung gegenüber. Schon die unbedingte Herrschaft wechselnder Unterhausmehrheiten in England entzieht jedem englischen Bündnis, es sei denn einem im Augenblick des Krieges sich vollziehenden, die Bürgschaft der Dauer. Ein Bündnis mit England würde unserem Lande die Last der Verteidigung Indiens und Persiens allein aufladen. Natürlich kann man Mittelasien an der Weichsel verteidigen, und natürlich würde man damit den Beifall Englands finden. Es würde seinerseits nur in Mittelasien und allenfalls durch seine Flotte engagiert sein, während Deutschland den Stoß Rußlands abzuwehren hätte — von dessen Bündnis mit Frankreich ganz zu schweigen. Der geringste Nachteil wäre noch der, daß wir uns zum Vorteil Englands den unauslöschlichen Haß unseres östlichen Nachbars zuzögen.

Deutschlands Stellung ist eine gegebene: gute Beziehungen nach beiden Seiten, aber auch freie Hand nach beiden Seiten. Friedliebend, aber für den Notfall auch bündnisfähig muß es dastehen und den Austrag der asiatischen Angelegenheiten den beiden Meistbeteiligten überlassen. Wohl ist es eine dringende Aufgabe, die durch populäre, aber unweise Leidenschaften verbitterten deutsch-englischen Beziehungen wieder auf ihren früheren Stand zu bringen, auch schon aus dem Grunde, um gegebenenfalls ein Bündnis — es ist ja nicht nur ein solches gegen Rußland denkbar — ad hoc, in einer die beiden Staaten gemeinschaftlich bedrohenden Krisis wenigstens möglich zu machen. Aber eine langfristige Allianz nach Art des Zwei- und Dreibundes ist ausgeschlossen. Einem solchen Phantom unsere traditionelle Freundschaft mit Rußland zu opfern, wäre unverzeihlich.

Entstehung und Bedeutung großer Vermögen.

Von
Richard Ehrenberg.

Das Haus Parish in Hamburg.

XI.

John Parish beendete die Niederschrift der Erinnerungen aus seinem Geschäftsleben am 29. Mai 1798 in seinem Landhause zu Nienstedten an der Elbe, das nun volle zehn Jahre lang (von 1797—1806) den äußeren Mittelpunkt seines Lebens bildete. Zumal in der ersten Zeit nach Aufgabe des Geschäfts überließ er sich dort ganz den Freuden des Landlebens. So bezog er 1797 das Landhaus schon am 4. März, nachdem er drei Tage vorher bereits neue Radieschen aus seinem Garten gegessen hatte; am 5. folgte Salat aus dem Mistbeete u. s. w. Er schlief draußen vorzüglich, was für ihn etwas ganz Neues war. Am 20. April hörte er die Nachtigallen in seinem Garten schlagen.

„Ihr sahet euren Vater" — so redet er wieder Henny und deren Gatten an, die damals bei ihm waren — „obwohl aufgewachsen im Geschäftstreiben, mit doppelter Wonne der Ruhe sich freuen und, im Schatten des Hollunderbaumes sitzend, den Handel und alles, was damit zusammenhängt, vergessen."

Außerdem entfaltete er, wie schon seit Jahren, eine großartige Geselligkeit und führte überhaupt das Leben eines großen Herrn, wie wir später sehen werden. Aber damit begnügt ein Mann vom Schlage John Parish's sich auch im Alter nicht auf die Dauer. Ohne nützliche Beschäftigung konnte er nicht leben. Nur nahm diese Tätigkeit jetzt einen neuen Charakter an: der hervorragende Praktiker verwandelte sich in einen Theoretiker und Lehrer von bemerkenswerter Eigenart. Daß er dazu besonders veranlagt war, erhellt schon zur Genüge aus Inhalt und Tendenz seiner Lebenserinnerungen. Vielleicht hatte er diese Anlage von seiner Mutter, einer rechten Cousine des großen Nationalökonomen Adam Smith, der ja auch in unmittelbarer Nachbarschaft von Leith, der Heimatsstadt Parish's, nämlich in Kirkcaldy, geboren war.

Die theoretisch-didaktische Tätigkeit John Parish's bestand erstens darin, daß er an der Hand selbstgefertigter Übersichten über seine Geschäftstätigkeit diese unter verschiedenen Gesichtswinkeln betrachtete. Zweitens gab er sich jährlich genau Rechenschaft über die Verwendung seines Reichtums und erörterte deren Zweckmäßigkeit. Drittens verfolgte er die geschäftliche Tätigkeit seiner Söhne mit lebhaftem Interesse und unterhielt sich mit ihnen über ihre Erfolge wie über ihre Fehlschläge, gab ihnen Lehren auf Grund seiner reichen Erfahrungen, ging aber auch auf die ihrigen ein. Endlich veranlaßte er seine Söhne und nahen Freunde, ihm namentlich auf Reisen über ihre Erlebnisse tagebuchartig zu berichten, offenbar um seine eigenen Erfahrungen daraus zu ergänzen. Kurz, sein geistiges Leben war reich an Anregungen, ohne daß der Zusammenhang mit der Praxis, mit seiner eigenen Vergangenheit unterbrochen wurde; im Gegenteil, gerade aus ihr flossen ihm die wichtigsten Anregungen zu. Ein Verfahren von weitreichender vorbildlicher Bedeutung! Wenigstens die Hauptergebnisse dieser eigenartigen Tätigkeit müssen wir kennen lernen.

Zunächst folgt hier eine Übersicht über die Ergebnisse der Geschäftstätigkeit John Parish's, eingeteilt in Perioden nach seinen eigenen Angaben. Sie umfaßt:

1. das Anwachsen seines Geschäftskapitals;
2. seine Ausgaben;
3. die im Geschäfte erlittenen Verluste;
4. den Rohertrag, der es ermöglichte, die Verluste und den Verbrauch zu decken und außerdem das Geschäftskapital dermaßen anwachsen zu lassen.

Kapitalzunahme. Für deren Berechnung teilt Parish seine ganze Geschäftstätigkeit in zwei Hauptperioden ein. In der ersten Hauptperiode (1756—1773) betrieb er das Geschäft eines Schiffslieferanten, eines „Taggarine“, wie er selbst es später wegwerfend bezeichnete. In den ersten sieben Jahren dieser Periode, von 1756—1762, vom vierzehnten bis zwanzigsten Lebensjahre, erzielte er — äußerlich — gar keine Erfolge; denn als sein Vater 1762 starb, erbte er nur 4000 Mark Banko, d. h. so viel, wie das Geschäftskapital schon 1759 betragen hatte. Dann erst machte sich ein Fortschritt bemerkbar. Aber ein wirklicher „Kaufmann“ wurde er erst 1774, in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, nachdem er das Schiffsgeschäft seinem Bruder überlassen hatte. Damit begann die zweite Hauptperiode, welche bis zum Jahre 1796 dauerte. Die Kapitalzunahme in diesen beiden Perioden und in ihren einzelnen Teilen ist aus der folgenden, von Parish selbst aufgestellten und von mir nur etwas ergänzten kleinen Tabelle ersichtlich:

(Siehe Tabelle nächste Seite.)

Die Ausgaben. Auf deren Einzelheiten wird nachher zurückzukommen sein. Hier folgen zunächst zwei Gesamtübersichten, die ebenfalls von Parish

Perioden	Jahresdauer und Charakterisierung der Perioden	Jährliche Durchschnittszunahme des Kapitals in den einzelnen Perioden ℳ	Gesamtzunahme des Kapitals in den einzelnen Perioden ℳ	Kapitalbestand am Schlusse jeder Periode ℳ
1756—1762	7 Jahre lang arbeitete P. als Knabe für sein Erbteil von	—	—	4 000
1763—1765	3 Jahre lang arbeitete er als Schiffslieferant allein	6 000	18 000	22 000
1766—1773	8 Jahre lang mit seinem Bruder George zusammen	3 000	24 000	46 000
1756—1773	18 Jahre lang zusammen als Schiffslieferant	2 300	42 000	46 000
1774—1779	6 Jahre lang als Kaufmann allein	18 000	110 000	156 000
1780—1789	10 Jahre lang mit Thomson zusammen	16 000	165 000	321 000
1790—1796	7 Jahre lang mit Möller zusammen	250 000	1 758 000	2 079 000
1774—1796	23 Jahre lang zusammen als Kaufmann	89 000	2 033 000	2 079 000
1756—1796	41 Jahre lang insgesamt	50 000	2 075 000	2 079 000

selbst herrühren. Die erste teilt den ganzen Zeitraum 1756—1796 in fünfjährige Perioden:

1756—1760	jährlich im Durchschnitt rund 4 000 ℳ	=	Bco.-ℳ 20 000
1761—1765	: : : : 6 000 :	=	: 30 000
1766—1770	: : : : 8 000 :	=	: 40 000
1771—1775	: : : : 12 000 :	=	: 60 000
1776—1780	: : : : 15 000 :	=	: 75 000
1781—1785	: : : : 20 000 :	=	: 100 000
1786—1790	: : : : 30 000 :	=	: 150 000
1791—1795	: : : : 48 000 :	=	: 240 000
1796	: : : : 150 000 :	=	: 150 000
Dazu die Kosten des Nienstedtener Landhauses nebst Ställen u. s. w.			: 72 000
	Gesamtverbrauch in 41 Jahren		Bco.-ℳ 937 000

Die zweite Tabelle schließt sich an die beim Kapitalzuwachs zu Grunde gelegten Perioden der Geschäftsentwicklung an:

1756—1773	= 18 Jahre, jährlich im Durchschnitt	7 000 ℳ	=	Bco.-ℳ 126 000
1774—1779	= 6 : : : :	14 000 :	=	: 84 000
1780—1789	= 10 : : : :	23 500 :	=	: 235 000
1790—1796	= 7 : : : :	60 000 :	=	: 420 000
		Nienstedten		: 72 000
				Bco.-ℳ 937 000

Geschäftsverluste. Hier beginnt Parish's Berechnung erst 1759 und faßt die ersten beiden Perioden zusammen:

1759—1779 = 20 Jahre, jährlich im Durchschnitt 4 250 ℔ = Bco.-℔ 85 000
1780—1789 = 10 „ „ „ „ 51 000 „ = „ 510 000
1790—1796 = 7 „ „ „ „ 240 000 „ = „ 1 450 000

Bco.-℔ 2 045 000

Roherträge. Auch für die Roherträge liegen zwei Übersichten vor, die aber nicht miteinander übereinstimmen. Ich gebe hier nur die eine wieder, welche wesentlich später als die andere aufgestellt und offenbar richtiger ist. Die kaufmännische Periode (1774—1796) mußte diesmal vorangestellt werden:

Perioden	Jahresdauer der Perioden	Gesamtertrag der Perioden			Jährlicher Durchschnittsertrag		
		im Kommissionsgeschäft (in commission)	im sonstigen Geschäft (in profits)	Zusammen	im Kommissionsgeschäft	im sonstigen Geschäft	Zusammen
1774—1779	6	106 800	151 200	258 000	17 800	25 200	43 000
1780—1789	10	434 800	511 200	946 000	43 500	51 100	94 600
1790—1796	7	1 171 000	2 423 300	3 594 300	167 300	346 200	513 500
1774—1796	23	1 712 600	3 085 700	4 798 300	74 500	134 100	208 600
1756—1773	18	—	—	470 000	—	—	26 000
1756—1796	41	—	—	5 268 300	—	—	128 500

Die Summe der in der ganzen Zeit verdienten Roherträge ist um etwa 200 000 Mark höher als die Summe des Kapitalzuwachses, des Verbrauchs und der Verluste. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Kapitalzuwachs sich nur auf John Parish's eigenes Kapital bezieht, nicht auf die seinen verschiedenen Teilhabern nacheinander ausbezahlten Kapitalien. Dies waren:

1773: 76 000 Mark an seinen Bruder George,
1789: 112 000 „ „ Thomson,
1796: 279 000 „ „ Möller,

zusammen 467 000 Mark, was wieder zu viel wäre. Auf der anderen Seite fehlen die eigentlichen Geschäftsunkosten, von denen jedenfalls nur ein kleiner Teil in den „Ausgaben“ enthalten ist. Sie können sehr wohl für die ganze Zeit einige hunderttausend Mark betragen haben. Sichtlich sind die Roherträge bei dieser Übersicht direkt aus den Büchern gezogen (im Gegensatz zu jener älteren, welche auf falschen Prinzipien aufgebaut war). Sonst wäre eine Einteilung der Erträge nach Hauptgeschäftszweigen unmöglich. Diese Einteilung zeigt, wie das Kommissionsgeschäft, namentlich in den letzten Jahren, an Bedeutung durch die sonstigen Geschäfte (Subsidienvermittlung, Truppentransporte u. s. w.) zurückgedrängt wurde, indes absolut ebenfalls steigende Erträge abwarf. Für diese letzten Jahre liefert Parish dann noch weitere Einzelheiten. Der Rohertrag der sieben Jahre 1790—1796 verteilt sich nämlich folgendermaßen auf die einzelnen Jahre:

	Kommissionsgeschäft		Sonstiges Geschäft	
1790	48 500	Bco.-ℳ	35 500	Bco.-ℳ
1791	73 000	"	142 000	"
1792	98 800	"	94 000	"
1793	128 400	"	82 500	"
1794	196 300	"	385 600	"
1795	451 000	"	1 331 200	"
1796	175 000	"	352 000	"
Zusammen	1 171 000	Bco.-ℳ	2 422 800	Bco.-ℳ

Wenn wir das letzte Jahr ausnehmen, weist das Kommissionsgeschäft eine regelmäßige Zunahme auf, während das sonstige Geschäft den größten Schwankungen unterworfen war.

Endlich noch etliche Einzelheiten der in den letzten beiden Jahren erzielten Roherträge:

	1795		1796	
Kommissionsgeschäft	451 000	Bco.-ℳ	175 000	Bco.-ℳ
Zinsen	116 000	"	157 000	"
Wechselgeschäfte	137 000	"	12 000	"
Englische Anleihe	—	"	17 000	"
Transportgeschäft	837 000	"	—	"
Assekuranzgeschäft	—	"	20 000	"
Waren und Sonstiges	241 000	"	147 000	"
	1 782 000	Bco.-ℳ	528 000	Bco.-ℳ

Diese Rückblicke auf die Ergebnisse seiner Geschäftstätigkeit gaben Parish Stoff zu anregenden Betrachtungen. So machte er seine Söhne aufmerksam auf die gewaltigen Schwierigkeiten, mit denen er namentlich im Anfange seiner Laufbahn zu kämpfen gehabt hatte:

Ich war erst vierzehn Jahre alt, als ich in Hamburg anlangte, in einem fremden Lande. Im Alter von zwanzig Jahren verlor ich schon meine Eltern. Keinen Christenmenschen gab es damals, den ich hätte um ein Darlehn ansprechen können; nur meine Freunde, die Juden. Welche Aussicht hatte ich zu jener Zeit, dereinst auf meinem Rücken zwei Millionen mit fortnehmen zu können?

Und an einer anderen Stelle:

Offen sei es gesagt: Vom Anfang bis zum Ende überstiegen meine Unternehmungen meine Mittel derart, daß man stets von mir hätte sagen können, ich sei „ein bedürftiger Mann"; für mich hatte das Geld stets doppelten Wert; viele Jahre lang mußte ich mir alles, was ich im Haushalt verbrauchte, zu Wucherzinsen oder durch eine übermäßige Wechselzirkulation verschaffen.

Wodurch, so fragt er, wurde es der Firma Parish & Co. möglich, in den letzten Jahren ein Geschäft durchzuführen, von einem Umfange, wie ihn damals kein anderes Haus Europas betrieb? Seinen eigenen Fähigkeiten möchte er das Verdienst an dem glänzenden Erfolge nicht zuschreiben; vielmehr weist er hin auf seinen Mangel an elementarer Geschäftsbildung, auf seine lange Krankheit. Bescheiden meint er, daß viel Glück dabei gewesen sei; er habe nur verstanden, „Heu zu machen, solange die Sonne schien". Aber, so fährt er fort, wie war es überhaupt möglich, Geschäfte zu bewältigen, die z. B. 1795 sich durchschnittlich in jeder Woche auf drei Millionen beliefen?

Diese Frage kann, glaube ich, so beantwortet werden: es war die vollendete Organisation des Geschäfts, die unablässige Anstrengung von Prinzipalen und Gehilfen in der Erfüllung der geschäftlichen Pflichten, die Aufrechterhaltung strengster Ordnung in jedem Teile des Geschäfts, ohne daß selbst die untergeordneten Einzelheiten des Kontorbetriebes den Augen des Chefs entgingen; nicht zu vergessen: der frühzeitige Beginn aller geschäftlichen Arbeiten, die stets mindestens um eine Stunde den Aufgaben voraneilten.

Daran knüpft Parish eine förmliche Abhandlung über den Wert der Zeit für den Kaufmann auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit. Zu dem Zweck stellt er folgende Berechnung an:

Könnte man annehmen, so meint er, daß er mit seinem Personal im Jahre 1795 volle 365 Tage Tag und Nacht gearbeitet hätte, so käme auf jeden Tag 4880 Mark, auf jede Woche 34 000 Mark Rohertrag. Aber ein Kontor sei weder eine Wind- noch eine Wassermühle und könne nicht Tag und Nacht betrieben werden; man müsse vielmehr die Zeit abziehen, in der der Kaufmann schlafe, sein Weib küsse (oder auch das seines Nachbarn), esse, trinke, sich erhole. Für dies alles rechnet er zwölf Stunden täglich; in den übrigen zwölf Stunden könne der Mensch gut arbeiten; seine tatsächliche Arbeitskraft überstiege noch diese Zeitdauer. Ferner wird für jede Woche ein Sonntag und ein halber Feiertag abgezogen. Das ergibt in jeder Woche 66 Stunden, im Jahre 3432 Stunden Arbeitszeit. Legt man sie zu Grunde, so entfällt auf jede Stunde des Jahres 1795 ein Rohertrag von 519 Mark, auf jede Minute von 8 Mark 10 Schillingen; „in diesem Tempo arbeitete die Deichstraßenmaschine während des ganzen Jahres 1795."

Für die letzten sieben und für die letzten dreiundzwanzig Jahre seiner Geschäftstätigkeit berechnet Parish folgenden Rohertrag:

	1774—1796	1790—1796
wöchentlich . . .	4020 Mark	9800 Mark
täglich	550 „	1400 „
stündlich	60 „	150 „

Zwar, so fügt er hinzu, solle man sich davor hüten, den Geldwert der Zeit zu überschätzen, aber viel schlimmer sei doch die neuerdings bei den „Gentleman Merchants" einreißende Zeitverschwendung:

Die Neuerung von Posttag-Diners, die Verspätung der Börsenzeit, des Schlafengehens und des Wiederaufstehens, die Anwendung eines Teils der übrigen Zeit auf Bagatellen — alles das blieb der neuen Generation vorbehalten, mit ihrem Systeme spekulativer Handelsphilosophie. Ihr Zweck kann nur der sein, den Lebemann mit dem Geschäftsmann zu verschmelzen — ein Widerspruch in sich — und die am Wege hängenden Trauben selbst vor ihrer Reife zu kosten, auf die Gefahr hin, sich schwere Verdauungsstörungen zuzuziehen. Wenn ein solcher „Man of pleasure Merchant" stets eine Berechnung des Wertes der Zeit nach Art der meinigen vor sich hätte, so würde er sich oftmals scheuen, liederlich mit der seinigen umzugehen. Möchten doch alle Geschäftsleute den Wert der Zeit früh zu schätzen lernen, als eine elementare Grundlage ihrer Berufstätigkeit! Wenn selbst dann noch ein solcher Mensch in jenen Fehler verfiele, so wäre allerdings Hopfen und Malz an ihm verloren.

Dieser Abhandlung wollte Parish noch eine zweite folgen lassen „über die Ordnung im Geschäftsbetriebe". Dazu ist es allerdings nicht gekommen, doch ist reiches Material zu einer solchen Abhandlung enthalten in Parish's — jetzt zu besprechender — Kritik der Geschäftsführung seiner Söhne, die auch seine Betrachtungen über die eigene Geschäftstätigkeit veranlaßt hat. Wir haben hier zwei wichtige Arten der Verwertung von Erfahrungen vor uns: ihre unmittelbare Übertragung auf andere (hier auf die Söhne) und eine mittelbare Übertragung, welche zunächst aus den Erfahrungen allgemeingültige Ergebnisse zu gewinnen sucht. Parish's Abhandlung über „den Wert der Zeit" ist ein interessanter Versuch der letzteren Art, ein Versuch, der keineswegs als mißlungen anzusehen ist. Es ist der Anfang einer wissenschaftlichen Verwertung privatwirtschaftlicher Erfahrungen.

XII.

Von den Söhnen Parish's traten, wie wir schon wissen, die beiden ältesten, John und Richard, mit Beginn des Jahres 1797 an die Spitze der neuen Firma Parish & Co. Der Vater bezahlte jedem von ihnen 50000 Mark Banko auf Rechnung ihrer Erbteile aus. Diese 100000 Mark bildeten das eigene Geschäftskapital. Dazu kamen 300000 Mark, welche der Vater gegen Zins der Firma vorstreckte. Außerdem genoß letztere den vom Vater erworbenen unbeschränkten Kredit in der ganzen Handelswelt. Den größten Teil des eigenen Vermögens zog der Vater aus dem Geschäfte, — eine Maßregel, die er nicht nur im eigenen Interesse, sondern auch in dem seiner Söhne für nötig hielt: zunächst im Interesse von John und Richard, die sonst zu noch größeren Unvorsichtigkeiten veranlaßt worden wären, als sie tatsächlich begingen, ferner im Interesse der noch minderjährigen Söhne George, David und Charles, deren Erbteile auf solche Weise sichergestellt wurden. Einer von diesen letzteren sollte später als Teilhaber ins Geschäft eintreten. Inzwischen wurde ein Drittel des Gewinns für das Konto „Minorenne Söhne" reserviert und nur der übrige zwischen John und Richard geteilt.

Die ersten zwei Jahre verliefen außerordentlich glänzend. Alles, was die jungen Leute anfaßten — und sie faßten sehr viel an —, gelang über Erwarten. Auch im dritten Jahre (1799) dauerte diese Periode des „Sonnenscheins" noch insofern an, als das eigene Geschäftskapital der beiden Teilhaber, das Ende 1798 von 100000 auf 536000 Mark angewachsen war, am Ende des folgenden Jahres nach den Geschäftsbüchern 815000 betrug, was freilich — wie sich später herausstellte — den Tatsachen nicht entsprach. Der Vater freute sich von Herzen über diese Ergebnisse, schrieb indes mit vollem Rechte einen großen Teil davon der bis in das Jahr 1799 hinein für ganz Hamburg ausnehmend günstigen Konjunktur zu. Schon Ende 1798 warnte er väterlich, ernst und nachdrücklich vor zu weitgehendem Vertrauen, vor Erschlaffung des Geschäftsgeistes und vor übertriebenem Luxus.

Die Jahre 1792—1798 waren eine der glänzendsten Perioden, welche der Hamburger Handel je erlebt hat. Büsch hat diese Periode genau beschrieben

und analysiert [1]). Ich muß einstweilen auf ihn verweisen. Durch die unerhörte Gunst der Konjunktur ließ sich namentlich die jüngere Geschäftswelt zu einem Taumel bedenklichster Art verführen, an dem die jungen Parish's in erster Linie sich beteiligten. Es wurde ihnen alles zu leicht gemacht. Die Erfahrungen, welche der Vater so teuer in vierzigjähriger Arbeit erkauft und die er ihnen rückhaltlos mitgeteilt hatte, wurden in den Wind geschlagen. Der vom Vater ererbte schrankenlose Kredit wurde maßlos ausgebeutet. Die ebenfalls vom Vater ererbte, damals in Hamburg allgemein um sich greifende Neigung zum üppigen Leben wurde von den jungen Parish's auf die Spitze getrieben. Die Warnungen des Vaters wurden nicht beachtet.

Als dann im Jahre 1799 ein scharfer Umschlag erfolgte und daraus sich eine schwere, schleichende Krisis entwickelte, drängte sich dem Alten schließlich die unbedingte Notwendigkeit auf, eine genaue Untersuchung der Lage des Hauses vorzunehmen. Von den beiden damaligen Chefs des Hauses war nur Richard anwesend, während John sich auf einer langen Reise in England und Frankreich befand. Die Untersuchung begann im November 1801 und dauerte länger als ein halbes Jahr. So verwickelt war die Lage des Hauses! Mit Aufgebot aller ihm verbliebenen Kraft arbeitete der Alte zusammen mit Richard an dieser schwierigen, peinlichen Untersuchung; voll Kummer und Zorn dachte er an sie Tag und Nacht. Mit allen Mitteln der Kritik, der Autorität, der Liebe und Güte, wie der Strenge suchte er seine Söhne dahin zu bringen, daß sie den Ernst der Lage erkannten und sich von der Notwendigkeit einer gründlichen Reform überzeugten. Als Beweise dieser seiner Bemühungen sind uns noch zahlreiche seiner langen Briefe und Aufstellungen erhalten. Nur einiges daraus kann hier mitgeteilt werden. Der Gesamtinhalt, der nach den verschiedensten Richtungen hohes Interesse beansprucht, wird vielleicht an einer anderen Stelle veröffentlicht werden können.

Der erste Vorwurf, den der Vater gegen die Söhne erhob, bestand darin, daß sie den gebahnten Weg ihres Geschäftsbetriebes verlassen und sich auf *Spekulationen* in Waren eingelassen hätten, von denen sie nichts verständen. Sie hatten große Posten Kaffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, Getreide u. s. w. auf Spekulation gekauft, woran sie schließlich über 300 000 Mark Banko verloren. Richard wandte ein, die Spekulationen seien gut angelegt gewesen; die Katastrophe von 1799 hätte man ebensowenig voraussehen können wie andere unglückliche Zwischenfälle. Darauf antwortet der Vater:

Was Du sagst, erinnert an das, was ich selbst über ähnliche Geschäfte von mir früher gesagt habe. Du hast alles gelesen, und ich wünschte nur, daß mein Lehrgeld Dir das Deinige erspart hätte. Du warst nicht, gleich mir, in eine weite Welt des Geschäfts hinausgestoßen, nicht genötigt, Dir den Weg aus Mangel an Leitung im Dunkel tastend zu suchen. Ich rannte mit dem Bugspriet meiner kleinen Barke gegen jedes unentdeckte Eiland, und ich hatte Mühe, mein Verfahren in solchen Fällen zu rechtfertigen. Wiederholte Enttäuschungen bei fast allen meinen spekulativen Abenteuern beugten meinen Stolz und brachten mich zu der Über-

---

[1]) Geschichtliche Beurteilung der am Ende des 18. Jahrhunderts entstandenen großen Handelsverwirrung. 1800. (Schriften, Bd. VII, S. 267 ff.)

zeugung, daß das Schicksal auf diesem Wege mir entschieden feindlich war, während mein reguläres Geschäft sich günstig entwickelte. Ich habe daraus folgendes geschlossen: Für den tätigen Betrieb eines Kommissionsgeschäftes ist so viel Aufmerksamkeit, Kraft und Zeit erforderlich, daß außergewöhnliche Nebengeschäfte notwendigerweise überstürzt unternommen werden müssen, denn auch sie erfordern natürlich Zeit und Kraft zum Nachdenken über Gewinnaussicht und Risiko. Kommissionsgeschäft und Spekulation lassen sich nicht miteinander vereinigen. Eins von beiden muß unbedingt leiden.

Der zweite Vorwurf des Vaters richtete sich gegen die viel zu großen und kritiklosen Kredite, welche die Söhne ihren Geschäftsfreunden eingeräumt hatten, namentlich gegen die viel zu weitgehende Acceptierung von deren Tratten auf Grund von Warenkonsignationen, d. h. meist von Spekulationen dieser Geschäftsfreunde. Da die Preise der verpfändeten Waren seit 1799 immer mehr zurückgingen, und eine wachsende Zahl der Schuldner zahlungsunfähig wurde, so ergaben sich hieraus für Parish & Co. enorme Verluste, welche der Vater im Juli 1802 auf über 500 000 Mark Banko schätzte; sie mußten abgeschrieben werden. Richard gab zu, daß in dieser Hinsicht gesündigt worden sei, und schob nur einen Teil der Schuld dem Vater zu, der vorübergehend dem Geschäfte große Summen geliehen hatte, deren nutzbringende Verwendung nur auf solche Weise möglich gewesen sei.

Der Vater tadelte die Kapitalverwendung noch unter einem anderen Gesichtswinkel: Das ganze für den Geschäftsbetrieb zur Verfügung stehende Kapital betrug rund 1½ Million. Davon war die Hälfte fremdes Kapital, das ansehnliche Zinsen fraß, und auf das nicht unbedingt gerechnet werden konnte. Fast eine Million war dagegen in zweifelhaften Ausständen auf unbestimmte Zeit festgelegt, das übrige auf andere Weise, so daß eigentlich fast gar kein Betriebskapital mehr vorhanden war. Nach einer anderen Berechnung ergab sich sogar schon ein Defizit an Betriebskapital, d. h. die Kapitalverfügungen hatten die verfügbaren Mittel schon erheblich überschritten, und wenn so weiter gearbeitet wurde, mußte noch immer mehr fremdes Kapital aufgenommen werden.

Es war auch Unordnung im Geschäftsbetriebe eingerissen. Als der Vater seine Untersuchung eben begonnen hatte und eines Tages seine Söhne George und Charles, die als Gehilfen im Geschäfte arbeiteten, sprechen wollte, war der eine gegen sein Versprechen abwesend, der andere am Pulte eingeschlafen:

> Ist das ein Teil meiner Nachkommenschaft! Wie muß sie dann degeneriert sein! Heigh ho! ay! and heigh ho again! Ist es zu verwundern, daß alles zum Henker geht?

So stand es mit dem ganzen Kontorpersonal:

> Als ich jüngst zufällig ins Kontor kam, fiel mir die allgemeine Lässigkeit der Leute auf. Die Morgenstunden verstrichen, bevor alle da waren. Nachmittags, wenn Du (Richard) fortwarst, fand ich im langen Zimmer mehr als einmal nur einen vereinsamten Leuchter als Wachtposten vor. Mich überschlich ein fatales Gefühl: Wo mögen die jungen Leute stecken? Sicher bummeln sie und sind liederlich. Das kostet Geld; sie sind alle arm wie die Ratten. Laß sehen! Ich schlug

ihre Konten auf: Da zeigte sich, daß jeder von ihnen offenbar so viel Geld bekommen hatte, wie er haben wollte.

Sie hatten zusammen 25000 Mark Banko erhoben, während ihr gesamtes Jahresgehalt nur 13500 Mark betrug und ihre Arbeit zum Teil ein Jahr lang rückständig war! Dieser letzte Punkt wurde von dem Alten besonders scharf gerügt:

Du mußt es als unbedingte Notwendigkeit für jeden Kaufmann empfinden, daß seine Bücher vollständig à jour sind. Es mußte mich mit Entrüstung erfüllen, daß Eure Buchhalter sich so schmählich im Rückstande befinden. George mußt Du zwingen, sechzehn Stunden täglich zu arbeiten, bis er das Versäumte nachgeholt hat. George ist ein tüchtiger Arbeiter. Aber wenn ein solcher einmal ins Faulenzen gekommen ist, bedarf es der Strenge. Wenn Du ihn liebst, so nötige ihn, Dir zu gehorchen, ohne auf seine Klagen zu achten. Hat er seine Pflicht getan, so belohne ihn nach Verdienst. Vor allem muß die Kontorarbeit morgens früh beginnen.

Aufmerksamkeit auf die Einzelheiten des Geschäftsbetriebes predigt der alte, erfahrene Geschäftsmann immer wieder seinen Söhnen und vor allem Sparsamkeit mit der Zeit, der „kostbaren Zeit“. Hier liegt die Wurzel des Übels:

Ich kann nicht umhin, hier von jener Gewohnheit zu sprechen, die sich in unserer jungen Geschäftswelt eingeschlichen hat, vom „Posttag-Diner“. Ich weiß, wie man es entschuldigt. Aber ich nenne es eine „Entheiligung der Geschäftszeit“. Ich kann Dir nicht verhehlen, Richard: wenn ich an solchen Tagen die müßige Menge rund um Deine Tafel sah, so zog sich mir das Herz zusammen. Ich weiß, was ein Posttag bedeutet. Niemand kann die Arbeit eines solchen Tages rascher erledigen, als ich es früher tat; aber ich erkläre Dir auf Ehre, daß ich selten eine Stunde übrig hatte, von morgens früh bis spät spät in die Nacht. Folge meinem Beispiel; es ist das Beste, was ich Dir vererben kann.

Richard betrachtete diese Dinge nicht als so wichtig wie der Vater, sondern als bloße „Kleinigkeiten“. Die „Posttagdiners“, meint er, beurteilt der Alte zu hart:

Auch für mich sind sie keine Annehmlichkeit; aber bedenke: an drei Tagen in der Woche komme ich zum Essen zu Dir hinaus. Wollte ich alle, die Einführungsbriefe an das Haus haben, an einem bestimmten Tage bei mir empfangen und bewirten, so würden die Leute das nicht als ausreichend betrachten. Viel hängt ab von der Art, wie die Fremden empfangen werden; es muß gastfrei geschehen. Ich habe mein Essen so arrangiert, daß ich drei oder vier immer ohne Unbequemlichkeit mitbringen kann. An meinem Posttage kann ich sie nach Tisch verabschieden, und selten wird es später als fünf Uhr, daß ich mich an mein Pult setzen kann, obwohl wir nicht viel vor vier Uhr zu Tische gehen.

Dagegen erkennt der Sohn an, daß die Nichteinhaltung der Geschäftsstunden durch das Personal ein Übel sei, und verspricht, es durch einen strengen Ukas zu bessern.

Ein großer Raum in der Kritik des Vaters ist dem übermäßigen Verbrauch der Söhne gewidmet. Von den Einzelheiten später. Hier seien zunächst nur wieder die Summen aufgeführt, welche die beiden ältesten Söhne in den fünf Jahren 1797—1801 verbrauchten, nämlich:

John durchschnittlich jährlich für seinen Privatbedarf	31 000 ℳ
Richard „ „ „ „ „	14 000 „
Dazu Haushaltskosten durchschnittlich jährlich . . .	17 000 „
Macht zusammen im Jahre	62 000 ℳ

oder zusammen in den fünf Jahren über 300 000 Mark.

Auf der anderen Seite brachten diese Jahre dem Hause sehr bedeutende Roherträge, nämlich:

1797:	211 806	Zusammen 1 372 390 Mark Banko.
1798:	251 197	
1799:	341 124	
1800:	433 684	
1801:	134 579	

Diese Erträge entstammten größtenteils dem regelmäßigen Kommissionsgeschäfte, dem Zinsen- und Wechselkonto. Dazu kamen dann noch Ersparnisse am Delcrederekonto (Reserven für laufende Engagements). Zusammen betrugen die Roherträge rund 1½ Million Mark Banko.

Das war gewiß eine stattliche Summe. Aber nach Abzug der Verluste, der Kosten und des Verbrauchs blieb davon nur folgendes Geschäftskapital übrig:

1797:	255 700 ℳ	1799:	730 000 ℳ	1801:	553 300 ℳ
1798:	477 600 „	1800:	678 000 „	1802:	558 000 „

Es fand also in den vier Jahren 1799—1802 eine wesentliche Vermehrung des eigenen Geschäftskapitals tatsächlich nicht statt. Immerhin betrug dieses, wie Ende 1798, mehr als das Fünffache des Kapitals, mit dem die „zweite Auflage“ der Firma zu Anfang 1797 ihren Betrieb begonnen hatte. Nur die in den Jahren 1799—1802 verdienten Summen — fast eine Million — waren größtenteils wieder verloren gegangen.

Der Kredit des Hauses litt in der ganzen Zeit nicht im geringsten. Die Partner waren sowohl an der Hamburger Börse wie auswärts beliebt; ihre Geschäftsgewandtheit und ihre Ehrenhaftigkeit waren unbezweifelt. Der Vater hob dies alles selbst wiederholt hervor, und dennoch hielt er die Lage des Hauses für sehr gefährlich:

Wenn es herauskommen sollte, daß das Haus trotz der gewaltigen Kapitalien, die man bei ihm voraussetzt, in seinen Kapitalverfügungen gelähmt ist, — wie wird es dann mit seinem Kredite, diesem unschätzbaren Juwel unseres Berufes, aussehen? Der Kredit eines Kaufmanns muß so sorgsam behütet werden wie die Tugend einer Vestalin. Nicht der leiseste Verdacht darf sich zeigen, sonst ist die Beschaffenheit des Juwels schon verschlechtert.

Und dem fernen ältesten Sohne redete er folgendermaßen ins Gewissen:

Ich habe den Verlust von Millionen ohne Murren getragen. Aber das Entsetzen, welches ich empfand in Zeiten, als der Kredit meines Hauses gefährdet war, und als ich jeden Nerv anspannte, um ihn zu retten, das Gefühl ist mir noch so frisch im Gedächtnis, daß ich glauben müßte, meine Pflicht als Vater, ja, schon als Freund zu verletzen, würde ich nicht in dieser Stunde (es ist Mitternacht), und während Du vielleicht auf ganz andere Art beschäftigt bist, Dir die Lage des Hauses deutlich vor Augen stellen.

Überhaupt wurde der Vater nicht müde, den Söhnen immer wieder seine schweren Sorgen ans Herz zu legen:

Man hat mir gesagt, daß ich junge Leute in jetziger Zeit nie dahin bringen würde, meinen altfränkischen Grundsätzen zu folgen. Das könnte einen Vater entmutigen, der seine Familie weniger liebt als ich. Aber solange nur noch eine Spur von Hoffnung bleibt, werde ich furchtlos bei einem Beginnen verharren, zu dem mich jede Empfindung eines Vaters treibt; und wenn zwanzig bei solchem Beginnen gescheitert sind — mich wird das nicht schrecken in der Erfüllung meiner Pflicht. Ich will mich nicht dem Selbstvorwurf aussetzen, in der Wahrnehmung meiner höchsten, teuersten Interessen lau gewesen zu sein.

Namentlich mit John hatte er viel zu schaffen. Dieser war bei Beginn der Untersuchung in London, dann in Paris. Er beschäftigte sich mit Einbringung zweifelhafter Ausstände und mit der Anknüpfung neuer Verbindungen, führte aber dabei ein lustiges Leben und berichtete zwischendurch dem Vater auch über politische Vorgänge; von diesen Berichten ist nichts erhalten, wohl aber die eine oder andere Erwiderung des Vaters; so z. B. eine Äußerung desselben vom 30. Dezember 1801:

Alles in allem scheint es, daß nur die Namen der dort (in Paris) handelnden Personen sich geändert haben. Möller (der damals auch dort war) sagt: für einen vergnügungssüchtigen jungen Mann bietet Paris viel, für einen Kaufmann nichts. B. (Bonaparte) ist kein Freund der Bankiers, und das einzige Geschäft, das dort gut geht, ist Wucher und Stockjobberei, wobei 18 Prozent Zinsen verdient werden. Dies kann nicht dauern; aber mittlerweile lähmt es die Geschäfte der französischen Rheder mit Westindien. Sie suchen jetzt hier bei uns finanzielle Unterstützung, aber mit wenig Erfolg, so daß wohl einige Zeit vergehen wird, bevor die „Bürger" in der Geschäftswelt eine Rolle spielen werden. Man kann alles mögliche aus einem Franzosen machen, aber keinen Kaufmann oder doch keinen solchen, mit dem ich zu tun haben möchte.

Und etwas später:

Ihre Bankiers, ihre Art der Lebensführung — alles wirkt dahin, sie desjenigen Kredits zu berauben, um den es einem Bankier hauptsächlich zu tun sein muß. Der Reichtum ist in den Händen einer kleinen Zahl, einer neuen Klasse, die ihn in maßlosem Luxus und ohne die Eleganz der Vorgänger vergeudet.

Der Vater suchte den Sohn wiederholt zur Rückkehr zu veranlassen. Doch der wollte lange Zeit nicht hören und antwortete kaum auf die väterlichen Ermahnungen, die infolgedessen immer schärfer wurden:

Ich habe lange genug beobachtet, wie Du lebst, um mich noch darüber täuschen zu können, daß alles, was ich sage, Dich nicht zur Vernunft zurückbringen kann. Es scheint mir (und nicht mir allein; die Welt ist nicht blind), daß die Passionen, denen Du seit Jahren die Zügel schießen läßt, Dich jetzt vollkommen unterjocht haben und mit dem Verstande nichts mehr dagegen auszurichten ist. Die Welt wird die Achseln zucken und lachen. Deinem Vater aber verzehrt es das Lebensmark und vergiftet ihm das, was die Stütze seines Lebens sein sollte. Die gütige Vorsehung beglückte mich mit einer vielversprechenden Familie. Ich erzog Dich zum Kaufmann und gab Dir das Beispiel eines solchen. Ich verhehlte Dir nichts, und frühzeitig machte ich Dir Platz. Kaum je hat ein junger Mann unter so günstigen Bedingungen sein Leben begonnen. Aber Dir gefiel das Dasein eines Kavaliers besser als dasjenige eines Kaufmanns. Tafelfreuden und Sport wurden Deine Lieblingsbeschäftigungen. Lege die Hand aufs Herz: ist es nicht so? Und glaubst Du, mitten in der Geschäftswelt könne derartiges unbemerkt bleiben?

Der Vater wollte nicht daran glauben, daß einer seiner Söhne dem Eigensinn, dieser „grünäugigen Sünde“, verfallen sei, und nachdem Richard schon früher ihm zugestimmt hatte, drang er endlich auch bei John durch. Die aus Zorn und inniger Liebe gemischte Sprache seiner Briefe, die Wucht seiner Argumente tat ihre Wirkung:

Daß die starke Ausdrucksweise meiner Briefe bei Dir gemischte Empfindungen hervorgerufen hat, ist sehr natürlich. Wenn der Geist mit einer Sache beschäftigt ist und dann plötzlich veranlaßt wird, sich mit einer anderen, ganz verschiedenartigen zu beschäftigen, so hängt für die Aufnahme dieser Anregungen viel davon ab, in welchem Zustande sich die Sinne befinden. Der Magen ist nicht immer disponiert, Medizin anzunehmen, und die Kunst des Arztes ist nicht imstande, diese schmackhaft zu machen; es ist der Gipfel der Quacksalberei, die Ingredienzien so künstlich zu mischen, daß von der Wirkung schließlich nichts übrig bleibt; ich will nicht als Quacksalber betrachtet werden, am wenigsten von meinem Sohne, dessen Glück das meinige in solchem Maße bestimmt. Meine Medizin, liebster John, wurde Dir in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit verabreicht; zuerst revoltierte Dein Magen; aber je mehr das Fieber nachließ, um so mehr verschwand auch Dein Widerwille; und jetzt sagst Du mir ein Wort, daß mich freudig ergreift: ‚Vater, ich bin jetzt vollständig Deiner Meinung in allen Hauptpunkten.‘

Vor allem verlangte der Vater, die Söhne sollten so lange jede andere Beschäftigung beiseitelegen, bis die Verhältnisse des Hauses geordnet seien; dieser Aufgabe sollten sie sich mit aller Kraft widmen, sollten ihre eigenen Geschäftsstunden verdoppeln, überhaupt zunächst wieder *ausschließlich Geschäftsleute* werden. Ferner sollten sie sich wieder richtige Gefühle für den *Wert des Geldes* anschaffen:

Der Gebrauch oder der Mißbrauch des Geldes ist es, was seinen inneren Wert ausmacht. Je größer das Kapital wird, welches Eurer Verfügung anvertraut ist, um so nötiger wird es auch, daran zu denken. Wenn Ihr dies auch nur im geringsten vernachlässigt, so entfliegt es Euch wie Luft.

Der Vater drang sodann darauf, daß die „verdorrten Zweige des Baumes“ abgehauen, die verlustbringenden Geschäfte und Verbindungen entschlossen beendigt, die dabei erlittenen Verluste rücksichtslos abgeschrieben werden müßten. Ferner verlangte er Verringerung der Ausgaben, der privaten wie der geschäftlichen, Neuorganisation des Kontors, Einschränkung der Umsätze, namentlich der Spekulationen und der Wechselaccepte, teilweise Abzahlung der im Geschäfte steckenden fremden Kapitalien, kurz, eine Reform an Haupt und Gliedern.

Die eben erwähnten fremden Kapitalien waren größtenteils von dem alten Parish selbst dem Geschäfte vorgeschossen worden. Als er sie jetzt zum Teil zurückforderte, motivierte er das auch damit, daß er seine Tage in Ruhe beschließen wolle. Sein Vermögen betrug zwar nominell zwei Millionen, davon war aber noch lange nicht die Hälfte sicher angelegt; etwa ein Drittel hatte er neuerdings wieder ins Geschäft gesteckt. Sein Einkommen war auf 40 000 Mark zurückgegangen. In dieser Höhe wollte er es wenigstens vor weiteren Wechselfällen sichern. Er fühlte sich müde und angegriffen von dem in den letzten Monaten Durchgemachten; er sehnte sich mehr denn je nach einem behaglichen, von Aufregungen freien Leben.

Die Söhne erkannten die Berechtigung dieses Wunsches in liebevollen Ausdrücken an, und die ganze lange, an Bitterkeiten auf beiden Seiten reiche Erörterung endigte damit, daß die Söhne sich den väterlichen Reformvorschlägen fügten, daß aber der Vater sich seitdem weiterer Einwirkungen auf die Geschäftstätigkeit der Söhne enthielt. Das Konto der „Minorennen Söhne" wurde geschlossen, Charles trat als Teilhaber ein, während George und David andere Wege einschlugen.

In dem Kampfe zwischen Vater und Söhnen war oftmals die Rede von dem „alten System" und von dem „neuen System" des Hamburger Handels. Letzteres nennt der Vater auch „System der Experimentalphilosophie im Handel"; er bezeichnet es ferner als „die neuerfundene Doktrin" und spricht davon, daß „die Beschleunigung der Zirkulation" den Hauptinhalt des neuen Systems bilde. Wenn wir damit einige Bemerkungen Büschs zusammenhalten[1]), so ergibt sich als ziemlich gewiß, daß die junge Hamburger Geschäftswelt ihre kavaliermäßige Art der Geschäftsbehandlung, ihre gewagten Spekulationen und ihre Geldbeschaffung durch Wechselreiterei auf ähnliche Weise gerechtfertigt hat, wie dies schon ein Jahrhundert früher John Law getan hatte. Dagegen sind wir über „das alte System" durch Parish vollkommen unterrichtet:

Die alte Schule lehrte unsere Jugend, daß, wer ein Kaufmann werden wollte, geduldig die „Kontorquälerei" (drudgery of the counting-house) durchmachen und zunächst jeden Zweig des Geschäftsbetriebes bis zur Meisterschaft erlernen mußte, daß — mochte seine soziale Lage wie auch immer beschaffen sein — er als Lehrling die Pflichten eines solchen genau zu erfüllen hatte, daß sogar seine Haltung den Stempel dieser seiner Stellung aufweisen mußte. Die alte Schule verlangte von dem Chef, der seine Schuldigkeit tun wollte, daß er ein wachsames Auge auf die jungen Leute haben und beim ersten Zeichen des Ungehorsams einschreiten mußte. Erinnert Euch der Zeit, als mein Personal aus Leuten der verschiedensten Herkunft bestand, vom Sohne eines Schneiders bis hinauf zum Sohne eines Bürgermeisters. Als der letztere vornehm zu tun anfing, setzte ich ihn ohne viele Zeremonien vor die Tür; jetzt macht er als ein unnützer Müßiggänger die Straßen unsicher, ein warnendes Beispiel dafür, wohin fauler Hochmut führt!

Wenn ein junger Mann sich langsam durch alle Stufen bis zur Selbständigkeit durchgearbeitet hat, so muß sein Hauptaugenmerk gerichtet sein auf Sparsamkeit im Betriebe und im Haushalt, auf sorgfältige Überwachung des Personals, auf Vermeidung aller Handlungen, die den Kredit schädigen können. Er muß stets daran denken, daß das blasse Auge der Eifersucht und das grüne des Neides argusgleich jeden seiner Schritte bewacht und stets bereit ist, mit verborgenen Minengängen den Boden, auf dem er wandelt, zu unterhöhlen.

Auf solche Weise wird der Geist des Kaufmanns wohl bereitet zur rüstigen Verwendung der Zeit. Zerstreuungen finden dann keinen Raum mehr; im Gegenteil, bald ergibt sich, daß es an Zeit gebricht, und die fehlenden Stunden werden denen entzogen, welche der Schlaf nutzlos verzehrt. Das erworbene Kapital wird nicht vergeudet, sondern sorgfältig gesammelt, um dem Geschäft neue Kraft und Dauer zu verschaffen.

Das sind die Lehren der alten Schule. Aber da diese Art seßhafter, mühsamer Lebensführung den funkelnden Eigenschaften des Charakters, denen die Jugend entzückt zujubelt, nicht förderlich ist, so mag es natürlich sein, daß die junge Generation, durch den Fleiß der Väter überfüttert, wenn sie einen alten Pedanten

---

[1]) Werke, Bd. VII, S. 323 ff.

jener Art vergleicht mit einem Gesellen vom eigenen Gepräge, die Geschäftsführung einer so langsam vorwärtskriechenden Sorte Menschen verächtlich beurteilt.

Als die Reform des Geschäftes durchgeführt war, faßte der Vater die Ergebnisse aller Kämpfe der letzten Zeit folgendermaßen zusammen:

Ihr werdet jetzt zugestehen, daß ich einigen Anlaß hatte, besorgt zu sein. Ich sah, welchen Gefahren Ihr entgegenginget, gleich einem Schiffe, das unter Notmasten nach der Küste zutreibt, wo der beste Lotse nötig ist, um es vor Untiefen zu bewahren. Wäre die Fracht nicht so wertvoll gewesen, wie schmerzlich hättet Ihr dann die erlittenen Havereien fühlen müssen! Jetzt ist die Hochflut der Jugend und Unerfahrenheit verrauscht und hoffentlich auch Eure neue Experimentalphilosophie des Handels abgetan. Ihr habt eine teure Lehre erhalten, und doch ist sie nicht zu teuer gewesen, wenn sie Euch das Trügerische der neuen Schule gezeigt hat.

Der Vater konnte zur Unterstützung seiner Lehren jetzt auf die klaffenden Lücken hinweisen, welche die Krisis in den ersten Reihen der Hamburger Handelswelt gerissen hatte, rechts und links von dem nunmehr vor jeder Erschütterung gesicherten Hause der Söhne.

Ich vertraue auf Gott, daß Euer ganzes künftiges Leben mich belohnen wird für diese Zeit, die mir einige der sorgenschwersten Stunden meines Lebens gebracht hat.

Die Söhne folgten jetzt in der Tat, mindestens eine Zeitlang, den väterlichen Lehren, und das Geschäft entwickelte sich zunächst ruhig weiter. Am Ende des Jahres 1804 war das eigene Kapital der Teilhaber auf etwa 700 000 Mark Banko angewachsen, das im Geschäft steckende fremde Kapital auf 440 000 Mark zurückgegangen. Erst das Jahr 1809 brachte wieder neue Bahnen, neue Wagnisse und Gefahren. Von ihnen soll am Schlusse unserer ganzen Erzählung die Rede sein.

XIII.

John Parish, der Vater, spielte, wie wir wissen, ebenso wie später seine Söhne, im gesellschaftlichen Leben Hamburgs eine große Rolle. Schon deshalb ist es von Interesse, zu hören, wie er seinen Reichtum verwendete. Dazu kommt noch, daß er seine Begabung zur theoretischen und pädagogischen Verwertung privatwirtschaftlicher Erfahrungen auch an seinem Ausgabebudget erprobt hat; dieses müssen wir daher jetzt etwas näher kennen lernen, soweit das nach den Auszügen, die Parish aus seinen Privatbüchern angefertigt hat, möglich ist. Zunächst folge hier eine Übersicht über die Ausgaben der letzten Jahre, in denen sie noch relativ mäßig waren[1]):

	1793	1794	1795
Equipage mit Pferden und Kutschern[2])	3 387	7 514	7 349
Haushalts-Ausgaben	18 396	20 752	25 329
Familien-Ausgaben.	10 650	7 260	4 306
Parish's eigene Ausgaben	7 328	15 190	20 966
Für Nienstedten	5 972	3 814	7 428
Sonstiges	2 705	1 623	7 186
Summa	48 438	56 153	72 564

[1]) Die Summen bedeuten Mark Courant, von denen 120 = 100 Mark Banko waren.
[2]) 1793: 4 Pferde; 1794: 6 Pferde und 2 Kutscher; 1795: 6 Pferde, 2 Kutscher, 1 Postillon.

Das war gewiß schon recht ansehnlich. Aber 1796 kam es noch ganz anders. Wie Parish uns selbst berichtet, wurde ihm damals das Herz weit: er wollte seinen Abgang recht glänzend gestalten. Als er hinterher seine Ausgaben addierte, ergab sich folgendes:

Equipage u. s. w.	7 608
Haushalts-Ausgaben	25 456
Familien-Ausgaben	19 377
Parish's eigene Ausgaben	47 556
Für Nienstedten	26 379
Seinem Sohne David	3 348
Seinen Söhnen John und Richard	36 000
Zuschuß zu Johns Ausgaben in England	18 000
Zwei bedürftigen Nichten als Heiratsgut	6 250
Milde Gaben und Geschenke an Dienerschaft	4 695
Abgaben	2 033
Sonstiges	4 078
Noch zu bezahlen am Jahresschluß[1]	16 330
Summa	217 110

Darunter befanden sich allerdings 53 350 Mark außerordentliche Ausgaben (8300 Mark Grundstückskäufe in Nienstedten, 6300 Mark Geschenke an die Töchter, 2500 Mark Beitrag für das französische Schauspiel, 10 900 Mark Verluste an Hafer, 11 600 Mark Baukosten eines neuen Stalles, 6500 Mark Korn für die Armen, 1000 Mark Beitrag zum Barackenbau für die Armen, 6250 Mark Geschenk an die zwei Nichten). Aber auch dann noch blieben fast 164 000 Mark übrig, was Parish selbst „als viel zuviel für irgend ein Handelshaus der Welt“ bezeichnete. Da sein damaliges Einkommen überdies, nach eigener Berechnung, nur 82 000 Mark betrug, so war eine Ermäßigung der Ausgaben unerläßlich, und tatsächlich glaubte er noch am 31. Dezember 1797, daß sie für dieses Jahr 80 000 Mark nicht überschreiten würden. Aber als er später seine Rechnungen durchsah, ergab sich folgendes:

	1797	1798	1799	1800	1801
Haushalt[2]	61 432	65 423	68 704	32 287	35 306
Bauten	19 650	30 000[3]	—	—	—
Reisen[4]	27 350	—	—	12 183	9 550
Weihnachtsgeschenke	24 950	—	—	—	—
Sechs Kutschpferde und zwei Wagen	—	20 000	—	—	—
David und Charles Parish	—	—	4 314	—	—
Renten	—	—	—	—	4 144
Garten und Stall	—	—	—	—	11 604
Außerordentliches	12 950	—	1 800	19 483	24 933
	146 232	115 423	74 818	63 953	85 537

[1]) Darunter: dem Schneider 3044, ½ Jahr Schulgeld und Pension für die jüngsten zwei Söhne 3150, Feuersnot in Charleston 1550 u. s. w.

[2]) Die Bedeutung der Bezeichnung „Haushalt“ ist in den Jahren 1797—1799 offenbar viel umfassender als in den bisherigen und auch als in den folgenden Jahren.

[3]) Nur für Mistbeete!

[4]) Hauptsächlich nach England.

Am Schlusse dieser Periode begann der Kampf des Vaters mit den Söhnen, der sich, wie wir wissen, auch gegen deren zu hohe Ausgaben richtete. Das gab dem Alten Anlaß, wieder einmal eine gründliche Selbstprüfung anzustellen. Er warf die Frage auf: Wie ist es möglich, daß John Parish in den sechsundvierzig Jahren von 1756—1801 volle 1443000 Mark ausgegeben hat, in den letzten sechzehn Jahren durchschnittlich 70000 Mark jährlich?

Vielleicht war der alte Herr dem Spiele ergeben, oder er hielt sich ein halbes Dutzend Maitressen? Keineswegs. Nie war jemand ein größerer Feind des Spiels, und was das andere anbetrifft, so hatte er in seiner Jugend es einmal damit versucht, aber schon nach einem Vierteljahre darauf verzichtet, weil er einsah, daß derartiges sich mit dem Leben eines Kaufmannes nicht vereinigen läßt, vielmehr ein Klotz an der Maschine ist; seine Landsleute rings um ihn her hatten freilich samt und sonders ihr Liebchen, — aber welches war auch ihr Ende!

John nahm sich bald ein Weib! Er arbeitete tüchtig; aber er gab auch tüchtig aus. Sein Weib seufzte oft darüber, denn sie war sparsam; er ließ sich nicht hindern, aber er schrieb alles genau an, und sie tat das gleiche. Bei genauer Untersuchung war fast kein Posten zu finden, der über das Niveau eines Kaufmanns hinausging, abgesehen von einiger Extravaganz in den Pferdeausgaben. Freilich, hätte Fortuna der Maschine einen Stoß versetzt, so hätte Freund John sich in eine Ecke setzen müssen, um seine Torheiten bis an sein Ende zu beweinen. Jetzt redet zwar niemand darüber, aber John selbst weiß wohl gut genug, was der weisere Teil der Gesellschaft darüber denkt. Es war ein Experiment, das einmal gelungen ist, dessen Wiederholung aber Leute, die rechnen können, nicht wagen werden.

Parish berechnet dann, was er in den letzten sechzehn Jahren — vorher, meint er, sei ihm darin nichts vorzuwerfen — hätte sparen können. Mehr als 13500 Mark jährlich dürfe ein Kaufmann nicht ausgeben. Gegenüber seiner tatsächlichen Ausgabe hätte das eine Ersparnis von 612000 und unter Anrechnung von Zinsen 742000 Mark betragen oder 55000 jährlich; dies zunächst nur für die letzten elf Jahre seines Geschäftslebens. Nachher hätte er seine Ausgaben, so meint er, wohl steigern können, aber höchstens auf 30000 Mark. Wäre es dabei geblieben, so hätte er in den bisherigen fünf Jahren seines Privatlebens, einschließlich Zinsen, weitere 380000 Mark gespart, zusammen also fast eine Million, ohne daß er ein Geizhals geworden wäre.

Bittere Vorwürfe machte er sich namentlich im Hinblick auf die Verschwendung seiner Söhne. In einem Briefe an seinen Sohn Richard nimmt er an, es stände jemand auf und redete ihn, den Vater, folgendermaßen an:

Laßt mich einige Fragen an Euch richten, werter Herr! Haben nicht Eure Söhne unter Euren Augen sich allen Extravaganzen hingegeben, die Ihr jetzt so stark tadelt? Haben sie nicht ihre Laufbahn schon in demselben liederlichen Stile begonnen? Hättet Ihr nicht längst auffallende Beweise ihrer Neigung zu übermäßigen Ausgaben beobachten können? Habt Ihr auf derartiges irgendwie geachtet? Wurde nicht schon seit lange kostbare Zeit in unwesentlichem Getriebe vergeudet? Wurde nicht spät zu Bett gegangen und spät wieder aufgestanden? Wurde nicht Befriedigung der Leidenschaften nachsichtig beurteilt? Wurde nicht für die Tafel eine neue Mode eingeführt? Wurde nicht die Änderung der Zeiteinteilung zugelassen? Wurden nicht sogar den Handlungsgehilfen extravagante Ausgaben nachgesehen? Hat nicht einer von ihnen, einer Eurer eigenen Söhne, sich einen Zuchtstall und Dienerschaft halten dürfen? Haben nicht sogar die Chefs

des Hauses an einigen der gewagtesten Arten jugendlicher Unternehmungen teilgenommen, haben sie nicht unnützerweise ihr Leben aufs Spiel gesetzt, um zu zeigen, daß ihre Geschicklichkeit der ihrer Zeitgenossen überlegen sei? — Was, so fragt der Vater, sollte ich auf solche Fragen antworten? Nur, daß alles dies traurige Wahrheiten sind, Wahrheiten, die mich in der innersten Seele verwunden, die in mir eine Empfindung erwecken, bitterer als alles andere: Demütigung meines Stolzes, und das im Alter von sechzig Jahren!

Namentlich die jüngsten Söhne David (geb. 1778), George (geb. 1780) und Charles (geb. 1781) machten dem Vater damals schwere Sorgen. David, der ursprünglich als dritter Teilhaber ins Geschäft treten sollte, hatte dies schon durch sein Betragen verscherzt; aber auch Charles, der an seiner Stelle jene Anwartschaft erhielt, führte ein Leben, das dem Vater nicht gefiel. Hierfür machte dieser den älteren Sohn Richard, dessen Obhut er speziell anvertraut war, mitverantwortlich:

Bei einer so glücklichen Veranlagung, gefügig und liebenswürdig, vortrefflich geeignet für den Beruf eines Kaufmanns, durch Temperament und Benehmen dir und John verwandt, hatte er die besten Aussichten. Aber kaum war er an Davids Stelle zur späteren Teilhaberschaft bestimmt worden, so ließ er seinen Passionen die Zügel schießen; Hochmut und Prahlerei traten stark hervor. Früh bemerkte ich es; aber da hieß es, ich solle ihn nicht fesseln; es sei eine Jugendeselei, die vorübergehen würde. Ich gab nach. Zwar erachtete ich 3000 Mark im Jahre als bei weitem zu viel für einen jungen Mann seines Alters, der eben als Lehrling in ein Kontor gekommen war; doch war ich weich genug, ihm das zu gewähren. Im Jahre 1799, obwohl im Lernen wenig vorwärtsgekommen, brauchte er 2000 Mark über seinen Etat. Ich war damals nicht hier. Aber Du, sein Busenfreund, Du hättest zu jener Zeit das Übel noch im Keime ersticken können; das wäre eine Handlung der Barmherzigkeit gewesen. Stillschweigen war Grausamkeit. Im folgenden Jahre überschritt er seinen Etat um 7500 Mark, jetzt (1801) gar um 11000 Mark, trotzdem erst zehn Monate verflossen sind! Glaubst Du, ich würde dazu stillschweigen? Nein, Richard! So wenig auch das Geld mir als solches gilt (for little, as I care for money, as mere money), so würde ich mich für einen Feind meines Sohnes halten, wollte ich dagegen nicht einschreiten. Wie kann er solche Summen ausgegeben haben? Charles, ich rufe Dich auf, selbst Rechenschaft abzulegen. Es ist für Dich eine Ehrensache, Dich zu rechtfertigen; dann sage mir, wem Du zumuten darfst, die Schuld zu tilgen, und welchen Beruf Du für ertragreich genug hältst, solche Ausgaben, die ja immer mehr wachsen werden, zu decken? Charles, Du hast mich tief verwundet; ich hätte nie gedacht, je einen so schwarzen Vorwurf gegen Dich erheben zu müssen.

Auch Johns Verschwendung mußte der Vater in starken Ausdrücken rügen, hatte jener doch auf seiner letzten Reise in einem halben Jahre mehr als 24000 Mark Banko verbraucht.

Was Du deswegen sagst, würde vielleicht ein anderer glauben. Aber ich weiß, was Reisen kosten, für einen kleinen und für einen großen Kaufmann, für einen jungen und für einen alten, auch für einen Gentleman. Ich wünsche keineswegs, daß Du schäbig auftrittst; aber mehr als drei Guineas täglich sind keinesfalls nötig, um als junger Mann von höchster Respektabilität, um als ein großer Kaufmann sehr anständig reisen zu können.

Nur Richard hielt sich bei seinen Ausgaben in vernünftigen Grenzen.

Was hier von der Familie Parish berichtet worden ist, war nur ein hervorragendes Beispiel des Lebens, das damals die ganze Handelswelt Hamburgs führte.

Du wirst mit mir darin übereinstimmen — so schreibt Vater Parish an seinen Sohn Richard — daß es, seitdem Hamburg steht, nie eine Zeit gegeben hat so voll ausgeprägter Extravaganz, so weit abführend von dem Wege rechter Kaufleute wie diese wenigen letzten Jahre. Und all das ist nur veranlaßt worden durch eine Sorte junger Leute, unter denen manche recht tüchtige, die aber samt und sonders die verderblichsten Grundsätze eingesogen zu haben scheinen und ihrem Untergange entgegeneilen.

Auch Büsch predigte damals wiederholt nachdrücklich gegen dieses Übermaß des Luxus; doch machte er diesen für die seit 1799 eingetretene Krisis ausdrücklich nicht mit verantwortlich, wie denn überhaupt sein Urteil keineswegs in allen Stücken mit demjenigen des alten Parish übereinstimmt. Letzterer hatte ja auch selbst gewaltigen Luxus getrieben. Offenbar war hierbei eine allgemeine fortreißende Strömung tätig, die nur mittelbar mit den Vorgängen auf dem Gebiete des Handels zusammenhing: gewiß, der Aufschwung des Handels beförderte den Luxus und umgekehrt; doch wie der Luxus überwiegend dem Geiste der Zeit entstammte, so hatte auch der wirtschaftliche Aufschwung und ebenso der ihm folgende Rückschlag seine eigenen Hauptwurzeln.

In den nächsten Jahren schränkte die Familie Parish ihre Ausgaben nicht unwesentlich ein. So verbrauchte der Vater 1802: 54000, 1803: 41500, 1804: 50600 Mark, der älteste Sohn John 1802: 15500, 1804: 23000. Aber diese Einschränkungen waren, soweit sich nach den vorhandenen Materialien beurteilen läßt, nicht von langer Dauer. Der Vater hat jedenfalls in den folgenden zwanzig Jahren unentwegt jährlich im Durchschnitt seine 60000 bis 70000 Mark Banko ausgegeben.

Jetzt wollen wir einmal für eine kurze Weile die privatwirtschaftlichen Betrachtungen und Lehren des alten Parish verlassen und uns einem von ihm geführten dickleibigen Oktavbuche zuwenden, welches betitelt ist: „Company at table, from June 20. 1804". Es ist ein genaues Verzeichnis seiner Gäste für den Zeitraum 1804—1825. Außerdem enthält das Buch aber noch manche andere interessante Notizen. Leider können wir daraus nur einiges entnehmen.

Im Jahre 1804 bewirtete er 1132 Personen in 54 Diners und einem Tee (von 101 Personen); außerdem beteiligte er sich an 54 anderen Gesellschaften, bei denen 1200 Personen anwesend waren. Im folgenden Jahre hatte er zusammen 1954 Personen bei sich zur Tafel, und es wurden in diesem Jahre bei ihm 2232 Flaschen Wein getrunken; trotzdem blieben am Jahresschlusse noch 4080 Flaschen übrig.

Im Jahre 1806 nahm die Geselligkeit Parish's noch wesentlich zu. Im August und September dieses Jahres feierte er sein fünfzigjähriges Jubiläum als Hamburger Einwohner und Geschäftsmann. Aus diesem Anlasse gab er vier große Diners, über die er etwas ausführlichere Notizen liefert. Das erste Diner fand am 6. August statt. Dazu hatte er 28 seiner ältesten und besten Freunde geladen, die zusammen 1925 Jahre zählten, also durchschnittlich jeder $68\frac{1}{2}$ Jahre, während er selbst damals 64 Jahre alt war. Die zwei ältesten führte er zur Tafel; die anwesenden Vertreter des diplomatischen Korps placierte er zu seiner Linken, seinen ältesten Sohn John ans Ende der Tafel. Beim Dessert wurden die zu dem Feste geprägten Medaillen verteilt und

„Langkork“ aufgesetzt. Dann wurde um Stillschweigen gebeten, und Parish erhob sich zu folgender Anrede[1]):

Meine wehrste, teurste und älteste Freunde von ersten Tang! Sie erwarten von mir vileicht auf den heutigen Tag zu hören, wer Ich vor 50 Jahr war, wie Ich under Ihnen kam, um es zu vergleichen mit das, was Ich jetzt bin. Ich könte zwar vieles darüber sagen, aber von allen denen heute kein Wort, es könte den Geruch haben, von allen Leidenschaften der häslichste — stinkenden Stolz. Stolz bin ich doch, meine Freunde, und das mit Recht, ein solche Geselschaft an meiner Tafel zu haben, die Ich alle als Freunde nenen kan, und nun erlauben Sie, daß ich ein Bumper[2]) lerre an die Gesundheit von diese gantze Geselschaft und auf das Wohl von Alle, die Ihnen teur sind.

Dann folgte der zweite Toast:

Ein Bumper auf Hamburgs Schutzengel, die so treulich über unsere Freyheit gewacht hat; möge sie uns lange getreu bleiben!

Darauf der dritte:

Wenn wir uns Hamburgs Wohlstand und Glückseligkeit betrachten, so gedenken wir uns gewis eine Classe von Biedermänner, die dazu behulflich gewesen, und die nun von uns leider geschieden sind. Bei dieser Gelegenheit sey es mir erlaubt, zwey davon zu nennen, aber indehm wir ihre Asche huldigen, so erfordert dieses die Feyerlichkeit, daß wir stehend ihre Namen anhören; es sind die unvergeßliche J. Lutkens und S. Matsen! Meine Herrn, stoßet an!

Der vierte Toast galt „unserer Schiffahrt, unserer Handlung, unserer Bank!“ der fünfte: „Das schöne Geschlecht!“ der sechste: „Die anwachsende Generation, möge sie eine Zierde unserer Börse sein!“ der letzte: „Die abwesenden Mitglieder dieser Gesellschaft!“

Die 30 Teilnehmer an dem ersten Diner leerten zusammen 52 Flaschen Wein. Wie sich die Kapazität dieser Senioren zu derjenigen der folgenden Jahrgänge verhielt, hat Parish exakt ermittelt und liefert dafür folgende statistische Übersicht:

Diner vom	Teilnehmer	Gesamtalter	Durchschnittsalter	Weinverbrauch
6. August	30	1987	68½	52
13. „	31	1663	53½	55
20. „	29	1402	48	79
	90	5052	56	186

Aus der Reihe der Toaste, die Parish bei den Diners vom 13. und 20. August hielt, seien noch einige hier aufgeführt:

Unser Oberhaupt hat seine Wurde resignirt und den verstummelten Staatscorper preise gegeben. Hamburg ist nun eine Weise. Bey dieser Gelegenheit sey es mir erlaubt, einen Jeden ehrlichen Hamburger aufzurufen, an seiner Stelle zu seyn und sein Posten zu behaupten, nicht um Eroberungszucht, um unserer Grantze zu erweitern, nein! Dafür muß Hamburger Blut nie fließen. Aber der letzte Tropfen muß hergegeben werden, um daß wir bleiben, was wir sind. Und nun ein Bumper an die Aufrechterhaltnug von unserer weisen und glucklichen Verfassung, und ein Strick für den Verräter, der es gegen eine andere vertauschen wolle!

---

[1]) Ich gebe sie hier absichtlich so wieder, wie er sie niederschrieb, um ersehen zu lassen, inwieweit er der deutschen Sprache Herr war: nur die Konfusion in den großen und kleinen Initialen habe ich etwas gemildert.

[2]) Volles Glas.

Hier schaut das Medusenhaupt der Zeit doch schon recht düster in die Festesfreude hinein! Andere Toaste galten „der Aufrechterhaltung der alten Kaufmandischen Schule"[1]), dem „würdigen Professor Reimarus" u. s. w.

Das letzte Jubiläumsdiner wurde am 24. September „meinen Freunden, den Juden" gegeben: 18 wurden eingeladen, von denen aber nur 8 kamen. Außer ihnen waren noch 28 Christen anwesend, darunter Prinz Esterhazy, Baron Jacobi=Klöst (der preußische Gesandte in London), die Barone Grote und Voght, Bürgermeister Bauer, die Senatoren Jänisch, Sontag, Gabe, Syndikus Dormann u. a. Überhaupt sah Parish nicht nur die ersten Männer und Frauen Hamburgs bei sich, sondern auch nicht wenige vom Adel der Umgegend und vornehme Fremde. Aber der ganze glänzende Betrieb nahm ein Ende mit Schrecken: am 19. November 1806 besetzten die Franzosen Hamburg, und drei Tage darauf verließ John Parish sein geliebtes Nienstedten, um nicht wieder dorthin zurückzukehren. Ein Jahr lang reiste er umher: einige Monate blieb er in Kopenhagen; dann wandte er sich über Schweden nach England und ließ sich gegen Ende 1807 definitiv in Bath nieder, wo er bis an sein Lebensende (1829) wohnte.

Ein scharfer, aber freilich ihm nicht gerade wohlgesinnter Beobachter, der ihn dort 1809 besuchte, schildert seine äußere Erscheinung folgendermaßen[2]):

Seine Gewohnheit, durch irgend etwas Außerordentliches die Aufmerksamkeit seiner Umgebungen auf sich zu ziehen, hatte er in England nicht abgelegt; daher war seine Erscheinung auffallend: ein kleines, samtnes, mit Pelzwerk verbrämtes Käppchen auf einem Ohre, ein polnischer, samtner Rock mit langen Schößen und goldenen Quasten, eine lange türkische Pfeife in der rechten Hand, in der linken ein langes seidenes Band, an dem zwei Mopshunde umhergaukelten.

Wenige Jahre vor seinem Tode — im Alter von 83 Jahren! — verfaßte er in Bath einen „Treatise of domestic economy", aus dem wir zunächst erfahren, daß er von 1756—1824, d. h. in 68 Jahren, zusammen 204000 £, über drei Millionen Mark Banko, verbraucht hatte. In Bath bezahlte er für sein Haus jährlich 400 £ Miete, hielt sich Equipage und zehn Dienstboten.

In den ersten 16 Jahren seines Aufenthaltes in Bath gab er zusammen 579 Diners von 4891 Personen, in den ersten 12 Jahren überdies noch 76 Routs, Soupers und Bälle von 5090 Personen, so daß er also in dieser Zeit rund 10000 Personen bewirtete. Sein Haus sah damals, wie er als Dreiundachtzigjähriger wohlgefällig berichtet, „mehr Schönheit und liebliche, verführerische Gesichter als irgend ein anderes Haus der Stadt", — die damals bekanntlich ein Mittelpunkt der eleganten Welt in England war; aber auch von den Pasteten seines französischen Kochs La Coste und von dem Punsch seines Kellermeisters Louis sprach man in Bath noch lange nachher mit Entzücken. In den ersten 16 Jahren wurden bei ihm zusammen 14750 Flaschen Wein getrunken.

Bis 1823 war Parish's Küche französisch, und jedes Couvert kostete ihm durchschnittlich für Rohmaterialien 10 sh., für Wein 5 sh., für Bedienung und

---

[1]) Offenbar Büschs Handelsakademie. Er selbst war allerdings schon sechs Jahre tot, und die Anstalt hörte auch bald auf.

[2]) Vincent Nolte, Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären. Bd. I, S. 160.

Hausmiete $3^1/_2$ sh., zusammen $18^1/_2$ sh. Seine Söhne betrachteten dies als zu teuer. Darauf antwortete ihnen der Vater, erstens könne für einen echten Engländer nichts, was gut ist, zu teuer sein; außerdem sei es gar nicht teuer; um das zu beweisen, berechnete er 1825, als er die französische Küche abgeschafft hatte, die Kosten seines damaligen ruhigen Lebens mit englischer Küche.

Im Jahre 1824 wurden nämlich in seinem Eßzimmer nur 930 Couverts verabreicht, die mit Wein freilich jedes nur 13 sh. kosteten; da aber Dienerschaft und Hausmiete die gleichen blieben wie vorher, so kostete beides, auf den Kopf berechnet, natürlich mehr, nämlich 8 sh., sodaß jedes Couvert der einfachen englischen Küche sich auf 1 £ 1 sh. stellte, also um $2^1/_2$ sh. teurer als ein Couvert der raffinierten französischen Küche, mit Weinen in allen Farben des Regenbogens und mit einer Menge der angenehmsten Gesellschaft. Parish zieht daraus den Schluß, er habe in der Zeit der französischen Küche durch sie monatlich 300 £ gespart, und weist triumphierend auf eine ähnliche geistreiche Berechnung hin, mit der er einmal früher in Hamburg die Sorgen seiner haushälterischen Frau zum Schweigen gebracht hatte. Aus dieser Berechnung hatte sich nämlich angeblich klar ergeben, daß „je mehr wir ausgaben, umso reicher wir wurden“! Wir können uns ungefähr denken, wie die Augen des Alten bei solchen Berechnungen gezwinkert haben werden. Aber ach! bald nach jenem eigenartigen „Treatise of domestic economy“ brach wieder eine große Handelskrisis aus, welche den alten Mann nötigte, mit der Sparsamkeit Ernst zu machen. Am 17. Januar 1826 berichtet er seinem ältesten Sohne, er müsse nun ganz allein essen und habe nur drei Dienstboten behalten:

> Du, der Du mich so genau kennst, würdest Du das für möglich gehalten haben? Aber lasse Dich dadurch nicht von einem Besuche bei mir abhalten; wenn Du kommst, sollst Du selbst das Menü angeben und den Schlüssel des Kellers bekommen, der noch immer wohl versehen ist.

Das ist das Letzte, was wir über Parish's Haushalt hören. Wieder einige Monate später endete sein Sohn David in Wien durch Selbstmord und riß einen großen Teil des Vermögens seines Vaters mit sich in den Abgrund. Dieser lebte dann noch drei Jahre, ohne daß wir über die Art seines Lebens weiteres vernehmen.

Doch, so wird man fragen, verwendete John Parish denn sein großes Einkommen nur auf Essen, Trinken, Equipagen und dergleichen? In seinen eigenen Niederschriften ist tatsächlich nicht viel von sonstigen Ausgaben die Rede. Aber 1826 berichtet er, daß er in den letzten 19 Jahren durchschnittlich 400 £ in jedem Jahre, also zusammen 7600 £, für wohltätige Zwecke verwendet habe, und auch aus anderen Quellen wissen wir, daß er viel Gutes tat. So begründete er zusammen mit dem späteren König Leopold I. von Belgien 1816 die Besserungsanstalt in Bath, wo noch jetzt sein Porträt zu sehen ist, und auch eine Gedenktafel in der Kathedrale von Bath preist seine guten Werke. Wir besitzen ferner einen kurzen brieflichen Bericht, den ein in Hamburg lebender Engländer, namens John Thornton, nach einem Besuche beim alten Parish in Bath 1816 an seine Frau erstattete; darin werden ebenfalls solche Ausgaben Parish's erwähnt. Der Bericht lautet:

Vorgestern war ich beim alten Parish in Bath; er war sehr gerührt, mich zu sehen. Ich fuhr in seinem mit vier eleganten Schimmeln und zween Vorreitern bespannten Equipage um die Stadt. Hierauf waren beim Zuhausekehren alle Schulkinder einer Sunday School, wovon er der Präses ist, in einer Linie gestellt, die ich alle mustern mußte. Um 5½ Uhr gingen wir zur Tafel und nachher spielten wir bis 12 Uhr Picquet; mit 2 Pfund Sterling in der Tasche nahm ich Abschied. Ich kann behaupten, ich hätte ihm tausend Fragen beantwortet; denn es nahm dessen kein Ende. Er lebt hier wahrlich sehr glücklich und verziert seine letzten Lebensjahre in dem Genuß lauter Wohlthuns.

Die „tausend Fragen" Parish's erinnern mich an seinen ausgedehnten Briefwechsel, durch den er sich auch nach seinem Rücktritt aus dem Geschäftsleben über alles, was in der Welt vorging, über die Verhältnisse fremder Länder u. s. w. genau unterrichtete. Zu diesen seinen Korrespondenten gehörte auch, wie wir wissen, der amerikanische Staatsmann Gouverneur Morris, der bis zu seinem Tode (1806) mit Parish in regem brieflichem Verkehr blieb. Sie hatten Bedeutsames miteinander erlebt. So hatten sie z. B. 1797 in Hamburg zusammen den aus langer kaiserlicher Gefangenschaft befreiten Lafayette in Empfang genommen, der dann Parish's Gast in Nienstedten gewesen war[1]). Zwei Jahre später war Morris nach Amerika zurückgekehrt und sandte dem Freunde enthusiastische Schilderungen von dem Lande seiner Väter, von dessen reichen Naturgaben und von der großen Zukunft, die ihm bevorstand:

Das stolzeste Reich in Europa ist nur ein Nichts, verglichen mit dem, was Amerika im Laufe von zwei Jahrhunderten, vielleicht von einem, sein wird, sein muß.

Wir werden sehen, wie verhängnisvoll diese Verbindung für die Söhne John Parish's später gewirkt hat. Hier mögen nur noch einige Äußerungen des Amerikaners Platz finden, die sich auf Parish's Privatleben beziehen. So schreibt er einmal nach einem ungünstigen Urteile über die englische Geselligkeit 1801: „Eine Woche in Nienstedten enthält mehr wirkliche Geselligkeit als ein Jahr in England;" und 1803:

Sie sind sehr freundlich, es zu bedauern, daß ich die Erzeugnisse Ihrer 700 Fuß Glas (Treibhäuser) nicht mit Ihnen genießen kann. Gott möge Ihnen lange Frieden schenken für den Genuß des Lebens, das Sie jetzt führen! Aber wenn der politische Sturmwind Ihr Fahrzeug ins Treiben bringt, so kommen Sie herüber und teilen Sie mein ruhiges Los.

Morris hatte schon seit 1789 den Gang der politischen Ereignisse in Europa im großen und ganzen richtig vorausgesehen.

XIV.

Über die spätere geschäftliche Laufbahn der Söhne John Parish's muß hier noch das Nötigste gesagt werden. Die drei Söhne, welche das Haus Parish & Co. jetzt leiteten — John, Richard und Charles —, erlebten seit

---

[1]) Diary and letters of Gouv. Morris vol. II, p. 302 ff. — Mémoires de Lafayette vol. IV, p. 271, 300 ff. Das erstere Werk enthält nur Briefe von Morris an Parish; die Briefe des letzteren sind vermutlich noch im Besitze der Familie Morris.

1809 eine neue Zeit stürmischer Konjunktur. Erstens nämlich nahm das Geschäft mit Amerika wieder einen gewaltigen Aufschwung; erhielt doch die Firma von dort allein 1809 über 50 Schiffsladungen im Werte von drei Millionen Dollars. Zweitens beteiligten sie sich, gleich anderen unternehmenden Hamburger Geschäftsleuten, in hervorragendem Maße an der Durchbrechung der Kontinentalsperre, unter Benutzung von Helgoland und kleinen holsteinischen Häfen; dieser Verkehr wurde hauptsächlich von Charles organisiert. John dagegen übernahm es, dem in höchster Not gegen Napoleons Übermacht kämpfenden Österreich englische Subsidien zuzuführen. Dies waren durchweg sehr gefährliche Geschäfte:

Sie hatten die Länge von Napoleons Fingern unterschätzt. Kaum waren große Massen amerikanischer Waren für Parish & Co. in Holstein angelangt, so legte jener gesetzlose Tyrann, jener Erzfeind aller Kaufleute, seine Klauen darauf. Nur Richards meisterhaften Verhandlungen in Paris gelang es, das Haus aus dieser schrecklichen Lage zu retten.

Über die Subsidienvermittlung nach Österreich hat der jüngere John selbst folgendermaßen in einer an Kaiser Franz gerichteten Eingabe berichtet:

Der Unterzeichnete war zu Anfang des Jahres 1809 in London. Es wurde verschiedentlich von Seiten der englischen Regierung berathschlagt, ob er kein Mittel aussinnen könnte, der Kayserlich österreichischen Regierung einen Geldvorschuß gegen die von England bewilligten Subsidien zu leisten. In dem Augenblick schien dies fast unmöglich, da alle Communication mit dem festen Lande so sehr durch die französischen Maßregeln gehemmt war, daß es Lebensgefahr bedurfte, auch nur einen Brief durch zu bekommen. Der Unterzeichnete fühlte das Wichtige der Sache ganz, und welchen wesentlichen Dienst er dem österreichischen Kayserhause sowohl, als der guten Sache leisten würde, wenn sie ihm gelänge. Er entschloß sich daher, sowohl sein Vermögen, seine Person und seine in Hamburg existirenden Verhältnisse daran zu wagen, in der Überzeugung, daß kein Anderer damahls in der Lage war, den zu wünschenden Zweck erreichen zu können. Im Monat May ging er nach Hamburg und traf die vorläufigen Einrichtungen, die Vorschüsse aus eigenen Mitteln zu bestreiten, da auf einer directen Art kein Geld aus England zu beziehen war. Mit aller möglichen Schnelle und Vorsicht reiste er im Monat Juni über Berlin zum Kayserlichen Hauptquartier in Dotes[1]), wo er bereits erwartet wurde. Er legte den Plan, den er sich gemacht hatte, Seiner Excellenz dem Grafen Stadion, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, vor, der ganz damit zufrieden war und ihn wegen dem Detail an den Herrn Hofrath von Hudelist und den Finanzminister, den Grafen O'Donnell, verwies. In Ofen leitete der Unterzeichnete die nöthigen Arrangements mit dem Vice-Präsidenten, dem Herrn Barbier, ein, welche so sehr nach Wunsch gelangen, daß nicht nur die verlangten Gelder, ohne von französischer Seite Aufsehen zu erregen, in die Kayserlichen Kassen bey der Armee gelangten, sondern noch ein Überschuß in Hamburg verblieb. Aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten hat Unterzeichneter diese lange und für ihn gefahrvolle Reise unternommen und aus eigenen Mitteln die Geldvorschüsse geleistet.

---

[1]) Totis. Bald darauf traf er in Ofen auch mit Gentz zusammen, der ihn bezeichnet als „homme sensé, extrêmement dévoué à la bonne cause, qui a fait ici un séjour de quelques semaines, intéressant pour moi à plus d'un égard (Tagebücher von Friedrich von Gentz. Bd. I, S. 64, 138). Graf Stadion hat diese und andere Verdienste Johns um Österreich „in ihrem vollem Umfange“ bestätigt (Familien-Archiv in Senftenberg, Böhmen).

Die Firma erzielte damals hohe Reinerträge, erlitt aber auch wieder enorme Verluste. Der Vater war darüber allerdings nicht mehr genau unterrichtet. Doch schätzte er die Roherträge der ganzen Zeit 1797—1815 auf rund fünf Millionen Mark Banko, die Verluste auf über eine Million, den Verbrauch der drei Teilhaber auf fast 2½ Millionen und das ihnen danach 1815 verbleibende Kapital auf 1½ Millionen. John zog sich in diesem Jahre aus dem Geschäfte zurück, kaufte die Herrschaft Senftenberg in Böhmen und wurde in Anerkennung seiner Verdienste um den Kaiserstaat in den österreichischen Freiherrnstand aufgenommen. Richard und Charles betrieben das Geschäft in Hamburg weiter.

Von den beiden übrigen Söhnen ging Georg 1803 nach Ostindien, wo er als Offizier und Beamter etwa ein Jahrzehnt lang tätig war. Im Jahre 1816 übernahm er die Verwaltung der von seinem Bruder David erworbenen Ländereien in Nordamerika; vorher und nachher machte er lange Reisen in ganz Europa.

Von David habe ich bereits an anderem Orte manches berichtet[1], was ich hier indes noch etwas ergänzen muß, zunächst durch einen Brief des Vaters aus dem Jahre 1817:

Mein David, mein lieber David! Wenn ich das Wort „David" niederschreibe, so klopft mir das Herz immer bis an den Hals, zum Beweise, daß Du sicherlich ein Sohn dieses Herzens bist. Du mußt das als einen „Scotisism" hinnehmen, mein guter David; nur ein Schotte kann sagen, „that his heart gets up into his throat". Nie fühlte ich diesen Drang stärker, als im Jahre 1803, da ich neben Deiner Mutter, mit dem Fernrohr in der Hand, auf meinem „Quarterdeck"[2] stand und Dich in einem kleinen Boot mitten auf dem Flusse unter mir nach Buxtehude hinüberkreuzen sah. Du trenntest Dich von der Familie und gingest in ein fremdes Land, um dort Deinen Weg zu suchen. Du warst gerade vierundzwanzig Jahre alt, ich hatte schon wohlgemessene sechzig; meine Empfindungen waren derart, daß ich sie Deiner Mutter nicht mitteilen durfte; sie würde mich sonst gescholten haben. — Traurig sagte ich mir: Du hast zu rasch zugestimmt! Könntest du ihn doch zurückrufen! Es war einer der schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens. Noch in dieser Stunde steht er mir lebhaft vor Augen, denke ich auch der schlaflosen Nächte, die darauf folgten. Denn bis wir uns in Antwerpen wiedertrafen, konnte ich nicht den Gedanken verwinden, daß Du durch den in der Leitung des Hauses vorgenommenen Wechsel der glänzenden Aussichten beraubt warst, auf die Du durch Geburtsrecht Anspruch hattest. Aber wie kurzsichtig sind wir Sterblichen! Der Erfolg hat das einmal wieder bewiesen, und obwohl ich wenig an ihn glaube, laß mich hier zu meiner eigenen Beruhigung sagen: „Was ist, das ist recht."

In Antwerpen begründete David Parish zusammen mit G. Agie ein Geschäft, das sich rasch großartig entwickelte, so daß die 50000 Mark Banko, die ihm der Vater mitgegeben hatte, sich in ganz kurzer Zeit verdreifachten. Wie Vincent Nolte behauptet, verdankte David Parish dies vorzugsweise seiner Bekanntschaft mit Talleyrand[3], was indes nicht ohne weiteres zu

[1] Große Vermögen, ihre Entstehung und ihre Bedeutung. S. 75 ff.

[2] So nannte er einen Aussichtspunkt in seinem Parke zu Nienstedten.

[3] Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären. Bd. I, S. 75 ff.

glauben ist. Der Vater sagt nur, er sei zuerst etwas erschrocken gewesen über Davids große Engagements.

Aber es zeigte sich eben aufs neue, daß vorsichtige und kleinliche Geschäfte nicht Deine Sache waren. Dein weiter Geist erforderte ein größeres Feld der Tätigkeit. Bald überstandest Du das heraufziehende Unwetter. Du gewannest Dir Freunde und den stärksten Beistand, das Vertrauen jenes allmächtigen Bundes, der Dir ein Feld eröffnete bis zu den Minen Mexikos.

Von mehreren Seiten wird übereinstimmend berichtet, daß David Parish sich schon in dieser Antwerpener Zeit auszeichnete durch großen Scharfblick, Geschäftsgewandtheit, seltene Menschenkenntnis und eine vornehme, elegante Lebensführung, wobei ihm sein gewinnendes Äußere sehr zu statten kam. Er war überall beliebt; das „allmächtige Bündnis“ bestand in einer Vereinigung der beiden größten Geschäftshäuser jener Zeit, der Firma Hope & Co. in Amsterdam und Baring Brothers & Co. in London. Sie ernannten David Parish zu ihrem Generalbevollmächtigten für eins der größten und scharfsinnigsten Unternehmungen, die je von Kaufleuten ins Werk gerichtet worden sind[1]).

Die Schilderung der Einzelheiten dieser Unternehmung würde hier zu weit führen, zumal das Hamburger Haus Parish mit ihr nichts zu tun hatte. Genug, es handelte sich darum, die Silberschätze des spanischen Amerikas für Napoleons Kriege nutzbar zu machen, und zwar unter Konnivenz des seebeherrschenden Britanniens. Dieses kaufmännisch-finanzielle Wunderwerk wurde tatsächlich einige Jahre hindurch vollbracht und dabei von den beteiligten Geschäftshäusern das nette Sümmchen von 862000 Pfund Sterling verdient. David Parish, der das ganze Unternehmen von Philadelphia aus leitete, brachte 1816, als er endgültig wieder nach Europa übersiedelte, eine runde Million Dollar mit, von denen aber über 700000 in ausgedehnten Ländereien bei Ogdensburgh am St.-Lorenzstrom steckten. Diese Ländereien, im Umfange eines deutschen Kleinstaates (über 1000 qkm), hatte er von G. Morris, dem Freunde seines Vaters, und anderen großen Landspekulanten gekauft, hatte dort Eisenwerke, Straßen, Mühlen, Kirchen u. s. w. errichtet, eine Merinoschafzucht begonnen, kurz, viel Kapital angelegt. Die Bewohner des von ihm begründeten Ortes Parishville und der Nachbarschaft, wo weitere Namen, wie Rossie, Antwerp u. s. w., an ihn erinnern, haben ihm noch lange ein dankbares Andenken bewahrt. Aber der bei weitem größte Teil der Ländereien warf einstweilen noch keine Erträge ab, und bei seiner Rückkehr aus Amerika im Jahre 1816 belief sich sein Einkommen nur auf 5000 Pfund Sterling oder etwa $2^{1}/_{2}$ % seines nominellen Vermögens[2]).

Dann warf David Parish sich in den Strudel der großen europäischen Finanzgeschäfte, trat in das Wiener Bankhaus Fries & Co. ein, arbeitete eine Zeitlang mit den Rothschilds zusammen, denen er wesentliche Dienste leistete,

[1]) Vgl. Ouvrard, Mémoires. — Nolte, Fünfzig Jahre in beiden Hemisphären.

[2]) Vgl. außer Nolte noch Hough, History of St. Lawrence and Franklin Counties. New York. p. 402 ff., 422 ff., 600 ff.; wegen des Folgenden vgl. wieder mein Buch „Große Vermögen“.

entzweite sich aber später mit ihnen und ging wieder seine eigenen Wege. Dies habe ich alles anderwärts schon erzählt und dort auch berichtet, daß das längst stark geschwächte Haus Fries den Wirkungen der großen Handelskrisis von 1825 unterlag. David Parish, der den Fall des Hauses nicht überleben wollte, endigte am 27. April 1826 durch Selbstmord.

Der vierundachtzigjährige Vater mußte dieses Unglück noch erleben, aber wir wissen nicht, wie er es aufnahm; denn das Letzte, was wir von ihm besitzen, wurde ein Vierteljahr vor der Katastrophe geschrieben. Daraus ersehen wir nur, daß der größte Teil seines Vermögens damals schon durch Davids Schuld verloren gegangen war. Auch die Firma Parish & Co. erlitt schwere Verluste, übernahm dafür aber die amerikanischen Ländereien, die eine Zeitlang von Davids Bruder George und, als dieser 1839 in Paris gestorben war, von seinem gleichnamigen Neffen, einem Sohne Richards, verwaltet wurden. Es war ein brachliegendes Kapital. Vincent Nolte berechnete 1854, daß, unter Hinzurechnung von nur 3% Zinsen, das verwendete Kapital schon auf mindestens zwei Millionen Dollar angewachsen sein müsse. Gerade um diese Zeit — seit 1850 — wurden die Gegenden am St.-Lorenzflusse durch Eisenbahnen erschlossen, was den Verkauf erleichtert haben muß; doch sind mir die Ergebnisse nicht bekannt geworden.

Das Haus Parish & Co. bestand noch bis 1847, scheint indes schon lange vorher, vermutlich bereits seit 1826, den größten Teil seiner Bedeutung eingebüßt zu haben.

Von den noch übrigen Söhnen des Stifters dieses Hauses starben Charles 1856, John 1858, Richard 1860. Nur der zuletzt Genannte hinterließ Kinder. Er hatte 1826 oder 1827 das mecklenburgische Rittergut Gottin gekauft, auf dem er sich namentlich später gern und viel aufhielt. Zu seinen dortigen Nachbarn und nächsten Bekannten gehörte der große Volkswirt Johann Heinrich v. Thünen auf Tellow, der seine Geistesgaben sehr hoch schätzte.

Wie der Vater so waren auch diese Söhne meist bedeutende Männer, die auf jedem Gebiete menschlicher Tätigkeit Großes geleistet hätten. Dennoch gelang es ihnen nicht, das vom Vater begründete Geschäftshaus auf seiner Höhe zu erhalten, und ein großer Teil des in fünfzigjähriger Arbeit verdienten Vermögens ging wieder verloren, während der Rest wohl nur durch Erwerb von Grundbesitz erhalten blieb.

Das Vermögen war eben doch nicht nur „eine Frucht der Konjunktur". Um es zu erwerben, war auch ein kaufmännischer Geist erforderlich, wie ihn der alte Parish besaß, wie er seinen Söhnen dagegen, bei aller Begabung, doch nicht mehr im gleichen Maße eigen war. Möller, der langjährige Mitarbeiter des Alten, hat einmal, als er von der Art sprach, wie dieser 1793 das ihm drohende Unheil abwehrte, auf ihn ein Wort des größten britischen Dichters angewendet, der auch Parish's Lieblingsdichter war, das Wort (aus Troilus and Cressida, Act. I, Sc. 3):

. . . In the reproof of chance
Lies the true proof of Men.
The Sea being smooth
How many shallow bauble-boats dare sail

Upon her patient breast making their way
With those of nobler bulk!
But let the ruffian Boreas once enrage
The gentle Thetis and anon behold
The strong ribb'd bark through liquid mountains cut
Bounding between the two moist elements.

Alle großen Eigenschaften des Vaters lassen sich bei den Söhnen wiederfinden, zum Teil sogar noch gesteigert; aber vielleicht lag gerade darin der Fehler: das Gleichmaß, das den Vater auszeichnete, war bei den Söhnen nicht mehr ebenso vorhanden, das Gleichmaß von Kühnheit und Vorsicht, großen Gesichtspunkten und Sorge für alle Einzelheiten des Geschäftsbetriebes. Am meisten gilt das von David, der ohne Zweifel die glänzendste Gestalt der Familie und doch der Verderber ihrer Stellung in der Handelswelt gewesen ist. Auch bei ihm rühmten genaue Kenner „die Geschicklichkeit, aus schwierigen Lagen Auswege zu finden"; aber sie fügten hinzu, er besitze nicht das gleiche Geschick, solche schlimmen Lagen zu vermeiden. Die Kühnheit des Vaters war bei ihm bis zur Verwegenheit gesteigert, und es fehlte ihm der vom Vater so häufig und warm gepriesene „Sinn für Kleinigkeiten". David war der rechte Typus jener Verbindung des Geschäftsmannes und des Kavaliers, die der Vater als so verhängnisvoll bezeichnete. Johns Lebenslauf deutet auf ähnliche Neigungen. Bei Richard dagegen, der dem Vater ursprünglich wohl am meisten ähnelte und der nach Johns Ausscheiden Hauptleiter des Geschäftes wurde, scheint umgekehrt die Katastrophe von 1826 den Geist kühner Initiative gelähmt zu haben.

So ging das Vermögen des Vaters größtenteils verloren, und so schwand die Bedeutung des Hauses Parish. Nichts verloren ging dagegen von dem, was Vater und Söhne für Hamburg, für den Handel Deutschlands und der Welt geleistet hatten. Hamburgs Bedeutung im Verkehre mit Nord- und Mittelamerika, seine Bedeutung als größter Handels- und Wechselplatz des europäischen Festlandes, diese Bedeutung ist durch die beiden Generationen des hamburgischen Handelsstandes begründet worden, von denen wir jetzt einige der hervorragendsten Vertreter kennen gelernt haben.

Neuere Militär-Literatur.

1. Der Herbstfeldzug 1813.

Die Befreiungskriege, eine Lieblingserinnerung unseres Volkes, weil in ihnen das politische und nationale Bewußtsein mit ungestümer Kraft hervorbricht und zu herrlichen Triumphen führt, haben zwar in allen deutschen Heeren eine reiche Einzelliteratur zu Tage gefördert, aber noch keinen Geschichtschreiber gefunden, der diese gewaltigen Kämpfe in einer geschlossenen, auf gründlicher Forschung beruhenden und kritisch sichtenden Darstellung uns nahegebracht hätte, so wie es beispielsweise nach dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 hüben und drüben geschehen ist. Einmal schien in den dem Kampfe folgenden Jahrzehnten die Zeit für eine objektive Beurteilung der handelnden Personen noch nicht gekommen; auch waren die Staatsarchive noch nicht zugänglich; andererseits drängten die Kämpfe der sechziger und siebziger Jahre um die Vorherrschaft in Deutschland und die Begründung der deutschen Einheit die große Vergangenheit in den Hintergrund.

Dem lange und tief empfundenen Bedürfnis nach einer geschlossenen Darstellung dieses herrlichsten Teils unserer vaterländischen Geschichte scheint erst jetzt entsprochen werden zu sollen, nachdem die Verlagshandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin hervorragende Kräfte[1]) zu dieser schwierigen, aber dankbaren Aufgabe gewonnen hat. Mit der vom Major Friederich (zugeteilt dem Großen Generalstabe) bearbeiteten „Geschichte des Herbstfeldzuges von 1813", deren erster Band im Oktober 1902 erschien, wurde der Anfang gemacht, und dieser Anfang hat, wie vorweg bemerkt werden muß, einen vollen und ungeteilten Erfolg errungen. Es ist unschwer erkennbar, daß es sich bei diesem Werke nicht allein um eine fleißige und gewissenhafte Verarbeitung der ganzen umfangreichen Literatur über jene Epoche handelt, die ja an sich schon verdienstvoll wäre, sondern daß die Arbeit das Ergebnis jahrelanger, verständnisvoller und hingebender Beschäftigung mit dem Gegenstande ist. Neben einer zwar kurzen, aber in den Hauptsachen doch erschöpfenden Darstellung der Ereignisse gibt der Verfasser treffliche, lebensvolle Charakteristiken der leitenden Personen und eine klare Entwicklung ihrer Ziele und Absichten. Wie letztere erreicht wurden, welcher Mittel und Wege man sich dazu bediente, ist Gegenstand seiner kritischen Beleuchtung, und in dieser liegt die Stärke des Verfassers. Er entwickelt seine Urteile in so einfacher, menschlich-natürlicher, aus innerster Kenntnis der Tatsachen entspringender Weise, daß man ihm gerne hierin folgt und sich schwer der Logik seiner Schlüsse entziehen kann. Das Streben des Verfassers nach Objektivität und Gerechtigkeit für alle handelnden Teile führt denn

[1]) General der Infanterie z. D. von Holleben und Major Friederich für 1813, Generalleutnant z. D. von Janson für 1814, General von Lettow-Vorbeck für 1815.

auch häufig zu Urteilen über Ereignisse und Personen, die von den bisher zu Recht geltenden völlig abweichen; ja, es zerstört sogar manche alte, liebgewordene Legende und hilft der historischen Wahrheit zum Siege. Es wäre eine schwächliche Regung, wollten wir es beklagen, daß z. B. die Leistungen unserer vielgepriesenen Landwehr von 1813 ihres historischen Nimbus zu Gunsten der Linientruppen entkleidet, daß Bülows Verdienste um Großbeeren etwas eingeschränkt, der Kronprinz von Schweden uns in einer günstigeren Beleuchtung gezeigt werden. Unsere Erfolge sind groß, unser nationales Bewußtsein stark genug, um die historische Wahrheit zu ertragen. Die Freude an unseren Heereseinrichtungen von damals und vor allem an unseren nationalen Helden kann uns durch die geschichtliche Wahrheit nicht verkümmert werden.

Bekanntlich ist die Kritik einstimmig in der Verurteilung Napoleons, weil er den Siegen von Großgörschen und Bautzen nicht durch energische Verfolgung einen letzten hinzugefügt und die Verbündeten zum Verlassen deutschen Bodens gezwungen habe; weil er dem von seinen Gegnern gesuchten Waffenstillstande nicht nur nicht auswich, sondern ihn selbst suchte. Toll und Jomini nennen den Abschluß des Waffenstillstandes von Poischwitz (4. Juni 1813) den größten Fehler in Napoleons Feldherrnlaufbahn; Yorck sieht darin einen Beweis für das sichtbare Nachlassen seines Genies. Indem Major Friederich zugibt, daß der für den Kaiser verhängnisvolle Entschluß einer, wie wir heute wissen, falschen Beurteilung der Verhältnisse bei seinen Gegnern entsprang, zeigt er uns gleichzeitig, daß der Kaiser zu jener Zeit die richtige Anschauung über jene Verhältnisse unmöglich besitzen konnte, daß aber seine auf unrichtiger Grundlage aufgebauten Entschlüsse dennoch logisch und deshalb begreiflich und entschuldbar waren. Während der innere Zustand der verbündeten Heere ihm völlig verborgen blieb oder sich günstiger darstellte als er war, übersah der Kaiser mit um so größerer Klarheit den Zustand des eigenen Heeres: die physische Schwäche der jüngeren Konskribierten, den kläglichen Zustand der Kavallerie nach Zahl und Beschaffenheit, die Schwierigkeit der Verpflegung und des Munitionsersatzes.

So erscheinen dem Verfasser die Beweggründe für den Abschluß des Waffenstillstandes völlig klar. Napoleon fürchtet den Anschluß Österreichs an die Alliierten, während der schlechte Zustand des eigenen Heeres seine Entschlüsse lähmt. Zeitgewinn konnte den ersteren verhindern, den letzteren bessern oder beseitigen. Zwei Monate konnten die eigenen Streitkräfte verdoppeln, die schlechte Ausbildung der Infanterie verbessern, die Cadres der Kavallerie füllen. „An Truppenzahl seinen Gegnern gleich, an Qualität der Truppen besser gestellt als im Frühjahr, an schöpferischer Kraft und Einheit der Führung bei weitem überlegen, so glaubte er in den Herbstfeldzug eintreten zu können mit der sichersten Aussicht auf den Sieg, selbst wenn Österreich sich seinen Gegnern anschließen sollte."

Von hohem Interesse ist Friederichs Urteil über die Persönlichkeit Bernadottes, des Kronprinzen von Schweden. Man wird dem preußischen Patrioten, als welcher der Verfasser uns in jedem Abschnitt seines Buches entgegentritt, schwerlich Voreingenommenheit für den französischen Marschall und nachmaligen schwedischen Thronfolger ansinnen, wohl aber seinen Ausführungen große Objektivität des Urteils und ruhige Sachlichkeit nachrühmen müssen. Daß Bernadotte von einer uneigennützigen und hochherzigen Teilnahme an dem Befreiungswerk Europas von Napoleons Herrschaft hätte fortgerissen sein sollen, war füglich nicht von ihm zu erwarten; wie hätte er sonst dem Herbstfeldzug von 1812 untätig zusehen können? Sein politischer Scharfblick wies ihn — im Gegensatz zu den Bestrebungen des schwedischen Volkes, welches durch ein Bündnis mit Napoleon den Wiedergewinn Finnlands erhoffte — auf die Eroberung Norwegens als Äquivalent für das 1809 verlorene Finnland hin; durch dieses hoffte er seine Dynastie im Herzen des schwedischen Volkes zu befestigen. Da indessen Napoleon die bezüglichen Wünsche Bernadottes keiner Antwort würdigte, so wies dieser die Annäherungsversuche

Rußlands nicht zurück und einigte sich schon im August 1812 mit dem Zaren dergestalt, daß es ihm ermöglicht wurde, die weitere Gestaltung der Verhältnisse abzuwarten. Nach der Katastrophe von 1812 nahm Schweden infolge seiner geographischen Lage zwischen England und Rußland, seiner 30 000 Mann starken, intakten Armee und des Feldherrnruhms seines Kronprinzen unter den nordischen Mächten eine Stellung ein, die seiner tatsächlichen Bedeutung nicht entsprach. Nur die richtige Erkenntnis des Kronprinzen, daß ohne die Niederwerfung Napoleons sein Ziel, die Eroberung Norwegens, nicht zu erreichen war, trieb ihn zur Annäherung an Österreich und Preußen, um diese beiden Mächte der schwedisch-russischen Allianz zuzuführen, und schließlich zur eigenen Beteiligung am Befreiungskampfe auf seiten der Verbündeten. Nicht Sympathie und Begeisterung für die heilige Sache, sondern kühle Berechnung und Abwägung der schwedischen Interessen gaben den Ausschlag in seinen politischen Entschlüssen und drückten auch seiner Kriegführung das Gepräge auf. Die Notwendigkeit, zu siegen, und damit eine energische Beteiligung am Kampfe war aber durch die gefährliche Lage, in die er sich selbst versetzt hatte, gegeben. Denn im Gegensatz zum schwedischen Volke trieb er selbständige Politik bezüglich Norwegens. Unterlag er mit den Verbündeten, so verflüchtigten sich seine Träume von einem mächtigen Skandinavienreich und mehr noch seine Aussichten auf den schwedischen Thron. Er mußte also mit ihnen siegen! Alle anderen Regungen, wie seine Anhänglichkeit an die alten Waffengefährten und selbst die ihm zu Unrecht angesonnenen ehrgeizigen Bestrebungen auf den französischen Thron, treten vor dieser Notwendigkeit in den Hintergrund. Die Ernsthaftigkeit dieser letzteren Bestrebungen wird von Friederich bezweifelt, ebenso wie er Bernadottes bezügliche Äußerungen lediglich als Ausflüsse prahlerischer Geschwätzigkeit und grenzenloser Eitelkeit hinstellt. Bernadottes politische Ziele und seine persönlichen Pläne verlangten in gleicher Weise seine rege Beteiligung am Kriege auf seiten der Verbündeten, und damit fällt die bisher gültige Anschauung, daß beide seine Lauheit und Schwächlichkeit als Heerführer begründet hätten. Für diese findet Friederich die Erklärung einzig und allein in Bernadottes Charakterbildung und seiner Befähigung als Feldherr: „Er scheute sich stets, die letzten Konsequenzen zu ziehen, weil er stets wägte, wo er wagen mußte, weil er in seiner Unschlüssigkeit stets die Gunst des Augenblicks ungenützt vorübergehen ließ.“ Er hatte niemals selbständig eine größere Armee geführt, sich aber als Divisions- und Korpsführer unter den direkten Befehlen des Kaisers stets tüchtig gezeigt. Auf sich selbst angewiesen, erschien er unselbständig, zögernd, übertrieben vorsichtig, in entscheidenden Momenten ohne genügende Entschlossenheit. Kurz, er war ein brauchbarer Unterführer, aber kein Feldherr, und nach dieser Befähigung ist sein Verhalten als Befehlshaber der verbündeten Nordarmee zu beurteilen. Bedenkt man, daß dieser zwischen Elbe und Oder eingeengten, von feindlichen Festungen umgebenen Armee das Meer mit Stralsund als einziger Rückzugslinie im Rücken lag und aller Voraussicht nach der Kaiser selbst ihr Gegner war, so muß zugestanden werden, daß solche Lage auch einen von Natur kühneren Feldherrn zur Vorsicht gemahnt hätte, und daß das Programm der Kriegführung Bernadottes:

> „sich nie einem ungleichen Kampfe auszusetzen, unter allen Umständen sich die Rückzugslinie nach Stralsund offenzuhalten, im Falle eines persönlichen Angriffes des Kaisers ihm immer einen Marsch voraus zu sein, sich nie seinen Keulenschlägen auszusetzen, sondern seinen Gegner durch einen ermüdenden, langsamen, methodischen Krieg zu erlahmen, ihn durch Teilkämpfe aufzureiben“ u. s. w.

durchaus erklärlich ist.

Bülows Verhalten zum Kronprinzen von Schweden war von Anfang an ein unerquickliches. Ein offener und gerader Charakter mit scharfem, kritischem Verstande, aber auch von großer Rücksichtslosigkeit und Unduldsamkeit gegen abweichende Meinungen, war Bülow durchaus nicht „der einzige wirkliche Schlachtengeneral der

Verbündeten", vielmehr ein Mann der älteren Schule, der im Heere als schwieriger Untergebener galt. Noch mit keinem seiner Vorgesetzten hatte er sich vertragen, selbst mit dem Prinzen Louis Ferdinand und Blücher nicht. Wie hätte es denn mit dem Zauderer Bernadotte anders gehen sollen, über den er sich, ohne Rücksicht auf Zeit und Ort, sachlich und persönlich in schneidendster Kritik erging?

Napoleon begann nach Ablauf des Waffenstillstandes von Poischwitz (10. August) die Feindseligkeiten mit einem Angriff auf Blücher, der hinter die Katzbach zurückging. Auf die Nachricht von Schwarzenbergs Vorgehen aus Böhmen gegen Dresden eilte er aber, unter Zurücklassung Macdonolds gegen Blücher, selbst der böhmischen Armee entgegen. Bevor es nun gegen Blücher und Schwarzenberg zur Entscheidungsschlacht kam, wurden Oudinot und Reynier, die sich mit dem von Hamburg kommenden Davout vereinigen sollten, am 23. August von Bülow bei Großbeeren geschlagen und durch diesen Sieg Berlin vor Einnahme und Plünderung gerettet. Daß die Schlacht bei Großbeeren einzig und allein der Initiative Bülows entsprungen, Bernadotte dabei geflissentlich den untätigen Zuschauer gespielt habe, anstatt durch Eingreifen den Sieg in Vernichtung umzuwandeln, galt nach den bisherigen Überlieferungen als tatsächlich.

Beide Behauptungen sind nach Friederich nicht völlig zutreffend. Es ist richtig, daß Bernadotte, solange er glaubte, den Kaiser selbst sich gegenüber zu haben, unter Preisgabe Berlins hinter die schützende Barriere der Havel und Spree zurückzugehen gedachte. Dem einmütigen Widerstande seiner Unterführer, besonders Bülows, gelang es zwar, ihn hiervon abzubringen, doch war er zu einem weiteren Vordringen, wie es der Trachenberger Operationsplan vorschrieb, nicht zu bewegen, sondern beließ die Armee in einer Aufstellung südlich Berlin. Nachdem die Gelegenheit, die am 17. und 18. August noch in der Versammlung begriffene französische Armee anzugreifen und einen sicheren Erfolg zu erringen, versäumt, auch festgestellt war, daß der Kaiser sich nicht bei der Armee Oudinots befand, wuchs zwar der Mut des schwedischen Kronprinzen, indessen war es damals zu einer Offensive im Bülowschen Sinne zu spät und vom Standpunkte Bernadottes begreiflich, daß er es nun vorzog, seinen Gegner innerhalb des Waldgürtels zu erwarten, statt den Kampf vorwärts schwieriger Defileen zu suchen.

Friederich stellt nun aus Bülows eigenen schriftlichen Auslassungen und den Zeugnissen der Offiziere seines Stabes (Boyen und Reiche) fest, daß der Entschluß, Großbeeren, welches den preußischen Vorposten entrissen worden war, wiederzunehmen, von ihm selbständig gefaßt und Bernadotte zur Unterstützung aufgefordert worden war. Daß sich aus der Wiedernahme von Großbeeren eine Schlacht entwickeln würde, war weder von Bülow noch von Bernadotte in jenem Augenblicke zu übersehen. Es wird gleichfalls festgestellt, daß Bernadotte den Entschluß Bülows bezüglich Großbeerens billigte, eine Unterstützung im Hinblick auf Oudinots drohenden Angriff gegen ihn selbst und die Überlegenheit Bülows aber ablehnte. Tatsächlich ist indessen eine solche doch erfolgt, denn eine schwedische Batterie, mehrere Bataillone und zwei Eskadrons haben mit Bernadottes Zustimmung auf Bülows rechtem Flügel wirksam in den Kampf eingegriffen, und diese Tatsache läßt darauf schließen, daß der Kronprinz nicht gezögert haben würde, stärkere schwedische Kräfte einzusetzen, wenn es nötig gewesen wäre, und wenn nicht die heldenmütige Bravour des dritten Korps unter Bülow den Sieg allein vollendet hätte. Damit fällt denn der Vorwurf absichtlichen In-Stich-lassens.

Nach dem Wortlaut des kronprinzlichen Befehls war die Verfolgung mit dem ganzen Korps am Tage nach der Schlacht in Bülows Hand gelegt, und hier zeigte sich der tapfere Führer nicht auf der Höhe seiner Leistungen am Tage von Großbeeren. Er glaubte, hierzu noch genauere Befehle abwarten zu sollen. Dies Verhalten nennt Friederich geradezu rätselhaft und stützt sich hierbei auf Gneisenaus Urteil über Bülows Verhalten: „Wer eifrig verfolgen will, wartet nicht erst Befehle dazu ab."

Hiermit fällt auch der landläufige Vorwurf von der Verräterei Bernadottes. Will man ihm einen Vorwurf machen, so wäre es nur der, daß er seine Befehle an Bülow nicht bestimmter ausgesprochen und ihre Ausführung nicht überwacht hat. Er selbst mit seinen Schweden ließ sich durch die Besorgnis vor einem plötzlich in der rechten Flanke auftauchenden Gegner zur Untätigkeit fesseln und sah von der Verfolgung auch seinerseits ab. Dies entspricht wiederum nur seiner „Vorsicht".

Das ganze Verhalten des Kronprinzen in der zweiten Augusthälfte zeigt nach Friederich das Bild einer zwar übertrieben vorsichtigen, aber dennoch zielbewußten Kriegführung. Dem Gedankengange des Trachenberg-Reichenbacher Operationsplanes zu gewissenhaft folgend, ist er entschlossen, jedem Kampfe mit überlegenen feindlichen Kräften auszuweichen und nur sicheres Spiel zu spielen. Auch Blücher operierte ähnlich mit dem schlesischen Heere, nur daß richtiger Instinkt, Hochherzigkeit und Heldenmut ihn den Moment erkennen ließen, wo kühnes Draufgehen an Stelle vorsichtigen Zauderns zu treten hatte. Eben darum waren aber auch die Erfolge des schlesischen Heeres ungleich großartiger als die der Nordarmee unter dem französischen Marschall, der zwar der Tapferkeit seiner Unterführer taktische Siege verdankte, den Impuls zu großen Taten und entscheidenden Erfolgen aber weder in seiner Politik noch in seinen persönlichen Eigenschaften zu finden wußte.

Für die Operationen der Verbündeten im Herbstfeldzug 1813 galten bekanntlich die Abmachungen des uns als Trachenberger Operationsplan überlieferten Übereinkommens. Daß diese Bezeichnung zu Unrecht besteht, hat schon einmal Dr. Roloff in einer sehr gediegenen Abhandlung im „Militär-Wochenblatt" 1892 nachgewiesen. Der Major Friederich ist, wie aus einem im Jahre 1891 von ihm gehaltenen Vortrage bekannt, fast gleichzeitig und unabhängig von Roloff zu dem Ergebnis gelangt, daß der quasi Trachenberger Plan ein Kompromiß Toll-Knesebeckscher und Boyen-Borstellscher Vorschläge gewesen, erst nach langen Hin- und Herberatungen, die örtlich und zeitlich auseinanderliegen, zu stande gekommen und richtiger als Trachenberg-Reichenbacher Operationsplan zu bezeichnen ist. Diese Umtaufung wäre an und für sich unwesentlich, wenn nicht gleichzeitig in sehr gründlicher Abhandlung der Anteil bezw. die Schuld der einzelnen Generale an diesem Plane ins rechte Licht gerückt würde. Gegenüber der napoleonischen Strategie, die trotz aller gegenteiligen Überlieferungen nach Friederich auch in jenen Tagen, was Klarheit und Kühnheit der Konzeption und sachgemäße Kräftegruppierung anlangt, noch auf voller Höhe stand, werden die schwächlichen Beschlüsse, die aus dem vielköpfigen Hauptquartier der Verbündeten in Trachenberg-Reichenbach entsprangen, als „Ermattungsstrategie" bezeichnet. Der Gedanke, durch rasche, mit vereinten Kräften geführte Schläge eine schwierige Lage zu lösen, ist den Strategen des verbündeten Hauptquartiers nicht gekommen, während Napoleon damals, wie in seinen glänzendsten Tagen, die Entscheidungsschlacht als das beste Mittel ansah, sich aus schwieriger Lage zu befreien. „Ils commettront des défauts, nous tomberons sur eux, nous les écraserons."

Auch die Abnahme der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit des Kaisers, sein angebliches „Altgewordensein" ist ein völlig unbegründeter Vorwurf. Seine von Stunde zu Stunde kontrollierbare Tätigkeit in den Tagen des Herbstfeldzugs zeigt im Gegenteil eine geradezu unglaubliche Rastlosigkeit, eine aufs äußerste angespannte Tätigkeit, und es ist erstaunlich zu sehen, wie er den Geist der eigenen Energie und Tatkraft den Führern und Truppen einzuhauchen verstand.

Wenn so der Verfasser den Leistungen des großen Feldherrn auch in den Tagen gerecht wird, wo das Glück ihn verließ, so berichtigt er anderseits das harte und ungerechte Urteil, welches der Kaiser seinerseits auf St. Helena über seine Marschälle abgegeben hat. „Ich hatte sie zu sehr mit Ansehen, Ehren und Reichtümern vollgestopft. Sie hatten aus dem Becher des Genusses getrunken und verlangten nach Ruhe. Das heilige Feuer war erloschen, sie wären lieber Marschälle Ludwigs XV. gewesen. Meine Generale wurden matt, linkisch, ungeschickt und folglich unglücklich."

Dieses in fast alle neueren Geschichtswerke übergegangene Urteil hält vor gewissenhafter Prüfung nicht stand. Gewiß hatten zwei im Feldlager verbrachte Dezennien Ermüdung und ein gewisses Friedensbedürfnis hervorgebracht, aber dennoch läßt sich Pflichtvernachlässigung oder Mangel an Eifer bei keinem der an der Spitze von Korps und Divisionen stehenden französischen Generale nachweisen. Wohl stand mitunter nicht der rechte Mann am rechten Platze, aber Mißgriffe in der Wahl der Persönlichkeiten fallen eher auf den Kaiser selbst als auf diese zurück. Der persönliche Vorteil der Generale war überdies zu eng mit dem Siege des Kaisers verbunden, denn nicht alle hatten Reichtümer zu sammeln und zu bewahren verstanden, viele waren sogar tief verschuldet, und die Dotationen der Begüterten lagen in den eroberten Gebieten, gingen daher bei unglücklichem Ausgang des Krieges mit diesen verloren. „Wenn daher bei einigen, zu selbständigen Stellungen berufenen Marschällen eine übergroße Vorsicht, ein Mangel an Selbstvertrauen, Initiative und Energie zu bemerken war, so lag dies an anderen Ursachen, vor allem daran, daß die innere Beschaffenheit der Armee ihnen zu schweren Bedenken Anlaß geben, ihre Tatkraft und ihren Unternehmungsgeist lähmen mußte.“

Mit besonderer Wärme, aber zugleich mit strenger Unparteilichkeit würdigt der Verfasser die militärischen Leistungen Preußens und seiner Heldengestalten und unter ihnen wieder mit Vorliebe die des schlesischen Heeres. Ein Meister der Charakteristik, weiß er die Lieblinge unseres Volkes, die Blücher, Gneisenau, York, Bülow u. a., durch lebensvolle Schilderungen uns nahezubringen, ihre Vorzüge und Schwächen mit hohem Verständnis und feinem Takte zu beleuchten. Auf diesem Gebiete verdient er besondere Beachtung, weil seine Methode, die Handlungen und Personen zu vermischen und aus der Eigenart der letzteren die ersteren menschlich zu erklären, sich als eine besonders wirkungsvolle Art der Geschichtschreibung darstellt.

Die Darstellung der geschichtlichen Ereignisse ist erschöpfend, ohne sich in nutzlosen Einzelheiten zu verlieren. Mit besonderem Geschick hat der Verfasser die Zahlen bei Aufführung der beiderseitigen Streitkräfte gruppiert, so daß er dem Leser stets ein klares Bild über die für die verschiedenen Operationen in Rechnung zu stellenden Faktoren gibt. Diese Sache ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Reiches persönliches Wissen, eine Frucht jahrelanger, mühsamer Forschung und Arbeit hat den Verfasser des Herbstfeldzuges von 1813 gestützt und seiner Feder eine Gestaltungskraft gegeben, die sein Buch den besten Erscheinungen der neueren kriegsgeschichtlichen Literatur würdig zur Seite stellt. Die Aufgabe, die er sich in der Einleitung selbst gesetzt hat, „eine zwar kurze, aber in der Hauptsache erschöpfende Darstellung der Ereignisse, ein plastisches Bild der leitenden Personen, eine klare Entwicklung ihrer Ziele und Absichten zu geben und die zur Erreichung der letzteren eingeschlagenen Wege kritisch zu beleuchten“, ist in vollendeter Weise gelöst worden. Die Einfachheit der Sprache, die Natürlichkeit der Gedankenentwicklung und ein hohes Gerechtigkeitsgefühl befähigen ihn in gleicher Weise zum Historiker wie sein reiches Wissen und seine Forschergabe.

von Hepke,
Generalmajor und Brigadekommandeur.

2. Die Literatur des Boerenkrieges.

Bei dem Mangel zuverlässiger Berichte über den südafrikanischen Krieg — denn auch von englischer Seite lag, abgesehen von zahlreichen Mitteilungen über persönliche Erlebnisse, außer den amtlichen Depeschen wenig oder nichts Offizielles vor — wurde dem Erscheinen der von einzelnen hervorragenden Führern der Boeren verfaßten Werke mit großem Interesse entgegengesehen. Leider haben dieselben nach der militärischen und politischen Seite weniger zur Klarlegung der Vorgänge beigetragen, als man gehofft hatte. Trotzdem würde man unrecht tun, den Wert und die Bedeutung der bisher von diesen Führern veröffentlichten Bücher zu unterschätzen; sie sind trotz ihres vorwiegend persönlichen Charakters oder vielleicht gerade deswegen nicht unwichtige Beiträge zum Verständnis des großen Dramas, das sich von 1899—1902 in Südafrika abgespielt hat.

In erster Linie stehen natürlich die „Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger“[1]), obgleich sie wohl allen denjenigen eine große Enttäuschung bereitet haben dürften, die anderes von ihnen erwartet hatten als mehr oder weniger heftige Denunziationen politischer Gegner. Mit Ausnahme der Jugendschicksale und Jagdgeschichten des Verfassers und der Berichte über seine politischen Kämpfe gegen den Generalkommandanten Schoeman und den Präsidenten Bürgers enthalten sie wenig, was nicht bereits bekannt wäre. Von den vernichtenden Beweisen gegen Chamberlain, Cecil Rhodes, Milner und andere englische Staatsmänner, mit deren Veröffentlichung während der Kriege wiederholt gedroht worden, ist nichts in dem Buche enthalten; es macht vielmehr den Eindruck, als wenn persönlicher Haß den Blick des Präsidenten für die Bedeutung der großen, in Südafrika vorhandenen politischen Gegensätze getrübt und er in ihnen nichts als Äußerungen kleinlicher Selbstsucht seiner Gegner gesehen hätte. Er ist das ausgewählte Gefäß Gottes; seine Feinde sind alle des Teufels. Das trifft nicht nur für die Engländer zu, sondern für jeden, der es wagt, anderer Ansicht als er zu sein. Die Ansprache, welche der Präsident am 12. Mai 1898 an die Oberrichter und Richter des höchsten Gerichtshofes gehalten (S. 254 ff.), liefert dafür einen sprechenden Beweis. Es handelte sich bei derselben um das in den Augen des Präsidenten unverzeihliche Vorgehen des früheren Oberrichters Kotze, einen Beschluß des Volksrats auf seine Legalität hin geprüft zu haben. In anderen, nicht nur republikanischen Staaten pflegen solche Prüfungen zu den Obliegenheiten der höchsten Gerichtshöfe zu gehören, aber Präsident Krüger erklärt, daß der Oberrichter auf Irrwege geraten sei, „indem er das Prinzip des Teufels, das Prüfungsrecht, angenommen habe“. Die Richtigkeit einzelner in dem Buche enthaltener Angaben ist von englischer Seite scharf bestritten worden, so die über die Verhandlungen mit Sir Evelyn Wood im März 1881 (S. 199 ff.) von dem letzteren selbst und die, daß bei der Erstürmung des Kraals des Häuptlings Sechiel 1852 (S. 42) in dem Hause des englischen Missionars Livingstone Kriegsmaterialien und eine Werkstatt zur Reparatur von Gewehren gefunden und konfisziert worden seien, was später zu Beschimpfungen und Verlästerungen der Boeren durch Livingstone in England geführt habe. Im allgemeinen kann man von dem Buche sagen, daß es die knorrige Natur des alten Boerenführers in ihrer ganzen Schärfe hervortreten

---

[1]) Von ihm selbst erzählt, nach Aufzeichnungen von H. C. Bredel, Privatsekretär des Präsidenten Krüger, und Piet Grobler, gewesenem Unterstaatssekretär der Südafrikanischen Republik. Herausgegeben von A. Schowalter. Zwei Bände. Deutsche Originalausgabe. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1902.

und begreiflich erscheinen läßt, daß die englischen Staatsmänner es unmöglich gefunden haben, sich mit ihm zu verständigen.

Ansprechender berühren die Bücher der Generale Chr. de Wet[1]) und Ben Viljoen[2]), die sich fast ausschließlich mit der militärischen Seite der Frage beschäftigen und manchen Einblick in die Art und Weise der Kriegführung der Boeren gestatten. Ob man in Deutschland wie überhaupt in Europa, wo die Verhältnisse doch ganz andere sind, in militärischer Hinsicht viel daraus lernen wird, scheint zum mindesten zweifelhaft; wohltuend berührt aber die Bescheidenheit der beiden Verfasser, die nicht mehr in den Vordergrund treten, als dies durchaus notwendig ist. Einzelne harte Urteile, ganz besonders über diejenigen Boeren, die sich den Engländern angeschlossen, wären vielleicht besser fortgeblieben, aber die Wunden, die der Kampf geschlagen, waren noch zu frisch, als daß man dies hätte erwarten können. Trotzdem enthalten die beiden Bücher viel des Wissenswerten und Lehrreichen, ganz besonders auch mit Bezug auf die Schäden und Nachteile einer Milizarmee oder vielleicht richtiger einer Volksbewaffnung. Sie wimmeln von Beweisen der Trägheit, Unlust, Disziplinlosigkeit und selbst des Mangels an Mut unter den Boerenkämpfern; namentlich de Wet spricht sich in dieser Beziehung sehr offenherzig aus. Ganz besonders interessant ist z. B. die Schilderung der Verhältnisse, wie sie sich bei den Boeren vor und nach der Einnahme von Bloemfontein entwickelten (13. März 1900). General de Wet schildert die wilde Flucht der Boeren bei Poplar Grove, und wie sie sich dann, nachdem es ihm mit der größten Mühe gelungen, dieselben in circa 30 km weiter zurückgelegenen Stellungen zum Stehen zu bringen, einen ganzen Tag vortrefflich geschlagen hätten, um am nächsten Tage wieder 5000 Mann stark blindlings vor den Engländern zu fliehen und Bloemfontein aufzugeben, ohne einen Schuß zu feuern. Er selbst sah sich gleich darauf genötigt, seine vollständig demoralisierten Kommandos zu beurlauben — eine Maßregel, die er dem Generalkommandanten Joubert gegenüber damit rechtfertigte, daß er ihm sagte: „Kennen Sie denn den Afrikander nicht? Weder Sie noch ich sind schuld daran, daß es um die Disziplin so traurig bestellt ist; die Bürger müssen jetzt nach Hause, und die, welche zurückkehren, werden dann mit frischem Mut wieder kämpfen.“ So findet sich die Überzeugung, die Lord Roberts von der gänzlichen Demoralisation der Gegner hatte, gerechtfertigt, und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß ein energischeres Vorgehen des britischen Feldherrn in dem Augenblicke den Krieg schneller beendigt haben würde. Etwas später gelang es den Boerenführern, einen großen Teil der von Lord Roberts in ihre Heimat entlassenen Boeren, die den Neutralitätseid geleistet hatten, wieder zum Kriegsdienst heranzuziehen, wobei es wohl nicht immer ohne Anwendung von Zwang abgegangen sein wird, obgleich General de Wet dies ausdrücklich in Abrede stellt. Militärisch sind die Leistungen der Boeren in dem späteren Teil des Krieges viel bedeutender als während des ersteren, und General de Wet hat unrecht, sich gegen die Behauptung, daß er Guerillakrieg getrieben, mit einer gewissen Entrüstung zu verteidigen; er hat gerade darin das Außerordentlichste geleistet. Von ganz besonderem Interesse sind die Anlagen zu dem de Wetschen Buche, welche sich auf die Verhandlungen zwischen den Boerenführern in Vereeniging Ende Mai 1902 beziehen. Sie liefern den Beweis, daß die Boeren abgehetzt und fertig waren. So sagt General de la Rey, man spreche von seinen Erfolgen, aber was hätten dieselben ausgerichtet? Seit diesen glücklichen Gefechten sei sein gesamtes Vieh von 4000 Mann berittener

---

[1]) Der Kampf zwischen Boer und Brite (Der dreijährige Krieg). Vom General Chr. R. de Wet. Deutsche Originalausgabe. Mit Illustrationen, Kartenskizzen und dem Bildnis des Verfassers. Kattowitz und Leipzig, Carl Siwinna. O. J.

[2]) Die Transvaaler im Krieg mit England. Kriegserinnerungen von General Ben Viljoen. Deutsche Originalausgabe von A. Schowalter, Berlin, und H. A. Cremer, Villingen. Mit vielen Abbildungen von Fritz Bergen und Anton Hoffman und einer Karte von Südafrika. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Truppen weggenommen worden, und er selbst habe seitdem 300 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Charakteristisch ist auch, daß es den Familien, welche sich bei den Kommandos befanden, viel schlechter gegangen zu sein scheint, als denen in den Konzentrationslagern, und daß seitens der ersteren vielfach der Versuch gemacht worden, sich den Engländern zu ergeben. Aus General Viljoens Buch ersieht man, daß die Verluste der Boeren vielfach sehr viel höhere gewesen sind als die zurzeit angegebenen, und daß den Deutschen und anderen Fremden, die für die Burensache geblutet hatten, wenig Dank dafür geworden ist. General Viljoen schreibt darüber, daß, als er sich nach dem Gefecht von Elandslaagte bei Joubert gemeldet, dieser ihm gesagt habe, die Deutschen und Holländer, die entkommen seien, sollten alle nach Johannesburg zurück, da er sie bei seinen Truppen nicht mehr sehen wolle. General Viljoen, der für die deutschen Kameraden mutig eintrat, schließt das Kapitel mit der Bemerkung: „Se. Exzellenz hatte kein günstiges Urteil über das deutsche und holländische Korps. Der Grund dazu schien mir persönliche Abneigung gegen die betreffenden Offiziere zu sein. Leider kam dieser Fall mehr vor und trug sicher nicht zum Vorteil unseres Heeres und unserer Kriegführung bei." Viljoens Buch wird für den Fachmann von höherem Werte sein als das de Wets, weil er am Schlusse desselben seine Erfahrungen während des Feldzugs in einer Reihe allgemeiner Bemerkungen niederlegt.

Ganz besonders sympathisch wirkt das Buch des Obersten Adolf Schiel: „Dreiundzwanzig Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika"[1]), das allen denen, die sich ein vorurteilsfreies Bild von den Zuständen in Südafrika vor dem Kriege mit England machen wollen, auf das wärmste empfohlen werden kann. Man bekommt durch dasselbe einen Begriff von der unendlichen Nachlässigkeit und Bummelei, die namentlich in allen militärischen Dingen im Transvaal herrschte, und kann sich nur wundern, daß es den Boeren trotzdem möglich gewesen ist, anfänglich solche Erfolge zu erzielen und sich schließlich so lange zu halten. Höchst amüsant ist, was Schiel über das „Doktern" der Boerenfrauen und Generale erzählt.

Oberst Schiel wurde bekanntlich bei Elandslaagte verwundet und gefangen genommen; sein Bericht über diese Vorgänge wird hoffentlich dazu beitragen, der Legendenbildung über die grausame Behandlung von Verwundeten durch die Engländer den Boden zu entziehen. Daß unter den Deutschen auch bei der Aufstellung des Freiwilligenkorps die nationale Uneinigkeit sich geltend gemacht, geht aus einem Bericht hervor, der sich in „Die Boeren und der Südafrikanische Krieg". Herausgegeben von Joseph Kürschner (S. 280 ff.) findet[2]). Dies Buch besteht aus einer Anzahl von Einzelarbeiten über Südafrika, die Geschichte der Boerenstaaten und den Krieg und bringt in Originalmitteilungen mancherlei, was durch eine vorsichtigere Auswahl gewonnen haben würde. So, wie die Sammlung ist, gewährt sie demjenigen, dem es an Zeit und Lust zur Bewältigung der umfänglichen Werke fehlt, die Möglichkeit, sich ein — wenn auch nicht ganz ungefärbtes Bild — von den Ereignissen zu machen.

M. von Brandt.

---

[1]) Mit 39 Abbildungen, darunter 20 Separatbilder, einer Karte und einem Schlachtplan. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1902.

[2]) Eine Darstellung Südafrikas, des Charakters und Lebens der Boeren, der Geschichte ihrer Republiken und deren Kämpfe mit England bis zum Friedensschluß. Mit vier farbigen Kunstbeilagen, einer Karte des Kriegsschauplatzes und zahlreichen Textillustrationen. Charlottenburg, Deutscher Kunstverlag von Alfred B. Mundt. O. J.

Zur indischen Witwenverbrennung [1].

Im Anschluß an R. Garbes fesselnde Beschreibung der Witwenverbrennung in Indien („Deutsche Rundschau“, März 1903) möchte ich einige Betrachtungen vorbringen. Vielleicht wurden von ihm, wie auch von allen mir bekannten Beurteilern dieser Sitte einige psychologische Momente nicht hinreichend betont.

Haben Europäer sich nicht durch jene „falschen Alternativen des Denkens“, vor denen F. Th. Vischer warnt, verleiten lassen? Lag nicht vielmehr die unsägliche Grausamkeit weit weniger in diesem Tod als in dem Leben, welches man allein den armen Geschöpfen gewährte?

Wären die Witwen durch ein qualvolles, frühzeitiges Ende um ein geachtetes, befriedigtes Dasein gebracht worden — gewiß! Ja, wäre ihnen nur das graue Durchschnittslos der vom Schicksal Benachteiligten geworden — auch dann, vielleicht! Dies wären jedoch unrichtige Alternativen, die Wirklichkeit stellte sich anders.

Jeder kennt die untergeordnete Stellung der indischen Frau, auch bei der Hinduerin, der vornehmen Brahmanin, und nur von diesen ist jetzt die Rede. Sie lebt einzig und allein, um dem Mann zu gefallen, ihm zu nützen und ihm Kinder zu gebären. Während er sie mit geringschätzigen Worten anredet, nennt sie ihn ihren Meister, ihren Gebieter, ja, ihren Gott. Nur am Hochzeitstage darf sie gemeinsam mit ihm essen; sonst nährt sie sich mit den Resten seiner Mahlzeit. Sie steht in unterwürfiger Stellung vor ihm. Beschimpft und schlägt er sie in ungerechtem Zorn, soll sie ihm die Hände küssen und seine Verzeihung erflehen. Wie verächtlich, abstoßend, grausam und verworfen er auch sein mag, ihn soll sie lieben, verehren, hegen und pflegen. Jedoch einmal im Leben konnte sich märchenhafter Glanz und höchste Ehre auf die demütige Dienerin senken, dann vermochte sie, das unwissende Weib, Ungeheures zu leisten, das Edelste und Erhabenste zu erreichen. Dieser Höhepunkt des Daseins war der Begräbnistag ihres Mannes, falls sie, freiwillig, ihm folgte. Durch diese Tat erlöste sie den Gatten von Höllenqualen, und hätte er alle Untaten begangen; durch diese Tat heiligte sie alle eigenen Vorfahren wie die des Mannes, dem sie als Jungfrau sich gab. Eine solche Gattin würde der unendlichen Glückseligkeit teilhaftig, würde, von den himmlischen Heerscharen besungen, alle Wonnen des Paradieses genießen.

Dies alles wußte die vornehme Brahmanin, wie sie ebenfalls wußte, welcher „nicht auszudenkende, bis zum Tode währende Jammer“ sie sonst erwartete. Vermochte sie es, die natürliche Furcht zu überwinden, so bekundete sie am Totenbett des Gatten ihre Absicht, ihm zu folgen. Freiwillig gab sie ihr Wort (dies muß wieder betont werden), durfte dann aber allerdings nicht mehr zurück.

Nun begann die Apotheose. Sie wird gebadet, in ihre reichsten Gewänder gekleidet, mit all ihren Juwelen geschmückt. Trommelwirbel verkünden der Nachbarschaft die bevorstehende heilige Handlung; von allen Seiten kommen die Verwandten, um sie zu preisen, um sich selber Glück zu dieser Ehre zu wünschen. Es kommen die Priester und verkünden ihr die Glorie, der sie durch dieses Erlösungsopfer entgegeneilt. Feierlich, in Verzückung, gleich einer lebenden Göttin sitzt sie da; vor ihr knieen anbetende Frauen. Einem Triumphzuge gleicht ihr letzter Gang;

---

[1] R. Garbe, Indische Reiseskizzen. — Dubois-Beauchamp, Hindu Manners and Customs. — Colebrooke, Miscellaneous Essays.

rings umher Musik, das vor Begeisterung taumelnde Volk, welches sich um die von ihr berührten Betelblätter reißt, sie als Amulette bewahrt, welches ihren ekstatischen Worten andächtig, als einer Offenbarung lauscht. Alle Angesehenen der Gegend, alle Verwandten nehmen sie in Empfang; feierlich umschreitet, in ihren juwelenbedeckten Prachtgewändern, die Heldin der heiligen Handlung den reichgeschmückten Holzstoß, besteigt ihn, legt sich neben die aufgebahrte Leiche hin, das Haupt des Toten auf ihren Arm gebettet. Dann ruft sie den Namen Gottes an. Mit Reisern, die von leicht entzündbaren Stoffen durchtränkt sind, bedecken darauf Priester die Körper. Rasch lodert ein Flammenmeer empor, und Segenswünsche, Jubelgeschrei und laute Musik ertönt, bis das Feuer erlischt. Sorgsam wird die Asche gesammelt, es wird der „Sati", der „guten, treuen Frau" ein Denkmal gesetzt, in diesem Land, wo auch den berühmtesten Männern diese Ehre nur selten zu teil wird. Das im Leben anspruchslos-demütige Weib ist eine Heilige geworden, wird als Göttin verehrt. An dieser geweihten Stelle, an diesem Denkmal knieen die Scharen, bringen den Verklärten Gelübde dar, erflehen ihre Fürsprache in Zeiten der Anfechtung und Gefahr.

Versagte ihnen der Mut, weigerten sie sich, dies höchste Opfer zu vollbringen, so schor man ihnen auf immer das Haupt, nahm ihnen auf immer den Schmuck. Nur eine Mahlzeit täglich wurde ihnen zeitlebens gewährt, alle wohlschmeckenden Speisen und Näschereien waren zeitlebens verboten, in regelmäßigen kurzen Abständen mußten sie drei Tage und drei Nächte lang ununterbrochen fasten, im ganzen Leben durften sie nie wieder in einem Bett ruhen, lagen nachts, einem Tiere gleich, auf dem Boden. Eine Witwe ist die Schmach des Hauses, der Verwandtschaft; jedes Fest muß sie vermeiden, ihre bloße Gegenwart ist unheilbedeutend. Auf das strengste wird ihr Lebenswandel beachtet; eine Wiederverheiratung, auch der im Kindesalter getrauten, jungfräulichen Witwe, war früher undenkbar, ist auch jetzt, trotz aller Bemühungen, die seltenste Ausnahme, welche unweigerlich mit Ausstoßung aus der Familie und der Kaste geahndet wird. „Das Leben einer indischen Witwe ist ein bis zum Tode währender, nicht auszudenkender Jammer." Während über zweitausend Jahren war und ist noch immer dies das Geschick von Millionen und Millionen von Witwen.

„Aber die Grausamkeit des Todes, des qualvollen Todes eines unschuldigen Menschen!" werfen alle empfindungsvollen Gemüter ein.

Selbst nach europäischen Begriffen ist der Tod keineswegs das schlimmste Übel. Unsere soziale Ordnung beruht auf der Lebensberechtigung aller, die ihr Leben nicht durch Verbrechen verwirkt haben. Jede Beschleunigung des Todes lebensberechtigter Menschen, geschähe es auch in löblichster Absicht, wird unnachsichtlich gerügt. Es geht nicht anders, und doch leugnet keiner, daß namenlose Grausamkeit hieraus entsteht. Gibt es etwas Furchtbareres als der Gedanke an die in diesem Augenblick dem sicheren Tode entgegengehenden Hunderttausende von Krebskranken und an ihre monatelangen, oft jahrelangen, unaussprechlichen Agonien? Eine Dosis Chloral, vom Arzt sorgsam, im rechten Augenblick eingeflößt und all diese Marter wäre vermieden. Weniger kraß, doch ebenfalls trostlos ist der Gedanke an die Hunderttausende von unheilbaren Idioten, deren nächste Angehörige schwer unter den finanziellen Opfern, unter den steten, durch gewissenhafte Besuche erneuerten seelischen Qualen leiden. Auch die weichherzigsten Freunde werden diesem Angehörigen den Tod der Unseligen von Herzen wünschen und es ist wiederum „grausam", daß dieses von allen ersehnte Ende nicht beschleunigt werden darf. Wenn aber selbst nach unseren Anschauungen es Schlimmeres als den Tod gibt, wie vorbildlich ruhig und gefaßt sieht man in Indien dieser unausbleiblichsten Tatsache unseres Daseins entgegen! Chamberlain beschreibt das Ende jener Männer, welche den höchsten Grad der Heiligkeit erwählt, welche Sannyasi geworden sind. In der Einsamkeit der Wälder sich frommer Betrachtung und der Erlösung ihrer Seele hingebend, graben sie ihr Grab mit eigenen Händen. Ohne Krampf, ohne

Kampf gehen diese heiligen Männer aus der Zeit in die Ewigkeit ein, so daß man beim Anblick ihrer Leichen glauben würde, es hätte die Hand der Liebe ihnen die Glieder zurechtgelegt und die Augen geschlossen. Rudyard Kipling, dieser intime Kenner des indischen Volkes, beschreibt, wie anscheinend noch Gesunde friedlich, auf Tag und Stunde, ihr Ende vorhersagen und sich niemals irren. Die Todesstrafe wird in den Staaten der Eingeborenen selten angewandt, da der Eindruck ein zu geringer ist; „wahrscheinlich würde Todesangst keinen Hindu vor einem Verbrechen zurückschrecken lassen. Wirksamer erweisen sich barbarische Verstümmelungen, die mit lebenslänglicher, schmachvoller Verunstaltung, mit lebenslänglicher Erwerbsbehinderung verbunden sind. Daß Schmerz allein ebenfalls die Hindu weniger beeinflußt, geht aus den fürchterlichen Qualen hervor, welche in diesen Staaten vor allem die Brahmanen erdulden, lieber, als daß sie den Erpressungen nachgebend, ihre verborgenen Schätze den Peinigern überliefern. „Die Fähigkeit, selbst den gräßlichsten Schmerz mit ruhiger Gelassenheit zu ertragen, findet sich häufig bei den Hindus."

Inwiefern bei allen Völkern die Autosuggestion Unempfindlichkeit auch bei den entsetzlichsten Qualen hervorrufen kann, lehren die Untersuchungen der Nancy-Charcotschen Schule, der Forel, Krafft-Ebing und anderer. Die auf hypnotischem Wege oft vorkommende gänzliche Anästhesie wird heutzutage von niemandem mehr geleugnet — nur ist kein Verlaß darauf; der eine ist suggestionsfähig, der andere nicht. Wir dürfen hoffen, daß viele der indischen Witwen im Zustande der Ekstase, der Autosuggestion, wie man es nun nennen will, wenig, vielleicht gar nicht litten. So wahrscheinlich die von R. Garbe angeführte Verwandte des Chember Bose, welche „in offenbarer Verzückung" die Standhaftigkeitsprobe vornahm, „mit vollständiger Ruhe, ohne eine Miene zu verziehen, ihren Finger in die Flammen hielt, bis er geröstet war". Aber viele werden nicht „beeinflußbar" gewesen sein, sie werden zweifellos die furchtbarsten Qualen ausgestanden haben; darauf weisen auch die Trommelwirbel, das Geschrei während des Aktes der Verbrennung. Wie lange kann diese Marter gedauert haben? Bei einem so sorgfältig geschichteten und getränkten Holzstoß werden die Ärmsten wohl in einigen Minuten, wie ein Arzt mir angab, in höchstens drei Minuten durch Rauchvergiftung erlöst worden sein. Was für unendlich ausgedehntere Qualen werden leider Gottes täglich auch von unseren europäischen Frauen erduldet! Welche Folter erdulden zarte Mütter freudig und mutig, der beglückenden Aussicht des Kindes gedenkend! Und dieser Flammentod war ja eine moralische, ethische Tat, war ja, auch ohne die Alternative des trostlosen Lebens, das beglückendste, heiligste, erhabenste Opfer. Die indischen Rasseneigentümlichkeiten ließen den Gedanken an freiwilligen Tod und freiwillige Schmerzen vertraut erscheinen; aber selbst bei unseren robusten, fleischessenden europäischen Rassen sind Abertausende gefaßt, ja freudig für ihren Glauben, für ihre Überzeugungen unter noch weit entsetzlicheren Martern gestorben. Unsere Generationen sind kaum auf diese Probe gestellt worden, ich habe jedoch nicht den geringsten Zweifel, daß Tausende auch heute noch um ihren Glauben jede Folterqual erdulden würden; daß, wenn ein Wort des Widerrufs, der Verleugnung ihres Heilandes sie aus dem Flammentod erretten könnte, dies Wort ungesprochen bliebe. Ich persönlich weiß von vielen, denen ich dies auf das bestimmteste zutrauen würde — es sind etwas beschränkt religiöse Menschen, keineswegs immer liebenswürdige oder sonst sympathische Charaktere, deren felsenfester Glaube die Höhe der Exaltation erreicht.

Die Entgegnung, in einem Falle handle es sich um schmählichen Aberglauben, im anderen Falle um die höchsten Güter des Lebens, wäre schwer zu beweisen. Viele Royalisten würden die „idealen Beweggründe" einer nihilistischen Bombenwerferin absolut bezweifeln. Manche bedauern die hochgeschraubte Empfindlichkeit einer Jungfrau, welche, um dem vielleicht sogar geliebten Verführer zu entgehen, sich den Tod gibt; unendlich viele Katholiken werden die Feuerqualen der Ketzer, welche das heiligste Sakrament der Messe schmähten, für keineswegs unverdient

erachten. Bei diesen Hindufrauen handelte es sich um ihren uralt-ehrwürdigen Glauben, und weil sie nicht an diesem zweifelten, hat er ihnen tatsächlich bestanden, ihnen tatsächlich geholfen.

Neben diesen religiösen Eigenschaften bewiesen sie die rein menschliche, überall bewunderte Eigenschaft des Mutes. Das schwache, untergeordnete Geschöpf zeigte die Seelenstärke eines Helden. Da die Sitte auch fast ausschließlich auf die vornehmste Kaste beschränkt war, sprach das Standesgefühl, der aristokratische Hochmut mit. Starke Vorurteile, die zu allen Zeiten, bei allen Völkern, im Königshof wie in der Bauernhütte, gediehen und gedeihen.

Auch ist der allen Menschen innewohnende dramatische Instinkt nicht zu unterschätzen. In besonderem Maße besitzen ihn naiv-eitle, dabei fein empfindende Rassen, denen die moderne europäische Kultur mangelt. Selbst aber bei uns müßte man mit diesem Instinkt rechnen. Sehr wohlweislich ist man von öffentlichen Hinrichtungen abgekommen. Daß bei den heutigen Vollstreckungen in der nüchternen Enge des Gefängnishofes, vor passiven Beamten einige Berichterstatter zugelassen werden, welche der begierigen Außenwelt die letzten Augenblicke schildern, ist noch die einzige den modernen Missetätern übriggelassene ästhetische Labsal. Jedes von einer Zeitung gebrachte Verbrecherinterview, jedes veröffentlichte Mörderbildnis kräftigt diese Berufe.

Der indische Witwentod entsprach in so hervorragendem Maße den religiösen Anschauungen und Gefühlen, der einer jeden Frau innewohnenden Aufopferungsfreude, der überall verbreiteten Achtung des herzhaften Mutes, dem Kastenhochmut, dem Instinkt für dramatische Wirkung, daß er — den Glauben angenommen — trotz der möglicherweise überaus schmerzlichen Minuten, geradezu ideal schön erscheint. Nur das Ende der bevorzugtesten Märtyrerinnen kommt ihm an ethisch-ästhetischer Wirkung gleich. So scheint es mir unpsychologisch, immer das unendlich kleinere Übel, wegen seines die Phantasie erregenden sensationellen Effektes, zur Hauptsache zu machen. *Die unsägliche, gar nicht auszudenkende Grausamkeit lag in der allgemeinen, männlich-egoistischen Nichtachtung der Frau.* War das Weib auf Erden nicht mehr nötig, dagegen im Jenseits erwünscht, erschien ihr gewaltsamer Tod zweifellos indiziert. Ergriff sie diese Gelegenheit nicht, verfiel sie der elendesten Mißachtung, „dem bis zum Tode währenden, nicht auszudenkenden Jammer". Unter den obwaltenden Verhältnissen lag in der poetisch-symbolischen Apotheose nicht Grausamkeit, vielmehr Glück.

Gewiß widersprach die ganze Anschauung der europäischen derart, daß die englische Regierung den Tod dieser zum Leben Berechtigten nicht länger gestatten durfte. Über achtzig Jahre sind seit dem Verbot vergangen; trotz aller Bestrebungen hat sich das Witwenlos kaum irgendwie gebessert. Es ist sehr zweifelhaft, ob das Ansehen der Frau durch das Verbot gehoben worden ist. Der Höhepunkt des weiblichen Lebens fehlt, es fehlt der Gegend die bewunderte, vergötterte Heilige und Märtyrerin, es fehlt der Stolz, die Fürsprecherin der Verwandtschaft. Daß allmählich der Glaube an den Opfertod verblichen wäre, ist nicht sehr wahrscheinlich. Augenblicklich macht sich eine merkwürdige Erstarkung des indischen Wesens geltend, und gerade in den letzten Jahrzehnten des Bestehens der Sitte unter der englischen Regierung hatte diese Witwenverbrennung in auffallendem Maße zugenommen.

Abermillionen von Witwen sind seither trübseligst verkommen. Eine wohlwollende, aufgeklärte Regierung hatte nicht vermocht, die Grausamkeit der Anschauungen zu mildern; wohl vermochte sie jedoch opferwilligen, durch Glauben und Mut gefeiten vornehmen Brahmaninnen den Ehrentag ihres Daseins zu rauben. Freiwillig und freudig hätten diese, der Religion ihrer Väter gemäß, durch kurze Marter, im phantastisch schönen Verklärungstod, dem Geliebten und sich selber das ewige Heil, die ewige Glückseligkeit zuversichtlich zu erwerben gehofft.

Marie von Bunsen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Der deutsche Reichstag ist am 30. April geschlossen worden, nachdem er eine volle fünfjährige Legislaturperiode beendet hat. Der Ertrag seiner Arbeit ist insbesondere der sozialpolitischen Gesetzgebung zu gute gekommen, sowie der Stärkung der Wehrkraft Deutschlands. Was die sozialpolitische Gesetzgebung betrifft, für die Deutschland nach wie vor auch in anderen Ländern als Vorbild angesehen wird, so ist die Revision der drei grundlegenden Versicherungsgesetze, diejenige des Krankenversicherungsgesetzes allerdings nur in provisorischer Form, erledigt worden. Immerhin bedarf das Arbeiterversicherungswesen noch eines weiteren Ausbaues, so daß der neue Reichstag gleichfalls bedeutsame Aufgaben sozialpolitischer Natur wird lösen müssen. Auch das Kinderschutzgesetz gehört zu den Werken, die dem Reichstage als Verdienst angerechnet werden dürfen. Weniger erfreulich gestalteten sich die Verhandlungen über das Zolltarifgesetz, und wenn dieses auch schließlich zur Annahme gelangt ist, so ist doch der Parlamentarismus aus dem Kampfe, wie er von den einander gegenüberstehenden Parteien geführt wurde, durchaus nicht gestärkt hervorgegangen. Jetzt wird sich zeigen müssen, ob die Erneuerung der Handelsverträge auf solcher Grundlage in einer alle Interessen wahrenden Weise möglich ist.

Als einen Freudentag für das Haus Savoyen bezeichnete der König von Italien, Viktor Emanuel III., den Tag, an dem er während des Besuches des deutschen Kaisers diesen beim Festmahl im Quirinal als treuen Verbündeten begrüßen konnte. Durch die Trinksprüche, die bei diesem Anlasse zwischen den beiden Monarchen ausgetauscht wurden, ist erhärtet worden, welche innigen Bande zwischen den beiden Nationen und den beiden Dynastien geknüpft sind. Es handelte sich nicht lediglich um die bei Fürstenbesuchen üblichen Versicherungen, die im Interesse der Aufrechterhaltung des Friedens immerhin schon Wert haben mögen. Vielmehr kamen die sympathischen Kundgebungen aus innerstem Herzen, und die Begegnung der beiden Monarchen kann in der Tat als eine neue Bekräftigung des gemeinsamen Willens von Deutschland und Italien bezeichnet werden, alle ihre Anstrengungen und ihr einträchtiges Wirken unter den Auspizien des zwischen ihnen abgeschlossenen Bündnisses auf die Beförderung des Friedens zu richten. Der deutsche Kaiser betonte in seinem Danke, wie er in dem durch warme Herzlichkeit sich auszeichnenden Empfange die Bekräftigung der Tatsache erblicke, daß das Bündnis, das die beiden Häuser und Länder verbindet, von dem italienischen Volk in voller Sympathie anerkannt und unverändert gepflegt wird; und es ist von weitgehender Bedeutung, daß gerade aus dem kaiserlichen Munde diese Bestätigung erfolgte, es sei im Charakter des Bündnisses keinerlei Veränderung eingetreten. Wenn bei diesem Anlasse nicht auch ausdrücklich auf Österreich-Ungarn hingewiesen wurde, so erklärt sich das aus der Tatsache, daß die Erneuerung des Dreibundes gleichsam publici

juris ist. Nicht minder steht fest, daß das Bündnis auf die Beförderung des Friedens gerichtet bleibt, und dieser ausgesprochen defensive Charakter der Tripelallianz ist von den leitenden Staatsmännern der verbündeten Mächte in ihren Parlamenten stets hervorgehoben worden. Nur würden sich diejenigen Widersacher des Weltfriedens in ihren Erwartungen täuschen, die etwa wähnen sollten, der casus foederis zwischen Italien und Deutschland habe eine Veränderung erfahren. Wie für Italien der Besitz Roms als Hauptstadt des geeinten Königreiches verbürgt ist, muß auch in Frankreich ein- für allemal damit gerechnet werden, daß das Defensivbündnis zwischen Italien und Deutschland sich als wirksame Waffe erweisen würde, sobald etwa der Angriff von anderer Seite erfolgen sollte.

Wie sehr der Dreibund den Lebensinteressen der beteiligten Mächte entspricht, das erhellt aus der Tatsache seiner vorzeitigen Erneuerung. Welche Hoffnungen waren in Frankreich auf die Ernennung Prinettis zum italienischen Minister des Auswärtigen gesetzt worden! Bald hieß es, das Bündnis würde überhaupt nicht erneuert werden, bald wurde versichert, daß eine solche Erneuerung auf veränderter Grundlage erst erfolgen sollte, nachdem ausreichende Bürgschaften für die Gewährung handelspolitischer Vorteile in den neu abzuschließenden Handelsverträgen geleistet worden wären. Alle diese Prophezeiungen haben sich nun als eitel Dunst erwiesen. Gerade Prinetti ist es gewesen, der den Dreibund geraume Zeit vor dessen Ablauf erneuert hat; auch wurden von ihm keinerlei Zugeständnisse auf handelspolitischem Gebiete zur Bedingung gemacht. Allerdings kann kein Zweifel darüber obwalten, daß die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den verbündeten Mächten auch in den Verhandlungen über die Erneuerung der Handelsverträge sich nicht verleugnen werden. Von dieser Gesinnung wird der Nachfolger Prinettis, der leider durch Krankheit genötigt wurde, seine Demission zu nehmen, sicherlich ebenso überzeugt sein wie andere leitende Staatsmänner Italiens.

Es empfiehlt sich, auf die Tatsachen besonders hinzuweisen, weil es auch nach dem ebenso glänzenden wie herzlichen Verlaufe des Kaiserbesuches in Rom nicht an Ausstreuungen gefehlt hat, den Charakter dieses Besuches zu entstellen. Da die Innigkeit der Beziehungen zwischen den beiden Monarchen nicht in Abrede gestellt werden konnte, wurde der Hebel, nicht gerade geschickt, anderwärts angesetzt. Die „Agence Havas“ schreckte nicht davor zurück, eine Meldung aus Rom zu verbreiten, daß die Art des Kaiserbesuches beim Papst in offiziellen italienischen Kreisen einen peinlichen Eindruck gemacht habe, so daß die politische Wirkung der Rede des deutschen Kaisers, soweit die italienische Regierung in Frage komme, gleich Null sei. Alle unbefangenen italienischen Urteile lauten indessen dahin, daß genau das Gegenteil zutreffend ist. Durch die Art des Kaiserbesuchs im Vatikan ist der vollgültige Beweis erbracht worden, wie wenig der Papst in der Ausübung der ihm nach dem italienischen Garantiegesetze zustehenden Rechte eines Souveräns beschränkt ist. Gerade im Quirinal kann es nur mit Genugtuung begrüßt werden, daß der deutsche Kaiser, der Verbündete des Königs von Italien, es ist, der diesen Beweis vor aller Welt liefert. Der gemeinsame Ausflug, den Kaiser Wilhelm und König Viktor Emanuel III. nach der Benediktinerabtei von Monte Cassino unternahmen, hätte überdies auch in Frankreich belehren müssen, daß die Fäden zwischen dem Quirinal und den geistlichen Einrichtungen Italiens keineswegs völlig zerrissen sind.

Wie eifrig beflissen man gerade in Frankreich ist, die Bedeutung des Kaiserbesuches in Rom zu entstellen, ergibt sich auch aus einer telegraphischen Meldung aus Rom, wonach zwei Kardinale dem Gewährsmanne dieser Mitteilung erklärt haben, daß trotz der Reise Wilhelms II. das französische Protektorat im Orient aufrechterhalten werden würde. „Man weiß jetzt genau,“ heißt es weiter, „daß in der Unterredung, die zwischen dem Kaiser und dem Papste stattfand, die Frage der deutschen Missionen im äußersten Orient und in Afrika lange erörtert wurde.“ Auf Grund zuverlässiger Informationen darf nun versichert werden, daß in dieser Unterredung über das von Frankreich in Anspruch genommene Protektorat

über die Katholiken im Orient sowie in solchem Zusammenhange über die deutschen Missionen überhaupt nicht gesprochen worden ist. Hiernach liegt eine freie Erfindung vor, wodurch der französischen Eigenliebe Vorschub geleistet werden soll. Was nun das von Frankreich mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit beanspruchte Protektorat betrifft, so lag für den deutschen Kaiser um so weniger Veranlassung vor, diesen Gegenstand zu berühren, als Deutschland gewillt ist, selbst seine Staatsangehörigen, wo immer sie auch weilen mögen, zu beschützen. Dieses Schutzrecht ergibt sich aus der Staatssouveränetät selbst, und daran wird Deutschland nie und nirgends rütteln lassen. Einer maßgebenden Persönlichkeit wurde denn auch früher bereits gegenüber dem französischen Anspruche die ebenso charakteristische wie treffende Antwort zugeschrieben: Qui s'y frotte s'y pique! Immerhin ist es bezeichnend, daß einerseits Deutschland wegen papstfreundlicher Gesinnung bei Italien gleichsam denunziert werden soll, andererseits aber die Bedeutung der zwischen dem Papst und dem Kaiser Wilhelm gepflogenen Unterredung herabgesetzt wird. Man wird jedoch kaum bei der Annahme fehlgehen, daß die Urheber dieser Ausstreuungen in beiden Fällen sich in der Adresse geirrt haben.

In Deutschland sind auch die Besuche, die der König von England in Rom und dann in Paris abstattete, als Friedensbürgschaften angesehen worden. Im Hinblick auf die Wirren in Marokko kann es für den Weltfrieden nur dienlich sein, wenn ein Ausgleich der in Betracht kommenden Interessen Großbritanniens und Frankreichs angestrebt wird. Nachdem Frankreich sich die Aufgabe gestellt hat, den Kriegshafen von Bizerta an der tunesischen Küste im größten Stile auszubauen, muß England um so mehr Gewicht darauf legen, daß die Straße von Gibraltar nicht von der afrikanischen Küste, insbesondere nicht von Tanger her bedroht wird. In dieser Hinsicht wird also eine friedliche Auseinandersetzung zwischen Frankreich und Großbritannien erfolgen müssen, sobald die marokkanische Frage eine Lösung erheischt.

Als Präsident Loubet von Algerien und Tunesien zurückkehrte, wurde er in Marseille von dem amerikanischen Mittelmeergeschwader begrüßt. Dieses Geschwader muß von dem anderen unterschieden werden, das von den Vereinigten Staaten aus eine Übungsfahrt bis zu den Azoren unternehmen sollte. Kaiser Wilhelm II. hatte an den Präsidenten Roosevelt eine Einladung für dieses Geschwader nach Kiel gerichtet, und der Staatschef der Union hatte die Einladung mit Genugtuung angenommen. Später hat man festgestellt, daß das amerikanische Marine-Department angeordnet hatte, das lediglich Übungszwecken dienende Geschwader sollte überhaupt keinen europäischen Hafen anlaufen, weshalb auch der Einladung des deutschen Kaisers nicht entsprochen werden konnte. Als ein Zeichen der vom Präsidenten Roosevelt und der Unionsregierung gehegten freundlichen Gesinnung muß es nun angesehen werden, daß das amerikanische Mittelmeergeschwader sich nach Kiel begibt, nachdem dem Kommandanten Cotton die erforderlichen Instruktionen zugegangen sind. Dieser Flottenbesuch in Kiel, der aus eigener Initiative der Vereinigten Staaten erfolgt, muß als ein besonderer Akt der Freundlichkeit betrachtet werden, wie er den vortrefflichen Beziehungen zwischen dem Präsidenten Roosevelt und dem deutschen Kaiser entspricht. Daß die Offiziere und Mannschaften der amerikanischen Kriegsschiffe von Anfang an sich eines herzlichen Empfanges in Kiel versichert halten konnten, bedarf keines besonderen Hinweises.

Einen argen Mißton in das Konzert friedlicher Kundgebungen brachten die aus Saloniki gemeldeten Verbrechen bulgarischer Revolutionäre. Das gegen die Succursale der ottomanischen Bank in Saloniki gerichtete Bombenattentat, wodurch das Gebäude nahezu vollständig zerstört wurde, die an verschiedenen Punkten Salonikis verübten Dynamitverbrechen, denen auch Menschenleben zum Opfer fielen, ließen keinen Zweifel darüber bestehen, daß die mazedonischen Komitees unter allen Umständen Verwicklungen internationaler Art herbeiführen wollten. Die mit Deutlichkeit bekundete friedliche Willensmeinung des Kaisers von Rußland, die im vollen

Einklange mit der Auffassung Österreich-Ungarns steht, ist von den mazedonischen Komitees einfach in den Wind geschlagen worden. Die europäischen Mächte verspüren jedoch nicht die geringste Neigung, sich durch eine wüste Bande von Aufrührern und Verbrechern hinreißen zu lassen. Selbst dort, wo Sympathien für die bulgarisch-mazedonische Sache bestanden, müssen die Vorgänge in Saloniki im ungünstigsten Sinne wirken. Daß Rußland und Österreich-Ungarn in Übereinstimmung mit den anderen europäischen Großmächten von der Ottomanischen Pforte die Durchführung von Reformen in Mazedonien verlangten und zugesichert erhielten, entsprach durchaus nicht den revolutionären Bestrebungen der mazedonischen Komitees. Diese mochten wohl auch auf Meinungsverschiedenheiten im europäischen Konzert rechnen, und als diese nicht zum Ausdruck gelangten, verübten sie in Saloniki ihre Dynamitattentate.

Mit Recht entsendete die italienische Regierung sogleich Kriegsschiffe nach dem Hafen von Saloniki, um italienischen Staatsangehörigen erforderlichenfalls dort Schutz zu gewähren, und die österreichisch-ungarische Regierung ergriff ähnliche Vorsichtsmaßregeln. Nur sehen sich die mazedonischen Komitees wiederum in ihren Erwartungen getäuscht, da sie wähnten, nunmehr würde es zu einer Intervention der Mächte kommen, bei der die Bulgaren im Trüben fischen könnten. Wohl verständlich wäre es den Regierungen, die beim Sultan dringend eine umfassende Reformpolitik in Mazedonien befürworteten, falls von seiten der Türkei mit Energie gegen die Urheber der Mordattentate in Saloniki und anderwärts vorgegangen wird. Auch fehlte es nicht an Symptomen, daß in Konstantinopel selbst ähnliche Verbrechen geplant sein könnten, immer in der bisher trügerischen Erwartung, daß die eine oder die andere Großmacht sich doch zu Gunsten der von den mazedonischen Komitees geltendgemachten Bestrebungen von den übrigen trennen könnte. Nur ist jetzt deutlich der Beweis erbracht worden, daß es diesen Komitees nicht um Reformen, wären diese auch noch so umfassend, zu tun ist, sondern um offenen Aufstand, wobei sie selbst vor Verbrechen im Stile der ärgsten Anarchisten nicht zurückschrecken. Wie berechtigt die vom Kaiser von Rußland selbst veranlaßten Warnungen an die bulgarische Regierung waren, das ist durch die jüngsten Vorgänge auf der Balkanhalbinsel in unwiderlegbarer Weise zur Anschauung gebracht worden. Im Hinblick auf die einmütigen friedlichen Gesinnungen der europäischen Großmächte, sowie auf die Bereitwilligkeit der türkischen Regierung, in Mazedonien Reformen zu verwirklichen, darf gehofft werden, daß die Kriegsfackel auf der Balkanhalbinsel nicht zum verderblichen Brande angefacht werden wird.

Große Erregung wurde in einem Teile der englischen Presse durch die Meldung hervorgerufen, Rußland habe in der Mandschurei die Hafenstadt Niutschuang mit großen Truppenmassen besetzt. Nicht bloß England und Japan sollten auf dem Plane erscheinen, um die Aufsaugung der Mandschurei durch Rußland zu verhindern, sondern auch die Vereinigten Staaten von Amerika machten ihre Einwendungen geltend. In Deutschland ist seit geraumer Zeit anerkannt worden, daß die Mandschurei in die Interessensphäre Rußlands fällt. Deshalb bezieht sich auch das englisch-deutsche Abkommen über China in keiner Weise auf die Mandschurei. Überdies fehlt es nicht an Anzeichen dafür, daß die leitenden Staatsmänner der Union gar nicht daran denken, ernsthafte Schwierigkeiten zu machen, sobald Rußland die Konsequenzen aus seiner politischen Stellung in der Mandschurei zieht. Worauf die Union Gewicht legt, das sind handelspolitische Erwägungen, die darauf abzielen, den Grundsatz der offenen Tür für den amerikanischen Handel auch in der Mandschurei gewahrt zu sehen.

Man wird kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Großbritannien schließlich sich mit einem ähnlichen Zugeständnisse von seiten Rußlands zufrieden geben wird. Daß die Mandschurei von Rußland je wieder vollständig geräumt werden könnte, wird von ernsthaften Politikern kaum noch angenommen. Eine Störung des

Weltfriedens braucht aus Anlaß der aus dem äußersten Orient gemeldeten Vorgänge in absehbarer Zukunft nicht befürchtet zu werden.

Die Bagdadbahnfrage wird in der englischen Presse noch immer lebhaft erörtert. Nachdem der englische Premierminister Balfour in der Sitzung des Unterhauses vom 17. April d. J. sich im sympathischen Sinne für das Unternehmen geäußert hatte, vollzog sich später unter dem Drucke der öffentlichen Meinung ein Frontwechsel der maßgebenden Regierungskreise. In hohem Grade bezeichnend ist nun, daß der durchaus nicht deutschfreundliche „Spectator" sich veranlaßt sieht, Zuschriften zu veröffentlichen, die von einem minder beschränkten Gesichtspunkte aus verfaßt sind. Von besonderem Interesse ist das von J. William Whittall, Präsidenten der englischen Handelskammer in Konstantinopel, unterzeichnete Schreiben. Nicht nur im eigenen Namen, sondern als die einstimmige Ansicht einflußreicher englischer Kaufleute, die die britische Handelskammer in Konstantinopel bilden, betont ihr Präsident, daß Großbritannien einen schweren, unheilbaren Fehler begehen würde, falls es sich nicht an der Bagdadbahn beteiligen sollte. Auf politische Erwägungen will J. William Whittall sich nicht einlassen. Er erinnert jedoch daran, daß die Bedenken, die gerade im „Spectator" gegen die englische Beteiligung geltend gemacht wurden, sich beinahe mit denjenigen decken, die vor einer langen Reihe von Jahren gegen die Beteiligung Englands am Bau des Suezkanals gleichfalls erhoben wurden. Sicherlich ist auch nach den letzten Erklärungen der englischen Regierung noch keine endgültige Entscheidung getroffen. Da das großartige Unternehmen selbst für seine Ausführung eine Reihe von Jahren erfordert, wird auch hier das italienische Sprichwort sich bewähren: Tempo galantuomo! In Deutschland kann man unzweifelhaft ruhig abwarten, ob die Zeit diesen wohltätigen Einfluß auf die Besonnenheit der zur Mitwirkung an einem großen Kulturwerke eingeladenen Engländer ausüben wird.

In Spanien haben nunmehr die Wahlen für die Cortes ihren Abschluß erhalten. Weist sowohl der Senat als auch die Deputiertenkammer eine Mehrheit für das konservative Kabinett Silvela auf, so fehlt es doch nicht an bedenklichen Symptomen, aus denen geschlossen werden muß, daß die Regierung ernsten parlamentarischen Stürmen ausgesetzt sein wird. Der Conseilpräsident hat deshalb nicht unterlassen, in einem an die Mitglieder der Mehrheit in beiden Kammern gerichteten Schreiben „alle Mann an Bord" zu rufen. Daß in den größeren Städten, insbesondere in Madrid selbst, die Republikaner größere Erfolge als bisher erzielten, muß von der Regierung gleichfalls in Betracht gezogen werden. Vor allem liegt dieser ob, endlich eine Reformpolitik größeren Stils, namentlich auf dem wirtschaftlichen Gebiete, durchzuführen.

Literarische Rundschau.

Clara Schumann.

Clara Schumann. Von Berthold Litzmann. Erster Band: Mädchenjahre. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Clara Schumann ist bisher meistens im Schatten einer anderen Persönlichkeit betrachtet worden: als Gattin Roberts, wo sie durch den genialen Komponisten überstrahlt wurde, oder als Tochter Wiecks, bestimmt, den pädagogischen Fähigkeiten des Vaters ein Relief zu geben. Nun erscheint ein Buch, das sie selbst in den Vordergrund stellt, das um sie herum Ereignisse und Menschen gruppiert, und staunend sehen wir einen Charakter dastehen, dessen seelische Leuchtkraft uns fast blendet. „Ein starkes Mädchen" nennt Robert einmal seine Clara. Doch wie stark und mutig sie war, wie reif an Geist und Herz in jungen Jahren, das zeigen erst die hier zum erstenmal veröffentlichten Briefe an ihren Bräutigam und die Eintragungen in ihre Tagebücher. Diese Tagebücher sind ein Material, wie es wohl noch niemals einem Künstlerbiographen zur Verfügung gestanden hat. In 47 Quartbänden wird ein Kommentar zu dem äußeren, der Welt bekannten Leben der Künstlerin gegeben: das innere Leben des Mädchens, der Frau. „Mein Tagebuch, angefangen von meinem Vater, den 7. Mai 1827, und fortzusetzen von Clara Josephine Wieck," steht von der Hand Fr. Wiecks auf der ersten Seite des ersten Bandes, und am Tage von Claras letzter Erkrankung, am 26. März 1896, ist die letzte Eintragung durch sie erfolgt. Mögen die Bekenntnisse der ersten Bände, auch selbst von dem Zeitpunkte an, da Clara fähig war, für sich selbst einzutreten und eigenes Erleben aufzuzeichnen, unter dem Einfluß des Vaters stehen, so emanzipiert sie sich doch während der Konfliktszeit, seit der Verlobung mit Robert, vollständig und geht festen Schrittes nur i h r e n Empfindungen nach.

Tagebücher und Briefe waren von der ältesten Tochter Clara Schumanns dem greisen Julius Allgeyer übergeben worden, damit er hiernach eine Lebensbeschreibung der Künstlerin schüfe. Er starb, ehe der erste Band ganz fertig war, und Berthold Litzmann übernahm die Vollendung, die am Ende zu einer tief eingreifenden Umgestaltung wurde. Litzmann glaubt, eine gewisse Zwiespältigkeit, die hierdurch in die Darstellung gekommen sei, entschuldigen zu müssen. Ich persönlich gestehe gern, daß mich nichts derartiges gestört hat. Der Wert des Buches liegt hauptsächlich in den Dokumenten, so sehr zwar, daß man von der Arbeit des Herausgebers wie von einem „verbindenden Text" sprechen könnte. Und die Zwischenrede ist warmherzig und mit größter Sachkenntnis geschrieben, dazu schonungsvoll und nachsichtig bei den Perioden, wo Friedrich Wiecks Benehmen gegenüber Schumann und seiner Tochter anfängt, bedenklich zu werden. Nur den musikhistorischen Exkurs auf Seite

136/137 hätte ich weggewünscht. Selbst der erfahrenste Fachmann und der virtuoseste Stilist könnte die Entwicklung der ganzen Klaviermusik nicht auf einer knappen Seite umreißen, wie viel weniger ein in dem Gebiet nicht völlig Heimischer.

„Meine Jugend habe ich doch eigentlich gar nicht genossen", klagt Clara ihrem Bräutigam. „Du wirst mir erst die Jugendjahre ersetzen; ich stand immer fremd in der Welt, der Vater liebte mich sehr, ich ihn auch, doch, was ja das Mädchen so sehr bedarf, Mutterliebe, die genoß ich nie, und so war ich nie ganz glücklich . . . Alles habe ich von meinem eigenen Gelde gekauft, nicht eine Stecknadel hab ich von den Eltern; sie schenkten mir nie etwas, nicht einmal eine Kirsche noch Pflaume gab mir die Mutter — ‚Du hast ja Geld,' hieß es immer."

In diese Jugend sehen wir nun ganz hinein. Der Vater war gut in seiner Art, aber seine Liebe war strenge, seine Zärtlichkeit despotisch. Das eiserne Pflichtgefühl, das er selbst besaß, verlangte er auch von anderen, und von seinen Schülern unbedingte Unterordnung unter seinen Willen. Mit erstaunlicher Gemütshärte trägt er in das Tagebuch ein, daß sich seine Frau von ihm trennte. „Dieselbe verließ nämlich meinen Vater am 12. Mai 1824 um ihrer Scheidung wegen nach Plauen zu gehen," läßt er Clara sagen. Wie unerbittlich wahrhaftig er war, und wie er beim Unterricht verfahren konnte, zeigt folgende Tagebuchnotiz nach Claras erstem glänzendem Auftreten im Gewandhaus: „Mein Vater, der längst schon vergebens auf eine Sinnesänderung von meiner Seite gehofft hatte, bemerkte heute nochmals, daß ich immer noch so faul, nachlässig, unordentlich, eigensinnig, unfolgsam ꝛc. sey, daß ich dies namentlich auch im Klavierspiel und im Studieren desselben sey, und weil ich Hüntens neue Variationen op. 26 in seiner Gegenwart so schlecht spielte und nicht einmal den ersten Teil der ersten Variation wiederholte, so zerriß er das Exemplar vor meinen Augen, und von heute an will er mir keine Stunde mehr geben, und ich darf nichts weiter spielen als Tonleitern, Cramer Etüden L. 1 und Czerny Trillerübungen."

So schlimm kam es natürlich nicht. Wieck setzte den Unterricht ruhig fort, Clara spielte und übte täglich zwei, später drei Stunden, und schon im nächsten Jahr (1830) unternahm der Vater mit ihr die erste Konzertreise nach Dresden. Der günstige Erfolg dieses Ausflugs ermutigte zu einer größeren Reise, die über Weimar, wo Goethe die jugendliche Virtuosin sehr auszeichnete, Erfurt, Gotha, Arnstadt, Kassel, Frankfurt, Darmstadt nach Paris führte. Überall viel Anstrengung, vielfach Verdrießlichkeiten, aber überall ganzer Erfolg und Enthusiasmus über das nicht nur technisch vollkommene, sondern vor allem tief musikalische Spiel Claras. Wir können uns heute, da auf einen Wink der Konzertagent alles vorbereitet, Saal und Flügel beschafft, Mitwirkende anwirbt, Presse einlädt, Billets verkauft und die leeren Plätze mittels Freikarten füllt, wir können uns von den Mühen, die damals mit einer Konzertreise verknüpft waren, kaum mehr eine Vorstellung machen. Alles lag auf den Schultern des Konzertierenden selbst, falls er nicht, wie Liszt, seinen eigenen Geschäftsführer hatte; die Besorgung eines guten Klaviers stieß, namentlich in kleineren Städten, auf die größten Schwierigkeiten, und bisweilen mußte die Güte von Privatpersonen, die gerade im Besitz eines brauchbaren Instrumentes waren, in Anspruch genommen werden. Wie dabei öfter die Künstler behandelt wurden, erfahren wir aus einem späteren Brief Claras (Gotha 1840): „Ein Kammerherr, von dem ich das Klavier hatte, empfing mich im Schlafrock und der Pfeife im Munde, und blieb in dieser Situation, solange ich zugegen war."

Im Jahre 1831 veröffentlichte Clara ihr erstes Kompositionswerk, vier Polonäsen für Klavier, und unter denen, die ein Dedikationsexemplar erhielten, befand sich auch „Herr Schumann, der seit Michael 1830 bei uns wohnt und Musik studiert." Nach langem Zögern hatte Schumanns Mutter zugestimmt, daß ihr Sohn sich ganz der Tonkunst widmen durfte. Ein Brief Wiecks war es, der ihren Sinn gewendet hatte, und dies Schriftstück, das hier abgedruckt ist, muß man

lesen, um zu begreifen, was Wieck als Pädagoge leistete; seine sichere Erkenntnis des für den angehenden Musiker Notwendigen, sein Ernst, seine treue Hingabe erscheinen in dieser Auseinandersetzung im allergünstigsten Licht. Es dauerte nicht lange, so knüpften sich zwischen den Herzen der jungen Künstler zarte Bande an, so zart, daß sie ihrer kaum gewahr wurden. Schumann wenigstens war so im Unklaren über seine Gefühle für Clara, daß er glaubte, einem anderen Mädchen, Ernestine von Fricken, die seit 1834 ebenfalls in Wiecks Hause ihrer musikalischen Ausbildung oblag, aufrichtig zugetan zu sein. Man weiß, daß es zwischen beiden zu einem Verlöbnis kam, in der leisen, halb andeutenden Art, die Schumann eigen war, und man weiß auch, daß die Beziehungen zu Ernestine durch Schumann plötzlich gelöst wurden. Über die Motive hierzu blieb die Welt im Dunkeln.

Als 1888 Kohuts schlechtes Buch über Wieck erschien, durften wir glauben, etwas klarer zu sehen. Denn hier waren Briefe Ernestinens an Clara Wieck abgedruckt, die einen eigentümlichen Einblick in das Wesen der Schreiberin gewährten. Sie zeigt sich als ein gutherziges, törichtes, ungebildetes Geschöpf, dessen geistige Flachheit eine Persönlichkeit wie Schumann auf die Dauer hätte niederdrücken und unglücklich machen müssen. Es war anzunehmen, daß die Erkenntnis hiervon Schumann bewogen hatte, sein Schicksal von dem ihrigen zu trennen.

Litzmanns Buch bringt indessen andere Aufschlüsse, die nun diese Angelegenheit wohl endgültig erledigen. Am 11. Februar 1838 schreibt Schumann seiner Braut aus Leipzig einen wundervollen Brief, einen Rückblick auf sein Leben, Bekenntnisse, die er noch keinem gemacht. „Mein Innerstes will ich Dir offenbaren, wie ich es noch niemandem gezeigt habe. Du mußt alles wissen, Du mein Liebstes neben Gott." In diesem Briefe erzählt er von dem Depressionszustand, in dem er sich 1833, nach dem Tode seiner ihm innig befreundeten Schwägerin Rosalie befunden hatte. „Nur wenige Worte hierüber, — — in der Nacht vom 17. zum 18. Oktober 1833 kam mir auf einmal der fürchterlichste Gedanke, den je ein Mensch haben kann — der fürchterlichste, mit dem der Himmel strafen kann — der, den Verstand zu verlieren — er bemächtigte sich meiner aber mit so einer Heftigkeit, daß aller Trost, alles Gebet wie Hohn und Spott dagegen verstummte. Diese Angst aber trieb mich von Ort zu Ort — der Atem verging mir beim Gedanken, wenn es (unleserlich) würde, daß Du nicht mehr denken könntest — Clara, der kennt keine Leiden, keine Krankheit, keine Verzweiflung, der einmal so vernichtet war — damals lief ich denn auch in einer ewigen fürchterlichen Aufregung zu einem Arzt — sagte ihm alles, daß mir die Sinne oft vergingen, daß ich nicht wüßte, wohin vor Angst, ja, daß ich nicht dafür einstehen könnte, daß ich in so einem Zustand der äußersten Hilflosigkeit Hand an mein Leben lege. Entsetze Dich nicht, mein Engel Du vom Himmel; aber höre nun, der Arzt tröstete mich liebreich und sagte endlich lächelnd: ‚Medizin hülfe hier nichts; suchen sie sich eine Frau, die kuriert sie gleich.' Es wurde mir leichter; ich dachte, das ginge wohl; Du kümmertest Dich dazumal wenig um mich, warst auch auf dem Scheidewege vom Kind zum Mädchen. — Da nun kam Ernestine — ein Mädchen, so gut, wie die Welt je eines getragen — die, dachte ich, ist es, die wird dich retten. Ich wollte mich mit aller Gewalt an ein weibliches Wesen anklammern. Es wurde mir auch wohler — sie liebte mich, das sah ich — Du weißt alles, die Trennung, daß wir uns geschrieben haben, uns ‚du' genannt u. s. w. Es war im Winter 1834. Als sie nun fort war, und ich zu sinnen anfing, wie das wohl enden könne, als ich ihre Armut erfuhr, ich selbst, so fleißig ich auch war, nur wenig vor mir brachte, so fing es mich an, wie Fesseln zu drücken — ich sah kein Ziel, keine Hilfe — noch dazu hörte ich von unglücklichen Familienverwicklungen, in denen Ernestine stand, und was ich ihr allerdings übel nahm, daß sie mir es so lange verschwiegen hatte. Dies alles zusammengenommen — verdammt mich — ich muß es gestehen, ich wurde kälter; meine Künstlerlaufbahn schien mir verrückt; das Bild, an das ich mich zu retten klammerte, verfolgte mich nun in meine Träume wie ein Gespenst;

ich sollte fürs tägliche Brot wie ein Handwerker nun arbeiten; Ernestine konnte sich nichts verdienen; ich sprach noch mit meiner Mutter darüber, und wir kamen überein, daß dies nach vielen Sorgen nur wieder zu neuen führen würde."

Hier sind die Gründe der Trennung von Ernestinen also klipp und klar ausgesprochen. Man könnte vielleicht wünschen, daß es andere wären — oder steht noch ein anderes dahinter? Wird Schumann nur durch sein Zartgefühl verhindert, auszusprechen, was ihn innerlich von Ernestine schied? — doch jedenfalls haben wir hier ein authentisches, unantastbares Zeugnis, an das wir uns halten müssen. Die Meinung, die Litzmann von den Beziehungen Roberts zu Ernestine gewonnen hat, daß nämlich beide ihre Gebundenheit überschätzt hätten, daß in der Beurteilung der Tragweite ihrer Handlungen und des Verhaltens ihrer nächsten Angehörigen die Phantasie eine große und verhängnisvolle Rolle gespielt habe, diese Meinung kann ich nach allem, was geschehen ist, nicht teilen. Mir scheint vielmehr, daß dem Herzenszustand nach eine wirkliche Verlobung vorlag, die das Schicksal so mancher Verlobung teilte, nach reiflicher Überlegung gelöst zu werden.

Von Wien aus schrieb Schumann seiner Braut später: „Ernestine . . . weiß recht gut, daß sie Dich erst aus meinem Herzen verdrängt hat, daß ich Dich liebte, ehe ich Ernestine kannte . . . Ernestine schrieb mir oft: ‚Ich glaubte immer, daß Du nur Clara lieben könntest, und glaube es auch noch' — sie hat heller gesehen, als ich." Die gleichsam latente Liebe brach nun mächtig hervor, als Ernestine in der Ferne war und Schumann Clara in ihrer Holdseligkeit täglich um sich sah.

Es ist bekannt, daß Schumanns Werbung um Clara von Wieck schroff zurückgewiesen wurde, und daß es den Liebenden erst nach jahrelangen Kämpfen und mit Hilfe des Gerichts gelang, den Bund fürs Leben zu schließen. Was jedoch nicht bekannt ist, sind die Einzelheiten dieses Kampfes und die furchtbaren inneren Qualen, die Robert und Clara hierbei erduldet haben. Das alles lernen wir jetzt zum erstenmal kennen aus den Briefen, die zwischen beiden hin- und hergingen. Beides Künstlernaturen und daher von feinerer und empfindlicherer seelischer Struktur, von intensiverem Gefühlsleben als gewöhnliche Menschen, wurden sie von den Widerwärtigkeiten, die ihnen in den Weg traten, fast im Herzen wundgerieben. Clara hatte dabei noch schwerer zu leiden als Robert, denn er stand Wieck, so sehr er ihm zugetan war, doch schließlich als Fremder gegenüber, während sie sich vom eigenen Vater loslösen sollte, von einem Vater, der sie bis dahin auf das Treueste geleitet hatte, dem sie unendlich viel verdankte, und den sie herzlich liebte. Und man muß sagen, daß sie ihr Schicksal mit mehr Gemütsstärke trug als Robert. Wie sie aus allen Schmerzen heraus den Vater gegen Schumann verteidigt, wie sie den oft in seinem Künstlerstolz und in seiner Menschenwürde aufs tiefste beleidigten Geliebten tröstet, aufzurichten sucht, mit lindem Wort streichelt, das zu lesen und mitzufühlen gewährt einen eigentümlichen, wehmütigen Genuß. Einmal sagte sie ihm: „Doch schmerzlich ist es mir, wenn du auf Vater einen Stein werfen willst, weil er für seine vielen, mir gewidmeten Stunden nur einen kleinen Lohn verlangt. Er will mich glücklich wissen, glaubt das durch Reichtum zu erreichen, kannst du ihm zürnen? Er liebt mich ja über alles, und würde mich, sein Kind, nicht verstoßen, wenn er säh, daß nur dein Besitz mein Glück begründen könne, also verzeih ihm, aus Liebe zu mir, seine natürliche Eitelkeit. Denke, daß er nur aus Liebe zu mir so an dir gehandelt". Und Robert: „Ich will es dir nur ins Ohr sagen, ich liebe und achte deinen Vater seiner vielen großen und herrlichen Seiten wegen, wie, dich ausgenommen, ihn sonst niemand hochhalten kann, es ist eine ursprüngliche angeborene Anhänglichkeit in mir, ein Gehorsam, wie vor allen energischen Naturen, den ich vor ihm habe. Und das schmerzt nun doppelt, daß er nichts von mir wissen will". Dann bricht wieder die Bitterkeit in ihm hervor, er klagt, daß Wieck alles, was er, Robert, Fehlerhaftes habe, heraussuche, um ihn bei Clara herabzusetzen, und fährt fort: „Er hat mir schon einmal einen Brief geschrieben, und darin Worte, wo, wenn mich einmal der Höchste fragte, ob ich auch

das verziehe, und er mich darum bäte, ich eine Weile anstehen würde — ich schwieg darauf, ach, und weil er dein Vater war, mußte ich so erbärmlich sein und darauf schweigen". Da muß denn Clara wiederum entgegentreten: „Du tust Vater sehr unrecht, wenn du sagst, er rede alles Schlechte von dir und zähle mir immer deine Fehler auf; das tut er nicht; im Gegenteil, er spricht zu jedermann mit dem größten Enthusiasmus von dir, läßt mich von dir vorspielen, hat neulich eine große Gesellschaft gebeten, und bloß um den Karneval zu hören . . ."

Das war in Wien, wo sich Clara auf einer Konzertreise befand, wo sie später zur k. k. österreichischen Kammervirtuosin ernannt wurde. Und hier reifte auch der Plan, daß Schumann mit seiner Zeitung nach Wien übersiedeln solle, daß sie sich dort verheiraten und lieben wollten. Clara sprach diesen Gedanken zuerst aus, wie man jetzt erfährt, aber hinter ihr stand als Souffleur Vater Wieck. Es hat fast den Anschein, daß er Schumann nur erst von Leipzig weghaben wollte, vielleicht in dem Gedanken, eine Entfernung von Clara werde auch eine allmähliche Entfremdung herbeiführen. Am 24. Januar macht Clara zuerst eine Andeutung nach dieser Richtung. „Wäre es denn nicht möglich, daß du deine Zeitung einmal in Wien herausgibst?" fragte sie, fügt jedoch gleich hinzu: „es war nur so ein Vorschlag". Aber im März kommt sie ernstlich auf diesen Vorschlag zurück, malt Robert in leuchtenden Farben, wie gut sich's in Wien leben ließe, was sie bei ihrer Beliebtheit durch Konzerte und Stundengeben hier verdienen könnte und setzt daneben einige Pinselstriche Grau in Grau über Leipzig. Ganz naiv gesteht sie dann: „Alles, was ich dir geschrieben, hat mir der Vater heute eine Stunde lang auseinandergesetzt . . ."

Schumann siedelte in der Tat nach Wien über, nur, um nach einem Jahr wieder nach Leipzig zurückzukehren; die Erwartungen, die er auf die österreichische Kaiserstadt gesetzt hatte, erfüllten sich in keinem Punkt, er fand das Publikum und die musikalischen Verhältnisse trostlos, und war um eine Erfahrung reicher, um eine Hoffnung ärmer geworden. Oder um zwei. Denn Wieck, der früher erklärt hatte, er werde seine Zustimmung zu Schumanns Verheiratung mit Clara geben, wenn er sich in Wien seßhaft mache und einen festen Wirkungskreis gewönne, hatte dies Versprechen sofort zurückgezogen, als Schumann wirklich in Wien war, und die Liebenden standen nun auf demselben Fleck wie vorher. Diese Zweideutigkeit im Benehmen Wiecks, dies halbe Zusagen, um nachher zu verweigern, geben seinem Bild einen recht unangenehmen Zug.

Da Wieck sah, daß Clara und Robert trotz all seines Widerstandes nicht voneinander lassen wollten, griff er zu stärkeren Mitteln. Clara begab sich wieder auf eine Kunstreise, die schließlich nach Paris führte; der Vater hatte versprochen, nachzukommen, hielt aber sein Versprechen nicht, sondern ließ die Tochter allein reisen. Sie sollte erkennen, was er ihr als Impresario gewesen war, sollte seine Weltkenntnis, seine rücksichtslosen Ellenbogen vermissen, sollte mürbe werden. Und das geschah denn auch.

In Stuttgart hatte sie noch ein Abenteuer mit Gustav Schilling zu bestehen, jenem literarischen Hochstapler und Vielschreiber, der Bücher verfertigte, wie Czerny Etüden. Er hatte ihr Honig eingegeben, hatte sich an sie heranscharmuziert, und die liebe Unschuld schickte einen seiner Briefe, der ihr „so exzentrisch" vorkam, an Robert. Der sah gleich, wie die Dinge standen, erkannte, daß Schilling sich an seine Stelle drängen wollte, und schrieb an Clara einen lieben, vor Empörung glühenden Brief, indem er sie über die Absichten jenes Abenteurers gründlich aufklärte. Von diesem persönlichen Erlebnis aus werden die heftigen Angriffe Schumanns auf Schilling (in der neuen „Zeitschrift für Musik") noch verständlicher. Die Niedertracht der Schillingschen Schriftstellerei hätte wohl ohnedies Schumann zu Spott und Abwehr gereizt, aber erst da er am eigenen Leibe empfindlich berührt war, erhob sich der Ton der Polemik zu schneidender Schärfe. Wilhelm Tell! Es kam soweit, daß Schilling ihn wegen Beleidigung verklagte, (obwohl der inkriminierte

Artikel von Dorn verfaßt und von Schumann nur mit einigem Salz versehen war, und daß Schumann wirklich zu sechs Tagen Gefängnis, die das Gericht auf Berufung in fünf Taler Geldstrafe umwandelte, verurteilt wurde. (Vgl. Gustav Jansen, Gesammelte Schriften . . . v. R. Schumann II, 529.)

In Paris hörte Clara zum erstenmal Beethovens Neunte Symphonie im Conservatoire. In demselben Jahre bekam auch Richard Wagner dort dies Werk zu hören. Interessant ist es nun, die Eindrücke zu vergleichen, die beide von der Aufführung empfingen. Clara meint, es sei ein großartiges Werk, doch habe sie den letzten Satz und teilweise auch das Adagio nicht verstanden. Ihr schien die Auffassung des Orchesters eine oberflächliche, die Mittel aber seien ausgezeichnet. Wagner dagegen, der die Neunte von Jugend an schwärmerisch liebte, erklärte, es sei ihm bei dieser Aufführung wie Schuppen von den Augen gefallen; die Schönheit des Vortrags sei ganz unbeschreiblich, und der Grund sei der, daß das Orchester eben gelernt hatte, in jedem Takt die Beethovensche Melodie zu erkennen. (Über das Dirigieren, Ges. Schr. VIII, 271.)

Das Pariser Leben war aufreibend und unbefriedigend, Clara hatte von früh bis spät zu tun, ohne rechte Resultate zu sehen. Des Morgens ging sie auf den Montmartre, von 9—12 Uhr übte sie Klavier, dann wurde gefrühstückt, nachmittags Gänge in die Stadt, die immer drei Stunden wegnahmen, um ½6 Uhr Diner, dann einige Klavierstunden und abends Konzert oder Gesellschaft. Die Konzerte, die drei bis vier Stunden dauerten, fand sie furchtbar langweilig, und in den Gesellschaften sei es kaum auszuhalten; „in einem kleinen Stübchen sitzen über fünfzig Damen um das Klavier herum und benehmen sich auf die fadeste Weise ... Diese Frivolität, dies Nichtstun, das Kokettieren, das ist unglaublich." Künstlerisch kam sie nicht vorwärts, ja, sie fürchtete bei dem Mangel an Kontrolle durch wirklich gute Musiker Rückschritte zu machen, sehnte sich nach einer Unterrichtsstunde von ihrem Vater, dazu die Trennung von dem Geliebten, das Langen und Bangen nach einem mitfühlenden Herzen — endlich ein Brief des Vaters, der, statt wie früher Vorwürfe und Drohungen zu bringen, an ihre Liebe sich wendete — ist es ein Wunder, daß sie in einer Stunde des Kleinmuts an Robert einen Brief schrieb, der von Warten und Nachgeben gegen die Wünsche des Vaters sprach?

Dieser Brief traf Schumann in der glücklichsten Stimmung — er hatte gerade einen Überschlag über seine Einnahmen und Kapitalien gemacht und gefunden, daß sie reichlich waren, einen Hausstand zu begründen und zu erhalten. Die Wirkung von Claras Zurückweichen kam einem Blitzschlag gleich. Ganz bestürzt und zitternd vor Erregung schrieb er zurück und setzte dadurch wieder Clara in eine verzweifelte Stimmung — es ging wie ein Riß durch ihren Herzensbund. Doch bald war alles wieder heil, und nun versuchten sie zum letztenmal in einem gemeinschaftlich unterzeichneten Briefe Wiecks Zustimmung zu ihrer Vermählung zu erlangen. Der Vater antwortete durch die Aufstellung der bekannten sechs Bedingungen, auf die Schumann natürlich nicht eingehen konnte, und die auch wohl keinen anderen Zweck haben sollten als den, die Verbindung endgültig zu verhindern. Hiermit hatte er den Bogen überspannt, denn jetzt entschlossen sich Robert und Clara, die Entscheidung durch das Gericht herbeiführen zu lassen.

Was kann nun wohl Wieck zu dem hartnäckigen Widerstand gegen die Verbindung seines Kindes mit Schumann getrieben haben? Es ist schwer, auf diese Frage eine befriedigende Antwort zu finden; auch die Aufklärung, die Briefe und Tagebücher hierüber geben, genügt nicht. Schumann hat ganz recht, wenn er nach der Abweisung seiner Werbung an Clara schreibt: „Vergebens suche ich nach einer Entschuldigung für Ihren Vater, den ich doch immer für einen edlen, menschlichen Mann gehalten. Vergebens suche ich in seiner Weigerung einen schöneren, tieferen Grund, etwa den, daß er fürchte, Sie würden als Künstlerin einbüßen durch ein frühzeitiges Versprechen an einen Mann, daß Sie überhaupt noch zu jung wären u. dergl. Nichts von dem ..." In der Tat ist in allem, was Wieck schreibt und

sagt, von solchen tieferen Gründen nichts zu bemerken, es handelt sich immer nur um Geld und wieder Geld: sie brauchten viel mehr Geld zum Leben, als sie glaubten — dabei nennt er eine sehr hohe Summe, trotzdem Schumann auseinandersetzt, daß hunderte der angesehensten Familien von dem lebten, was er und Clara zu verzehren hätten — sie würden oft im stillen weinen, wenn sie nicht große Assembleen gäben, und dergleichen mehr. Wiecks Wertschätzung des Geldes ist von seinem Standpunkt aus begreiflich. Er hatte selbst sich aus Not und Armut durch eiserne Ausdauer zu einer geachteten Lebensstellung emporgearbeitet, und war so dazu gekommen, die Behaglichkeit des Besitzes schätzen zu lernen, nicht so sehr um seiner selbst willen, wie Litzmann treffend sagt, denn als mächtigstes Mittel, um nach seiner Weise wirken zu können. Noch in seinem achtundachtzigsten Jahre schrieb er an seinen Enkel Fritz Schumann: „In tiefster Armut habe ich Gott das Gelübde getan, wenn er mich von Nahrungssorgen befreite oder wohl gar in den Stand der Wohlhabenheit führte, würde ich mein ganzes Leben der Erziehung der Menschheit und vorzüglich der Ausbildung armer und gut gesitteter musikalischer Talente widmen." Er sah nun, daß Clara auf dem besten Wege war, durch Konzertieren ein Vermögen zu erwerben, und fürchtete, daß durch ihre Verheiratung der Erwerbsprozeß unterbrochen werden und sie am Ende später in Bedrängnis geraten könnte. Und doch, wie einfach und leicht hätten sich alle Schwierigkeiten gelöst, wenn er freundlich zugestimmt und Clara weiterhin mit Rat und Tat unterstützt hätte! Daß er aus eigener Gewinnsucht seine Einwilligung nicht geben und Claras Vermögen noch einige Jahre zurückbehalten wollte, scheint mir gänzlich ausgeschlossen, denn er wollte das Geld ja verzinsen, und hat Claras Konzerteinnahmen immer mit voller Uneigennützigkeit ihr überlassen und redlich verwaltet. Und die Drohung, er wolle Claras erspieltes Vermögen als Honorar für die ihr erteilten Klavierstunden sich zurechnen, war doch ebensowenig ernst gemeint wie jene andere, er werde Robert erschießen, wenn er es noch einmal wage, sich Clara zu nähern.

Diese Geldrücksichten können aber unmöglich der einzige Beweggrund seines Handelns gewesen sein; wir müssen noch nach einem anderen suchen. Vergegenwärtigen wir uns, wie er Clara erzogen, was er ihr gegeben, was sie für ihn geworden war. Im Januar 1835 hatte er auf zwei durch Zufall leergebliebene Blätter des Tagebuches siebzehn Fragen, „welche in jeder Stadt siebenhundertmal, namentlich von der wißbegierigen Häfte des menschlichen Geschlechts, an uns getan werden", ein für allemal beantwortet. Darunter befindet sich auch folgende: „Haben Sie noch mehrere so musikalische Kinder?" „Sie haben ebensoviel Talent, aber nichts gelernt."

„Wieso?"

„Weil ich nur ein Leben zu verschenken habe."

Es liegt Größe in dieser Antwort. Wieck hatte zehn Jahre Lebensarbeit an die Tochter gewandt, und wenn nicht alles täuscht, unterschätzte er die ursprüngliche Naturanlage und hielt das, was Clara leistete, ausschließlich für das Resultat seiner Pädagogik. Er sah ihr Künstlertum sozusagen als sein Eigentum an, die Klavierspielerin Clara als sein, nur sein Geschöpf, das er nun auch leiten wollte nach seinem Willen. Und dies Geschöpf wollte auf einmal sein Schicksal selbst bestimmen, wollte Wege gehen, die es selbst wählte; er sollte nicht mehr Macht über sie haben? Es mag zuerst sich eine Art fassungsloser Bestürzung seiner bemächtigt haben, die dann, als er sah, daß all sein Widerstreben vergeblich war, in eine Wut umschlug, der jedes Mittel recht war, um die Abtrünnige zu strafen. Väterliche Bedenklichkeit, verletzte Eigenliebe, wahrer Schmerz eines gekränkten Herzens, kleinlicher Ärger — alles dies hat sich vielleicht gemischt und in ihm gewirkt, da er sein Kind mit blindem Haß verfolgte.

Denn was man immer zur Erklärung von Wiecks Handlungsweise anführen mag, vollkommen entschuldigen wird man sie nicht können. „Hätte der Vater manchmal in mein Inneres sehen können, er hätte Mitleid gehabt; er ist sehr gut,

und er hat an mir getan, was kein Vater so leicht tut, aber eine edle, schöne Liebe kennt er nicht und versteht sie auch nicht. Dies tut übrigens meiner kindlichen Liebe zu ihm keinen Abbruch. Ich fühle manchmal das tiefste Mitleid für ihn, ich möchte ihm gerne lohnen, doch was kann ich für mein Herz!" So schreibt Clara. Wahrlich, auch der Leser der Kapitel, die Wiecks letzte Anstrengungen, die Heirat zu hintertreiben, schildern, Episoden, die einem Sensationsroman, nicht der Wirklichkeit entnommen scheinen, kann sich eines tiefen Mitleids mit dem in irrer Verblendung handelnden Mann nicht entschlagen. Als Clara durch ihr Mädchen den Vater um ihren Wintermantel bitten ließ, antwortete er: „Wer ist denn die Mamsell Wieck? ich kenne zwei Fräulein Wieck nur, das sind meine beiden kleinen Töchter hier, eine andere kenne ich nicht." Nach Berlin, wohin Clara gereist war, schickte er Nachrichten, in denen er seine Tochter „ein von einem Elenden demoralisiertes Mädchen ohne Scham" nennt, ebenso suchte er ihr in Hamburg und Bremen durch eine vielfach verbreitete „Erklärung" zu schaden, die von einem „abgefallenen, verworfenen, boshaften Mädchen" spricht; ja, er scheute sich nicht, ihr in anonymen Briefen die törichtsten Verleumdungen gegen Schumann beizubringen. Und nachdem alle seine Einwände vom Gericht als unbegründet abgewiesen waren, da trat er mit einem ganz unerwarteten, neuen hervor: der Verlobte seiner Tochter sei ein Trinker.

Härter als alles andere traf Schumann dieser heimtückische Schlag einer völlig aus der Luft gegriffenen Verleumdung. Und wenn er sich auch damit tröstete, daß es ihm leicht sein würde, den Einwand zu entkräften, wenn er auch an Clara schrieb: „Die Schamlosigkeit seines Vorwurfs wird mir viel gemildert durch die Teilnahme so Vieler; Graf Reuß und David haben sich mir freiwillig erboten, vor Gericht zu zeugen, Mendelssohn tut dasselbe," so schmerzte es ihn doch unsäglich. Schon vorher hatte er gefühlt, daß die Aufregungen des Prozesses seine immerhin nur zarte Gesundheit angriffen, er klagte über völligen Mangel an Gedanken, besonders am Klavier, und über „grimmige Kopfschwäche"; aber jetzt bemächtigte sich seiner eine übermäßige, krankhafte Reizbarkeit, durch die er seiner Clara ihr schweres Leben oft noch schwerer machte. Und in dieser fürchterlichen Lage zeigt sie recht, daß sie wirklich ein „starkes Mädchen" ist und mehr Elastizität und Tatkraft besitzt als ihr Geliebter. Denn nicht nur kämpft sie sich tapfer durch alles Ungemach, trotz vieler heimlicher Tränen; sie findet auch Sammlung, Konzerte zu geben, und genug Frische des Geistes, um Robert zu erheitern und ihm „die Sorgenfalten aus der Stirn zu streichen".

Wieck zog es vor, den Wahrheitsbeweis für seinen Einwand nicht anzutreten. Aber es ist merkwürdig, zu sehen, wie das Gift, das er ausgespritzt hatte, im stillen weiter frißt, wie der Vorwurf, daß Schumann ein Gewohnheitstrinker gewesen sei, von Zeit zu Zeit aufs neue erscheint; noch jüngst hat ihn eine englische belletristische Zeitschrift mit breitem Behagen wieder aufgetischt. Alles vergeht — Verleumdung besteht!

Mit Wiecks Rückzug hatte die Prüfungszeit des Brautpaars ihr Ende erreicht. Am 12. August („am Tage Clara") 1840 war die für die Kläger günstige Entscheidung des Gerichts rechtskräftig geworden, und vier Wochen später fand die Hochzeit statt. Auch an diesem Tage trägt Clara gewissenhaft die Ereignisse ins Tagebuch ein und scheidet von diesen Jahren mit einer zurück- und vorwärtsschauenden Betrachtung: „Eine Periode meines Lebens ist nun beschlossen: erfuhr ich gleich viel Trübes in meinen jungen Jahren schon, so doch auch manches Freudige, was ich nie vergessen will. Jetzt geht ein neues Leben an, ein schönes Leben, das Leben in dem, den man über alles und sich selbst liebt, aber schwere Pflichten ruhen auch auf mir, und der Himmel verleihe mir Kraft, sie getreulich wie ein gutes Weib zu erfüllen."

Nur eine Hindeutung auf den Wert des Buches sollen diese Seiten sein, denn selbst die ausführlichste Besprechung könnte nichts tun, als einzelnes herausgreifen, und hier ist alles wissenswert und für die Erkenntnis der beiden Künstlerpersönlich-

keiten förderlich. Das äußere Ereignis tritt weit zurück vor dem inneren Erlebnis; man muß diese Dokumente des Herzens und der Seele, die das feinste geheimste Empfinden bloßlegen, Satz für Satz durchlesen, dann wird man Schumann beistimmen, der einmal seiner Braut schreibt: „Ja, Clara, ich glaube manchmal, Künstlerinnen wie Du könnte man vielleicht noch finden, aber Mädchen von so innigem und starkem Gemüt wie Du wohl wenige."

Carl Krebs.

Das Buch einer Anonymen.

Briefe, die ihn nicht erreichten. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Ohne Verfassernamen geht dies Buch in die Welt; aber wir haben kaum die erste Seite gelesen, und es ist so gut wie gewiß, daß hinter der Anonymität sich eine Verfasserin verbirgt. „Es ist alles eine Frage von Nuancen," sagt sie gleich auf dieser ersten Seite; und in der Tat, solcher Nuancen ist nur eine Frauenseele fähig. Allein, mit dieser feinen, echt weiblichen Rezeptivität ist die geistige Physiognomie der Verfasserin noch bei weitem nicht genügend charakterisiert: wenn man den Gedanken nicht abweisen kann, daß die Heldin ihres Briefromans nur ausspricht, was sie selber empfunden und beobachtet, so machen wir uns von ihr das Bild einer Dame, die — reich von der Natur ausgestattet — sich auf den Höhen des Daseins bewegt, vieler Herren Länder kennen gelernt, in vieler Menschen Schicksale geschaut, die ein warmes Herz für ihre Leiden, ein scharfes Auge für ihre Schwächen hat und, frei von jedem Vorurteil, die Dinge nach ihrem wahren Werte schätzt. Fügen wir hinzu, daß ihr Stil individuell, immer anregend, zuweilen glänzend, das, was sie schildert oder erzählt, bunt und mannigfaltig ist; daß trotz der etwas drückenden Atmosphäre, die auf den tragischen Ausgang vorbereitet, bald hier, bald da der Humor durchbricht und mit einer romantischen Ader sich ein Zug leiser Ironie verbindet, die ja der Romantik auch nicht fremd ist: so haben wir, wie uns dünkt, einen annähernden Begriff von der Verfasserin und einen gewiß zutreffenden von ihrem Buche.

Das, was man allenfalls den Roman darin nennen könnte, ist sehr einfach: eine deutsche Dame, die Schweres in der Heimat durchgemacht, lebt mit ihrem Bruder, dem Repräsentanten eines großen Geschäftshauses, in Peking. Dort begegnet sie einem Landsmann, der gelehrter Zwecke halber nach China gekommen ist, und mit dem sie sich so innig befreundet, daß der Druck der Vergangenheit allmählich von ihr zu weichen beginnt. Beide fühlen, daß sie füreinander bestimmt sind — aber sie wird ihm immer nur Freundin bleiben dürfen, da ihr trauriges Los sie an einen Gemahl kettet, der geistig umnachtet in Deutschland zurückgeblieben ist. Sehr hübsch wird der Verkehr der deutschen Kolonie in Peking dargestellt, die, von keiner Vorahnung getrübt, unter dem fremden, aber nicht unliebenswürdigen Volke sich wie eingebürgert fühlt. Aus dieser Umgebung wird der Bruder, und mit ihm die Schwester, nach New York versetzt; und von nun ab beginnt die Reihe der „Briefe, die ihn nicht erreichten". Wo immer die Freundin weilt, und was sie erlebt, sie teilt es dem fernen Freunde mit. Bald ernst, bald heiter wogt es in dieser leidenschaftlichen Seele, die sich in einem Moment, mit Zweifeln kämpfend, bis an die Grenzen des Transzendentalen wagt und im anderen mit kindlicher Naivität, ja Neugierde die Dinge rings um sich her anblickt. Wunderschöne Naturschilderungen von der Reise, Land- und Seebilder wechseln mit den geistreichsten Aperçus aus dem New Yorker Gesellschaftstreiben, Szenen aus feinen exklusiven Kreisen mit

solchen, in denen die ganze Liebe der Verfasserin für die Kleinen, die Schwachen und Unterdrückten spricht. Plötzlich sehen wir uns nach Berlin versetzt: jener Unglückliche ist gestorben, die Freundin ist frei! In den Jubel ihrer Seele mischt sich leise Wehmut, da sie die Stätten ihrer Kindheit wieder betritt. Diese Berliner Briefe gehören zu den anmutigsten zugleich und ergreifendsten der ganzen Kollektion; nicht nur, daß es äußerst interessant für uns ist, unser Berlin in einer so neuen Beleuchtung zu sehen; aus jeder Zeile spricht auch — wie soll man es nennen? — das Heimweh der in der eigenen Heimat fremd Gewordenen. In den Abschied von Berlin — es ist Mai 1900 — klingen die ersten beunruhigenden Nachrichten aus China, die jedoch, wie man sich erinnert, nicht recht ernst genommen werden; und hoffnungsfreudig der Vereinigung mit dem geliebten Freunde entgegensehend landet die Freundin abermals in New York. Jetzt aber, von Tag zu Tage finsterer, verdichtet sich das Gewölk über China, das Ungewitter des Boxeraufstandes in all seiner unseligen Gewalt bricht aus, Schlag auf Schlag folgen sich die Hiobsposten, jedes Telegramm bringt Kunde von neuen Greueltaten, von Mord und Brand, von der Niedermetzelung des deutschen Gesandten, vom Kampf um die Legationen und der Fruchtlosigkeit des ersten Versuches der Hilfe. — Man fühlt, wie die Qual der Ungewißheit sich zum Unerträglichen steigert, wie die Seelenpein sie töten muß. Niedergeworfen von Angst und gefoltert von Sorge, fleht die Kranke zur Vorsehung nur um ein Wort vom Geliebten — noch einmal beginnt sie einen Brief an ihn, der ihn jedoch so wenig wie alle anderen erreichen wird. Er ist tot, und mit dieser Gewißheit entsinkt auch der Hand der Sterbenden die Feder.

Aus einem kurzen Nachwort des Bruders erfahren wir, daß der Freund der Schwester während des ganzen Jahres, das die Briefe der Schwester umfassen, seinen Studien obgelegen in entfernten chinesischen Klöstern, wohin kein Laut der Außenwelt drang. Erst beim Ausbruch der Unruhen trifft er in Peking wieder ein, und dort, als eines ihrer letzten Opfer, fiel er. Die für ihn bestimmten Briefe kamen aus Shanghai nach Peking, als er schon nicht mehr war, und dort erhielt sie der Bruder, der sie zum Andenken an beide herausgegeben hat. „Vielleicht," sagt er „erreichen sie auch andere einsame Menschen, die noch auf der großen Lebensfahrt begriffen sind und gern einen Augenblick am Wege rasten, um auf die Stimmen derer, die vor ihnen gegangen sind, zu lauschen, wie sie leise aus der Vergangenheit klingen."

Wer das Buch in einer solchen Stimmung liest, wird es sicher nicht unbewegt aus der Hand legen.

J. R.

David Friedrich Strauß und Eduard Mörike.

Ein Nachwort.

In meiner Publikation „David Friedrich Strauß und Eduard Mörike“ im Aprilheft der „Deutschen Rundschau“ ist mir etwas Menschliches passiert. Der letzte und — schönste der dort von mir veröffentlichten Briefe ist nicht echt. Meine Vorlage, ein Konvolut von sechs sauber zusammengehefteten Blättern in einem Umschlage, von der Adresse bis zur Unterschrift von Mörikes feiner Hand hergestellt, ist — wofür kein Anhaltspunkt vorlag — nur eine Abschrift des Dichters. Ich fand das Schriftstück, wie a. a. O. bemerkt, in der Autographensammlung des Herrn Bankier Alexander Meyer Cohn zu Berlin unter dessen Mörike-Handschriften. Der unter der Maske Joseph Haydns geschriebene Brief, der sich so gut in meine zusammenfassende Skizze einfügt, könnte aus inneren und äußeren Gründen sehr wohl von Mörike verfaßt sein; auch daß dieser ihn sich so sorgsam abgeschrieben hat, spricht dafür. Des Dichters hochbetagter Schwester Klara stiegen beim Lesen des von mir veröffentlichten Schreibens, wie sie mir mitteilt, bereits leise Zweifel an der Echtheit auf, und nun verpflichtet mich einer der besten Kenner alles dessen, was schwäbisch ist, Herr Oberstudienrat Dr. Julius von Hartmann in Stuttgart, mein allzeit bereiter Helfer und Berater; durch den Nachweis, daß der Brief von dem ob seines feinen Humors hochgeachteten württembergischen Prälaten Dr. von Hauber verfaßt worden ist. Aus dessen Nachlaß ist er auch bereits vor zwanzig Jahren, an einer für Nicht-Schwaben allerdings recht abgelegenen Stelle, nämlich im „Württembergischen Staatsanzeiger“, Besondere Beilage 1883, Nr. 18, veröffentlicht worden. Wie der Brief an Mörike gelangt ist, ob etwa über Friedrich Vischer und dessen Neffen Wilhelm Hemsen oder über den Stuttgarter Oberhofprediger Grüneisen oder über Friedrich Notter, das muß dahingestellt bleiben. David Friedrich Strauß' Sohn, Oberstabsarzt a. D. Dr. Fr. von Strauß in Stuttgart (der an der von mir proklamierten Verfasserschaft übrigens nicht Anstoß genommen hatte) versichert mir, daß der Haydn-Brief nie in die Hände seines Vaters gelangt sei, und dasselbe nimmt Haubers Sohn an. Man hat also wohl mit Rücksicht auf den schwer leidenden Zustand des in dem Schreiben Angegriffenen von der Absendung wohlweislich abgesehen.

Herr Professor Dr. Hermann Fischer in Tübingen — und gleichzeitig mit ihm Herr Professor Dr. G. Wenzel in Marburg — steuert mir endlich noch die Anmerkung bei, daß der von dem Schreiber gebrauchte Ausdruck „Schusterbletze“ im Musikerjargon für den übermäßigen Gebrauch des „Sequenzens“, d. h. der immer wiederkehrenden Wiederholung desselben Motivs in anderer Tonlage, diene, an der vorliegenden Stelle also auf Richard Wagners Leitmotivwesen gemünzt sei.

Wenn ich nach alledem auch meine Leser wegen der Irreführung um Entschuldigung bitten muß, so hoffe ich doch, daß es niemand bereuen wird, das prächtige Schreiben, das sonst schwerlich in weiteren Kreisen bekannt geworden wäre, gelesen zu haben.

Leipzig. Dr. **Harry Maync.**

β. **Meyers Großes Konversations-lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 130 Textbeilagen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. Bd. I 1902. Bd. II 1903.

Eine neue Auflage von Meyers Lexikon durchzusehen, gehört zu den ziemlich ungetrübten Freuden auf literarischem Gebiet. Man steht vor einem vollkommen harmonischen Unternehmen. Die erste Anlage war geschickt und solid, der Erfolg ist glänzend gewesen; nun wird in der gleichen ernsten Weise mit sachlichem Ehrgeiz und dem Wunsch, den Erfolg zu verdienen, weitergearbeitet. Zwischen dem ersten Bande der fünften und dem ersten dieser sechsten Auflage liegen acht Jahre. Bei dem Schrittmaß unserer Zeit bedeutet das eine Welt an neuem Wissen und Erleben. Wenn irgendwo, so gilt aber auch bei dem Konversationslexikon der Satz vom unablässigen Neuerwerben des Ererbten zum Dauerbesitz. Das ist ja das charakteristische bei uns „Geschichtsmenschen", daß wir mit jeder neuen Wegstation auch die Vergangenheit neu sehen. So fließt für solches Lexikon alles, nicht nur die neue Gegenwart, sondern auch die älteste Vergangenheit. Es ist vielleicht keine Zeile darin, die nicht nach einem Jahrzehnt durchgesehen werden müßte. Aber der echte Lohn dieser außerordentlichen Arbeit liegt auch auf einem noch weit höheren Gebiet als dem der Tageshilfe. Jede Auflage eines derartig gewissenhaft redigierten Lexikons hat als Zeitspiegel unschätzbaren kulturgeschichtlichen Quellwert für die Zukunft. Man wird die Auflagen in den Bibliotheken haben, und der Forscher wird von ihnen eine Jahresfolge wichtigster Erkenntnis ablesen: wie die Menschen um 1894, um 1902 und so weiter gesehen haben. Neben diesem Schritthalten mit dem Strom der Dinge geht aber eine beständige Besserungsarbeit am Gerüst des Ganzen, Besserungen des Spiegels gleichsam, der das Bild fixieren soll. Auch diese methodische Vertiefung ist bei Meyer durchweg sehr lobenswert. Diese sechste Auflage steckt sich ihren Raum weiter: sie gibt zwanzig Bände statt der siebzehn von 1894. Die Bilder sind um über tausend vermehrt. Dabei sind unter anderem 24 neue Tafeln zur Völkerkunde, 25 neue zur Geologie, 40 zur Technologie. Bemerkenswert ist gerade für dieses Lexikon, das früher wenigstens in den Beilagen mehr aufs Naturwissenschaftliche und Technische ging, eine Aufbesserung der kunstgeschichtlichen Bildertafeln. Die Geschichte der Bildhauerkunst ist nicht mehr mit dem mangelhaften Konturenstich illustriert, sondern durch guten schattierten Holzschnitt. Als reiner Schmuck sind eine Anzahl Porträttafeln (Afrikaforscher, Goethe- und Bismarck-Bildnisse u. a.) zugegeben. Soll noch ein Wunsch zum Schluß vor so viel bester Leistung ausgesprochen sein, so ist es der eines rascheren Tempos beim Erscheinen. Man möchte das Gute gern ganz haben, und gerade beim Nachschlagewerk für den Augenblick eilt man doppelt.

λζ. **Friedrich der Große.** Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Hermann von Petersdorff. Mit 277 zeitgenössischen Bildern, 27 faksimilierten Schriftstücken, Beilagen und Plänen. Berlin, A. Hofmann & Co. 1902.

Das vorliegende Werk ist nach einer „Vorbemerkung" des Verfassers bestimmt, „den breiten Massen der Gebildeten den Inhalt der monumentalen, alle einzelnen Ergebnisse kritischer Forschung vorlegenden und sich der Natur der Sache nach nur an einen gewählteren Kreis der gebildeten Welt wendenden Biographie aus der Feder von Reinhold Koser in kürzerer Fassung vorzutragen und zur Veranschaulichung der Persönlichkeit des Königs und seiner Zeit einen reichen Bilderschmuck zu bringen"! Doch was uns geboten wird, ist mehr, als es nach obigen Worten den Anschein hat; denn der Verfasser hat überdies nicht nur die umfangreiche Literatur über den König ausgiebig herangezogen, sondern auch selbst ernste Quellenstudien getrieben und sich danach ein selbständiges Urteil gebildet. Freilich sind wir nicht immer in der Lage, seiner Auffassung beizupflichten. Wenn er die Ursachen des Konfliktes zwischen Vater und Sohn vornehmlich in der „falschen oder doch zu sehr übertriebenen Erziehungspraxis" Friedrich Wilhelms I. auf der einen und in der „Unbesonnenheit" und „Unreife" Jung-Friedrichs auf der anderen Seite sieht, so berücksichtigt er nicht hinreichend den Gegensatz ihrer „Sinnesweise" und ihrer „Naturen". Ebensowenig ist nach der neuesten Forschung die Ansicht aufrechtzuerhalten, daß „der Geist der Entschiedenheit und der Offensive", der den jungen König auszeichnete, „bei dem alternden Manne verblaßt und verflüchtigt" sei. Denn gleichwie in den früheren beabsichtigte Friedrich in dem letzten seiner Waffengänge mit Österreich 1778 die Entscheidung durch eine „gute Bataille" in Mähren herbeizuführen. Da aber Prinz Heinrich im kritischen Augenblicke versagte, ging dieser große Plan zu Scheiter. Trotz dieser Ausstellungen im einzelnen bleibt dem Werke Petersdorffs sein Wert. Von nationalem Geiste ist es durchweht und von großer Auffassung getragen. Eine Fülle von Zitaten, die Friedrichs bilderreiche und packende Sprache lebendig veranschaulichen, gibt der Darstellung plastische Gestalt. Den Höhepunkt des Buches, das alle Seiten der Tätigkeit des Königs berücksichtigt, bildet die „Geschichte des Siebenjährigen Krieges", in welchem Friedrich die Anerkennung der Großmachtstellung Preußens erzwang, zugleich die Geschichte eines Heldentums sondergleichen; denn wie es schon Napoleon I. rückhaltlos ausgesprochen hat: „Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt, sondern Friedrich der Große."

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ackermann. — Judentum und Christentum. Von A. Ackermann. Leipzig, M. W. Kaufmann. 1903.

Ancestor, The. — A quarterly review of county and family history, heraldry and antiquities. Edited by Oswald Barron. London, Archibald Constable & Co. April 1903.

Auernheimer. — Lebemänner. Novelle von Raoul Auernheimer. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1903.

Bartels. — Kritiker und Kritikaster. Pro domo et pro arte. Von Adolf Bartels.

Benvenisti. — Les Hérétiques. Par Alphonse Benvenisti. Paris, Plon. 1903.

Benzmann. — Meine Heide. Gedichte von Hans Benzmann. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Bischoff. — Freimaurerei und Loge. Betrachtungen über den sozialethischen Beruf der Freimaurerlogen. Von Dietrich Bischoff. Leipzig, Max Hesse. 1903.

Bliß. — Weltkinder. Gedichte von Paul Bliß. Berlin, L. Wilhelm Siedenburg. 1903.

Bode. — Gasthausreform durch die Frauen. Von Wilhelm Bode. Herausgegeben vom Deutschen Verein für Gasthausreform. Mit 15 Bildern und Grundrissen. Weimar, W. Bodes Verlag. 1903.

Bode. — Goethes bester Rat. Von Wilhelm Bode. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Bölsche. — Goethe im zwanzigsten Jahrhundert. Von Wilhelm Bölsche. Vierte, neu durchgesehene Auflage. Berlin, Franz Wunder. 1903.

Bormann. — O alte Burschenherrlichkeit! Moderne Burschenlieder nach lieblichen, wenn auch altmodischen Singweisen. Mit kohlpechrabenschwarzer Farbe, aber in rosenroter Laune gedichtet. Von Edwin Bormann. Gepinselt von Arthur Lewin. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. 1903.

Briefe, die ihn nicht erreichten. — Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Conrady. — Chinas Kultur und Literatur. Von A. Conrady. (Hochschulvorträge für jedermann. Heft 19—22 und 29—30.) Leipzig, Dr. Seele & Co. 1903.

Cook. — Die erste Südpolarnacht 1898—1899. Bericht über die Entdeckungsreise der „Belgica“ in der Südpolarregion. Von Frederick A. Cook. Deutsch von Anton Weber. Mit zahlreichen Illustrationen. Kempten, Josef Kösel. 1903.

Cottasche Handbibliothek. — Nr. 41. Spinoza. Ein Denkerleben. Von Berthold Auerbach. — Nr. 52. Die drei gerechten Kammmacher. Erzählung von Gottfried Keller. — Nr. 58. Ovid bei Hofe. Novelle von W. H. Riehl. — Nr. 59. Die Plejaden. Ein Gedicht in zehn Gesängen von Adolf Friedrich Grafen von Schack. — Nr. 63. Ludwig der Baier. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Ludwig Uhland. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Diesterweg. — Aus dem Pionierleben während meines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Südafrika. Von Moris Diesterweg. Burg, A. Hopfer. 1903.

Duncan. — Der Tanz der Zukunft. Eine Vorlesung von Isadora Duncan. Übersetzt und eingeleitet von Karl Federn. Leipzig, Eugen Diederichs. 1903.

Ebner-Eschenbach. — Agave. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Ebner-Eschenbach. — Glaubenslos? Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Ferrari. — Com 'era amministrato un Comune del Veronese al principio del sec. XVI. Di Ciro Ferrari. Verona, G. Franchini. 1903.

Frank. — Die Lene. Roman von Ulrich Frank. Berlin, Carl Freund. 1903.

Fred. — Roman eines Globe-Trotters. Von W. Fred. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Fuchs. — Die Karrikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit. Von Eduard Fuchs. Neue Folge. 1848—1900. Bis zum sechsten Heft. Berlin, A. Hofmann & Co.

v. G. — Abrüstung! Vorschlag Kaiser Nikolaus II. von Rufsland an die Regierungen vom 24. August 1898. Von L. F. v. G. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Gerin. — Études sur Claude Tillier (1801—1844). Première série. Par Marius Gerin. Paris, Garnier frères. 1902.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Zweiundzwanzigster Band: Dichtung und Wahrheit. Erster Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer. Zweiunddreißigster Band: Benvenuto Cellini. Zweiter Teil und Anhang. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang von Oettingen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Gomperz. — Griechische Denker. Eine Geschichte der antiken Philosophie. Von Theodor Gomperz. Zweite, durchgesehene Auflage. Erster und zweiter Band. Leipzig, Veit & Co. 1903.

Grabein. — Du mein Jena. Roman von Paul Grabein. (Vivat Academia! Romane aus dem Universitätsleben. Erster Band.) Berlin, Richard Bong. O. J.

Gregers Reisebibliothek. — Heft 1—3. Illustrierte Bilder aus Südamerika. Herausgegeben von J. Greger. München, Franz X. Seitz. 1902.

Griebens Reiseführer. — Thüringen. Praktisches Reisehandbuch. Zweiundzwanzigste, neubearbeitete Auflage. Mit elf Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903—1904.

Gruenstein. — Eros. Dichtungen von Josef Gruenstein. Berlin, Karl Siegismund. O. J.

Grupp. — Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit. Von Georg Grupp. Erster Band. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. 1903.

Heiberg. — Die schwarze Marit. Roman von Hermann Heiberg. München, Eduard Koch. 1903.

Hesses Volksbücherei. — Nr. 1. Die Ahnfrau. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Franz Grillparzer. — Nr. 3—4. Der Tag von Stralsund. Ein Bild aus der Hansezeit. Von Wilhelm Jensen. — Nr. 5. Prokopus. — Die drei Schmiede ihres Schicksals. Zwei Erzählungen von Adalbert Stifter. — Nr. 6—7. Verhängnisse. — Die Flucht über die Kordilleren. — Die Backwoodsmen Nordamerikas. Drei Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. — Nr. 8 und 9. Das goldene Vließ. Dramatisches Gedicht in drei Abteilungen von Franz Grillparzer. — Nr. 12. Das sonderbare Duell. — Ein berühmter Name. Zwei humoristische Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. — Nr. 29. Der Waldbrunnen. — Nachkommenschaften. Zwei Erzählungen von Adalbert Stifter. Leipzig, Max Hesse.

Hilprecht. — Die Ausgrabungen der Universität von Pennsylvania im Bel-Tempel zu Nippur. Ein Vortrag von H. V. Hilprecht. Mit 36 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1903.

Hoffmann. — Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Holzer. — Schubart-Studien. Von Ernst Holzer. Mit einem Bild Schubarts und Musikbeilagen. (Mitteilungen des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben. Zehntes Heft.) Ulm, Druck von Gebrüder Nübling. 1902.

Kappstein. — Emil Frommel. Von Theodor Kappstein. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Koch. — Die Friedensbestrebungen Wilhelms III. von England in den Jahren 1691—1697. Ein Beitrag zur Geschichte des Rijswijker Friedens. Von Gallus Koch. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1903.

Koenigsberger. — Hermann von Helmholtz. Von Leo Koenigsberger. Zweiter und dritter Band. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1903.

Kossak. — Unschuld. Roman von M. Kossak. Berlin, Richard Eckstein Nachf. O. J.

Kralik. — Unsere deutschen Klassiker und der Katholizismus. Von Richard von Kralik. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Lavisse. — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Tome premier. I. Tableau de la géographie de la France. Par P. Vidal de la Blache. Paris, Hachette & Cie. 1903.

Lemmermeyer. — Novellen und Novelletten. Von Fritz Lemmermeyer. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Marine, Die kaiserliche, während der Wirren in China 1900—1901. Herausgegeben vom Admiralstabe der Marine. Mit 8 Abbildungen und 20 Plänen und Skizzen in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Matter. — La Prusse et la révolution de 1848. Von Paul Matter. Paris, Félix Alcan. 1903.

Meyers Reisebücher. — Deutsche Alpen. Zweiter Teil. Siebente Auflage. Mit 27 Karten, 5 Plänen und 8 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1903.

Meyers Reisebücher. — Dresden, Sächsische Schweiz und Lausitzer Gebirge. Sechste Auflage. Mit 12 Karten, 9 Plänen und 4 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1903.

Molière-Möser. — Amphitryon. Von Molière. Verdeutscht von Carl Möser. Berlin, Emil Goldschmidt. 1902.

Müller. — Diary and Letters of Wilhelm Müller. With explanatory notes and a biographical index. Edited by Philip Schuyler Allen und James Taft Hatfield. Chicago, The University of Chicago Press. 1903.

Münz. — „Es werde Licht!" Eine Aufklärung über Bibel und Babel. Von Wilhelm Münz. Breslau, Wilhelm Koebner. 1903.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuſs der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Achter Jahrgang, bis zur neunten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Nansen. — Eskimoleben. Von Fridtjof Nansen. Aus dem Norwegischen übersetzt von M. Langfeldt. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1903.

Noë. — Die Schweiz in 15 Tagen mit Generalabonnement genuſsreich und billig zu bereisen. Von R. Noë. Mit einer guten Karte der Schweiz u. s. w. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. Br. und Leipzig, Fr. Paul Lorenz. 1903.

Noirval. — La question macédonienne et l'influence française en orient. Par Gérard de Noirval. Bruxelles, Oscar Schepens & Cie. S. a.

Prelooker. — The new isrealite; or Rabbi Shalom. On the shores of the black sea. By Jaakoff Prelooker. London, Simpkin, Marshall, Hamilton, Kent & Co. 1903.

Prince. — Eine deutsche Frau im Innern Ostafrikas. Nach Tagebuchblättern erzählt von Magdalene Prince. Mit einem Titelbilde und 14 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Püttner. — Italienisches Novellenbuch. Von Jane Püttner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Raaben. — Zwisch'n Gut und Bös. Volksstück in drei Aufzügen. Von Eugen Raaben. (Nach Ludwig Anzengrubers Erzählung „Der Hoisel-Boisel".) Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Reiset. — Mes souvenirs. Par Monsieur le Comte de Reiset. Paris, Plon. 1903.

Report of the commissioner of education for the year 1900–1901. Vol. 2. — Washington, Government printing office. 1902.

Röck. — Der unverfälschte Sokrates, der Atheist und „Sophist" und das Wesen aller Philosophie und Religion. Gemeinfaſslich dargestellt von Hubert Röck. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1903.

Roosevelt. — Amerikanismus. Schriften und Reden von Theodore Roosevelt. Ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort versehen von Paul Raché. Fünfte Aufl. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Salburg-Falkenstein. — Liebesgeschichten. Von Theodor Salburg-Falkenstein. Wien, Berlin und Leipzig. Verlag neuer Lyrik. 1902.

Salzer. — Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Anselm Salzer. Mit 22 vielfarbigen, 14 zweifarbigen, 74 schwarzen Beilagen und über 300 Abbildungen im Text. Erste Lieferung. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft.

Schmidbauer. — Die galante Henny. Gesellschaftsstudie von Maxim Schmidbauer. Illustriert von H. Volckert. München, August Schupp. O. J.

Schnitzler. — Reigen. Zehn Dialoge von Arthur Schnitzler. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1903.

Schubin. — Refugium peccatorum. Roman von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Schwarzkopff. — Nietzsche der „Antichrist". Eine Untersuchung von Paul Schwarzkopff. Schkeuditz bei Leipzig, W. Schäfer. 1903.

Skitalez. — Spießruten. Von Skitalez. Deutsch von August Scholz. München, Dr. J. Marchlewski & Co. 1903.

Speyer. — Gedichte von Friedrich Speyer. Mit Zeichnungen von Franz Staſſen. Potsdam, A. Stein. O. J.

Spinner. — Etwas über den Stand der Kultur bei den Juden in Polen im 16. Jahrhundert. Von S. Spinner. Erstes Heft. Wien, Selbstverlag des Verfassers. O. J.

Stenger. — La société française pendant le consulat. Par Gilbert Stenger. Paris, Perrin & Cie. 1903.

Stockert-Meynert. — Grenzen der Kraft. Eine Erzählung von Dora von Stockert-Meynert. Wien und Leipzig, Wiener Verlag. 1903.

Strackerjan. — Dänische Friedensstörer. Aus dänischen Quellen erläutert von Karl Strackerjan. Erster Teil: In Schleswig selber. Hadersleben, Rudolf Martens. 1903.

Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. — II. Das Abbrechen von Gefechten. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. (Hierzu ein Kartenband.) Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Stumme. — Über die deutsche Gaunersprache und andere Geheimsprachen. Von Stumme. (Hochschulvorträge für jedermann. Heft 32.) Leipzig, Dr. Seele & Co. 1903.

Thouvenel. — Pages de l'histoire du second empire d'après les papiers de M. Thouvenel. Par L. Thouvenel. Préface de M. Albert Vandal. Paris, Plon. 1903.

Tusa. — Der graue Stein. Von Paul Tusa. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Unger. — Platen in seinem Verhältnis zu Goethe. Ein Beitrag zur inneren Entwicklungsgeschichte des Dichters. Von Rudolf Unger. Berlin, Alexander Duncker. 1903.

Valentin. — Der Mond und der Mai oder Don Juan. Lose Blätter und Wandelbilder aus dem Leben. Eine Dichtung von J. van C. Herausgegeben von Peter Valentin. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Walter. — Babel, Bibel und — Bebel. Ein religions- und geschichtsphilosophischer Rückblick und Ausblick. Von Curt L. Walter. Weimar, Richard Leutloffs Verlag. 1903.

Wegweiser, offizieller, für Wörishofen und die Kneippkur. — Wörishofen, H. Hartmann. 1903.

Weide. — Wie macht man eine angenehme Seereise? Eine Zusammenstellung von Schiffstouren, deren Fahrtdauer, Abfahrtzeiten und Fahrpreisen. Von R. Weide. Halle a. S., Louis Nebert. O. J.

Wedekind. — Mine-Haha oder über die körperliche Erziehung der jungen Mädchen. Aus Helene Engels schriftlichem Nachlaß herausgegeben von Frank Wedekind. München, Albert Langen. 1903.

Weitbrecht. — Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. Von Carl Weitbrecht. Leipzig, G. J. Göschen. 1902.

Wilde. — Das Bildnis Dorian Grays. Von Oskar Wilde. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Wilde. — Fingerzeige. Von Oskar Wilde. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Zander. — Das Licht-Luftproblem. Ein Beitrag zu seiner Entwicklungsgeschichte. Von Herwarth Zander. Leipzig und Berlin, Giesecke & Devrient. 1903.

Zanten. — Leitfaden zum Kunstgesang. Von Cornelie van Zanten. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Ziegler. — Die universelle Weltformel und ihre Bedeutung für die wahre Erkenntnis aller Dinge. Zweiter Vortrag von J. H. Ziegler. Zürich, Kommissionsverlag von Albert Müller. 1903.

Ziegler. — Das Wesen der Kultur. Von Leopold Ziegler. Leipzig, Eugen Diederichs. 1903.

Zwiedineck-Südenhorst. — Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806–1871). Von H. von Zwiedineck-Südenhorst. Zweiter Band: Geschichte des Deutschen Bundes und des Frankfurter Parlaments (1815–1849). Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils,perp bd.114-115

Deutsche Rundschau.

3 1951 001 886 974 E

Digitized by Google